GUTENBERG, HAUSFREUND FÜR GEBILDETE FAMILIEN

pag. 8. [illegible]
" 25. [illegible]
" 113.



No. 1. (Sonnabend, den 1. Januar.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Sagen der Stadt Leipzig.

Das Brautwehr.

von

Ferdinand Backhaus.

1.

Mögen Andere ihren Stoff in der Ferne suchen, und mit geflügelter Phantasie Berge und Thäler, wilde Schluchten oder romantische Flußufer fremder Länder durchfliegen, mich fesseln nur die heimathlichen Gestade unserer kleinen, aber klassischen Flüsse, an welche sich so herrliche Sagen reihen, wohl der Bearbeitung werth, wohl geeignet, die einförmigen Winterabende zu verkürzen.

Mag der Harz sich an seinem Blocksberge und seinen Hexen, mag Schlesien an Rübezahl und seiner Teufelskanzel, oder die Bewohner jener gesegneten Gaue, durch welche der stolze Rhein seine grüne Fluthen wälzt, an den Gesängen der deutschen Sirene, der treulosen und gefeiten Lurley entschädigen, — mich zieht es nach jenen Gewässern, welche Leipzig theils durchfließen, theils umspülen.

Merkwürdig! Leipzig — so sagt die alte Mythe — wurde von Fischern gegründet, und an das Element, an welches diese durch ihr Gewerbe gebunden sind, knüpfen sich fast ausschließlich alle Sagen der weltberühmten Lindenstadt. Wir werden sehen, daß dies auch mit dieser Sage, wie früher mit dem „Ritterloche" und der „Heiligen Brücke" der Fall ist.

Die Reformation war in das Leben getreten und hier und da beendigt. Auch in Leipzig ward sie — nach Herzog Georgs Tode — nachdem Herzog Heinrich, der damals in Freiberg seinen prunklosen Hof hielt, und sich ungeachtet des Verblichenen anders lautendem Testamente, durch schnelles und kühnes Handeln in den Besitz der Länder Georgs gesetzt hatte, von demselben für immer in Leipzig eingeführt.

Doktor Martin Luther und Doktor Justus Jonas trafen in Herzog Heinrichs und des Churfürsten Johann Friedrichs Begleitung in Leipzig ein, und hielten nun öffentlich und zwar Ersterer in eben demselben Saale der Pleissenburg, in dem er einst die berüchtigte Disputation mit dem noch berüchtigteren Tezel gehalten hatte, Letzterer in der Thomaskirche, ihre ersten Reformationspredigten. Dies geschah bekanntlich am Pfingstfeste des Jahres eintausend fünfhundert und neununddreißig.

Aber kaum war die Reformation mit ihren segensreichen Folgen in Leipzig eingezogen, so brachte sie auch schon in ihrem Geleite den fluchwürdigen Hader mit sich, den noch Jahrhunderte lang Protestanten gegen einander mit vieler Erbitterung nährten. Die Reformatoren selbst waren trotz ihrer verschiedenen Religions-Ansicht immer Freunde, — ihre Anhänger wurden erbitterte Feinde.

Es ist leider eine unbestreitbare Thatsache, daß sich von vorne herein Lutheraner und Reformirte mehr haßten, als Protestanten und Katholiken. Der Calvinist wurde der Gegenstand des Hasses des Lutheraners und der Lutheraner war ein verabscheuungswürdiger Dorn im Auge des Calvinisten. Aber im Ganzen genommen änderte dieser feindselige Sinn nichts. Die Aufklärung schritt ihren unaufhaltsamen Gang fort, mochten auch noch einzelne Professoren und Universitätsmitglieder öffentlich oder heimlich ihr entgegenstreben. Es ist und bleibt

eine ausgemachte Sache, daß gerade die Gelehrten, namentlich die Universität, Luthers Lehre entgegen waren, nicht, als ob sie die Wahrheit derselben nicht eingesehen hätten, nein, weil es ihr Vortheil erheischte, es mit dem römischen Hofe zu halten, theils auch ihres Ansehens, theils ihrer Einkünfte wegen. Vor allen Dingen lag ihnen daran, den Hader zwischen Calvinisten und Lutheranern zu unterhalten, wohl wissend, daß Zwiespalt unter Religionsverwandten eben so gut wie unter Blutsverwandten in der Regel unheilbar und für alle Zeiten fortdauernd sei, und nur von Vortheil für den ruhigen, dritten Beobachter sein könne.

Aber diesmal hatten sich diese Herren glücklicher Weise geirrt und obgleich am acht und zwanzigsten Mai d. J. eintausend fünfhundert drei und neunzig die Streitigkeiten beider Religionsverwandten, nachdem sie fünfzig Jahre unter der Asche geglimmt hatten, in helle Flammen aufloderten, welche die Ausweisung sämmtlicher Calvinisten zur Folge hatten, so war dieses an und für sich harte Edikt doch für den lutherischen Handelsherrn Thomas Bartsch in so fern von großem Vortheile, in wie fern nun Friedrich Hempel, ebenfalls ein reicher Handelsherr, jedoch der Calvinischen Lehre zugethan, nun nicht mehr Anstand nahm, dem Geschäftsfreunde seine eheleibliche Tochter, ungeachtet dieser zu den Dickköpfen *) gehörte, aus wahrer väterlicher Besorgniß für das Glück seines einzigen Kindes, welches dem noch jungen Herrn Thomas Bartsch mit aufrichtiger Liebe zugethan war, zur Gattin zu geben.

Wir wissen nun das Jahr, in welchem sich genannter Thomas Bartsch mit Jungfer Hempel vermählte. Von den ersten Jahren ihrer Ehe läßt sich wenig sagen. Den Tag brachte der Gemahl in seinem Gewölbe, die Gattin dagegen bei ihrem Erstgeborenen Moriz, dem Helden unserer Geschichte, zu. Er war ein kräftiger, rothwangiger Knabe, über den die Eltern ihre herzliche Freude hatten. Die Abende füllten Erzählungen über vergangene Zeiten, namentlich über den Weinhausischen Tumult aus, welchen Adolph Weinhaus dadurch in das Leben rief, daß er mit dem damals bei ihm anwesenden Handelsmann Hans Belzen von Antorf, Johann Müllern, einem Rechtscandidaten, und Abraham Grempeln, einem Savoyer, aus seinen Fenstern auf die ihn verhöhnenden Lutheraner schoß.

Wir wissen, welche unglücklichen Folgen diese Uebereilung nach sich zog, wissen, daß die Gährung zwischen beiden Religionsparteien fast das ganze Jahr hindurch währte, Belzen viele Unannehmlichkeiten und Geld kostete, dem als Calvinisten verdächtigen Bürgermeister Backofen viele Verdrießlichkeiten bereitete, den in Leipzig ansässigen Johann Defrow um Haus, Waaren und Vermögen, ja sogar einen Maurer, einen Kürschner, — schlechtweg Fürst genannt, — einen Teichgräber von Torgau und einen Zimmergesellen um das Leben brachte. *)

Welch' ein Unterschied zwischen sonst und jetzt! Leipzig, in unsern Tagen weltbekannt wegen seiner Toleranz, welches jetzt willig die Pforten seiner Tempel den Reformirten, wie den Katholiken öffnet, **) in dessen Mauern man bei großen Religionsfesten alle Confessionen in schöner Eintracht — ein herrliches Bild priesterlicher Würde und Liebe — neben einander einherschreiten sieht, verfolgte damals mit fanatischer Wuth die fast Gleichdenkenden.

Thomas Bartsch gehörte schon damals zu den aufgeklärten Männern, die weniger auf den Namen der Religionssekte, der Jemand angehörte, Rücksicht nahmen, als vielmehr auf den Mann und seine Handlungen sahen. Friedrich Hempel war ebenfalls ein durch und durch ehrlicher, kluger und tugendhafter Mann, und, wie die meisten seiner Glaubensgenossen, von musterhafter Sittlichkeit und Strenge; aber ungeachtet dieser Vorzüge, die einen Mann in jedem Gewande zieren, bedurfte es dennoch eines Mannes von mehr als gewöhnlichem Geiste, um sich entschließen zu können, die Tochter eines Calvinisten zu ehelichen. Man muß sich, um das Wahre dieser Behauptung zu fühlen, lebhaft in jene Zeit versetzen, wo wenige Decennien vorher die Reformation nur nach harten Kämpfen gesiegt hatte. Noch zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, sah man die Calvinisten gleichsam als eine neue Secte an, hervorgegangen aus den Lutheranern. Nur die Wenigsten wußten, daß die Reformatoren beider Glaubensgenossen gleichzeitig gegen die päbstliche Curie gekämpft und gesiegt hatten. Aber in Deutschland waren Erstere und namentlich in und um Leipzig die Minderzahl, dieser Umstand genügte, den Stab über sie zu brechen. Niemand fragte sich, wie es in Böhmen, der

*) Bis auf die neuesten Zeiten ein gewöhnlicher Schimpfname zur Bezeichnung der Lutheraner; Spitzköpfe dagegen nannten diese die Reformirten.

*) Sie wurden als Tumultuanten enthauptet. Wer sich über diese ereignißvolle Zeit genauer unterrichten will, vergl. „Geschichte der Stadt Leipzig von Kritzinger" 1778, Theil II., Seite 118—134. —

**) Während des Ausbaues der reformirten Kirche, räumte es freudig den Reformirten die Petrikirche ein. Nach dem Einsturze der Schloßkirche trug es keine Minute Bedenken, den Katholiken mit derselben Bereitwilligkeit die Neukirche auf Zeit abzutreten.

Schweiz oder andern Ländern stehe, wo wiederum die Calvinisten die Mehrzahl für sich hatten.

Ich führe diese Einzelnheiten hier nur an, um den vorurtheilsfreien und aufgeklärten Sinn von Andreas Bartsch desto mehr hervorzuheben.

Als in Folge des Weinhausischen Tumultes auch Heinrich Hempel, dessen Gattin längst vorher das Zeitliche gesegnet hatte, Leipzig verließ, so übergab er keinem Andern als seinem nunmehrigen Schwiegersohne die Regulirung und Fortführung seines nicht unbedeutenden Geschäftes, so groß war ungeachtet der Religionsverschiedenheit die Achtung vor dessen Redlichkeit und Ehrlichkeit, und begab sich wiederum nach der Schweiz, aus der er gebürtig war.

Beide unterhielten nach den damaligen Umständen einen lebhaften Briefwechsel und unterbrachen denselben bis zum Absterben Hempels niemals. Durch diesen Todesfall wurde Bartsch einer der reichsten und angesehensten Handelsherrn Leipzigs und namentlich durch diesen Todesfall vorzüglich in den Stand gesetzt, so viel an seinem Sohne Moriz zu thun, als er in Zukunft that.

2.

Es war damals in dem lebenslustigen Leipzig eine inhaltsschwere Ruhe eingetreten, wie dies überhaupt und überall nach ungewöhnlichen und wichtigen Ereignissen der Fall ist. Alle Familien hatten sich auf sich selbst beschränkt, Einer mißtraute dem Andern. Unter solchen Umständen hielt es Herr Bartsch ebenfalls für angemessen, die Abende in seinem Hause zuzubringen, und seiner Gattin und seinem Sohne zu widmen. Aber sein väterliches Herz machte schon frühzeitig die Erfahrung, daß Kinder nicht immer Ebenbilder der Eltern werden; denn der kleine Moriz, der nur erst einige Jahre zählte, ließ bereits schon einen solchen Starrsinn und solche Hartnäckigkeit blicken, daß man für die Zukunft nur Schlimmes daraus prophezeihen konnte. Die ganze Nachbarschaft bewunderte und staunte diesen Contrast zwischen Eltern und Sohn an. Allen war diese Charakterverschiedenheit unerklärlich; der Vater, ernst, ruhig und bieder, die Mutter sanft, weichen Sinnes, guten Herzens und tugendhaft; — der Sohn widerspenstig und leichtsinnig im höchsten Grade.

In den ersten Jahren seiner frühesten Jugend hatte ihm die Mutter ausschließlich ihre Jahre und ihre Kräfte gewidmet, der Vater freilich nur die Abendstunden. Er war ungeachtet seiner geistigen Vorzüge, dennoch zu sehr Kaufmann, als daß er sich den Tag über aus seiner Geschäftsstube hätte entfernen können. Hierin stimmte er leider den andern Kaufherrn bei, daß die größere Aufopferung und Sorgfalt für seine Familie darin bestehe, die Kapitalien möglichst schnell zu verdoppeln. Dieser Ansicht ist es zuzuschreiben, daß er seinem einzigen Kinde nicht die Zeit widmete, die ein Vater seinen Kindern schuldig ist.

Als Moriz größer ward, mußte ihn der Markthelfer täglich nach der Unterrichtsanstalt geleiten, in der man am meisten zahlen mußte, aus welchem Grunde man sie auch für die beste hielt, und in der That doch, traurige Wahrheit! die schlechteste nennen konnte.

Hier machte er die Bekanntschaft von den Söhnen gleich reicher Eltern, lernte die verzogenen Muttersöhnchen charakterschwacher Väter und Mütter kennen, die dem Eigensinne starriger Kinder fröhnten und sie durch ihre Nachgiebigkeit verschlechterten, und so die Schuld künftigen Unglückes ihrer Kinder auf sich herabbeschworen.

In solcher Gesellschaft konnte Moriz natürlich nur noch leichtsinniger werden, und er ward es; denn noch war er nicht aus der Schule entlassen und schon war er mit Sachen vertraut, die nur dem reifern Alter zu wissen ziemen. Als der Wendepunkt seines Lebens herannahte, von welchem an er für das bürgerliche Leben gebildet werden sollte, war er bereits ein junger Taugenichts. Dazu trug allerdings das Jahrhundert, in dem er lebte, das Seinige bei; denn man glaube ja nicht, daß damals eine größere Sitteneinfachheit und Reinheit statt gefunden hätte. Durchaus nicht. Man frage noch jetzt alte, vorurtheilsfreie Leute, ob die Menschen in ihrer Jugend besser und untadelhafter gewesen wären, oder nicht, und sie werden aufrichtig Nein! antworten. Je weiter zurück, desto schlechter. Wahrlich, wir wären auch sehr zu beklagen, wär es anders, denn müßten wir in diesem Falle uns nicht gestehen, daß unsere Schulen unvollkommene Institute für die Veredelung der Menschheit wären, und unsere Erziehungsarten durchaus verkehrte? Nein, jenes Jahrhundert und das darauf folgende können an Immoralität*) kaum übertroffen werden, und manches Verbrechen, was begangen wurde, ward durch die Verhältnisse und die Gewohnheit hervorgerufen.

Nachdem Moriz das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, bestimmte ihn sein Vater ebenfalls für die Handlung. Und da er recht wohl wußte, daß es nicht gut thue, wenn Kinder im elterlichen Hause bleiben, so traf er mit einem Geschäftsfreunde ein Uebereinkommen, nach welchem sich dieser verbindlich machte, den jungen

*) Geschichte der Stadt Leipzig von Kritzinger. Theil VI, Seite 422. —

Bartsch in die Lehre zu nehmen, oder, wie sich jetzt die junge Handelswelt ausdrückt, die Jahre zu stehen.

Es war dem Vater Alles daran gelegen, den Sohn zu einem recht tüchtigen Kaufmanne zu bilden, damit er dereinst mit Ehre der soliden Firma seines geachteten und gewinnbringenden Geschäftes vorstehen könne.

Aber wie es vielen Vätern ergeht, so erging es auch Herrn Bartsch, der, nur für das Wohl seines Sohnes bedacht, gerade in der Wahl des Lehrherrn für denselben, einen argen Mißgriff beging. Nicht, als ob etwas wider den Kaufherrn Blumbach einzuwenden gewesen wäre, durchaus nicht, nur lediglich gegen dessen Söhne, Ludolf und Gotthelf, Ersterer nur um wenige Jahre, Letzterer fast um nichts älter, als Moriz. Beide waren ein Paar hoffärthige Jungen, deren größtes Erdenglück in weiten Pluderhosen, steifen Krausen und gestickten Manschetten bestand. Diese Eigenschaften waren nicht geeignet, vortheilhaft auf Moriz einzuwirken, und die Putzsucht, die ihm bis jetzt fremd geblieben war, hatte er sich in kurzer Zeit beinahe in eben so hohem Grade zu eigen gemacht, als seine musterhaften Vorbilder.

In einem solchen Alter, in welchem die drei jungen Burschen standen, schließt man bald und zwar ohne alle Prüfung, innige Freundschaft, unbekümmert um sich und die sogenannten Freunde. Eine solche Freundschaft, die nur auf Genußsucht basirt war, verband bald aufs Innigste diese drei ziemlich Gleichgesinnten.

Ludolf, den schon eine beinahe männliche Figur auszeichnete, hatte bereits schon in manchen Häusern, die man sonst noch vor solchen Jünglingen unzugänglich hielt, Eingang gefunden. Hier und da begrüßte man ihn bereits wie einen alten Bekannten, Laster vereinigen schneller wie Tugenden, und der Laster schändlichstes trieb man in diesen Häusern, — das Spiel. Wie gewöhnlich hatte auch ihn, den Neuling, fast ununterbrochen das Glück gelächelt, ihn gleichsam zu girren und festzuhalten. Nichts ist für den unerfahrenen Jüngling lockender als die Aussicht auf einen schnellen Gewinn, — auf einen Gewinn ohne Arbeit und Mühe.

Es ist natürlich, daß der Besitz von ungewöhnlich vielem Gelde den Blicken des Bruders und des Haus- und Stubengenossen nicht entgehen konnte. Zwar war er so klug, auf die Fragen derselben, wo er das viele Geld her habe, ausweichend zu antworten; aber schnell untergräbt das hervorragende Laster die letzten Funken der noch vorhandenen Moralität, so war es auch hier. Nach wenigen Wochen nahm er keinen Anstand mehr, dem Bruder und dem Freunde zu gestehen, auf welchem Wege er zu dem Gelde gelange.

Die Gier, ebenfalls recht bald in den Besitz solcher Summen zu gelangen, leuchtete widrig aus den Augen Beider. Zuerst versprach er dem Bruder, ihn bald mit seinen Freunden bekannt zu machen und in deren Häuser einzuführen, bald werde es ihm dann auch möglich werden, Moriz diesen achtbaren Männern vorzustellen. Ludolf hielt redlich Wort, nach einem halben Jahre hatte Gotthelf bereits die Bekanntschaft mit allen den Gaunern gemacht, mit welchen sein Bruder in Verbindung zu stehen, die Ehre hatte. Auch ihm lächelte vom Anfange das Glück, wie allen Verblendeten, die sich in der Jugend dem treulosen Spiele in die Arme warfen.

Endlich ward auch Moriz das Glück zu Theil, die Thüren dieser fluchbeladenen Häuser für sich geöffnet zu sehen. Eine neue Welt that sich seinen Blicken auf, er bemerkte in seines Herzens übergroßer Freude nicht, daß tausendfache Leidenschaften der Tischgenossen Gesichter verzerrt hatten, daß markerschütternde Flüche das Goldstück begleiteten, welches der Bankhalter mit eisiger Ruhe und Empfindungslosigkeit an sich ziehe, daß der Verlierende das Kartenblatt mit convulsivischen Zuckungen in der krampfhaften Hand vernichte; er hörte nur der ausgesprochenen Karten Namen und das mit Monotonie immer wiederkehrende: „Gewinnt — Verliert!"

Alle traurigen Geschichten, die durch das Spiel hervorgerufen, und mit dem Gefolge ihrer Scheußlichkeiten in das Leben getreten waren, hielt er für Mährchen, ausgesonnen von müßigen Köpfen, klatschenden Faullenzern, die Zeit zu verkürzen. Jede Stunde seines Lebens, die er nicht auf der grünen Wiese*) verleben konnte, war für ihn verloren. Alle Verrichtungen für das Geschäft eckelten ihn an, und wurden nur mit Widerwillen gemacht, was Wunder, daß Herr Blumhagen endlich gezwungen wurde, sich gegen seinen braven, so allgemein geschätzten Vater in Klagen zu ergießen.

Zwar machten seine Söhne ihre Arbeiten um kein Haar besser; aber was der Vater bei dem Fremden sah, ließ ihn die Vaterliebe an den eignen Söhnen nicht bemerken. Gern hätte sich Herr Blumenhagen Morizens entledigt; aber der Gedanke, dadurch seinen alten, biedern Geschäftsfreund zu kränken, und die Aussicht, in wenigen Monden die Zeit herangenaht zu sehen, in welcher Moriz „Diener" — die schönen Namen Gehülfe oder Geselle sind blos für Künstler und Handwerker

*) Bezeichnender Name des Spieltisches.

vorhanden — werden würde, bestimmten ihn, es noch bis dahin mit ihm anzusehen.

Die Zeit, die man herbeiwünscht, kommt nur herangeschlichen; diese Wahrheit wurde dem Lehrherrn recht fühlbar, denn niemals hatten ihm wenige Monate länger gedauert, als die bis zur Losgebung Morizens. Endlich erschien der längst herbeigesehnte Tag; niemals hatte Herr Blumhagen einen freudiger begrüßt als diesen.

Als Moriz — der Förmlichkeit und hergebrachten Gewohnheit gemäß — sich ihm nahte, um seinen Dank für die ihm vielfach erwiesene Güte und Nachsicht zu danken, entließ er ihn mit nachdrücklichen Ermahnungen, von nun an seinem Berufe mit größerem Eifer zu leben. Dem aber, welchem sie galten, waren es in den Wind gesprochene Worte. Nicht eine von allen den guten Lehren, die er ihm gab, berührte sein Ohr, oder drang bis in die Tiefe seines Herzens.

Ohne Rührung schritt er aus dem Hause, in welchem man ihn so lange mit Schonung behandelt hatte, kalt, ohne Vorsatz zur Besserung, überschritt er die Schwellen der älterlichen Wohnung, und als der Vater den Sohn umarmte und die Mutter ihm die Hand entgegenstreckte, bewillkommneten Beide einen Spieler.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fastnacht.*)

Jede Freude dieser Welt hat ihr Ende, am hellsten lodert sie auf, bevor sie verlischt. So auch der Carneval in jener Stadt an der Donau, von der ich jetzt reden will. Aus allen Fenstern strahlte heller Kerzenschimmer und spiegelte sich millionenfach in der hart gefrorenen Schneefläche, die über Gassen und Dächer sich hinzog. Der schneebedeckte Knauf des Domthurmes flimmerte im Sternenlicht des klaren winterlichen Himmels, und der mahnende Schlag der Thurmuhr, übertönt von dem Gerassel der Wagen, dem lärmenden Hin- und Wiederrennen, Lachen und Scherzen, den Geigen- und Trommeltönen, wurde nicht gehört. Alles hatte sich der Freude hingegeben, liederliches Gesindel und ehrbares Volk. Die letzten Pfennige hatten sie alle aufgespart, den kurzen Fasching würdig zu beschließen, der Regierungsbeamte von Lange sogar seine Hochzeit bis auf den heutigen Tag. Er speculirte nicht übel, denn wenn die Nacht verjubelt war, und den Andern eine stille Fasten, ein Freudenwinter kam, so hatte er einen lieblichen Nachsommer zu genießen und einen fruchtvollen Herbst. Er liebte seine Johanna schon lange, und hatte sie jetzt aus dem kleinen Städtchen im Gebirge, ihrem Geburts- und früherem Wohn-Orte, sammt Mutter und Schwestern herübergeholt zur Hochzeitsfeier in seinem väterlichen Hause.

Noch saß Alles an der Tafel, Braut, Bräutigam und die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft. Ein Kranz von schönen frohen Jungfrauen, die Braut wohl die schönste und froheste von Allen; Champagner perlte vor ihr im Kelchglase. Die Augen ihres Neuvermählten schauten wonnig und trunken in die ihren, die Musikanten stimmten draußen im Saale die Instrumente, es winkte ihr der sinnenberauschende Tanz an seiner Seite, und süße Ruhe darauf in geheimnißvoller Stille des Brautgemaches.

Die Fenster gingen in den Garten. Alfred hatte ihr heute Morgens, als sie durch die festgefrorenen Gartengänge ins Glashaus gingen, das Myrtenkränzlein zu holen, schon die hellen Scheiben gezeigt, die im Sonnengolde festlich strahlten. Blätterlose, mit Eisnadeln bedeckte Trauerweiden-Zweige hingen vor ihnen herab, aber üppiges Wintergrün rankte sich um die Fensterrahmen.

Alfred aber sagte: die Trauerweiden lasse ich gleich nach der Hochzeit weghauen; die Todtenbäume paßten schlecht zum Ganzen.

Johanna aber dachte jetzt nicht an die Trauerweiden, sondern nur an die Freuden- und Segensbäume, die sie umblühten, die Geige rief zum Tanze und an Alfreds Arme stürzte sie in die taumelnden Reihen.

Während dem fuhr noch eine gute halbe Stunde von der Stadt ein Reisewagen auf der mondbeleuchteten Landstraße. Ein junger Mann saß drinnen, schweigend in seinen Mantel gehüllt, und dann und wann rief er dem Postillon ein Paar Worte zu, ihn zu größerer Eile zu ermahnen. Dieser trieb willig die Pferde an, und als der ungestüme Mahner noch immer nicht nachließ, wandte sich der Postknecht unwillig um mit den Worten: „Ew. Gnaden, ich und meine Klepper thun das Möglichste, und läge nicht der Nebel so dicht auf den Feldern, Sie würden schon lange die Thürme der Stadt gesehen haben. Ew. Gnaden sind der unruhigste Passagier, den ich mein Leben gefahren habe. Ich wäre heute selber schon gern in der Stadt, denn ich bin auf eine frohe Hochzeit geladen. Sind ziemlich vornehme Leute, die da heirathen, und die Einladung für mich war auch nur in die Gesindestube gemeint zu einem guten Glase Wein und Braten. Ich bin aber mit dem zufrieden. Den Bräutigam und die Braut habe ich heute früh auch hineingeführt; gar eine schöne Dame, habe aber auch ihr zu Liebe die schönsten Lieder geblasen, die ich wußte. Es

*) Aus dem Salon.

hat mir meine Mühe einen blanken Thaler eingetragen und die Einladung. Braut und Bräutigam mahnten mich wacker zur Eile, aber lange nicht so, wie Ew. Gnaden. Wollen Sie vielleicht auch noch zur Hochzeit? Beim alten Doctor Lange auf der Promenade wird sie gefeiert."

„Freilich will ich auch dahin," versetzte der Passagier, „darum eile."

„Ich fahre ja wie der lebendige Satan," erwidert der Bursche und hieb auf die Pferde. „Zum Reisen gehören zwei Sachen: Geld und Geduld. . . . Wenn Ew. Gnaden erlauben, so will ich Ihnen auch ein Paar Stücklein blasen."

Schweigend drückte sich der Reisende in die Ecke und hüllte sich in den Mantel, ohne lange auf den Plauderer zu hören. Dieser aber setzte das Posthorn an den Mund und blies die Melodie:

Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus. Ade!
in die stille Mondnacht.

Der Reisende schaute nach Süden, wo, freilich jetzt vom Nebel umhüllt, die hohen Gebirge lagen; ihm war's, als gäben die fernen Felswände das Echo zurück. „Ade!" sagte er leise. „Ade! lange seid ihr von mir geschieden, ihre schönen Tage, die ich dadrüben verlebte, lange, lange. Mir wäre um die Tage nicht, hätte ich noch frohe zu ernten. Ich hätte gar nicht heraus sollen aus den zauberischen Thälern, nie scheiden aus ihrer zauberischen Nähe! Und was hätte es mir auch gefrommt?"

Er senkte sein Haupt. Luftgestalten und zerronnene Träume nickten zu ihm in den Wagen herein.

„Wo seid ihr hin, ihr schönen Stunden, wo ich hinter dem blühenden Geraniumstocke stand und hinüberschaute zu ihr, wo nach und nach die Reize ihrer schönen Seele sich vor mir entfalteten! Geist, Anmuth und Liebe, tiefe Liebe! Hätte ich es nur früher gewußt, daß der große, blasse Lange, im Besitze ihres früheren Wortes, der Gegenstand ihrer früheren Wahl gewesen sei, früher, bevor er in meiner Gegenwart ins Zimmer trat, und sie mit dem Ausrufe: mein Alfred! an seine Brust flog, früher, als ich sie fragte, für wen sie das zarte Vergißmeinnichtkränzchen sticke und mitten drin mit ihren Seidenhaaren die Worte: Gedenke mein! und sie mir zur Antwort gab: „für meinen Alfred."

Warum ging sie darauf zu mir, als ich düster sinnend und wortlos am Fenster stand, und fragte mich mit bewegter Stimme: Sind Sie böse? Warum traten ihr die Thränen in die Augen, als ich zu ihr sagte: Wie ich Sie liebe, liebt Sie doch Keiner, und warum . . . . . — weg, weg mit diesen Gedanken. Das Denken und Leiden wird bald sein Ende haben. Stille, mein Herz, — stille, — zürne ihr nicht!

Aber warum wollte sie nicht von ihm lassen. War sie schon sein Weib? — Nein! — und doch, — ach jene Worte werde ich nimmer vergessen: Ich will mein Leben von Vorwürfen rein erhalten! That sie's auch? Wollte Gott, es wäre so, ich wünsche es ihr von Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdote.

Die Langeweile. Wenn ein Büsching ein Buch schreiben konnte vom Gelde, oder Abbt eins vom Verdienste, oder Cicero eins vom Alter, so ist mir's wirklich schwer erklärlich, warum in neuester Zeit nicht 'mal Jemand ein Buch geschrieben hat über die Langeweile. Doch das Bücherschreiben hat in unserm Decennium eine eigene Art von Schwierigkeit. Der Buchhändler sagt, er hat in den Entreprisen statt eines Geldklumpens ein Haar gefunden; darum schreibe ich selbst kein Buch über die Langeweile, sondern gebe nur die vorliegende Skizze.

Den Begriff Mensch hat man von jeher verschieden definirt. Einige sagen, der Mensch ist ein Thier, welches sich seine Nahrungsmittel kocht; Andere sagen, der Mensch ist ein Geschöpf Gottes, welches Handel treibt; — ich sage, der Mensch ist ein Thier, welches Langeweile empfindet. Es möchte schwer zu beweisen sein, daß ein Vogel in seinem Bauer, oder ein Pferd an seiner Krippe, oder ein Hund an seiner Kette jemals Langeweile empfunden habe; vielleicht nicht 'mal ein Eskimo empfindet sie, oder ein Samojede. Aber der Mensch dieses Jahrhunderts ist der Mensch der Langeweile.

Ich vergleiche die Langeweile mit dem Alpdrücken; nur daß das Alpdrücken cessirt, wenn man den Gedrückten anredet, was bei der Langeweile nicht immer geschieht. Die Langeweile schleicht dem Menschen nach, wie die Mäuse dem Bischof Hatto in den sogenannten Mäusethurm; wenn er die Sonne aufgehen sieht, kriecht sie heran; wenn er mit seiner Frau auf dem Sopha sitzt und die Morgenpfeife zum Mocca raucht, umkrallt sie ihn.

Woher das?

Weil unser Leben so arm, so entblättert ist. Vom Mitgefühl kaufen wir uns los durch unsere Steuer zur Armenkasse; von dem Enthusiasmus durch unsere Beiträge zu den Monumenten, die man großen Todten errichtet; von der heroischen That durch die Vereine, zu denen man nichts zu helfen, zu rathen und zu thun braucht, als das Patent der Mitgliedschaft in Empfang zu nehmen und die jährlichen Beiträge zu zahlen. Was bleibt uns also? Nichts, als die Langeweile.

Und diese Langeweile ist ein Zustand der Ohnmacht, einer so gräßlichen Ohnmacht, daß die Menschen nicht 'mal die Kraft haben, sich herauszureißen; sie müssen herausgerissen werden. Sogar die Liebes-Aventüren entspringen jetzt gar nicht mehr aus Ueberfülle der Kraft, sondern aus Uebermaaß der Langeweile. Die Pathologie spricht von forterbenden Gebrechen und Krankheiten; die Langeweile ist eine solche; die Kinder auf den Schulbänken spüren schon was davon: sie verlangen interessant unterrichtet zu werden.

Curiosum. Vor einiger Zeit ereignete sich zu Wien folgender durch ein Mißverständniß herbeigeführter komischer Vorfall. Die Frau eines dortigen Einwohners war der Entbindung nahe, ihr Mann lief daher in größter Eile zur Hebamme, die am sogenannten Hofe neben dem Unterkammeramte wohnte, wo das Nebenhaus vom Inspektor der Feuer-Hilfsanstalten bewohnt ist. Zufälliger Weise riß der eilige Ehemann hastig aus Versehen in die falsche Klingel; es war um Mitternacht, der Feuer-Inspektor fuhr eben so hastig mit dem Kopfe zum Fenster heraus, und rief dem unten Stehenden zu: „Wo ist es?" (nämlich das Feuer meinend —) dann schrie der ängstliche Ehemann hinauf: „Auf dem Neuen-Markte Nr. 712." — „Ist es im Keller?" rief der Feuer-Inspektor." — „Nein," antwortete der Mann, dessen Frau die Hebamme bedurfte, es ist im dritten Stockwerke, und somit rannte er fast ganz außer Athem zu seiner Frau zurück. Aber kaum war er zu Hause angekommen und hatte seine Frau vertröstet auf die baldige Ankunft der Hebamme, als unten auf der Straße ein großer Lärm entstand, denn die ganzen resp. Feuerspritzen-Leute waren unten am Hause mit Fackeln versammelt, um das vermeintliche Feuer zu löschen, welches im dritten Stockwerke sein sollte. — Der Tumult ward immer größer, und störte viele Menschen im Schlafe, die herbei eilten, um ebenfalls Hilfe zu leisten.

Mittlerweile war unter diesem gräßlichen Feuer-Lärme die hilflose Wöchnerin entbunden worden, und der Mann, der noch einmal zur Hebamme rannte, nahm mit Schrecken dann erst wahr, daß er anstatt rechts, die Klingel zur linken gezogen hatte, wodurch denn natürlicher Weise der lächerliche Irrthum entstand, der noch durch das unbestimmte Fragen, so wie durch das eben so zweideutige Antworten vergrößert wurde. — Komisch ist es, daß die zur Hilfe eilenden Feuerspritzen-Männer in Wien sich bei Nachts der Flammbeaus bedienen, um den Ort zu finden, wo es brennt. —

Die untröstliche Witwe. Unter diesem Titel ist jetzt auf dem Varietétheater in Paris ein kleines Stück beliebt. Die junge Witwe will nicht länger in einer Wohnung bleiben, welches ihr jeden Augenblick ihr verlorenes, unwiderbringlich verlorenes Glück in Erinnerung bringt. Sie will ausziehen; der Miethtermin ist abgelaufen und ein neuer Miethsmann findet sich ein, um Besitz von der Wohnung zu nehmen. Der Schmerz hat ihr aber nicht erlaubt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; gerade wie Gellerts Dorinde:

> Ein unaufhörlich Händeringen
> War alles, was sie that, und ein entsetzlich Ach!
> War Alles, was sie sprach.

Es ist Essenszeit, und sie hat geschworen, nie wieder mit einem Manne zu Tische zu sitzen. Der Bediente des neuen Miethsmannes weiß aber Rath. Es findet sich ein sogenannter Auszugtisch vor, wie man sie in den Speisesälen von Häusern hat, wo man zuweilen viele Gäste ladet. Der Tisch wird auseinander gezogen, so daß er die ganze Breite der Bühne einnimmt. Die Witwe setzt sich an das eine Ende, der Miethsmann, natürlich ein Junggeselle, muß das andere einnehmen. Er bittet sie, von ihrem seligen Ehegatten zu erzählen; sie thut es herzlich gern, geberdet sich aber bei der Erzählung so heftig, daß sie den Tisch allmählich ineinander schiebt; seinerseits rückt auch der Fremde näher; der Tisch wird immer kürzer, zuletzt können sich die beiden berühren. Der Junggeselle wird zärtlich, die Witwe läßt sich trösten, und sie stehn als Braut und Bräutigam vom Tische auf. —

Die Heiraths-Saison in Paris. Alles hat seine Zeit, sagt Salomon, aber vom Heirathen sagt er kein Wort, der alte Schelm. Das Lieben hat seine Zeit und das Hassen hat seine Zeit, aber lieben und hassen ist noch nicht heirathen. Und doch gibt es in Paris eine Saison de mariages, so wie es eine Jahreszeit für die Austern, für die Trüffeln und für die rückwärtsschreitenden Krebse gibt. Wenn die Blätter von den Bäumen fallen, wenn der Mond länger scheint als die Sonne; wenn der Himmel endlich melancholisch wird, dann tritt hier die Heiraths-Saison ein. Es scheint, als heirathe man hier nur, um sich an dem Heerdfeuer der Liebe den kalten Winter hindurch zu erwärmen, oder vielleicht auch, um mit seiner Gattin in die italienische Oper zu gelangen. Kurz, die Heiraths-Saison ist jetzt an der Tagesordnung und die Schriftsteller selbst geben den Ton an. Daß die französischen Schriftsteller heirathen, ist eine Revolution in den hiesigen Sitten, oder vielmehr als eine Reactionsepoche zu betrachten, und sie hängt mit den Theaterverhältnissen genau zusammen. Daß sie meistentheils spät heirathen, ist noch ein Glück für sie. Die Heirath wird ihnen zum Hafen nach einer stürmischen Fahrt, sie dient ihnen zur Sparkasse nach Jahren der Verschwendung, sie soll die Täuschungen des Lebens, die vielen Freunde und Feinde vergessen machen, durch die Eine Freundin des Herzens und der Seele, kurz, sie ist ein langer Stoßseufzer in dem bewegten Strudelleben von Paris, ein gewagter, aber nothgedrungener Ankerwurf nach einem Schiffbruch, oder nach zu angestrengter Arbeit, die der Ruhe bedarf und sich mit dem Zufall und der Willkühr der neidischen, neckischen Undinen nicht mehr einläßt. Die Heirath ist nicht ein lustiges Ding, wie Beaumarchais sagt, sie ist nur allzu ernst; sie schließt den Menschen an die Scholle fest; wer ihren Werth zu schätzen weiß, sollte sich sogleich auch seine Gruft ankaufen.

Wie gesagt, das Heirathen wird in Paris wirklich zur chronischen Krankheit unter Schriftstellern, Künstlern und Musikern, besonders ist die Jagd nach Jüdinnen merkwürdig. Mit Ausnahme Jules Janins, der eher 10,000 Renten, als eine christliche Jungfrau geheirathet hat, kenne ich drei, die Jüdinnen heirathen. Man glaubt hier allgemein, die Jüdinnen hätten strengere Sitten als die Christinnen, was gewiß wahr ist, auch sind sie häuslicher und zartfühlender, und haben überhaupt vieles, was an deutsche Sitte erinnert. — Ach! wer doch auch eine Jüdin hätte!!

Doctor juris utriusque.

> „Doctor beider Rechte," sag',
> Was das wohl bedeute;
> Weil er Recht und Unrecht mag,
> Meinen böse Leute.

— Eine Hamburgische Zeitschrift sagt: „Mit der elektromagnetischen Erfindung des Herrn Wagner in Frankfurt kann es unmöglich vorwärts gehen, weil man schwerlich für etwas, mit dem man in Deutschland vorwärts käme, 100,000 Fl. ausgeben würde.

— Ein pietistischer Prediger wurde von einer Behörde aufgefordert, einen Weg, der durch seinen Pfarracker ging, zu repariren. Selbiger entledigte sich dieses Auftrags, indem er

brevi manu an den Rand schrieb: Ich bahne wohl die Wege zum Himmel, doch nicht die durch meinen Acker.

— Zwei Engel begleiten den Frommen durch das vergängliche Leben. Der Eine ist der Engel der Erinnerung, der Andere der Engel der Hoffnung. Jener arbeitet unablässig an dem Gemälde des Lebens, um den schönern Theil und die bessern Freuden desselben zu verewigen. Dieser hat einen wahrsagerischen Spiegel, in welchem sich liebliche Scenen der Zukunft darstellen. Beide beeifern sich, in der Vergänglichkeit unvergängliche Freuden zu gewähren. Wohl dem, vor welchem weder der eine, noch der andere Engel sein Angesicht verhüllen darf. — Freundlich lächelt der Engel der Erinnerung dem Engel der Hoffnung, wenn die Vorbildungen der Zukunft zur Wirklichkeit kommen. Dann umarmen sich beide, und der Bund der Freundschaft ist auf ewig geschlossen.

— Von einer reisenden Schauspieler-Gesellschaft wurde in der Residenzstadt eines kleinen Fürsten ein Stück aufgeführt, das den Titel führte: „Die Narren-Insel.“ Da in dem Stücke ein dickes Narren-Register vorgezeigt werden mußte, hatte sich der Direktor zu diesem Behufe einen Folianten aus der Bibliothek des Fürsten genommen. Vor der Vorstellung kam der Fürst zufällig auf die Bühne und sah das Buch liegen. Wozu brauchen Sie dies Buch? — fragte er. — Es ist das Narren-Register! — versetzte der Direktor. — Der Fürst schlug das Buch auf und fand — die Geschichte seines Stammhauses. — Dieses Register — sagte er lächelnd zum Direktor — ist nicht vollständig; schaffen Sie es in meine Bibliothek zurück und nehmen Sie statt dessen eine allgemeine Weltgeschichte.

— Als der englische Kanzler Morus im Gefängnisse barbirt werden sollte, wollte er sich nicht dazu verstehen. Denn — meinte er — ich und der König führen einen Prozeß um meinen Kopf, daher will ich nicht eher Geld um meinen Bart ausgeben, als bis ich sehe, wer den Kopf behält.

— Ein Bauer verklagte einen andern, einer Schuld wegen, und zeigte deßhalb einen Schuldschein vor. Der Richter besah ihn, merkte, daß er auf der Rückseite eine Abschrift hatte, und erkundigte sich nach dem Grunde davon: ich fürchtete, das Original zu verlieren, — versetzte der Bauer.

— Auf einem abendlichen Spaziergange in Zoppot, auf dem Stege, lustwandelten gleichzeitig zwei Stutzer vor mir, in tiefem ernsten Zwiegespräche unter einander begriffen. Ihre Schritte waren langsam, ihre Stimmen hohl und zeugten von der tiefen Bedeutung und dem ernsten Wesen ihrer Unterhaltung. Unwillkürlich wurde ich, die ich sonst nicht neugierig bin, veranlaßt, dieses Gespräch zu belauschen, um so mehr, als zwischen jenen Herren ein Thema abgehandelt wurde, worüber ich schon so oft mir gewünscht hatte, etwas Genügendes, wenigstens etwas Vernünftiges zu hören. Denn es war hier von nichts Anderem als der Seelenwanderung nach unserm Tode die Rede. Der volle, klare Mond, der verschwiegene Vertraute unserer Geheimnisse, dem wir dieselben so oft gern und vertrauensvoll ausschütten, um unsere beklemmten Herzen zu erleichtern, — dieser trauliche Planet mochte vielleicht die nächste Veranlassung zu obigem Gespräche sein, indem er diese jungen Weisen gleichsam aufforderte, die Bürde, welche ihre Herzen vielleicht schon seit lange gleich einem Alp bedrückte, von sich zu werfen. Ich erkannte bald, daß sie keineswegs in ihren Ansichten über jene schon so viel besprochene Seelenwanderung einig waren, doch gaben sie endlich Beide nach langem Hin- und Herstreiten zu, daß es keinem Zweifel unterläge, daß ihre Seelen dereinst in den Himmel kommen müßten. — Plötzlich aber warf, nach einer kleinen Pause, die wahrscheinlich einem tiefen Forschen gewidmet gewesen, der eine jener jungen Philosophen die inhaltschwere Frage auf, aber sage mir doch, wo bleiben denn die Seelen der Thiere nach ihrem Tode? O sancta simplicitas! erwiderte jener mit höhnischem Tone: — die kommen ebenfalls in den Himmel, denn wovon sollten sonst unsere Seelen dort leben?

— In Ispahan lebte ein Dichter davon, allen Hohen des Reichs täglich die schmeichelhaftesten Dinge zusammen zu reimen. Eines Tages ward er vor den Cadi geladen, indem ein Kläger gegen ihn aufgetreten, der hundert Goldstücke von ihm verlange; der Dichter, überzeugt, er sei Keinem etwas schuldig, stellte sich seinem Gegner. Dieser zog ein Gedicht hervor, das der poetische Lobredner an den Großvezier gerichtet hatte, und las die Stelle:

> Die Großmuth ist der Athem des Vezier;
> Begehre Wohlthat nur von seiner Hand,
> Verbürgen will ich es mit Unterpfand:
> Er weigert nichts, gewähret huldvoll Dir!

„Durch Euren Glauben ermuthigt,“ fuhr der Kläger fort, „ging ich eilend zum Großvezier und bat ihn um hundert Goldstücke, er hat mir nicht eines, wohl aber viele Scheltreden gegeben; und da Ihr in Eurer Schrift Bürge geworden seid für ihn, so verlange ich die hundert Goldstücke von Euch!“ — Der Dichter war wie vom Donner gerührt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Moden. Der Luxus der Eleganz macht hier immer größere Fortschritte; was gestern noch als das Höchste erschien, ist morgen schon überboten. Schärpen und Pelissen sind beliebt, am beliebtesten sind die Pelissen von Sammet, Atlas und Mohr. Bei dem Sammet ist die Pasamenterie ein unumgänglicher Schmuck. Bei den Ausgeh-Roben, wie bei den Mänteln und Pelissen sieht man diese Garnitur allgemein.

Die kleinen Gesellschaftshäubchen gehen sehr nach dem Ohr zurück; dies giebt der Dame ein jugendliches Ansehen. Indessen sind die Spitzen und Verzierungen, welche den Hals bedecken, noch immer zugelassen. Die großen ganz schwarzen Sammetpelerinen theilen ihr Ansehen mit den Schärpen.

Herren-Moden. Die neuesten Fracks haben niedrige Kragen, glatte und halbweite Aermel und immer noch breite Schöße. Zu Westen trägt man am liebsten Cachemire und zwar mit zwei Reihen Knöpfe. Bei den Pantalons hat sich auch nichts geändert, nur daß man die dunkeln Farben den hellern vorzieht. Ein andere Neuigkeit ist der sogenannte Sack-Paletot, der ungeheuer weit ist und den man bequem über der Ballkleidung trägt, ohne sie zu zerdrücken; eine Art von Pelerine fällt über die Schultern. Man kann dieselbe auch als Capuchon gebrauchen, der sogar den Hut bedeckt.

Anmerkung. Da No. 1 des Gutenberg wegen auswärtiger Proben-Versendung vierzehn Tage vor der Zeit gedruckt wurde, so mußte der Modenbericht kürzer gefaßt werden, als gewöhnlich, doch wird von No. 2 an wieder ein ausführlicher Modenbericht erfolgen.

D. R.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 2. (Sonnabend, den 8. Januar.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Sagen der Stadt Leipzig.

Das Brautwehr

von

Ferdinand Backhaus.

(Fortsetzung.)

3.

Wie alle Heuchler, war auch Moriz bemüht, von vorne herein anders zu scheinen, als er war. Er hatte seine guten Gründe so zu handeln, ihm lag daran, seines Vaters Aufmerksamkeit mehr von sich abzulenken, eine günstigere Meinung von sich zu erwecken, Herrn Blumhagen als Verläumder, oder wenigstens als Uebertreiber darzustellen, und endlich — und dieß war einer der Hauptbewegungsgründe — sich in kurzer Zeit einen größeren Gehalt zu erzielen, um sein gewohntes Leben nach wie vor forttreiben zu können. Ohne Schwierigkeit würde ihm dies auch gelungen sein, wär' sowohl sein Vater, als seine Mutter weniger vorurtheilsfrei und mehr für ihn eingenommen gewesen.

Dem liebenden Mutterauge namentlich war schon seit längerer Zeit das zu seinem Nachtheile veränderte Aeußere ihres Sohnes aufgefallen, aber die zärtliche Sorgfalt für den bekümmerten Gatten hatte sie stets davon abgehalten, sich mit dem Vater darüber auszusprechen; desto eifriger suchte sie des Sohnes Thun und Treiben zu erforschen. Aber auch diesem entging die strengere Aufmerksamkeit der Mutter nicht. Wer nicht reinen Gewissens ist, lauscht und späht, und bemerkt daher leicht, ob Andere ihn beobachten. Auch Moriz hatte bald seiner Mutter Benehmen ergründet und richtete seine Handelsweise darnach ein. Und eine Zeit lang gelang es ihm auch, sie zu hintergehen.

Unterdessen nahte sich allmählig der Sommer mit seinen lauen Lüften, die Schwalben begrüßten wieder die bekannten Fluren und ihre bergenden Nester, die der Landmann mit heiliger Scheu geschont hatte, und durchschnitten zwitschernd mit ihrem schillernden Gefieder die bläulichen Lüfte. Alles gestaltete sich anders und freundlich. Zu Wagen, zu Roß und zu Fuß strömten Leipzigs vergnügungssüchtige Einwohner zu allen Thoren hinaus, theils sich im Freien zu ergehen, theils in jenen anmuthigen Dörfern, die Leipzig umgürten, wie ein Bund den süßen Leib einer keuschen Jungfrau, sich zu erquicken und auszutummeln.

Es hatten damals noch nicht einzelne Dörfer, wie in unsern Tagen, sich das ausschließliche Vorrecht des Besuchs zu erwerben gewußt, sondern alle Orte hatten ein gleich zahlreiches und gleich gemischtes Publikum. Es hatte sich der Kastengeist noch nicht so geregt und breit zu machen gewagt, wie in unserm neunzehnten Jahrhundert; es gab noch keine Bürgervereine in unserm Sinne, — die Schützengilde, wenn man diese so nennen will, ausgenommen — die so nachtheilig auf städtische Verwaltung und Einrichtung gewirkt, und ihre Mitbürger gleichsam ihrer Bürger- und Stimmrechte beraubt hätten; noch nicht einzelne Dörfer, von denen man hätte sagen können, hier findet man die Vornehmern, hier vergnügen sich reiche, hier arme Bürger, dort tummelt sich des Volkes Hefe; diese gab es im strengen Sinne des Wortes damals so wenig, wie jetzt, sondern Leipzigs Einwohner strömten nach allen Seiten hin.

Nur die Spieler, die gleich den Nachteulen und den Ratten das Tageslicht scheuen und dunkle Aufenthalte lieben,

bevorzugten solche Ortschaften, die theils wegen ihrer Entfernung, theils wegen der anmuthigen Parke, welche zu solchen gehörten, ihnen für ihr Treiben geeigneter als andere schienen. Noch immer haben wir einzelne solcher Dörfer, die von kleinen aber einladenden Parken umgeben werden, aber leider sind sie jetzt — Zweinaundorf ausgenommen — wenig besucht, z. B. Groß-Zschocher, Abt-Naundorf und Schönau. Namentlich hatte in letzterem Orte das verderbliche Spiel seinen schmachvollen Sitz aufgeschlagen, darum besuchte Moriz dieses Dorf auch öfter, als alle anderen.

Kaum hatte er Sonntags seinen Mittagstisch beendigt, so begann er seine einsame Wanderung nach Schönau. Damals führte noch nicht der schöne mit Pappeln besetzte Damm, welcher jetzt die Lindenauer Chaussee bildet, gerade nach jenem genannten Dorfe, sondern um dahin zu gelangen, mußte man einen großen Umweg machen und von Leipzig ausgehend, von der hohen Brücke aus sich rechts nach dem verschlossenen Holze *) wenden und seinen Weg an der Leutscher Brücke und der Leutscher Alle hin nehmen, von wo aus man alsdann nach dem Kuhthurme und jenen alten Rüstern gelangte, deren eine noch heutzutage einen täuschenden Menschenkopf, durch Geäste hervorgebracht — zeigt. Nachdem man nun jene alte Brücke, die vor etwas länger als einem Jahrzehnte einer neuen, dem Dorfe Lindenau näher gelegenen, — denn der Lauf des Flusses ist seit jener Zeit verändert — hat Platz machen müssen, gelangte man nach dem freundlichsten Dorfe, welches in der Nähe Leipzigs liegt, nach Lindenau, welches vielleicht vor Jahrhunderten diesen Namen verdient haben mag; jetzt sucht man vergeblich nach jenen Bäumen, welche ihm den Namen gegeben.

Hier, in diesem freundlichen Kirchspiele, wohnte ein wohlhabender Gutsbesitzer, Namens Zitzpa, dessen Name deutlich zeigt, daß seine Eltern ein anderes Land ihr Vaterland genannt hatten. Er war Katholik, aufgeklärten Kopfes, guten Herzens und hielt streng an den Glauben seiner Väter. Alle Dorfbewohner, — obgleich Lutheraner — liebten und achteten ihn, und er war ihrer Liebe und Achtung werth. Seine Gattin, ebenfalls katholisch, hatte ihm sechs Töchter gezeugt, blühend, züchtig und schlank, vor allen aber glänzte Marie, die älteste der Schwestern. Sie stand in geistiger Hinsicht weit ihrer Zeit, weit den Jungfrauen ihres Alters voraus. Die mannigfachen Erfahrungen, die der Vater in seinem vielgeprüften Leben erfahren hatte, wendete er nicht ohne Vortheil bei der Erziehung seiner Töchter an.

Marie war nicht nur der Liebling des Ortes, sondern der ganzen Umgend. Kein Fest wurde in der Nähe gefeiert, an dem Marie nicht hätte Theil nehmen müssen. Wenn sie fehlte, fehlte die Krone der Gesellschaft, aber weit entfernt, darauf stolz zu sein, oder sich etwas darauf einzubilden, war sie es gerade, die unablässig bemüht war, ihren Freundinnen Anerkennung und Triumphe zu bereiten. Bescheidenheit zierte sie im höchsten Grade.

Ihre geistigen Vorzüge standen mit den körperlichen im schönsten Einklange. Ihr Wuchs ging nur wenig über die Mittelgröße hinaus, zwar nicht ganz voll, aber abgerundet, das Haar dunkelblond, ihre Lippen frisch und sanft geschwollen, die Zähne gesund, das Augenpaar schön gespalten und mit langen Wimpern besetzt. Um den Mund spielte jener Zug der Liebenswürdigkeit, der unbegränzte Herzensgüte verkündet, Zutraun erweckt und niemals täuscht.

So ausgestattet war Marie, der Moriz oft auf den duftenden Wiesen Lindenaus begegnete, wenn er seine einsamen Spazirgänge nach Schönau unternahm. Wozu der langen Worte und Einleitungen, genug, sie lernten sich kennen, und das immerwährende Alleingehen Morizens trug nicht wenig zu der günstigen Meinung bei, die sie von ihm faßte. Schien es doch fast, als sei es Wille des Schicksals, daß sie sich kennen lernten. Zwar war Moriz immer noch ein hübscher Jüngling zu nennen, obgleich der Jugendfrische Reinheit von seinen Wangen gewichen war, aber manches Mädchen sehnte sich nach seinem Besitze; um so verzeihlicher war es für die heißsehnende Marie, daß sie sich durch seine scheinbare Liebe zur Einsamkeit und sein Aeußeres hatte täuschen lassen, — sie hatte ihn ja vorher noch nie gesehen.

Marie war jung und feurig, und was sie liebte, liebte sie mit der ganzen Stärke ihres unverdorbenen Herzens. Moriz ward der Inbegriff ihrer ganzen Liebe und Sehnsucht.

Nur wenige Tage vergingen, wo sich die Liebenden nicht sahen, in Mariens Nähe war Moriz ein ganz anderer Mensch, er erkannte den Werth der Tugend, und gelobte sich tausendmal, ein ganz anderer Mensch zu werden; aber was sind die Vorsätze eines leichtsinnigen Gemüthes, Seifenblasen, schön von Außen, hohl von Innen, ohne Werth, ohne Gehalt! Er erkannte den Werth seines Mädchens und fühlte, daß sie ein Juwel unter den Mädchen sey; aber sobald er die bunten Damen der treulosen Karte erblickte, verschwand sie im Hintergrunde wie ein Traumgebild.

*) cf. d. Ritterloch.

Alles hat seine Zeit und auch Marie entdeckte bald, daß sie ihre Neigung vielleicht einem Unwürdigen geschenkt habe, aber noch ließ sie sich nichts merken, noch schob sie die Unruhe, die Moriz mit der Länge der Zeit in ihrer Nähe nicht zu verbergen vermochte, auf irgend einen häuslichen Umstand, den die Nothwendigkeit ihr zu verschweigen gebiete, und aus diesem Grunde drückte sie ihren Schmerz in den kummererfüllten Busen zurück. Jedoch Gewißheit mußte sie um jeden Preis und auch bald haben, deshalb schüttete sie ihr liebendes Herz offen, wie es einer guten Tochter geziemt, in den Busen der theuern Eltern aus und gestand ihnen ihre Liebe.

Vater und Mutter waren zu verständig, um gleich zu verdammen, beide liebten ihre Tochter gleich innig und wußten, welch ein Schatz dem dereinstigen Schwiegersohne aus einer solchen Frau erblühe, darum wünschten sie auch sehnlichst, daß der Gegenstand der Liebe ihrer Tochter auch ein ihr würdiger sei. Beide erfaßten die erröthende Tochter bei den Händen und liebkosten sie, der Vater wünschte von Herzen, daß ihre Wahl eine glückliche gewesen sein möchte und ermahnte schließlich Marien ernstlich, ihn, die Mutter und die lieben Schwestern baldigst mit dem nahen Anverwandten bekannt zu machen.

Marie versprach es und hielt Wort, zwar sträubte sich Moriz heftig gegen die Einführung in die achtbare Familie, unter dem Vorwande, auch seinen Eltern sich erst zu entdecken, aber Marie wußte ihm die Nothwendigkeit dieses Schrittes so anschaulich vor Augen zu führen, daß er endlich nachgab.

Freundlich, wie sich das von so biedern Leuten, die in ihm einst den Eidam zu erblicken wähnten, und dem das Lebensglück des geliebten Kindes anvertraut werden sollte, erwarten ließ, war seine Aufnahme. Aber es bedurfte von Seiten des Vaters Jißpa nur weniger Minuten, um in Moriz den jungen Wüstling zu erblicken, deshalb bat er auch sein gutes Kind nach dem Abschiede des Geliebten, von ihm zu lassen, weil ihm eine innere Stimme zurufe, daß er ihrer unwerth sei. Aber wer sollte es glauben, daß dieses erste Hinderniß, welches sich ihrer Liebe entgegenstellte, sie mit einem Male zu weniger Nachgiebigkeit bestimmte, als es ihre Eltern sonst von ihr gewohnt waren. Fast schien es, als wolle oder könne auch sie im Punkte der Liebe sich nicht über die gewöhnlichen Vorurtheile hinwegsetzen, oder glaubte sie, man thue ihrem Moriz Unrecht, von dem sie doch selbst schon ein ungünstiges Urtheil im Busen gefaßt hatte, kurz sie vermochte nur zu weinen, nicht zu antworten.

Als der Vater, den der innere Kampf des theuren Mädchens erschütterte, ihr liebevoll zusprach, faßte sie sich endlich in so weit, daß es ihr möglich wurde, den Vater zu bitten, sich genauer nach Morizens Verhältnissen und Lebenswandel zu erkundigen, und ihr dann ohne Rückhalt das mitzutheilen, was er erfahren würde.

4.

Willig versprach der Vater der theueren Tochter, ihr die gethane Bitte zu gewähren. Er konnte dies auch um so leichter, als er sich ohnedies schon vorgenommen hatte, des jungen Mannes Verhältnisse genau zu erforschen. Er handelte, wie es einem streng rechtlichen Manne geziemt; sein erster Gang war zu Herrn Bartsch. Mit Ruhe und Offenheit trug er ihm das Verhältniß zwischen seinem Sohne und seiner Tochter vor und fragte endlich, was er dazu sage und, ob er wohl seine Einwilligung zur Eingehung der Ehe geben werde.

Mit großer Rührung erwiederte Herr Bartsch, daß er darüber sich nicht so leicht entscheiden könne, sondern in solch einer wichtigen Angelegenheit zuvörderst mit seiner Ehefrau Rücksprache nehmen müsse, so wie er dies gewiß auch mit der seinigen gethan habe. Seinen Sohn schilderte er ohne Rückhalt als einen „leichten Patron," — ein schöner Ausdruck, um alle Laster damit zu bemänteln — von dem er jedoch glaube, daß er ein gutes Herz besitze und was dergleichen mehr war.

Beide Väter trennten sich wie ein Paar Biedermänner, nachdem sie sich zuvor gegenseitig eingeladen hatten, und sicherten sich beiderseitig auch die Gewährung der Bitte zu. Noch kannten sie die Religionsverschiedenheit ihrer Familien nicht und hatten auch im Laufe des Gesprächs es ganz vergessen, darnach zu fragen, was um so mehr wundern muß, als diese Frage damals so an der Tagesordnung war, wie heut zu Tage die gemeine Redensart: „ob sie was hat."

Hatte es sich, wie oben erwähnt, Herr Jißpa schon vor der Bitte seiner Tochter vorgenommen, genau nach dem Lebenswandel Morizens zu forschen, so drängten ihn des Vaters Worte „leichter Patron" nur noch zu schnellerer Ausführung seines Vorsatzes. Wo es sich um das Lebensglück eines Kindes handelt, schwinden Rücksichten und Bedenklichkeiten, aus diesem Grunde hielt es Vater Jißpa nicht unter seiner Würde, auf die Gesellschaft seines muthmaßlichen Eidams Obacht zu geben; aber leider überzeugte er sich nur zu bald aus derselben, daß er ein im höchsten Grade verdorbener, unmoralischer junger Mann sei. Hatte damals auch noch kein Gelehrter die Worte „sage mir, mit wem du umgehst,

und ich will dir sagen, was zu dir ist," ausgesprochen, so kannten doch schon die verständigen Leute die Anwendung dieser Sentenz recht gut.

Fast allabendlich sah er den jungen Wüstling mit Genossen jeden Alters nach jenen zweideutigen Häusern eilen, in welchen die Immoralität und Verworfenheit ihren Sitz aufgeschlagen hat, um in unlauteren Genüssen Abende der Verdammniß zu verleben. Zwar hatte er sich seit der Bekanntschaft Mariens heilig gelobt, seinen verächtlichen Umgang und jene Häuser der Verworfenheit zu vermeiden; aber von ihm hieß es auch: der Geist war willig und das Fleisch war schwach. Deshalb blieb es beim Alten.

Nachdem Mariens Vater die traurigste und unzweideutigste Gewißheit über Morizens Lebensweise erlangt hatte, trug er keinen Augenblick Bedenken, seinem theuern Kinde die ungeschminkte Wahrheit zu gestehen und sie dringend zu ersuchen, von einem Manne zu lassen, der sie in Zukunft weder schonen, achten, noch lieben würde. Einer Bildsäule ähnlich saß Marie ihrem über den Geliebten entrüsteten Vater gegenüber; wer nicht das Wogen ihres Busens sah, den das Gefühl der beleidigten weiblichen Ehre lebhaft hob, hätte sie für eine schöne Marmorstatue halten können, so regungslos saß sie da. In ihren Augen schwammen keine Thränen, aber wer das Feuer sah, was aus ihren Augen sprühte, konnte sich denken, daß ein großer Entschluß ihre reine Seele beschäftigte.

Der erste Gang des besorgten Vaters war zu Herrn Bartsch. Mit der ihm eigenen Offenherzigkeit erzählte er ihm, was er gethan und welche traurige Erfahrungen er an Moriz gemacht habe. Mit vieler Rührung hörte ihn der in seinem Sohne schwer gekränkte Vater an, Thränen des Jammers rannen über seine Wangen, aber kein Vorwurf ging über seine Lippen, sondern er erfaßte Jißpas Hand, drückte sie mit Treuherzigkeit und sprach endlich „ich glaube es!"

„„Seid versichert,"" entgegnete mit Theilnahme Mariens Vater „„daß ich die Wahrheit spreche. Wollte Gott, ich hätte weniger erzählen können, als ich mußte; besser würde es für Euch und mich und für unsre Kinder sein. Ihr seht, daß ich nach solcher Kenntnißnahme Eures Sohnes um keinen Preis in ein Bündniß willigen kann, von dem sich mit Gewißheit voraussagen läßt, daß es nur zum Unglück meiner Tochter, vielleicht Beider, gereichen kann.""

„Ihr habt Recht, aber auch mir dringt sich nun die Nothwendigkeit auf, daß es aus doppelten Gründen für uns Alle besser sein würde, wenn ich meinen Sohn auf Zeit aus einer Stadt, wie aus unserem Vaterlande entferne, damit er einer Gesellschaft entrissen werde, die ihn vollends noch verschlechtern, ja ganz an den Rand des Verderbens führen würde — vielleicht auch, daß er alsdann Eure Tochter vergißt, die ich gern auch als die meinige an das väterliche Herz gedrückt haben würde."

„„Wollte Gott, ich könnte zum Glücke meiner Marie dasselbe von Euerm Sohne sagen. Daß wir verschiedenen Religionsmeinungen huldigen, gehört nicht hierher und würde zu meiner Bestimmung nichts beigetragen haben.""

„Auch ich würde nichts darnach gefragt haben, obgleich ich es erst, seit ich mich nach Eurer Familie erkundigte, daß Ihr und Eure Familie katholisch seid, erfahren habe. Es hätte für mein bekümmertes Vaterherz nichts Tröstlicheres geben können, als die Verbindung zwischen unsern Kindern. Lehrt nicht die tägliche Erfahrung, daß die Ehegatten in gemischter Ehe gerade recht glücklich leben?"

„„Wohl wahr, denn setzt es nicht einen größeren Grad von Liebe voraus, als zwischen Gleichgesinnten? Findet nicht bei denen, die nicht ganz vorurtheilsfrei sind, gleichsam schon von der Muttermilch an, ein Vorurtheil statt, und muß dies nicht schon lange vorher besiegt worden sein, bevor an ein Eingehen der Ehe gedacht werden kann?""

„Wohl wahr, wohl wahr! Ein viel größeres Bedenken erfordert nach meiner Meinung die Ungleichheit der Sitten. Dies ist es auch, was unserer beiderseitigen Wünsche unmöglich macht. Laßt die Pfaffen Scheingründe auf Scheingründe häufen, wir wissen doch, was sie fürchten, und was wir denken und glauben sollen."

„„Sie fürchten den Einfluß Eurer Lehre und die Verminderung der Mitglieder unserer Kirche durch sie; aber ich glaube ohne Grund. Laßt sie eifern und fechten, sie kämpfen gegen Luftgebilde. Kluge Hausväter machen darum doch, was sie wollen. Lebt wohl und bleibt mein Freund.""

„Auch Eure Freundschaft erhaltet mir, darum bitte ich."

Gerührt schieden die braven Männer, nachdem Morizens Vater dem biedern Jißpa die Versicherung gegeben hatte, daß er seinem Sohne jeden Umgang mit Marien auf das Strengste untersagen, und, um ihn aus seiner schlechten Gesellschaft zu ziehen, auf Reisen schicken würde. Dadurch fühlte sich Mariens Vater auf das Vollkommenste beruhigt, leichtern Herzens eilte er seinem Gute zu, und von Marien hielt er sich fest überzeugt,

daß es ihr wenig Mühe kosten werde, sich von einem ihrer Unwürdigen auf immer zu trennen.

Seinem Versprechen gemäß ließ Herr Bartsch sogleich seinen Sohn rufen und hielt ihm in derben Worten seinen sträflichen Lebenswandel vor, schilderte in rührender Rede die traurigen Folgen, führte ihm aufs Innigste den dadurch herbeigeführten Verlust Mariens zu Gemüthe und kündigte ihm endlich auf das Nachdrücklichste seinen unabänderlichen Entschluß an, nämlich: nie wieder Marien zu behelligen und sich endlich in kurzer Zeit auf eine weite Reise gefaßt zu machen. Sollte, so schloß er seine Ermahnungen, er seinem ernsten Befehle zuwider handeln, oder sich letzterer zu entziehen suchen, so werde er seine Hand von ihm abziehen.

Der leichtsinnige Sohn gelobte Alles mit dem Vorsatze, es nicht zu halten. Noch während sein Vater sprach, hatte er schon seinen Entschluß gefaßt. Die angeordnete Reise kam ihm erwünscht; aber die Geliebte zu lassen, dazu wollte er sich nicht verstehen. Auch Marie versprach ihrem theuern Vater unbedingten Gehorsam, der Schaam und des Zornes Röthe stieg auf ihre jugendlichen Wangen, als sie des Geliebten Thun und Treiben von dem wahrheitsliebenden Vater schildern hörte. Ihr Vorsatz sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, denn schon den andern Tag hatte ein feiler Bote im Auftrage des jungen Bartsch ihr einen auf Wohlgerüche duftendes Papier geschriebenen Brief heimlich in die Hände zu spielen verstanden, worin sie derselbe um eine letzte Unterredung bat. „Jedenfalls“ — so schloß er denselben — „hast Du es schon von Deinem Vater, welcher öftere Zwiesprache mit dem meinigen gehalten hat, vernommen, daß ich auf Reisen gehen soll, damit ich, Geliebte meiner Seele, Dich nicht mehr hören, nicht mehr sehen soll. Bei Deiner Liebe, die Du mir in schönern Tagen gelobtest, beschwöre ich Dich, mir noch eine einzige, eine letzte Unterredung zu gewähren, ich muß sie eine letzte nennen, weil auch ich in Erfahrung gebracht habe, daß Du meiner, dem Wunsche Deines Vaters gemäß, auf immer entsagen willst. Ich gebe es zu, daß ich mich bisweilen Deiner unwürdig erwiesen habe, aber dafür verspreche ich Dir hiermit auch auf das Heiligste, mich von nun an Deiner werth zu zeigen.“

„Solltest Du es über Dich gewinnen können, diese Bitte einem Scheidenden — einem Sterbenden abzuschlagen? Nein! Ich sehe im Geiste Dein thränendes Auge und höre Deiner sanften Stimme vergebende Worte. Darum lebe wohl bis auf Wiedersehen, und verdamme nicht, ohne gehört zu haben,

Deinen Moriz.

Und Moriz hatte sich nicht getäuscht, noch ehe er an dem bestimmten Ort anlangte, erwartete ihn schon die liebende Marie. Zwar entzog sie sich seinen Umarmungen, aber seinen Bitten, ihm noch einen letzten Spaziergang zu gewähren, konnte sie nicht widerstehen.

Arm in Arm, wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft, gingen sie auf dem ihnen wohlbekannten Pfade nach Ehrenberg *) zu, bald über duftige Wiesen, bald unter von der Natur geschaffenen Laubgängen. Alles, was ein zürnendes liebendes Herz dem auf Irrpfaden wandelnden Geliebten sagen kann, sagte Marie ihrem Moriz. Stumm, wie alle Schuldbeladenen, ging er neben ihr hin. Zum erstenmale hatte sich wahre Rührung seiner bemeistert. Das liebende Mädchen ließ sich von ihr täuschen, und als er sie kniend unter den sich weithin streckenden Aesten der Königseiche **) aufs Neue um ihre Liebe bat, ihr bei Allem, was ihm heilig sei, Besserung und unverbrüchliche Treue gelobend, konnte sie nicht länger widerstehen und duldete, daß der stürmische Moriz zum erstenmal ihre nie entweihten Lippen berührte. Nach den feierlichen Betheuerungen, ihre Liebe als Geheimniß zu bewahren, schieden Beide unter Thränen und Seufzern, um sich nach Jahren nur auf wenige Monden wieder zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fastnacht.

(Fortsetzung.)

Der Postknecht blies:

Wir winden dir den Jungfernkranz!

Hin ist hin, dachte der Reisende und helle Thränen liefen ihm über die Wangen. Als ich von ihr schied, sagte sie: das war das schönste Jahr meines Lebens. Ich glaube selbst, es werden ihr wenig schönere mehr kommen. Nein, nein, sie sollen ihr noch kommen, freu-

*) Noch bis zur Gründung des Johannisthales wurde dieser herrliche, jetzt so wenig betretene Weg, am Johannistage fast von Leipzigs sämmtlichen Einwohnern besucht, um auf Ehrenbergs großer Wiese alljährlich ihr Volksfest zu feiern.

**) Die große Eiche, Friedrich August dem Gerechten zu Ehren auch Königseiche genannt. Ihr Umfang beträgt — wenn ich nicht ganz irre — in der Höhe eines ausgewachsenen Mannes 21 Ellen.

bige, glückliche, segenvolle immer und ewig. — Und ich will noch einmal vor sie treten, will ihr das schönste Jahr noch einmal ins Gedächtniß zurückrufen, noch einmal will ich sie sehen und dann fort: der Wagen rollte eben über die Brücke des Stromes. Die Wellen rauschten an den Pfeilern, als wollten sie was herunterlangen von der Brücke. Jetzt donnerte der Wagen durch das Thor und hielt bald darauf vor dem Posthause. Der Reisende stieg aus, warf dem Postillon sein Trinkgeld hin und verschwand in der nächsten Gasse. „Wir sehn uns noch, Ew. Gnaden, viel gute Unterhaltung," rief ihm der Postillon nach, der die Pferde ausspannte, aber seine Worte verwehte der kalte Nachtwind. „Ein trauriger Hochzeitsgast," murmelte der Bursche, indem er die Stränge löste, „er zahlt gut, zwei blanke Thaler, aber ich fahre solche Leute nicht gern."

Während dem war der Reisende auf die Promenade gekommen. Schon von weitem leuchtete ihm Doctor Lange's strahlende Fensterreihe entgegen. Es war schon nahe an Mitternacht. Aus allen Häusern tönte Jubel und Musik, auf der Straße aber gingen wenig Leute. Er schritt durch den hellen Thorweg und die Stiege hinauf in den wohlbekannten Gang. Die Thür des Zimmers, das Alfred früher bewohnt hatte, war offen, ein mattes Licht stand unter zerstreuten Papieren auf dem Tische. Oft war unser Reisender, bei seinem Nebenbuhler gesessen, fröhlich. Denn er hätte sich nicht träumen lassen, daß dieser ihm Johanna entreißen würde. Von der Reise ermüdet, trat er ein, warf sich in den Lehnstuhl am Tische und starrte auf die Schriften. Der untere Theil eines Briefes, der aus dem Haufen herausschaute, zog seine Aufmerksamkeit an sich. Bald erkannte er Johannas Hand. Kaum konnten seine verschwimmenden Augen noch die Worte lesen:

„Ganz und ewig die Deine.

Johanna."

Wie von Furien gepeitscht, sprang er auf, und eilte hinüber in den Speisesaal, der Zufall führte ihm Johanna am Arme ihres Bräutigams entgegen. Sie kam vom Tanze, ihr Auge glühte.

„Schon aufbrechen, mein Herr?" redete sie den Eintretenden, den sie für einen Hochzeitsgast halten mochte, mit bräutlicher Höflichkeit an.

Da erhob der Reisende sein Auge zu ihr und sagte: „Noch nicht, schöne Braut." „Himmel," rief sie freudig aus, „welche Stimme! Adolph!"

„Ich theile die Freude meiner Trauten," lispelte süßlich der Bräutigam, „und heiße Sie herzlich willkommen, mein Freund! Ich nenne Sie wieder so, unsere kleinen Zerwürfnisse von ehedem sollen vergessen sein, so wie auch Sie eins, was mir unbequem war, vergessen zu haben scheinen, da Sie kommen. Sie sehen, meine Johanna . . .

„Ist auch vergessen", unterbrach ihn Adolf, unter Thränen lächelnd.

„Also, lieber Adolf, nehmen Sie an unsern Freuden Theil," meinte Johanna.

„Unmöglich kann ich Theil nehmen an Ihren heutigen Freuden; ich bin auf einer Reise begriffen."

„Wohin, Bester?" unterbrach ihn Alfred.

„In ein fernes, fremdes Land," fuhr Adolf fort, ohne auf ihn zu hören, „und da konnte ich doch nicht an Ihrem hochzeitlichen Hause vorbei, ohne meine freundlichen Glückwünsche hinauf zu tragen. Zweifeln Sie nicht an meiner Aufrichtigkeit, ich werde Sie nie wieder sehen, warum sollte ich also lügen? Die Gegenwart läßt Ihnen nichts zu wünschen übrig, aber für die Zukunft wünsche ich Ihnen dauerndes Glück. Leben Sie wohl, Verehrteste, meine Zeit ist um, mich ruft mein Ziel."

Johanna sprach viele Worte des Dankes und sagte: „Sonderbar, daß die zwei liebsten Freunde meiner Jugend keinen Antheil nehmen wollen an meinem heutigen Ehrentage. Richard sitzt drüben in meiner Geburtsstadt und wollte nicht mit herüberkommen; Sie eilen, kaum gekommen, von dannen."

„Bleiben Sie doch, Adolf," sagte Johanna's Schwester, ihn unruhig bei der Hand fassend. „Morgen ist auch ein Tag, lassen Sie heute das fatale Reisen, die Nacht ist keines Menschen Freund."

Adolf drückte heftig die Hände der beiden Mädchen, die in den seinen lagen, schaute sie mit langen, seelenvollen Blicken an, und es fiel ihm ein, wie gut sie ihm gewesen in jenen schönen Tagen. „Leben Sie wohl," sagte er weich, „morgen, wenn das Frühroth auf die Schneefelder scheint und auf die Fluthen, so denken Sie mein. Da bin ich schon fern von Ihnen, aber mein Geist bleibt Ihnen ewig nah!"

Adolf wandte sich zum Gehen.

„Doch ein Glas Champagner auf mein Wohl," sagte Johanna mit jener Schmeichelstimme, wie sie ihm in früherer Zeit oft geklungen. Er ergriff das angebotene Kelchglas und hob es hoch empor. Alle Lichter des Saales spiegelten sich in dem mussirenden Golde. In seinen Augen glühte ein Blick, wie ein Blumenschein aus der Morgenzeit seines Glückes und die Thränen rannen wie Thau herab. Ein wohlgefälliger Blick Johanna's streifte über seine schöne männliche Gestalt; der Blick träumte von dem schönsten Jahre ihres Lebens.

Leise klingend stieß sie ihr Glas an seines und lispelte: „Gott gebe Ihnen eine glückliche Reise." Da erwachte Adolf aus seinen Träumen. „Gott gebe Ihnen ein seliges Vergessen," rief er, stürzte das Glas aus und schmetterte es zu Johanna's Füßen hin, daß es schallend in tausend Splitter zersprang.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Frauenzimmer-Mangel.) Aus Batavia klagt man sehr über den Mangel an Frauen, d. h. weißen, europäischen, so daß die europäischen Bürger und Staatsbeamten mit eingebornen Mädchen in eine sogenannte mahomedanische Ehe treten müssen, die von der Regierung zwar gestattet, aber keineswegs für rechtmäßig angesehen wird. Sehr viele Offiziere und Beamte, die Urlaub nach dem Vaterlande nehmen, bringen sich von dort die auf Java so beliebten europäischen Frauen mit. Wie groß der Mangel an weißen Frauen und Mädchen in Batavia ist, läßt sich daraus abnehmen, daß auf den dortigen Bällen kaum der vierte Theil der daran Theilnehmenden aus Frauen und Mädchen besteht, daß es in Batavia sogar keine Schauspielerinnen giebt, sondern dieselben auf dem dortigen Theater noch durch Männer ersetzt werden müssen. Selbst an Putzmacherinnen fehlt es in Batavia, wie in den andern Hauptstädten Javas, Samarang und Surabaya. Also, nach Batavia! nach Batavia!

— Ein Bildhauer aus Genua war im Jahre 1776 nach Venedig berufen worden, um dort in einer Kirche einige schadhafte Bildsäulen auszubessern und sie durch einige neue zu verschönern. Während seiner Arbeit traten zwei reisende Franzosen in die Kirche. Nachdem sie sich mit dem Bildhauer in ein Gespräch über seine Kunst eingelassen und seine Arbeit bewundert, lenkten sie das Gespräch auf die venetianische Regierungsform und äußerten sich sehr dreist über den Senat der damaligen Republik. Der Genuese, weit entfernt, in ihren sarkastischen Tadel einzustimmen, suchte vielmehr den Vertheidiger des Senats und der Verfassung Venedigs zu machen, doch eben nicht mit dem besten Erfolge. Den Tag darauf wurde der Genuese vor die Staatsinquisition gefodert. Er stellte sich, und ob er zwar gar nicht wußte, weshalb er geladen worden, erschien er doch mit Furcht und Zittern. Beim Eintritt in den Versammlungssaal legte man ihm gleich die Frage vor: Wer die beiden Franzosen gewesen, mit denen er gestern in der Kirche gesprochen habe? Er versicherte, er kenne sie weder dem Namen, noch dem Stande nach, sie wären nur zufällig in die Kirche gekommen, um solche zu besichtigen.

„Werdet Ihr sie wohl wieder erkennen?" fuhr man fort.

„Vielleicht, doch mit meiner Arbeit beschäftigt, habe ich sie nicht genau betrachtet."

„Haben sie nicht mit Euch über die Regierungsform der Republik gesprochen?"

„Das kann ich nicht läugnen, aber ich kann es mit einem feierlichen Eide bekräftigen, daß ich mir kein unziemliches Urtheil erlaubt, vielmehr ihrer mit dem größten Lob gedacht habe."

Nach diesem Verhör wurde der Genuese in ein Nebenzimmer geführt. Hier waren die beiden Franzosen aufgeknüpft. Ein kalter Todesschauer überlief ihn bei diesem schrecklichen Anblicke, er glaubte, auch seine Todesstunde habe geschlagen. Nach Verlauf von einer halben Stunde, die der Künstler in der peinlichsten Todesfurcht zugebracht, wurde er wieder vor die Schranken des Inquisitionsgerichts geführt. Der Präsident desselben sagte nun zu ihm rauh und stolz:

„Künftig hütet Euch und vergeßt nicht, daß unsere Regierung keinen Vertheidiger, wie Ihr seid, nöthig hat."

Man entließ ihn nun und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als einzupacken und einen Freistaat zu verlassen, wo es selbst lebensgefährlich war, seine Einrichtungen zu vertheidigen und zu loben.

(Petersburger Taschendiebe.) Der französische Gesandte lobte eines Tages einem Großfürsten des russischen Kaiserhauses die Geschicklichkeit der Pariser Diebe und erzählte allerlei Anekdoten von ihren feinen Streichen. Der Großfürst meinte, daß die Petersburger Diebe auch Aehnliches so gut verständen, und proponirte dem Gesandten, der daran zweifeln wollte, eine Wette, daß, wenn er morgen bei ihm zu Mittag speisen wolle, er ihm noch vor dem Abtragen des Desserts seine Uhr, seinen Siegelring, oder was er sonst von den nicht niet- und nagelfesten Dingen seiner Toilette bezeichnen würde, stehlen lassen wollte. Der Gesandte ging die Wette ein und der Großfürst schickte sogleich die Bitte zum Polizeiminister, er möchte ihm den geschicktesten und gewandtesten Taschendieb, der jetzt im Gefängnisse sei, schicken. Man steckte denselben in Lakaienkleidung, versah ihn mit den gehörigen Instructionen und versprach ihm Straflosigkeit und Freiheit, wenn er seine Sache gut machen würde.

Der Gesandte hatte seine Uhr als den Gegenstand, auf den sowohl er als der Dieb die Hauptaufmerksamkeit zu richten haben würden, bezeichnet. Dem Bedienten wurde befohlen, wenn er die Uhr habe, dem Großfürsten einen Wink zu geben.

Das Diner begann, das Vorgericht, die Suppe und der Braten kamen und verschwanden, die rothen, weißen, griechischen, spanischen und französischen Weine blinkten der Reihe nach in den Gläsern. Der französische Gesandte war immer achtsam auf seine Uhr und der Großfürst, der seine ängstliche Aufmerksamkeit bemerkte, lächelte ihm zuweilen halb freundlich, halb spöttisch zu. Der verkappte Lakai war immer geschäftig, sich unter die übrigen zu mischen und Speisen und Getränke ab- und zuzutragen. Das Diner neigte sich schon seinem Ende zu und der Großfürst erwartete mit Ungeduld den Wink des Diebes, der aber, wie es schien, sehr viel zu thun hatte. Plötzlich erheiterte sich des Großfürsten Angesicht und er wandte sich zum französischen Gesandten, der in einem Gespräche mit seinem Nachbar vertieft war, und fragte ihn, wie viel die Uhr sei. Dieser aber griff triumphirend, — er hatte ja noch vor wenigen Augenblicken die Hand an der Uhr gehabt, — in seine Westentasche und zog — zum Amusement aller Gäste und ins besondere des Großfürsten — eine hübsche zugestutzte Rübe daraus hervor. Ein allgemeines Gelächter erhob sich und der Gesandte wurde etwas verlegen. Er wollte eine Prise Contenance nehmen, aber er schlug sich an alle Taschen und bemerkte zu seinem Schrecken,

daß ihm auch seine goldene Tabatiere fehle. Das Gelächter wurde größer. In dem Embarras und dem Verdruß fuhr er sich, wie er zu thun gewohnt war, an den Finger, um seinen goldenen Siegelring zu drehen, aber siehe da, — auch dieser fehlte. — Kurz, er fand, daß er während der Ragouts und schönen Pasteten förmlich ausgeplündert worden sei und nichts, was nicht Schneider und Schuster dauerhaft befestigt hatten, also weder Ring, noch Tabatiere, noch Schnupftuch, Handschuhe, Zahnstocher, Schlüssel behalten habe. Man führte den gewandten Dieb vor und der Großfürst befahl ihm, die gestohlenen Sachen zurück zu geben, wunderte sich aber nicht wenig, als derselbe zwei Uhren hervorzog und eine davon ihm, dem Großfürsten, die andere dem Gesandten gab, zwei Ringe, einen dem Großfürsten, den andern dem Gesandten, zwei Tabatieren, eine dem Großfürsten, die andere dem Gesandten. Verwundert griff der Großfürst in seine Taschen wie zuvor der Gesandte und fand, daß er ganz auf gleiche Weise ausgeraubt worden sei wie dieser. Der Großfürst betheuerte dem Gesandten, daß er nichts davon gewußt habe. Er wollte erst dem Schelm zürnen, besann sich aber und dankte ihm, daß er ihn auf eine so eclatante Weise seine Wette habe gewinnen lassen, und entließ ihn frei und beschenkt, aber mit der Weisung, in Zukunft seine Geschicklichkeit zu nützlicheren Dingen anzuwenden.

— Wie amerikanische Schriftsteller berichten, leben im Ganzen nur noch etwa 180,000 Indianer östlich von dem Mississippi von allen den zahlreichen Volksstämmen, welche sonst jene unermeßlichen Länderstrecken in Besitz hatten.

— In London giebt es nicht weniger als funfzehntausend Putzmacherinen, deren Loos gar nicht zu beneiden ist, denn sie müssen täglich von 7 Uhr früh bis eilf Uhr in der Nacht, mit Ausnahme einer Stunde zum Essen, unausgesetzt arbeiten. Die meisten dieser armen Mädchen sind Töchter verarmter Familien, die bessere Tage gesehen haben.

☞ Des jours et des heures étaient écoulés — mais le dernier moment a l'emporté sur tous!! Le.......— il — brûle encore chaudement et a jeté une flamme dans mon coeur, qui brûlera éternellement. Vous l'avez incendiée, mais sauriez Vous aussi l'éteindre? Vous avez blessé mon coeur, mais Vous en voudriez Vous aussi être le médecin? Révenez bientot, mais sans ....! Un signe, je Vous prie, que je suis compris! Je Vous souhaite pour nouvel an tout le bonheur, et moi le bonheur le plus grand, Votre .....!!

Räthsel.

Was ich bin, ist die Welt im Großen,
Und doch schließt oft ein Haus mich ein,
Die Menschen mir oft Tempel weih'n,
Und oft in Scheuern mich verstoßen.
Auch wand're ich, wie allbekannt,
Zuweilen ärmlich durch das Land.
Veränd're nun mein Haupt: Verletze
Ja Keinen je an Ehr und Gut,
Vergieße nimmer frevelnd Blut,
Sonst fordern mich von Dir Gesetze,
Und wenn nicht hier auf Erden schon,
So dort gewiß vor Gottes Thron.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Das Königstuch, das gerippte Tuch, der Casimir, die Alpacca, der schottische Caschemir, der Wollendrill werden am häufigsten zu Oberröcken mit glattem Leibchen und engen Aermeln verwendet, deren Ausputz entweder in Sammetstreifen oder in Knöpfen, in Brandenburgs oder anderen Posamentirarbeiten besteht. Diese Oberröcke haben meist große Pelerinenkragen von gleichem Stoffe oder von Pelz. Ein einfacher Sammethut, der mit Sammet ausgeputzt ist, paßt vollkommen zu diesem Promenadenanzug. Sonst sind die Sammethüte am häufigsten mit Federn ausgeputzt; bisweilen ist der innere Theil des Schirmes mit Atlas oder mit Sammet in einer andern Farbe gefuttert. In diesem Falle entsprechen die Federn und Bänder, die man gleichzeitig anwendet, in gewissen Theilen der Farbe des Futters. Die Capoten sind gezogen und von ungerissenem Sammet oder von Atlas. Man putzt sie entweder mit einer großen Feder aus, welche auf dem Schirme liegt oder mit einem Bouquet kleiner Federn, das sehr tief an der Seite angebracht ist. Die zu Hüten am meisten gesuchten Phantasiestoffe sind der Mosaiksammet, der gewässerte und der jaspirte Sammet. Als ein Ausputz von sehr gutem Geschmacke empfehlen wir drei Federn von ungleicher Länge. Die mit Tülle überzogenen Putzhüte von Atlas haben oft Blumen in zwei Farben; wie Rosen, halb von schwarzem Sammet und halb von rosa, gelbem, grunem oder orangem Batist. Man trägt auf diesen Hüten auch Sammetblätter, deren Farben an alle Töne erinnern, welche der Herbst den verschiedenen Blättern des Waldes giebt. Die Köpfe der Hüte senken sich im Allgemeinen weniger nach hinten. Einige haben keine Nackenschirme, andere einen sehr kleinen, der überdies durch Blumen versteckt wird. Die Häubchen werden ebenfalls etwas weniger nach hinten unter dem Schirme der Hüte getragen. Man sieht mehr Bänder von Atlas oder Sammet als Blumen. Auch gehen die Häubchen nicht mehr so tief an den Wangen hinunter, sie werden theils aus Schalen und Schleifen, theils aus gebauschtem Tüll gemacht und ihr Ausputz ist verschieden.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 1. u. 2. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 3. (Sonnabend, den 15. Januar.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Sagen der Stadt Leipzig.

Das Brautwehr

von

Ferdinand Backhaus.

(Fortsetzung.)

5.

Der Tag der Abreise war gekommen; unter den Segenswünschen des Vaters und der tiefbekümmerten Mutter zog Moriz auf stattlichem Rosse, mit gefüllter Börse und vielen Empfehlungsbriefen zum Thore hinaus. Das Ziel seiner Reise war Welschland, dort lebten viele Freunde des Vaters, mit welchen der thätige Kaufherr in dem lebhaftesten Verkehr stand. In den Kreisen dieser Familien, deren manche mehr als eine blühende Tochter zählte, würde der Sohn Geschmack an einer edlern Lebensart finden, sich der gemachten Bekanntschaft entschlagen und nicht leicht Gelegenheit haben, mit so verwerflichen Menschen in Berührung zu kommen, als es hier der Fall gewesen war, — dessen schmeichelten sich die Eltern.

Ueberall verschafften ihm die Empfehlungsbriefe sowohl, als des Vaters geachteter Name Eingang und eine herzliche Aufnahme. Und wirklich war der Vater im Anfange berechtigt, sich der süßen Hoffnung hin zu geben, seine innigsten Wünsche erfüllt zu sehen. Moriz besorgte alle ihm aufgetragenen Geschäfte mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit, und ließ in Allem eine ungewöhnliche Thätigkeit durchblicken, jeder Brief, der in die Heimath gelangte, war seines Lobes voll, der Eltern Herzen jauchzten vor Entzücken. Aber das Entzücken sollte nur von kurzer Dauer sein. Auf schwachem Grunde stehen des Gefallenen Grundsätze und nicht leicht kann derselbe den Lockungen widerstehen, die ihm winken und gleichsam mit magischer Gewalt auf ihn einwirken. Verhältnisse und Zeitumstände machen oft ein starkes Gemüth wanken, ein schwaches unterliegt ihnen stets.

Es war kurz vor dem dreißigjährigen Kriege, die dumpfe, unheilverkündende Stille löste sich allmählig in offnes Handeln auf, und, obgleich noch alle Mächte Europas zum Scheine in Unterhandlungen traten, zogen sie doch von allen Seiten Truppenmassen an sich, theils um die Andersdenkenden zu schrecken, theils sich selbst sicher zu stellen. Auch die blühenden Städte Italiens wurden plötzlich Sammelplätze für alle Waffengattungen. Der bedächtige Kaufmann ward durch das Klirren der Degen aus seiner behaglichen Ruhe gerissen, die Kaffeehäuser füllten sich mit Ankömmlingen aus allen Nationen, das Spiel, welches bis jetzt nur heimlich betrieben worden war, wurde nun öffentlich gehalten. Es führte abermals Morizens Unglück herbei.

Wie in allen südlichen Ländern, war es doch ganz vorzüglich in Italien Sitte, daß Damen nicht blos in männlicher Begleitung, sondern auch ohne dieselbe öffentliche Orte, namentlich Kaffeehäuser besuchten, um theils in traulichem Gespräche die Zeit hin zu bringen, theils an den Vergnügungen und Spielen der Männer Theil zu nehmen. Viele Frauen aus den vornehmsten Ständen hatten sich schon zu jener Zeit, als das Spiel noch heimlich gehalten wurde, in solchen Häusern Eingang zu verschaffen gewußt; als man begonnen hatte, dasselbe öffentlich als Gewerbe zu betreiben, mehrte sich die Anzahl der Damen, welche Vergnügen und Reiz am Spiele fanden, ungemein schnell, die Folge davon war, daß der Hub

der jungen Männerwelt an jenen Orten weilte, wo die schönsten Frauen und Mädchen in ihren Reizen strahlten.

Dies war der Fall mit dem Hause des Signor Batucci in Venedig; hierhin strömte Alles, was auf Reichthum, Schönheit und Jugend Ansprüche machte. Zwar hatte die Stadt seit der Entdeckung Amerikas bedeutend gelitten, und durch den achtjährigen Krieg (mit Spanien, Frankreich, Deutschland) in Folge der Ligue von Cambray ungeheure Summen eingebüßt, aber nichtsdestoweniger hatte es zu der Zeit, von der wir sprechen, sich wieder auf eine solche Höhe geschwungen und solche Reichthümer erworben, daß sie damals unbestritten die reichste Stadt Italiens genannt werden konnte.

Wollte der Freund den Freund suchen, so hatte er nur nöthig, zu Signor Batucci zu gehen, hier traf er ihn gewiß, um in schöner Gesellschaft auf die leichteste Art und in kürzester Zeit entweder große Summen zu gewinnen oder zu verlieren. Täglich traf fast dieselbe Gesellschaft in Batucci's Hotel zusammen und bald waren fast alle Mitglieder einen und desselben Tisches so vertraut mit einander, wie die innigsten Freunde. Auch Moriz, der nun zu einem stattlichen jungen Manne herangereift war, hatte sich in dieses Haus gewöhnt, nicht weil ihn der Rang des Hauses dazu bestimmt hätte, sondern weil er bei seinem ersten Eintreten in den Spielsaal, einem Augenpaar begegnet war, aus welchem Liebe und Verlangen zugleich sprachen. Sein ganzes Ich bebte bei dem Anblicke dieses Mädchens, welches ein Meisterstück der Natur genannt werden konnte; mit ihr in nähere Berührung zu kommen, hatte er vom ersten Augenblicke an unwiderruflich beschlossen. Alle guten Vorsätze waren von dem Moment an, in welchem er wiederum die Karte zur Hand nahm, auf immer gewichen, vergessen die engelgute Marie, die seiner daheim mit inniger Rührung, mit steter Sehnsucht gedachte. Wie namenlos glücklich fühlte sich das brave Mädchen, wenn ein vertrauter Bote ihr heimlich ein Briefchen von dem Liebsten in der Ferne zustellte, worin er mit feurigen Worten ihr immer aufs Neue seine Liebe und Treue betheuerte. Armes Mädchen, diese Worte waren Verstellung, und der, welcher sie geschrieben hatte, ein größerer Heuchler als je.

Bianca Trevisani war der Name jenes Mädchens, die alltäglich am Arme ihres Brunders in den Saal trat, um gleich Andern ihres Geschlechts sich im Spiele zu vergnügen. Niemandem war es eingefallen, nach ihrem Geburtsorte zu fragen und sie selbst nahmen niemals Gelegenheit, aus freien Stücken davon zu sprechen. Trevisani war von Allen gern gesehen und Bianca die Zierde der Gesellschaft. Ihr Benehmen war fein und abgerundet, ihre Aufführung schien untadelhaft. Scherz und Witz zeichneten den Bruder, allbesiegende Anmuth Biancan aus. Weder Gewinn, noch Verlust vermochten ihren Humor zu ändern.

Es hielt Moriz nicht schwer, in die Nähe dieser Geschwister zu gelangen. Um desto sicherer zu gehen und sich Bianca geneigt zu machen, überhäufte er den Bruder mit Aufmerksamkeiten aller Art. Der schlaue Italiener durchschaute ihn bald und beschloß, davon den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen, denn Trevisani war der ausgefeimteste Spieler, die angebliche Schwester die Lockspeise für seine Zwecke.

Je länger der Aufenthalt der anwesenden Militairs und folglich auch Trevisanis währte, desto mehr leuchtete es den unbefangenen Beobachtern mit der Zeit ein, daß Trevisani ein falscher Spieler sei, und seine liebenswürdige Begleiterin ihm nur dazu diene, die Aufmerksamkeit am Spiele der Betheiligten zu schwächen und abzulenken. Der größte Theil derjenigen, die ihm früher wohlwollten und alle die, welche ein günstiges Urtheil über ihn gefällt hatten, zogen sich von ihm zurück; nur Moriz blieb blind, irregeleitet und geblendet durch die Schönheit Biancas; die Furie seiner Leidenschaft für das feurige, sündliche Mädchen, kannte keine Rücksichten mehr, auf die unzweideutigste Art legte er endlich seine Sehnsucht nach ihr an den Tag, und während er Eltern, Geschäfte, Freunde, sich selbst vergaß, gedachte er Mariens; doch nur in so fern, in wie fern er ihr von Zeit zu Zeit in den geheucheltsten Ausdrücken schrieb, wie wir bereits gesehen. Ihm lag vor allen Dingen daran, sich bei ihr den Schein zu retten, denn daß sein Lebenswandel selbst bis nach Leipzig bringen, vielleicht ihr sogar zu Ohren gelangen würde, dachte er sich wohl.

Bianca schien vor wie nach das unschuldige Mädchen, in ihrem Benehmen hatte sich seit der Bekanntschaft mit Moriz nichts geändert, sie blieb bescheiden und sanft, und wer sie so nach ihrem Aeußern beurtheilte, mußte sie für einen Engel halten, und doch war sie längst ein gefallener, ein Engel, der für schnödes Gold um die Liebe der Männer buhlte, das ihr in großen Summen zufloß, das sich bei ihrem Glücke im Spiele verdoppelte und der Bruder durch Kunstkniffe zu verdreifachen verstand. Jetzt werden meine geehrten Leser einsehen, wie es einem Paar Abenteurer möglich war, ein ebenso verschwenderisches, als prächtiges Haus zu führen, womit sie Anfangs selbst Venedigs Edle zu täuschen verstanden.

Von allen Männern zeichnete Bianca keinen vor-

zugsweise aus, nur schien es bisweilen, als komme sie unserem jungen Kaufherrn mit größerer Offenheit entgegen, als den andern Herren ihrer Bekanntschaft, aber auch dieser Schein der Offenheit war Trug, veranlaßt durch den Bruder, um den reichen Kaufmannssohn — denn das hatte Trevisani schon nach wenigen Tagen gemerkt, daß Moriz, oder vielmehr seine Eltern, sehr reich sein müßten — für immer in ihr Netz zu locken und sich ihm unentbehrlich zu machen.

Mit immer größerem Vertrauen schloß sich Trevisani an unsern Helden der Geschichte an. Was ein Freund dem Freunde an Gefälligkeiten erzeigen kann, erwies er ihm; Moriz, der nicht zurückstehen wollte, erwiederte dieselben, und so entstand eine Innigkeit zwischen ihnen, die Trevisani nichts zu wünschen übrig ließ, und Morizen ganz beseligte, weil er dadurch immer in engere und häufigere Berührung mit Bianca, dem unverrückten Ziel seiner Wünsche gelangte. Bald wußte es ganz Venedig, daß der reiche Fremdling von glühender Leidenschaft für Bianca beseelt sei; aber je fester sich Moriz an die Geschwister Trevisani anschloß, desto mehr bestrebten sich die ehemaligen Freunde seines geehrten Vaters, die ihm mit so großem Wohlwollen entgegengekommen waren, auf unbemerkte und anständige Weise ihn zu entfernen, und bald stand Moriz nur noch allein in der prächtigen Doggenstadt, — Trevisani und seinem bösen Geschicke anheim gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fastnacht.

(Beschluß.)

Die Tanzmusik rauschte aufs neue auf. Unter einem Strome von süßen Schmeichelworten zog Alfred Johanna wieder in den Tanzsal. Bald flog sie wie ein schimmernder Stein durch die Reihen, von einem Arm in den andern. Der Speisesaal war wieder leer geworden, nur in einer Fensterbrüstung saßen Emilie und Auguste, die Schwestern der Braut.

„O hätte Johanna das nie gethan," seufzte Emilie, „ich fühle, Adolf hat Böses im Sinne. Wüßte ich seinen Weg, könnte ich unbemerkt ihm folgen, meine schwache Hand würde die Kraft seiner wilden Vorsätze hemmen. Auguste! warum muß ein solcher Mensch unglücklich sein?"

Mit Thränen im Auge schaute Auguste hinab auf den Platz. Plötzlich fuhr sie auf: „Himmel! Emilie siehst du ihn dort unten stehen an der Ecke im Schnee und Mondenlichte? Wie er die Hände ringt und sie bittend heraufstreckt gegen das Fenster! Wie flattert sein Haar im Winde! Emilie, verlassen wir ihn um Gottes willen nicht in dieser Stunde."

Beide sprangen auf und eilten gegen die Thüre, aber eben schlängelte eine Cottillonstour den langen Zug quer durch den Speisesaal und schnitt ihnen den Weg ab.

„Die schönen Fräulein müßig?" riefen zwei Herren und faßten ihre Hände und führten sie nach.

Als Auguste am nächsten Fenster vorbeitanzend hinaus sah, war Adolf verschwunden. Ohnmächtig sank sie in ihres Tänzers Arme.

Adolf hatte, nur von einem Gedanken erfüllt, die Straße durcheilt und trat auf die Brücke, über die er vor Kurzem in die Stadt gefahren. Der Mond belauschte die ganze Gegend, ein kalter Wind pfiff über die Dächer. Der Nebel war verschwunden und in klarer Ferne schimmerten die dunklen Zacken der Gebirge, an deren Fuß Johanna geboren war.

Die Blicke in jene Gegend gerichtet, trat Adolf zum Geländer.

Da faßte ihn Jemand hinten am Mantel und rief: „Ew. Gnaden, schon nach Hause?" — Es war der Postillon, der taumelnd von Doctor Lange's Hochzeitsweinen kam. „Haben Sie sich nicht unterhalten? Sie sehen traurig aus. Was fällt Ihnen ein? Die Braut war ja so ein schönes Kind, wie ich noch nie eine gesehen. Ich muß gleich hinüber in die Vorstadt zu meinem Mädel, daß ich sie nicht vergesse. Wäre ich nicht eilig von der Thüre des Tanzsaales weggelaufen, hätte ich der Braut noch länger in die blauen Augen geblickt, ich hätte meine Suse nimmer anschauen können mein Lebelang. Adje, eine gute Nacht, schönes Bräutchen, sanften Schlaf, lieber Herr," rief der Postillon und taumelte weiter.

Kaum aber war der rothröckige Bursche seinen Augen entschwunden, so warf Adolf den Mantel von sich. „Johanna, rief er, die Arme gegen die fernen Gebirge breitend, „Gott vergebe dir und mir," und schwang sich über das Geländer der Brücke. Die Fluth rauschte laut auf, als sie ihr Opfer empfing, doch bald zog sie ruhig weiter. Der Schneewind pfiff laut über die leere Brücke und im Osten graute der Tag.

Die eisbedeckten Zweige der Trauerweiden schlugen klirrend an die Fenster von Johannas Brautgemach, daß sie erschrocken auffuhr. „Wer will zum Fenster herein?" rief sie.

Alfred aber küßte sie lächelnd und sprach: „Sei ruhig, mein Täubchen, der Sturm ist's, der geht vorbei!"

* * *

Als Auguste mit den ersten Sonnenstrahlen erwachte, und ihr Gebetbuch aufschlug, fiel ihr der Psalm in die Augen: „Er hat überwunden, der Löwe."

Gedankenvoll las sie ihn zu Ende. Dann hob sie ihr dunkles thränenvolles Auge auf zum düstern Himmel, und sagte: „Schwester, jetzt wird er schon weit sein von uns."

„Aber sein Geist bleibt uns ewig nahe," erwiederte Emilie.

Draußen trieb der Wind dichte Schneeflocken an die klirrenden Fensterscheiben, aber wie ein sanfter Frühlingshauch wehte es um die Stirnen der trauernden Mädchen.

* * *

Im Frühlinge fuhren Johanna und ihr Gatte aus der Stadt, um Mutter und Schwestern im Gebirge zu besuchen. Sanft rauschend schlugen die Wellen an die Pfeiler der Brücke und spiegelten den blauen Himmel so rein, als wäre nie was Grauenhaftes an diesem Orte geschehen, ja sie ließen sogar perlenden Schaum so farbig im Morgenglanze leuchten, daß Johanna froh bewegt hinabschaute auf ihre Spiele; doch bald wendete sie ihr Auge wieder gegen die Berge ihrer Heimath.

Lustig gings unter Posthornschall von Ort zu Ort, durch Wald und Feld, durch Berg und Thal, bis endlich ihr liebes Geburtsstädtchen vor ihren Augen lag, umgeben von des Flusses Silbergürtel und den waldigen Bergen, die von jeder Seite auf den Stadtplatz hereinschauten. Der Wagen rollte über das schlechte Pflaster und bald lag die junge Frau in den Armen ihrer Mutter und Schwestern. In der Küche war es lebendiger als je; Pfannen rasselten, das Feuer knisterte unter dem drehenden Bratspieß, auch die Zimmer prangten im festbürgerlichen Schmucke und strahlten freundlich aus den blanken Spiegeln wieder. Alfred saß mit seiner Schwiegermutter im Schlafzimmer und sprach Vieles und Wichtiges.

Die Schwestern standen an einem Fenster und schauten hinab auf den Platz. Der Brunnen plätscherte, und die weißen Tauben flogen um die steinernen Bildsäulen, die ihn zierten, und um Dach und Thurm der altersgrauen Pfarrkirche. Da fiel Johannas Auge auf einen blühenden Geraniumstock, der aus einem Fenster des gegenüberstehenden Hauses herüberglühte. „Adolfs Geranium," rief sie.

„Was soll's?" seufzte Alfred schnell aufspringend, die Schwestern suchten Johanna vom Fenster zu ziehen.

„Wer ist der junge Mann mit dem dunklen Schnurbarte," fragte sie starr hinübersehend, „der so durchbohrend auf mich herüberschaut."

„Unser Freund Richard," antwortete Alfred, „weißt Du nicht mehr, daß er seit Adolfs Abreise dessen Zimmer bezog?"

„Ja — da drüben hat er gewohnt," sagte Johanna langsam. „Einen Winter, einen Frühling, einen Sommer, einen Herbst lang. Als es wieder Winter wurde, ging er. Schreiben sich Richard und Adolf Briefe? — Warum kommt Richard nicht herüber?"

„Seit er uns die Nachricht von Adolf's Tode brachte, war er nimmer bei uns," antwortete die Mutter.

„Todt?" schrie Johanna wild auf und sank todtenbleich in einen Sessel.

„Donner und Wetter!" fluchte Alfred, „ist ihr der Narr noch nicht aus dem Kopfe?"

Da erhob sich Johanna mit aller Majestät ihrer Gestalt. Die ganze Kraft ihrer schönen Seele leuchtete aus ihren Augen und sie sprach mit klingender Stimme: „Alfred, ich verlasse Dich jetzt, um an dem Busen meiner Schwestern über den treuen verlorenen Freund zu weinen." Und von ihren Schwestern geleitet, verließ sie schnell das Zimmer.

Drüben im Speisesaale aber schaute sie wieder durch das blanke Fenster hinüber nach dem blühenden Geraniumstocke, bis ein dichter Thränenschleier ihn ihren Augen verdunkelte. Dann aber sprach sie: „Schwestern, könnt Ihr mir vergeben, daß ich den Freund Euch getödtet habe? Kann es die Welt, der ich ihn so früh entriß? Kann er's?!"

„Er hat nie gezürnt, und wird Dir einst mit offnen Armen entgegentreten," sagte Emilie, — „dann werdet Ihr beisammen sein in jenem Frühlinge, der nie zu einem Herbste verwelkend oder zu jenem Winter erstarrend, uns unsere schönsten Freudenblüthen entreißt. Bis dorthin hoffe und trage still."

„Sage mir aufrichtig," sagte Johanna, „wann und wie starb er?"

Schweigend wendeten, statt aller Antwort, diese ihre thränenvollen Augen von ihr ab.

„O redet," rief die Gebeugte noch ein Mal.

Da trat Richard drüben wieder hinter den Geraniumstock und leise Accorde auf seiner Guitarre greifend, begann er ein altes Lied, wohlbekannt aus vergangenen Tagen; aber im sanften Wind, der von den Bergen herein über den Platz wehte, vertrug die Worte, nur ein

trüber Klagelaut klang aus den Blüthen und Blättern herüber an ihr Ohr.

Die Schwestern schwiegen noch immer. Erst als Johanna Abends, an Alfreds Seite im Wagen sitzend, sich noch einmal herausbog, um Augustens Lippen zum Abschiede zu küssen, flüsterte diese ihr in's Ohr: „Wenn Du über die Brücke in Deine Wohnstadt fährst, so schaue die Wellen hinab und denke unseres Freundes."

Da klang das Posthorn, die Peitsche knallte und fort rollte der Wagen.

Es war eine stille, sternenhelle Mitternacht, als er über die Brücke fuhr, leise grollend schlichen die Wellen unten vorüber, nur hier und da tauchte weißer Schaum wie eine Leichenhand empor. Johanna wagte es nicht, hinauszuschauen. Vieles, was längst gestorben, ward in ihrem Herzen wieder lebendig und trieb ihr die Thränen ins Auge. Alfred, in seinen Mantel gehüllt, schlief ruhig an ihrer Seite.

* * *

Freudenlos waren von nun an Johannas Tage, schlaflos ihre Nächte; deckte auch ein leichter Schlummer ihre Augen, so fuhr sie bei dem geringsten Geräusche wieder auf. Schlugen im Regen oder im Winde die Zweige der Trauerweiden an ihre Fenster, so rief sie entsetzt: „Wer kommt? Willst du mich?" — Unwillig verwies sie ihr Gemahl, vom Schlafe aufgeschreckt, zur Ruhe. Mit dem grauenden Tage wachte sie aber schon wieder und sah die Morgenröthe durch die hängenden Zweige hereinbrechen in's Gemach. Oft trat sie ans offene Fenster und küßte den Nachtthau von den Blättern.

„Die Trauerweiden vor dem Fenster werde ich weghauen lassen," sagte Alfred eines Tages beim Frühstück, „ich habe es schon lange im Sinne, sie stören Dich im Schlafe."

„Thue das nicht, flehte Johanna, sie passen so gut zum Ganzen."

„Zum Ganzen? Wie so?" fragte Alfred spitzig, „freilich machst Du mir wenig frohe Stunden, aber die Bäume müssen weg."

Am andern Morgen lagen sie umgehauen am Boden. Statt der schattigen Zweige schaute der blaue sonnenhelle Morgenhimmel herein.

Von der Stunde an war's, als wäre Johannas letzte Neigung zu ihrem Gemahle vertilgt. Sie sprach wenig mehr mit ihm, er zerstreute sich außer dem Hause und floh ihre Nähe. Oft schien es ihr, als schaue Adolf zum Fenster herein, und klopfe klirrend an die Scheiben. Besinnungslos fand sie ihr heimkehrender Gemahl.

„Laß wieder hohe Trauerweiden an mein Fenster setzen," bat sie ihn, „daß mir die dichten Zweige den nächtlichen Himmel verhüllen. Ich fürchte mich zu sehr vor den stummen, starren Sternen, wenn ich am Abende allein bin und sie mich so unverwandt anschauen."

Alfred dauerte die Leidende, er ließ schöne Trauerweiden vor das Fenster setzen. Im nächsten Frühjahre schlugen sie neue Wurzeln und verhüllten mit grünen Zweigen die Scheiben.

Aber je üppiger sie grünten, desto kränker wurde Johanna, bald konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Die Aerzte zuckten die Achseln.

Einmal kam Alfred spät in der Nacht nach Hause. Johanna hatte ihre Wärterin entfernt. Sie faßte den Herzutretenden bei der Hand und sprach mit bewegter Stimme:

„Vergieb mir, mein Gemahl, wenn ich Dich nicht mit ganzer Seele liebte, wie es meine Pflicht war. Bald wirst Du Dir eine neue Gattin wählen, und sie möge Dir das Glück mitbringen, das ich Dir nicht zu geben im Stande war. Vergib mir meine Schuld, wie Gott mir und allen — ja allen, allen Sündern vergeben möge. Nur noch eine Bitte. Unter den Trauerweiden vor jenem Fenster, deren Rauschen zu mir sprach — in Stunden, wo mich Alles verlassen hatte, lasse mich schlafen. Unter ihren grünen Zweigen, grün wie meine Hoffnung aufs Wiedersehen, die meine letzten Stunden mir versüßt."

„Laß das, Possen," redete Alfred, „Du siehst heute besser aus als sonst, hast rothe, glühende Wangen. Nimm diesen Kuß und sei ruhig, man stirbt nicht so geschwind."

Darauf entkleidete er sich langsam und entschlief.

Als er am andern Morgen erwachte, lag Johanna, eine schöne Leiche, an seiner Seite.

Alfred hat sie nicht unter die Trauerweiden, wie sie es wünschte, begraben. Ihre Schwestern haben ihn dieser Pflicht überhoben, denn sie erbaten sich ihren Leichnam, und bestatteten ihn auf dem Friedhofe ihrer Geburtsstadt, auf dem Johanna und Adolf oft in ernsten Gesprächen gewandelt waren.

Alfred bereut es jetzt nicht, in ihre Bitten gewilligt zu haben. Denn seine frohe Gattin und seine lieben Kinder, die jetzt oft durch den Garten gehen, würden wenig Gefallen an dem Grabhügel und dem bleichen Leichensteine gefunden haben.

Richard ist lange schon aus seinem Zimmer fortgezogen in die Welt, die Trauer um den unglücklichen Freund im Herzen. Auguste und Emilie hatten nach seiner Abreise den Geraniumstock zu sich genommen, in

ihren Garten gepflanzt und treu gepflegt. Aber auch sie haben jetzt an der Seite glücklicher Gatten ihren Geburtsort verlassen und das Geranium wird fahl in Sonne und Regen. Johannas Grab steht verlassen; und Wind und Wetter bröckeln an den Zierrathen seines Mauerwerkes.

Adolf wurde auf dem Friedhofe jenes Dorfes, in dessen Au der Fluß ihn ans Ufer warf, begraben. Es hat ihm Niemand ein Kreuz oder einen Stein gesetzt, und Niemand weiß, unter welchem versunkenen und vergessenen Hügel seine Gebeine ruhen und sein armes Herz verwest.

Eine Laune Chesterfields.

Zu Lord Chesterfield kam einst sein Schneider und überbrachte ihm eine Rechnung, die ziemlich hochgestellt war. Als Chesterfield solche durchging und der Schneider indessen vor ihm stand, machte der Lord im Stillen die Bemerkung, daß der Schneider der häßlichste Mensch sei, den er in seinem Leben gesehen habe. Chesterfield schlug die Rechnung zusammen und gab sie dem Andern mit den Worten zurück: „Hier habt Ihr Eure Rechnung wieder, ich bezahle Euch nicht eher, bis Ihr mir Jemand bringt, der noch garstiger ist, als Ihr seid. Alsdann aber sollt Ihr Euer Geld bei Schilling und Pence den Augenblick haben."

Der Schneider, seiner Schwäche, oder vielmehr seiner Stärke sich bewußt, bat flehentlich, ihn dieser Bedingung zu überheben. Denn es würde sehr schwer fallen, so meinte er selbst, einen garstigern Burschen aufzutreiben. Der Lord hingegen erwiederte, daß er auf seinem Verlangen beharre und fügte hinzu: „Entweder Ihr bringt mir einen Menschen, der Euch übertrifft, oder Ihr bekommt ohne Klage keinen Schilling von mir. Das Gericht aber möchte leicht auf die Meinung gerathen, Ihr habet mir Eure Arbeit etwas zu theuer angesetzt."

Mit diesem Bescheid schlich der Schneider betäubt nach Hause. Verklagen wollte er den Lord in keinem Falle, denn er fürchtete überdieß, seinen besten Kunden dadurch zu verlieren. Zugleich war ihm aber auch Chesterfields Eigensinn bekannt, die Summe bedeutend und der Schneider brauchte Geld. Er klagte die unglückliche Grille des Lords seiner Frau, seinen Gesellen, seinen Nachbarn. Diese schlugen ihm nun zwar viele Leute vor, mußten am Ende aber immer gestehen, er sei, leider! noch häßlicher, als sie Alle. Endlich besann sich einer seiner Freunde auf den Direktor der Spektakles in London. Der Schneider erkundigte sich, und von allen Seiten ward ihm bestätigt, der Theaterdirektor sei unbestreitbar der häßlichste Mensch der Hauptstadt. Allein jetzt trat ein neuer schwieriger Punkt ein. Unter welchem Vorwande sollte dieser Mann in das Haus des Lords gelockt werden? Doch, da nun erst die größere Schwierigkeit gehoben war, nämlich, da wirklich ein Geschöpf, welches den Schneider an Häßlichkeit übertraf, in London existirte, so ließ sich auch leicht auf Mittel denken, die kleinere zu heben. Schon am nächsten Morgen war der Ausweg gefunden.

Der Schneider, der zum Glück verschiedene Livreen vom Lord Chesterfield im Hause hatte, zog eine derselben an, ging zum Direktor, bestellte einen guten Morgen von Sr. Herrlichkeit und überbrachte dem Direktor die Einladung, sogleich bei seinem Gebieter zu erscheinen. Der Direktor ließ dem Minister seinen Respekt und die Bereitwilligkeit, sogleich zu erscheinen, vermelden, und der Schneider eilte über Hals und Kopf nach Hause, legte wieder seine gewöhnliche Kleidung an, lief, was er laufen konnte, nach dem Palaste des Lords, und es war hohe Zeit, denn schon sah er die Equipage des Direktors die Straße herabfahren. Er drängte sich also in der größten Geschwindigkeit, ohne sich melden zu lassen, in des Lords Zimmer und rief voller Freuden: „Ew. Herrlichkeit, jetzt habe ich die Ehre, Ihnen meinen Mann vorzustellen."

Chesterfield, der nicht anders glaubte, als es wäre ein Freund des Schneiders, dessen Besuch er zu erwarten habe, rief lachend: „Nun, laßt ihn herein kommen, wir wollen einmal sehen." In diesem Augenblicke öffnen die Bedienten die Thür des Zimmers, der Direktor der Spektakles tritt herein und fragt ehrerbietig: „Was ihm Se. Herrlichkeit zu befehlen hätte?"

Der Lord, dem bekanntlich der Verstand auf dem rechten Flecke saß, sah augenblicklich, was hier zu thun sei. Er bat den Direktor, sich niederzulassen und versicherte: daß er schon lange sich nach dem Vergnügen gesehnt habe, ihn einmal zum Frühstück in seinem Hause zu empfangen. Er habe ihn deshalb zu sich bitten lassen; daß er aber mit diesem Wunsche so übereilt worden wäre, bedauere er von Herzen. Es sei das Versehen eines ungeschickten Domestiken, der kein ordentliches Compliment auszurichten wisse, und dem er hernach seine alberne Bestellung derb verweisen wolle.

Während dieser Entschuldigung winkte der Lord dem Schneider zu: „Ihr habt Recht." Und die Bezahlung erfolgte auf der Stelle. (Rosen.)

Alles küßt.

Die Quelle mischt sich mit dem Flusse,
Dem Fluß, der sie zum Meere trägt,
Und es umfangen sich im Kusse
Die Lüft' am Himmel, süß bewegt;
Nichts in der Welt soll einzeln stehen,
Ein Wesen — ist Gebot des Herrn —
Soll in das andre übergehen —
Warum denn steh' ich Dir noch fern?

Siehst Du den Berg sein Haupt erheben?
Die Wolke schmiegt sich ihm zum Kuß,
Wie Blumen Blumen Küsse geben
Und Welle Well' umschlingen muß;
Die Sonne gibt dem Erdenballe,
Der Mond dem Meere seinen Kuß.
Was helfen mir die Küsse alle,
Wenn Deinen ich entbehren muß?

Miscellen und Anekdoten.

(Heirathsanzeige.) In der Leipziger Zeitung bietet sich ein junger Mann von 25 Jahren zum Ehemann an, weil er, wie er sagt, zu blöde ist, um sich dem schönen Geschlechte mit angenehmen Redensarten zu nähern. Die Glückliche, die ihn erhören will, braucht außer einem disponibeln Vermögen von 20 bis 30,000 Thlr. und den sonstigen zu einer glücklichen Ehe nöthigen Eigenschaften blos einen von äußern Gebrechen freien Körper zu besitzen und soll wo möglich nicht älter als 25 Jahre alt sein. Sollte jedoch das Vermögen etwa 60,000 Thlr. sein, so will er mit der Hälfte der persönlichen guten Eigenschaften und dem doppelten Alter vorlieb nehmen. — Alles des Geschäfts wegen, das er zu begründen gesonnen ist. Ein hochherziger junger Mann!

— Etwas Unerhörtes soll sich in Berlin ereignet haben, eine kolossale, welterschütternde Idee soll in den Köpfen einiger Berliner Originalgenies entstanden sein und nun nächstens gerüstet, wie weiland Minerva, aus dem Hirn des Zeus in die Welt springen. Eine Portion junger Herren hat sich nämlich vereinigt, um diesen Winter Bälle ohne Leibröcke zu geben. Die kühnste Phantasie hielt das wohl kaum für möglich, aber nun soll das, was lange Jahrhunderte als etwas Unmögliches erschien, kühn in die Welt der Wirklichkeit und Erscheinung treten. Die Herren wollen nämlich statt der Leibröcke zierliche, sammtne und seidene gold- und silbergestickte Ritterröcke tragen. Die Idee ist göttlich, aber wohl zu schön für unsere leibrockvolle Erde.

(Gratis.) Eine junge hübsche Schauspielerin, die sich eine Zeit lang in einer gewissen Residenz aufgehalten hatte, trat in der Absicht in das Bureau der Gesandschaft ihres Landes, um zu ihrer bevorstehenden Abreise sich einen Paß ausstellen zu lassen. Der Sekretair war eben beim Frühstück, und galant genug, sie zur Theilnahme einzuladen. Die Schauspielerin folgte dieser freundlichen Einladung und ließ es sich wohlschmecken; worauf dann Beide nach eingenommenem Frühstück noch ein Weilchen auf dem einladenden Sopha ihrer frohen Laune freien Lauf ließen. Als ihre trauliche Unterhaltung zu Ende war, erhob sich die Schauspielerin von ihrem Sitz, trat zum Schreibtisch, nahm eine Feder und strich das gratis, was gewöhnlich auf dergleichen Päſſen zu stehen pflegt, mit schalkhafter Miene aus, machte eine graciöse Verbeugung und schlüpfte lächelnd zur Thür hinaus.

(Rosen.)

— Die Zeitungen erzählen zur Sittenschilderung in der Bretagne folgende Anekdote: Ein Bauer aus der Gegend von Evreux arbeitete eines Tages auf dem Felde im Sturm und Regen und kam Abends ermüdet und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause. An der Thür trat ihm seine liebe Frau entgegen, die den ganzen Tag nicht aus dem Hause gekommen war. „Lieber Mann, sagte sie, es hat immer so stark geregnet, daß ich kein Wasser holen konnte, und so war ich denn auch nicht im Stande, Dir eine Suppe zu kochen. Du bist einmal naß, hole doch ein Paar Eimer Wasser; mehr naß kannst Du doch nicht werden." Gegen diesen Grund ließ sich nichts einwenden, der Mann nahm die Eimer und holte Wasser aus dem ziemlich weit entlegenen Brunnen. Als er wieder in sein Haus kam, saß seine Frau gemächlich am Feuer; er nahm deshalb einen Eimer nach dem andern und überschüttete mit dem Wasser seine Frau, worauf er sagte: „nun bist Du eben so naß als ich und kannst das Wasser selbst holen; mehr naß kannst Du doch nicht werden." —

— In New-York hat sich wieder einmal eine junge liebenswürdige Dame — zu Tode geschnürt. Ihr Körper gewährte, wie die Aerzte bescheinigten, einen schrecklichen Anblick. Die Rippen waren bis zur Hälfte ihres natürlichen Umfanges zusammengedrückt und die Schulterblätter buchstäblich über einander geschoben.

— Neulich wollte sich ein Schneidermeister in Dr. ertränken; es mochte ihm aber nicht gelingen; kurz, er kam wieder obenauf und ward — auf seinen Hilferuf — vollends herausgezogen. „Das hätte ich Dir gleich sagen wollen," empfing ihn ein Bekannter unter den Umstehenden, „daß Du nicht ertrinken würdest, Du hast ja wasserdichte Kleider an!"

(Nochmaliger Aufruf an heirathslustige Damen.) Auf der Insel Java ist großer Mangel an europäischen Damen. In einer aus Batavia erschallenden Klage deshalb heißt es: „Man wünscht hier allgemein, daß junge, heirathslustige Damen aus Europa hierher auswandern möchten, wo heirathslustige Männer, — welche größtentheils Staatsdiener sind und deshalb eine sichere Existenz haben — ihrer harren. Uebrigens sei hierbei auch erwähnt, daß die hiesigen, der weißen Race angehörenden Damen meist nur ihrem Vergnügen leben und es hier nicht gebräuchlich ist, daß sich dieselben um die Wirthschaft bekümmern. Auch verlangt man nicht, daß weiße Frauen oder Jungfrauen auf der Straße zu Fuße gehen, denn hier zu Batavia fahren sie stets und es gehört zu den Seltenheiten, eine weiße Dame auf der Straße gehen zu sehen."

— Jener Lehrer, den das Geschick zur Unterhaltung der Anekdotenfresser geschaffen zu haben scheint, unterwies einst seine Schüler in den verschiedenen Phrasen, die beim Niesen

üblich wären. „Ist der Riesende eine wohlhabende, angesehene Person,“ sagte er, „so wünscht man: zum Wohlsein! oder: zur Gesundheit! — wenn die Person hingegen unbedeutend, niedern Standes ist, wird: Helf Gott! gesagt.“ — Einige Minuten darauf nieste der Lehrer, theils in Folge einer Prise Taback, theils des Experimentes halber, worauf alle Schüler unisono „Helf Gott!“ schrieen.

— Auf Eins bin ich unglaublich neugierig: was wird binnen funfzig Jahren aus der Asche Napoleons geworden sein, die man aus ihrer stillen Gruft herausgescharrt und über den Ocean schleppte, um sie mit schauspielerischem Gepränge der Erde eines Landes anzuvertrauen, das den Cultus der Vergangenheit mit Füßen tritt. Ich habe immer gefunden, daß jene Inselklippe im Weltmeer die passendste Stätte für Napoleons Gebein war, sie war sein Kerker, sein Sarg, sein Monument; sie gab ihm, den Europa ausgestoßen hatte, die letzte und ewige Ruhestatt. Und er war da allein mit seinem Ruhme. Nun ist's vorbei mit seiner erhabenen Einsamkeit! Die Wellen des Oceans werden nicht mehr seine Gruft umbrausen! statt dessen wird die Pariser Emeute um sie brüllen, und der Pariser Gamin seine Spottlieder um sie pfeifen. Statt ihn zu ehren, höhnt man ihn. Es ist ein Fluch, der sowohl auf gesunkenen Nationen als auf Individuen ruht: wenn sie das Bedürfniß empfinden, eine Huldigung darzubringen, so finden sie den rechten Ausdruck nicht mehr: es klebt immer wie ein Schmutz — oder Blutfleck daran und man glaubt nicht an die Aufrichtigkeit ihrer Verehrung, da sie bereits Alles erniedrigt, mit Füßen getreten und entweiht hat. (Reisebriefe.)

Zweisylbige Charade.

Ein Zeichen in die Erste hinein,
In Kriegen wird's zu finden sein,
Auch überall, wo Viele sind
Die Zweite, ein bekanntes Thier,
So Mancher macht und schießt es hier,
Geschossen und gemacht, ist's blind.
Das Ganze greift den Schiffer an,
Und tödtet manchen Schiffersmann.

Auflösung von No. 2.: **Bühne — Sühne.**

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Mode hat ihren Gipfelpunkt erreicht, die Bälle, die Feste aller Art zeigen sie uns in ihrem ganzen Glanze. Der ungerissene Sammet ist unstreitig das Ausgezeichnetste und Hübscheste, was man zu einer Capote wählen kann. Die Häubchen werden sehr klein getragen; eine Form derselben, welche man Großmutterhäubchen nennt, steht besonders gut zum Gesicht. Dazu trägt man gewisse Mantillen, die auch sehr gut stehen und ebenfalls an die alten Moden erinnern. Die Pelerinen sind fast alle von Pelz und ihre Form ist höchst elegant; besonders schön dazu ist der Hermelin, den man blau oder grün füttert.

Es giebt große Veränderungen in den Handschuhen. Sie sind jetzt die niedlichsten Kleinigkeiten, die man einer Dame schenken kann; man hat sie eingefaßt mit den zierlichsten Geflechten von Perlen, Gold, Seide, Spitzen und Blumen; sie werden mit allerliebsten catalonischen Knopfen zugemacht, welche an ihrem goldenen Kettchen schwanken; oder sie haben kleine Knöpfe in Korallencameen, welche die Eleganz des Handschuhes und die Schönheit des Armes hervorheben. Man hat mit Recht den Erfinder, Herrn Mayer, den Handschuhkönig genannt.

Lange schon hat man versucht, das Tuch zu Damenanzügen zu verwenden, es wollte aber immer nicht gelingen, weil man die Schwere und den geringen Glanz dieses Stoffes fürchtete. Diese Einwürfe sind jetzt verschwunden; die Fabrikation besonderer Damentuche läßt nichts mehr zu wünschen übrig und man hat demnach bereits mehrere Damen in Tuchkleider gesehen. Die Aermel davon sind à la Quaker, d. h. ganz glatt, ohne allen Ausputz. Besonders gut sehen die Stickereien und die Besetzung mit Schnuren und Borten auf diesem Tuche aus. In Allem, in Blumen, in Zeugen, und besonders in Cashemir ist die Orangenfarbe beliebt. Die Blumen, die wieder in hoher Gunst stehen, werden immer reizender und vollendeter geliefert. So sahen wir letzthin auf einem Kleide von weißem Crepp zwei Guirlanden, die vorn an beiden Seiten hinauf liefen, sehr zart rosa aussahen und Blätter von kleinen weißen Federn hatten. Für den Kopfputz hat man ferner sogenannte Zephirrosen, zarte frische Rosen, aus deren Mitte gleich einem weißen Flaum Maraboutfäschen hervorkommen, die gewissermaßen einen kleinen Federbusch bilden und ziemlich weit an der Seite der Coiffüre herunterfallen.

Die Spitzen haben sich der Gunst der eleganten Damen in dem Maaße bemächtiget, daß sie dieselben überall anbringen. Am Tage verziert man damit den Hut, das Kleid, den Shawl, den Ueberwurf, den Langshawl oder die großen Pelerinen, den Kragen und die Manschetten; Abends sieht man Coiffüren, die ganz aus Spitzen bestehen. Façonnirte Spitzen bedecken die Leibchen der Kleider rc.

Herren-Mode. Hier hat sich keine wesentliche Veränderung bemerklich gemacht. Auf Bällen trägt man bunte Cravatten, mit Gold gestickte weiße Atlaswesten, schwarze Fräcke und Beinkleider, Schuhe mit durchbrochenen Strümpfen. Ueberziehröcke mit breitem Kragen, Klappen und Aufschlägen von Sammet und mit Hermelin gefüttert. Man sieht viele Condottiere-Mäntel, das sind kurze Mäntel, mit Borde besetzt, mit schmalem Sammet- und größerem Tuchkragen; kurze Röcke mit zwei Knopfreihen, schwarze Cravatten und Piquewesten.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 3. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 4. (Sonnabend, den 22. Januar.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Frauenherz und Eisenbahn

von M. G. Saphir.

Gesprochen von Dlle. Neumann, in dessen „Akademie" am 12. December.

—

Ein Frauenherz und eine Eisenbahn, sie gleichen
Beinahe alle Beide sich auf's Haar,
Wer so mit Beiden fährt, ist gar nicht mehr sein eigen,
Der Fremden Macht gehört er ganz und gar,
Den eignen Willen muß man ganz vergessen,
Ist man auf Beiden einmal — aufgesessen!

Bevor man so ein Frauenherz befahren,
Da geht's mit seinen Aktien, halloh!
Doch fängt man endlich an darauf zu fahren,
So fahren die Aktien zurück, o ho!
Trotz Passagier und allem Larifari
Steh'n doch die Herzens-Aktien niemals — pari!

Ein Frauenherz geht vorwärts, ungezügelt,
Es trotzt der Zeit, dem Elementenkampf,
Und die geheime Kraft, die seinen Lauf beflügelt,
Ist, wie bei der Eisenbahn: — der Dampf!
Will es geschwinder noch in seinem Lauf von dannen,
Braucht's einen Hansdampf nur noch vorzuspannen.

Ja, mit dem Hansdampf ist gar nicht zu scherzen,
Er schnaubt und pfeift in seine Seele tief,
Und schleppt oft sechzehn leere Frauenherzen,
Gleich fort mit sich, wie ein Locomotiv!
Und ist das Frauenherz nicht weit gescheidter,
So kommt mit lauter Pfiff er immer weiter.

Ein Frauenherz weiß seine Fahrt schon zu belohnen,
Macht bei dem Hauptziel manchen Nebenschritt,
Es macht gar oft so — Zwischenstationen —
Und nimmt noch nebenbei so Manchen mit,
Und mit der Zeit, so will es manchmal uns gemahnen,
Baut sich das Frauenherz auch — Flügelbahnen.

Die Billetbour zur Fahrt bekömmt man durch die Kasse,
Sie spielen alle Farben: gelb und grau und grün,
Wer mehr bezahlt, bekömmt die erste Klasse,
Doch deshalb fahrert sie nicht besser d'rin!
Und wollt Ihr in das Frauenherz dann schauen,
So sitzen in der dritten Klass' — die Grauen.

Hat man das Frauenherz versäumt, nur die Secunde,
So geht es ab, da hilft kein Rasen, Schrei'n
Doch laufe man nicht nach, man warte eine Stunde,
Dann kommt's zurück und ladet ein,
Oft sagt's: „Ich fahre ab!" und wartet doch noch häufig,
Im Technischen heißt das: „Der Zug geht so beiläufig!

Jedoch, man muß gesteh'n, Sie werden schon erlauben,
Die Frauenherzen sind sehr frequentirt,
Man braucht sich nach der Fahrt nicht abzustauben.
Besonders wird man schnell da expedirt,
Im Gegentheil, man hat kaum Platz genommen
So ruft man schon: „Ach Gott, wie bin ich angekommen!"

(Zum Publikum.)

Nicht wahr, jetzt lachen Sie wohl, meine Herren,
Weil es den Frauen gilt, und ich es selber sag',
Ich bitte Sie, zu viel sich nicht darauf zu sperren,

Wer weiß, was von dem Mann zu sagen ich vermag!
Ach! Sie erschrecken? Für jetzt lass' ich Gnad' ergehen.
Jedoch, geborgt ist nicht geschenkt — auf Wiedersehen!
(Ab.)

(Beim Hervorrufen.)

Wie? Hör' ich recht? Ich soll noch einmal kommen,
Sie fürchten meine letzten Worte nicht?
Wohlan! Zuerst schön'n Dank! (verneigt sich) und nun hab' ich mir vorgenommen
— Und wie gerufen kömmt mir die Geschicht —
Ich rede jetzt, und drohte mir auch Köpfung,
Vom Herz des Mannes, vom Wauwau der Schöpfung!

Ein Männerherz — darauf muß ich mich spreitzen,
Ein Männerherz ist gleich der Eisenbahn,
Man muß das Männerherz beständig heitzen,
Und alle Augenblicke schnaubt es grob uns an,
Und nöthig sind ihm oft die bösen Zangen,
Denn sonst ist gleich sein — Feuer ausgegangen!

Ein Männerherz ist ein Waggon, ein breiter,
Man rückt da dutzendweise nur heran,
Und wahr ist's, man kömmt damit wohl immer weiter,
Denn so ein Männerherz — das hält nicht an —!
Und mit den Billetdoux geht's zu! ich wette,
Oft hat's mehr keinen Platz, vergiebt doch noch Billete!

Ja, solch ein Männerherz, hat den Vorzug unverholen,
Noch vor der Eisenbahn wohl irgendwo,
Man braucht kein Holz, braucht keine Kohlen,
Ein Männerherz, das heitzt man auch mit — Stroh!
Kurzum, es gleicht der Eisenbahn in allen Arten,
Denn, wenn man will, macht es auch — Extrafahrten!

(Zum Publikum.)

Ist's wahr? Hab' ich nicht recht? Was sagt mir ihre Miene?
Ich weiß, Sie nehmen mir das Ding nicht schief!
Ich? ich kann ja nichts dafür, ich bin bloß die Maschine,
Da d'rin, der Dichter, das ist's Locomotiv!
Sind Sie, Verehrteste, mit mir nicht gut gefahren,
Soll das Locomotiv von mir es schon erfahren.

Die Sagen der Stadt Leipzig.

Das Brautwehr

von

Ferdinand Backhaus.

(Fortsetzung.)

6.

Je mehr das Glück das italienische Geschwisterpaar begünstigte, desto mehr floh es den von unlauterer Begierde erglühten Moriz. Summen auf Summen gingen verloren, theils durch, theils ohne seine Schuld. Seine Augen ruhten nicht auf seinen Kartenblättern, sondern auf Biancas Angesicht, sein Ohr verfolgte nicht den Lauf des Spieles, sondern lauschte den Tönen ihrer Stimme, die syrenenartig ihn einlullten, seine Aufmerksamkeit vom Spiele lenkten, und so die Verluste herbei führten, die er nicht mehr aus eignen Mitteln zu decken vermochte.

Anfänglich wußte Moriz sich noch so ziemlich zu helfen, denn unter mancherlei Vorwänden gelang es ihm, von dem Vater sowohl, als von der Mutter Gelder für sich zu beziehen, als aber dem braven Vater von seinen Geschäftsfreunden, zwar schonend, dennoch aber mit Erzählung aller Nebenumstände, die Augen geöffnet wurden, beschloß er, so schwer es ihm auch wurde, dem ungerathenen Sohn jegliche Hilfe zu entziehen, und was Herr Bartsch einmal beschlossen halte, hielt er.

Hierdurch sah sich Moriz in die traurige Nothwendigkeit versetzt, sich an Trevisani zu wenden, den Einzigen, mit welchem er noch in inniger Verbindung stand. Es ward ihm freilich schwer, die Hilfe dessen in Anspruch zu nehmen, den er gern glauben gemacht hätte, daß seine Hilfsmittel unerschöpflich wären. Aber die Noth ist eine strenge Gebieterin und ihm, dem Ueberschuldeten, blieb kein anderer Weg offen.

Mit der größten Bereitwilligkeit kam Trevisani seinen Wünschen entgegen, und als er die erste Schuldverschreibung des Leichtsinnigen in seine Brieftasche legte, lachte sein Herz innerlich vor teuflischer Freude. Diesen Augenblick hatte er sich längst herbei gewünscht. Von nun an schwanden alle Rücksichten zwischen ihnen, und bald standen sie sich unverkappt und ihrer würdig gegenüber. Das erste Geschäft Morizens, nachdem er wieder zu Gelde gelangt war, an Marien zu schreiben und dem Briefe ein prächtiges Geschenk beizufügen, um sie, dies bildete sich der Elende ein, zu versöhnen, im Fall ihr getreue Kunde von seinem Leben, vielleicht

gar durch seine Eltern, zu Ohren gelangt sein sollte. Allerdings war Marie entzückt über das Geschenk, nicht aber aus dem Grunde, den der niedriggesinnte Moriz annahm, sondern weil sie dasselbe als den ersten Beweis seiner wahren Achtung für sie aufnahm, denn noch niemals hatte ihr Moriz eine Aufmerksamkeit der Art erwiesen. Was dagegen seine Besorgniß anbelangte, nämlich: seine Familie könne der achtbaren Familie Jißpas selbst von seinem Lebenswandel Nachricht ertheilen, so war dieselbe ganz ungegründet, denn kurze Zeit nach den traurigen Berichten über ihn, hatte der Gram dem theuern Leben des Vaters ein schnelles Ende gemacht, ehe er noch, wie er beschlossen hatte, seinen Sohn enterben konnte.

Bevor aber diese Todesnachricht den Sohn ereilte, war derselbe Trevisani ganz anheimgegeben, denn die Forderungen desselben waren ungeheuer. Schon fand er nicht mehr die frühere Willfährigkeit desselben, und es bedurfte mehrerer Worte, um zu neuen Summen zu gelangen, endlich erklärte Trevisani gerade zu, ihm stets so viel zu leihen, als er nur wolle, — jedoch nur unter einer Bedingung, nämlich: wenn er — katholisch würde. Alle Furien zogen bei diesem Vorschlage in seinen Busen ein. So groß sein Leichtsinn war, so eine heilige Scheu hatte er doch vor der Religion seiner Eltern, vor dem Glauben, in dem er erzogen war; sein aufgeweckter Geist, so eine falsche Richtung er auch genommen hatte, bebte bei diesem Vorschlage zurück; denn so wenig er sich auch sonst überhaupt um die Religion bekümmert hatte, so sagte ihm doch sein Gewissen, daß er abermals einen Rückschritt in seinem makelhaften Leben thue.

Ein fürchterlicher Kampf wüthete in seinem Innern, der Athen stockte in seiner Brust, die sich zusammenzog, als ob ein glühendes Eisen sie durchstäche. Aber die Zeit drängte und Trevisani's Stimme ertönte aufs Neue in einem solchen Tone, der keine Frist vergönnt, — ob er entschlossen sei, oder nicht. Seine Ehre, — seine vermeintliche Spielehre stand auf dem Spiele. Hier winkten die lockenden Goldhaufen auf grünem Tische, dort Biancas Augen mit dem bezaubernden Lächeln, dem Niemand widerstand — hier stand Trevisanis Freundschaft und seine Hilfe auf dem Spiele.

„Ich will!" preßte sich aus der beängstigten Brust. Große Schweißtropfen und kalt rannen von der erhitzten Stirn und ehe noch der Tag mit der Nacht wechselte, hatte der leichtsinnigste Mensch seinen Glauben um schnödes Gold gewechselt.

Als Trevisani den neuen Schuldschein den frühern beigesellte, jubelte laut sein schlechtes Herz und der Teufel feierte in seiner Gestalt einen neuen Triumph, während Moriz wähnte, Biancas Herzen einen Schritt näher gerückt zu sein; aber er hatte sich schrecklich geirrt, denn als die Verfallzeit der Papiere nahte, forderte Trevisani mit Ungestüm Befriedigung, und als Moriz erklärte, dieselbe vor der Hand nicht gewähren zu können, erklärte er ihn seiner Freundschaft unwürdig, schickte die Schuldverschreibungen an seine Eltern (denn auch er wußte noch nichts von dem Absterben des Herrn Bartsch) und nur erst, nachdem die theure Mutter die fraglichen Gelder einsendete, erfuhren beide gleichzeitig den Tod ihres Gatten. Trevisani hatte seinen Zweck erreicht, den Leichtsinnigen ausgezogen und zum Abtrünnigen an seinem Glauben gemacht.

Zum erstenmale bemeisterte sich Morizens eine tiefe Wehmuth, als er den Tod seines Vaters vernahm und wiederum Beweise einer nie ermüdenden Mutterliebe erfuhr. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, er verfluchte die Stunde, wo er seinen Glauben vergessen, durchschaute mit einem Male Trevisanis Niederträchtigkeit und seiner Schwester unwürdiges Benehmen, und gelobte sich heilig, von nun an nur der theuern Mutter und der besorgten Braut, deren Liebe er sich stets so unwürdig bewiesen hatte, zu leben und zu sterben. Noch kannte Niemand im Vaterlande seinen Glaubenswechsel; denn seit des Vaters Tode hatte alle Verbindung mit Welschland aufgehört, mit jenen Familien, denen er empfohlen worden war, kam er nicht mehr zusammen, und sie mußten natürlich annehmen, daß ihm ein Ereigniß nicht unbekannt sein könne, was ihn und seine Familie unmittelbar berühre; darum nahm er sich vor, darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten und den Teufel — denn für einen solchen hielt er Trevisani — wieder zu betrügen, so wie er ihn betrogen habe. —

7.

Während sich das eben Mitgetheilte in Italien zutrug, begaben sich in Deutschland nicht weniger merkwürdige Ereignisse. Der politische Himmel begann sich ganz anders zu gestalten, die Truppenmassen, die bereits hier und da zusammengezogen waren, concentrirten sich allmählich, die Werbungen wurden mit größerem Eifer als gewöhnlich betrieben, und in wenigen Monaten hatte jeder Staat ein solches Heer aufzubringen gewußt, daß man am Ende kaum begriff, wo alle waffenfähige Mannschaften herkamen. Aber je lebendiger und unruhiger es sich in der Außenwelt gestaltete, desto stiller wurde es in der Familie Jißpas, und als jener verheerende Krieg losbrach, der Deutschlands gesegnete Gaue dreißig lange Jahre ver-

wüstete, schloß Vater Jißpa sanft in dem Kreise der Familie sein thätiges Leben.

Kurz darauf schwang die Kriegsfurie ihre sengende Fackel allenthalben. Mit Entsetzen erfüllten die schrecklichen Erzählungen von Gräuelthaten, die sich bald hier, bald da zugetragen haben sollten, die Gemüther und namentlich die der leicht erregbaren Frauen. Auch Mariens Mutter gehörte zu denen, die sich Alles fürchterlicher ausmalten, als es oft der Fall war, dazu kam noch, daß sie schon längst der neuen Lehre heimlich ergeben war und nicht versäumt hatte, mit den blühenden Töchtern über die Religionssätze derselben zu sprechen, um auch sie ihnen geneigter zu machen. Dem ruhigen, aber aufmerksamen Jißpa war während seiner Lebzeit die religiöse Richtung seiner Ehefrau keineswegs entgangen und als sie ihm aufrichtig bekannte, daß sie die Lutherlehre für besser als die Satzungen des Papstes erkenne, drückte er ihr die Hand und antwortete nichts als: „nur nicht so lange ich lebe.“ Jetzt deckte den theuern Mann die kühle Erde und keine Rücksichten hielten sie mehr ab, ihrer Ueberzeugung Gnüge zu leisten. Nach wenigen Wochen zählte Lindenaus Gemeinde sieben lutherische Glaubensgenossen mehr. Es war ein herzerhebender Anblick, die würdige Matrone am Altare, umgeben von sechs blühenden Mädchen, stehen zu sehen, unter denen Marie hervorleuchtete wie das Tagesgestirn. Sie hatte längst der Mutter Ueberzeugung getheilt, aber der Gedanke, nun auch derselben Kirche anzugehören, zu welcher sich ihr Moriz bekenne, füllte ihren Busen mit größerem Entzücken.

Aber während sich in Deutschland Alles anders gestaltete, blieb es auch in Italien nicht, wie es gewesen war, namentlich bekam Venedig ein ganz anderes Ansehen. Die Verweichlichung und Sittenverderbniß, welche seit der Erwerbung Cyperns ihren Sitz in der meergebietenden Stadt aufgeschlagen hatte, wich vor der Hand dem Waffengeräusch. Die Erwerbung dieser Insel hatte zwar die Macht der Venetianer vergrößert; aber auch ihre Lebensart ganz umgekehrt. Das freundliche Klima, welches den strengen Tugenden so gefährlich ist, die Genüsse der Weichlichkeit und Herrschsucht, die Leichtigkeit, Reichthümer zu erwerben, hatten die edlen Venetianer dorthin gelockt und in wollüstige Satrapen verwandelt, die nachher in ihr Vaterland Unthätigkeit und die wüsteste Zügellosigkeit zurückbrachten. Ihre Lebensweise verführte schnell die ganze Bevölkerung. Die Regierung kümmerte sich nicht um die Fortschritte der Ausartung, weil die aristokratischen Herrscher — so sagt man — von dem Grundsatze ausgehen, daß der Verfall der Sitten, indem er die edeln Leidenschaften bricht, ein Unterpfand für die Sicherheit des Staats und ein Beförderungsmittel der Oligarchie wird. Diese Lebensart wurde also jetzt unterbrochen, das Spiel nicht mehr öffentlich betrieben, Niemand wollte sehen lassen, daß er noch im Besitze von Geld sei. Trevisani wurde auf seinen Posten berufen und reiste eilig aus jener Stadt ab, in der er nach seiner Ankunft so viel Aufsehn erregt hatte, nachdem er zuvor seiner Schwester, die ihm doch zu seinen Reichthümern verholfen, nur eine geringe Summe zur Verfügung gestellt hatte. Moriz verließ ebenfalls Venedig. Schmachbeladen, gequält von seinem Gewissen, überzeugt, nur der Spielball jenes elenden Geschwisterpaares gewesen zu sein, gemieden, ja verachtet von den Familien, die ihn mit offenen Armen aufgenommen hatten, reiste er nun nach dem Vaterlande zurück, abermals fest entschlossen, an der Mutter und der Geliebten gut zu machen, was er an dem Vater, der Religion, sich und Marien verschuldet habe.

In sich versunken legte er Station auf Station zurück, immer beengter wurde es ihm in der Brust, und je deutlicher es sich ihm herausstellte, daß man ihn nirgends um seiner Persönlichkeit, sondern lediglich um seines Geldes willen geduldet hatte, daß alle Artigkeiten sowohl, als die niedrigsten Schmeicheleien nur seinem Beutel gegolten hatten, destomehr wollte er nun bemüht sein, seine bessern Eigenschaften geltend zu machen. Die Liebe seiner Mitbürger zu erringen, Marien nach Kräften glücklich zu machen, der Mutter letzte Lebenstage zu versüßen, dieser Gedanke beschäftigte ausschließlich seine Seele.

Stumm aber rührend war das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn, ihre thränenden Augen sagten ihm mehr, als Worte auszudrücken vermögen. Die traurigen Erfahrungen hatten ihn klüger gemacht, er empfand lebhaft, was er an Allen verschuldet habe, — auch auf ihn übten die Mutterthränen ihre unwiderstehlichen Rechte.

Nach seiner Ankunft im elterlichen Hause übernahm er sogleich das väterliche Geschäft, dem ein treuer Diener bis dahin auf das Gewissenhafteste vorgestanden hatte. Mit musterhafter Treue und seltener Pünktlichkeit hatte er die von Herrn Bartsch angeknüpften Verbindungen zu Ende geführt, neue eingeleitet, Aufträge im Interesse des Geschäftes aufgenommen und gegeben, kurz in Allem eine Umsicht an den Tag gelegt, die jedes Lob verdient. Als Moriz — nun ein selbstständiger Kaufherr — des Vaters Handlung übernahm, versprach sich Niemand viel Gutes von ihm und Jedermann glaubte, sein erstes Werk werde darin bestehen, den im Geschäft ergrauten

Diener zu entfernen, dem war aber nicht so; im Gegentheil, er bewilligte demselben eine bedeutende Gehaltszulage, und dieses Verfahren — nur eine Handlung der Billigkeit und Gerechtigkeit — verfehlte auch in der That nicht, eine günstigere Meinung, als er erwarten durfte, von ihm hervorzubringen. —

Er selbst verlebte den ganzen Tag in unausgesetzter Thätigkeit in seinem Geschäfte; aber diese Thätigkeit war nicht eine solche, welche aus der Liebe zur Arbeit hervorgeht, sondern gehörte nur zu jener Gattung des Beschäftigtseins, welches aus Verzweiflung entspringt und dazu dienen soll, die Qualen eines bösen Gewissens zu unterdrücken. Jetzt wär er so gern heiter gewesen, aber sein Inneres erlaubte es ihm nicht, gern hätte er seinem geängstigten Herzen Luft gemacht, und es in den theilnehmenden Busen eines Freundes ausgeschüttet, aber er wagte es nicht, damit man ihn nicht von Neuem wie einen Pestkranken fliehen möchte, gern hätte er sein Leid dem mitempfindenden Busen der Mutter, oder der liebenden Marie anvertraut, aber die Erstere wollte er nicht abermals betrüben, und bei Letzterer wähnte er sich Vorwürfen auszusetzen, weil er wohl wußte, daß sie ihn durchschauen und einsehen würde, daß er nicht aus heiliger Ueberzeugung, sondern aus irgend einem niedrigen Beweggrunde seinen Glauben gewechselt habe, ganz vorzüglich aber auch aus dem Grunde, sich nicht der Gefahr Preis zu geben, Mariens Liebe gegen ihn zu schwächen, denn er hatte beschlossen, sie in kurzer Zeit zum Altarare zu führen, um zu versuchen, ob vielleicht in glücklicher Ehe des Gewissens Stimme zum Schweigen gebracht werden könnte.

Nachdem er im Geschäfte seine Anordnungen getroffen, die innere Einrichtung seiner Häuslichkeit seinem Geschmacke gemäß angeordnet und endlich auch erfahren hatte, daß bis jetzt Mariens Familie ebensowenig wie die eigne Mutter seinen Religionswechsel wußte, beschloß er ohne Weiteres, die Braut in der Wohnung, im Kreise der Ihrigen zu überraschen. Der Tod ihres Vaters war ihm kein Geheimniß mehr, von der Mutter nichts zu befürchten, warum sollte er also noch Bedenken tragen, zu ihr zu eilen, sie in seine Arme zu schließen und ihr zu sagen, daß fortan sie nichts mehr trennen sollte, als der Tod. Liebenswürdige Marie, nach der so Viele im Stillen seufzten, bald wird dich ein entsetzliches Geschick an den deiner Liebe unwürdigen Mann gefesselt haben, aber du bist nicht die Einzige, die einer solchen Täuschung unterlagen, die den Mann ihrer Wahl für besser hielten, als seinen Ruf, und Tausender wird noch ein gleiches Schicksal in der Zukunft harren.

Noch wähnte sie den Geliebten nicht so nahe, als er ihr und zwar schon längere Zeit war; einsam saß sie oft im engen Stübchen und schaute nach jener Himmelsgegend, aus welcher er, wie sie glaubte, erst kommen müsse. Unendliche Seufzer stahlen sich aus der liebeglühenden Brust, Seufzer, die aus der Tiefe des Herzens kommen, und zu dem Herzen dringen. Der Seufzer ist die Sprache der Empfindung, der Verräther jener Geheimnisse, die wir noch im Busen verschließen möchten, und uns wider Willen durch ihn entrissen werden; an seinem Tone erkennen wir die Sehnsucht, den Schmerz, das Entzücken oder das heißbegehrende Verlangen, er ist ein unzertrennlicher Gefährte der Liebe und ein urplötzliches Kind derselben. Das ungekünstelte Mädchen im dunkeln Odenwalde fühlt seine Macht so gut, wie die Erbin reicher Throne.

Noch saß sie eines Tages in tiefes Nachdenken versunken in ihrem Stübchen, da öffnete sich urplötzlich die Thüre desselben und zu ihren Füßen lag Moriz, sprachlos, aber mit tausend Küssen die zarte Hand bedeckend.

(Beschluß folgt.)

Physioglogie des Ehemannes. *)

Beaumarchais sagte: Von allen ernsten Dingen ist der Ehestand das allerpossirlichste.

Aber Beaumarchais, der stets danach trachtete, etwas Geistreiches von sich hören zu lassen, förderte oft so paradoxe Ideen zu Tage, daß er sie häufig nur auf einen bloßen Scherz basiren konnte. —

Nein, nein, die Ehe ist kein possirliches Ding, so viele Albernheiten auch in ihr begangen werden. Der Stand eines verheiratheten Mannes ist aber auch nicht immer so comfortabel, als man es sich vorstellen mag; denn man ist noch nicht zufrieden gestellt, findet man zu jeder Zeit in seiner Häuslichkeit die Pantoffeln bereit stehen, oder nimmt ähnliche Rücksichten für seine Person wahr. — Und dann erfreut sich wohl jeder dieser Aufmerksamkeiten? — Gewisse Ehemänner bedürfen gar viel, um glücklich zu sein; andere wieder nur sehr wenig; allein dieses Wenige ist oft schlimmer möglich zu machen, als die vielfacheren Ansprüche der ersteren. Und dann verheirathet sich nicht Jedermann. Die, welche sich noch nicht verheiratheten, werden es noch thun. — Schwerlich würde es dem lieben Gott gefallen, hätten wir die

*) Breslauer Blätter.

Absicht, eine kritische Abhandlung gegen Hymen zu veröffentlichen. — Da die größte Mehrzahl für die Ehe stimmt und diese, ohngeachtet der vielen Scherze, mit denen gegen die Ehe und die Ehemänner zu Felde gezogen wird, sie selbst kosten will, müssen doch wohl die Annehmlichkeiten und Freuden dieser Verbindung, die zwei Menschen für das ganze Leben aneinander kettet, die Langeweile aufwiegen, die sie oft in ihrem Gefolge hat.

Dann aber, wo würden wir sein, wenn man sich nicht verheirathete? Sind wir nicht auf die Erde gesetzt worden, um in Gemeinschaft zu leben; sind wir nicht für die Liebe geschaffen worden?

„Man muß lieben, denn die Liebe nur beglückt,
Ohne Liebe ist es traurig, Mann zu sein."

Voltaire ist es, der diese Verse niederschrieb und ich theile hierin vollkommen seine Ansicht. Außerdem schreibt uns noch die Lehre der Apostel den Spruch vor:

„Melius est nubere quam uri."

Man hat nach allen diesen Gründen also vollkommen das Recht auf seiner Seite, wenn man heirathet.

Aber nun, meine Herren Ehemänner, warum nehmen Sie hin und wieder eine Miene ..., eine so ganz eigenthümliche Miene an. Warum wollen Sie so oft Ihre Stellung verläugnen, warum befleißigen Sie sich oft, die Haltung, den Schritt und alle Gebräuche eines Garçons wieder anzunehmen. Weßhalb beklagen Sie sich oft schon einige Tage nach der Hochzeit, daß Sie geheirathet haben?

Weßhalb hören Sie so schnell auf, Anbeter, galant, zuvorkommend, liebenswürdig, ja oft sogar verliebt zu sein? Denn es giebt eine Anzahl von Dingen, die Ihr füglich eher unterlassen könntet, oder die Ihr wenigstens nicht so früh schon hervorsuchen solltet.

Weßhalb gewöhnt Ihr Euch daran, mit einer Kaltblütigkeit, als ob Ihr den Kaffee nehmet, mit Eurer Frau zu streiten, während Ihr schnell durch ein wenig Geduld und Nachgiebigkeit den häuslichen Frieden wieder herstellen könntet?

Weßhalb sucht Ihr, sobald Euch die Langeweile in Eurem Hause überfällt, Eure Vergnügungen so schnell außer demselben, während durch Eure Bemühungen jene leicht wieder verbannt werden könnte?

Weßhalb seid Ihr es, die Ihr zuerst Alles begeht, was die Liebe untergraben muß.

Weßhalb seid Ihr so unklug, Euch junge, schöne Männer oder geistreiche Köpfe zu Eurem Umgange zu erwählen, in deren Nähe ein Vergleich nie zu Euren Gunsten ausfallen kann.

Weßhalb erzählt Ihr einfältig genug aller Welt, daß Eure Frau Euch nicht mehr liebt. Ist das nicht fast dasselbe, als ob Ihr sagtet: Der Platz ist vakant, ich nehme ihn nicht mehr ein, man kann sich um ihn bewerben.

Weßhalb, weßhalb ... Ich wette, daß Ihr schon ruft: Alles dies paßt nicht auf uns! Ach, dies paßt nicht auf Euch? Ihr seid davon überzeugt; aber man kennt sich oft selbst nicht recht. Glaubt mir immer, daß Euer Portrait in diesen Bildern mit inbegriffen ist.

Der jüngst erst verheirathete Ehemann,
oder, wenn man will:
Der Honigmond.

Zuerst steht er sehr spät auf; man kann ihn nicht aus dem Bette bringen. (Wohl verstanden, daß seine Frau eben so wenig aufgestanden ist.)

Wenn er ein Beamter ist, so sagt er: Ach meiner Treue, ich würde doch schon zu spät auf mein Bureau kommen, als daß ich noch das Eintrittsblatt beim Portier unterzeichnen könnte. Ich werde lieber nicht erst hingehen.

Ist er Kaufmann, denkt er: Die Kommis sind ja unten, sie bedürfen meiner nicht, um den Laden zu öffnen. Des Morgens wird nie viel verkauft, übrigens ist es auch Zeit, daß diese jungen Leute eine gewisse Selbstständigkeit erlangen; ich kann nicht ohne Unterlaß über sie wachen.

Wenn er ein Geschäftsmann ist, so spricht er: Ich hatte für diesen Morgen eine Zusammenkunft verabredet. Ich werde diesen Abend hingehen, das wird eben so gut sein. Man kann sich nicht todt arbeiten.

Lebt er aber von seinen Renten, dann sagt er gar nichts. Fragt ihn indes seine Frau, wie viel Uhr es ist, so antwortet er ihr, sie liebkosend: Was kümmert uns die Uhr, was treibt uns? Sind wir nicht unsere eignen Herren? — Aehnliche Gründe weiß er noch mehr zu sagen.

Seine Frau läßt sich leicht überzeugen. Sie findet ihren Mann mit einer so überzeugenden Beredtsamkeit begabt, daß sie sich glücklich schätzt, einen Mirabeau geheirathet zu haben.

Indeß die Liebe allein kann nicht unsere schwache Maschine aufrecht erhalten; denn:

Sine Cerere et Baccho friget Venus.

Bald gesteht unser Ehemann, daß er Hunger spüre. Seine Frau antwortet:

Das Frühstück wartet auf uns, laß uns aufstehen.

Aber warum aufstehen? ruft unser Eheman. Laß

uns im Bett frühstücken, liebes Kind, das wird weit besser sein.

Seine Frau hat nichts dagegen einzuwenden, sie lächelt ihren Mann an, dessen Gedanken stets darauf gerichtet sind, seiner Zärtlichkeit eine neue Beredtsamkeit zu verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Der Philosoph Karneades hat behauptet, die Kunst zu reiten, sei die einzige, welche Prinzen vollständig erlernten, weil ein Pferd keinen Unterschied kenne, ob es von einem Adeligen oder Bürgerlichen geritten werde, sondern jeden ohne Weiteres abwerfe, der es nicht zu reiten verstehe.

— Der Oberamtmann in W. war wenig beliebt. Als man nach seinem Tode die auf ihn gehaltene Leichenrede drucken ließ und auch verkaufte, nahm ein Bürger ein Exemplar dem sie herumtragenden Laufburschen mit den Worten ab: „Die hätte ich schon längst gerne gehabt.“

— Neulich kam ein Bedienter, der in das Theaterbureau nach Billets für das „Glas Wasser“ geschickt wurde, mit der Nachricht zurück: „Der Schauspieler, der das Glas Wasser macht, ist krank geworden.“

— Unter den vielen drolligen Anekdoten über die sonderbaren Gebräuche der Chinesen können vielleicht wenige ihren Nachahmungstrieb bezeichnender als folgende sein. — Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts machte ein Officier des Pitt, eines Ostindienfahrers, als das Schiff vor Kanton lag, bei einem Eingebornen eine Bestellung auf ein Dutzend Schiffshosen aus dem so lange berühmt gewesenen chinesischen Nankin. Der Künstler verlangte ein Modell, man sandte ihm deshalb ein Paar Hosen, welche mit einem Flicken und Nähterei am Knie ausgebessert worden war. Zu gehöriger Zeit wurde das Dutzend an Bord gesandt, es war aus einem Stoffe von ausgezeichneter Güte und Feinheit gemacht, aber jedes Paar hatte wie ein Wappenschild das obige Zeichen am Knie genau nachgemacht, Stich für Stich, mit einem zerrissenen Loche unten, was die größte Geschicklichkeit des Arbeiters verrieth, und für dessen schwierige Ausführung ein Extraanspruch auf die Börse des verzweifelten Eigners gemacht wurde, der keine andere Wahl hatte, als seinen Kauf zum Geschenk für den Arbeiterklub mit nach Hause zu nehmen; denn unter allen lebenden Völkern hätte wohl Niemand etwas so Vollkommenes zu Stande bringen können.

(Der Schneider mit langen Haaren.) Einem Schneidergesellen wurde in London vom Richter aufgegeben, sich sein langes Haupthaar abschneiden zu lassen, das ihm bis auf die Schultern herabfiel, denn Personen, erklärte der Richter, die ihr Haar so trügen, „wären jeder That fähig.“ Nichts gäbe einem Manne ein verächtlicheres Ansehen, als die weibische Art, das Haar bis auf die Schultern herabwachsen zu lassen. Der Gefangene wollte vielleicht für einen deutschen Studenten gelten. Wenn er sich sogleich das Haar abschneiden lasse, werde er ihn ohne Strafe freigeben, sonst aber zu 5 Schilling Strafe verurtheilen. Der Schneider war nämlich wegen Straßenunfug verhaftet worden. Er ließ sich einen Barbier holen und sich nach dem Wunsche des Richters frisiren, worauf er in Freiheit gesetzt ward.

(Aus Wien.) Jüngst ging ein 18jähriger Bäckergesell ziemlich benebelt auf die hiesige Biberbastei. Ein zu hoffendes Rendezvous wollte ihm hierzu Veranlassung gegeben haben. Es war Abends und der Bursche, schläfrig und müde (ein sonderbar Exemplar von Liebhaber!) setzt sich auf das Gemäuer eines sogenannten Lichthofes der daselbst befindlichen Casematten und zwar also, daß er den Rücken der Tiefe von 4 Klaftern zuwandte. Er schläft ein, bekömmt das Uebergewicht und — gelangt zwar sehr schnell, aber unversehrt auf den Boden des Lichthofes. Allein die halsbrecherische Reise ist erst zur Hälfte vollbracht; denn angekommen in der ihm unbekannten Finsterniß tappt er forschend umher, da verliert sein Fuß abermals das feste Erdreich und er muß sich zum zweiten Male zu dem Höllenfluge in den Grund eines ausgetrockneten Brunnens entschließen, der sich in der Mitte des Lichthofes befindet. Dieser Sturz betrug neuerdings die Höhe von 3 Klaftern und abermals unverletzt erreicht jener die schlammige terra firma. Sein jämmerliches Geschrei, das er nun erhebt, wird in der Oberwelt von einer in der Nähe postirten Schildwache gehört. Die Sicherheitsbehörde eilt herbei, mit rascher Umsicht verfügt sie das hier Zweckdienliche. Eine Leiter wird in die Tiefe des Brunnens gelassen und bald erscheint auf ihren Sprossen der Bäckergesell; einige Contusionen am Kopfe und an einem der Arme abgerechnet, war keine gefährliche Verletzung an ihm sichtbar. Er wurde sogleich der Pflege des Krankenhauses übergeben und man hofft, daß er seine Unvorsichtigkeit diesmal nur durch den ausgestandenen Schreck werde gebüßt haben.

(Wer kauft Doktordiplome?) Man liest in der Sunday-Times, daß ein höchst achtbarer mit dem Continente in Verbindung stehender Engländer sich in den Stand gesetzt sehe, jedem wohlerzognen Manne von einer deutschen Universität ersten Ranges ein Doktordiplom, sowohl für die beiden Rechte, wie für Medicin und Gottesgelahrtheit zu liefern. Der Preis dafür ist ungefähr 70 Pfund.

— In Wien ist ein Haus, welches das Schild führt: „Zu den zwölf Aposteln.“ In diesem Hause starb kürzlich eine Jungfer und ward in dem Todtenregister der Wiener Zeitung mit den Worten aufgeführt: „Johanna F . . ., 28 Jahr alt, Kammerjungfer bei den zwölf Aposteln.“

(Diebstähle.) In Rom haben die dortigen Gauner ihre Studien auf die Madonnen gerichtet, welche sie nach Möglichkeit plündern. Als in München ein ähnlicher Einbruch geschah, predigte der Geistliche nächsten Tages: Die Diebe sollten auf der Hut sein, daß sie die Madonna nicht festhalte. Daß sie es jetzt zu thun unterlassen, sei nur die himmlische Langmuth, welche auch mit Sündern Erbarmen hat.

— Eines der interessantesten Engagements-Verhältnisse — erzählt die Theater-Chronik — hat unstreitig Mad. Pirscher an der herzoglich-hessischen Bühne in Darmstadt. Sie bezieht nebst ihrem Herrn Gemahl einen Jahresgehalt von 3500 Gulden und erfreut sich dabei eines Urlaubs von vier Monat Dauer. Dafür singt sie aber während der acht Monate vier Monate

in Mannheim. Drei Monate hindurch badet sie entweder in Gräfenberg bei Prießnitz, oder in Carlsbad, und singt aber auch zwei Monate hindurch — mit einigen Dutzend Unpäßlichkeiten in Darmstadt. Das heißt einen Treffer von Engagement gefunden zu haben! Welchem deutschen Verdienste ward je eine solche Sinecure?

— In einem Postwagen ward eine Dame durch die langen Beine eines ihr gegenüber sitzenden Herrn sehr belästigt. „Gottlob, daß wir endlich anhalten," rief der Letztere, als die Diligence vor der Station anlangte, „ich muß schon hinaus und meine Beine ausstrecken."

„Das haben Sie wahrlich nicht nöthig," lächelte die Dame, „die sind ohnehin schon lang genug."

— Eine Schauspielerin in L., die eine scharfe unangenehme Sprache besaß, ward krank gemeldet. „Sie ist schlimm daran, man sagt, sie habe ihr Organ verloren," bemerkte ein Theaterfreund. „Ach Gott, wenn sie es nur nicht wieder bekommt," witzelte ein Zweiter.

(Welches ist die beste Frau?) Es ist diejenige, sagte Jemand in Gesellschaft, welche nicht nach der Bewunderung der Welt, sondern nach der Liebe ihrer häuslichen Umgebung trachtet; von der man wenig oder gar nicht in Gesellschaft spricht, die man aber in der Kinder- und Gesindestube segnet; eine Frau, deren Walten sich mit Ausnahme des Kabinets ihres Mannes über das ganze Haus erstreckt; eine Frau, die in ihren Erholungsstunden mehr liest, als schreibt, mehr schreibt, als singt, mehr singt, als tanzt, mehr tanzt, als spielt und mehr spielt, als über die zarten Gefühle der Seele und die unbesiegbaren Leidenschaften des Herzens discutirt; mit einem Worte eine Frau, welche in den Modehandlungen keine Schulden macht, die sich schön kleidet, aber sich nicht putzt. —

(Zeiten und Kleider.) Zeiten und Kleider, zusammen genannt, lassen uns eine dunkle Verwandtschaft beider ahnen. Zuerst scheint es uns, daß sie äußerlich zusammen gehören; wir sagen, beide vertragen sich mit einander, und meinen es auch in dem Sinne, daß beide sich abtragen. Und indem wir mit dem Doppelsinne dieses Wortes spielen, wird es uns klar, daß „Zeiten" eigentlich selbst nichts anderes sind, als Gewänder. Gewänder des Lebens, die sich in ihrem Zuschnitt ändern, manchmal ganz schäbig getragen, zuweilen rasch gewechselt werden, stets im Ausbessern begriffen sind; zuweilen auch gewendet wieder kommen, und dann über dem frühern sanften Striche des Gewebes sich rauh und flockig anfühlen. Des Unterfutters nicht einmal zu gedenken, das auch den Zeiten wie den Kleidern zukommt, und manchmal aus gemeinem, manchmal aus edlem Zeuge genommen ist.

Auflösung von No. 3.: **Scharbock.**

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Eine Dame mit einem ovalen Gesichte muß einen unten ausgeschweiften Hut tragen, welcher den Untertheil der Wangen sehen läßt. Eine Person mit einem runden Gesicht dagegen wird einen minder offenen Hut tragen, und springt der Untertheil des Gesichts zu sehr hervor, so vermindert man diesen Fehler dadurch, daß man die Ränder des Hutes in der Nähe des Kinnes aufhören läßt.

Ein langer Hals verlangt, daß die Spitzen des Hutes weit hinuntergehen und das Kleid oben den dazwischen liegenden Raum mehr oder minder ausfüllt. Zu einem kurzen Halse gehört auch ein kurzer Hut, der perpendiculair schließt; auch darf der Obertheil der Kleidung weder hoch noch breit sein.

Die Personen, welche breite Schultern haben, müssen an der Achselecke sehr volle Achselverzierungen tragen; der Vorder- wie der Hintertheil der Kleidung muß schiefe Falten bilden von der Achselspitze bis in der Mitte der Brust. Bei zu schwacher Brust ersetzt man diesen Mangel durch Querfalten oben an der Kleidung. Ist der Untertheil des Rückens nicht voll genug, so läßt man dort die Falten des Kleides zusammennehmen. Die großen Damen können ein weites Kleid oder mehrere Garnituren tragen, eines oder das andere; kleinere müssen ein weniger weites Kleid wählen, das so lang wie möglich ist und die Besetzung sehr weit unten hat.

Toilette zum Ausgehen. Kleid von gewässertem Atlas; dunkelblauer langer Cashmirshawl; Hut von paille ungerissenem Sammet; Muff von Hermelin; gesticktes Taschentuch; graue Handschuhe. — Kleid von violettem moirirtem Peckin mit drei schiefen Streifen unten an dem Rocke, die mit Fransen garnirt sind: Mantille von violettem Sammet, mit Hermelin besetzt; Muff von Hermelin; Hut von ungerissenem Sammet.

Abendtoilette. Pompadourkleid in rosa Grund mit Blumen, sehr weiter Rock, der hinten eine Schleppe bildet; sehr spitziges Schneppenleibchen mit Berthen und Engageanten von englischen Spitzen; Sevigné-Coiffüre; weiße Handschuhe mit einem Perlengeflecht garnirt, Fächer, Bouquet, Schuhe von sehr blaß rosa Atlas. — Kleid von Illusionstüll mit zwei spiralförmig laufenden Röcken, an der Seite durch eine Kette von Rosen mit Sammetblättern zusammengehalten; sehr spitzes Schneppenleibchen; kurze mit Rosen garnirte Aermel; Bouquet in der Mitte des Leibchens; Haarputz mit Schmuckkette, welche über die Stirn geht und sich in der Flechte hinten verliert; Taschentuch von Ananasbatist, mit Gold gestickt, Bouquet und Fächer.

Herren-Mode. Palletotähnliche Ueberziehröcke, durchaus wattirt und gesteppt, mit Knöpfen an der Seite herunter. Auch sieht man Palletots mit Sammet gefüttert und bis unten hinunter mit Patten zum Zumachen besetzt, von Farbe braun, darunter grüner Frack mit goldenen Knöpfen. Beinkleider noch eng.

Beiliegt ein Kupfer: **Maskenanzüge für Damen** darstellend.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 4. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 5. (Sonnabend, den 29. Januar.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die Sagen der Stadt Leipzig.

Das Brautwehr

von

Ferdinand Backhaus.

(Beschluß.)

8.

Gleich einem Ohnmächtigen erlangte sie die Sprache erst nach geraumer Zeit. Kaum traute sie ihren eigenen Augen, wohl hundertmal befühlte sie sein Haar, seine von Leidenschaften erhitzten Wangen, und sah ihm in die verlangenden Augen, um sich zu überzeugen, daß er es auch wirklich sei, und nicht sein Geist. — Thränen, der Augen weißes Blut, perlten unter ihren Wimpern hervor und bethauten den Nacken Desjenigen, um welchen sie ihre Arme geschlungen hatte, — alles Frühere war vergessen, — vergeben! Er war zu ihr zurückgekehrt, dies genügte, ihn von allen Jugendfehlern — als solche erschienen ihr nun alle seine bisherigen Handlungen — freizusprechen; daß er sie nicht vergessen hatte in fremdem Lande, war der sprechendste Beweis seiner Besserung, die echthaltige Probe der versprochenen Treue.

„Denken wir nun nie wieder an Trennung," fuhr er endlich fort, nachdem er auch seiner Sprache mächtig geworden war, „nie an ein Scheiden, es wäre denn das ewige Scheiden — von der Erde . . ."

„„Ach, auch dieses würde ja nur von kurzer Dauer sein, oben im Himmel würden wir bald wieder vereinigt werden, um dann auf ewig uns anzugehören.""

„Himmel! Ewig! . . ."

„„Ja, auf ewig, mein inniggeliebter Moriz! Wisse, ich, nein wir alle, meine Mutter und meine Schwestern gehören jetzt Deinem Glauben an *). Längst war meine Mutter Euerm Lutherglauben zugethan, auch mich überzeugte sie von der größern Wahrheit desselben, und diese Ueberzeugung, verbunden mit dem Gedanken an Dich, hätten sie mir noch eine andere Wahl übrig lassen können? Doch, mein Gott! Was fehlt Dir? Du änderst Deine Farbe? Könntest Du Deinem Mädchen zürnen, daß sie ihren Glauben verlassen, um einen reineren zu dem ihrigen zu machen? . . .""

„Nein, nein, meine Marie, darum eben würde ich Dich noch inniger lieben, wenn es überhaupt möglich wäre, daß meine Liebe noch zunehmen könnte. Engelgleiches Mädchen, komm an meine Brust, bald wirst Du mein Weib sein, dann will ich, was ich an Dir verschuldet, von Deinen Lippen küssen. Leb' wohl! . . ."

„„O weile noch, mein theurer Freund, eile nicht so schnell von Deiner Marie, die nur eine Sehnsucht kannte, die — nach Dir.""

„Jetzt ruft mich eine gleich heilige Pflicht, die Kindespflicht, nicht möchte ich die Mutter auf mich warten lassen, nachdem ich so glücklich war, Dich gesehen, gesprochen und an mein Herz gedrückt zu haben. Darum leb' wohl, nun sehe ich Dich täglich wieder!"

Und nachdem endlich — aber erst noch nach langem Sprechen und Erwiedern, wie dies bei allen Liebenden der Fall ist, — der Abschied erfolgt war, stürzte Moriz einem Irren ähnlich, seinem Hause zu.

„Nun ist sie mein, und das in wenig Wochen;" — sprach er dumpf hinbrütend zu sich selbst — der Him-

*) Man bedenke, daß hier ein Mädchen zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts redend eingeführt wird.

mel selbst will es so haben! Daß sie gleich mir den angebornen Glauben aufgegeben, ist mir ein Fingerzeig. Was Ueberzeugung! Fort mit dir, du schwaches Wort! Wer seinen Glauben wechselt, der thut Sünde, sie hat dieselbe Sünde nun begangen, wir sind quitt! Dank Dir! Du Teufel Trevisani, ich bin mit meinem Schicksal ausgesöhnt! Die Buhlerin hast Du mir zwar entzogen, die Unschuld raubt mir keine Macht! Damals betrogst Du mich, um mich ganz zu verderben und jetzt betrüg' ich sie, mich zu beglücken! Und Niemand wisse je, daß ich katholisch bin!"

Und mit fieberhafter Hast, als erwarte ihn in nächster Minute der Tod, traf er seine Anstalten zur Hochzeit.

Wer hätte je ahnden können, daß die von vielen Jungfrauen beneidete Braut und der sich glücklich dünkende Bräutigam in kurzer Zeit eine Beute des Todes sein würden.

Alle Verabredungen zwischen beiden Familien waren getroffen, auftauchende Bedenklichkeiten beseitigt, der Tag der Trauung festgesetzt. Zwar war noch manche Stunde zwischen ihm und jetzt; aber schon begann das rege Treiben, welches einer so wichtigen Familienbegebenheit vorangeht. Alle Diener und Dienerinnen wurden in Thätigkeit gesetzt und zu rastloser Eile angehalten. Kisten und Kasten wurden ab- und zu getragen, das Beste ausgewählt und nach Lindenau geschickt, um noch einmal dem Geschmacke und der Wahl der Braut anheimgestellt zu werden. Alles, was Leipzig Kostbares und Schönes aufzuweisen hatte, wurde für sie aufgekauft; denn seinem Reichthume entsprechend, sollte die Braut am Altare erscheinen, so hatte es der reiche Kaufherr beschlossen.

In Zißpa's Familie ging es nicht weniger lebendig zu. Freundinnen strömten von allen Seiten herbei, um Marien ihre Glückwünsche darzubringen, eigentlich wohl aber nur, um ihre Neugierde zu befriedigen. Nicht minder wußten die theilnehmenden Schwestern bald hier, bald da etwas in Erinnerung zu bringen, anzurathen und zu ordnen, oder suchten wohl auch den Geschmack Mariens auf diesen oder jenen Gegenstand zu lenken, der ihren Begriffen von Schönheit vorzüglich entsprach.

Unter solchen Beschäftigungen nahte der so sehnlichst herbeigewünschte Tag heran. Chaisen und Karossen sammelten sich vor Herrn Bartschens Hause, Gäste strömten von allen Seiten herbei, um den Tag zu verherrlichen, und als sich der Zug den Fluren des freundlichen Dörfchens nahte, empfing ihn der Glocken festliches Geläute. Wie eine Lilie, in bescheidener Anmuth und gleich ihr in die Unschuldfarbe gehüllt, empfing Marie den stattlich gekleideten Bräutigam.

Nach wenigen, aber innigen Worten, gegenseitigen Begrüßungen und wechselweisen Glückwünschen setzte sich der Zug in Bewegung. Voran schritt, der damaligen Sitte gemäß, gravitätisch der Hochzeitbitter mit einem riesenhaften Blumenstrauße an der linken Brustseite, ihm folgte die Musikbande, die in jener Zeit niemals fehlen durfte bei festlichen Gelegenheiten. Nun kamen die Brautleute in nie gesehener Pracht, hoch frisirt und gepudert, alsdann die Brautjungfern und Brautführer, hierauf die Verwandten und Gäste, und endlich des Dorfes Gesammtbewohner. Mit salbungsreichen Worten empfing sie der Pfarrer an den Stufen des Altares, ermahnte sie liebreich zur Eintracht und segnete sie. Nach einer Viertelstunde verließ das junge Ehepaar mit seinem Gefolge in gleicher Ordnung, in welcher man hineingezogen war, die Kirche, um an den gastlich besetzten Tafeln der Mutter Zißpa sich gütlich zu thun.

Mit holderglühten Wangen saß die junge Frau an der Seite ihres von mannigfachen Gefühlen bestürmten Ehegatten; eine innere, unerklärliche Angst und Beklemmung ließ dessen lustige Laune nicht recht aufkommen. Nur die junge Gattin strahlte in ihrer ungeschminkten Seelenfreude und Jugendfrische, während die übrige Gesellschaft sich in Hochzeitscherzen ergoß und dem Weine zusprach. Bis weit über die Mittagszeit hinaus hatte sich das Frühstück erstreckt, da mahnte die nahe Thurmuhr zum nothwendigen Aufbruch.

Vor allen drängte Herr Bartsch zur Eile, er begann sich unwohl zu fühlen in der überlauten Gesellschaft und wünschte allein zu sein mit seiner Gattin und wenigen Freunden. Aus diesem Grunde hatte er heimlicherweise eine Gondel bestellt, um zu Wasser auf dem Rücken der sanft zwischen anmuthigen Ufern dahinfließenden Elster nach Hause zu fahren. Niemand wußte darum. Alle Gäste und Freunde zogen daher unbekümmert ihre Straße und eilten nach Leipzig, um sich an den ausgesuchten Gerichten in dem Hause des reichen Herrn Bartsch abermals ein Genüge zu leisten. Unterdessen durchzog der Kahn in kreisenden Furchen den ruhigen Fluß. Heiter war das Firmament, ruhig die Luft und lächelnd wie ein holdes Mädchenangesicht der schöne Tag; Alles ging wie es auf einer so kleinen Wasserfahrt zu gehen pflegt. Im traulichen Gespräche schwammen sie ihrem Ziele zu und schon befanden sie sich zwischen der heiligen Brücke und dem ersten Wehre, da schien es, als wenn ein heller Schein über dem Brückchen *) aufstiege,

*) Heutigen Tages Preußerbrückchen genannt. Spottweise

welches nach der Preußenwiese — die von dem Hauptstrome der Elster, dem Abfalle dieses und des steinernen Wehres gebildet wird — führt, aus der eine Gestalt mit blutigem Haupte emporsteige, hohnlächelnd nach dem Kahne blickend, zu deren Füßen sich verzweifelnd eine weibliche Gestalt wand. Allen auf dem Kahne ward die Erscheinung sichtbar, Niemand vermochte das Angesicht von ihr zu wenden, selbst der Fischer dachte nicht an seine Pflicht und seinen Kahn. Mit einer zauberhaften, diabolischen, unheimlichen Gewalt *) wirkte sie gleichzeitig auf Alle ein, und erst als das Fahrzeug sich in der Strömung des Wehres befand, erblickten sie die Gefahr, — aber zu spät. In diesem Momente zeigte sich die Gestalt Morizens starr auf sie gehefteten Augen deutlicher und der Name Trevisani entschlüpfte seinem Munde, gleichzeitig aber stürzte auch prasselnd der Kahn mit Allen, die darinnen saßen, zu dem hohen Wehre hinunter und der Fluß begrub sie in seinem kühlen Schooße. Die die Freude zu küssen hofften, umarmten den Tod, und die Gäste im hochzeitlichen Hause hielten eine Todtenfeier statt eines Hochzeitschmauses. Seit jener Zeit heißt jenes Wehr das

Braut- oder Hochzeitwehr.

* * *

Wer aber den Tag wissen will, an welchem dieses unglückliche Ereigniß stattfand, muß zu erforschen suchen, wenn die Wasserrosen, die einsam und ungesehen ihren lieblichen Duft aushauchen — treue Ebenbilder der fleckenlosen Marie — an dem Ufer der Spitze jener kleinen, nur erst erwähnten Insel blühen. Nur einen Tag strahlen sie im Glanze der höchsten Blüthe, und ob auch frevelnde Hände sie mit der Wurzel auszogen, um den Tag jenes Ereignisses der Vergessenheit zu übergeben; dennoch blühen sie an demselben Tage alljährlich wieder und bezeichnen den Ort, an welchem man die unglückliche Marie mit ihrem Bräutigam herauszog. Noch erinnert die Gedenktafel, links an der Johanniskirche, wo man das Brautpaar bestattete, an diese Begebenheit, und wer Verlangen trägt, es zu sehen, wird daselbst die steinerne Marie mit dem Brautkränzchen auf dem Haupte, an der Hand ihres bräutlichen Gatten, der, angethan mit weiten Pluderhosen, ihr zur Seite steht, erblicken, und sich ihrer unglücklichen Liebe erinnern.

hörte ich es von einigen alten Fleischermeistern auch Preisbrückchen nennen, weil, vielleicht vor mehr als hundert Jahren, die Obermeister ihrer Innung — denn diese Wiesen sind die sogenannten Fleischerwiesen — es für 700 Thaler (??) herzustellen sich verstanden hatten. Natürlich aus der Innungskasse, und im Grunde genommen, kann man diese Brücke nur einen Steg nennen.

*) Darin eben liegt die Sage mit ihren Reizen.

Physiologie des Ehemannes.

(Fortsetzung.)

Sie frühstücken im Bett. — Dies kann viel angenehmer sein, aber sicherlich ist es nicht bequem. — Was thut das, die Liebe findet Alles allerliebst.

Nach dem Frühstück stehen sie noch nicht auf; sie haben sich noch so Vieles mitzutheilen.

Die gute Frau fühlt sich sehr glücklich.

Endlich steht man auf. Man kleidet sich an unter zärtlichen Neckereien.

Die Stunde des Mittagsessens naht endlich heran und man hat bis zu ihr nur gelacht, Thorheiten und Scherze begangen. Der Ehemann beklagt sich, daß der Morgen so schnell vergangen ist, und die schmachtenden Augen der jungen Frau sagen ganz dasselbe.

Unser Ehemann kann nicht müde werden, die Augen seiner Frau zu betrachten, ihre Taille zu umspannen, ihre Hände oder ihre Kniee zu drücken.

Wenn er nicht irgend im Besitz eines ihrer Glieder ist, verzieht er den Mund, schmollt, seufzt, kurz er lebt nicht mehr.

Die junge Frau fürchtet, dies werde zu weit führen und ihr Mann könnte aus allzugroßer Liebe den Kopf verlieren.

Beim Mittagsessen nimmt er seine Frau auf den Schooß, er trinkt aus dem Glase, aus dem sie getrunken, er ißt nur das, wovon sie gekostet hat; er findet den Braten geschmacklos, wenn sie ihn nicht berührt hat. —

Den Abend haben sich wirklich die Neuvermählten entschlossen, in's Theater zu gehen, warten aber nicht den letzten Akt ab. Gehen sie in Gesellschaft, hat der Ehemann große Eile, wieder nach Hause zu gehen.

Er giebt seiner Frau ein Zeichen zum Aufbruch. Diese aber giebt ihm zu verstehen, daß sie des Anstandes halber noch bleiben müssen. Aber unser neuer Ehemann trotzt aller guten Sitte, ihm ist es gleichgültig, was man sagen, was man denken mag. Er will seine Frau nach

Hause fahren, er kann die Zeit nicht erwarten, in der er wieder mit ihr allein ist. Ihm scheinen die Augenblicke, in denen er sie an sein Herz drücken kann, nur sehr selten wieder zu kehren.

Endlich gelingt es ihm, sich seiner Frau zu bemächtigen, er zieht sie mit sich fort. Diese Scene gleicht fast einer Entführung. Er läßt seine Frau in den Wagen steigen, er springt ihr nach und der Kutscher kann nicht schnell genug fahren, daß er wieder nach Hause kommt.

Wenn dies immer so wäre und diese Anhaltung keine Störung erlitte, es wäre entzückend! —

Der Wermuthsmond.

Sind die Frauen ihren Männern immer das, was sie während dem Honigmonate für sie waren? Dies ist eine sehr ernste Frage. Ich werde sie nicht zu lösen suchen, da es sich hier nur um die Ehemänner und nicht um ihr anderes Ich handelt.

Nur beiläufig will ich sagen, daß die Frauen durch das Vergnügen und das Glück nicht so schnell abgestumpft werden. Daraus folgt, das es die Frau nicht ist, die den Honigmond in den Wermuthsmond verwandelt.

Unser Ehemann fängt an, früher aufzustehen. Dann steht er zu der Stunde auf, in der er aufstand, als er noch unverheirathet war; endlich steht er noch früher auf, als zu der Zeit, in der er noch Garçon war. Jetzt ist es die junge Frau, die ihn zurück zu halten sucht; aber unser Ehemann sucht sich loszumachen und sagt:

„Und mein Bureau! — Teufel, ich habe nicht Lust, daß man meinem Chef Rapporte abstattet, die nicht zu meinen Gunsten ausfallen, ich will meine Stelle nicht verlieren. Oder: Die Commis sind unten und arbeiten nicht, wenn ich nicht zugegen bin. Meine Theure, wenn man Kaufmann ist, muß man die Morgenstunden wahrnehmen. Von nichts kommt nichts. Es geht da unten nichts über das Auge des Herrn.

Oder: Ich habe diesen Morgen schon sehr zeitig eine Zusammenkunft; es handelt sich um eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit und ich habe nicht Lust, meinen Mann zu verfehlen. Wenn man sich guter Aufträge erfreuen will, darf man nicht faullenzen.“ —

„Aber Du hast ja noch nicht gefrühstückt,“ sagt mit einigen Seufzern die junge Frau, „wenn Du wolltest, könnte man ja das Frühstück an's Bett bringen, es würde nicht zu lange dauern!“

„O nein, wie kannst Du nur daran denken. — Frühstücken im Bett, ei, wie unbequem! Man vergießt seinen Kaffee, läßt den Kaffeelöffel fallen und kann seine Semmel nicht wiederfinden. Im Bett ist es jämmerlich zu frühstücken. Es kommt gleich nach einem Mittagsessen im Grase, dort muß man auch alle möglichen Stellungen einnehmen, will man seinem Nachbar ein Glas Wein einschenken. Ein Tisch, meine Theure, ein gut besetzter Tisch gehört durchaus dazu, will man mit Bequemlichkeit speisen.“

Die junge Frau macht ein schmollendes Gesicht, und murmelt halb laut, fast mit dem Tone eines Vorwurfs: „Früher, da frühstücktest Du ganz gern mit mir im Bett, da fandest Du es gar nicht so unbequem!“ —

Statt aller Antwort springt unser junge Ehemann aus dem Bett, kleidet sich schnell an, frühstückt in großer Eile und ist schon ausgegangen, ehe seine Frau noch ihre Morgentoilette beendet hat.

Die junge Frau findet, daß die Beredtsamkeit ihres Mannes bedeutend nachgelassen hat. Sie macht ungefähr dieselbe Bemerkungen, wie Gil Blas mit dem Erzbischof von Granada. Wenn unser Ehemann im Laufe des Tages wieder nach Hause kömmt und seine Frau sich ihm nähert, um mit ihm zu scherzen, zu tändeln, zu lachen, wie in den ersten Tagen ihrer Verheirathung, dann antwortet er ihr ungestüm: „Laß mich in Ruhe, meine theure Freundin, ich für meine Person habe zum Spielen keine Zeit; Du bist allerliebst, aber Du würdest mir viel Vergnügen machen, wenn Du mich in meiner Arbeit ungestört ließest.“

Und dieser Ehemann denkt nicht mehr daran, die Taille seiner Frau zu umspannen, oder ihre Kniee, noch ihre Hände zu drücken; er bleibt selbst nicht einmal mehr auf Minuten in Betrachtung ihrer Augen versunken. Bei dem Mittagessen nimmt er sie nicht mehr auf den Schooß. Wenn seine Frau an irgend einem Gerichte etwas tadelt und ihm dasselbe nachher präsentirt, so thut er, als hätte er es nicht gehört und ißt von dem, was ihm just schmeckt; oder er zuckt mit den Achseln und antwortet: „Höre endlich mit den Kindereien auf. Ich liebe nicht dieses Stück; übrigens ist es zu fett, oder es ist zu mager.“

Wenn seine Frau eine neue Haube oder einen neuen Hut aufsetzt und sie stellt sich mit den Worten vor ihren Mann hin: „Wie gefalle ich Dir? Wie kleidet er mich?“ — Dann antwortet unser Ehemann: „Sehr gut, sehr gut, Du bist reizend.“ — Aber er hat seine Frau mit keinem Auge angesehen. Diese, die es wohl bemerkte, daß ihr Mann sie keines Blickes gewürdigt, entfernt sich, über diese Gleichgültigkeit aufgebracht, und nimmt

sich fest vor, sich künftig nicht wieder vor ihren Mann hinzustellen, um seinen Geschmack zu prüfen.

Wenn unser Ehemann seine Frau in Gesellschaft begleitet, placirt er sie in irgend einen Winkel, in welchem sie sich so gut amüsiren mag, als sie es im Stande ist. Was ihn betrifft, so bekümmert er sich nicht mehr um sie, er begiebt sich in ein anderes Zimmer, spielt dort den Aufmerksamen, den Liebenswürdigen gegen eine andere Frau, vielleicht gegen viele Frauen, das Wesentlichste aber ist bei ihm, daß es nicht seine Frau sei. Wenn er tanzt, so wird dies gewiß nie mit seiner Frau geschehen, er hält dies für unpassend. —

Endlich setzt er sich an einen Spieltisch nieder und vergißt darüber ganz, wieviel Uhr es ist. Er amüsirt sich und denkt gar nicht daran, daß seine Frau sich langweilen könne. Diese endlich nähert sich mit der Zeit dem Spieltische und sagt zu ihrem Manne mit einem sanften Tone des Vorwurfs: „Mein Freund, wollen wir nicht an unsern Aufbruch denken?"

„Wenn . . Wenn . . Sogleich . . Bald . . Tanze noch ein klein wenig und dann wollen wir gehen."

„Ich mag nicht mehr tanzen, ich bin schon zu sehr ermüdet."

„Nun gut, so ruhe Dich aus."

Seine Frau sagt nichts mehr, aber sie kehrt nach einer halben Stunde zu ihrem Manne zurück, der immer noch spielt.

„Mein Freund, es ist schon spät, wirst Du bald kommen?" —

„Ja, in fünf Minuten, ich bleibe keine fünf Minuten mehr hier, dann stehe ich zu Deinen Diensten."—

Und aus den fünf Minuten wird noch eine volle Stunde. Endlich steht unser Ehemann vom Spieltische auf, indem er zu sich selbst sagt: Wie langweilig ist es doch, wenn man nicht mehr thun kann, was man will, wenn man immer Jemand hinter sich hat, der uns zwingt, nach Hause zu gehen, just wenn man noch recht gern bleiben möchte. Die Frauen haben auch nicht die geringste Gefälligkeit für uns. Ach, wenn ich noch Garçon wäre, dann wäre ich mein eigener Herr. Wie thöricht sind wir doch, uns diese Fesseln anzulegen . . . endlich! Und unser Ehemann giebt seiner Frau den Arm. Sie gehen zu Fuß und wenn sie sagt:

„Nehmen wir nicht einen Wagen?"

So antwortet er: „Warum fahren. Wir haben ja gar nicht weit und diese kleine Promenade wird Dir sehr wohl bekommen." Die Frau seufzt; sie findet, daß ihr Mann sich ganz und gar verändert hat. In der That, er ist ein ganz Anderer geworden.

Aber die Thorheiten, die man während den Flitterwochen begeht, können sie wohl immer dauern? — Nein, sicherlich nicht.

Aber warum begeht Ihr denn erst diese Thorheiten? — Aber weßhalb, meine Herren, führen Sie, sobald Sie heirathen, eine Lebensweise in Ihrer Häuslichkeit ein, die so fortzuführen sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein würde?

Warum übersättigt Ihr Eure Frauen mit Vergnügungen, wenn Ihr sie nachher nur auf die Hälfte derselben beschränken wollt? Warum überhäuft Ihr sie anfänglich mit Liebkosungen und seyd nachher zu träge, um Eure Augen auf sie zu richten, wenn sie sich eine neue Haube aufprobirt.

Warum verschwendet Ihr Eure Liebenswürdigkeit in den ersten Tagen und hebt Euch nicht ein einziges galantes Wort für die spätere Zeit auf?

Weßhalb: Weil es in der Natur des Mannes liegt, sich in dem Genusse nicht zu mäßigen. Alles, was ich hier gesagt habe, wird ziemlich für alle jungen Ehemänner passen.

Der verheirathete Mann als Kinderwärter.

Ihr seid verheirathet und habet Kinder; das ist sehr gut! die Schrift sagt: Wachset und mehret Euch.

In der That, wenn Ihr verheirathet seid, wachset Ihr nicht mehr, aber Ihr mehret Euch.

Es giebt zwar auch Ehen, in denen man sich nicht mehrt.

Aber wir haben es mit dem verheiratheten Manne zu thun, der Vater ist, der seine Kinder verehrt und für sie Leib und Gut hingiebt; der bei ihrer Wiege in Extase geräth, der ihnen den Brei selbst reicht, nachdem er ihn zuvor gekostet hat; der des Nachts aufsteht, um ihnen zu trinken zu geben, und der am Tage mit ihnen auf dem Boulevard oder irgend wo anders hin spazieren geht.

Laßt uns auch auf den Boulevard gehen und wir werden bald einem Ehemann begegnen, der die Stelle einer Kinderwärterin übernommen hat.

Es ist unmöglich, nicht schon auf den ersten Augenblick diesen Typus der väterlichen Liebe zu erkennen, der allen andern Rechten des Mannes entsagt, nur um sich gänzlich seinen Kindern hingeben zu können.

Seht diesen Mann an, dessen bescheidener bürgerlicher Rock auch nicht die mindeste Koketterie verräth. Er würde sehr rein und proper sein, wenn seine Kinder nicht die Gewohnheit hätten, ihre Hände an seinem Rock, sel-

nen Beinkleidern oder dem ersten besten Stück seiner Person abzutrocknen.

Aber da er fast immer in seinen Taschen einige Düten mit Zuckerwerk, Butterbrod, Honigkuchen, Rosinen oder Zuckerküchelchen hat, so begreift Ihr wohl, daß er in seinem Aeußern eben nicht reinlich oder sorgfältig gekleidet hergehen kann.

Oft hat dieser Ehemann auch einen Theil seiner Kleidung zerrissen; es ist ein seltener Fall, wenn ihm nicht ein oder mehrere Knöpfe fehlen und oft hat sein Hut alle Façon verloren. Alles dies ist eine Folge der losen Streiche seiner vorgezogenen Kinder, das hindert ihn aber nicht, den ganzen Tag über zu singen:

„Ach, welch' ein Glück, Vater zu sein!"

Der Herr, den wir näher betrachten wollen, hat zwei Söhne und seine Frau wird ihn nächstens mit einem dritten Kinde beglücken, der älteste dieser Knaben ist sechs Jahr alt, der zweite ist erst in dem vierten.

Dieser Vater ist von dem Augenblick an, wo er aufsteht, bis zu dem, in welchem er zu Bett geht, stets der Sclave seiner Kinder. Seine Frau will nicht, daß man im mindesten ihren Adolph und August widerspreche; sie behauptet, daß man den Kindern stets ihren Willen lassen müsse, um ihren Character auszubilden. Unser Ehemann ist ein zu guter Vater, um seiner Frau zu widersprechen und anstatt seine Kleinen zum Gehorsam zu gewöhnen, ist er es, der stets ihren Befehlen sich fügt. Wenn Adolf und August spazieren gehen wollen, beeilt er sich, seinen Ueberrock anzuziehen und seinen Hut aufzusetzen. — Im Augenblick ist er zum Ausgehen bereit.

Seine Frau ruft ihm noch von der Treppe hinab nach: „Nimm Dich vor den Wagen in Acht, gehe nicht zu schnell mit ihnen; lasse sie nicht in den Schmutz treten; wenn sie ihre Kleider zerreißen, werde ich mich an Dich halten!" Kurz, sie schärft ihrem Manne alles das ein, was man nöthigenfalls zu einer Bonne sagen würde, und unser Vater antwortet mit einer gehorsamen Miene: „Aengstige Dich nicht, theure Freundin, ich werde sie keine Minute allein lassen, ich werde sie wohl hüten, sei ganz ohne Kummer!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Weihnachtsgeschenk
oder:
der Verzweiflungs-Contre.

Der Plauderer theilt uns folgenden Schwank mit: Sieben Mädchen in Uniform, d. h. sieben wohlconditionirte Putzmacherinnen, einschließlich ihrer Direktrice, erhielten am Weihnachtsabende, als sie eben noch in voller Arbeit saßen, ein Kistchen zugeschickt, wofür die Aebtissin dieser sieben keuschen putzmachenden Nönnchen noch Porto zahlen mußte. Doch wer bezahlt nicht gern Porto, wenn er ein Kistchen erhält, namentlich am Weihnachtsabende. Daß aber das Kistchen für eine weibliche Person einen besondern Reiz haben muß, beweist schon die uralte Pandora-Büchse. Mit einer gewissen, innerlich stolzen Freude über die ihr geschenkte Aufmerksamkeit, öffnet die Direktrice behutsam und vorsichtig die Kiste.

Der Deckel hebt sich, — was blitzt ihr entgegen — gewiß Armspangen, Rubinen, Ringe? — — Ach nein! Es ist nur das Flittergold von sieben Rosinenmännern, welche in stiller Zurückgezogenheit ihre Köpfchen der Oeffnenden entgegen strecken. Es fehlte nun allerdings nicht viel, daß der Zorn der Letztern die gänzliche Vernichtung dieses rosinen-männlichen Geschlechts herbeigeführt hätte, wenn nicht durch die einem jeden dieser Männlein angehefteten Devisen ihre Neugier von Neuem gereizt worden wäre. Wohl oder übel vertheilte nun die Direktrice die Männer an die Putzmacherinnen, in deren liebeglühenden Augen allerdings der Wunsch zu lesen war, daß sich die trockenen Rosinenmännchen in Fleisch und Blut verwandeln und das gehörige männliche Längenmaaß erhalten möchten. Mit welcher Liebe würden sie diese dann in ihre Arme genommen haben! Doch was war zu thun! man mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, und den Verlust des Portos verschmerzen.

Die Sieben, welche für den boshaften Absender der Kiste, der ein Hr. S. in der Petersstraße sein soll, leicht eine sogenannte böse Sieben werden kann, faßten also nach allgemeiner Uebereinstimmung — freilich etwas Seltenes bei Damen — den Entschluß, einen tüchtigen Grog zu brauen, und als dieser nun lustig empor dampfte und die schwarz-, braun- und blondgelockten Köpfchen der fröhlichen Putzmacherseelen etwas illuminirt hatte, ergriffen sie in verzweifelnder resignirter Lustigkeit ihre Rosinenmänner und ließen dieselben auf der langen Tafel Contre tanzen. Nachdem sie auf diese Weise ihre Wuth ausgelassen und die Männer so manche Rosine von ihrem Leibe verloren hatten, wurden diese in die Ecke geworfen, — ein treues Symbol für einen großen Theil des jetzigen Männergeschlechtes! Was thaten aber die Putzmacherinnen? — Ihr guter Ruf sagt ihnen nach, daß sie ihr einsames Lager suchten und träumten, sieben schlafende Jungfrauen, bis an den hellen Tag!

Parodie zu Hamlets Monolog: „Sein und Nichtsein ꝛc."

Monolog eines Hagestolzen.

Ja — Heirathen — oder nicht? das ist die Frage!
Ob's edler im Gemüth, das Schweigen dieser
Von Spinngeweben ganz bedeckten Stube noch
Zu dulden, oder irgendwo ein schönes Weib
Zu suchen, sie zu nehmen, und es so zu wenden?
Ja! Heirath — Leben! Ach! und sagen das und dies
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die eines Hagestolzen Erbtheil — 's ist ein Ziel,
Aufs' Innigste zu wünschen! Mit dem Weibe glücklich, —
Doch auch vielleicht im Streite leben. — Ja, da liegt's!
Was in der Ehe wohl für Uebel kommen mögen,
Wenn wir den Kranz der Freiheit abgeschüttelt;
Das zwingt uns, still zu steh'n, das ist die Rücksicht,
Die uns der Hochzeit Banden immer fürchten läßt!
Denn wer ertrüg' der Weiber Zank und Keifen?
Die üble Laune, ihre arge Kleiderpracht?
Den Durst nach Schauspiel, Bällen und Concerten,
Den Streit mit Mägden, und den Uebermuth,
Den der geduld'ge Mann am Weibe oft erfährt?
Wenn er sich selbst in Ruhestand setzen könnte,
Fall's er allein hinlebt? Wer würde sonst den Namen
Des Hagestolzen vor der Welt ertragen?
Nur daß die Furcht vor Etwas nach der Hochzeitnacht, —
Daß jener Aufwand in der Ehe, den die Zunge
Mit Mühe nur laut sprechen kann, den Willen irrt,
Und zuruft: besser ist es, einsam leben,
Als ob des Weibes dann in Schuld und Noth gerathen!
So läßt Oekonomie uns Hagestolze bleiben,
Und unsere Einsamkeit, sie sei auch noch so düster,
Geht, denken wir an Laune, Kleiderpracht, Concert,
An Schauspiel, Ball und Zank mit Mägden, immerfort.

Der Schieferdecker und sein Weib.

Ein Schieferdecker saß am Dach,
Da riß entzwei der Strick,
Er fiel herunter und zerbrach
Sogleich sich das Genick.

Erschrocken lief das Volk herbei
Und auch die Eh'frau kam,
Erhob ein jämmerlich Geschrei,
Als tödte sie der Gram.

Und eilig raffet sie sich auf,
Eh' man es sich versah
Stieg sie den hohen Thurm hinauf,
Bestürzt steht Alles da.

Das Weib wird keine Närrin sein? —
O unglücksel'ger Tag!
Laßt sie beim Himmel! nicht allein! —
Schon eilt ihr Alles nach.

Jetzt stehet sie erschöpft und bleich
Am Dache frank und frei — —
Umarmt d'rauf den Gesellen gleich
Und schwört ihm ew'ge Treu! —

Miscellen und Anekdoten.

— Ein Organist gerieth kurz nach seiner Anstellung mit dem Balgetreter in Streit, daß er nicht geschwind genug trete, vorzüglich beim Glauben. Endlich verklagte er ihn. Als sie beide vor Gericht erschienen, und der Organist seine Klage angebracht hatte, sagte der Balgtreter zu seiner Entschuldigung: „Meine Herren, ich weiß gar nicht, was der Organist will, ich bin schon seit vielen Jahren Balgtreter, und muß wohl besser wissen, als er, wie viel Wind zum Glauben gehört."

(Künstliches Eis.) Wir haben, sagt ein englisches Journal, eine Abendstunde sehr angenehm in einem recht comfortablen Saale zugebracht, in welchem mehrere Personen Schlittschuhe liefen auf künstlichem Eise, das, wie ein Billard, zur Unterhaltung in jedem Privathause angebracht werden kann. Diese neue Erfindung sieht man bei dem Gärtner Jaskins in New-Rood, in dessen Saale der Erfinder, Henry Kirk, den Beweis geliefert hat, daß auf dem künstlichen Eise wirklich mit Schlittschuhen gefahren werden kann. Das Resultat war vollkommen befriedigend, das Eis ist weich genug, um den Schlittschuhen kein Hinderniß zu bereiten, und doch auch so hart, daß sie nur geringen Eindruck machen. Das Eis ist nur einen Zoll stark, doch hat man berechnet, daß man es zwei Jahre lang fortwährend für Schlittschuhläufer benutzen könne. Es soll sich überdies sehr leicht erneuern lassen. Um das künstliche Eis der strengsten Prüfung zu unterwerfen, hat man damit einen großen Saal in dem Club der Schlittschuhläufer belegt, welche erklärten, es sei nun die Aufgabe gelöset, die den Schlittschuhläufer in den Stand setze, seiner Lieblingsbeschäftigung das ganze Jahr hindurch obzuliegen. Man setzte bei dem Versuche das künstliche Eis einer Temperatur von 80° Fahrh. aus. Der Erfinder hat die Absicht, in einem Garten bei London eine große Fläche mit seinem künstlichen Eise zu belegen und so einen gefrorenen See zu schaffen, welcher das ganze Jahr hindurch aushält und eine der größten Merkwürdigkeiten Londons werden dürfte.

Correspondenz.

(Leipzig.) Der Salon brachte kürzlich einen Artikel: Einiges von deutschen Universitäten, woraus wir folgendes Bruchstück entlehnen.

„Die Universität nannte man in Leipzig früher ein altes rauchiges Klostergebäude, das durch seine weiten winkligen Kreuzgänge, durch seinen großen Gelaß, da es sich in zwei bis drei Straßen zugleich erstreckt, durch seine spitzen Thürmchen und Eckerchen jetzt ungefähr den würdigen, still erhebenden Eindruck auf uns macht, den wir beim Anblick einer Allongeperücke Ludwigs XIV. empfinden. Jetzt aber ist die Universität größtentheils in ein neues großartiges Gebäude gewandert, das neben der Klosterkirche errichtet, sich in eine schöne Façade hinter dem ehemaligen Stadtgraben, der jetzigen Promenade vis à vis hinzieht. Aber ein böses Omen! Dicht in seiner Nähe auf der andern Seite der Universitätskirche liegt das Café français. Und hat nicht das Universitätsgebäude ge-

dasselbe Modekleid an, als das Café français, gehen nicht hier wie dort Studenten ein, still und zierlich, in schön geschweiftem Fracke, mit wohlzugeknöpften Glacéhandschuhen. Ich glaube, wenn man dem Café français die beiden Statüen der Universität, und dieser die goldenen Buchstaben: „Café français" anfügte, so wäre für den ersten Anblick eine Täuschnng nothwendig. Vielleicht wirft mir nun ein Kosmopolitiker nicht mit Unrecht ein, daß gerade eine solche enge Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben der wahre Culminationspunkt unserer Cultur sei! —

Es giebt vielleicht keine einzige Universität in Deutschland, wo auf eine solche Weise die Wissenschaft ganz allein in den Dienst des niedrigsten Materialismus gestellt ist. „Brod! Brod!" das ist die Losung der nach dem Candidatenthume jammernden Studiosen, das ist auch der Kainsstempel, der in so manches hungrig-bleiche Philologengesicht eingeprägt ist; drei Jahre studirt und dann absolvirt! — das ist die Parole! Ich möchte die materiellen Leipziger Studenten hauptsächlich in vier Klassen eintheilen. Die erste enthält solche, die die feine Modevisage der Leipziger Ellenritter haben, dieselbe Nonchalance in der Bewegung, dasselbe ordinaire Geschwätz über lose Dirnen, über Leipziger Klößchen und baierisch Bier. — Zur zweiten gehören — ein großer äußerlicher Gegensatz — die von den Herren Studenten, welche ein Fremder geradezu für Lehrlinge der freien edlen Knnst, Schuhe zu verfertigen, halten wird. Ihr Gesicht ist ungewaschen; von keiner Hand beschnitten, wuchert ihr Bart- und Haarwuchs stolz nach jeder Weltgegend hin; sie haben gewöhnlich einen guten Knochenbau, überhaupt eine gesunde Körperconstitution, denn sie aufzureiben, fehlt ihnen das Geld, — das hier höher geachtet wird, als der Mensch. Sie halten sich für die ächten Nachkommen der Leipziger Studenten des 17 Jahrhunderts, mit denen sie eigentlich nichts mehr gemein haben, als daß Einzelne von ihnen große Stiefeln, Sammetröcke und schwere Sporen tragen, vielleicht sämmtlich Objekte aus einer alten Rumpelkammer entlehnt. — Die dritte Art ist eigentlich ein Mittelgenre zwischen den beiden ersten; das sind die Literatenstudenten, jene Leute, die größtentheils schon während der Schulzeit als Primaner in den Dresdner Omnibus und gegen die Rosen schreiben, die nicht einmal einen Heller werth sind. Sie kommen mir in ihrer äußeren Erscheinung wie herumreisende Komödianten vor, dieselbe Frechheit und Arroganz, dieselbe Lüderlichkeit und Charakterlosigkeit, denselben Lumpacivagabundismus. Auch sie reisen ja von Redaction zu Redactiönchen; von der Eleganten bis zum Tageblatt — von Stadt zu Dorf — um ihre flachen Productionen anzubringen. Auch sie reißen ja gewöhnlich aus, ganz wie jene, wenn sie 6 Jahre immatriculirt sind — die höchste Frist, als Student sich in Leipzig aufzuhalten. Ich setze sie deswegen aber als Mischlinge zwischen die Ellenritter und Schuster-artigen, weil sie die außerordentliche Feinheit der erstern affectiren und dennoch die Gemeinheit der letztern in ihrem ganzen äußern Teint und Costüm an sich tragen, die um so mehr hervorblickt, je mehr sie dieselbe verbergen wollen. — Die vierte Klasse endlich nimmt jene glücklichen Söhne glücklicher Eltern auf, die im Schweiße ihres Angesicht von Morgen bis Abend arbeiten, im Examen gut bestehen und der Welt gar nichts weiter nützen, als daß sie in einer gesegneten Ehe gewöhnlich eine reiche Nachkommenschaft hinterlassen. Und sehr spaßig ist es fürwahr, daß alle diese in ihrer äußeren Erscheinung so heterogener Personen sich als Brüder in der Wissenschaft dutzen; freilich ein sehr enges Band verknüpft sie — der Materialismus ihrer Bestrebungen. —"

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Alle Mäntel sind dieses Jahr außerordentlich reich und kostbar; die Zeit, als man mit einem zwei Jahre alten Burnuß, mit einem verschossenen Ueberwurfe zum Balle ging, ist nicht mehr. Der Aufbruch bei einem Balle ist deshalb jetzt ein interessanter Anblick. Die Haarschalen sind zwar nicht mehr glatt, die englischen Locken hängen zu tief herunter, die Blumen im Haar und auf den Kleidern sind zerdrückt, sobald aber die Damen ihre Crispinen und kurzen Mäntel, ihre Ueberwürfe von Atlas, ihre mit Hermelin gefütterten Mäntel umgenommen haben, erhält die Sache ihr Malerisches.

Für Damen, welche nicht tanzen, ist der farbige Moire, der himmelblaue oder citrongelbe sehr gesucht, fast eben so sehr, als der volle Sammet; die Besetzung dieser Mutter-Kleider ist fast immer ein breiter Volant von englischen Spitzen, der glatt angesetzt wird. Die Damen, welche tanzen, zeigen wenig Einfachheit in ihren Anzügen; eine einzige Farbe gnügt ihnen nicht mehr, sie müssen doppelte Röcke übereinander haben; so tragen sie denn einen von weißem Atlas mit einem andern kürzeren von rosa Atlas. Der letztere bauscht sich von der Schneppe an sehr auf und ist durch Schmuckbouquets oder Blumenagraffen aufgenommen.

Wir sahen letzthin ein Kleid von weißem Atlas und darüber einen Rock von himmelblauem Sammet, der durch silberne Aehren aufgenommen und unten herum mit einer breiten silbernen Franse besetzt war. In dem Haar trug die Dame einen Kranz von blauem Mohn mit Diamantenherzen. Das Leibchen der Sammettunica, das nicht ganz zusammenging, ließ weißen Atlas mit Schnuren von Blau und Silber darauf sehen. Die sehr kurzen Aermel bildeten einen einzigen Bausch, aus dem eine Manschette von englischen Spitzen hervorkam.

Diese Ueberziehröcke oder besser Tunicas sind bisweilen vorn offen, oder an den Seiten, stets aber sind die Revers aufgeschlagen, um das Futter zu zeigen, das immer von greller Farbe sein muß. So läßt eine rosa Tunica sehen, daß sie mit weißem Atlas gefüttert ist, ein lilas Rock zeigt, daß sein Futter goldgelb ist, und ein gelber Rock hat kirschrothe, ein blauer rosa Revers.

Die Haar-Coiffüren haben dieses Jahr eben so wenig Ausschließliches als im vorigen; man trägt Streifen, Flechten, Tirebouchons und englische Locken. Nach hinten zu sind die Coiffüren immer sehr niedrig, auf der Stirn dagegen minder platt. Als etwas Neues bemerkten wir die toskanische Coiffüre, ein kleinschirmiges Hütchen von schwarzem Sammet, das ganz an der Seite getragen wird und sich nach der Stirn zu senkt, während der hintere Theil durch den Chou und die Flechten des Haares gehoben wird; ein sehr kleiner rundlicher Kopf, an der Seite zwei schöne weiße Federn, die tief hinunterfallen und durch eine goldene Schnur gehalten wird, welche an der entgegengesetzten Seite zusammengeknüpft wird.

Empfohlen werden zu Ballanzügen seidene Stoffe, die schöne Falten machen, wie der Atlas, der Moire, der Damast, Krepp; Tüll und Orgadi verbleiben für die jungen Mädchen. Die Tunikas sind sehr modisch, aber sie verlangen eine schlanke Taille, wenn sie gut aussehen sollen.

Von den Herren-Moden läßt sich nichts berichten.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 5. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 6. (Sonnabend, den 5. Februar.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Der verheirathete Mann als Kinderwärter.

(Fortsetzung.)

Unser Ehemann wendet sich nach dem Boulevard und führt August an der einen und Adolph an der andern Hand.

Zuerst fällt ihr Spaziergang ziemlich ruhig aus; die Kinder, zufrieden, daß sie ausgegangen sind, begnügen sich damit, sich umzusehen und ihren Vater zu zwingen, vor jeder Bude stehen zu bleiben, was er auch mit einer bewundernswürdigen Gefälligkeit thut.

Aber als sie auf den Boulevard du Temple kommen, will Adolf rechts zu den Wachsfiguren, August links zur Wasserkunst gehen.

Von beiden Seiten sich bestürmt sehend, ist unser Ehemann in keiner geringen Verlegenheit, zum ersten Male in seinem Leben kann er nicht seinen beiden Kindern zugleich den Willen thun, aber er thut Alles, um sie zu beschwichtigen und sagt zu ihnen:

„Meine Freunde, wir können nicht zu gleicher Zeit nach zwei verschiedenen Seiten uns hinwenden, wenn dies sein könnte, würde ich es gern zufrieden sein; ihr wißt, daß ich nicht die Gewohnheit habe, euren Wünschen zu widersprechen.“

„Ich will die Wachsfiguren sehen!“ ruft der Aeltere.

„Ich will zur Wasserkunst, grade, grade,“ ruft der Kleinste, der schon wüthend wird und wie ein Erwachsener mit dem Fuße stampft, welches seinem Vater Bewunderung einflößt.

„Nein, wir werden dort hingehen, nicht wahr? Papa.“

„Nein hier her, lieber Vater.“

Die beiden kleinen Eigensinne fangen auf's Neue an, den Urheber ihrer Tage zu bestürmen und jeder nimmt ihn an einem Zipfel seines Rockes. Unser Ehemann hat nicht übie Lust, in Thränen auszubrechen, aber da er gewahr wird, daß wenn er nicht einschreitet, er sich bald bis auf die Weste entkleidet sehen wird, so faßt er einen schnellen Entschluß und ruft ihnen mit starker Stimme zu:

„Potztausend! wenn ihr nicht ruhig seid, werde ich fortgehen und euch alle beide eurem Schicksal überlassen. Dann wird euch die Wache festnehmen und euch wie Taugenichtse arretiren — ja, ja, das soll gleich geschehen.“

Diese Drohung bleibt nicht ohne Wirkung. Die Knaben schweigen auf einen Augenblick still. Entzückt, sie zum Gehorsam gebracht zu haben, führt sie mit einer stolzen Miene unser Ehemann weiter und beobachtet die Vorübergehenden, welchen Eindruck es auf sie gemacht hat.

Sie stellen sich darauf vor die Bude mit den Wachsfiguren, aber dies genügt den beiden Knaben noch nicht, sie wollen hineingehen.

Der Papa bezahlt das Eintrittsgeld, man tritt in das Innere des Zeltes. Es ist schon an's fünfzigste Mal, daß unser Ehemann in diese Bude tritt und der Ausstellung der Wachsfiguren und ihrer Erklärung beiwohnt.

Man ist übrigens im Preise gegen solche Leute billig, die nicht die Kraft haben, einem solchen Antriebe zu widerstehen.

Nachdem die Kinder die Figur von Curtius gesehen haben, bekommen sie Durst. Der Papa führt sie in ein Kaffeehaus und läßt ihnen Bier geben. — Man bringt

es; beide Knaben kosten es, schneiden ein Gesicht und rufen, sich schüttelnd:

„Ach, das ist schlecht, das ist nicht süß!"

Der Papa fordert nun Limonade oder Zuckerwasser, welches er seinen Kindern giebt, und obgleich er keinen Durst hat, leert er dennoch den ganzen Inhalt der Flasche, um nicht eine unnütze Ausgabe gemacht zu haben. Die väterliche Liebe ist zu Allem fähig. —

Als sie aus dem Kaffeehause kommen, wollen die Knaben die Polichenelle sehen.

Sie bleiben vor einem Zelte von grauer Leinwand stehen. Diesmal verlangen die beiden Kleinen nicht hineinzutreten, sie haben schon wahrgenommen, daß man sich viel besser vor der Thüre amüsirt; aber da sie eine Menge von Kindermädchen, Kinderfrauen und Müssiggängern in allen Aufzügen, in Hemdsärmeln, in Blousen und selbst in Ueberröcken vor sich haben, die alle gekommen sind, um ebenfalls die Kunststücke Polichinelles mit anzusehen, fangen sie an zu schreien:

„Papa, trage mich, Papa, nimm mich auch auf den Arm! Auf den Arm!

Unser Ehemann bückt sich, umfaßt mit jedem Arm einen Knaben und hebt sie bis auf die Schulter.

Und dieser Herr, der nichts sieht, als den Rücken seiner Söhne, ist dennoch sehr bereit, ihnen das Schauspiel zu erklären und ihnen auch die Fragen zu beantworten, die sie ohne Unterlaß an ihn richten. —

Der Papa findet es endlich nicht mehr leicht, seinen Kindern die Moral der Piece, die das Marionettentheater aufführt, zu erklären; aber in diesem Augenblick wird er von einem heftigen Niesen befallen, was ihn nur aus einer Verlegenheit in die andere bringt, denn wenn man niesen will, fühlt man in der Regel das Bedürfniß, sich zu schnauben, zumal noch, wenn man ein Tabaksschnupfer ist.

Unser Ehemann, nachdem er geniest hatte, würde alle Welt darum gegeben haben, wenn er sein Schnupftuch hätte hervorziehen können. Aber wie gäbe es ein Mittel, mit der Hand bis in die Tasche fahren zu können, wenn man auf jeden Arm einen kleinen Knaben hält? Der Vater von Adolph und August giebt es endlich auf, sich zu schnauben, es war dies der beste Entschluß, den er in dieser Stellung fassen konnte.

Bald erhebt sich jedoch ein Streit über den Schultern unsers verheiratheten Mannes. Adolph und August reißen sich gegenseitig eine Zuckerstange aus den Händen; Geschrei und Fußtritte begleiten diesen Streit. Vergebens läßt der Papa diese Worte hören:

„Nun, meine Herren, werdet ihr euch da oben endlich zufrieden geben. — Halte ich euch etwa in die Höhe, damit ihr euch prügeln sollt?"

„Er ist es, der mir meine Zuckerstange genommen hat."

„Er ist ein Vielfraß."

„Er ist es, der Alles verschlingt."

„Höre nicht auf ihn, Papa, ich habe die Stange in zwei Theile gebrochen und ihm eine Hälfte gegeben."

„Papa, er hat sich das größte Stück behalten."

„Es nicht wahr, er sagt es nur, weil er seine Hälfte schon verbröckelt hat."

Um dem Streite ein Ende zu machen, ergreift unser Ehemann das kürzeste Mittel und stellt seine beiden Knaben auf die Erde nieder.

Darauf schreien sie noch lauter und verlangen wieder Polichenelle zu sehen, der sich jetzt mit einer Katze herumschlägt.

Aber der Papa, den diese Stellung ermüdet hat, fühlt sich nicht stark genug, seine beiden Knaben wiederum auf seine Arme zu nehmen.

Er führt sie weiter und um sie zu besänftigen, kauft er ihnen Pfeffer- und Butterkuchen, dann Aepfel, dann einige Täfelchen Chocolade, zuletzt läßt er sie Kokusmilch trinken.

Herr Adolph, der älteste, verhält sich nicht immer ganz ruhig bei seinem Vater. In jedem Augenblick läßt er die Hand desselben los und läuft zu einem Bilderladen oder sieht den Spielen der Gamins zu.

Darauf will der Kleinste auch davon springen und wie sein Bruder allein gehen. Der unglückliche Vater sieht sich nun genöthigt, seinen Knaben, die nicht ein und denselben Weg genommen haben, nachzuspringen; er rennt gegen alle Vorübergehende an, empfängt von dem einen Grobheiten, Ellenbogenstöße von dem andern, aber er beachtet dies alles nicht. Endlich, nachdem er ganz in Schweiß gerathen ist, gelingt es ihm, seine Flüchtlinge zu erhaschen und sie zurück zu führen. —

Sogleich wird er gewahr, daß sein ältester Sohn die Nase beschunden und sein Auge, welches gewöhnlich blau war, braun und blau geschlagen hat. Was Herrn August, den jüngern, betrifft, so hat er ein Stück von seiner Weste eingebüßt und seine Beinkleider auf dem Knie entzwei geplatzt.

„Was heißt das?" ruft der Papa! — „Ich habe euch nur auf einen Augenblick aus den Augen gelassen und ihr präsentirt euch in diesem Zustande vor mir, zerrissen und zerschlagen!"

„Papa, ein großer Junge hat mich in's Gesicht ge-

schlagen, er spielte und sagte zu mir, ich mengte mich in sein Spiel, so daß er verlöre."

„Papa, ich sah eine alte Frau mit einem Hunde; ich wollte ihn streicheln und er ist an mir in die Höhe gesprungen und hat mir ein Stück von meiner Weste genommen. Ich wollte mich flüchten und da bin ich auf meine Kniee gefallen."

„Nun gut, das ist hübsch, da werden wir einen guten Empfang zu Hause bekommen. Was wird eure Mutter zu mir sagen. Teufelskinder, daß ich euch nie heil wieder nach Hause bringen kann."

„Papa, trage uns!"

„Papa, trage mich."

„Das könnte mir gefallen. Nein, nein, ihr kleinen Ausbunde werdet zu Fuß gehen; ich habe euch lange genug bei dem Polichinelle getragen. Uebrigens lohnt es sich nicht der Mühe, mit euch spazieren zu gehen, wenn ihr immer getragen sein wollt."

„Papa, es ist noch zu weit bis nach Hause."

„Nein, nur noch höchstens dreihundert Metres."

„Was heißt das, Metres, Papa."

„Meiner Treue! — Das heißt . . . Es ist ein griechisches Wort, versteht ihr mich, meine Kinder. Und wenn ihr werdet das Griechische gelernt haben, werdet ihr dies so gut, wie Vater und Mutter verstehen."

„Ich bin müde! hö, hä, ho . . ."

„Mir thun die Füße weh."

„Munter, Adolf, hübsch munter August. — Zeigt, daß ihr schon kleine Männer seid, laßt euch nicht wie die Kinder fortschleppen."

„Da singe uns etwas!"

„Ach, ja, Papa, Marlborough, Du hast uns versprochen, uns das Lied zu lehren."

„Nun gut, ich bin es zufrieden. Ich will euch die Romanze von Marlborough vorsingen, aber ihr müßt sie mit mir wiederholen. Gebt recht gut Achtung. Ihr werdet sie dann eurer Mama vorsingen, und dies wird ihr gefallen."

„Ja, Papa."

„Ja, ja, liebes Papachen!"

Der Papa beginnt mit ernster Stimme, er bemüht sich, nach dem Takte des Liedes seine Schritte einzurichten und stimmt die ganz aus der Mode gekommene Melodie dieses Liedes an:

> „Marlborough zog aus zum Kriege;
> Miroton, touton, Mirotaine.

„Immer vorwärts, meine Herren."

Herr Adolf schreit, was er nur schreien kann, was er behalten hat. Der kleine August beschränkt sich darauf, zwischen den Zähnen zu brummen:

> toton . . . toton . . . tontaial . . . toton!

Der Papa fährt im falschen Tone fort:

„Man weiß nicht, wann zurück er kommt, wann zurück er kommt!"

„Nun munter, meine Herren!"

„Ach, Papa, ich habe Bauchgrimmen!"

„Und ich habe noch Durst, Papa."

„Nein, Du hast keinen Durst mehr, Du hast schon genug zu Dir genommen. Vorwärts, singt."

„Man weiß nicht, wenn zurück er kommt!"

„Man weiß nicht . . ach, sieh Vater, Mandelkuchen!"

„Schweige, kleiner Vielfraß, nun Herr August!"

Der kleine August schneidet ein Gesicht, hält sich den Leib und murmelt:

„Miron, mirontaine — toton. — Ich habe Bauchweh . . : mirontaine."

Bald wollen die beiden Knaben nicht weiter gehen. Unser verheiratheter Mann geräth auf einen Augenblick in Verzweiflung; endlich ergreift er seine beiden Knaben mit einer nervösen Anwandlung und trägt sie weiter, ausrufend:

„Ach, tausend Welt, welch ein Spaziergang, ach die kleinen Plagegeister!"

„Papa, brummt Adolph, Du singst ja nicht mehr, so singe uns doch den Marlborough."

„Laßt mich zufrieden, ihr Rangen!"

„Ach, Papa, Du hast nicht gesagt: Miroton, Mirotaine . . Böser, garstiger Papa, ich werde weinen, wenn Du nicht mehr singen willst."

„Ach, welch Thunichtgut! Nun, sei nur ruhig, weine nicht . . . Ihr werdet mir noch den Rückrath zerbrechen . . . Er wird zu Ostern wiederkommen: Miroton, Mirotaine!"

Endlich kommt unser Ehemann in seiner Behausung an, und dort wird er von seiner Frau ausgescholten, daß er die Kinder mit Beulen im Gesicht und zerrissenen Kleidern wieder heim bringt.

Daß man seine Kinder liebt, ist sehr natürlich, man begeht auch kein Unrecht, wenn man mit ihnen spazieren geht. Aber wenn ein verheiratheter Ehemann ganz das Geschäft einer Kinderfrau übernimmt, macht er sich selbst in den Augen seiner Frau lächerlich, und dies ist sehr gefährlich.

Denn die Mehrzahl der Frauen bewahren ihre Liebe nur dann ihrem Manne, wenn sie einsehen, daß er ih-

nen überlegen ist. Macht man sich aber lächerlich, so verschwindet schnell jede Ueberlegenheit.

(Beschluß folgt.)

Physiognomien im Parterre eines Theaters.

Es ist etwas Sonderbares um das Parterre eines Theaters; wie viele Studien bietet es für den Beobachter! Wie viel hervorragende Typen sitzen hier bescheiden unter der Menge verborgen; wie viel geistreiche Leute, Originale, wie manche Narren, wie manche Null? Man glaubt vielleicht, daß dasselbe Motiv in diesen Saal alle Menschen geführt hat, die man im Parterre versammelt sieht, daß sie gekommen sind, weil das angezeigte Schauspiel ihnen einen angenehmen Abend versprach! O Täuschung! Unter den Personen, welche hier anwesend sind, wie viele sind es aus ganz eigenthümlichen Gründen.

So hatte dieser Mann, welcher dort in einer Ecke steht, ein Rendezvous mit einem Freunde, wegen aufzunehmender Gelder; für ihn war es ein wichtiges Geschäft, aber der Freund kam nicht zum Rendezvous. Nachdem er lange gewartet, fand er es zu spät, nach Hause zu gehen, befand sich in der Nähe des Theaters, und trat hinein, um sich zu zerstreuen, ohne auch nur zu wissen, was man gäbe. Aber statt auf das Stück zu hören, ist er stets zerstreut, denkt an seine Angelegenheiten, an jenes Geld, und nach dem letzten Akt wäre er sehr verlegen, zu sagen, was er gesehen.

Dieser Andere hat in einem Hotel mit seinem Freunde gespeist; die Herren sind lustig geworden, haben sich einen kleinen Hieb getrunken und dann gesagt: „Gehn wir ins Theater." Während man spielt, sprechen sie laut ohne Unterlaß, spucken aus, räuspern sich, bleiben nicht eine Minute ruhig, sind unfähig, den Inhalt des Stückes zu begreifen, schreien aber doch von Zeit zu Zeit: Mein Gott, wie ist das schlecht!

Fragt man sie hernach, was denn so schlecht sei, so werden sie eben so verlegen sein, diese Frage zu beantworten, als der Herr, von dem früher die Rede war.

Hier sehen wir einen aufmerksamen Zuschauer, der von dem Stücke kein Wort zu verlieren scheint. Es ist ein Mann von etlichen dreißig Jahren, sehr gut angezogen, ziemlich hübsch, dessen Züge jedoch ernst und strenge sind. Man glaubt, dieser wäre im Stande, heute Abend eine gediegene Kritik des eben gegebenen dramatischen Werkes zu liefern — man täuscht sich.

Dieser Herr ist verheirathet; er hat eine hübsche und kokette Frau. Es ist schwer, eins ohne das andere zu finden, doch will man häßliche Frauen gesehen haben, die ebenfalls kokett waren. Dieser Herr ist eifersüchtig, das ist ein Unglück; mehr als ein Unglück, eine Krankheit, eine Seuche. Wenn man eifersüchtig ist, so ist man auch unglücklich und krank, und manchmal noch etwas. Der eifersüchtige Mann ist früher nach Hause gekommen, als gewöhnlich. Das ist ein Fehler; wenn man verheirathet ist, soll man seine Gewohnheiten nicht oft ändern, die Damen lieben das nicht.

Dieser Herr ist also früher nach Hause gekommen, er hat bei seiner Frau einen Bekannten gefunden, dessen Freundschaft für ihn seit Kurzem lichterloh aufgeflackert, der aber keine Zeit gewinnt, ihm in seiner Anwesenheit Besuche abzustatten. Bei seinem Eintritt war der Freund etwas verlegen, die Frau verwirrt, und ein Stuhl etwas nahe an einem Divan. Dieser Herr hat nichts gesagt, aber er hat seine Ideen, macht der Gemahlin eine ziemlich deutliche Grimasse, und geht, um sich zu zerstreuen, ins Theater. Hier scheint er auf die Worte des Dichters zu hören, und doch denkt er ewig an den Stuhl, der dem Divan so nahe stand. Dann sagt er zu sich: ich quäle mich umsonst, meine Frau hat unbezweifelt das Recht, sich auf den Divan zu setzen, und mein Freund darf wohl einen Stuhl einnehmen . . . das ist noch immer besser, als wenn sie Beide auf dem Divan — gesessen — hätten! Und dann ist meine Frau unfähig, — pah — ich habe Unrecht . . .

(Rheinland.)

Eine Geschichte aus der Wirklichkeit.

La jeunesse est le temps des illusions.

Nur die Jugend ist die Zeit der vollen Täuschung, sagen Voltaire und Göthe und Alle, die aus den Träumen der Jugend hinaus in die Wirklichkeit, in das Leben getreten sind; doch die Jünglinge wollen es noch immer nicht glauben, sie denken wenigstens viel zu spät daran.

Emil, ein 20jähriger Jüngling, voll edlen Feuers, voll ehrgeiziger Pläne und Begierden, voll des Triebes nach dem von allen Jünglingen nur gewollten Großen, verließ heimlich das Vaterhaus; denn — dachte er — was sollte in den düstern Mauern des kleinen, abgelegenen Städtchens aus meinen kühnen Entwürfen, aus mei-

nem Genius werden? Der Vater, ein strenger oder gutmeinender Bürgersmann, die Mutter eine sorgsame, anspruchslose Hausfrau, hatten ihn von früher Zeit an dazu bereden wollen, ein Gewerbe zu lernen; doch das schien ihm zu niedrig. Da wollten die armen Leute sich alles nur Mögliche absparen, und den Sohn, ihre einzige Freude, studiren lassen; aber er hatte keine Geduld, die Gymnasialzeit durchzumachen und sich zu dem durchaus nöthigen Examen vorzubereiten.

„Nun, Emil, so werde ein tüchtiger Soldat!"

„Nein, Vater, das kann ich nicht werden; denn zum Offizier kann ich es nicht bringen, da ich leider nicht adlich bin, und als gemeiner Soldat zu leben und zu sterben, nein! nein! das würde ich nicht aushalten."

Mit einem Worte, Emil wußte selbst nicht recht, was er wollte, deshalb verließ er das väterliche Haus, und glaubte, in der Fremde würde sich sein Talent sogleich zeigen und die Welt in Erstaunen setzen. Ohne Paß, ohne die nöthigen Kleider, ohne Geld, nur mit der Frische seiner thatendurstigen Jugendkraft schlug er sich viele Meilen durch, sah viele Städte und Länder, und büßte so ein Tüchtiges von seinen Hoffnungen ein; doch sollte sein Wahn ganz und gründlich geheilt werden. In Frankreich wurde er zum Matrosen gepreßt und mußte mehrere Jahre die größten Drangsale und die Grobheit und Ungerechtigkeit seiner Vorgesetzten ertragen. Doch zeichnete er sich durch Pflichttreue und Arbeitsamkeit aus, und stieg allmählich zu höheren Posten, wodurch es ihm auch gelang, seine Entlassung zu bewirken. Schon war er nun auf der Heimkehr, schon auf heimischem Boden — da fiel er deutschen Werbern in die Hände, und wurde trotz seines Flehens, trotz der Erzählung seiner Schicksale, gezwungen, gegen sein eignes Vaterland zu kämpfen. Nicht war es ihm deshalb zu verargen, daß er jeden Augenblick, jede Minute auf Flucht sann. Das Schicksal war auch jetzt noch nicht versöhnt. Er desertirte, wurde eingeholt und — obgleich er sich nun zur Beendigung seines qualvollen Lebens den Tod wünschte — ihm die Todesstrafe geschenkt und der arme, unglückliche Emil nur zu lebenslänglicher Festungsarbeit verurtheilt. In diesem Leben unter schweren Verbrechern, unter Vagabonden und anderem Gesindel mußte das Edle, welches ihm noch aus früherer Zeit her anwohnte, ganz erstickt werden, er verfiel in ein dumpfes Hinbrüten. Endlich sollte er durch die Liebe aus dieser Lethargie geweckt werden; die Tochter des Festungskommandanten hatte den noch immer hübschen, träumenden Gefangenen bemerkt und an ihm Interesse genommen. Durch sie erhielt er manche Vergünstigung von den Vorgesetzten, manche Erleichterung seiner schweren Arbeit. Dies brachte ihn wieder einigermaßen zur Besinnung, zum Nachdenken über sich selbst; er dachte an sonst, sah das Jetzt, und fürchtete sich — als er an das schöne Mädchen dachte, welches sich für ihn, den sonst überall Verstoßenen, interessirte, und welche er jetzt wie eine Göttin verehrte — vor dem Künftig.

Der Landesherr starb, und Emil wurde mit vielen seiner Unglücksgefährten in Freiheit gesetzt; er wollte dem schönen Mädchen seinen Dank sagen; doch sie hatte bereits die Festung verlassen und sein Herz sehnte sich vergebens nach ihrem Anblick. Er machte sich auf, um seine Vaterstadt und seine Eltern wieder zu sehen; doch die Eltern waren gestorben, und die im Kriege halb zertrümmerte Vaterstadt wollte den Sträfling nicht aufnehmen, nicht beherbergen. Auch er fühlte keine Anhänglichkeit mehr für sie, und verließ sie trocknen Auges zum zweiten Male. Nach vielen Abenteuern wurde er Bedienter eines reichen Herrn, heirathete dessen 50jährige Magd und ist jetzt — o über die Träume und Hoffnungen des Jünglings — Schuhputzer in E * *, der dortigen akademischen Jugend sehr wohl bekannt.

Der Unbekannte und der Mützenmacher.

Vor Kurzem begab sich ein Mann in Paris zu einem Mützenmacher, zeigte ihm ein zubereitetes Fell, und fragte ihn, ob er ihm daraus nicht ein Dutzend Mützen, gewöhnlich Casquets genannt, verfertigen könne. Nachdem der Mützenmacher das Maaß genommen, bejahte er diese Frage und am bestimmten Tage erschien der Unbekannte wieder, zahlte den bedungenen Preis, und entfernte sich wohlzufrieden. Wenige Tage darauf, als der Mützenmacher an einem der öffentlichen Plätze einem Taschenspieler zusah, fühlte er, daß ein ziemlich schwerer Gegenstand in seine Rocktasche glitt. Augenblicklich sich umwendend, sah er einen Mann, der sich eilig entfernte und ihm einen Wink oder ein Zeichen gab, das er nicht begriff. Er steckte nun die Hand in seine Tasche, und zog eine schöne goldene Uhr hervor. Erstaunt ob dieses Abenteuers, war er Anfangs unschlüssig, was er thun solle; da er jedoch urtheilte, daß es wohl nicht anders sein könne, als daß ein Taschendieb, der sich entdeckt geglaubt, ihm diesen kostbaren Gegenstand in die Tasche gespielt habe, beschloß er, sich zu einem Polizei-Commissär zu be-

geben, welchem er denn auch aufrichtig das Ereigniß mittheilte. Dieser, der den Mann kannte, vertiefte sich mit ihm in verschiedene Muthmaßungen; allein, indem er des Mützenmachers Kopfbedeckung näher in Augenschein nahm, rief er plötzlich: „Jetzt hab' ich's heraus! Die Aehnlichkeit zwischen Ihrer Casquette und jener, welche der größte Theil jener Taschendiebe als Zeichen des Einverständnisses trägt, ist gewiß der Grund des Irrthums des Kerls, der Ihnen diese Uhr überlieferte; er wird Sie für Einen der Seinigen angesehen haben. Aber, ich bitte Sie, wie kommen sie zu diesem Muster?" Der Mützenmacher sah sich jetzt, um allen Verdacht der Mitschuld von sich abzuwehren, gezwungen, dem Polizei-Commissär den Vorfall mitzutheilen, mit dem Beifügen, er habe, keinen Argwohn hegend, daß die gedachte Casquette einen Theil der Kleidung der Nachfolger des flinken Cartouche bildete, sein Maaß so genommen, daß noch eine dreizehnte Mütze für ihn selbst abfiele. Dies war nun zwar nicht ganz in der Ordnung; da jedoch diese Art gezwungener Vorausbezahlung von Alters her bei Schneidern gebräuchlich ist, warum denn nicht auch bei Mützenmachern, da doch beide die Scheere handhaben? Der Polizei-Commissär legte Casquette und Uhr in Beschlag und ließ, zufrieden mit des Mannes Aufrichtigkeit, den chapelier-tailleur gehen, mit der Erinnerung jedoch, daß eine unerlaubte Handlung stets schlimme Folgen nach sich ziehe und daß man Niemanden, selbst keinen Spitzbuben, bestehlen müsse.

(Conv. Bl.)

Das theuerste Glas Wasser.

Das Wasser der Newa bei St. Petersburg ist nach der Meinung der Russen das beste und helïste Wasser, was es geben kann. Allein 6 Monate des Jahres wird dies hochgepriesene Wasser unter einer dicken Decke von Eis und Schnee verborgen gehalten. Wenn aber Anfangs April die Atmosphäre genügende Wärme erlangt hat, um die winterlichen Fesseln des Stroms zu lösen, dann sehen die Einwohner mit eifriger Erwartung dem Moment entgegen, in welchem ihre beliebte Newa die Ketten sprengt und wieder frei und majestätisch zwischen den Ufern dahinwogt. Sobald sich die Eismasse in Bewegung gesetzt hat, wird dies freudige Ereigniß der harrenden Hauptstadt durch die Kanonen der Citadelle verkündigt; es ist dies eine starke Festung, die dem kaiserlichen Palaste gerade gegenüber liegt. Da sich die Citadelle mitten in der Stadt befindet, so könnte sie im Falle eines feindlichen Angriffs schwerlich von Nutzen sein; allein sie würde sich sehr ersprießlich zeigen, wenn die Petersburger je versuchen sollten, eine Julirevolution zu unternehmen. In dem Augenblicke nun, sei es bei Tage, oder Nacht, wo sich ein offener Raum zwischen den schwimmenden Eismassen zeigt, begiebt sich der Gouverneur der Citadelle in einem Boote in des Kaisers Palast, und präsentirt Sr. Majestät einen crystallnen Becher voll Newawasser, als erste Gabe des wiederkehrenden Frühlings, und diesen Becher trinkt der Kaiser auf das Wohlergehen und Gedeihen seiner lieben Hauptstadt aus. Nun war es während der letzten Jahre gebräuchlich, daß der Kaiser den leeren Becher wieder mit Gold füllte und so dem Gouverneur zurückgab; allein man bemerkte, daß der Becher alle Jahre größer und weiter ward, so daß es alljährlich schwieriger wurde, den Becher auf einen Zug zu leeren, während andrerseits alle Jahre eine immer größere Zahl von Ducaten erfordert wurde, um ihn so hoch mit Golde auszufüllen, als er es vorher mit Wasser war. Daher traf Sr. Majestät die Einschränkung, das übliche Geschenk an den Gouverneur zu reduciren, der gegenwärtig 200 Ducaten für seinen nicht berauschenden Trank bekommt. Obgleich diese Summe geringer ist, als die, welche seine Vorgänger häufig empfingen, so ist sie doch wohl noch etwas höher, als man sonst wo für ein Glas Wasser zu bezahlen pflegt.

Miscellen und Anekdoten.

(Nutzen des übermäßigen Biertrinkens.) Derselbe ist statistisch erwiesen worden. Die Kosten der Isarbrücke in München, im Belauf von anderthalb Millionen, hat man nämlich dadurch gedeckt, daß der Preis des Bieres, das Maaß um einen Heller, erhöht wurde. In 18 Monaten war die ganze Summe zusammenge — trunken. — In Fürth sind mit den Bierhellern innerhalb 15 Jahren zwei Kirchen, eine Brücke mit sechszehn Bogen, ein Schul- und ein Rathhaus (letzteres zu 30,000 Fl. veranschlagt) und die sämmtlichen Cloaken der Stadt erbaut worden. Würde man wohl — fragt der „Salon" — durch freiwillige Beiträge ein gleiches Ziel erreicht haben? —

(Wie in Amerika die Städte von der Erde verschwinden.) Der in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erscheinende „Morning Star" meldet: „Linnville, diese einst blühende Stadt, ist von Neuem zerstört worden, und nur ein einziges Haus bezeichnet noch die Stelle, auf der sie gestanden. Unsere Leser werden begierig sein, zu erfahren, ob sie wieder, wie bereits früher einmal, das Opfer der räuberischen Einfälle der Cumanchen geworden sei? Nein! Die Häu-

ser sind auf Räder gestellt und nach der benachbarten Stadt La Baca, ungefähr eine Meile entfernt, weggerollt worden. Dieser neue Ort, die glückliche Nebenbuhlerin des verlassenen Linnville's, nimmt an Reichthum und Bevölkerung rasch zu und verspricht mit der Zeit eine der blühendsten Städte des Westens zu werden."

(Merkwürdige Todesart in einem neuen Trauerspiele.) In einem neuen Trauerspiele des Herrn R. N. in W. wird eine neue Todesart zum ersten Male auf die Bretter kommen. Der Held der Tragödie wird nämlich durch eine ganz eigenthümliche Nemesis in's Jenseits befördert, er wird von einem — tollen Hunde gebissen. Man sucht nunmehr nach einem sehr gut dressirten, tollen Hund. Das Stück selbst ist fertig und wird auf dem Münchener Hoftheater einstudirt, wo auch jüngst der berühmte Kampf der Hausknechte stattfand.

(Eine von wahnsinnigen Frauen gesungene Messe.) Wir haben bereits erwähnt, daß man in dem Irrenhause Salpetrière bei Paris mit Erfolg die Musik als Heilmittel bei den unglücklichen Geisteskranken in Anwendung bringe; an dem letzten Weihnachtsfeste wurde in der Kirche der Anstalt sogar eine Messe von den wahnsinnigen Frauen gesungen, wozu sich eine große Anzahl Neugieriger eingefunden hatte. Wie schwer es dem Arzte Trelat und dem Musiklehrer Dreifuß geworden sein mag, die Musik diesen Unglücklichen einzustudiren, läßt sich leicht begreifen, der Erfolg hat aber alle Erwartung übertroffen. Man denke sich 50 wahnsinnige Frauen, die unruhig und mit unstäten Blicken hinter dem Altare standen. Sobald die Orgel ertönte, schienen plötzlich die Gedanken derselben, die sonst immer irr umherschweiften, in einen einzigen zusammenzufließen, und wenn man bedenkt, daß diese Frauen zu gleicher Zeit die Musik und die dazu gehörigen Worte einer fremden Sprache gelernt haben, so muß man sich wundern, daß sie diese lateinischen Psalmen so richtig sangen. In den Pausen, welche ein Stück von dem andern trennten, malte sich deutlich auf allen Gesichtern der Irrsinn, sobald aber die Orgel ihre Töne wieder erklingen ließ, verwandelten sich augenblicklich die Züge und wurden gleichsam verständig, fromm und begeistert.

— Einem Herrn Foulquier in Bordeaux soll es gelungen sein, ein Verfahren zu entdecken, durch das Daguerreotyp auch die Farben darzustellen. Bereits hat er, wie Zeitungen berichten, auf diese Weise Ansichten aufgenommen.

Logogryph.

Ich bin mit B dem Staate unentbehrlich,
Mit L im Kriege leider sehr gefährlich.
Man wünscht mit D im Glücke sehnlich mich,
Und setze M statt D, so schütz' ich Dich.

Correspondenz.

(Leipziger Stadttheater.) Das Lustspiel, welches am 19. Novbr. in Paris zum ersten Male mit so ungeheurem Furore gegeben wurde, so daß Jules Janin sogar in Verwunderung darüber ausbricht, ging nun auch bei uns in Scene und gab uns Gelegenheit, das eminente Talent, man möchte sagen, Genie, dieses fruchtbarsten aller Dramatiker zu bewundern. Scribe ist kein Genie in Bezug auf poetische Tiefe seiner Schöpfungen, sondern nur in Bezug auf die feine Anlegung der Intriguen, auf die äußerst-wirksamen und spannenden Situationen, die er mehr nach seinem Gefallen, als nach einem strengen Gesetz der Nothwendigkeit, ja nicht einmal immer der Wahrscheinlichkeit, aneinanderreiht, wie sie ihm für den sichern Bühnenerfolg gerade am wirksamsten erscheinen. Die Personen seines Stückes sind ihm immer zur Hand, wenn er sie braucht, und sollte er sie von dem andern Ende von Paris herholen; eben so freigebig und nie in Verlegenheit ist Scribe mit Ueberraschungen, mit feinen pikanten Wendungen, mit geschickt applicirten Witzfunken, mit einigen liberalen oder loyalen, oder napoleonischen Redensarten, die sogleich beim Pariser von schlagender Wirkung sind und ihn in jenen Beifallssturm versetzen, der die Hände zum Klatschen, die Lungen zum Beavorufen bringt, gerade wie Scribe es braucht. Uns Deutsche würde es schwer werden, mit so wenigen Mitteln solche Wirkungen hervorzubringen.

Wenn die französische Kritik, heißt es in einer französischen Recension, aus Erbitterung gegen den eben so glücklichen als unerschöpflichen Verfasser dieses neuen Stückes nur gegen die Gemeinheit der Handlung, die Trivialität der Erfindung losziehe, so können wir nicht umhin, ihr beizupflichten.

Es ist schon längst eine ausmachte Sache, daß Scribe kein Genie, wohl aber ein Mann von Geist ist und zwar jenen positiven Geist besitzt, der sich weniger um die Zukunft, das heißt um die Nachwelt, als um die Gegenwart bekümmert. Es fällt ihm gar nicht ein, auf einem Fels einen jener prachtvollen Paläste zu errichten, mit majestätischem Portal, imposanter Façade, dessen Architektur nach strengem und großartigem Geschmacke, dessen Anlegung und zugleich sinnreichen, eleganten und graziösen Einrichtungen in dem Erbauer sogleich einen Shakespeare, Corneille oder Moliere, Göthe oder Schiller erkennen lassen. Nein! Auf Sand, auf Gras oder sonst irgendwo richtet er ein kleines oder großes Gebäude auf, luftig, in italienischem Geschmack, coquett, nett und zierlich geschweift. Beim Eintritt glaubt man schon die ganze innere Einrichtung zu errathen, während uns doch bei jedem Schritte eine neue Ueberraschung überkömmt. Es ist ein wahres Labyrinth von kleinen Piecen, deren unendlich verschiedene Ausschmückung unsere Neugierde reizt und sie bis zu dem Augenblick in Spannung erhält, wo sich der künstlich versteckte Ausgang plötzlich unsern Blicken zeigt.

Das Stück „Fesseln" ist so ein charmantes Gebäude. Die Moral ist folgende: Wehe dem, der sich zu solchen Banden hinreißen läßt, welche Sitte und Gesetz mißbilligen. Im Anfang scheinen sie ihm von Blumen und er wird berauscht, aber zu Hause angekommen, wird sich's ihm zeigen, von was die Fessel ist: von Blei für denjenigen, der sie trägt, von Eisen für den, der sie sprengen will.

Der Inhalt ist kürzlich folgender:

Die Gräfin von St. Géran liebt mit Leidenschaft, ohne ihren Ruf der Leidenschaft geopfert zu haben; ihr Gemahl, der sie nicht liebt, bewahrt ihr wenigstens dankbare Erinnerung für das, was sie ihm geopfert. „Emiro d'Albret," ein junger Künstler, der seinen Ruf der Gräfin verdankt, ist der Gegenstand ihrer Neigung, sie hat ihn nicht nur durch ihre Liebe beglückt, sie hat ihm auch einen Namen in der Welt verschafft. Indeß trägt in dem jungen Künstler die Kunst den Sieg über seine Liebe davon. Je höher sein Ruf steigt, je mehr vermehrt sich die Liebe der Gräfin, vermindert sich aber die Liebe des Künstlers, dem am Ende die Verstellung lästig wird. Unterdeß kommt sein Onkel, Chef des Hauses „Clairambaut aus Bordeaux," der ihn erzogen, mit seiner einzigen Tochter auf einige

Wochen nach Paris, und wohnt zufällig in demselben Hôtel, das auch „Albret" bewohnt. Dieser Onkel hatte den armen Neffen einst mit seinem Gelde und seiner Tochter beglücken wollen, wenn ihm dessen Liebe zur Kunst nicht einen Querstrich gemacht hätte: er liebte nun einmal keine Künstler. Aber seine Tochter war herangewachsen und schön geworden, und was „Albret" früher unbeachtet gelassen, ward ihm jetzt wünschenswerth. Er sieht seine Cousine nach langer Trennung wieder, findet sie schön und liebt sie, das ist natürlich. Sein Künstlerstand, sein Verhältniß zur Gräfin sind die zu übersteigenden Hindernisse. Aber da kommt unerwartete Hülfe. Der Graf von St. Géran, jetzt Pair von Frankreich und General der Marine, hat in seinen jungen Jahren unter Albrets Vater, welcher Kapitain war, gedient. Er ist ihm Dank schuldig, und will nun gegen den Sohn die Schuld gegen den Vater abtragen, indem er ihm zu seiner Cousine verhilft, ohne indeß von dem Verhältniß seiner Frau zu dem jungen Künstler das Geringste zu ahnen. Von der andern Seite kann Clairambaut dem General, einem alten Freunde der Familie, dem Pathen seiner Tochter, der ihm einst drei Schiffe gerettet, welche der Feind gekapert hatte, nichts abschlagen. Er giebt seine Einwilligung, nur eine Bedingung stellt er: Er darf nie eine so innige Verbindung gehabt haben, welche in seinem Herzen fortdauert, und das Glück seiner Tochter untergraben kann. Emiro d'Albret gesteht offen dem Grafen, daß ihn einst eine heftige Leidenschaft beherrscht habe, verspricht aber, das Verhältniß aufzulösen. — Das ist nicht so leicht, als Sie glauben, antwortet der Graf — ich weiß es aus Erfahrung, doch will ich Ihnen darin beistehen. — Wir wissen nun schon, daß die Frau, mit welcher er sein Verhältniß abbrechen muß, um die Heirath abzuschließen, welche er sowohl, als auch der Graf zu Stande bringen möchten, die Gräfin von St. Géran ist. Hieraus entstehen nun viele mitunter wirklich interessante Situationen, und dies ist wohl die Hauptidee des Stückes.

Jetzt gehen nun die Verwirrungen und Irrthümer erst an, und ziehen sich durch die letzten Akte, bis endlich die Gräfin selbst beiträgt, diese Heirath zu Stande zu bringen.

Hr. Heese gab den jungen Tonsetzer, Fräulein v. Tennecker, Aline, Hr. Düringer den Graf v. St. Géran, Mad. Dessoir dessen Gattin, Hr. Lortzing, den Advokat Ballandart, Hr. Reger den Oheim und wurden am Schlusse des Stückes sämmtlich gerufen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Wintermoden haben gegenwärtig ihren höchsten Glanz erreicht. Die Balltoiletten sind jedoch so verschieden, daß wir sehr viele derselben beschreiben müßten, wenn wir eine Idee davon geben wollten. Im Allgemeinen hatten die Kleider einen doppelten Rock, selbst die von den reichen Stoffen. So bestand einer der hübschesten Anzüge aus einem Rocke von weißem Atlas und einem zweiten weit kürzeren von rosa Atlas, der an zwei Seiten offen war und Klappen von weißem Atlas hatte. Diese beiden Theile des Rockes wurden durch ein rosa Band vereinigt, das unten in Schleifen endigte. Uebrigens hatte das Kleid kurze rosa Aermel mit weißen Aufschlägen und ein glattes Schneppenleibchen.

Ein kurzes Kleid von orange Atlas auf einem blauen Unterkleide; an jeder Seite Oeffnungen mit einer Reihe orange Bandschleifen, so daß man das blaue Unterkleid sah. Auf dem Kopfe ein leichtes Bouquet von kleinen Blumen in orange Sammet. Die Vereinigung von zwei entgegengesetzten Farben an einem Kleide zeigt also jetzt, daß diese Art Farbenmischung durch die eleganteste Mode angenommen ist. Sehr hübsch sieht ein Kleid von schwarzem Sammet, gelb ausgeputzt, und eine Coiffüre von saphirblauem, Gold und Silber gestickten Sammet mit Agraffen. Auch ein Kleid von schwarzem Sammet, dazu ein kleinschirmiges Hütchen von blauem Sammet mit Verzierungen in Gold. Fräulein F. trug ein Kleid von weißem Krepp, das an der Seite offen war und durch Agraffen von weißen Cameen gehalten wurde. Auf dem Kopfe ebenfalls weiße Camelien, die in Diamantenbüscheln endigten.]

Die Haarputze bildeten die Mehrzeit. Diese sind je nach dem Gesichte verschieden; die einzige allgemeine Mode besteht darin, daß sie sehr weit nach hinten und tief getragen werden, vorn ordnet man sie in glatte Scheitel, in Berthen, englische lange Locken, Sevigné-Locken rc., oder man trägt so ungemein große Büschel, daß sie den Hals fast ganz verdecken. Diesem Haarputz, bei dem das Haar den ganzen Luxus bildet, fügt man nur eine Blume oder einen goldnen Kamm mit emaillirter Platte bei.

Die Handschuhe werden länger getragen als jemals und wäre die sehr hübsche Garnirung nicht, die man ihnen gibt, so könnte man ihnen den Vorwurf machen, daß sie die Arme zu bloß ließen. Wie bereits mehrmals erwähnt, garnirt man sie mit Geflechten in Perlen, Gold, Seide oder Gagath; neuerdings gibt man ihnen auch Aufschläge von Sammet, die mit Gold oder Perlen gestickt sind.

Herren-Moden. Die Fracks zu Soiréen scheinen ihre Form für diesen Winter nicht ändern zu wollen; es sind immer die sehr breiten Schöße, die man mit Seide oder Atlas füttert. Einige Fracks haben goldene ciselirte Knöpfe, die sehr geschmackvoll sind. In Westen kann man sich kaum eine reichere Auswahl von Stoffen, Farben und Mustern denken, die alle neu höchst mannichfaltig und vom besten Geschmacke sind. Die Paletots scheinen allmählich ihre unbeschränkte Herrschaft an die Ueberziehröcke mit großen Klappen von Sammet in der Farbe des Tuches, mit sehr großen Knöpfen und sehr niedriger Taille abzutreten, auf welchen die Knöpfe sehr weit von einander abstehen. Die Beinkleider sind meist von Tricot, gerippt, mit Längenstreifen oder carrirt. Sie liegen knapp auf den Stiefeln; einige haben keine Fußriemen und zu vielen trägt man Gamaschen. Die Westen von Cashemir haben umgeschlagene Kragen. Die langen schwarzen Cravatten von glattem oder broschirtem Atlas sind die modernsten, doch trägt man auch viele Phantasiecravatten in Bunt, entweder mit kleinen broschirten Bouquets oder einfach mit Carreaux.

Beifolgt eine **Extrabeilage**; Bild, einen **Ball** oder **Kränzchen** darstellend, mit erklärendem Artikel.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 6. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 7. (Sonnabend, den 12. Februar.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Kuckasten-Bilder*)

aus dem

Buchhändlerleben.

Zwei Berliner Guckkastenmänner, denen man die Gesundheit und den Kümmel an den Nasen ansieht, haben sich mit ihren Kasten auf der Ritterstraße in Leipzig der Buchhändlerbörse gegenüber aufgestellt. Wie aus ihren kollegialischen Gesprächen hervorgeht, sind sie mit der Berliner-Leipziger Eisenbahn angekommen; sie sind im Besitz ganz neuer eigens für ihre Kunstreise hergerichteter Bilder und hoffen in der Stadt des Buchhandels „jude Jeschäfte."

Krampe. Ein scheenes Jebäude, die Buchhändlerböese. Schade nur, det se's janze Jahr leer is. Ein scheenes Jebäude, so ejal. Wat meenste Hippe, jefällt Dir der Jeldbeutel nich ooch?

Hippe. Wat Jebäude! — was jeht mir det Jebäude an: det könnte eben so jud 'ne Kaseene sind und zwar 'ne preußsche. Ich frage Dir, wat kümmert mir een Jebäude, wenn ich davor stehe? Was thu ick als so ein Börsenvorstand? — Kastlan, Buchhändlerbörsenkastlan möcht' ick sin; ein scheener Posten, sagte mein Freund Dunkler in Berlin immer, und wenn er früh ufsteht, denn heeßt et: Jutenmorjen Feieraabend. — Immer rerreran meine Herrschaften! lauter schöne neue Bilder nach Rafaelen jemalt. Alle zum ersten Mal zu sehen, keine zweeten Auflagen nich mit neuen Titeln. Immer rerrrran meine Herren, treten Se jefälligst näher!

(Einige Buchhändlerlaufburschen mit Beischlüssen unter dem Arme kommen lachend naher.)

Erster Laufbursche. Was kost's denn?

Hippe. Einen Neujroschen Musje, nehmen Se Platz am Jlase!

Zweiter Laufb. Ach das ist zu viel vor die Lumperei; in der Messe kost's nur å Sächser.

Hippe. So? — Na, wenn Se mit Familie kommen, junge Leipziger Leeche, denn hat der siebente freies Entrée.

Krampe. Immer rerran meine Heeren, einen Neujroschen das Individuum. Hier sind die billigsten Jläser und man wird nich besoffen davon. Vor einen Sächsischen Neujroschen kann hier jeder Lump den Stutzer spielen und braucht det Jlas nich eenmal in det Doge zu klemmen. Lauter jeschliffene Jläser, kein Fensterjlas nich.

(Alle Gläser sind besetzt und die Neugroschen einkassirt.)

Krampe. Haben die Herren alle saldirt?

Hippe. Allens konform! Jeh los.

Brrrerr.

Krampe. Hier bemerken Sie einen noch ziemlich jungen Buch-, Kunst-, Musikalien- und verwandten Jeschäftszweighändler; er is splinderfasenackig und hat nur noch so was wie ein Hemde an. — Sein Kommissionäe hat ihn ausjezogen.

Laufbursche. Ach, weeß Gott, den kenn ich, das is . . . . . .

Krampe. Ruhig! vor einen Neujroschen haben Sie blos Hören und Sehen frei, auch können Sie denken, det Reden is meine Sache. Verbitte mir alle Unterbrechungen. (Fährt fort.) Er scheint etwas zu frieren und ein stiller Schauer hat ihn eben überlaufen.

---

*) Probe aus den Guckkastenbildern, Leipzig bei F. Whistling in Kommission.

Brrrrr.

Hier zeigt sich Ihnen ein Phantasiejemälde nach die jetzt so beliebte Manier „jrau in jrau." Der Buchhandel in's zwanzigste Jahrhundert. Er is nich mehr, oder doch so jud wie nich mehr; Ruhe seiner Asche! Bücher sind schon seit einen janzen Zennium nich mehr jedruckt worden. Die noch vorräthigen Buchhändler leben blos von Insertionen, welche sie jetzt bandweise 'rausjeben; auch verkofen sie Siegellack. Als Jrund dieses Verfalles nimmt der Künstler die Auslieferungslisten an, auf denen keine Seele mehr steht. Saldo hat seit 70 Jahren jänzlich aufgehört. Links besichtigen Sie eine reelle Firma in Spiritus.

Brrrrr.

Hier bemerken Sie einen Buchhändler, der für alles Jude jlüht, eine kühne Jestalt, lieblich anzuschauen, wie der Scharfrichter sagte, da er den Delinquenten den Hals besah, aber schwer zu treffen, wollt ich sagen zu bejreifen (macht eine Armbewegung.) Er hat eben die Hälfte seiner Bücherniederlage an einen Frankfurtammainer Antiquar zu Schlauderpreisen verkooft und ruft aus: „Fort mit Schaden!" Jetzt schreibt er einen Aufsatz für das Judenmorgenblatt mit Hausmitteln zur Aufhülfe des Buchhandels. Juden Morjen! Knurren Se nich, meine Herren, es muß Jeder am besten wissen, wat er zu thun hat. —

Brrrrr.

Ein Jagdstück, oder wie man auch sagt, Barforzjia. Zwei Leipziger Kommissäre sind auf der Kommittendenjagd. Keine Sonntagsjäger nich, meine Herren, jud jeschult, sehr jud. Aber Jeder jagt auf eigne Faust. Heute aufm Anstand, morjen Treibjad, alle Jahre ein Jagdessen.

Laufbursche. Wird'n das Wildpret nicht stinkig?

Krampe. Mitunter, ja.

Brrrrr.

Dieses Bild, meine Herrschaften, is ein doppeltes, weil es aus zwei Familienjemälden besteht. Konzentriren Sie jefälligst Ihre Aufmerksamkeit nach rechts, Sie bemerken hier ein Krankenbette, worauf eben ein Buchhändler-Vetteran heschäftigt is, seinen Jeist aufzujeben.

Laufbursche. Wen jibt er'n denn auf?

Krampe. Ruhig, Sie dämlige Terminologie. Er hat sehr von die Remittenden jelitten und scheint zu seuzen: „ça va mal." Das is noch so ein alter Ehrenfester, der Keinen nich kein Konto eröffnet hat ohne Anzahlung, und wenn er nich wenigstens 15 jude Dienstzeugnisse oder Atteslate hinten in's Zirkular hatte. Ein jroßer Mann, aber die Frei-Exemplare hat er nich erfunden. Seine Familie umsteht das Bett schluchzend, nur die eine Tochter is sitzen jeblieben. Sie schielte früher aufs rechte Auge, ein junger Tiefenbacher Doktor hat ihr aber jeoprirt, sie sieht jetzt janz manierlich aus, wie een jud stylisirtes Hirathsjesuch. Auf das Bild links bemerken Sie ein au dernier goût möblirtes Zimmer, am Sekretär sitzt der Buchhändler Schwiegersohn und hat eben das Zirkulär abjefaßt, worin er seinen allerwerthesten Kollegen die traurige Nachricht widmet, det er nanu janz alleene zeichnen müßte, weil sein Schwiegervater schonst jestorben wäre. Dieses is jemein, denn er lebt noch; das scheint aber den Schwiegersohn nich zu inkommodiren, er hat der Feder wegjelegt, riecht an seinen Zeijefinger und scheint im Stillen mit Napoleon auszurufen: „Mit dem einen Beine steh ick in die Niederlage, mit des andre ins Jewölbe, und aus det Komptor diktir ick den Loofburschens meine Befehle." Dieses jrenzt eigentlich nahe an Erbschleicherei, wenigstens zeigt es von keenen juden Jefühle nich. Indessen steht blos in die Bibel: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren," von'n Schwiegervater is nichts nich erwähnt, es bleibt Jeden alleene nachjelassen, wie er's mit der Schwiegervaterundmutterverehrung halten will. Man kann deshalb diesen jungen Manne auch eigentlich keine Vorwürfe nich machen, objleich er wissen könnte, daß der Buchstabe tödtet un der Jeist lebendig macht. Hippe, mache mir mal lebendig un jieb mir die Bulle her. (Hippe reicht ihm die Flasche.) So, na nu jeh Du tran un erkläre die Herrschaften die hintere Hälfte. Ick wäre dieweile mal füllen lassen, hier um die Ecke is der Kümmel sehr jud gerathen. (Geht singend ab.)

Mir erjreift ick weeß nich wie,
Himmlisches Behagen.

Hippe. Mein Kollege trinkt, als wäre eene Sündfluth Kümmel in Leipzig vor'n Sechser zu haben. Trinken Sie auch jezuweilen ein Jläschen, junge Markthelferboomschule?

Laufbursche. Das geht Ihnen nichts an.

Hippe. Sehr richtig bemerkt, ich meinte nur so.

Brrrrr.

Hier werden Sie zween Buchhändlerjehülfen in ihrem Zorne jewahr, sie streiten sich nämlich, welches von beiden am unterhaltensten wäre, das Börsenblatt oder det Orjan.

Laufbursche. Du lieber Kott! sie sind alle beede sehr langweilig.

Hippe. Das muß ihnen der Neid lassen, aber unterhaltend sind sie dieserwegen dennoch, nämlich

vor die **Rehdaktorens**, und des is der Zweck von die Blätter.

Brrrrr.

Hier, meine verehrten Jönner, sehen Sie den löblichen Verein, der die „Norddeutsche Buchhändlerzeitung" herausjiebt, wie sie ernst und heiter ist . . .

Laufbursche. Um Kottes willen, Männichen, Sie sin wohl „jrau?" Das ist ja ein Mistwagen mit vier Ochsen bespannt!

Hippe. Erlauben Sie, (sieht durchs Glas.) Sie haben janz recht, ein Mistwagen mit vier Ochsen; der Künstler hat sich vermalt, es müßten ejentlich Esel sein. Entschuldigen Sie, dieses Bild jehört nich hierher. Das brauche ich, wenn ich nach Stukkjart komme.

Brrrrr.

Ein andres Bild. Jeben Sie jenau acht. Hier sehen Sie, wie eben ein Remittendenpacket von einen halben Zentner verloren jeht. Jeschwindigkeit is keine Hexerei.

Laufbursche. Herren Se, spielen Se nich an hier, sonst könnte es unangenehme Folgen haben ......

Hippe. Zur Ruhe, Sie unangenehme Folge der Jefühle Ihres Herrn Vaters! Sie junges Vollblut, sein hier in einem konstitutionalen Staate, da kann Jeder anspielen, ohne Jemanden beleidigen zu wollen. Ick sage es Ihnen zum letzten Male, Läufer, ich lasse mir durchaus for Ihren Zehnpfenniger keine Lücken in meinen Vortrag machen (macht eine bezeichnende Armbewegung.)

Zweiter Laufb. Machen Se, dassen Se fertig werden, ich muß fort.

Hippe. Geschäftseifer is jud, aber allens zu seiner Zeit, darum fahren Sie nich aus der Haut, Ihre Baar-Packete loofen Ihnen nich dervon.

Brrrrr.

Hier bemerken Sie ein dem ewigen Juden ähnliches Gewächse. Ein zweihundertjähriger Schriftsteller, welcher verwunschen is, auf der Welt umherzuirren, bis er ein sehr unjemein treffliches Manuscript an einen Buchhändler unterjebracht hat. Er kann noch lange loofen. Wenn des Manuscript wirklich unjemein trefflich is, so versprech ick dem Mann so bald noch keene Ruhe nich.

Brrrrr.

Ein anderes Bild. Sie sehen hier die Idee zu einen noch unjedruckten Buche: „Das Janze des Buchhandels oder in 3 mal 5 Monaten ein fertiger Buchhändler zu werden." Herausjejeben von einem ehemaligen **theemagogischen Umtrieb**.

Laufbursche. Man sieht ja nischt . . .

Zweiter Laufb. Zu's Fertigwerden haben die Buchhändler alleene Ideen, da brauchen mer Sie nich, un ooch keene 3 mal 5 Monate.

Hippe. (für sich.) Schaafsköppe! (laut.) Des war blos ein Witz von mich, meine Herren!

Brrrrr.

Hier bemerken Sie Jutenbergen als Standbild von Ypps, ein Schieler Thorwalzers hat ihn in Ypps jehauen. 's is derselbigte, welcher an den drei unverjeßlichen Jutenbergsfesttagen auf dem Markte dieser Stadt das Verjnügen hatte, sich besehen zu lassen und sehr naß wurde. Damals sagte man, er sähe weiß aus, jetzt is er janz blau anjeloofen wie'n preuß'sches Jewehr von die denkwürdige Rede, welche der Koburger Potentate Leopold an die Belgische Schriftsetzernation jehalten hat. Leopold hat die deutsche Dreie und Röthlichkeit ins Belgische übersetzen lassen un is ein Vater seines Volkes. Es is uns schonst recht so. Wer kauft die Belgier ihre Nachdrücke ab? Antwort: Das vereinigte Deutschland. Also, wer kann es Leopolden verdenken, daß er jegen seine ehemaligen Landesleute nich unjefällig sein will. Vivat der Nachdruck! **Vivat Braunschweig!**

Brrrrr.

Ein anderes Bild aus der Blüthe des Buchhandels. Hier jenießen Sie den Buchhandel in seine tiefsten Erniedrigung: Zwei Buchbinderjesellen, sogenannte Kleisterbanditen, werden eben einkorporirt, daß heeßt: Es werden Ihnen Konten aufgemacht. Der Herr im Hinterjrunde mit die Brille aufs rothe Feld, erklärt ihnen, was Rabatt is, legt seine Hände auf ihre unausjekämmten Häupter, indem er sagt: „Seid furchtbar und möhret Euch." Jetzt wird nich mehr unter die Soldaten oder Schauspieler jejangen. Die Thunichjude sind viel zu jebildet jeworden, sie jehn unter die **Buchhändler**, da kann man reich werden ohne Jeld zu haben.

Brrrrr.

Sie jenießen hier ein industrielles Börsenjlied mit Nachdenken beschäftigt. Ein sehr infensiöser Kopp! Er hat seinen Markthelfer einen langen weißen Rangingrock machen lassen, und will diesen Rock seinen Kollegen zu Bekanntmachung ihres Verlags offeriren. Die Idee is nich schlecht: ein „**literarischer Anzeigerock!**" Die Zeile auf den Rücken einen halben Thaler, die jespaltene an den Rockschößen 8 Jroschen, dazu die Versicherung, daß der Markthelfer auch bei die schlechteste Witterung ein sehr **jangbarer** Artikel is.

Brrrrr.

Hier bemerken Sie ein'n russischen Buchhändler-

Kalender auf Juchten jedruckt. Im wunderschönen Monat Mai jeht nach diesen Kalender schon allens uf Neujahrsrechnung. Ick wollte, mein Mai-Kümmel jinge ooch immer schonst auf neue Rechnung.

(Das Büchelchen enthält noch viel Witziges und Treffliches.)

Der verheirathete Ehemann bei einem Spaziergange mit seiner Frau.

(Beschluß.)

Es hat drei Uhr geschlagen; man wollte schon um ein Uhr ausgehen, aber unser Ehemann wußte nicht, ob er sich den Bart stehen lassen sollte oder nicht, ob er einen Leib- oder Ueberrock anziehen, ob er eine Shawlweste oder eine zugeknöpfte wählen sollte, alles dies hat ihn ungefähr bis gegen drei Uhr aufgehalten.

Endlich ist unser Ehemann fertig, er geht zuerst die Treppe hinab und wendet sich links und rechts und besieht sich von allen Seiten; er ist mit seiner Toilette sehr zufrieden. —

Seine Frau kommt ihm noch nicht gleich nach. Unten angekommen, hebt er den Kopf in die Höhe, macht eine Geberde der Ungeduld und ruft die Treppe hinauf:

„Nun, werden wir heute noch aus dem Hause kommen?"

„Da bin ich, mein Freund, ich suchte nur meine Handschuhe."

„So, so, heut sind es die Handschuh, ein andres Mal ist es das Schnupftuch. Ich werde in einem hohen Grade verwundert sein, sind wir im Begriff, auszugehen und Du hättest nicht etwas vergessen."

Seine Frau ist endlich die Treppe heruntergekommen, sie ergreift den Arm ihres Mannes und zieht sich die Handschuhe an. Unser Ehemann sagt halblaut:

„Sonderbare Lebensweise, auf der Straße sich die Handschuhe anzuziehen."

„O, Du übereilst mich zu sehr."

„Wie, ich Dich übereilen. Wolltest Du nicht schon um zwei Uhr ausgehen und wer brummte, daß ich nicht schon angezogen war. Ich Dich übereilen, das ist allerliebst! Wohin wollen wir gehen?"

„Es gilt mir gleich."

„Und mir auch."

„Nun so wird man sich entschließen müssen und nicht hier mitten auf der Straße wie ein paar Blödsinnige stehen bleiben. Ich kenne nichts Unerträglicheres, als eine Frau, die immer antwortet: das gilt mir gleich."

„Nun gut, so gehen wir in den Garten der Tuillerien." —

Sie schreiten vorwärts. Unser Ehemann sieht den Damen, die ihnen begegnen, ins Gesicht oder denkt an seine Geschäfte. Sie sprechen nicht ein Wort. — Einigemal, wenn sie vor einer Putz- oder Modehandlung vorübergehen, ruft die Frau wohl hin und wieder aus: Ach, das allerliebste Tuch, ach, das niedliche Kleidermuster, o, welch ein lieber Hut.

Unser Ehemann hat nichts gehört oder er giebt sich wenigstens den Anstrich, als habe er nichts gehört; oder statt aller Antwort begnügt er sich, einige unverständliche Laute zu brummen, wie;

„Hum, hum . . um, ja, ja."

Aber er nimmt sich nicht die Zeit, vor dem Laden stehen zu bleiben.

Sie kommen in den Garten der Tuillerien an. Sie gehen kreuz und quer, auf alle Gänge, ohne ein Wort zu sprechen. Unser Ehemann gähnt zuweilen oder holt so tief Athem, als ob er ersticken wollte.

Mitten in einer Allee, in der sie ganz allein sind, ruft unser Ehemann plötzlich:

„Ach, das ist ein großes Vergnügen, hier spazieren zu gehen."

„Aber man muß sich doch nach einer Seite hinwenden."

„Ist es denn aber durchaus nöthig, bis zu den Tuillerien zu gehen?"

„Du wolltest es ja nicht bestimmen, wo wir hingehen sollten."

„Ach, Du hast nur diesen Ort gewählt, weil Du weißt, daß es keinen Spaziergang für mich giebt, den ich langweiliger fände."

„O, von dem Augenblicke ab, wo Du mit mir ausgehst, langweilst Du Dich. Ob es nun dieser oder ein anderer Ort ist; das wird sich so ziemlich gleich bleiben."

„Nun gut, diese Vorwürfe, es ist genug!" —

„Nun, findest Du es vielleicht interessant, mitten unter dieser Menge spazieren zu gehen, unter diesen Kindern, die Dir ihre Bälle oder Reifen zwischen die Füße werfen, amüsirt es Dich, den Staub einzuschlucken, den sie aufrühren?"

„Wenn Du mit mir sprächest, würde ich mich nicht langweilen, aber da Du auch nicht ein Wort zu sagen weißt!"

„Mein liebes Kind, wenn man stets beisammen ist,

kann man nicht immer neuen Stoff zur Unterhaltung auffinden!"

„Aber wenn Du mit einer andern Frau zusammen bist, dann kannst Du den Artigen, den Liebenswürdigen spielen!"

„Sie wird mir nicht immer bittere und anzügliche Worte ins Gesicht sagen, sie wird nicht ohne Unterlaß brummen."

„Man brummt nur diesen Herren, weil man ihnen den Vorwurf macht, daß sie sich das Ansehn geben, als empfänden sie Langeweile."

„Nun, hast Du bald ausgesprochen?"

„Glaubst Du, daß Du mir hier wirst den Mund verbieten können?"

„Schreie lieber noch ein wenig lauter, damit wir die Augen aller Vorübergehenden auf uns ziehen, das fehlte grade noch."

„Wenn ich schreien wollte, beschäftigt man sich dann mit uns? Du glaubst nur immer, die Leute hätten nichts anderes zu thun, als uns anzusehen!"

„Wenn Du nicht bald aufhörst, werde ich Deinen Arm loslassen."

„Nun so gehe, es ist mir gleich."

Unser Ehemann bleibt einen Augenblick stehen, aber er besinnt sich und führt seine Frau weiter.

Der Spaziergang wird beendet, ohne daß sie ein Wort weiter sprechen.

Ein wunderliches Trauerspiel.

Im November v. J. wurde in Bayonne ein wunderliches Trauerspiel aufgeführt, das großes Aufsehen machte. Ein Oberst Leonard, dem sein Vater ein ungeheures Vermögen hinterlassen hatte, lebte schon seit langer Zeit im Strudel rauschender und kostspieliger Vergnügungen; Bälle, Gastmähler, Jagden und hohes Spiel waren bei ihm an der Tages- und Nachtordnung. Sein Haus ward Versammlungsort von Schlemmern und Spielern, von modischem Glanz, Prunk und Pracht, Torf und Tiegel und Tafel, Küch' und Keller und Marstall, Gemeingut von Speichelleckern und Schmarotzern, die sich seine Freunde nannten. Der gutmüthige Colonel hielt sie auch dafür und warf seine Gelder mit vollen Händen zum Fenster hinaus, ohne zu merken, daß seine Kisten und Kasten immer leerer wurden. — Vor kurzer Zeit, im November v. J., gab er einen Ball. Die Pracht stieg dabei auf's Höchste. Die Feinschmecker bewunderten mehr als je das große Personal der Köche; da gab es Schildkrötensuppen, indische Vogelnester, köstliche Pasteten, alte feurige Weine und die Champagnerflaschen knallten in ganzen Salven wie ein Kleingewehrfeuer. Die Tanzlustigen schwangen sich nach den rauschenden Tönen einer auserlesenen Capelle und zur Erfrischung war das Seltenste aus allen Weltgegenden. Jeder fand seine Erwartungen übertroffen und überschüttete den Wirth mit Lobeserhebungen.

„Das Beste kommt noch, meine Herrschaften!" entgegnete Leonard. Die Gäste klügelten darüber vergebens, denn alle Vergnügungsquellen des Reichthums und der höchsten Lebenskunst waren ja geöffnet und flossen in Strömen.

Die Spieluhren in den Sälen schlugen 2 Uhr in der Nacht und spielten das Champagnerlied aus „Don Juan." Da erhob sich der Gastgeber und ersuchte die Gäste, ihm zu folgen. Der Zug folgte ihm in einen anstoßenden großen Saal, wo im Hintergrunde eine verhüllte Bühne sichtbar ward. Man setzte sich und ein schmarotzender Freund von Leonard machte sich mit der Vermuthung breit, daß der scharmante Gastgeber gewiß die Rachel habe kommen lassen und die Malibran und andere berühmte Sänger und Sängerinnen.

Als die zahlreichen Gäste Platz genommen hatten, spielte das Orchester die Ouvertüre zum „Freischütz," die auch in Bayonne eben so enthusiatisch aufgenommen ward, wie der „Freischütz" in Paris. Unter fröhlichem Hörnerschall erhob sich langsam der Vorhang. Alle Anwesenden reckten neugierig die Hälse.

In der Mitte der Bühne stand ein grüner Tisch, auf welchem einige Dutzend Spiele Karten, Harken für Croupiers und dergleichen Spielapparate durcheinander lagen. Rings an den Wänden lehnten eiserne leere Kisten und Kasten und auf dem Fußboden lagen zerbrochene Weinflaschen und eine Menge Rechnungen umher. Im Hintergrunde erglänzte im vollsten Transparent mit ellenlangen Buchstaben das Wort: „Perdu!"

Jetzt erschien Leonard im vollen Glanze seiner Uniform. Die Musik verstummte. Er schritt bis zum grünen Tische vor, verbeugte sich und begann: „Meine Herren und Damen! Es wird wohl das letzte Mal sein, wo Sie das Vergnügen hatten, sich auf meine Kosten lustig zu machen. Sie haben treulich und traulich geholfen, das Meinige durchzubringen, und es ist nicht mehr wie billig, Sie aus schuldiger Dankbarkeit dafür zum Erben dessen einzusetzen, was mir noch übrig geblieben ist; es sind die leeren Kasten und die unbezahlten Rechnungen und Weinflaschscherben, die Sie hier sehen.

Und nun leben Sie wohl! Ich bin überzeugt, daß in kurzer Zeit Sie Alle der Teufel geholt haben wird."

Bei diesen letzten Worten zog er ein Pistol hervor; die betäubte Gesellschaft fuhr zusammen von dessen furchtbarem Knall, mit welchem sich Colonel Leonard die Brust zerschmetterte. Er stürzte nieder in sein Blut.

Geschrei des Entsetzens, Verwirrung, Davoneilen, — das läßt sich nicht beschreiben. Gegen Morgen ward das Haus von neugierigen Menschen, Polizei Gerichtspersonen und Gläubigern erfüllt.

Jetzt ist das noch vor Kurzem von Freuden und Genüssen erfüllte Haus zur Subhastation ausgeboten worden.

Zur Vertheidigung der Bälle.

Die Bälle haben so viele Feinde, daß ich mit Begeisterung denselben eine Lobrede zu halten und mit den Kettenkugeln der Wahrheit, mit Kartätschen des Worts und mit den congrevischen Raketen der Ironie die feindlichen Angriffe zusammenzuschmettern gedenke.

Was sagt ihr denn, ihr heimtückischen Feinde der Bälle? Ihr wagt es zu behaupten, die Bälle führen wohl zu Liebeleien, aber nicht zum Altare. Diese schwerfällige, plumpe Anschuldigung werde ich bald aus dem Wege geräumt haben. Leser, leihe mir Dein Ohr.

Tanzsäle sind die Auslagkästen in der Marktbude des Lebens, in welcher die Eltern ihre Töchter heirathsfähigen Männern vorzeigen. Findet sich auch nicht gleich beim ersten Ball ein Abnehmer, so kann es doch beim fünfhundertsten Male der Fall sein. Ein Ball ist eine anständige Gelegenheit, die jungen Leute unter Aufsicht mit einander bekannt zu machen.

Die vom Tanze rastenden Paare sind in ihrem Gespräch, wie es wohl gut ist, sehr beschränkt; manches lose Wort wagt seinen Sprung nicht von der Trompetine der Zunge zu dem nachbarlichen Ohre, aus Furcht vor den strengen Wächteern, welche drei Zimmer weit davon Whist spielen. Unter die größten Vortheile der Bälle gehört aber der, daß es ein Mädchen durch sehr häufigen und thätigen Besuch von Tanzunterhaltungen, durch Fleiß und Thatkraft der Füße leicht dahin bringen kann, daß ihr Name in der ganzen Stadt bekannt wird und für den etwaigen künftigen Eheherrn ist es doch gewiß etwas Erfreuliches, wenn seine Erwählte mit der ganzen tanzenden Männerschaar der Umgegend auf gutem Fuße steht und wenn ihre geistigen und körperlichen Vorzüge von den wahrheitsliebenden Zungen des garstigen Geschlechtes recht oft besprochen werden. Ferner behauptet ihr noch, ihr Feinde des Frohsinnes und der Freude, die Bälle seien den Mädchen deshalb schädlich, weil beim Einladen der Männer man blos auf die Füße, aber nicht auf den Character Rücksicht nehme. Was ihr da sagt, ist falsch, denn sprecht, habe ihr wohl je auf dem Tanzsaale einen jener Männer gesehn, welche dem weiblichen Geschlechte eben so zugethan sind, als sie es durch That und Wort verachten? Und nehmen wir selbst an, daß es auf einem Balle nicht ganz geheuer sei. Was schadet es? Was bei dem einen Ohr hineingeht, geht doch manchmal bei dem andern heraus. Uebrigens ist ja nur jene Tugend etwas werth, welche die Feuerprobe der Versuchung bestanden. Ich wenigstens möchte nur ein solches Mädchen zum Weibe nehmen, welches die siegreichen Atlastrophäen von 200 gewonnenen Ballschlachten aufweisen kann, deren Füße Amazonen ähnlich gestählt sind und deren Ohren sich abgehärtet haben gegen die sanften Eindrücke sanften Flüsterns. Es gehört auch gewiß unter die schönsten und rührendsten Anblicke, ein Mädchen durch den Tanzsaal schweben zu sehen, deren Locken sich in umherfliegende Pendel verwandelt haben, die aussieht, wie eine vom Sturm des Walzers über das Wachsmeer der Parketen dahingetragene Trauerweide. Es ist ergreifend zu schauen, wenn nun dieselbe Tänzerin, triefend und glühend, wie halb gebraten, mit verquollenen Augen dahin sinkt auf das Sopha, athemlos nach Luft schnappend wie ein Wagenprotektor, der auf der Straße das Seinige gethan.

Miscellen und Anekdoten.

— Allerseelen, das rührende Fest der Todten, ward in vorigem Jahre von der Pariser Bevölkerung eifriger denn je gefeiert. Die Pariser sind für solche Feier so recht aufgelegt; der Contrast mit dem wogenden Leben, mit dem schäumenden Leichtsinne macht das Fest der Todten noch pikanter. „All jene zwischen zwei Erdschichten modernden Gebeine," schreibt ein Journal hierüber, „sind heute Gegenstände frommer Verehrung, erfinderischer, ja, oft wunderkindlicher Aufmerksamkeit; sie gelten wieder für lebende Wesen, denen ihre Lieblingssachen gebracht werden: Spielzeug auf dem Grabe der Kinder, Haarlocken auf der Gruft der Jungfrauen! Auf Père-Lachaise sahen wir eine schmerzerfüllte Mutter, welche dem Sohne köstliche Weintrauben darbrachte: der Sterbende hatte sich in der letzten Lebensstunde noch danach gesehnt. Auch an Erfüllung bizarrer Wünsche der Abgeschiedenen fehlte es nicht: ein Russe, bei Lebzeiten ein Original, hat seinem Bedienten

befohlen, daß er ihm jeden Morgen seine Nummer des Journal des Débats auf's Grab bringe; ein Irr hat in seinem Testamente bestimmt, daß auf seiner Begräbniß-Kapelle eine vollständige Sammlung des Racing-Kalenders, seiner Lieblings-Lectüre, niedergelegt werden solle. Eine Mutter, die zwei Mal Wittwe ward, ging mit ihren beiden Kindern erster Ehe zum Kirchhofe des Mont-Parnasse, führte die Kinder nach Hause, nahm die beiden andern aus zweiter Ehe und ging zum Père-Lachaise unter heißen Thränen." — Ob diese Schmerzen auch häufig nur conventionell sind und die Thränen bald wieder versiegen . . . das Todtenfest bleibt ein tiefsinniges, schönes Fest: wenn, wie in Paris, dreißigtausend Menschen auf einmal der Abgeschiedenen betend gedenken, welch ein erhebender Anblick!

— Die Mode stellt bei allen Erdensöhnen
Das diplomatische Gleichgewicht einher,
Die Magersten sind wie die Dicksten anzuschauen,
Und auf der Wage wiegen alle sie gleich schwer;
Wie oft sieht man ein Grillchen, das recht bunt gefleckt,
So tief in Krispinen, Pelerinen und Crinolinen steckt —
Es ist gar nichts dahinter, allein es macht Effect!

(Ein braver deutscher Soldat.) Vor Kurzem ist der großherzoglich Badensche Generallieutenant Freiherr Lingg von Linggenfeld gestorben, dessen That in Hersfeld in das Gedächtniß gerufen zu werden verdient. Hersfeld an der Fulda im Kurfürstenthum Hessen hatte durch die Ermordung eines französischen Offiziers, die daselbst stattfand, Napoleons Zorn auf sich geladen. Der französische Kaiser, der damals in Polen stand und über die unruhigen Bewegungen entrüstet war, die sich hin und wider in den eroberten deutschen Ländern zeigten, beschloß, an Hersfeld ein schreckendes Beispiel zu geben, und befahl, die Stadt zu plündern und nieder zu brennen. Auf Fürbitte der Commandanten von Kassel und Hersfeld rücksichtlich der Einwohner, welche an dem Morde unschuldig waren, wurde indeß die Strafe dahin gemildert, daß die Stadt zwar geplündert, aber nur 4 Häuser niedergebrannt werden sollten. Immer noch hart genug! Es war im Februar 1807, als Napoleons zweiter Befehl anlangte. Der Badische Oberstlieutenant Lingg befand sich gerade mit seinen Jägern als Commandant in Hersfeld und ihm wurde daher die Vollziehung der Strafe übertragen. Der edle Mann wünschte die unglücklichen Einwohner zu retten, und doch gebot ihm seine Soldatenpflicht zu gehorchen. Beides zu vereinigen, suchte er einen Ausweg und machte folgenden gewagten Versuch. Als die fürchterliche Stunde schlug und die wirbelnde Trommel den geängstigten Einwohnern die Nähe ihres Unglücks verkündete, eilten die Badischen Jäger auf ihren Sammelplatz, während durch die ganze Stadt das Klagegeschrei der Fliehenden gehöret wurde. Aber der edle Commandant trat vor die Reihen der Soldaten und stellte ihnen mit rührenden Worten die unglückliche Lage Hersfelds lebhaft vor die Augen, bis er glaubte, ihre Herzen hinlänglich bewegt zu haben. „Soldaten," sprach er sodann, „die Erlaubniß zu plündern fängt an. Wer dazu Lust hat, trete hinaus aus dem Gliede!" Eine ernste Stille herrschte. — Nicht ein einziger Mann trat heraus, der Commandant wiederholte den Aufruf, aber kein Fuß bewegte sich in den Reihen der Soldaten.

(Ein Theatercoup.) Der früher berühmte Heldenspieler R. war durch die Leidenschaft des Trunkes so weit heruntergekommen, daß er nur noch bei kleinen Banden Engagement erhielt und zuletzt auch das nicht mehr bekam, sondern nur noch sein Leben durch Collecten erbärmlich fristete. Dem Direktor eines kleinen Provinzialtheaters meldete während der Probe der Theaterdiener, daß der Schauspieler R. ihn sprechen wolle. Direktor: Kann und mag ihn nicht sprechen! Kommt alle Augenblicke! Diener: Will sich aber nicht abweisen lassen. Direktor: Soll sich zum Teufel scheeren. R. (auf der Bühne erscheinend): Ist bereits geschehen. Direktor: Kann mit nichts dienen, was wollen Sie also? R.: Nur ein Wort an Dich, (auf die Schauspieler zeigend) und zwei an die Bande. Direktor (ärgerlich): Nun? R. (zum Direktor): Engagement? Direktor: Nein und wieder nein! R. (zu den Schauspielern): Macht Collecte!

— Im „Independant" liest man: Georg I., König von England, wurde für geizig gehalten. Wir haben irgendwo gelesen, daß er auf einer Reise nach Dänemark in einem Wirthshause einkehrte, wo er ein frisches Ei zum Frühstück nahm. Als er die Rechnung begehrte, berechnete der Wirth ihm 200 Gulden für dieses Ei. Der König ließ ihn rufen und sagte zu ihm: „Sagen Sie, Freund, die Eier sind wohl selten in Eurem Lande?" „Nein," antwortete der Wirth, „aber die Könige sind es." — Der Wirth des „Hotel des Bains" zu Ostende muß wohl ebenfalls finden, daß die Könige selten bei ihm einkehren, und er war wahrscheinlich entschlossen, die erste sich ihm darbietende Gelegenheit zu benutzen, um sie zu brandschatzen. So handelte er gegen den König von Preußen. Für eine Nacht, welche der König mit seinem Gefolge, das sich nicht auf 20 Personen belief, und für dort eingenommenes Frühstück mußte Se. preuß. Majestät fünftausend Francs zahlen. Der König konnte begreiflich nicht dingen; allein es wäre gut gewesen, wenn er die Aufstellung der Rechnung gefordert hätte, um diese Habgier, wie sie es verdiente, zu beschämen.

— Die demokratische Richtung unserer Zeit greift immer mehr und mehr um sich und verdrängt die Vornehmheit aus einer ihrer verschanzten Linien nach der andern. Die Wissenschaft und Kunst schließt sich jener Richtung an, und sie bieten ihre ganze Macht auf, um allmählig alle Höhen abzutragen, alle Tiefen auszufüllen und, so eine allgemeine flache Gleichheit herzustellen. Ein neues Bollwerk der vornehmen Welt wird nächstens fallen; sie muß ihr Gold- und Silberwerk aufgeben, denn bald wird man keinem Menschen mehr glauben, daß er etwas besitze, das ganz aus Gold und Silber bestehe. Es tritt eine neue Kunst in das Leben ein, die Alles, was bisher Luxus war, zu wohlfeiler Zierrath, zu gemeinem Geräthe macht, die Kunst nämlich, die schönsten Metalle dünn wie Firniß oder in beliebig dicken Schichten dauerhaft an die Oberfläche von Gegenständen zu heften, die aus wohlfeileren Metallen bestehen. Die Erfindung ist gleichzeitig von einem Engländer und einem Franzosen gemacht worden. Die Kraft, welche dabei wirkt, ist der Galvanismus, der überhaupt in unseren Tagen eine so große Rolle zu spielen anfängt. Nicht blos Silber, sondern auch Stahl und Eisen läßt sich auf diesem Wege schnell, leicht, wohlfeil und auf die vollkommenste Weise vergolden, und andere Metalle versilbern.

Auflösung von No. 6.: **Bauer, Lauer, Dauer, Mauer.**

Bücherschau.

Zur bevorstehenden Konfirmationszeit sind gewiß manche Eltern, denen das Wohl und Wehe ihrer Kinder am Herzen liegt, in Verlegenheit, was sie denselben als bleibendes und nützliches Denkmal für das Leben mitgeben sollen. Ihnen ist ein nützliches, zweckmäßiges Geschenk in nachstehendem, bei Jm. Tr. Wöller in Leipzig erschienenem Werke geboten, welches den Titel führt:

Der Schutzgeist.

Morgen- und Abendbetrachtungen für die Jugend vor und nach dem Austritt aus der Schule

von

M. G. Krüger.

Mit schönem Titelkupfer, geb. 1 Thlr. 8 ggr., broch. 1 Thlr.

Wahrhaft fromme, das jugendliche Gemüth zu dem Höhern erhebende, über alle Klippen des menschlichen Lebens hinwegführende, in allen Leiden Trost und Erhebung gewährende Betrachtungen enthaltend, kann man dieses Buch einen wahren Talismann gegen alle Anfechtungen, denen in unsern Tagen die Jugend ausgesetzt ist, allen Eltern, welche Sinn für religiöses Leben haben und denselben in den Herzen ihrer Kinder fortpflanzen wollen, empfehlen, zumal der Preis so gering ist und eine nur ganz kleine Ausgabe beansprucht. Der Verfasser, ehemals selbst Lehrer, versteht es vorzüglich, das jugendliche Gemüth zu fesseln, dessen Richtung auf das Edlere, Bessere hinzulenken und es zu wahrer Gottesfurcht und Tugend zu erziehen. — Auch der Herr Verleger hat keine Kosten gespart, das Buch so glänzend als nur möglich auszustatten, und vorzüglich gut dem Ganzen entsprechend ziert das Buch ein schöner Stahlstich, Christus am Oelberge, und der saubere Titel in Golddruck ist des gediegenen innern Gehaltes des Buches würdig, so daß es als ein schönes Konfirmationsgeschenk mit vollem Rechte empfohlen werden kann.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Negligé zum Ausgehen: Ueberrock von dunkelgrauem Barpont mit Pelerine von gleichem Stoffe, mit Pelz garnirt; Capote von violettem Atlas mit Halbschleier von schwarzen Spitzen; festonnirtes Taschentuch; schwarze Stiefelchen.

Toilette zum Ausgehen: Kleid von schwarzem Doppelpekin, grün und violett gestreift; lange Pelerine von grünem Sammet; Hut von weißem ungerissenem Sammet; Taschentuch mit Spitzen. Kleid von orangefarbigem Königstuch mit glattem Rocke und glattem Leibchen, nur mit Schnuren garnirt; enge Aermel mit Jokeys von Schnuren; Umschlagkragen von Batist und Manschetten à la van Dyk; langer Cashmirshawl; Capote von Sammet.

Balltoilette: Kleid von weißem Crepp mit Spitzenbesatz vorn herab an beiden Seiten und zwar in Doppelreihen und geschlängelt; in jeder Biegung eine Rose; glattes Leibchen mit Spitzenpelerine vorne und hinten, die auf den Achseln durch eine kleine Rose gehalten wird; enge Aermel mit Puffen von Crepp und Spitzen; Kopfputz von Spitzen und Rosen. Kleid von weißem Tüll mit zwei Röcken, die einander bedecken und von denen der etwas kürzere unten in große, nicht sehr tiefe, rundliche Zacken ausgeschnitten ist; an jedem läuft unten eine Rüche von ausgezacktem Tülle hin; in der Mitte der Rüche, da wo sie die Zwischenstellen der Zacken bedeckt, eine Atlasrosette mit langen Enden, kurze Aermel und ausgezackte Berthe mit Rüchen, die durch Atlasrosetten gehalten werden. Als Kopfputz ein Kranz von Blümchen aus weißem Atlas, unten mit einer Franse von Gold und weißer Seide garnirt; Tunica von Danae- oder Goldregen-Muslin; sehr weit offenes herzförmiges Leibchen mit Fran en von Gold und weißer Seide; offne kurze Aermel mit Unterärmeln von gleichem Stoffe; als Kopfputz eine Schärpe von Danaemuslin in der Form eines maurischen Halbturbans, dessen gefranzte Enden sehr weit auf den Hals herabfallen. Kleid von glattem rosa Crepp mit fünf großen Falten, die an den Seiten durch kleine Kränze von weißem Jasmin aufgenommen werden; drapirtes Leibchen; die Aermel ebenfalls durch weiße Jasminkränze aufgenommen. Als Kopfputz Jasminguirlande, die zwei Mal um den Chignon herumgeht, in dem sie sich endlich verliert. Kleid von citronfarbigem Atlas mit einem Creppkleide in derselben Farbe darüber, das durch Agraffen von Klatschrosen mit Diamantenherzen in schwarzem Email offen gehalten wird; drapirtes Leibchen mit fünf eben solchen Klatschrosen vorn in einer Reihe herunter; andere solche Blumen nehmen die Creppärmel auf, so daß man den Unterärmel von Atlas sieht. Kleid von rosa Atlas mit einem Spitzenvolant und mit Spitzenkleid darüber, das nur bis zu dem Volant des Unterkleides reicht; enge Aermel, die in Spitzenbesatz endigen; um das Leibchen herum reicher Spitzenbesatz; als Kopfputz Federn, die durch eine Agraffe gehalten werden. Kleid von blaß blauem Atlas, darüber eine Tunica von blauer Gaze, die an den Seiten offen ist, welche durch Schleifen in Silber und blauer Seide mit Troddeln zusammengehalten werden; ein eben solcher Besatz aus Silber und blauer Seide geht um die ganze Tunica herum; griechisches Leibchen und griechischer Kopfputz von Sammet mit Silberlahn.

Die kleinen Seitenkämme von Gold sind ein wahrer Schmuck geworden. Auch werden sie mit guten Steinen besetzt. Die Kämme für den Chignon sind einfach von vergoldetem Silber und endigen sich oben in durchbrochene Goldverzierungen.

Herren-Moden. Die Palletots von Tuch macht man noch immer mit großen Knöpfen bis weit über die Taille hinunter, durchaus wattirt und gesteppt. Auch macht man sie mit Kragen und Aufschläge von Sammet, zugemacht mit Schnuren.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 7. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Ein Ball oder Kränzchen, mit Abbildung. — Politische Rundschau. — Miscellen und Anekdoten. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 8. (Sonnabend, den 19. Februar.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Das Mädchen von Fernitz.

(Eine historische Erzählung.)

Umgeben von grünenden Hügeln und Bergen, die gegen Nord und West in stufenartiger Ansicht erhebend sich gestalten zur Alpenkrone, auf deren höchsten Firnen im Spiegel des Eiskrystalls wie Rubinenkleider glänzet der Abendröthe Purpur, lag im reizenden Murthal das befestigte Schloß von Grätz.

Von dem Thurm des St. Thomas Kirchleins auf selbem ertönte das Vesperglöcklein.

Wohl sandte die Mur ihren reinen Quell wie jetzt gegen Süden, doch ruhiger floß sie damals dahin, und auch nach aufwärts soll ihr Rücken beladene Schifflein getragen haben, mit den Früchten der Untersteiermark und Wälschlands, während sie jetzt rasch dahinzieht über das felsige Strombett, als ob ihre Wellenbrandung klagen wollte, daß Menschenhand gelichtet die tausendjährigen Urwälder, die besonders von da an, wo die damals gar stattliche Göstingburg von der Felsenkante in die wogende Fluth blickte, vom Ufer ihren schweigenden Schatten auf die scheidenden Wogen sendeten. Wohl war das liebliche Thal, die Grätzer Ebene, licht und breit; doch wo jetzt die wogende Saat dem Eigner lacht, wo die goldene Rebe auf den grünenden Abhängen sich rankt, wo jetzt weißgetünchte Sommerhäuschen und niedliche Dörfchen heimathlichen Unterstand gewähren, standen damals noch Gruppen von dunkler Föhrenwaldung und Gehölz auf unbebauter Fläche.

Nicht reich bespannte Postchaisen und Kommerzialfuhren zogen die breite Straße, sondern nur hin und wieder sprengte ein wehrhafter Knappe den Feldweg entlang, oder zog ein Häuflein Reichssöldner gegen Grätz, der Herzogsstadt, beeilend ihre Schritte, da das Abenddunkel schon hereinbrach über die Berge, und der emportauchende Mond die Landschaft übergoß mit magischem Dämmerlicht.

Die Bürger von Grätz schlossen ihre Häuser, und einzelne Lichter fingen nach und nach an, ihre Gemächer zu erhellen. — Die Stadtthore, das Eisenthor inner den heutigen Jakomini- und das obere Thor gegen das Schloß, inner den heutigen Karmeliterplatz, welch' beide Plätze damals noch außer dem Stadtthor lagen, sperrte der graubärtige Schließer, und vom Thurmwall rief der Wächter die Stunde der ersten Nachtwache.

Alles war schweigsam und ringsum herrschte friedliche Stille.

Auf einmal kam dem Ufer der Mur entlang, auf der nach Wälschland führenden Herrstraße, auf schäumendem Rosse, ein Reiter dahergejagt, und hielt am Eisenthor.

Sein ritterlich Kleid stand ihm gut, und zierlich die hohen Reiterstiefel, dann die Pistolen in dem gestickten Gürtel; aber Alles war dicht bestäubt, Schweißtropfen rannen dem Eilenden von der Stirne, und der Streitgaul, den der Krieger ritt, knirschte an dem Zügelbisse.

Er mußte einen beschwerlichen und weiten Ritt gemacht haben. Der Thorwart befragte den späten Gast, was ihn noch so spät Abends herführe, der Reiter aber bat nur um schleunigen Einlaß, damit er unverweilt, leider eine böse Kunde bringe den Bürgern von Grätz und dem Schloßhauptmann, und dabei sprach er leise noch einige Worte, als fürchte er sich, selbe laut auszusprechen. Der alte Thorwart schlug das Kreuzzeichen, erhob erschreckt die Hände und stand noch ganz verblüfft da, wäh-

rend der Reiter durch das geöffnete Thor schon über den Hauptplatz und die Sporergasse nach der Burg und dem Schlosse sprengte. Es war dies im Jahre 1532.

Während solches zu Grätz sich begab, saß Meister Kilian, seines Gewerbes ein Waffenschmied, vor seinem bei Fernitz gelegenen Häuschen und erzählte seinem Töchterchen, der schönen Anna, Geschichten und Legenden zur Kurzweil. Aus Worms gebürtig, war er schon vor vielen, vielen Jahren — unser Kilian zählte jetzt 70 — als Leibdiener eines deutschen Edlen auf einem Zuge nach Wälschland in diese Gauen gekommen. Der Zufall wollte, daß er auf der Reise erkrankte, und hier zurückbleiben mußte, wo er Annens Mutter, ein lieb' Mägdlein, welche ihn pflegte und wartete, kennen lernte. Als er genesen, vergaß er auch Wälschland und seine reichsstädtische Heimath, erwarb sich bei Fernitz ein Domicil, und ehelichte sein Lieb. Da der Wormser gar künstlich zu biegen und zu hämmern wußte das Eisen, so wurde er auch bald ringsum bekannt und hatte gute Kundschaft. Zwei Söhne waren ihm im Kriege, und eine Tochter sammt dem lieben Weib der „hitzigen Krankheit," wie eine damals in der Gegend grassirte Epidemie genannt wurde, erlegen; nur Anna war ihm geblieben, das Nesthäkchen von allen, darum liebte er auch sein letztes Kind über Alles, und es war seine größte Freude und Letzung, Abends, wenn sein Ambos und Hammer Ruhe hatte, ihr zu erzählen von dem reichen Herren im Reiche, den schönen Ritterburgen am Rhein, den Adelsgeschlechtern in Schwaben und der Pfalz und seinen Jugendjahren, wo er auch manchen Strauß mitgemacht. So sprach er auch heute:

„Anna! wenn der Sonnecker Dir Wort hält, dann bleib' ich auch nicht hier, 's heißt ohnehin nichts mehr mit dem Wormser Waffenschmied. Seit, hol' mich der Teufel, das Schießpulver erfunden, kriegt das Kriegsmetier ganz ein ander Gesicht. Pelzen Einem ein's auf'n Leib, ohne daß man den Feind sieht; Pickelhauben und Schienengestell, Harnisch und Turnierhelm rasten ohnehin schon in der Rüstkammer, bald verschwindet auch der Küraß noch und das Kreuzschwert. Anna, wenn Du Christians Weib wirst, na — brauchst dieserhalb nicht so roth z' werd'n — mag ein anderer am Ambos hämmern, ich will mir von meinem Nothpfennig 'ne Keusche kaufen und Deine Buben wiegen, d' soll'n tapfere Kriegsknecht' werden, unter meinem Exerciz, gelt, Anna, gelt?'

Das Mädchen aber stand verlegen neben dem Alten und heftete die Augen zu Boden. Anna war gesund, jung und schön, sehr schön, so sagten es wenigstens die Bursche des Fernitzer Kirchspiels, und kam sie nach der Grätzer Stadt, Bänder und Spitzlein zu kaufen, um sich zu putzen, oder Botschaft zu bringen von dem Vater einigen vornehmen Kunden, so blickte mancher junge Lanzenknecht mit sehnsüchtigem Blick auf das schöne Mädchen, und sogar ansehnliche Bürger und der Stadtschreiber sprachen gar freundlich mit ihr, und bewunderten ihren schlanken Wuchs, ihre üppige Farbe, ihr langes blondes Haar. Keiner hatte aber noch das Herz der Waffenschmiedstochter zu rühren gewußt, außer Christian, der Zeugwart auf Sonneck, gehörig Hanns Ungnad Freiherrn von Sonneck. Dieser hatte seinem Herrn auf einem kriegerischen Zuge einmal einen großen Dienst erwiesen, dafür die benannte Stelle erhalten, und begleitete ihn noch stets, wann's zu kämpfen galt.

Der Abend war wunderschön, die Sterne flimmerten, als ob ihr Lichtschein der Menschenseele zum Weiser dienen sollte, zu bewundern den Reiz, die Schönheit, den Zauber einer hellen Mondnacht, welcher die heimathliche Landschaft umgab, und so war auch der alte Schmied und sein hold Töchterchen heute recht wehmüthig gestimmt.

„Vater," sagte Anna, und streichelte mit ihrer zarten Hand die Stirne des Greises, „heute kommt Christian wohl nimmer, wie er versprochen; komm, begeben wir uns zur Ruh', vielleicht hält ihn ein dringendes Geschäft auf dem Schloßberg beim Hauptmann zurück."

„Geduld nur, 's ist noch nicht lange, daß die Vesperglocke tönte, er kann ja noch kommen."

Während sie so sprach, drang hinter der Waldeshöhe des nahegelegenen Bergrückens gegen Osten ein blutrother Feuerschein hervor. Der Alte sah's, und sprach betroffen: „heilige Mutter, schütze uns, das ist ein übles Zeichen — der rothe Hahn hat sich auf ein armes Dorf gesetzt, Gott sei den armen Leuten gnädig."

Sie hielten sich erschreckt zusammen, da wurden Lichtröthen sichtbar nah und fern, in der Gegend von Wildon, Riegersburg und der Grenze des Ungarlands. Da zitterte der Alte und sagte:

„Geh in's Haus, Anna, zünde vor dem Muttergottesbilde die Lampe an, das ist nichts Gutes."

Die Jungfrau ging, kehrte aber bald wieder zurück, den Vater zu holen und beizustehen. Jetzt hörten sie den Hufschlag eines Rosses. Freudig horchte Anna und rief: „das ist Christian, ich kenne seinen Schimmel." Bald aber vermehrte sich das Pferdegetrapp und mehrere Reiter wurden in der Ebene sichtbar.

Der alte Schmied traute seinen Augen nicht, als er die fremdartigen Gestalten näher und näher kommen sah. Mit einem Mal rief er: „Um Gottes Willen, rette Dich, Anna, das sind Christenfeinde," und wirklich eilten sechs

bis acht Janitscharen mit verhängten Zügeln an dem Häuschen vorüber dem Dorfe zu. Anna war schon in's Haus geflohen und so mochten sie wohl im zweideutigen Dunkel den Alten übersehen haben. Wie Gespenster flatterten im Fluge des Ritts ihre weiten Mäntel und verhallte der „Allah-Ruf," unter welchem sie im Dorfe einritten.

Noch stand der Alte wie versteinert am Thore seines Häuschens, als schon eine stärkere Kohorte nachfolgte; diese trugen die weite Bogensehne und massive Köcher auf dem Rücken und zerstreuten sich unter gräßlichem Geschrei vor dem Dorfe.

Jetzt ermannte sich der Alte und trat in die Stube, wo Anna vor Schrecken leichenblaß vor dem Bilde der Gottesmutter auf den Knieen lag und betete.

„Fort, fort," heischte er, „hier ist unsers Bleibens nicht, komm, Kind, eile, Gott geb' mir Kraft!" und sein altes Schwert von der Wand nehmend, zog er flüchtig das Mädchen zur Thür hinaus.

Hier leuchteten ihm schon die aus den Strohdächern des Dorfes lodernden Flammen entgegen, Geschrei, Tumult und einzelne Schüsse erfüllten die Luft wie die Sterne am Himmelszelt, beim Scheiden des Tages mehrte sich die Zahl der Glaubensfeinde, die sengend und brennend ringsum hausten.

Gegen Grätz zu eilten die Fliehenden; schon waren sie etwas entfernt von dem Schauplatz, da kam ihnen eine Truppe Türken entgegen, in der Mitte ein stattlicher Reiter auf edlem arabischem Rosse, die Satteldecken reich mit Gold verziert und reich beschlagen das Rüstzeug Auf seinem Turban glänzte ein Reiherbusch mit Edelsteinen geschmückt, ein riesiger Asiate trug ihm den gelben Halbmond mit zwei Roßschweifen nach. Schwarzer Bart umwallte das dunkle Antlitz des Reiters, aus welchem zwei feurige Augen hervorblitzten, und eine Schaar dienstfertiger Sclaven umgaben ihn, er war wohl der Pascha. Schnell riß Kilian sein Kind verbergend hinter einen Weidenbusch und entschlüpfte so glücklich dem feindlichen Auge. Gefährlicher aber wurde mit jedem Schritt die Flucht, denn immer heller leuchtete die Brandfackel durch die Landschaft und selbst der eigene Schatten drohte an dem Wanderer zum Verräther zu werden.

Schon glaubten sie sich verborgen, das Lamento des gepreßten Landvolks und das Geschrei der feindlichen Würger tönte nur mehr aus der Ferne ihnen nach, da sahen sie sich plötzlich von einigen patrouillirenden Türken verfolgt, als sie eben aus einer Vertiefung auf den ebenen Feldweg gegen St. Peter zu heraustraten. „Wirf Dich auf die Erde, mein Kind," sprach Kilian leise, „und bleib regungslos," er that ein Gleiches, allein schon hatten ihn die Mahomedaner erspäht, und bald waren sie umringt. — Der Alte wollte sich zur Wehre setzen und hieb mit seinem verrosteten Schwert gar tapfer herum, aber ein Lanzenstich in die rechte Hand machte ihn bald zu jedem Widerstand unfähig. Man band ihn mit einem Pferdehalfter aus Kameelhaaren die Arme nach rückwärts, und schien sich weiter nicht viel um ihn zu bekümmern, dagegen mehr um das Mädchen. Einer stieg vom Pferde, die glänzende Scheide seiner gekrümmten Klinge, das goldgestickte kurze Wamms, die weiten hochrothen Pluderhosen, und der gleichfarbige Ueberwurf, dann die Unterwürfigkeit, in welcher mit über die Brust gekreuzten Armen seine Begleiter, welche auch ihre Pferde verlassen hatten, da standen, ließ in ihm einen mächtigen Aga erkennen.

Mit wohlgefälligem, siegestrunkenem Lächeln besah er Anna vom Fuß bis zum Kopf. Sie fiel vor ihm auf die Kniee, bat und flehte, er aber, der sie nicht verstand, winkte, ein Mohr trat aus der Schaar hervor und vernahm, zur Erde gebückt, einige Worte, der Aga schwang sich in den Sattel, die Uebrigen auch, der Schwarze nahm Anna auf die Croupe seines Rosses; der Alte rief noch im Schmerze zusammenbrechend: „Leb wohl, mein Kind, leb ewig wohl!" und fort gings dem brennenden Dorfe zu. — Sprachlos starrte der alte Schmied der verlornen Tochter nach, und eilte dann gegen Grätz.

Während dies bei Fernitz geschah, war schon einige Stunden vorher der bestaubte Bote in der Burg, welche Kaiser Friedrich IV. mit dem Bergschlosse hatte in Verbindung setzen lassen, eingeritten, und hatte dem landesfürstlichen Pfleger und Hauptmann auf dem Schloßberg die Nachricht gebracht, von dem Hereinbrechen der Christenfeinde, von der ungarischen und kroatischen Seite her; wie selbe längs der Donau und am linken Ufer der Mur herandringen gegen die Hauptstadt der Steiermark.

In derselben Nacht noch wurden von Seite des Schloßhauptmanns die nöthigsten Vorkehrungen getroffen, die Reichssöldner wurden aus der Stadt in das obere Schloß verlegt und eine doppelte Wache von Lanzenknechten spähte von den damals bestandenen vier Erkerthürmchen an der Abendseite und vom St. Thomasthurme, dem höchsten Punkt des Schlosses, gegen Fernitz und Wildon, bei Anbruch des Tages aber, als die Trauerkunde sich allgemein verbreitete, rettete sich der größte Theil der Bürgerschaft mit ihrem besten Hab und Gut auf den Schloßberg. Alimentations-Vorräthe wurden so viel wie möglich hinaufgeschleppt, und in den Saalzim-

mern des obern Schlosses, in welchen die Bildnisse der landesfürstlichen Pfleger oder Hauptleute auf dem Schloßberge ausgestellt waren, wurde mit den angesehensten Bürgern, den Anführern und den Ständen ein Kriegsrath gehalten, in welchem beschlossen wurde, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. An alle Edle des Landes erging der Aufruf, mit ihren Mannen der Stadt zu Hilfe zu eilen.

Man sah wohl die Rauchwolken der brennenden Ortschaften, aber noch war der Christenfeind nicht weiter von der Ebene herauf vorgedrungen.

Der alte Kilian, die dem Schwerte oder der Sklaverei entgangen waren, kamen jetzt in der Stadt an und erzählten unter Weinen und Jammern den Gräuel.

Anna, die arme Anna, weilte indeß mitten im Lager, welches die Türken, wohl an 30,000 Mann stark, bei Fernitz gegen Grätz zu aufgeschlagen hatten, ehe der ganze Troß dahin aufbrach.

Bewacht von dem Mohren, der keine Sekunde sein Aug' von ihr abwandte, saß sie den Abend darauf, als sie gefangen worden, in einem Zelte neben jenem des Aga, welcher das schöne Mädchen zu seiner Beute ausgesehen hatte. Sie hatte keine Thränen mehr, und so war sie denn still und in sich gekehrt, wie ein Opferlamm.

Im Lager selbst loderten große Feuer, und um diese kauerten, aus langen Chibouks rauchend, die blutdürstigen Janitscharen, die Menge Sclaven der arabischen Wüsten und sonnegebräunte Asiaten mit ihrem Würgerblick. Die Pferde, kurz gefesselt, grasten ringsherum, in Gemeinschaft mit einigen langhälsigen Kameelen, und zwischen ihnen lagen in Ketten geschlagen, seufzend ihr letztes Stündlein erwartend, gefangene Christen, Bauern und Kinder, inmitten der aufgehäuften Beute, welche sie, gleichsam zum Hohne, selbst hüten sollten.

Der Aga trat in das Zelt der armen Anna, der Eunuche neigte das Haupt drei Mal auf die Erde und verschwand, während der Türke sich zu dem Mädchen setzen und sie liebkosen wollte. Sträubend, in verzweifelnder Ohnmacht entwand sie sich seinen Armen, er riß den Dolch drohend aus seinem Gürtel und schon schwand ihre letzte Kraft, da erschallte laute Bewegung durch's ganze Lager, ein gellender Allah-Ruf, dem auch der Häuptling folgen mußte, und sie war für den Augenblick gerettet. Ohnmächtig sank sie zurück.

Die ganze streitbare Macht der Türken brach auf, nur der Troß, die Gefangenen und die gemachte Beute blieben zurück. Noch in derselben Nacht erschien Ibrahim Pascha mit seinen Kohorten vor Grätz, mit dem Vorsatze, sich dieser Festung zu bemächtigen, und selbe als eine unüberwindliche Vormauer gegen das andringende Heer der Christen zu gebrauchen. Jetzt war es öde und traurig in der Hauptstadt der Steiermark, die Einwohner hatten sich Theils in die Gebirge geflüchtet, oder die Wehrhaften waren auf dem Schloßberg, während sich die sonstigen noch Zurückgebliebenen in ihren Häusern und Kellern verrammelten und zu verbergen suchten.

In den Straßen der Stadt zogen mit langen Speeren, Stoßkolben und Wehrhacken bewaffnete Bürger umher, welche sich noch in Eile durch den unterirdischen Gang von der Burg auf den Schloßberg zu begeben suchten. Auf diesem aber herrschte die regste Thätigkeit; auf den hohen Zinnen der beiden obern Schlösser, welche damals von dem neuerlichen Bau und Umstaltung der Festung unter Herzog Karl II. im Jahre 1576, nach dem Grundriß des Steiermärkers, Herrn von Poppendorf, noch standen, harrten die Vertheidiger des Angriffs der Christenfeinde, die Besatzung des Schloßberges vereint mit den Bürgern der Stadt und einigen steiermärkischen Edlen, die lieber sterben als unterliegen wollten.

Das Heer der Heiden hatte sich mittlerweile um die Stadt ausgebreitet, auf dem heutigen Karmeliterplatz, damals noch frei und unbebaut, errichteten die Türken eine große Batterie, und eröffneten ein fürchterliches Feuer gegen die Festung.

Der Anführer, Ibrahim Pascha, umgeben von einer Schaar Agas, Derwische und Sclaven, hatte sich im jetzigen gräflichen Saurau'schen Hause, dicht am Fuße unter den damaligen ersten Thürmen des Schlosses gelegen, einquartirt und ertheilte von da seine Befehle.

Die Besatzung und die Bürger erwiederten herzhaft und tüchtig aus ihren festen Mauern das Feuer, jetzt rückte eine starke Schaar blutdürstiger Janitscharen zum Sturm heran; obgleich die Mauern der Festung hie und da schon beschädigt waren, so konnte es den Stürmenden doch nicht gelingen, die Zinnen zu ersteigen. Sie mußten weichen.

Nach kurzer Unterbrechung begannen die türkischen Batterien von Neuem zu spielen, allein die Bürger, von wahrer Vaterlandsliebe erfüllt, schleuderten einen Kugelregen schonungslos auf ihre eigenen Häuser, wo sich die Offiziere der Glaubensfeinde befanden, was namentlich in der Burg und den größeren Gebäuden der Umgebung der Fall war. Ibrahim Pascha wurde aus seinem Quartier, im jetzigen Saurau'schen Palais, aufgescheucht, und mußte eilends fliehen, wenn er nicht unter den ringsum einschlagenden Kugeln fallen wollte.

Hierdurch erzürnt, zog er selbst den krummen Sä-

bei, ergriff das Halbmonds-Panier, und führte die Janitscharen und die afrikanischen Reiter zum Sturm.

Mehrmal berannten sie den Berg, Ibrahim Pascha selbst sprach ihnen Muth ein, mit fürchterlichem Geschrei, mit fanatischer Hingebung warfen sie sich gegen die Werke, und suchten selbe zu erklimmen, allein vergeblich; war es gleich Einigen gelungen, über die Leichen ihrer moslemitischen Brüder hinanzuklimmen, so wurden sie doch von den tapfern Vertheidigern eben so schnell wieder mit Lanzenstößen hinuntergeworfen.

Die im Lager bei Fernitz zurückgebliebenen Osmanen und armen Gefangenen hörten jedes mit einem andern Gefühle den fernen Geschützdonner. Die Ersteren blickten herrschend gegen Grätz, ob von des Schloßbergs Zinnen nicht siegend schon glänze der goldene Halbmond, die Anderen gedachten insgeheim der kämpfenden deutschen Brüder, an den glücklichen Ausgang des Blutgemetzels den letzten Hoffnungsstrahl der Erlösung knüpfend. Schon durch einen Tag und eine Nacht tönte der dumpfe Wiederhall der Kanonenschüsse von Grätz her.

Auch Anna war wieder erwacht aus ihrem ohnmächtigen Traume — sie richtete sich im Zelte empor und faltete die Hände, da war's ihr, als hörte sie außer der Linnenwand heimathliche Worte; sie horchte und vernahm zwei sonore männliche Stimmen; lauschend blickte sie durch die Zeltvorhänge. Im Mondlicht sah sie zwei Männer in auffallend heimlichem Gespräche. Der Eine sprach gebrochen Deutsch mit jener Betonung, wie sie den Magyaren eigen, und schien ein im Solde der Türken stehender Spion, der Andere schien auch der heimathlichen Laute mächtig, obwohl sein dichter Bart, die Bräune seines Teints und seine Gesichtsbildung nur zu sehr den Orientalen verriethen, wenn auch der faltenreiche Talar, mit dem er angethan, im Einklange mit dem vielfach verschlungenen Turban, der sein kahl geschornes Haupt deckte, dies nicht verbürgt hätte. Es mußte einer der Dragomans sein, deren sich die Osmanen zur Verdollmetschung ihrer Forderungen bedienten. Der Magyare sagte leise:

„Hassan! Melmet Aga ist todt, Jussuff Aga gefangen, die Kerls wehren sich wie die Löwen, ich fürchte wilden Ausgang."

„Möge das Aug' des Propheten mit den Unsern sein," sprach der Angeredete im gebrochenen Deutsch und untermischt mit einigen der Horcherin fremden arabischen Flüchen; „die Giaur's müssen erwürgt werden, das Janitscharenschwert dringt tief!"

„Es sei so! — Ruhm und Schrecken ziehe der Fahne des Propheten voran, wenn aber die Belagerten ausbrechen, und von dem jenseitigen Ufer der Mur herüber uns in den Rücken fallen, wenn Einer auf den Gedanken käme — Ibrahim Pascha hält den Uebergang unmöglich — oben beim Fischerhäusel soll eine verborgene Furth sein. — —"

Anna horchte gespannt auf, die weiteren Worte aber verhallten, denn die beiden Sprecher entfernten sich langsam.

Eine Weile starrte des Mädchens Blick ihnen nach, dann erhob plötzlich ein ahnender Gedanke ihre Seele.

„Göttliche Jungfrau! Du, unsre Beschützerin," betete sie, „laß mir dies gelingen zum Christenheil."

Nachdem sie schweigend eine Zeit in inbrünstiger Andacht auf den Knieen gelegen, stand sie auf, schürzte den Rock fester um ihre schlanken Lenden, zog die Schuhe von den zarten Füßen und schlich vorsichtig und leise vor das Zelt. Zwei Schwarze schliefen hier neben der erlöschenden Gluth. Ein umgestürzter großer Krug mit zinnernem Deckel und Handhaben, wie er damals im Lande bräuchlich, bewies, daß sie dem, von dem Propheten verpönten Getränke der heimischen Traube zu sehr getraut hatten.

(Beschluß folgt.)

Die Leipziger Grisetten *).

> ☛ Demoisselles, welche das Putzmachen zu erlernen wünschen, so wie auch Geübtere belieben sich zu melden bei †††.
> (Leipziger Tageb l.)

Mein liebes Leipzig, du „schöne, schöne Stadt!" die du gebenedeiet bist unter allen Städten Deutschlands, berühmt durch deine Messen und Markthelfer, besucht von allen Buch- und sonstigen Händlern, durchzogen von zahllosen ausländischen Ladenschwengeln und vaterländisch-gebirgischen Musen, bereist von allen der Schriftstellerei Beflissenen, heimgesucht vom Jahre 1813 und andern Jahren; du bist ohne Mangel an Versorgungscomptoiren und Bierhöhlen, dir fehlt es nicht an Vieh-, Lebens-, Hagel-, Feuer-, Fluß- und anderen Versicherungsanstalten; du hast zwei Eisenbahnen und es grenzt an das Fabelhafte, mit welcher behenden Schnelligkeit man auf beiden das Genick für ein Billiges gebrochen bekommen kann; — unter die ein wunderschönes Pflaster, über die

---

*) Aus dem kürzlich erschienenen zweiten Hefte: Buntes Leipzig, bei Rocca.

den consequenten, grauen Tropfbadhimmel, hast du deine Attentate auf Bier und Grog, deine Alles vertilgenden Höllenmaschinen, welche stündlich das Leben des Champagners und Malaga bedrohen; — zwei Börsen hast du und mehr als zwei Kammern — und in diesen Kammern geht es oft sehr lebhaft zu! — Aber ein klein Paris? Nein, das bist du nicht. Höchstens ein Schnitt, aber ein sehr kleiner Schnitt Paris bist du! Das Einzige, worin du Paris ähneln möchtest, sind vielleicht deine — Grisetten. Wenn auch dein Grisettenthum noch lange nicht so ausgebildet ist wie in Paris.

Geht nur hin in jene Straßen, in welchen eure Augen umsonst Ruhe suchen vor den sich drängenden Putzladen und Hutfabrikfirma's, geht nur hin des Morgens um sieben oder acht, des Mittags um zwölf und halb zwei, des Abends wieder um sieben Uhr, und ihr werdet staunen, ob der Unzahl der Leipziger Grisetten und Grisettchen, wie sie dahin segeln auf großem Fuß nach ihren Ateliers der Kunst; wie sie dahinschweben und in einer Robe, wie ein mit Geschick arrangirtes Potpourri, die Moden zum Besten ihrer Principale durch die Straßen tragen — lebendige Affichen! Aber wehe euch, wenn ihr ihnen in die Schußlinie kommt, wehe euch! Euer Herz wird auf zwanzig Schritt Entfernung durch das Granatenfeuer ihrer Augen in den Grund gebohrt, und umsonst sucht ihr euch zu retten vor dem Krachen ihrer Seufzer. Die verstehen es! — Leipzig! wenn der Commis dein rechtes Centrum ist und der Studio dein linkes, dann sind die Grisetten das Juste-milieu! — Studio, Commis und Grisette — Grisette, Commis und Studio! Siehe da, Leipzig: dein Volksleben! — Der Studio mit der Mappe, der Commis mit der französischen Grammatik unter dem Arme, die Grisette mit dem Nähreisesack — so rücken sie à trois dem jungen Tage zu Leibe. Aber es ist doch schön, und aller sieben Tage ist ein Sonntag, das ist der Tag der Wonne, da geht es hinaus mit dem eingefädelten männlichen Herzen nach Thekla, Schönefeld, Mockau, und ein wahrer Seelenjubel bricht los und Kuchen wird gegessen und Weißbier getrunken und getanzt, daß das Herz im Leibe wackelt, und über acht Tage ist es wieder so; die Grisette ist klug, sie weiß, daß im Jahr der Tanztage nur 52 sind, aber der Nähtage unendlich mehr. —

Die Pariser Grisette liebt, weil es ihr Bedürfniß ist, sie liebt der Unterhaltung, des geistleiblichen Amusements wegen, — die Leipziger Grisette liebt des Bedürfnisses von Weißbier und Kuchen, des Tanzes und endlich des Heirathens wegen. Daran erkenn' ich meine Pappenheimer!

Die Leipziger Grisette ist die Tochter eines Markthelfers oder eines andern Menschen, den man mit „Herr" anredet. Ihre Mutter hatte Sinn für das Höhere und sie wollte, daß das Töchterchen einen Hut trüge und einmal eine Frau Pastorin würde, und die Tochter wollte auch. Und so mußte sie frühe schon Nähen, Putzmachen und andere Huterzeugungsprofessionen studiren und giebt jetzt Tagunterhaltungen in der höhern Nähkunst. Sie improvisirt Hüte und ist immer noch guter Hoffnung von wegen der Frau Pastorin; denn es sind erst fünf Jahre her, da wohnte ein theologischer Student bei ihren Aeltern zur Miethe, und sie hat ihm zu Weihnachten ein halbes Dutzend Vatermörder geschenkt. „O zarte Sehnsucht! süßes Hoffen!" —

Oder die Grisette war eine nette Jungemagd oder Köchin, der die Leipziger Herzensbrecher den Hof, oder vielmehr die Küche fleißig machten, und der über Nacht einfällt, daß sie auch einen Hut tragen könnte. — Ja der Hut, er hat für diese Mädchen gar einen eignen Reiz. Und Rieke sagt zu sich: „Diese Küche ist für dich zu klein, geh Rieke, suche dir ein größeres Königreich!" — und Besen und Feuerzange wird mit Nadel und Zwirn vertauscht — ihr edles Haupt schmückt bald ein seidner Hut. Sie verdient Geld auf Geld, mehrere Jahre lang, denn sie lernt immer besser arbeiten.

Ich selbst habe ja die Erfahrung neulich gemacht.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Rollentausch.) In einem Pariser Theater ereignete sich unlängst folgender komischer Vorfall. Zwei Zuschauer, welche sich bereits mehrere Stunden bemüht hatten, ihre Meinung im entgegengesetzten Sinne auszudrücken, waren beide — der Eine vom wüthenden Applaudiren, der Andere vom Pfeifen ermüdet — im Begriff, den Kampfplatz zu verlassen, als dem Claqueur ein herrlicher Einfall kam. Er sagte zu seinem Gegner: Hören Sie, ich kann nicht mehr applaudiren, sehen Sie nur, wie meine Hände geschwollen sind; — Ihnen dagegen ist der Athem ausgegangen, lassen Sie uns daher die Rollen wechseln. Sie applaudiren für mich, und ich pfeife für Sie; der Künstler verliert gar nichts dabei, denn Sie sind der Dolmetscher meiner Ansicht, und ich der Vertreter der Ihrigen. Der Vorschlag wurde mit Bereitwilligkeit angenommen, und Beifall und Tadel ließ sich mit erneuerter Gewalt im Saale vernehmen.

— Ein auswärtiges Frauenzimmer, heißt es in der Kölner Zeitung, wünscht als gesetzte Person in einen Dienst zu treten. Sie steht nicht auf hohe Besoldung an, wünscht aber, daß mit ihr freundlich umgegangen werde. Sie ist auf dem Sprunge, augenblicklich abzureisen, da sie ohne eigene Mittel in dieser Stadt nicht länger mehr auf großem Fuße zu leben gedenkt; daher die Verhandlungen mit ihr schnell in Gang zu setzen wären.

— Von den Drohungen eines verliebten Weibes geht gewöhnlich nicht mehr in Erfüllung als von den Träumen eines berauschten Lieutenants. Beide wollen die Welt mit Blut überschwemmen, und wenn sie erwachen, verliert sich ihre ganze Zerstörungswuth im Toilettenspiegel.

(Republikanische Spielkarten.) Zur Zeit der französischen Republik kam die Reihe der Umwandlung auch an die Spielkarten. Der Republikaner, hieß es, darf nicht, wäre es auch nur im Spiele, Ausdrücke brauchen, die unaufhörlich an den Despotismus und an die Ungleichheit erinnern." Ein Fabrikant nannte deshalb seine Spielkarten: Revolutionskarten. Genien ersetzten die Könige; es gab einen Coeur- oder Kriegsgenius, einen Trefle- oder Friedensgenius, einen Pique- oder Kunstgenius, einen Carreau- oder Handelsgenius. An die Stelle der Damen, war die Freiheit getreten, so gab es eine Coeur- oder Religionsfreiheit rc. Statt der Buben hatte man das Coeur-Gesetz rc. Alle mußten neu spielen lernen und man kann sich denken, wie seltsam es klang, wenn es hieß: „ich spiele das Piquegesetz aus, steche den Friedensgenius rc. rc.

— In dem kleinen Residenzstädtchen N. feierte man den Geburtstag des Landesfürsten. Abends wurde im Theater das Volkslied gesungen, und nach der letzten Strophe erhob sich die übliche Acclamation: „Gott erhalte unsern Fürsten!" Derselbe saß in der Hofloge und war nicht wenig gerühet von der kindlichen Liebe seiner Unterthanen. Das Schauspiel sollte beginnen, doch unaufhörlich und unermüdlich schrie eine Stimme von der obersten Gallerie: „Gott erhalte unsern Fürsten!" — Der regierende Herr sandte seinen Kämmerling nach oben, mit dem Bedeuten, er ließe sich seinem unbekannten Freunde empfehlen und schön bedanken, es wäre schon genug seines Rufens. — Der Kämmerer ging, das Schauspiel begann. Der Schreier auf der Gallerie aber störte durch sein Geschrei abermals Publikum und Schauspieler. Endlich trat ihn der Huissier an, übergab ihm eine Düte mit 50 Fl. C. M. und dankte ihm im Namen des Landesfürsten. Bei dieser Gelegenheit besah sich der Kavalier unsern Mann und fragte ihn, wer er sei und warum er so unbändig „Gott erhalte unsern Fürsten" gerufen. — „Jo, schen's" erwiederte der Alte, „i bin an armes Thier, und weil wir bisher unsern Fürsten hab'n erhalten müssen, so freut's, daß a Paar geschrien haben, Gott erhalte unsern Fürsten — und da hab' ich halt mitgeschrien, was Leder hält. — Ja, ja Gott erhalte unsern Fürsten!

(Dampfboot.)

— Nicht blos die Musik wird jetzt, wie mehrmals erwähnt, zur Heilung Geisteskranker benutzt, in Amerika braucht man neuerdings dazu sogar den Tanz. So erzählt eine Zeitung aus Worcester: „In der Woche vor Weihnachten fand hier ein Ball in dem Irrenhause Statt. Die Kranken lieben den Tanz ungemein und man bewilliget ihnen regelmäßig einen Abend in der Woche zu diesem Vergnügen. Ungefähr vierzig tanzten, viele andere sahen zu, es herrschte die größte Ordnung und alle schienen vergnügt zu sein, ohne daß sie lärmten. Manche waren recht gut gekleidet. Einige zeigten aber ihr Irrsein durch ihren seltsamen Putz. Den Meisten merkte man es nicht an, daß sie wahnsinnig sind. Die Erfrischungen waren einfach aber reichlich vorhanden. Gegen 9 Uhr hörte der Tanz auf, worauf auch die ganze Gesellschaft paarweise noch ein Mal auf- und abmarschirte, womit das Fest schloß."

Das Mittel des Tanzes scheint mir probat, auch im übrigen Leben; wenn die Frauen blos zu Zeiten närrisch sind, dürfen die Männer mit ihnen nur zu Ball gehen und sie sind gleich wieder gut.

— Bekanntlich ist der Selbstmord in Frankreich zu einer Art Seuche geworden; man nimmt sich dort um der geringsten Veranlassung willen das Leben. Ein Weinkenner irrte sich in dem Alter eines Weines, der ihm zur Prüfung vorgesetzt wurde; man lachte ihn aus und er suchte im Grabe eine Zuflucht gegen die Neckereien und Sticheleien, die seine Eitelkeit nicht zu tragen vermochte. Eine Frau begegnete einer Bekannten und bildete sich ein, dieselbe habe ihren Gruß nicht erwiedert; dies nahm sie sich so zu Herzen, daß sie sich mit Kohlendampf erstickte. Ein Lotteriekollekteur bemerkte, daß unter den Loosen, die er verkauft, auch nicht eins gewonnen hatte; er glaubte, nun sei es um seinen Ruf geschehen, nahm deshalb das Rasirmesser und schnitt sich die Kehle ab. Auch auf seltsame Weise bringen sich die Leute um; in Angers erdrosselte sich ein Schneider mit einem Stückchen Bindfaden, den er mit einem Hühnerknochen zusammendrehte.

— Das Vaudeville ist eine der in Paris üblichen Revuen, in welchen Alles im Guten und Bösen Merkwürdige während des ganzen Jahres persiflirt wird. So ward denn auch in diesem Theater aufgeführt: Das Jahr 1841 und 1941, wo aus dem artesischen Brunnen von Grenelle, der bekanntlich lauter trübes Wasser und Sand auswirft, eine wohlthätige Fee hervorsteigt, welche in einem Zauberspiegel dem träumenden Gobetout das menschliche Leben und Treiben von jetzt und nach hundert Jahren zeigt. Da zieht denn ein Beförderer der Industrie vorüber, aussäend das Saamenkorn der Dummköpfe, und es gelingt ihm nicht mehr, Actionäre aus der Erde zu stampfen, Dank dem Spiegel der Wahrheit. Die Boulevards sind parkettirt und werden gebohnt. Es giebt weder Fiaker, noch Cabriolets mehr. Man hat nur Waggons und Luftballons. Man trägt die Frackschöße auf dem Bauche. Die Damen machen den Männern den Hof; kurz eine Reihe fantastischer Bilder wird vor dem ehrlichen Spießbürger entrollt, der endlich aufwacht, sehr scandalisirt über die Fortschritte des menschlichen Geistes, und höchst erfreut, sich noch auf einer minder erhabenen Stufe der Civilisation zu befinden.

— In Breslau hat sich kürzlich in Folge eines Versehens entweder von Seiten des Arztes oder des Apothekers, was die gerichtliche Untersuchung ergeben wird, eine schreckliche Vergiftungsgeschichte zugetragen, indem ein junger Mann durch Blausäure vergiftet wurde.

— Da die Neapolitaner alle beredt sind, Frauen aber immer die meiste Zungenfertigkeit haben, so müssen die Neapolitanerinnen nothwendig Großes leisten; dies lehrt uns folgendes

Mährchen, das wohl auch anderswo umgeht. Ein Neapolitaner hatte ein häßliches, gelehrtes Weib, die gern ihr Licht vor aller Welt leuchten ließ; nur schade, daß ihr Niemand zuhörte. Da mußte denn ihr armer Mann das Opfer sein. Wo er stand und ging, stand und ging sie auch und schwatzte immer; ja, im Bette bewegte sie dicht vor seinem Ohr die Zunge, und wie eine Wanduhr unablässig knackt und knickt, so ging auch das Uhrwerk ihres Mundes. Das war zu viel für einen Sohn des Südens. Zum äußersten entschlossen, ließ er sie an einem Stricke in einen Brunnen hinab. „Schweige nun, sonst tauch' ich Dich in's Wasser.“ Sie schwatzt. Er taucht sie bis an den Leib ein. „Wirst Du nun schweigen?“ Sie schwatzt. Er senkt sie bis über's Kinn hinab. „Schweigst Du nun endlich?“ Sie schwatzt. Er taucht sie zuletzt ganz unter, so daß nur noch zwei Finger der ausgestreckten Hand aus dem Wasser sehen; diese öffnet und schließt sie wie eine Scheere, um wenigstens durch Zeichen zu sprechen. Da sagte der Mann: „Es ist umsonst, Alles läßt sich curiren, nur böse Weiber nicht.“ Und damit zog er sie, in sein Schicksal ergeben, wieder heraus. Seitdem sagt man von einem Weibe, das immer das letzte Wort behält: Fa forbici. (Sie macht die Scheere.)

(Weibliche Duldung.) Die Verheirathungen sind bei den Herrnhutern in Südafrika die Resultate einer Art Lotterie. Die Muttergesellschaft in Deutschland schickt ihnen von Zeit zu Zeit junge Frauenzimmer, die durch das Loos für diesen oder jenen Mann bestimmt werden. Obgleich vom Zufall nicht immer begünstigt, scheinen diese Damen doch alle gleich zufrieden zu sein und begeben sich mit derselben Freudigkeit zu den Gegenfüßlern wie zu ihren liebsten Nachbarn, wenn die Aeltesten es für gut erachten. Ein brittischer Reisender traf kürzlich auf dem Wege nach der ersten Niederlassung dieser Secte mit einem solchen Mädchen zusammen, das von einigen tausend Stunden her zu dem ihm bestimmten Gatten ging. Sie wußte nicht, ob er alt, ob er groß, ob er braun oder grau, klug oder dumm sei, lachte und scherzte aber höchst unbefangen über diese Unbekanntschaft. Der Brite konnte nicht begreifen, warum sie zum Gatten einen Mann nähme, von dessen Persönlichkeit sie so wenig Kenntniß zu haben schien. „Es ist in unserer Gemeinde also der Gebrauch,“ sagte das Mädchen, „und wir gehorchen gern, weil noch keine unserer Schwestern durch ihren Gehorsam unglücklich geworden.“

— In einem französischen Städtchen war ein Kerl wegen allerhand Zauberkünste, die er ausgeübt haben sollte, vor den Maire gezogen. „Wißt Ihr, daß Ihr höchst strafbar seid?“ fragte Letzterer, „Ihr treibt lauter Teufelskünste, die ganze Stadt behauptet, Ihr wäret ein Hexenmeister.“ — „Ei, wenn man sich an das Stadtgerede kehren wollte!“ erwiederte der Beklagte, „von Euch, Herr Maire, spricht man auch allerlei.“ — „Und was wäre das?“ fragte auffahrend der Maire. — „Ei, von Euch sagt die ganze Stadt, Ihr wäret gerade kein Hexenmeister!“ lautete die Antwort.

— In Lindenblüthenstadt wurden kürzlich in einer Kirche mehrere Kinder nacheinander getauft. Als der Prediger jedoch die kleinen Weltbürger sämmtlich durch dieses Symbol als künftige Anhänger des Christenthums bezeichnet und ihnen Namen gegeben, erwies es sich, daß durch die Schuld einer sogenannten Beifrau zwei Kindlein verwechselt und ein Knabe Maria und das Mädchen Anton getauft worden waren. Es blieb nun kein anderer Ausweg, als die Handlung zu wiederholen und den Kindern ihr natürliches erstes Recht durch richtige Namenbeilegung zu sichern. Die Beifrau soll dagegen eine solche Verlängerung ihrer Nase verspürt haben, daß sie dieselbe hat diesen Tag stützen müssen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Im Allgemeinen werden die Faltenleibchen auf den Achseln durch eine Agraffe gehalten. Ein geschmackvolles Morgen-Neligeé ist ein Kleid von perlgrauem Casimir, mit ponceaurothem Flanell gefüttert; Pelerine, Fanchon-Häubchen von Spitze mit grauen und rothen Schleifen; gefälteter viereckiger Kragen. Zum Ausgehen: Ueberrock von russisch-grünem Tuche mit glattem Leibchen und engen Aermeln; die Nähte am Leibchen und an den Aermeln mit einer kleinen Schnur bedeckt, die wie eine Stickerei aussieht; Pelerine und Muff von Pelz; Capote von schwarzem Atlas. — Kleid von Königs-Pekin; schwarzer Langshawl, Hut von blauem Sammet mit einem Vogel in derselben Farbe ausgeputzt; Muff von Marder, Stiefelchen von blauem Sammet, Kleid von kohlgrünem Atlas mit zwei breiten Volants von schwarzen Spitzen, die an der Seite in einer Stufenreihe von lilas Atlasband endigen; dieselbe Garnitur an dem Leibchen und an den Aermeln; Coiffüre.

An den bekannten und beliebten Unterröcken von Crinoline hat man die wesentliche Verbesserung angebracht, daß man sie jetzt füttert und wattirt. Fast alle Unterkleider sind sehr lang und bilden eine völlige Schneppe. Ein neuer Kopfputz, der viel Beifall findet, sind Guirlanden à l'Inca; es sind dies kleine rothe und schwarze Federn, untermischt mit Maraboutfedern. Das Ganze sieht sehr elegant und originell aus.

Herren-Mode. Frack von Tuch mit niedrigem Kragen von Sammet, mit breiten Klappen, enge Aermel ohne Aufschläge und breite mit Seide gefütterte Schöße. Weste mit Shawlkragen. Frack von Sammet, durchaus von Seide in abstechender Farbe gefüttert, mit niedrigem schmalem Kragen, großen goldenen Knöpfen und breiten Schößen, dazu goldgestickte Atlasweste und weiße Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 8. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 9. (Sonnabend, den 26. Februar.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Coeur-Dame und Carreau-Bube.

Eine kleine Erzählung,

von

C a s t e l l i.

Eugen Willforst, nachdem er seine Studien auf der Universität glorreich vollendet hatte, kehrte in sein Geburtsstädtchen zurück, glücklich, daß er sich wieder im Kreise seiner Familie befinden und vor ihr die ersten Beweise seiner Rechtsgelehrsamkeit ablegen könne.

Mit Freundschaft und Wohlwollen nahm ihn Alles in dem Städtchen auf, denn er war ein junger, schöner, braver und angenehmer Mann, ganz dazu gemacht, viele andere Männer eifersüchtig zu machen und selbst nicht lange unerhört zu seufzen. Zudem war sein Vater einer der reichsten und geachtetsten Kaufleute des Städtchens, und besorgt für die Sitten und die Zukunft seines Sohnes, dachte er daran, ihn zu verheirathen.

Mein Sohn, sprach er, nachdem er Eugen einen Monat ganz die Freiheit vergönnt hatte, mein Sohn, Du mußt Dich etabliren. Ein Advokat, will er sich Zutrauen gewinnen, muß eine Frau haben, besonders in einem kleinen Städtchen, wie das unsrige. Du kennst meinen Freund G e r a l d und seine Tochter A d e l e. Diese hab' ich Dir zur Gattin bestimmt. Die Geralds sind unsere Freunde und Nachbarn und ich bin überzeugt, die Werbung wird Anklang finden. Ad arma, mein Sohn! ad rostra, Herr Advokat, da ist ein schöner ernster Prozeß zu gewinnen, der Dir eine liebenswürdige Frau mit einer reichen Mitgift einträgt.

Der junge Advokat, obschon dem Willen seines Vaters unterthänig, war doch nichts weniger als blöde. Mein erster Prozeß, Vater, antwortete er lächelnd, ist bereits gewonnen, aber nicht bei Fräulein G e r a l d, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie Ihre Wahl für mich auf A d e l e n fallen konnte. Reichthum, Schönheit, Anmuth, finden sie sich nicht noch in größerm Maße bei S o p h i e, der Tochter des Herrn D u r s t e i n, der auch Ihr Nachbar ist?

Du hast recht, mein Sohn, und ich gestehe, daß wenn's A d e l e nicht ist, ich Dich mit gleichem Vergnügen mit S o p h i e verbunden sehen würde, G e r a l d und D u r s t e i n sind nebst mir die Wohlhabendsten im Städtchen. Wenn ich übrigens an Adele zuerst dachte, so geschah das, weil ich bei Dir Liebe für das Mädchen zu bemerken glaubte.

Sie waren im Irrthum, lieber Vater, S o p h i e lieb' ich, S o p h i e bet' ich an.

Nun, wenn's so ist, so kann ich auch gegen diese Wahl nichts einwenden, sie ist vernünftig.

Nur vernünftig! rief der Jüngling leidenschaftlich, wenn man Augen und ein Herz hat, so kann man gar keine andere Wahl thun, und wie ich Ihnen sagte, mein Prozeß ist gewonnen, auch Sophie liebt mich.

Hat sie Dir es gestanden?

Ja, seit drei Tagen.

Diesmal war der Wunsch der Familie mit dem Herzen E u g e n s einverstanden, der alte Willforst machte im Namen seines Sohnes die Werbung, und Durstein hatte dagegen um so weniger eine Einwendung zu machen, als er selbst bemerkt zu haben glaubte, daß seine Tochter Eugen liebe. Die Heirath wurde zwischen den Vätern beschlossen, der Ehecontract aufgesetzt, und Herr Durstein überraschte seine Tochter mit dieser Neuigkeit. Wie groß aber war seine Verwunderung, als Sophie er-

blaßte, erröthete, verlegen wurde, und endlich erklärte, sie werde niemals Willforst's Gattin werden.

Aber mein Kind, sagte Durstein, Du liebst ja Eugen, Du hast es der Mutter entdeckt. Bedenke doch, Du kannst keine bessere Verbindung schließen.

Nein, nein, mein Vater, erwiederte Sophie schluchzend.

Sophie war die einzige Tochter, und hatte vollkommene Gewalt über ihren Vater, allein er wollte sich mit seinem Freund Willforst nich entzweien, darum sagte er: Närrisches Mädchen! Du wirst Dich schon noch eines Bessern besinnen, ließ alle Vorbereitungen zur Hochzeit machen und befahl seiner Frau, die Ausstattung aufs Glänzendste zu besorgen. Da aber Wochen vergingen und Sophie immer bei ihrem: „Nein, nie!" stehen blieb, so sah er sich endlich gezwungen, dem alten Willforst Alles zu erzählen, und dieser hinterbrachte es seinem Sohn.

Du hast Dich zu früh gerühmt, Deinen ersten Prozeß gewonnen zu haben, sagte er diesem, Sophie liebt Dich nicht.

Wie? Sophie? schrie der Jüngling wie aus den Wolken gefallen.

Sie will von Deiner Verbindung mit Dir nichts hören, es geschah gegen ihren Willen, daß man Euch schon aufgeboten hat, und daß man für Euch eine Wohnung zubereitet.

Unmöglich! versetzte Eugen.

Er lief zu seiner Braut, sah sie, überhäufte sie mit Klagen und Vorwürfen, und obschon er in ihren Augen weder Zorn, noch Abneigung las, so sah er doch Thränen darin, und Sophie sagte ihm kurz, zwar mit schwankender Stimme, aber fest, sie werde sich nie verheirathen. Außer sich, eilte er hierauf zu Herrn Durstein: Ihre Tochter liebt mich, rief er, und ich bin dessen gewiß, sie hat es mir ja gestanden, und es liegt dieser plötzlichen Weigerung ein unerklärbares Geheimniß zum Grunde: allein, es muß klar werden; o, verlassen Sie mich nur nicht.

Eugen erzählte nun das Vorgefallene allen seinen Freunden, und sprach auch bei Gerald davon; Adele, sagte er, können Sie diese Weigerung Ihrer Freundin begreifen? Sie weiß, wie ich sie liebe, anbete, auch sie hat mir ihre Neigung gestanden, und da ich nun um ihre Hand werbe, und diese mir zugesagt ist, so ist sie plötzlich wie verwandelt, und will nichts von einer Verbindung mit mir wissen. Adele! Ihnen, der Freundin ihrer Jugend, Ihnen, die sie nach mir am meisten liebt, muß sie auch ihre Liebe zu mir gestanden haben? O, sprechen Sie, erklären Sie mir. —

Mir? antwortete Adele, mir hat sie nie etwas gestanden.

So haben Sie doch wenigstens unsere Blicke, unser Einverständniß, das Entstehen und Wachsen unserer gegenseitigen Neigung gesehen?

Adele behauptete, Eugen traue ihr mehr Scharfsinn und Beobachtungsgabe zu, als sie wirklich besitze, sie bedauerte übrigens Eugen, meinte, er habe sich wohl getäuscht, und die ganz natürlichen Gefühle der Freundschaft zwischen zwei Personen gleichen Alters für Liebe genommen. Sie zeigte dem jungen Advokaten einige Theilnahme, war sanft, gut, zuvorkommend, und hätte Eugens Leidenschaft nicht so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, es würde nur von ihm abgehangen haben, in Adelens Armen Trost und Ersatz zu finden. Allein, seine Liebe wuchs noch mit den Hindernissen, täglich besuchte er Sophiens Aeltern, fragte, ob sich der Sinn der Tochter noch nicht geändert habe, flehte um ihre Fürsprache und Hilfe, bis er sich endlich immer mehr überzeugte, daß weder Liebe, noch Beredtsamkeit hier etwas ändern könnten, und daß sein erster, sein liebster, sein Herzensprozeß wirklich verloren sei.

Noch ein Mittel, obschon er es sehr ungern anwandte, wollte er doch nicht unversucht lassen. Sophie hatte ein Kammermädchen gleichen Alters mit ihr, und von ihrer zartesten Jugend an mit ihr aufgewachsen und erzogen. An diese beschloß er sich zu wenden.

Marie, sprach er, indem er ihr ein goldenes Kreuzelchen in die Hand drückte, ich verlange von Dir keinen Verrath an Deiner Herrschaft, aber Du siehst wohl den erbärmlichen Zustand, in welchem wir uns beide befinden. Du siehst, Sophie weint immer, und ich kränke mich. Noch vor wenigen Tagen schien sie mir mit ganzer Seele zugethan, und jetzt verwirft sie mein Herz und meine Hand. Marie! weißt Du die Ursache dieser schnellen Umwandlung, so sage sie, rede, und Du kannst uns durch Deine Aufrichtigkeit Alle glücklich machen.

Nein, Herr Eugen! da läßt sich nichts mehr machen, was geschehen ist, ist geschehen.

Es ist also etwas geschehen? fragte Eugen und drang mit Bitten und Versprechungen in Marien. Diese, ihr goldenes Kreuzelchen anblickend, sagte: Ja, wenn Sie mir versprechen wollten, nichts weiter zu sagen.

Ich gebe Dir mein Wort.

Nun, so mögen Sie wissen, meine Mamsell liebt Sie, sie liebt Sie so stark, daß sie die ganze Nacht nicht schlafen kann, und wir beide mit einander weinen, anstatt zu ruhen, aber sie wird Sie doch nicht heirathen.

Und die Ursache?

Die Ursache? ja die Ursache ist, weil sie Sie verloren hat.

Verloren?

Ja, Herr Eugen, verloren auf die Coeur-Dame.

Sie hat mich auf die Coeur-Dame verloren? Was sprichst Du denn da für unsinniges Zeug.

Ja, Unsinn ist es, wenn der Mensch mit dem Glück, mit dem Schicksale spielt. Sie werden sogleich Alles verstehen, hören Sie nur: Es giebt nicht mehr zwei Mädchen auf der Welt, welche einander mit so großer Freundschaft zugethan sind, als meine Mamsell und Mamsell Adele Gerald. Sie sind hier angekommen und beide entbrannten für Sie in heftiger Liebe.

Also auch Adele liebt mich?

Wie eine Wahnsinnige. Beide vertrauten einander ihre Leidenschaft, und fragten sich endlich, welche von beiden wohl den Sieg davon tragen werde. Diejenige, welcher Eugen den Vorzug geben wird, meinte meine Mamsell, allein das war nicht Adeles Meinung, sie sagte, ihre Freundschaft fordere, daß sie beide sich selbst darüber einverständen. Herr Willforst, sprach sie, will seinen Sohn verheirathen, und um ihn gut und in seiner Nähe zu verheirathen, könne er nur unter ihnen beiden wählen, Sophie betheuerte, daß sie von Ihnen geliebt werde, Mamsell Adele betheuerte dasselbe.

Das ist nicht wahr! schrie Eugen.

Ich glaube es Ihnen, versetzte das Kammermädchen, allein Mamsell behauptete es und Ihre Aufmerksamkeit, Ihr freundliches Benehmen ließen es meiner Mamsell fürchten. Uebrigens, fuhr Adele fort, wenn wir beide unsere wahren oder vermeinten Ansprüche auf Eugen geltend machen, so entzweien wir uns, da doch, wenn die Eine von uns ihre Ansprüche aufgiebt und seine Hand fest verweigert, er die Andere heirathen wird, und ist es wohl der Mühe werth, daß sich zwei solche Freundinnen, wie wir, eines Mannes wegen entzweien?

So? Ein Mann ist also wenig in Adelens Augen.

Beide erhitzten sich immer mehr durch Reden und Hoffen, und endlich kamen sie überein, daß sie um Ihren Besitz spielen wollten. Wer die Dame von Coeur bekäme, der sollte Sie besitzen, besitzen müssen, und wer Sie verlöre, sollte lebenslang unvermählt bleiben. Sie setzten diesen Contract auf, ich glaube, sie ritzten sich mit Stecknadeln in den Arm und unterzeichneten ihn sogar mit ihrem Blute, und nun begann die verhängnißvolle Parthie. Ich mußte dabei das Schicksal vorstellen, das Spiel Karten mischen, und nachdem beide coupirt hatten, umschlagen. Ach, Herr Eugen, das hätten Sie mit ansehen sollen, es hätte Millionen gelten dürfen, man würde auf den Gesichtern der Spieler nicht mehr Angst, Hoffnung, Begierde, zu gewinnen, gelesen haben. So oft ich ein Blatt von Coeur umschlug, und das Wort Coeur aussprach, wurden beide zugleich blaß, und wenn darauf zehn oder sieben oder drei folgte, färbten sich beider Wangen wieder mit Blut. — Endlich — endlich — sie erschien lange nicht, kam die Coeur-Dame, sie fiel Mamsell Adelen zu, und diese hatte Sie gewonnen, Herr Eugen.

Das Spiel gilt nichts, der Einsatz war nicht gleich. Adele log es, daß sie von mir geliebt werde, und dennoch betheuerte sie es, sie hatte nichts zu verlieren, Sophie nichts zu gewinnen.

Das müssen Sie als Advokat besser verstehen, erwiederte Marie, allein die Parthie wurde von beiden Seiten angenommen, und so lange Mamsell Adele die Coeur-Dame in Händen hat, auf welche beide den Contrakt schrieben und unterzeichneten, heirathet Sie Mamsell Sophie nicht.

Nein, das geht nicht, das kann nicht gehn, sogleich eil' ich zu Sophie.

Um Gottes Willen, machen Sie mich nicht unglücklich, und bedenken Sie, was Sie mir versprochen haben.

Wohlan! sei ruhig, Marie, ich will schweigen.

So so? sagte Eugen im Nachhausegehen zu sich selbst, ich werde also ausgespielt und auf die Coeur-Dame gesetzt, und Mamsell Adele wagt es zu behaupten, daß ich sie liebe, und mich zu gewinnen!

Viel ruhiger, als er früher war, kam er nach Hause, verkündete seinem Vater, daß seine Vermählung nächstens werde vollzogen werden, legte sich zu Bette und schlief ruhig. Am nächsten Tage machte er einen Besuch bei Geralds. Madame Gerald ergriff sorgfältig jede Gelegenheit, Eugen mit ihrer Tochter allein zu lassen. Bald saßen die beiden jungen Leute allein gegenüber.

Haben Sie Sophie schon lange nicht gesehen? fragte Adele.

Gestern.

So? Heute noch nicht.

Nein, und nie mehr. Ich war gestern zum letzten Male dort. Ich sehe nun ein, Sie hatten recht, ich irrte mich, Sophie hat mich nie geliebt. Ich glaubte einer jener Täuschungen, die den Liebenden eigen sind, und worüber sie sich selbst wundern, wenn ihnen der Schleier vom Auge fällt. In meinen Träumen war nichts wahr, als meine Liebe, ja jetzt glaube ich sogar, Sophie haßt mich.

Ach! Haß! Gott bewahre! Gleichgültigkeit, sonst nichts.

Mag es sein, was es wolle, ich muß darauf Ver-

zicht leisten. Es war meine erste Liebe, eine wahre, innige Leidenschaft, reden wir nichts mehr davon. Ich will auf Reisen gehen, will Frankreich verlassen.

Wie Eugen? rief Adele erblassend, Sie wollten von uns gehen.

Ja, ich bin entschlossen.

Aber Ihr Stand?

Ich bin reich genug, um keine Prozesse führen zu müssen.

Ihr Vater?

Er will mich verheirathen, und ich habe mich bereit erklärt, der Tochter eines seiner Freunde in Amerika meine Hand zu geben.

Ohne sie gesehen zu haben.

Ja. Nach dem, was mir begegnet ist, gilt mir das Einerlei. Uebrigens will ich Ihnen die reine Wahrheit nicht vorenthalten. Mein Vater hatte den Plan, um Ihre Hand für mich anzuhalten.

Wirklich?

Ich war damals in Paris und durch einige Freundschaft mit einem Jünglinge verbunden, der so glücklich war, Sie zu kennen, und eine so heftige Neigung zu Ihnen gefaßt hatte, daß er, als er das Projekt meines Vaters vernahm, mich als seinen Nebenbuhler ansah und mich mit dem Degen in der Hand zwingen wollte, jene Ansprüche auf Sie aufzugeben, die ich mir noch nicht einmal erworben hatte. Sie können wohl begreifen, daß ein Mann von Ehre eine solche Aufforderung annehmen muß. Unsere Degen waren bereits gezogen, als sich ein Paar unserer gemeinschaftlichen Freunde unserm Zweikampf widersetzten, und uns eine minder gefährliche Ausgleichung vorschlugen, welche ich nur der Achtung, die man Ihnen, mein Fräulein, schuldig, nicht würdig halte, und daher auch nicht weiß, ob ich —

Verhehlen Sie mir nichts. Sagen Sie Alles, ich fordere es.

Wir haben Ihren Besitz auf den Carreau-Buben gesetzt, und ich — verlor. Das war ein Universitätsstreich, ich erkenne es, allein Sie werden ihn einem Unglücklichen wohl verzeihen, der heute Alles verliert, was er liebt, und morgen sein Vaterland verläßt, um es nie mehr zu sehen.

Also sprechend küßte Eugen Adeles Hand und verließ sie.

Wir wissen nicht, ob Adele begriff, daß diese ganze Geschichte nur erfunden war, oder ob sie, dieser Fabel Glauben beimessend, etwa fürchtete, nach dem mit Sophie geschlossenen Contrakt, immer Jungfrau bleiben zu müssen, so viel aber haben wir erfahren, daß Sophie noch an demselben Abend ihre Coeur-Dame zurück erhielt und mit einigen Zeilen begleitet, daß sie den Contrakt für aufgelöst ansehe, und alle Ansprüche auf Eugen Willforst aufgebe.

Eugen hatte dann nicht große Mühe, Sophie zur Verbindung mit ihm zu bereden.

Wie hast Du es denn angefangen, Deinen fast verlorenen Prozeß wieder zu gewinnen? fragte der alte Willforst seinen Sohn.

Lieber Himmel, durch ein Kartenspiel. Ich hatte die Coeur-Dame gegen mich, aber der Carreau-Bube hat mir die Parthie gewonnen.

Die Leipziger Grisetten.

(Beschluß.)

Ich hatte einen kleinen Freund, der mich durch Zureden dahin brachte, mit einer prächtigen Jungemagd eine Liaison anzuknüpfen. Wir liebten uns auf die unschuldigste Weise, und wenn die Herrschaft nicht zu Hause war, dann scheuerte Jette und ich sah zu. O Unglück! noch denk' ich jener Stunde, als mich eines Abends ihre Gebieterin bei einer zärtlichen Scheuerscene überraschte und hierüber so in Zorn gerieth, daß ich beinahe ein Opfer ihrer blinden Wuth geworden wäre. — Ich besuchte Jetten seit diesem Abend nicht mehr! —

Nach Verlauf von einem Vierteljahre wandle ich, wie gewöhnlich, durch die Grisettenstraßen, um mir die Menschengallerie zu besehen. Himmel! was erblicken meine Augen, kaum konnte ich ihnen trauen: es war Jette — in einem großen Hute und einer seidenen Mantille, in Gesellschaft mehrerer sehr gebildeter Grisetten. Wie sie mich erblickt, stürzt sie auf mich zu — „Was? Jette, Sie sind es?" rufe ich erstaunt aus, „„Ja, Herr X., ich lerne Nähen!"" — — „Also auch Du, Jette!?" Sie hat mich keines Blickes wieder gewürdigt. —

Das Leipziger Grisettenformat endlich ist klein und niedlich, aber groß ist ihr Verstand und ihr Fuß; sie hat eine Taille, so schlank wie ihre Waden, und die Haare auf ihrem Haupte sind alle gezählt. — Leipzig, mir bangt vor deinen künftigen Geschlechtern! — Sie spricht ein gutes Leipzigerisch, liest Novellen und Romane und wünscht jedem ihr untreu gewordenen Sterblichen, daß dereinst im Fegefeuer seine Seele auf verschiedenen Nadelspitzen Contre tanzen möge.

Und es giebt viele der Ungetreuen, viele jener um-

herflatternden Roués und Flaneurs, die von einer Blume zur andern fliegen: Mörder der Unschuld. Wir finden sie stets an den Häusern vorüber wandelnd zur Stunde, wo die Grisetten von oder zur Arbeit gehn! Das Glas in's Auge geklemmt, in eleganter Garderobe machen sie Jagd auf die jungen Mädchen. Und die Armen, sie widerstehen keiner eleganten Garderobe, sie glauben immer wieder, daß dieser doch vielleicht treu und heirathsam sein könnte. Es giebt unter den Grisetten von Geburt manch liebes, unschuldiges Kind; sie hört die Unterhaltung ihrer Freundinnen im Atelier anfangs mit Erröthen an und ist empört, aber sie hört dieselbe alle Tage, sie sieht alle Tage die vielen hübschen Herren und der Eine gefällt ihr außerordentlich, er ist so artig, gar nicht so dreist, wie die Andern. Ach, sie wagt's, sie läßt sich von ihm des Abends nach Hause begleiten. Zitternd ruht ihr Arm in dem seinen, zitternd empfängt sie den ersten Kuß auf die blühenden Lippen. Und der Roué geht von dannen, lächelnd ob der sichern Beute; auf dem nächsten Ball will er sie wiedersehen. — Sie walzt mit ihm durch den glänzenden Saal, eine Geliebte so stolz . . . ach! und die Musik ist so schön und er tanzt so hübsch und der Punsch, er ist kein leerer Wahn. —

„Sie ruht besinnungslos in seinen Armen!
Trunken, — versunken! verloren! verloren!"

Die nichtgeborne Grisette, der Parvenu, hat nichts zu verlieren, sie sitzt auf den Schulbänken des Lebens schon ziemlich oben und kann ein Wort mitreden, aus Erfahrung.

Addio, Grisetten, schlaft wohl, ich will auch schlafen, denn ich bin auch grisettenmüde. Flehet zum Himmel, daß er euch gnädig sei und euch bescheere das tägliche Brot!

Ein Straßenräuber neuerer Zeit.

Der Gutsbesitzer Edmund, ein wohlhabender junger Mann, sollte Miß Arabella als Gattin heimführen. Die Vermählung sollte in acht Tagen stattfinden, und da Miß Arabella den Wunsch geäußert, diese letzte Woche im Kreise ihrer Familie und ihrer Jugendfreundinnen zuzubringen, so wollte der Lord, der bei seiner künftigen Familie in dem Rufe stand, zu London schöne Bekanntschaften zu besitzen, seine Liebe und Aufrichtigkeit darlegen: er verließ daher die Stadt, um sich auf ein Landgut zu begeben, das er zwanzig Meilen von London besaß. Lord Edmund verband mit einer hübschen Figur und einem schlanken Wuchse edle und ungezwungene Manieren; bisher hatte er sich der Frauen Liebe in solchem Grade erworben, daß Miß Arabella's eifersüchtige Ahnungen schon allen Kummer vorher sahen, den die Untreue eines Mannes den Frauen bereitet. Mochte der junge Liebhaber noch so sehr ewige Liebe schwören; sein kühner, unternehmender Charakter, seine Vorliebe für das, was man in London mit dem Ausdrucke „Excentricität" bezeichnet, strafte seine Worte Lügen. Er verließ seine Braut nach dem zärtlichsten Abschiede und gegen die Gefahr der Untreue durch Arabella's Portrait gesichert, das ihn nie verlassen sollte. „Lieber will ich sterben, als mich davon trennen!" gelobte er. — „Sie werden wohl thun, Ihrem Versprechen nachzukommen," sprach sein künftiger Schwiegervater, „denn kehrten Sie ohne dieses Bildniß zu uns zurück, so würde Arabella sich für die Aufgeopferte halten, und ich vermöchte dann für nichts mehr einzustehen." Edmund begriff die Wichtigkeit dieser Empfehlung. Er liebte wirklich das junge Mädchen, allein es sollte diese Verbindung seine äußere Lage verbessern, welche seine Dandy-Liebhabereien mancher Art ein wenig in Unordnung gebracht.

Die Nacht, in der er London verließ, war dunkel, doch hatte er kaum einige Meilen zurückgelegt, als der Mond aufging und unserm Edmund in seiner Extra-Post bald gestattete, bei seinem Scheine die liebenswürdigen Züge seiner Arabella ganz nach Bequemlichkeit zu bewundern. Dieser stummen, bei einem Stutzer ziemlich lächerlichen Betrachtung endlich müde, schob er das Bildniß in die Tasche zurück und fiel bald darauf in tiefen Schlaf. — Plötzlich steht die Postkutsche still, und Edmund wird auf ungestüme Weise seinem Schlummer entrissen und angehalten.

Es bestand sonst in England eine sehr große Verschiedenheit unter den Dieben; es ist nicht gleichgültig, mit diesen oder jenen zu thun zu haben; die pick-pocket," die „pick-purse," die „light-fingers," Spitzbuben, Gauner, Gentlemen mit leichten Fingern, Leute, die man in die Kategorie der honetten Industriellen setzen kann, wie sie bei uns das Schnupftuch, die Uhr oder die Tabaksdose mitgehen heißen. Wenn ein Gentlemann, nachdem er seinen Abend in Drury Lane oder Haymarket zugebracht, ohne Börse nach Hause kehrte oder seine Uhrtasche „verwittwet" fand, hielt er es kaum der Mühe werth, es zu beachten; dies waren allerdings unangenehme Vorfälle, allein er mußte sich darauf gefaßt machen, wenn er sich in's Gewühl wagte. Wurde er hingegen auf der Landstraße angehalten, so war das ein Abenteuer; die Diebe, mit denen er zu schaffen hatte, hießen: „Highwaymen,"

„Gentlemen von der Landstraße;“ sie bildeten gleichsam die Aristokratie der Spitzbuben. Man durfte nach einem Zusammentreffen mit diesen Herren recht wohl eingestehen, daß sie sich sehr anständig zu benehmen und einen Lord nach Würden zu behandeln wußten. Keine „Season“ ging vorüber, während welcher nicht mehre Mitglieder des Oberhauses von den „Highwaymen“ angehalten wurden. Was vor 25 Jahren stattgefunden, ist heutigen Tages nicht gänzlich untergegangen: Die Corporation besteht auch jetzt in England noch, wenn gleich durch zweckmäßige Polizeimaßregeln bedeutend reducirt. Nicht jeder, der Lust dazu fühlt, kann Mitglied dieses Vereins werden; dazu gehört ein Zusamentreffen von Eigenschaften und von Geld, ein Gegenstand, der in England immer geschätzt wird, unter welcher Form er auch auftreten möge. Ein Highwayman muß kräftig, beherzt und verwegen, vor Allem aber ausgezeichneter Reiter sein. Diese letztere Eigenschaft ist unerläßlich, weil nach begangenem Raube der Straßenräuber im gestreckten Laufe das Weite sucht und in einen entfernten Ort sich begiebt um ein Alibi sich zu sichern, das ihm das Leben retten muß. Das zu solchen Expeditionen erforderliche Pferd muß ein ausgezeichneter Renner sein, weil von seiner Schnelligkeit seines Herrn Sicherheit abhängt; auch bedarf das Thier einer ganz besonderen Erziehung, und es giebt Pferde, die vier- bis fünfhundert Pfd. St. gekostet, welche ihre Besitzer jedoch nicht für das Doppelte ablassen würden. Man sieht hieraus, daß, um Mitglied der „Highwaymanry“ zu werden, ziemlich bedeutende Geldmittel nachgewiesen werden müssen.

Lord Edmund, mit den gewöhnlichen Zufällen auf den Landstraßen vollkommen bekannt, öffnete die Augen, ergriff ein Pistol und schoß auf's Gerathewohl zum offenen Kutschenschlage hinaus. Des Räubers Pferd, am Kopfe von der Kugel getroffen, stürzte hin, und der nunmehr völlig zur Besinnung erwachte junge Lord riß den Schlag auf, sprang auf die Chaussee, und nun entspann sich ein heftiger Kampf zwischen ihm und dem Highwayman. Der eine wollte sich wegen des Todes seines Pferdes, der ihn zu Grunde richtete, rächen, der Andere wollte den Unverschämten züchtigen, der seinen Schlaf gestört. Beide brachten die edle Kunst des Boxens, in welcher sie als vollendete Meister sich zeigten, in Anwendung. Doch ward der Sieg nicht lange streitig gemacht: Lord Edmund, kräftiger oder gewandter als sein Gegner, warf ihn zu Boden und setzte ihm das Knie auf die Brust. Dann rief er seinen Kutscher und den Bedienten herbei, die auf ihren Sitzen sich nicht gerührt hatten; man band den Räuber an Armen und Füßen und setzte ihn in die Postkutsche; nach ihm stieg der Lord ein, und die Reise ging weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Das Münchener Tageblatt meldet: In diesem Fasching wird wieder im Odeon ein Jugendball stattfinden. Eine Mutter hat sich schon geraume Zeit den Kaffee abgewöhnt, um aus dem hieraus ersparten Gelde ihren beiden kleinen Töchterlein neue Ballkleider anschaffen zu können. Das ist nun nicht so schlimm; daß aber unlängst irgendwo eine zärtliche Gattin ihrem Manne in diesem harten Winter den einzigen Kaput und den einzigen Mantel ins Versatzamt trug, um ihre Töchter in die Redoute schicken zu können, das ist arg, aber auch nicht neu.

— Bei der letzten Würzburger Messe erkrankte das Pferd eines dortigen Verkäufers zu gleicher Zeit, als der Besitzer desselben selbst etwas unwohl war; für beide kam eines Abends Medicin aus der Apotheke, nur mit dem Unterschiede, daß jene für den Herrn in einem kleinen Gläschen, jene des Pferdes hingegen in einer großen Flasche von der Tochter auf den Tisch des Schlafzimmers gestellt wurde; bei der Frage an die Tochter, welche sich später im Gastzimmer befand, ob selbe die Medicin schon geholt hätte? erwiederte sie: die Medicin stünde auf dem Tische im Schlafzimmer, der Apotheker habe ihr selbe mit dem Bemerken gegeben, der Vater möchte die eine Hälfte des Abends und die andere Hälfte am folgenden Morgen einnehmen. Der Vater ging hierauf ins Schlafzimmer und erkannte den für sein Roß bestimmten Trank als seine Medicin, weil ihm das kleine Gläschen nicht in die Augen fiel, und nahm die Hälfte davon ein, und siehe da, er war nach einer sehr stürmischen Nacht des andern Tages ganz gesund.

— Die Anzeigen in der Berliner Zeitung sind sehr oft äußerst komisch wegen ihrer lakonischen Kürze, um ein paar Groschen Einrückungskosten zu ersparen. So liest man: Köchin! Gut kochen? — Linden No. 29. Willkommen! — Dann: Hebamme! Aufs Land. Vier junge Frauen. Viel Arbeit. Jahrgehalt 200 Thlr. Poststraße. 16. — Ferner: Reisewagen. Eine Person. Paris. Alexanderstraße 23. — Endlich: Dr. Enze. Bruch geheilt. Dank. Sehr geschickt. Göbel. Fischerbrücke. 15.

(Ahnungen, Träume.) Pariser Zeitungen erzählen ein Beispiel, das bestätigen soll, wie die Seele doch in die Ferne wirken könne. Ein Kaufmann in Paris sah nämlich einst in der Nacht im Traume seinen Sohn, der sich in Neu-Orleans befand und mit brechender Stimme zu ihm sagte: „Vater, ich sterbe.“ Gleichzeitig fühlte er seine Hand von einer andern kalten Hand berührt. Der Kaufmann erwachte darüber und der Traum machte einen solchen Eindruck, daß er bald darauf nach Neu-Orleans reiste. Dort erkundigte er sich natürlich sogleich nach seinem Sohn und er erfuhr, daß derselbe gestorben sei. Nach dem ersten Schmerze erzählte er den Traum, den er gehabt hatte, und diejenigen, welche seinen Sohn hatten verscheiden sehen, bestätigten mit Staunen die seltsame Ahnung

des unglücklichen Vaters, indem sie ihm sagten, sein Sohn sei wirklich in jener Nacht gestorben, und habe zuletzt ausgerufen: „Vater ich sterbe." —

— Ein Duell in der Schweiz. Herr von G. und Herr von L. kommen an der Grenze zusammen. Herr von G. ruft Herrn von L. zu: Sie haben mich im vorigen Sommer an der Spielbank in Baden-Baden einen Esel genannt. Erst hier gelingt es mir, Sie zu Rede stellen zu können. Widerrufen Sie, daß ich ein Esel bin? — Herr von L.: Nein, mein Herr, nein und nie. Sie haben das Geld Ihrer Gattin verspielt, Sie haben das Vermögen Ihrer Kinder auf eine Karte gesetzt. Ihre Freunde beschworen Sie, aufzuhören, man bewies Ihnen, daß der Bankhalter ein Betrüger sei; Sie spielten fort und verloren noch an einen Schuft von falschem Spieler auf Ihr Ehrenwort tausend Friedrichsd'or. Alle Ihre Freunde zürnten über Ihr Benehmen, nannten Sie einen Gewissenlosen: ich war gutmüthiger und behauptete nur, Sie seien ein Esel. Dies nehme ich auch nicht zurück. — Herr von G. (wüthend): So schießen wir uns; hier sind Pistolen; Sie haben den ersten Schuß. — Herr von L.: Mit Vergnügen, wenn ich Ihnen die Ohren wegschießen kann, so mag es geschehen. — Das Duell findet statt. Herr von G. stürzt: Mein Gott, ich bin tödtlich verwundet. Herr von L., ehe ich sterbe, nur die Frage, bin ich noch ein Esel? — Herr von L.: Ein sehr großer! — Er entflieht. Herr von G. stirbt.

— Es ist eine ausgemachte Sache, je weniger der Mensch Geld hat, desto mehr Gedanken hat er. Wer sich kein Geld machen kann, der macht sich allerlei Gedanken, auf die der Mensch, der Geld hat, mit keinem Gedanken denkt. Wenn man Jemanden tief in Gedanken sitzen sieht, so kann man darauf rechnen, daß er nicht tief im Gelde sitzt.

(Der Proceß des Notars Lehon in Paris.) Der vor dem Polizeigericht entschiedene Proceß des Notars Lehon ist nach dem ähnlichen des Notars Arnaud in Marseille einer der skandalösesten Rechtsfälle, die in dieser Art vorkommen können. Nicht weniger als 48 Prellereien von 1000 Fr. aufwärts bis zu mehren 100,000, im Ganzen bis zu 6½ Millionen, sind eingeklagt, und als man das Activvermögen dieses großen Gauners aufnahm, fanden sich 8000 Fr. in der Casse, und 150,000 Ausstände, wozu noch die Caution mit 50,000 kommt, denn von den 400,000 Fr., die seine Stelle gekostet hat, ist er noch 350,000 seit 15 Jahren schuldig; dies sind also die Deckungsmittel für all' diese Millionen! Die Leichtgläubigkeit der Leute, die ihm ihr Geld anvertrauten, ist in der That unbegreiflich, aber er wußte seine gesellschaftliche Stellung geschickt zu benutzen.

(Der englische Bärenjäger.) Es giebt unter keinem Volke so viele Sonderlinge, als unter dem englischen. So hielt sich einer derselben — vielleicht ist er noch jetzt da! — in Schweden hoch oben nach Norden hin auf, um — Bären zu jagen. Er hatte so ungefähr im Jahre 1825 England verlassen, indem er ein Gelübde ablegte, nicht eher wieder heimzukehren, bis er eigenhändig und allein hundert Bären erlegt haben würde. Zunächst ging er deshalb nach Norwegen, und dann nach Schweden, machte Bekanntschaft mit allen Jägern, war überall im Lande, wo eine Bärenjagd stattfand, und auch gern gesehen, denn er zechte nicht nur gut, sondern verlangte auch vom erlegten Thiere nichts als den Kopf und die Tatzen. Wo ein Bär sich sehen ließ, berichtete man es ihm getreulich, er aber scheute dann keine Entfernung, keine Beschwerde, keine Gefahr.

(Ein Todter übt sein Hausrecht.) Die Regensburger Zeitung erzählt folgenden Vorfall: Kürzlich starb in einem nahe bei Neuenburg liegenden Dorfe ein Bauersmann, dessen Hütte nur seine Frau mit ihm als Bewohnerin theilte. Die Leiche wurde gereinigt, möglichst ausgeschmückt und bis zur Beerdigung auf ein Hängewerk in eine Nebenstube der Hütte gestellt. Die Witwe, die so lange mit ihrem Manne allein ausgehalten hatte, fürchtete sich, mit dessen Leiche unter einem Dache zu bleiben und begab sich zu dessen Bruder, der sie auch freundlich aufnahm. Auf seine Erinnerung, daß es nicht sicher wäre, in dem Hause, in welchem sich kein Lebender befinde, ihre kleine baare Habe, Kleider und Mundvorrath zurückgelassen zu haben, wendete die Wittwe ein, daß das Haus einerseits wohl verschlossen, andererseits die Scheu vor Todten zurückschreckend für Diebe wäre. Am andern Morgen will die Wittwe nach ihrem Wohnhause zurückkehren, sie will den Schwager bitten, sie zu begleiten; er ist aber bereits ausgegangen, sie sucht ihren Hausschlüssel, er ist nirgends zu finden. Wahrscheinlich — denkt sie — ist der Schwager selbst hingegangen, um nachzusehen, ob etwas vorgefallen, und begiebt sich deshalb nach ihrer Hütte. Sie findet die Thür offen, aber als sie ins Zimmer tritt, zu ihrem Schrecken auch die Truhe erbrochen, in der sie beim Hineinblicken das erblickt, woraus Gott die Welt erschuf, — Nichts. Ihre Baarschaft ist hinweg! Sie wankt bestürzt in die Kammer und ist dem Zusammensinken nahe, als sie hier auch die Leiche vermißt. Die auf dem Fußboden der Kammer angebrachte Kellerthüre ist offen. Sie faßt Muth, zündet Licht an und steigt in den Keller hinab. Was findet sie hier! — zwei Leichen! ihren Schwager todt neben ihrem Manne, und daneben ein paar Speckseiten. Die Untersuchung führte mit ziemlicher Gewißheit auf folgende Vermuthung: Der Schwager wollte den eigenmächtigen Erben spielen. Nachdem er das Geld hatte, gelüstete ihn auch nach den Speckseiten, die über dem Hängewerke, worauf die Leiche ruhte, auf einem Brete lagen. Er stieg auf das Hängewerk, um sie bequemer zu erlangen; dieses konnte die doppelte Last nicht tragen, die Stricke rissen und die beiden Brüder fielen auf die darunter befindliche Kellerthür, welche, morsch und in verrosteten Angeln, bald nachgab, so daß der Sturz noch weiter in die Tiefe ging und zu der einen Leiche noch die zweite hinzufügte. Der Todte hatte auf eine fürchterliche Weise noch sein Hausrecht gehandhabt, und das rechtmäßige Eigenthum seiner hinterlassenen Frau beschützt.

(Wie dick darf der Stock sein, womit die Engländer ihre Frauen schlagen?) Bekanntlich existirt in England ein Gesetz, wonach jedem Ehemanne erlaubt ist, seine Frau mit einem Stocke zu schlagen, der so dick ist, wie ein Daumen. Es fragt sich, ob das Gesetz in dem Falle Gültigkeit hat, daß der Daumen eines Mannes durch die Gicht noch einmal so dick geworden wäre. Daß gichtige Männer ebenso gern in England wie gesunde ihre Weiber prügeln, leidet keinen Zweifel; es fragt sich demnach: darf ein gichtbrüchiger Mann, weil sein Daumen angeschwollen ist, einen gleich dicken Stock gebrauchen? Diese Frage wurde in Gegenwart der

Mrs. Trollope in einer Pariser Soirée aufgeworfen und sie erzählt die Beantwortung derselben im dritten Bande ihres Werkes: „Paris und Pariser." Der Engländer, an den die Frage gerichtet war, erwiederte, durch eine Jury von Aerzten sei entschieden, daß in solchen Fällen die Abnahme der Kräfte des Mannes im genauen Verhältnisse der Anschwellung des Daumens stehe und deshalb ein besonderes Gesetz in dieser Beziehung nicht nöthig sei; je stärker der Daumen angeschwollen und je stärker mithin der Prügelstock, desto kraftloser sei natürlich der Arm des Ehemanns.

(Die Herrengarderobe betreffend.) Um die Ränder schmutziger Kleiderkragen zu reinigen, gebraucht man, wie das Berliner Gewerbeblatt empfiehlt, am vortheilhaftesten Schwefeläther. Man benetzt damit die schmutzige Stelle, so wie ein wollenes Läppchen und reibt mit diesem die erstere. Die Reinigung erfolgt vollständig.

— Als Zeus den Menschen erschuf, erzählt ein griechischer Schriftsteller, hing er ihm einen Quersack über die Schulter. In den vordern auf die Brust herabhängenden Theil legte er die Fehler seines Nebenmenschen; in den auf dem Rücken sich befindenden Theil legte er die eigenen Fehler desselben. Daher käme es, daß der Mensch die Fehler seines Nächsten stets vor Augen habe, seine eigenen Fehler aber nicht sehen könne.

— Eine Maske, in der Gestalt des Jupiter, ging Saphir nach, hielt ihn endlich an und versuchte es, ihn, so was man sagt, zu sekiren. Saphir hörte ihr einige Zeit lächelnd zu und sagte dann: „Ich bin überzeugt, Du bist der wirkliche Jupiter! — Wie so? fragte die Maske. — Nun, sagte Saphir, weil die Weisheit aus Deinem Haupte — entsprungen ist! —

— Zur Charakteristik der jungen Enländer kann nachstehende Anekdote dienen: In dem Café de Paris rauchte der junge Lord B. und die Asche von seiner Cigarre fiel mehrmals auf seine Atlascravate. Sir Ed. St., der in einem eleganten Paletot an dem Kamin stand, machte ihn drei Mal auf diesen kleinen Unfall aufmerksam. Bei dem vierten Male endlich rief Lord B. ärgerlich, in seinem Gespräche so oft unterbrochen zu werden, aus: „Herr, was geht es Ihnen an? Ihr Palletot brennt schon seit einer halben Stunde und ich habe Ihnen nichts davon gesagt.

— Eine Correspondenz aus Berlin im Telegraphen beginnt also: „Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich meine Mittheilungen nicht mit einem frommen Anrufe oder einem kurzen Gebete eröffne, denn in dem philosophischen und freigeistigen Berlin herrscht jetzt eine so undurchdringliche fromme Atmosphäre, daß ein weltliches Gemüth sich kaum der Ansteckung erwehren kann."

Zweisylbige Charade.

Welch' Mädchen wohl möchte die Erste nicht sein!
Die Zweite ist nimmer auf Erden allein,
Sie selbst ist Gesellschaft sich immer.
Das Ganze nicht immer freiwillig sich eint,
Denn oft, wenn es Vielen beneidenswerth scheint,
Umgiebt es ein trüg'rischer Schimmer;
Doch, wo es sich einte zum dauernden Glück,
Verkündet nur Freude sein leuchtender Blick! —

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man sieht viele Kopfputze mit Blumen an der Seite und einem Kamme in dem Chou, viele Kleider von Gaze mit glattem Schneppenleibchen und kurzen Aermeln, unten herum, vorn an zwei Seiten hinauf, in der Mitte des Leibchens und an den Aermeln mit Blumen ausgeputzt, dazu ein Unterkleid von Atlas, ebensfalls mit einer Blumenguirlande unten herum. Auf allen Bällen kann man die Bemerkung machen, daß die Damen sehr häufig Guirlanden im Haar tragen, daß die Haarputze etwas höher sind, als sie seit einiger Zeit gewesen, sich aber immer noch sehr breit erhalten. In vielen Haarputzen bemerkt man einen künstlichen Aufbau, gleichsam Arcaden, gothische Bogen &c., die man mit Perlen und Silberborden, mit Goldcrepin &c. verziert, so daß eine sehr zierliche Einrahmung des Gesichts hervorgebracht wird.

Die Vorliebe für wattirte Ueberröcke verbreitet sich mehr und mehr; sie sind von Marceline oder Levantine und haben eine ganz kleine Pelerine, die oben schließt und unten auseinandergeht. Besonders zu Negligé werden viele Kleider von Tuch getragen.

Viele Ballkleider macht man mit glattem sehr spitzem Schneppenleibchen, vorn auf dem Rocke und an dem Leibchen mit englischen Spitzen garnirt, dazu eine Cardinal-Pelerine von englischen Spitzen und ein Kopfputz ebenfalls von Spitze mit einem Blumenkranze. Eine hübsche Toilette ist: Schneppenhütchen von Sammet mit langen Federn an der Seite; kurzes Kleid von Atlas mit langem glattem Schneppenleibchen und kurzen Aermeln, an den Seiten des Rockes offen und durch ein Atlasband zusammen gehalten; Unterkleid von Sammet mit breitem Spitzenvolant.

Ballanzug für einen Herrn: Frack mit schmalem niedrigem Kragen, breiteren Klappen und engen Aermeln ohne Aufschläge mit übergeschlagenen Manschetten; goldgestickte Atlasweste; schwarze Tuchbeinkleider; weiße Cravate.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 9. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 10. (Sonnabend, den 5. März) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Das Mädchen von Fernitz.

(Eine historische Erzählung.)

(Beschluß.)

Ringsum herrschte schauerliche Stille, nur leise Seufzer der in Fesseln schmachtenden Christen säuselten durch die Luft. Auf der entgegengesetzten Seite des Lagers rief ein Ulema betend die Stunde.

Der mit Bogen und Pfeil in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten auf- und abgehende Spahi wandte sich, den Ruf vernehmend, gläubig gegen Mekka. Der Mond trat in einen Wolkenkranz, und schützendes Dunkel verbreitete sich über die Gruppe. — Jetzt galt's!

Wie ein flüchtiges Reh, kaum athmend, leise und behend, sprang das kühne Mädchen über die Wächter hinweg, hinter das Gebüsch der nahen Umzäunung. Der Gegend kundig, eilte sie vorwärts, nicht gegen Grätz zu, sondern quer feldein, nach dem Ufer der Mur; wo grünendes Gebüsch den Blick der Verfolger nicht durchdringen ließ, glich ihre Flucht einem Fluge, auf ebenen Stellen kroch sie, die Vertiefungen suchend, vorsichtig weiter. Der Angstschweiß rollte ihr von der Stirne, der zarte Fuß, geritzt vom Gesträuch, blutete. — So gings fort, mehr als eine Stunde schien hinter sie das Rauschen der Wagen, schon nahte sie sich dem nach Süden dahinrollenden Strome, da glaubte sie Stimmen und Tritte eilender Rosse zu hören, nein, wieder wird es ruhig, es mag nur ein aufgescheuchtes Wild gewesen sein. Sie eilt das Ufer entlang, sie blicket um, nicht weit kann das Fischerhäuschen in der Aue mehr sein, hier — hier, doch nur die Brandruinen desselben starren ihr entgegen. — Jetzt aber tönt's laut durch die Aue, das ist Feindesruf, nirgends Hilfe, nirgends Rettung, Gott! da schaukelt des Fischers Kahn in der Fluth. Schnell ist der Knoten gelöst, die Fährstange ergriffen, sie stößt vom Strande, und dahin trägt sie die reißende Fluth.

Der Mond leuchtet hell im Sternenkranz dem Mädchen auf der nächtlichen Fahrt. Mit kräftigem Arm handhabt die kühne Schifferin die Fährstange und taucht und arbeitet, ihr Muth bleibt nicht unbelohnt, sie landet glücklich am jenseitigen Ufer.

Nur kurze Zeit gönnt sie sich Ruhe, Athem zu holen und zu überlegen, dann eilt sie weiter. Sie lenkt ihre Schritte gegen Grätz zu. Sie ist nicht mehr ferne. Eben brach der junge Tag an, und der erste Sonnenstrahlen-Purpur umsäumte den Schöckel und blitzte durch die Fichten und Föhrenwaldung von Maria-Trost.

Das Feuer der Kanonen war verstummt, und das rosige Morgenlicht, welches auf die Zinnen der Festungswerke des Schloßberges fiel, sah dort noch unbesiegt und unbezwungen flattern des Oesterreichers Panier, und die Fahne des Landes, den Panther, den feuerspeienden Berg im grünen Felde.

Ibrahim Pascha mit seinen Kohorten mußte der Tapferkeit der Vertheidiger des Schloßberges weichen. Hunderte von seinen Kriegern hatte er schon eingebüßt, und selbst die Janitscharen, die Todesverächter, waren zu keinem neuen Sturm mehr zu bewegen, er hatte das Feuer einstellen lassen, und suchte sich raubend und plünnach Fernitz zurückzuziehen.

Während sich dieses in den Mauern von Grätz zutrug, sah Anna, schon ganz nahe der Stadtbegrenzung in der Aue wandelnd, in der Ferne einen Haufen Krieger

heranrücken, ihre Fähnlein flatterten in der Luft, und ein lustiges Trompetenstückchen begleitete den Marsch.

Voran mehrere Rotten heimischer Lanzenknechte und hinterher wohl mehr als tausend Reiter, deren Schwerter und Rüstzeug in der Sonne glänzte.

An der Spitze derselben der Führer Hans Ungnad, Freiherr von Sonneck, und an seiner Seite Christian, ihr Liebster.

Wie sie das Mädchen sahen, machte alles Halt. Schnell und mit kurzen Worten theilte ihnen Anna das Gehörte, ihre Angst und der Feinde Besorgniß mit, im Rücken angefallen zu werden.

Der Freiherr spendete dem heldenmüthigen Mädchen seinen Dank, und sendete sie unter sicherem Geleite auf sein Schloß zurück. Christian, jubelnd vor Freude über ihren Muth, ihre Rettung, gab ihr zum Abschied einen herzhaften Kuß mit. Mehrere reitende Boten jagten rechts und links, Befehle und Kunde von dem Vorgefallenen zu bringen.

Das Unglück der Stadt Grätz ahnend, hatten Hans Katzianer von Katzenstein, einer der tapfersten Steiermärker, und Freiherr von Sonneck, schleunigst einige Tausend Mann, meistens Reiter, gesammelt, und eilten den Bedrängten zu Hilfe. Schon begann der Rückzug der Türken, da trafen auch der Befreier Boten ein. Vom Schloßberg aus sahen die Bürger und Vertheidiger die Fähnlein der heranrückenden Schaaren, und riefen ihnen aus den ehernen Feuerschlünden den Gruß zu.

Hans Katzianer setzte mit den Seinen durch die Furth, die Feinde rücklings zu fassen, der Freiherr von Sonneck weiter oben gegen Grätz über den Strom. Die Besatzung des Schloßbergs, die Lanzenknechte und Bürger machten zugleich einen Ausfall.

Bei Fernitz kam es zum Treffen, blutig war der Kampf. Das Geschütz wurde nur theilweise gebraucht, denn es kam bald zum Handgemenge. Die Janitscharen stürzten sich, von Ibrahim selbst geführt, mit blinder Wuth auf die Christenkämpfer, und mancher Pfeil schwirrte von der Bogensehne eines Asiaten und trank deutsches Herzblut.

Christian war mitten im Gefechte, er hatte außer der Christenschmach ja auch noch die von der Geliebten ausgestandene Todesangst zu rächen. Mit umsichtiger Kaltblütigkeit drangen die Besatzung, dann Hans Ungnad und Katzianer mit ihren Mannen vor, und tauchten ihre Lanzen und Schwerter in die Brust der Türken, aber noch immer wankte der Sieg. Dieserhalb führte Ibrahim Pascha neue Schaaren auf den Würgplatz.

Auf arabischem Vollbluthengste kämpfte Ibrahim Pascha, die diamantne Agraffe auf dem Reiherbusch, die mit Edelsteinen reichbesetzte Satteldecke, die mit Goldblech beschlagene Zäumung seines Streitrosses machten ihn, umgeben von dem Halbmondpanier mit den Roßschweifen, einer Würde Zeichen, als solchen bemerkbar.

Zu ihm hin bahnte sich auf seinem Rappen Christian den Weg über blutige Leichen. Er erreicht ihn, rechts und links fallen von seinen kräftigen Hieben ein par türkische Offiziere und Schildträger; schon holt er aus, um den Gewaltigen zu treffen, da mehren sich die Feinde, und ringsum sieht er sich eingeschlossen. Nun gilt's, und frisch mäht er die Heidenköpfe herunter. Die Seinen erblicken ihn und drängen sich rasch herein. Jetzt knallt in der Nähe der Schuß einer Hackenbüchse, der Araber bäumt sich erschreckt, Christian benutzt den Augenblick, und von seinem Rosse getroffen, sinkt der Pascha.

Ein panischer Schreck ergreift die Türken, unter fürchterlichem Geschrei wenden sie sich zur Flucht.

Sie erlitten eine vollkommene Niederlage, die ihnen den Kopf des Paschas und ihre gesammte aufgehäufte Beute kostete. Wenige Tage darauf wurde zu Grätz das Siegesfest gefeiert. Der Bürger erschien im Sonntagsputz, ein stattlicher Umgang mit Prunk und Ceremonie wurde gehalten, am Ring wurde ein mächtiger Ochse gebraten, und Fleisch, Wein und Backwerk unter die tapfern Söldner und die Besatzung vertheilt, vaterländische Sänger priesen gemüthlich im Reimspiel die That; Musik und Jubel ertönte vollauf.

Am fröhlichsten waren Anna, das Mädchen von Fernitz, und Christian, denn sie waren unter den Fröhlichen glückliche Brautleute, reichlich beschenkt von den Bürgern und Edlen des Landes; der alte Wormser Waffenschmied aber hämmerte an diesem Tage zum letzten Male aus dem erbeuteten Damascener des Paschas ein klein Schwertlein für den künftigen Enkel, und trillerte in ahnungsvoller Zukunft ein lustig Liedlein rheinischer Heldensage dazu.

Noch heute schaut aus dem runden Giebelfenster des gräflich Saurauschen Palais, nächst dem Paulusthore zu Grätz, ein aus Holz gemeißelter Türke mit geschwungenem Yatagan, als Denkmal jener Tage, als Wahrzeichen: „Bis hierher und nicht weiter!"

Ein Straßenräuber neuerer Zeit.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile tiefen Schweigens und nachdem der Lord seine Cravatte wieder in die gehörigen Falten gebracht, auch seine Weste zugeknöpft, sprach er seinen Gefangenen also an: „Mein Freund! die Waffen sind veränderlich." — „Warum haben Sie nicht lieber mich getödtet, Mylord! statt meines Pferdes?" — „Seid Ihr klug? Ein Mensch ist doch mehr werth, als ein Pferd!" — „Ich hätte meines nicht für das ganze Regiment der Königin gegeben." — „Und Ihre Majestät würde eben so wenig in den Tausch eingegangen sein," entgegnete der Lord frostig. — „Armes Thier!" sprach der Räuber, „arme Furia!" — „Es war ohne Zweifel ein schönes Thier?" — Ein Thier ohne Fehler; zu Newmarket hätte sie nicht ihres Gleichen gehabt, wenn ich sie hätte dahin bringen wollen; seit den 6 Monaten, wo sie mir gehört, ist sie nie gestolpert." — „Uebrigens, mein Freund! braucht Ihr ja kein Pferd mehr; schon ist Eure letzte Halsbinde gesponnen, und Ihr werdet sie nicht verbrauchen." — „Wer weiß!" meinte der Highwayman. — „Ihr habt Recht; wir wissen freilich nicht, was morgen sich ereignen wird; selbst was die nächste Stunde uns Neues bringen mag, ist uns unbekannt; aber allen menschlichen Wahrscheinlichkeits-Berechnungen gemäß werdet Ihr bei den nächsten Assisen figuriren, und es müßte wahrlich eine höchst besondere Folge anderer Umstände eintreten, wenn nicht der Galgen . . ." Hier ließ der Räuber ein leises hohnlächelndes Grinsen vernehmen, das den Lord hinderte, fortzufahren. Es trat ein Augenblick Stillschweigen ein; dann fuhr Lord Edmund fort: „Es fehlte nur wenig, daß Ihr Euren Zweck erreicht hättet; ich schlief und wäre ohne einen Stoß der Kutsche nicht zu gehöriger Zeit erwacht. Ohne Zweifel errathet Ihr schon, was ich mit Euch vorhabe. Was hättet Ihr wohl mit mir gethan, wäre ich jetzt in Eurer Gewalt? . . . Ihr hättet mir Uhr und Börse und diesen Diamanten genommen, der hier an meinem Finger glänzt. . . . Das wäre allerliebst gewesen; allein ich habe kaum 25 Pfd. in meiner Börse." — „Ganz und gar nicht, Mylord! Das alles hätte ich Ihnen gelassen, nur würden Euer Gnaden höflichst ersucht worden sein, eines der Kutschpferde zu besteigen und mir zu folgen." — „Ha, ha! und wohin denn?" — In ein Landhaus hier in der Gegend, das mir zu Gebote steht."

„Hier hätten Ew. Gnaden," fuhr der Highwayman fort, „wie ich voraussetze, ein comfortables Abendessen anzunehmen geruht, das Sie mit einigen wackern Burschen getheilt hätten, und wenn die Flasche gehörig gekreiset, hätten wir Sie gebeten, uns gütigst eine Anweisung über 1000 Pfd. Sterling auf Ihren Banquier auszustellen, um ein gewisses, in Ihrer Westentasche befindliches Portrait wieder einzulösen; nach berichtigter Zahlung der Anweisung hätten Ew. Gnaden volle Freiheit zur Rückkehr nach Hause erhalten." — Ich will des Henkers sein," rief der Lord, „wenn ich für Arabella's Bild 1000 Pfd. gegeben hätte!" — Sie hätten sie recht gern gezahlt, Mylord!" entgegnete der Highwayman, „weil Miß Arabella, wenn sie Sie ohne dieses Portrait wiedersähe, glauben würde, Sie hätten dasselbe einer gewissen Mistreß Margaret geschenkt, gegen welche sie Eifersucht hegt, und aus Ihrer Heirath wäre dann nichts geworden." — „Das ist in der That wahr, mein Junge!" sprach der Lord, „Du kennst meine Angelegenheiten so gut wie ich selbst." — „Noch besser, Mylord." — „Wohlan, mein Junge! Du sollst gerade so behandelt werden, wie Du mich zu behandeln beabsichtigtest; Du sollst mit mir zu Abend essen. Zwar wirst Du keine so heitere Gesellschaft finden, wie Du es wünschtest; allein das Abendessen soll eben so gut sein. Nachts bleibst Du in meinem Schlosse, wo Du gut bewacht wirst und morgen wird man, statt Dir 1000 Pfund Sterling zu geben, Dich vor den Sherif bringen, und wir sind dann quitt."

Eine kleine Weile danach gelangte man zu Lord Edmunds Schloß; die Postkutsche fuhr über eine Zugbrücke, die unverzüglich wieder aufgezogen wurde, und der „Gentleman von der Landstraße" ward in einen Saal geführt, wo man ihn seiner Fesseln entledigte. Das Gebäude war ganz sicher, wie der Lord es gesagt; es war von breiten Gräben umringt; ein Haufe Diener, von dem Vorfall und dem Stande des neuen Gastes unterrichtet, verlor ihn nicht aus den Augen und benahm ihm jede Hoffnung, auch nur den mindesten Versuch zur Flucht zu unternehmen. Nach aufgetragenem Nachtessen erzeigte Mylord ihm versprochener Maßen die Ehre, ihn zu seiner Tafel zu ziehen, und der Highwayman nahm seinen Platz mit der Ungezwungenheit und Freiheit eines mit Namen und Wappen begabten Edelmanns ein. Er war ein hübscher Mann von siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, dessen Gesicht nicht ohne Auszeichnung, und dem man nur ein wenig Unverschämtheit im Blicke vorwerfen konnte. Er sprach mit Eleganz und war hinlänglich unterrichtet, um eine literarische Unterhaltung mit Lord Edmund anknüpfen und fortführen zu können, welcher, ein Zögling Oxford's, etwas von der Pedanterie an sich trug, wie man sie den aus diesem Collegium ge-

schiedenen adeligen Subjecten zum Vorwurf macht. Trotz des Looses, das seiner harrte, erwies er der Tafel des Lords gehörige Ehre und speiste mit wahrhaft englischem Appetit. Als man das Tischtuch abgehoben, um Wein herbei zu bringen, und die Diener sich zurückgezogen, füllte Lord Edmund zwei Gläser und brachte seinem sonderbaren Gaste einen Toast. „Es gilt Dir, mein Gast," sprach er. — „Entschuldigen Sie einen Augenblick," versetzte der Räuber, sein Glas bei Seite setzend: „obgleich ich in Ihrer Macht und an Ihrer Tafel mich befinde, so soll doch nimmermehr mein Glas das Ihrige berühren, ehe ich erfahren habe, ob der Mord meines Pferdes einem unvorhergesehenen Zufalle zuzuschreiben oder das Werk Ihres Willens ist." — „Die Wirkung des Zufalles war es, mein Bursche; ich bin vor Schrecken aus dem Schlafe aufgefahren und habe ganz mechanisch gehandelt; auf mein Ehrenwort; Du warst es, den ich tödten wollte." — Dann ist Alles gut," sprach der Räuber. Und nun wurden die Gläser geleert. — „Dein Name, wenn's gefällig ist?" fragte der edle Amphitryon. — „Jack the Fly."

Wir übergehen die weiteren Tischgespräche der beiden Zecher; sie schmecken fast immer und in allen Ländern nach dem Geiste des Weines, der zwischen der Flüssigkeit und dem Flaschenstöpsel sich condensirt; wir wollen blos anführen, daß sie von Londons schönen Damen sich unterhielten, daß Jack the Fly sie alle kannte und ihre Schönheit zu würdigen wußte. Endlich trat ein Augenblick ein, in welchem Jack sich beigehen ließ, die Aristokratie der Gentlemen von der Landstraße mit jener des Oberhauses zu vergleichen und ersterer den Vorzug vor der letzteren einzuräumen, da meinte denn doch der Lord, sein Besiegter überschreite das Maaß der ihm zugestandenen Freiheit, und er ließ daher die Flaschen abtragen. Jack ward sodann in ein ziemlich behagliches Gemach geführt, dessen Fenster verriegelt waren und wo man ihn seinen Betrachtungen und dem Verdrusse überließ, den der Verlust seines schönen Pferdes ihm verursachte.

Am folgenden Tage verließ Edmund früh sein Lager; er entfernte sich aus dem Schlosse, um in dem angrenzenden Park einen Spaziergang zu machen. Die Mauern des Parks zerfielen von allen Seiten in Ruinen und erheischten dringend eine baldige Ausbesserung. Wie konnte man einen Park ohne Mauern mit Wildpret besetzen? wie ihn vor Wilddieben schützen? Miß Arabella's Mitgift sollte dem Gentleman dabei zu Hülfe kommen. Der Name des jungen Mädchens, der seiner Einbildungskraft vorschwebte, führte ihm das Ereigniß des vorigen Tages, das todte Pferd, seinen Kampf, seinen Sieg, seinen Tischgenossen und endlich seinen Gefangenen ins Gedächtniß zurück. — „Was, zum Henker! mache ich wohl mit dem Kerl?" dachte er. „Soll ich dem Gesetze ein Bein unterschlagen und dieses schlechte Subject zum Teufel laufen lassen? . . . Welche Wahrscheinlichkeit, daß ein Pair des Königreichs sich so benehmen werde?" Von der andern Seite hatte Mylord nun einmal die Unklugheit begangen, diesen Menschen zur Tafel zu ziehen, ihn als Gast aufzunehmen und das Glas mit dem seinigen erklingen zu lassen. War es möglich, daß aus dem Gastfreunde des vorigen Tages am folgenden Tage ein Ankläger werden könne? Sollte er selbst vor die Assisen treten und gegen Jack, den Highwayman, eine so erschwerende Aussage vorbringen, daß sie ihn unmittelbar zum Galgen führen müßte? „Das kommt von der Excentricität!" sprach er zu sich selbst. „Ich hätte schon gestern diesen Menschen ins Gefängniß führen, oder ihn wenigstens, wenn er die Nacht bei mir zubringen sollte, auf einen Speicher einschließen und ihm ein Stück Roastbeef und einen Krug Bier bringen lassen sollen."

Diesen unangenehmen, zögernden Betrachtungen gab Lord Edmund sich hin, als plötzlich das Gerassel von Blättern, die von einem menschlichen Fuße bewegt wurden, veranlaßte, daß er den Kopf erhob; Jack the Fly stand vor ihm.

(Beschluß folgt.)

Der schlimme Bewunderer.

Zu den Zeiten, wo es noch im preußischen Heere unter den Officieren Sonderlinge gab, die sich darin gefielen, Zweikämpfe mit Kameraden zu suchen, und um sich die Langeweile der Friedens-Garnison zu vertreiben, saß ein Infanterie-Offizier solcher Gattung in einem Kaffeehause. Da trat ein ihm wildfremder junger Kavallerie-Offizier herein, schmuck, hübsch, von freundlichem Ansehen. — „Bruder," sagte jener Grisgrämige leise zu einem Kameraden seines Regiments — „der blanke Bursch dort ist mir zuwider. Mit dem muß ich mich schlagen." — Umsonst blieb das Versuchte gütliche Abreden, der Grisgram lauerte auf seinen harmlosen Widersacher, wie der Luchs auf eine erkorne Beute.

Der junge Kavallerist bestellte sich eine halbe Portion Kaffee.

„Wie mäßig!" accompagnirte der Grisgram.

Jener, ohne es zu beachten oder beachten zu wollen bezahlte das Gebrachte.

„Wie baar!" hieß das bewundernde Accompagnement. Und nun ging das komische Gespräch folgendergestalt weiter:

„Es scheint, Herr Kamerad, als würdigten Sie auch meine unbedeutendsten Aeußerungen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit.

„Wie richtig und flink im Errathen!"

„Ich hoffe, Sie tragen damit nichts Beleidigendes wider mich im Sinn."

„Wie gutmüthig!"

„Das bin ich nur bis auf einen bestimmten Grad und Sie überschreiten ihn. Ich fordere Genugthuung.

„Wie muthig!"

„Und zwar sogleich."

„Wie entschlossen."

Rasch gings in den Garten des Hauses hinunter, zwei Kameraden als Sekundanten mit.

Der Reiter-Offizier war ein gewandter Fechter. Nach einigen frischen Gängen lag des entwaffneten Grisgams Klinge im Grase.

„Nehmen Sie Ihren Degen auf!" sagte der natürlich innehaltende Gegner.

„Wie großmüthig!" erwiederte der Grisgram.

Nun aber ging der Kampf noch heftiger los. Bald blutete der Grisgram aus einer tiefen Wunde am rechten Arm.

„Wie geschickt!" rief er aus, indem er den Klingenhieb empfand.

Da jedoch war aller Unmuth wider den lästigen Bewunderer aus des Siegers Seele entschwunden. Er bot dem Sonderling, der ohnehin für den Augenblick kampfunfähig war, lachend die Hand zur Sühne, und man ging in waffenbrüderlicher Befriedigung, ja man möchte wohl sagen Befreundung, heiter auseinander.

Die Zwillinge.

Vor ungefähr 20 Jahren etablirten sich in Berlin zwei Brüder, die von kleiner Statur und schwächlichem Bau, zugleich von so simplem Wesen waren, daß man ihnen um so mehr einen baldigen Geschäftstod prophezeihte, als sie ihr Verkaufslocal in einer der schlechtesten Gegenden der Stadt gewählt hatten. Die Prophezeihung ward jedoch zu Schanden; Fortuna suchte die beiden Brüder auf, und ehe ein Jahrzehend ins Land gegangen war, hatten dieselben ein eigenes großes Haus in dem besten Stadttheil und ihr Geschäft war das größte in Berlin. Die beiden Brüder waren — und das ist bei weitem das Interessanteste — Zwillinge und sahen einander so ähnlich, daß kaum die eigene Mutter sie unterscheiden konnte. Nun trug es sich zu, daß die Mutter dieser Dioskuren ein Hausmädchen miethete, welches so hübsch war, daß beide Brüder sich in dasselbe verliebten. Jeder von ihnen gab der Geliebten seine Gefühle auf unverkennbare Weise kund und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß das wackere Mädchen nichts dagegen haben würde, Madame H.... zu werden. Indessen entdeckten die Brüder auch sich gegenseitig und nicht minder der Mutter ihre Gefühle, Absichten und Wünsche, und da hieraus eine sehr fatale Collission entstand, so fügten sie sich in den Vorschlag der Mutter, daß das Mädchen selbst sich für Einen von ihnen entscheiden möge. Das Mädchen aber, um ihre Meinung befragt, erklärte, sie sei außer Stande, Einen von ihnen zu wählen, da es ihr unmöglich sei, Beide zu unterscheiden, und daß, wenn sie auch ein körperliches Unterscheidungsmerkmal auffände, die Brüder doch in Sprache, Benehmen, Denkungsweise und Charakter einander so ähnlich wären, daß sie durchaus für Einen dieselben Gefühle hegen müsse, wie für den Anderen. Diese biedere Aufrichtigkeit ist eben so merkwürdig, als die Aehnlichkeit der Brüder, aber auch eben so wahr. Das Resultat war nun Folgendes: Das wackere Mädchen blieb im Hause, ward von beiden Brüdern mit liebevoller Achtung wie eine Geliebte behandelt, beschenkt u. s. w.; alle Parteien aber (Mutter, Brüder und Geliebte) waren damit einverstanden, daß erst, wenn ein Bruder gestorben wäre, der andere Ueberlebenbende die Geliebte heirathen solle. Funfzehn Jahre und noch länger haben seitdem die Brüder neben einander gelebt, ohne daß je der kleinste Zwist zwischen ihnen stattgefunden hätte. Vor einigen Wochen endlich ist einer von den Brüdern, ich glaube in einem Alter von 42 Jahren, gestorben, und es steht nun zu erwarten, daß der Ueberlebende die Geliebte heirathen wird.

Feldherr und Vater.

Als der niederländische Admiral Daebels sich in der Schlacht bei Doggersbank, mit dem Driogschiffe gegen mehre feindliche Schiffe zugleich kämpfend, zurückzie-

hen mußte, schwur er auf das Heiligste: lieber sich und die ganze Mannschaft dem freiwilligen Untergange zu widmen — ehe er sich dem Feinde ergebe.

Um dieses alle Augenblicke, sobald die Zeit gekommen, ausführen zu können, mochte er sich auf die Treue oder gleiche Todesentschlossenheit eines der Matrosen nicht erst verlassen; rasch entschloß er sich, holte seinen noch nicht sieben Jahre alten Sohn — ein Kind voll Liebe zum Vater, aber auch an den pünktlichsten Gehorsam gewöhnt — aus der untersten Cajüte und stellte ihn, mit einer brennenden Lunte in der Rechten, wenige Schritte von der Pulverkammer des Schiffes auf, ihm einschärfend, daß er die Flamme erst bei seinem ausdrücklichen Befehle an das Spundloch der nächsten Tonne bringen sollte.

Kaum konnte der schmerzlich bewegte Vater seinen nichts Arges ahnenden Sohn nochmals ans Herz drücken, da ihn die Pflicht des Befehlshabers auf das Verdeck rief. Vom letztern ging eine Lucke in das Innere des Schiffes, so daß Daedels, eben in den verschiedenen Commandos auf- und niederschreitend, von Zeit zu Zeit seinen gehorsam mit der Lunte wartenden Sohn schauen konnte. Sobald dieser den Vater erblickte, rief er ihm in unbefangener Kindesliebe zu: Vater soll ich? so daß dem ergrauten Krieger, wenn er es, den Kopf schüttelnd verneinte, jedes Mal Thränen entfielen.

So währte es 5 qualvolle Stunden doppelten Kampfes für ihn, bis die Schanzen des Texel erreicht, das Schiff vor dem Feinde gesichert und dem Vater endlich vergönnt war, hinabzustürzen und sein Kind lebend gerettet zu umarmen, welches, fast unmuthig, dem Verlöschen der Lunte zusehend ausrief: Vater, ich soll also nicht?

Miscellen und Anekdoten.

— In Dresden macht seit einiger Zeit der Graf Szapary, den die Natur mit einem großen Vorrath von magnetischer Kraft versah, ungewöhnliches Aufsehen. Seine Heilversuche fanden anfangs viele Gegner und Hindernisse, seit er aber durch die Wiederherstellung der Tochter eines höhern Staatsbeamten, welche sieben Jahre ihrer Jugend auf dem Lager vertrauerte, deren Zustand kein Arzt zu bessern vermochte und die jetzt völlig gesund ist, und sogar die Freuden des Tages genießen kann und darf, seine Heilkraft bewiesen hat, verstummen die bösen Zungen und es strömen ihm so viele Kranke zu, daß sein Landhaus vor der Stadt zur Aufnahme der Hilfesuchenden nicht ausreicht und er einen Theil derselben auf Findlaters Weinberge einquartiren muß.

(Die Modesucht in Paris 1788.) Während Frankreich bereits auf einem Vulcane stand, der Geistlichkeit, Adel und Thron in die Luft zu sprengen im Begriff war, überboten sich die höhern Stände in Erfindung der läppischesten und abgeschmacktesten Moden. Frauen und Männer waren darin ganz gleich. Die erstern trugen einen ungeheuer hohen und breiten Kopfputz *), auf welchen die unsinnigsten Verzierungen kamen. Die eine pflanzte Blumen, Federn, Bänder, Flor, Perlen, goldne und silberne Schnüre darein; die andere brachte eine ganze Jagd von Jäger, Hund und Enten darauf; die dritte trug ein Schiff mit vollen Segeln; die vierte hatte einen Hirten, eine Hirtin, und eine Heerde Schaafe. Für die Männer gab es keinen wichtigern Gegenstand, als Westen und Knöpfe zu erdenken. Auf den Westen sah man ganze Scenen aus Figaro's Hochzeit oder Nina. Sie schienen bestimmt, eine Gemäldegalerie zu bilden. Der Eine hatte eine Reihe Schiffsbilder, oder chinesische Sitten, Schlachten, Landschaften; der Andere hatte Carricaturen von Heringsweibern; der Dritte trug die Liebschaften der Götter, oder den Planetenlauf, oder ein Pferdewettrennen. Was die Knöpfe betraf, so sah man hier eine Garnitur mit der ganzen Naturgeschichte, dort eine mit der Geographie Frankreichs, und bei einem Dritten hatte jeder Knopf ein Madrigal oder eine Carricatur. „Ich begreife nicht," sagte ein Mann, der jene Zeit durchlebte, „wie man unsere Zeit mit jener vergleichen und sie ihr nachsetzen kann. Mit Beschämung gesteh' ich, daß unsere Kinder besser sind, als wir waren!"

— Der russische Thronfolger hat seiner Braut folgende Verse in's Stammbuch geschrieben:

Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß,
Ich liebe Dich, weil ich nicht anders kann,
Ich liebe Dich nach einem Himmelsschluß,
Ich liebe Dich durch einen Zauberbann.
Dich lieb' ich, wie die Rose ihren Strauch,
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein,
Dich lieb' ich, weil Du bist mein Lebenshauch,
Dich lieb' ich, weil Dich lieben, ist mein Sein.

(Der letzte dumme Streich.) Herr M., der ein sehr unordentliches Leben geführt, verheirathete sich. Als man aus der Kirche kam, wo die Trauung geschehen war, nahm ihn die Schwiegermutter bei Seite und sagte zu ihm: „nun ist der wichtige Schritt geschehen und ich hoffe, daß Sie keine dummen Streiche mehr machen werden." — „Gewiß nicht, Mutter," antwortete der junge Ehemann; „ich verspreche Ihnen, daß dies der letzte sein soll.

(Ein Hofball in Paris.) Der letzte Ball am Hofe war besonders merkwürdig. Und in der That, wenn man bedenkt, daß etwa 4000 Einladungscarten ausgegeben worden, daß über 200 Musiker, 500 Lakaien und 200 Maitres d'hôte dabei beschäftigt waren, so muß man gestehen, daß es ein Ball im größten Style war. Von hoffähigen Personen weiß man in Frankreich nichts mehr. Bei Hofe zu erscheinen, ist Jeder fähig, wenn er sich in einer bürgerlichen oder militärischen Stel-

*) Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren einer Carricatur, wo der Friseur auf einer Leiter hinauf stieg, die Damen zu coeffiren.

lung befindet, die ihn zu einer Auszeichnung berechtigt. So werden unter die 14 Legionen der Nationalgarde von Paris und der Umgegend viele Billets vertheilt und da die Offiziere dieser Bürgermiliz oft Krämer, Fleischer ꝛc. sind, so kommen diese so gut an den Hof, als die Herzoge und Grafen, wenn diese eingeladen werden, was nicht immer der Fall ist. Der Herzogs- und Grafentitel giebt hier keine Berechtigung, zu den Hoffesten eingeladen zu werden. Ferner ergehen Einladungen an die Maires und deren Adjuncten in und um Paris, an die Offiziere der Garnison, an die Stadträthe der benachbarten Städte, an die Academie des Nationalinstituts, an die Gerichte ꝛc., so daß bei einem so großen Feste sämmtliche höhere Stände der bürgerlichen Gesellschaft Repräsentanten haben.

(Eine besondere Art, Abgaben zu erheben.) Der König von Congo weiß auf eine ganz eigenthümliche Weise Abgaben zu erheben. Früh, wenn der Wind stark weht, geht er aus und setzt dann seine Mütze nur leicht auf ein Ohr. Wirft sie ihm der Wind ab, so legt er denjenigen seiner Unterthanen zur Strafe eine Abgabe auf, die in der Richtung wohnen, von welcher der Wind herkommt.

(Scenen in Leipzig nach der Schlacht.) Der kürzlich verstorbene Professor Krug, erzählt in seine Lebensbeschreibung unter Anderm: Als ich am Tage nach der Schlacht um die Stadt ging in der Promenade, wo viele Todte und Verwundete lagen, stieß ich auf einen französischen Grenadier, dem ein Bein abgeschossen war, der aber noch lebte. Vor ihm stand ein preußischer Soldat, der seiner Aussprache nach ein Pommer war und den Franzosen auf das Bitterste verspottete. Als ich ihm sagte: „laß das gut sein, der schadet uns nichts mehr,“ — stemmte er die Hände in die Seite und rief mit lauter Stimme: „Was? hat der Kerl nicht wollen Bürgermeister werden in Berlin, unserer Residenz?“ — Ein anderer, der etwas Französisch radebrechen konnte, entriß einem vorübergehenden Franzosen, der wahrscheinlich aus dem Lazareth kam, sehr elend aussah, auch ganz zerlumpt war, die Nachtmütze mit den Worten: „lève ton bonnet devant moi! moi, je suis Prussien. (Nimm Deine Mütze ab vor mir, ich bin man ein Preuße.)

— Man hat die Urracen Europas auf folgende Weise berechnet:

Deutsches Blut, rein und vermischt — Deutschland, Schweden, Dänemark, Norwegen, Island, Holland, England, ein Theil von Schottland und Irland — 77 Millionen.

Celtisches Blut, rein und vermischt — Spanien, Frankreich, Dalmatien, ein Theil von Irland, Wales und Schottland — 64 Millionen.

Slavisches Blut, rein und vermischt — Rußland, Polen, ein Theil der europäischen Türkei, Böhmen, Mähren und Siebenbürgen — 54 Millionen.

Finnen und Samojeden — 3 Millionen.

Magyaren — 9 Millionen.

Türken — 4 Millionen.

Juden — 2 Millionen.

Im Ganzen 213 Millionen.

— In den letzten 40 Jahren hat sich die Einwohnerzahl in Wien von 273,242 auf 357,927; in Berlin von 192,217 auf 315,541; in München von 60,024 auf 106,351; in Dresden von 52,000 auf 80,989; in Hannover von 24,000 auf 29,000; in Stuttgart von 27,000 auf 42,217; in Karlsruhe von 16,021 auf 23,484; in Kassel von 23,692 auf 31,349; in Darmstadt von 15,460 auf 29,007; in Weimar von 8,917 auf 11,485 ꝛc. gesteigert.

— Ein getaufter Jude wurde von der Polizei inquirirt. Der Commissär fragte:

Wie heißt Ihr?

Aron Christian Stern.

Welche Religion?

Katholisch.

Wie alt?

Sechsundfunfzig Jahre.

Welches Gewerbe?

Handelsjud.

— Die traurigste Erscheinung in dem in voriger Nummer mitgetheilten Prozeß des Erzgauners Notar Lehon in Paris war ein Herr de la Chance. Lehon, ein vertrauter Freund seines kranken Sohnes, hatte sich um diesen auf seinem Todbette zärtlich bemüht und der Sterbende ihn dem alten Herrn empfohlen. Der Bethörte, ein reicher Mann, hatte dem Gauner sein ganzes Vermögen anvertraut — 1,360,000 Fr. Die ganze Versammlung, das Gericht selbst waren tief ergriffen, als Herr de la Chance seinen Fall vortrug und mit den Worten schloß: „Mein Vater hat mich nicht gelehrt, die Hand nach Almosen auszustrecken, aber bald werde ich keine andere Wahl haben. Ich habe nichts zurückerhalten und habe jetzt nichts mehr.“ In dieser Art sind die Geschichten alle. Was den Prozeß noch zu einer cause célèbre macht, sind die Beziehungen zu dem Grafen und Gesandten Lehon, von welchem der gerichtlich aufgestellte Verwalter der Gantmasse behauptete, es sei zu vermuthen, daß derselbe mit seinem Bruder dem Notar in Partnerschaft gestanden, und mehrere Belege dafür mittheilte. Und gegenüber dieser empörenden Thatsachen, wie benahm sich der Notar? Sein Ehrenlegionskreuz zwar hatte er bescheiden abgelegt, aber vorschützend, daß man ihm die zu seiner Vertheidigung erforderliche Zeit verweigert, hüllte er sich in seine Unschuld und verweigerte jede Antwort.

— Jules Janin, der bekannte französische Schriftsteller, sagt von Paris und den Franzosen: „Sie haben da in Deutschland so viel Angst vor unserer Unsittlichkeit; ich glaube, sie warten von einem Tage zum andern, daß wir uns auflösen werden eines Morgens in Liederlichkeit, Haltlosigkeit, Immoralität. Helfen Sie doch Ihren Landsleuten von der Pein! Wir sind ein ander Blut, wir sind schneller, hastiger und sehen darum leichter und frivoler aus. Aber wir sind so ehrlich und gewissenhaft, wie andere Völker; die Provinz, das ist ganz Frankreich jenseits der Barrieren von Paris, ist's nun ganz gewiß. Lieber Gott, in meiner Heimath, an der Rhone, was giebts da für gute und einfältige Leute! Und wie viel giebts in Paris. Wovon lebten denn die Schlingel und gar die Schufte? Doch nicht von einander? Sie brauchen ja Grund und Boden, Vorrath und Besitzthum, um zu spekuliren, eventuel zu flunkiren, zu stehlen. Und nicht einmal in Paris, was sie immer täuscht, ist ein Zehntheil von durchweg verwerflicher Spekulation, neun Zehntheile aber sind bons enfans, wie Sie solche nur in Deutschland haben können; mehrere Vaudevilles dür-

fen Sie nicht täuschen! die repräsentiren nur spekulirende Schriftsteller und ungewöhnliche Verhältnisse; denn die gewöhnlichen kann man ohne Theater haben. Seit einigen Jahrhunderten sprechen Sie immer von unserm Babylon, und seit einigen Jahrhunderten erwarten Sie, daß es morgen zu Grunde gehen werde, und außer Ihrer Reformation haben Sie just aus unserer Mitte den stärksten moralischen Aufschwung erlebt, welcher in der Geschichte jener Jahrhunderte zum Vorschein gekommen ist.

(Erklärung.) Im Salon No. 15. befindet sich ein kleines Artikelchen, das die oberflächlichen Leser desselben zu einer leicht möglichen Verwechslung verleiten könnte. Um dem vorzubeugen, sehe ich mich zu der Erklärung genöthigt, daß unter der dort genannten „Eisenbahn, ein Leipziger Lokalblättchen" nicht unsere Leipzig-Dresdner Eisenbahn gemeint ist, sondern die Eisenbahn von R. Binder, was auch aus dem weiteren Verlauf erhellt.

— Wie leicht vergißt der Mensch die Lehre: Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß man dir thue! Die Griechen, die noch eben selbst Sclaven waren, treiben jetzt am stärksten den Sclavenhandel an der Küste der Berberei.

— Die Türken wollen in keinem Stück hinter den Christen zurückbleiben; sie schicken jetzt auch Missionäre unter die Heiden, um sie den Koran zu lehren. Wenn die Sonne untergeht, fängt der Mond an zu leuchten.

— In Liverpool lebt jetzt eine junge Dame, Betty Rottingham, die durch ihre unbeschreibliche Schönheit schon 341 Engländer zu Narren gemacht hat. Viele reisen auf dem Continent, um wieder zu Verstande zu kommen.

— Georg Herwegh, der stürmende Dichter, wird uns folgender Maßen geschildert: 25 Jahre alt, ein ächter Fanatiker, ein St. Just, kein Mirabeau; schwarzes Haar und ein wunderhübsches Auge; schwäbischer Dialekt; bei Weibern unbeholfen, bei Männern wüthend. Immer von Bastille-Tagen .... träumend .... Jetzt noch Schwärmer, sogar ein unschädlicher, weil er in's Allgemeine geht und mit Inspiration, statt durch Ironie wirkt; in zehn Jahren (vielleicht) ein gefährlicher Mensch, in zwanzig entweder todt oder verheirathet.

Zweisylbige Charade.

Die Erste ist Präposition,
Ihr seht im Landwehrspruch mich schon.
Die Zweite hilft in's Grab hinein,
Und doch kann Medizin sie sein.
Das Ganze ist die Hauptsach' oft,
Wenn man auf Liebchens Jawort hofft. —

Auflösung von No. 9.: **Brautschatz.**

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das unverhoffte schöne Wetter, das wir seit einigen Tagen haben, hat alle Combinationen der Mode gestört; die Fabrikanten warteten auf Longchamps, um die wichtigsten Neuigkeiten an das Licht zu bringen, aber die Laune des Wetters nöthigt sie, jenes große Modenfest um einen ganzen Monat vorauszurücken. Alle eleganten Damen eilen zu ihren Lieferanten, um neue Stoffe zu verlangen, um nach den Mustern zu fragen, die angenommen werden, um die Formen zu erfahren, die man vorzuziehen gedenkt. Einiges ist denn bei diesen ungeduldigen Fragen doch herausgekommen; man sah z. B. Isabella-Capoten, die sich leicht in allen Ausputz fügen, den man ihnen geben will, so wie Hüte mit ganz niedrigen Köpfen, welche dem Gesicht ein hübsches rundes, volles Aussehen geben. Einige Bevorzugte sahen auch Grace-des-Dieu-Coiffüren, welche gewiß bald Furore machen, sowie Pagen-barets, in denen der Krepp, der Sammet, das Gold, die Federn und die Blumen mit außerordentlicher Kunst vereinigt sind.

Die Leute setzen sich endlich und wollen nicht mehr tanzen. Wir haben deshalb auch weniger von Sammet und Brocat, von Federn und Edelsteinen zu sprechen; denn mit der Ruhe kehrt auch die Einfachheit zurück.

Das Schwarz steht entschieden in Gunst und wird vorzugsweise getragen. Auf der Promenade sahen wir viele Ueberröcke von schwarzem Sammet, die vorn schwarze Bänder hatten und mit schwarzen Spitzen besetzt waren. Dazu ein Muff und ein Hut von schwarzem Atlas mit einer langen Feder.

Herren-Moden. Wir haben bereits einige Moden gesehen, aus denen man den Frühling herausfühlen kann, bei denen man die Paletots und Ueberziehröcke des Winters vergißt. Wir bemerkten unter andern einen königsblauen Frack mit breiten Schößen, die mit Seide gefüttert waren; der Kragen war niedrig, die Knöpfe rundlich, von glänzendem Silber und hatten in der Mitte ein Blumenbouquet in mattem Golde. Dazu eine paillegelbe Weste mit ähnlichen Knöpfen, und hellgraue Beinkleider.

Für sehr elegant hält man die Westen von weißem Casimir mit kleinen goldenen Knöpfen. Die Fracks, die man dazu trägt, sind meist schwarz. Die Ueberziehröcke haben Taschen auf den Hüften, große Knöpfe und mit Sammet gefütterte Aufschläge und Klappen. Die nußgrauen Palletots sind selten; den Vorzug giebt man denen von sehr hellen Farben, die mit gleichfarbiger Seide gefüttert und durchaus wattirt sind. Die Röcke sind sehr weit offen; sie haben kurze Schöße, enge Aermel, glattaufliegende Revers. —

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 11. (Sonnabend, den 12. März) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 12 gute Groschen vierteljährlich.

Die erste Liebe.

Humoristisches Fresko-Gemälde.

Freund Amor ist ein Tausendsasa,
Man wähnt in Trippstrill ihn, und — flugs ist er da,
Und schleicht verkleidet in unser Haus,
Und spielt den heiligen Nicolaus,
Beschenkt die, welche den Schwank nicht wissen,
Mit Schlägen und vergoldeten Nüssen.

Eine erste Poesie.

Ja, ja, ich muß Sie aus dem süßen Wahne reißen, holde Leserinnen, muß Ihnen die herbe Wahrheit rund heraus sagen: daß die erste Liebe auch die erste Thorheit sei, die man begeht, wenn man anfängt, zu fühlen. Sie protestiren und schütteln ungläubig die Engelsköpfchen? Die Liebe, die Poesie des Lebens, eine Thorheit? — sagen Sie mit vorwurfsvollen Glockenstimmen? Ja, ja, aber nicht die Liebe, sondern die erste Liebe, die erste Poesie des Lebens. Welche empfehlenswerthe Eigenschaften alle ersten Poesien haben, kann Ihnen unmöglich unbekannt sein, da wir in einer wahren Sündfluthzeit erster Poesien leben. Einer ersten Poesie fehlen alle Gedanken, und wo sollen bei einer ersten Liebe die Gedanken herkommen, da der Verstand schläft? Bei der zweiten, dritten und vierten Liebe erst macht man sich allerlei Gedanken, weil Einem da manches Licht aufgeht. Erste Poesien sind gewöhnlich idyllischer Natur, so wie die erste Liebe, wo man den ungereimten Seufzer ausstößt: Eine Strohhütte und Dein! Bei der zweiten, dritten und vierten Liebe seufzt man schon vernünftiger: Deinen Palast und Deine Hand, das Herz mag nehmen, wer da will! Erste Poesien schafft man in den Tölpeljahren, was können sie also anders enthalten, als Thorheiten? Die größte Thorheit aber begeht derjenige, welcher eine erste Poesie in den Druck giebt, so wie auch jener, der seine erste Liebe oder das Herz mit der ersten Liebe in Druck giebt — in Druck unter dem Leichenstein.

Die erste Liebe gleicht dem Erlernen des Rauchens, man muß dabei fürchterlich Lehrgeld zahlen; aber weil jeder Gelbschnabel raucht und liebt, so überwinden wir uns, und rauchen und lieben auch, bis aus dem Rauchen eine süße Gewohnheit, und aus dem Lieben eine Liebhaberei entsteht; bald besitzen wir eine ansehnliche Pfeifensammlung, bald tragen wir im Herzen eine zweite, dritte, zehnte und zwanzigste Liebe. Ist es nicht thöricht, sich unnöthige Bedürfnisse anzugewöhnen?

Nicht die Liebe, die erste Liebe nur ist ein Kind; da bauen wir sieben Stock hohe Kartenhäuser der Treue, und ärgern uns von Herzen, wenn ein schelmischer Mund sie umbläst; bei der zweiten Liebe verliert sich der Zorn, und bei der dritten sind wir schon ganz vernünftig, und geben uns gar nicht mehr ab mit dem läppigen Kartenhäuserbau. Sind die Kinder doch thöricht!

Die erste Liebe ist eine Kinderkrankheit, die ein Jeder bekommt, gewöhnlich sind's die Blattern, und glücklich ist derjenige, der recht frühzeitig mit ihnen fertig wird; wenn sie sich in späteren Jahren einfinden, sind sie nicht die eigentlichen, sogenannten Schafs-, nein, nicht Schafs-, sondern — Eselsblattern.

Die erste Liebe ist unser liebes, kleines Kanarien-Vögelchen, das wir herzen und küssen und gerne todtfüttern wollten, ja für das wir sogar sterben möchten; da sehn wir einen Gimpel, Zeisig oder Papagei, und aus ist es mit unserer ersten Liebe.

Das Mädchen- und Jünglingsherz verhalten sich in

der Liebe wie eine Glas- und Metallkugel, die man gleichzeitig und gleichförmig erwärmt; während jene schon glühend geworden, sich langsam abkühlt, hat diese erst angefangen, sich zu erwärmen, und der Moment des Glühens liegt noch in weiter Ferne. Daher ist beim Mädchen die erste Liebe die innigste, beim Jüngling erst die dritte oder vierte. Ja, bei manchem Mädchen ist die erste Liebe auch die letzte, wenn sie zu innig und feurig ist, so wie der Kalk sich nur einmal erhitzt und nie mehr siedet, mag man ihn noch so oft mit Wasser begießen. Wir Männer haben in Bezug auf das Gefühl viel weniger Capacität, und müssen uns erst, wie in eine Wissenschaft, nach und nach hineinfinden. Der Jüngling hält seine erste Liebe geheim, so wie derjenige, der zu rauchen anfängt, heimlich das Pfeifchen zu sich steckt und in einem verborgenen Winkel schmaucht; das Mädchen hingegen freut sich über die erste Liebe, wie über die erste Burnus, und kann den Augenblick kaum erwarten, wo sie mit derselben in die Kirche gehen oder auf dem Graben wird promeniren können. Wenn wir Männer unsere erste Liebe ablegen, werfen wir dieselbe gleichgültig, wie einen abgetragenen Rock, in einen Winkel, und lassen sie dort liegen; die Mädchen aber machen es damit, wie mit einer abgetragenen Mantille; sie wenden und drehen dieselbe, bevor sie ihr Lebewohl sagen, nach allen Seiten, betrachten sie sorgfältig und sprechen zu sich selbst: Doch Schade darum! die Quaste ist noch ganz neu und die Farbe nur wenig abgeschossen; nein, ich werfe sie noch nicht weg, für's Haus und schlechte Wetter ist sie noch gut genug.

In der ersten Liebe betragen wir uns so albern und linkisch, wie ein Landjunker, der zum ersten Male in ein Stadttheater kommt, und schon beim Lampenanzünden in Extase geräth; bei der zweiten und dritten Liebe gleichen wir schon ganz gebornen Städtern, wenden uns nicht selten vornehm gleichgültig von der Bühne, und sprechen: Das Stück habe ich ja schon vielmal gesehn.

Das Mädchenherz ist in der ersten Liebe am zartesten, weichsten, besten; es verhält sich dabei eben so, wie ein Ei, das weich gesotten wird; nur bei der ersten Wärme bleibt es weich und schmackhaft, läßt man es länger beim Feuer stehn, wird es hart und unverdaulich. Unsere Männerherzen aber sind wie Sauerkraut, je öfter man es aufwärmt, desto besser ist es.

Eine unglückliche erste Liebe ist wie der erste Rausch, von unangenehmen Folgen begleitet; man bekömmt Kopfschmerz darnach, und verliert auf lange Zeit die Lust zum Trinken. Nach einer glücklichen ersten Liebe gleichen wir einem jungen Bären, der die Süßigkeit des Honigs erschmeckt hat, und mit gierigem Leckermaule jeden Baum erstürmen will, in welchem er wilden Honig vermuthet.

Nicht wahr, holdeste Leserinnen, das war für Sie ein wonniges Entzücken, als Sie, aus den Kinderschuhen getreten, die erste Einladung zu einer Tanz-Reunion erhielten? Allen Ihren Bekannten zeigten Sie die Karte, und konnten sich von dem eitlen Gedanken gar nicht trennen, auch Eine der Auserwählten zu sein. Für Mädchen ist die erste Liebe die erste Einladungskarte zur Lebenstanz-Reunion der Ehe. Bei uns jungen Männern ist die erste Liebe die etwas nachdrückliche, freudige Erinnerung an das Axiom, daß auf jedes Erstes ein Zweites folgen müsse.

(Beschluß folgt.)

Ein Straßenräuber neuerer Zeit.

(Beschluß.)

Der junge Lord wich drei Schritte zurück und sagte, mit Anspielung auf den Namen, den Jack sich beigelegt: „Ihr hier, Sir? In der That, Ihr müßt wohl eine Fliege sein, da es Euch möglich geworden, meinen Leuten zu entwischen und über meine Schloßgräben zu springen.“ — „Sie sehen, Mylord, es bedarf nur eines einzigen Augenblicks, um unsere Stellung zu einander zu wechseln, und an Nebenumständen fehlt es dem nie, der sie zu benutzen versteht. Schon seit einer Stunde spaziere ich in Ihrem Park umher.“ — „Nun,“ sprach der junge Lord, desto besser! ich war sehr in Sorgen, was ich mit Euch anfangen sollte. Ihr habt mein Salz gegessen, habt meinen Wein getrunken: es wäre doch zu hart gewesen, Euch hängen zu lassen.“ — „Von Ihrer Höflichkeit, Mylord, erwarte ich nicht weniger; allein Sie sehen, daß sie unnöthig war.“ — „Ihr habt mir Euren Dank für mein Nachtessen abstatten wollen, Jack!“ sprach der Lord, der sich wenig um dergleichen Gesellschaft kümmerte; es ist gut. Jetzt aber macht Euch auf die Beine.“ — „Obgleich die Mahlzeit eines Dankes wohl werth ist, Mylord, so ist dies doch der Grund nicht, der mich hierher führt.“ — „Geht, Jack, geht! führt eine andere Lebensweise, wenn Ihr es vermögt, und wenn der Teufel Euch ferner antreibt, dann erinnert Euch wenigstens, daß Ihr und Eures Gleichen bei mir nichts zu verdienen hoffen dürft.“ — „Ich komme, Mylord, unsere Rechnungen abzuschließen.“ — „Unsere Rechnungen? Unverschämter!“ — „Allerdings: Sie haben mein

Pferd getödtet, haben mich zu Boden unter Sich geworfen, mich zum Gefangenen gemacht und mir mit dem Stricke gedroht. Es war billig, daß die Reihe an mich kam, ich besitze Miß Arabella's Portrait." Der bestürzte Lord führte die Hand nach seiner Westentasche; das Bild war verschwunden. Er wollte auf den Räuber losstürzen; doch Jack schien Flügel zu besitzen, es bedurfte für ihn nur dreier Schritte, um sich außer Angriffsweite seines Gegners zu setzen. — „Sie werden Ihre Zeit verlieren, Mylord! Wenn Sie in Faustschlägen gegen mich im Vortheil stehen, meine Füße sind leichter als die Ihrigen. . . . Ich besitze also das Bildniß Ihrer Braut, und um mich davon zu trennen, darf ich nur ein Wort sagen, drei Personen würden den Preis darauf setzen, den ich verlange; Mistreß Margaret aus Eifersucht, Miß Arabella aus Eigenliebe und Sie, Mylord, aus Interesse"— „Ihr seid ein Elender, der entweder meine Leute verführt oder Mitschuldige unter ihnen hat; wie hättet Ihr sonst in den Besitz dieses Bildes gelangen, wie zu dieser Stunde Euch in Freiheit befinden können!" — „Ihre Domestiken! die armen Leute! sie glauben mich noch hinter den Riegeln, die sie gestern vor meine Thür geschoben. Was das Portrait betrifft, so besaß ich es bereits gestern Abends bei Tische." — „Laßt uns ein Uebereinkommen treffen, Jack! Ihr wünschtet tausend Pfund, Ihr sollt sie haben, gebt mir dagegen das Bildniß heraus." — „Euer Gnaden belieben zu scherzen, Mylord! tausend Pfund Sterling! . . . mein armes Pferd hat mich mehr als 1500 gekostet." — „Monsieur Jack!" sprach endlich Mylord, „gestern waret Ihr meiner Gnade oder Ungnade anheim gegeben, und Ihr scheint Eure Partie wacker durchgeführet zu haben; heute hat sich das Blatt gewendet. Ich will Euch nachahmen: gebt mir dieses Gemälde zurück und fordert von mir, was Ihr wollt." Jack the Fly, dessen wahrer Name Richard war, näherte sich dem Lord und sprach zu ihm, indem er ehrerbietig das Portrait ihm behändigte: „Mylord! die Ereignisse ändern die Menschen; indem ich mein Pferd einbüßte, verlor ich das Zutrauen zu mir selbst; beim Eintritt in Ihr Schloß habe ich ein Frauenzimmer erkannt, das den Wunsch in mir rege gemacht, ein ehrlicher Mann zu werden; dieses Frauenzimmer ist Miß Lovel, die Ausgeberin im Schlosse. Wollten Euer Gnaden mir Miß Lovel zur Gattin geben, und mich bei der Verwaltung dieses Gutes anstellen, dann wäre ich sehr glücklich." Lord Cornwall sann eine Weile nach, „Ihr verlangt viel; allein es thut nichts: sagt mir aber noch, wie Ihr meinen Domestiken entwischt seid, und wir wollen dann sehen..." — „Sie haben es nicht errathen, Mylord!" — „Nein, auf Ehre, Jack." — „Und doch war die Sache sehr leicht. Miß Lovel ist eine alte Bekannte von mir, das arme Mädchen! . . . Als sie mich gestern auf dem Punkte sah, den Galgen zu zieren, öffnete sie mir alle Thüren und ließ mich entwischen mit den Worten: „Rette Dich, Richard, und werde ein ehrlicher Mann." Dazu aber, Mylord! fehlen nur zwei schöne Dinge: eine gute Stelle und eine brave Frau. Sie vermögen es, mir Beides zu verschaffen."

Die Doppelforderung ward zugestanden. Lord Cornwall meinte, er habe das Bildniß seiner künftigen Gemahlin theuer erkauft. Der Verwalter, welchen der „Gentleman von der Landstraße" ersetzen sollte, bestahl und betrog ihn; allein Jack oder Richard, so fürchtete der Lord, würde das Werk seines Vorgängers fortsetzen: doch nichts von dem. Aus dem Diebe war ein ehrlicher Mann geworden; er stellte die Ordnung in der Besitzung wieder her, erneuerte die Pachtverträge, führte gehörige Aufsicht über die Pächter, und seiner guten Verwaltung verdankte es Lord Edmund, daß die Mauern des Parks wieder aufgeführt werden konnten, ohne die Mitgift der Mylady Arabella Cornwall angreifen zu müssen. Und um ein solches Wunder zu bewirken, bedurfte es bloß des Todes eines Pferdes und der Liebe eines Mädchens.

Das Pantoffelregiment.

Jüngst saß der Nachtklub im Kaffeehause zum goldenen Herz einmüthiglich bei einander, die spirituösen Feuchtigkeiten mundeten vortrefflich und Scherze, bald besser, bald geringer als eilfer Wein, der aus zweiundzwanziger gemacht wird, flogen lustig durch einander. Fast unbemerkt verließ Herr Fidelis seinen Sitz, griff nach Hut und Stock und wollte sich heimlich entfernen, als ihm sein Freund Fidelior zurief:

Machst du schon wieder Finten! Sieh', es ist noch nicht 10 Uhr; die Gesellschaft ist fröhlich und aufgeräumt; du selbst hast heute einen guten Humor und seit langer Zeit ist einmal Thauwetter bei deiner Laune eingetreten.

Ich kann mich nicht länger verhalten, theuerster Freund.

Nun warum denn? Bist du etwa krank? Wir sind ja in einer Apotheke, wenn auch hier keine Pillen gedreht und Latwergen gemacht werden. Nimm ein Glas englische Mixtur oder ein paar Schlucke Traubenblut zu dir!

Wie gesagt, nöthige mich nicht länger zu verweilen! Ich muß deinen Willen unerfüllt lassen.

Nun ja! Warum aber denn? Hast du noch Geschäfte oder spukt der Hypochonder in deiner Zirbeldrüse, oder sehnst du dich nach der Schlafmütze und dem Nachtwamms?

Nichts von alle dem. Aber ich muß in allem Ernste fort.

Eine Serenade wirst du doch nicht bringen wollen? Das sind ja für dich tempi passati. Astronomie treibst du auch nicht mehr, seitdem du den Himmel zu Hause hast und dein Lieblingsstern Adeline dir zu Gefallen ein Fixstern geworden ist.

Das ist es eben. Sie hat mich gebeten nach 9 Uhr zu Hause zu kommen, und —

Da mußt du gehorchen. Aha! Du bist der Planet deiner Sonne. Na, gute Nacht, Herr Planet.

Ach, laß ihn gehen! rief die fröhliche Schaar. In dem fidelsten Zirkel bleibt der nicht mehr über 9 Uhr, seitdem ihn der Trauring drückt. Er steht unter dem Pantoffel.

Und er erfreut sich, setze ich hinzu, noch heute dieses Regiments, wenn ihn nicht etwa der mit einer starken Portion Galle versetzte Honigseim der Ehe umgebracht hat. Und wie viele andere Eheherrn, oder wie unverständige Leute sagen, Ehenarren, leisten den Befehlen, welche Evens Töchter nach Laune diktiren, willigen Gehorsam. Ja ich glaube keine Uebertreibung auszusprechen, wenn ich behaupte, daß das Pantoffelregiment, welches man wohl auch Babusen- oder Stiefeletten- oder besonders im Winter, Filzschuhregiment nennen kann, eine allgemeine Verbreitung hat, nur in verschiedenen Modificationen. Da giebt es Frauen, welche unumschränkt das Scepter schwingen und unter keiner Bedingung dem Manne das Recht der Mitberathung einräumen; er darf nicht mucksen, sondern nur gehorchen. Das ist die Pantoffeldespotie. Andere Männer haben wenigstens das Petitions- und Mitberathungsrecht. Es ist ihnen gestattet, ein Wörtlein in die Hausregierung zu reden, wenns auch nichts gilt; aber Vorschläge von ihrer Seite werden angebrachter Maßen abgewiesen; diese haben sie in Demuth und Bescheidenheit von ihrer Gebieterin zu erwarten. Das ist so eine Art constitutioneller Pantoffelregierung. Ein republikanisches Pantoffelregiment scheint mir unausführbar. Denn die Frauen haben lange Haare und kurzes Gedächtniß. Sie können das Sprüchlein nicht merken: Ihr Weiber seid unterthan euren Männern, sondern sprechen allemal: Ihr Männer seid unterthan euren Weibern.

Das wird nun wohl auch so fortgehen, bis die Männer sich einmal in Masse erheben und eine allgemeine Revolution gegen die Pantoffelregierung anzetteln. Der Bauer Michel bekommt fort und fort von seiner Hanne einen Meerrettig oder Salat; die Frau des Seilers nennt ihren Ehegenossen einen verwirrten Strick; die Schneidersfrau kann das Sticheln nicht lassen; der Bergmann fährt an und ihn fährt seine Frau an; dem Schulmeister Bakel wäscht seine Alte jetzt wie früher den Kopf; dem Pfarrer Demuth liest seine treue Begleiterin auf der Lebensreise den Text; der Amtmann Wachsnase erhält die meisten Appelationen von seiner Frau; der Arzt Rhabarber giebt seiner Gattin starke Dosen Opium und kann sie doch nicht zu Ruhe bringen; der Tonkünstler muß sich die Concerte seines ehelichen Brummeisens gefallen lassen; die Försterssfrau ist beständig fährtenlaut und führt den gestrengen Eheherrn an der Fangleine der Liebe hinter die Fichte; dem Philosophen sagt seine Frau die Wahrheit; die Kaufmannsfrau will von allen Vorkommnissen ein Aviso haben; die Gastwirthin schenkt ihrem Manne reinen Wein ein; die Frau Professorin macht immerwährend Anmerkungen und die Gemahlin des hochgestellten Diplomaten verlangt beständig eine zarte Aufmerksamkeit.

Daher nennt der Eine die Gattin seinen Korporal oder Feldwebel, denn er darf es nicht mit ihr verderben, wenn er leibliche Ruhe haben will; der Andere betitelt sie Lebensgefährtin, weil sie sein Leben mit ihren Redensarten gefährdet und alle singen gleich nach den Flitterwochen: Ein Jeder hat sein Kreuz in Händen; wie eine bekannte Anekdote uns erzählt.

Daß aber die Frauen für die Ausübung solcher Gerechtsame einen plausiblen Grund haben, läßt sich schon daraus schließen, daß sie für Alles einen Grund haben, und daß sie nie in die Verlegenheit kommen, in welcher sich des Teufels Großmutter befand, als sie von ihrem Enkel wegen einer Helsrede geprügelt wurde. Das Pantoffelregiment ruht auf historischer Basis. Vor Socrates beugte sich die Weisheit und er selbst unter die Hand seiner Xanthippe; Griechenlands Jünglinge saßen zu seinen Füßen und er zu den Füßen Aspasias. Jupiter war der oberste der Götter; auf seinen Wink zitterte der Himmel und er zitterte vor dem Schelten der argwöhnischen Juno. Die alten Germanen vertrauten den Aussprüchen weiser Frauen gleich göttlichen; Numa hätte keine weisen Gesetze gegeben, wenn ihm Egeria die Augen nicht geöffnet hätte. Das sind freilich Beweise aus der Heidenwelt und darum will ich darthun, daß das Pantoffelre-

giment der Sache nach schon im Paradiese ausgeübt wurde. Somit hat es einen guten Anfang gehabt, denn im Anfange war Alles gut. Eva beguckte Edens Merkwürdigkeiten, ohne von Adam begleitet zu sein. Welche Freiheit! Er mußte unter seinem Baume sitzen, während sie lustwandelte. Beweis genug, daß er unter dem Pantoffel stand! Er that noch mehr, er wurde ihrer Näscherei theilhaftig und noch heute tragen wir das Zeichen seines ehelichen Gehorsams im Adamsapfel an unserm Halse. Er wollte die Frucht verschlucken, doch sie ging nicht hinunter, wie heute noch jedem guten Ehemann Manches im Halse stecken bleibt, was er gern verschlucken möchte, das aber zu seiner Zeit herausfährt. Auch der Erzvater Abraham ehrte das Pantoffelregiment. Denn als ihm Sarah nach Frauen-Art bittend befahl, Hagar zu umarmen, so fügte er sich alsbald, und als es ersterer gefiel, letztere mit Ismael aus dem Hause zu verbannen, so brachte er dies Decret in Vollziehung. Isaak sahe sich gezwungen, Rebekka's Ränke gut zu heißen; die Hexe von Endor — ob jung oder alt — weiß ich nicht, brachte den König Saul fast um den Verstand. Salomo wurde von seinen Frauen dahin gebracht, daß er ihren Göttern opferte. Ob gegenwärtig Der oder Jener ein Gleiches thut, mag ich als Theoretiker nicht entscheiden. Vom Anfange der Welt haben demnach die Männer der Frauen Herrschaft faktisch anerkannt; die erleuchtetsten Köpfe haben derselben gehuldigt. Wie kann man es sonderbar finden, daß sie sich nicht vom Throne stoßen lassen wollen und alle Register ziehen, um den status quo aufrecht zu erhalten. Ob aber das weibliche Geschlecht von der Natur die Fähigkeiten bekommen hat, welche zum Regieren erforderlich sind, oder ob es nur eine arrogirte Gewalt ist und ob die Frauen blos als mächtige Usurpatoren respektiret werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung ich nicht übergehen darf.

Das Weib ist ganz Liebe, sagen die Männer und ich sage es auch, wiewohl ich noch keine Frau habe und folglich auch kein Mann bin. Die Liebe besteht aber im Wohlgefallen an einem Gegenstande und in dem Bestreben, von demselben Posseß zu nehmen. Was können also die Frauen dafür, daß sie Eroberungen machen? Die Liebe treibt sie dazu an; die Liebe giebt die Idee zu den idyllischen Feldzügen; die Modistin liefert das kleine und grobe Geschütz; der Schneider ist Feldzeugmeister; die Schönheit ist die Kriegskasse, welche nie leer wird, weil alle Naturreiche in dieselbe steuern und die Koquetterie Subsidien liefert; der gemessene Schritt verräth, daß eine Operation im Werke ist; die alte bekannte Parole heißt: ergieb dich; die Blicke eröffnen das Tirailleurfeuer; die Zunge macht einen Bajonettangriff aufs Centrum des Herzens; das Mienenspiel schlägt als Kavallerie den linken und rechten Flügel der Bedenklichkeiten und die Medisance verfolgt die Fliehenden; das Friedensinstrument wird in geheimer Sitzung ausgefertigt und loco sigilli ein Kuß darauf gedrückt. Aber kein Artikel dieser Urkunde wird bekannt, als: Unterwerfung. Genie und Glück in Gebietserweiterungen kann Niemand den Damen absprechen und deshalb halte ich sie für geschickt zum Herrschen. Und wie achten sie Künste und Wissenschaften. Oben an steht bei ihnen die Kosmetik, weil sie durch ihren Scharfsinn immerwährend Mängel entdecken und die Natur Lügen strafen müssen. Sie lieben die Tanzkunst, denn sie wissen, daß ein nach straußischen Melodien geschwungener Fuß ein Angelhacken ist, an dem Männerherzen hängen bleiben. Sie schätzen die Malerei, weil ihnen dieselbe ein Plätzchen auf dem Herzen des Fernweilenden verschafft. Die Damen sind die vorzüglichen Freundinnen des Erhabenen, denn ihre Nähtische stehen stets ½ Elle über dem Studiertische des Mannes. Sie ehren die Tonkunst, denn sie halten immer auf guten Ton. Sie sind in die Beredsamkeit eingeweiht und verstehen sich auf die feinsten Nüancen derselben. Sie beginnen ihre Harangueen gewöhnlich mit einer captatio benevolentiae; sie klagen dann zärtlich wie Philomele oder wallen und sieden und brausen und zischen, wie wenn Wasser mit Feuer sich menget; den Epilog bildet eine übersichtliche Rekapitulation des Dagewesenen, d. h. es geht noch einmal von vorn an. Die Damen halten auch die Mathematik in großen Ehren. Aber sie ziehen die ganzen Zahlen den Brüchen vor, denn sie haben eine natürliche Aversion vor jedem Bruch, wiewohl ihre Herzen periodische Decimalbrüche sind; sie beschäftigen sich auch mit Gleichungen, insofern sie gern ein X für ein U machen, und beschäftigen sich auch nicht damit, weil keine von ihnen glaubt, daß ihre Nachbarin ihr gleicht. Die Zeitrechnung ist für sie ein verdrüßliches Ding, denn sie wissen nie, wie alt sie sind. Die Damen sind durch und durch religiös und wie sehr schmückt sie diese Eigenschaft als Hausköniginnen. Ihre Liebe ist ewig. Zwar wechselt sie, aber mit Procenten. Die Hoffnung verläßt sie nicht und erreichten sie Methusalems Alter. Ihr Glaube soll leicht von Gewicht, aber wie ihr Herz ungeheuer dehnbar sein. Die Damen achten auch die Theologie, eben weil sie religiös sind und weil die Jünger dieser Wissenschaft sammt und sonders Nepomuks Verschwiegenheit besitzen. Die Frauen ehren die Jurisprudenz, weil sie derselben die Wortverdreherei verdanken, und sind ganz für die Mediziner eingenommen, weil diese Mittel wissen,

durch welche der Teint um 20 Jahre jünger wird und Badereisen verordnen, wenn der Körper am gesündesten ist. Die Damen verstehen sich auch auf Finanzgeschäfte, denn sie kennen den Kurs. Sie lieben die Geheimnisse und nehmen alle an wie eine Posterpedition; sie können aber die Verschwiegenheit nicht leiden und gleichen einem versiegelten Briefe, der an alle Welt addressirt wird.

Welche herrliche Eigenschaften besitzen also die Damen, die sie zur Ausübung des Pantoffelregiments qualifiziren, ja ihnen dasselbe zur Pflicht machen. Und wie viele ließen sich noch angeben. Denn die Frauen kann man bekanntlich nie ausstudiren. Darum will ich schweigen, denn mich befällt ein heimliches Grauen.

Eine blutig-unblutige Farçe aus Krähwinkel.

Vor kurzem ereignete sich in einem deutschen Städtchen folgende tragi-komische, echt-dramatische Scene. Die Frau eines Wirthes unterhielt ein heimliches Liebesverständniß mit einem Bekannten des Hauses. Eines Abends, als ihr Mann auf der Ofenbank lag und zu schlafen schien, verabredete sie mit ihrem Liebhaber die niederträchtige That, dem Ehemann, während er schlief, einen Strick um den Hals zu legen, ihn mit der Schlinge hinaufzuziehen und so zu erdrosseln. Der Mann hatte das saubere Projet mit angehört, that aber so, als wüßte er nichts davon. Gleich darauf wurde der verbrecherische Vorsatz von Beiden ins Werk gesetzt; sie zogen dem scheinbar schlafenden Mann eine Schlinge um den Hals, und gingen dann in das erste Stockwerk des Hauses, welches durch eine Oeffnung mit der Gaststube communicirte, um ihn durch diese Oeffnung hinaufzuziehen. Sobald sie aber das Zimmer verlassen hatten, befreite der Ehemann seinen Hals von der Schlinge und befestigte daran eine Schnitzbank, dergleichen in dortiger Gegend fast in jeder Wirthschaft vorhanden ist. Um die Verbrecher desto sicherer zu machen, hing er sich anfangs, mit seiner ganzen Schwere daran und verbarg sich dann unbemerkt in der Nähe. Nun eilte das Weib in das Nachbarhaus und machte einen gräßlichen Lärm, daß sich ihr Mann erhängt habe. Alle Nachbarn liefen nun zusammen — da trat plötzlich der Todtgesagte hervor und prügelte den vor Schreck erstarrten Liebhaber durch, der alles mit sich anfangen ließ und endlich die Flucht ergriff. Der Ehemann war so großmüthig — beinahe unglaublich und doch wahr — seinem Weibe die Unthat zu verzeihen und die ganze Geschichte mit dem großen Mantel der christlichen Liebe zu bedecken. Daß er gut damit fahren werde, möchten wir bezweifeln.

Miscellen und Anekdoten.

— Ein ächter Fabriks- und Mode-Roman muß drei Bände stark sein, und darf im Ganzen tausend Seiten oder etwas mehr füllen. Zu bestehen hat er aus folgenden Ingredienzien: Liebesscenen 120 Seiten; Schilderungen der Natur und des Landlebens 15, Tafelfreuden 12, zwei Bälle, die wo möglich in ein gräfliches oder fürstliches Haus zu verlegen sind, 130 Seiten; Theaterscenen 15, eine Entführung 15, zwei Vermählungen, neidische Bräute, mißgünstige Tanten 30, zwei Todesfälle 25 Seiten. Der Held der Geschichte ist mit Walter Scott'scher Genauigkeit abzukonterfeien, besonders in Betreff seiner Gesichtszüge und seiner Tracht; ihm werden 70 Seiten hinter einander gewidmet. Die Heldin bekommt 90 Seiten, sie stammt aus altem Geschlechte, ist sehr reich oder sehr arm, immer aber ein Ausbund von Schönheit, hat Korallenlippen, Rosenmund, Gazellenaugen u. s. w. Diese fehlen nie. Beschreibung ihres „Boudoirs" 75 Seiten. Ein Wettrennen oder eine Fahrt auf dem Dampfschiffe 20 Seiten; eine Nebenperson, entweder ein Verwandter der Heldin oder Freund des Helden, entweder gutmüthig im höchsten Grade, oder durch und durch falsch und verworfen, 25 Seiten. Frauenputz und Anzüge, z. B. Spitzen, Hüte rc. 120 Seiten. Eine Mutter, welche ihre Tochter unter die Haube bringen will, 63 Seiten. Sentimentale Betrachtung, 80 Seiten, ein schreckliches Ereigniß 25, Episoden, die gar nicht zur Sache gehören, 115, weitläufige Schilderungen von gleichgültigen Personen und Sachen 75 Seiten. Summa Summarum 1000 Seiten und der Roman ist fertig.

(Nachricht für tanzlustige Mädchen.) Gar oft ereignet es sich, daß ganz ehr- und sittsame Jungfrauen auf Bällen keine Tänzer finden, oder nicht beachtet werden. Ursache davon mag sein, was da wolle. Diesen ehrbaren, vernachläßigten und doch für's Leben gerne tanzenden Mädchen diene Folgendes zur Belehrung: In der heurigen Karnevalszeit befanden sich auf dem Balle in N . . . ein paar Schwestern, welche das nämliche Schicksal hatten. Die jüngere dieser bedauernswürdigen Geschöpfe kam nun, um sich bemerkenswerth zu machen, auf einen glücklichen Einfall. Sie fiel in Ohnmacht. Dies erregte furchtbar lange Nasen unter den Anwesenden und man sprang ihr zu Hülfe. Da dies die ältere sah, und von dem glücklichen Erfolge dieses Einfalls überzeugt war, sah auch sie sich nach einem Stuhle um, und fiel darauf hin, bewußtlos und leblos. Nur durch den öftern wiederholten Ruf nach kaltem Wasser wurden Beide aus ihrer tiefen Ohnmacht aufgeschreckt. Dieses hatte nun den guten Erfolg, daß sie sich nicht nur auf diesem Ball bemerkenswerth machten, sondern daß auch

noch später lange von ihnen gesprochen wurde und sie bei jedem Balle Tänzer vollauf bekamen.

— Peking hat sechs Schauspielhäuser, in welchen täglich von Mittag bis Abends gespielt wird. Trauerspiele, Lustspiele und Gesang wechseln ab. Man findet daselbst Logen und ein Parterre. Die Bänke sind von Holz; vor jeder derselben steht ein Tisch, auf welchem man von Seite der Schauspiel-Behörde die Zuschauer mit Thee bewirthet, auch stehen Lichter auf demselben, damit die Gäste ihre Pfeifen anzünden können. Mit dieser Bewirthung scheint die Behörde die Schaulustigen einladen zu wollen, denn mehr noch, als ehedem in Deutschland, wird der Besuch des Schauspieles für eine halbe Sünde angesehn. Ein Kaiser aus der Familie Theson wurde nach seinem Tode ohne allen feierlichen Pomp begraben, weil er in Lebzeiten das Schauspiel geliebt und die Vorstellungen oft besucht hatte.

— Wenn man unsere Zeit mit der vergangenen vergleicht, so wird man finden, daß jener ein Element, ein Band der Gesellschaft fehlt, welches sonst so segensreich gewirkt hat, nämlich die ältern Frauen. Sonst war alt werden eine Kunst, auf die man stolz war, jetzt ist es ein Unglück. In der Gesellschaft hatte jeder, je nach seinem Alter, seine eigenthümliche Rolle, und eine der liebenswürdigsten war die der ältern Frauen. Wenn früher eine Dame die Epoche der Galanterie hinter sich hatte, so übernahm sie die wichtige Mission einer Art von mütterlicher Vormundschaft über die Jüngern, und blieb nicht ohne bedeutenden Einfluß. Was gab es Rührenderes und Angenehmeres, als eine gute, hübsche Alte? Jetzt will keine Dame mehr Matrone sein; es giebt nur noch alternde Wesen weiblichen Geschlechts, die nach und nach absterben, sich wehmüthig zurückziehen und ihre eigentliche Sendung gar nicht erfüllen. Daher kommt es, daß sie von den Jüngern bei Seite gesetzt werden und ihnen lästig sind, gleichsam als lebte man nur, um jung zu sein. Und die jungen Leute entbehren eines vermittelnden Elementes, das sie sonst in den liebenswürdigen Matronen besaßen. — Zum Troste für unsere deutschen Leserinnen sei es gesagt, daß der Autor, welcher diese Schilderung entwirft, ein Franzose ist und nur in Beziehung auf sein Vaterland spricht. Möge Deutschland in diesem Punkt die Franzosen nie nachahmen!

— Ananasbattist, diese lockende, die Namen der köstlichsten Frucht und des köstlichsten Linnen vermählende Benennung führt eine neue Battistart, welche in Paris wie in London dermalen zu den feinsten und theuersten Damentaschentüchern an die Tagesordnung gekommen ist. Die schönsten Valenciennes- oder sogenannten flandrischen Battiste, welche noch vor Kurzem als die Krone, als das non plus ultra der feinen Linnenstoffe galten, haben vor der Schneeweiße, vor der unvergleichlichen Zartheit und dennoch Dichtigkeit des Ananasbattist beschämt zurückweichen müssen. Die Alten nannten jene so berühmten koischen Schleier „gewebte Luft,“ jetzt, wo die comprimirte Luft eine so bedeutende Rolle in der Mechanik zu spielen beginnt, könnte man diese Battistart ihrer ätherischen Dichtigkeit halber „gewebte comprimirte Luft“ heißen. Der südamerikanische Creole nennt die herrlichen phantastischen Orchideen seiner Tropenzone „Luftblumen,“ vielleicht kommt es einer romantischen Pariser Modistin nächstens in den Sinn, diesen Battist „Luftlinnen“ zu heißen.

(Gesichts-Aehnlichkeiten.) Man unterhielt sich jüngst zu L. in einer Gesellschaft über die Gesichtsähnlichkeiten berühmter Männer. Ein junger Witzling setzte sich insbesondere einen alten würdigen Gelehrten zum Ziele seiner spöttelnden Bemerkungen und verglich bald seine Nase mit jener Göthe's, seine Stirn mit der Lessing's u. s. w.; endlich meinte der Spaßvogel, des alten Herrn Gesicht sei eine Harlequinsjacke, aus den Physiognomien der illustersten Männer zusammengeflickt. Weil das die lang genug duldsame gelehrte Perrücke endlich doch verdroß, sagte unser Mann: „Junger Herr! Sie haben auch eine horrende Aehnlichkeit mit Jemand, nur kann ich mich nicht gleich besinnen, mit wem?“

„Ei,“ drang der Witzbold ein, „mit wem? mit wem?“

„Sie nehmen mir's nicht übel; es ist ein entsetzlich großer Einfaltspinsel, dem Sie auf's Haar ähneln; ich lernte den Tropf jüngst in einer Gesellschaft kennen; sein Name entfiel mir, — aber wenn ich Sie anblicke, ist mir stets, als stände jener Dummkopf vor mir! Aber wie gesagt, Sie nehmen mir's nicht übel!“

— In X. starb ein Mann, der durch eine Menge hinterlistiger Streiche ein großes Vermögen erworben hatte. Seine Frau, die man ihrer Aufführung wegen bis jetzt wenig geachtet hatte, wurde als eine reiche Wittwe plötzlich allgemein fetirt. Jemand wunderte sich darüber. — „Wie,“ antwortete ein Anderer, „kennen Sie denn das alte Sprichwort nicht: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg?“

(Juristische Liebeserklärung.) Allerliebste Herzbesitzerin! Allerschönstes Gesicht meiner unterthänigen Liebe! Unter den vielen Casibus, die ich Zeit meiner starken Praxis bis anhero in Terminis gehabt habe, hat mich noch kein einziger Casus so verwirret als der verzweifelte Casus, daß Sie einen Raub meines Herzens begangen haben. Wie nun dieses ein Futurum nec manifestum ist und nach den criminalischen Gesetzen ein Dieb das Entwendete doppelt ersetzen muß, also fordere ich mein Herz in duplo wieder, nämlich mein Herz und sodann das Ihrige. Ich erwarte, wie Sie sub poena confessi et convicti sich auf mein Vorbringen einlassen und den Krieg Rechtens befestigen werden, mit gehorsamster Bitte, mich durch keine verzögerliche oder zerstörliche Ausflüchte ungebührend zu behelligen. Mit Vorbehalt.

M. v. R.

Anagramm.

1, 2, 3, 4: Ein wildes Thier.
1, 4, 2, 3: Da nennt es Dir,
Der reich, auch arm oft wird durch Hein.
4, 1, 2, 3: Sein feurig Blut
Schafft Kranken neuen Lebensmuth,
Und kann ein Sorgenbrecher sein.

Auflösung von No. 10.: **Mitgift.**

Correspondenz.

(Lißt-Tollheiten) Die Rosen theilen uns folgendes aus Berlin mit: Berlin ist die Stadt der Uebertreibungen und Narrheiten, das ist eine bekannte Sache. In Berlin ist der Enthusiasmus in seiner elendesten Erbärmlichkeit, in seiner ungebildetsten Lächerlichkeit zu Hause. Es ist der Fluch von Berlin, daß es bloß für eine Sängerin oder Tänzerin, nur für einen Taschen- oder Clavierspieler begeistert sein kann. Die Pariser sind auch nicht selten närrisch; selbst in Amerika, wo Alles kolossal ist, kommen z. B. jetzt mit der Elsler kolossale Lächerlichkeiten vor, aber die Amerikaner und die Pariser haben mehr als ein Mal gezeigt, daß sie auch für etwas Anderes, für etwas Edles, Besseres, für etwas Großes begeistert sein können.

Lißt, der Claviervirtuos, hat jetzt die Berliner vornehme Welt total verrückt gemacht. Wie wenig ist es, wenn Jemand, sei es auch meisterhaft, Clavier spielt, und wie wird das jetzt hier geehrt, vergöttert! Lißt ist der Mann des Tages, der Lion der hohen Zirkel; mehr Aufsehen kann selbst die Giraffe bei ihrem ersten Erscheinen in Paris nicht gemacht haben. Alle Welt spricht von Lißt, und nur von Lißt. Es ist unausstehlich, wenn man nicht mit toll geworden ist, und das ist bei mir noch nicht der Fall, obgleich ich hier schon seit zwei Tagen hier bin Man muß sich nur in acht nehmen, daß man nicht von einer Dame gebissen wird, denn, wie das in der Natur der Sache liegt, Lißt ist ja ein interessanter Mann, es sind also die Frauen am meisten afficirt von dieser Raserei.

Eine sehr reiche Dame küßt öffentlich Lißt's Finger; eine Andere sagt: sie wolle Alles darum geben, was sie Kostbares besitze (Mann und Kinder sind nicht dabei mitbegriffen), wenn sie nur einmal seine Haare küssen könnte; eine Dritte seufzt: ach wenn ich nur nicht aufschreien müßte, wann er kömmt! — Lißt hat von einem Glase Wasser getrunken. Wie rasend stürzen die Damen darüber her, gießen das Uebriggebliebene auf ihre Taschentücher, in ihre Flacons. — Man hat ihn mit einem Lorbeerkranze gekrönt; gutmüthig überläßt er diesen seinen Verehrerinnen; da werden die Blätter vertheilt, um dann in kostbaren Rahmen in den Boudoirs zu prangen. — Man trägt die Saiten von den Clavieren, auf denen er gespielt, als Armbänder ꝛc. — Pfui, über eine solche vornehme Damenwelt; pfui über die Männer, welche solchen wahnsinnigen Frauen nicht ihre ganze Verachtung zeigen.

Und dieser Mann, hat er ein Land vom Feinde befreit? hat er Unsterbliches geschaffen? hat er eine Erfindung gemacht zum Segen der Menschheit? — Nein, er spielt Clavier, vielleicht ein wenig besser als Henselt, als Thalberg, als Dreischock und hundert Andere. Aber er hat ein hageres blasses Gesicht, sprechende Augen und lange Haare und eine schöne Magnatin in seinem Gefolge, die ihm zu Liebe Mann und Heimath verließ — er ist in der Mode — voilà tout!

Wäre Washington gekommen, oder Franklin oder Jenner, der Euch vornehmen Damen die glatten Gesichter erhalten hat, die doch größtentheils Euer einziger Werth sind, Ihr würdet keine Notiz von ihnen genommen haben, höchstens waret Ihr einer Begeisterung für den Erfinder der Schnürleiber fähig. Aber wer Euch die Polaka vorhämmert, dessen Finger küßt Ihr, da gebehrdet Ihr Euch wie Verrückte, die in's Tollhaus, aber nicht in Prunkgemächer gehören. Und sind diese Töne verklungen, hat er sein Pensum abgespielt, dann ist Alles vorbei. Nichts bleibt. Er nimmt zehn- oder zwanzigtausend Thaler mit, und ist er klug, so lacht er Euch Narren und Närrinnen aus.

Aber noch etwas von Lißt. Man erzählt, daß eine hohe Dame, die ihn sehr ausgezeichnet, ihm im Thiergarten begegnet. Der Künstler macht Front und zieht seinen Hut, die Dame tritt an ihn heran, spricht huldvoll mit ihm und fordert ihn dabei auf, sich zu bedecken. Da sagt der galante Künstler: „Hoheit, ich kann nicht, ich habe den Kopf verloren."

Und wie Vieles giebt es, was man nicht schreiben darf, was sich nur durch Tradition fortpflanzen kann!

Daß der kräftige, kernige, oft so gesunde Witz der Berliner dabei nicht müßig ist, läßt sich denken. Berlin ist in der Art einzig. Nichts Ausgezeichnetes geht vorüber, nichts Außergewöhnliches begiebt sich, was nicht diesen schlimmen Gesellen, diesen treffenden Berliner Witz hervorruft, von ihm begleitet und verspottet wird. Aber, wie schon gesagt, leider ist das Meiste, das Beste undruckbar.

M. Bauschke.

Pariser Modenbericht.

In den schönen Tagen sahen wir Roben von Seidenzeug mit Jupen à revers, welche mit Posamenterie garnirt waren, die Leibchen aufsteigend mit einem kleinen umgeschlagenen Kragen, garnirt, wie die Jupe; die Aermel mit einem doppelten Jokei, an dem sich die bezeichnete Garnitur wiederholte. Andere Roben waren von violettem Atlas mit glatten Aermeln, um die Taille eine Schnur, oder auch von grauem Sammet mit garnirter Jupe und ebenfalls glatten Aermeln, welche reiche Spitzenmanschetten, bis zur Hälfte der Hand gehend, sehen ließen.

Trotz der grellen Buntheit, welche gegenwärtig in der Wahl und Zusammenstellung der Farben in den verschiedenen Theilen der Toilette einer Dame herrscht, muß man doch darauf sehen, daß die Farbe des Hutes von der des übrigen Anzuges nicht zu grell absteche.

Die Kämme scheinen allgemein zu werden, ob sich gleich noch nichts Bestimmtes von ihnen sagen läßt, als von einer festen Mode; vielleicht kehren sie auf lange Zeit zurück.

Da die Mode dem, was sie im vorigen Jahre an dem Oberkörper der Damen entblößte, durch Ausschneiden des Leibchens nichts mehr hinzufügen könnte, so bietet sie jetzt den Blicken die bloßen Arme; je mehr der Handschuh unten sich verkürzt, um so mehr nimmt der Aermel nach oben hin ab, so daß der ganze Arm unbedeckt erscheint.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 11. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 12. (Sonnabend, den 19. März.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Erstes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

An unsere verehrlichen Leser.

Mit künftiger Nummer schließt das erste Quartal dieses Jahres, und wir schmeicheln uns, hinter den Anforderungen unserer geehrten Abonnenten nicht zurück geblieben zu sein. Zugleich erlauben wir uns, alle Freunde der Lectüre auf die zweite in der Expedition dieses Blattes erscheinende Zeitschrift: **Leipzig-Dresdner Eisenbahn, Wochenblatt für Deutschland** (viertelj. 10 Ngr., auswärts 11¼), die in ihrer launigen Tendenz eine der reichhaltigsten und unterhaltendsten genannt werden kann, ergebenst aufmerksam zu machen, und zwar mit dem Bemerken, daß den Interessenten der **Stadt**, wenn sie beide Zeitschriften **zusammen** halten, bei **direkter Anmeldung** in der **Expedition (Petersstraße No. 31/58 erste Etage)** eine **Vergünstigung** gewährt werden kann. Beide Zeitschriften bilden mit der Zeit, abgesehen von der wöchentlichen politischen Rundschau, den die **Eisenbahn** liefert, die reichhaltigste Sammlung von abwechselnd launigen und ernsten Aufsätzen, Novellen, Erzählungen, Miscellen, Anekdoten, Correspondenzen und Localberichten, und wir ersuchen unsere Leser, nur den Inhalt des abgelaufenen Quartals der **Eisenbahn**, wovon noch Exemplare vorräthig sind, am Schlusse der entsprechenden Gutenberg-Nummern gefälligst nachzulesen.

Die Nacht im Clinicum *).

Der Nordwind hauchte eisige Kälte an die warmen Fenster meiner Stube, die Schneeflocken jagten sich draußen im wilden Tanze, die vergnügungssüchtigen Städter eilten in die nahen Restaurationen, immer seltener scholl das Geknall der Hetzpeitschen und das Geläute der Schlittenfahrenden von der Straße herauf in meine kleine Stube. Dort saß ich in gemüthlicher Ruhe, meine Pfeife rauchend, hatte den Großvaterstuhl, ein Stubeninventarium, an den Ofen gerückt, die Gall'sche Schädellehre als Erholungsstudium zur Hand genommen, und das ungestüme Toben des Wetters ließ mich die einsame Ruhe und behagliche Wärme meines Zimmer noch mehr schätzen.

Ich war davon zurückgekommen, an lärmenden Vergnügungen, wie sie der Student liebt, Theil zu nehmen, indem ich überhaupt nie eigentlich an Ausschweifungen Geschmack gefunden hatte; die Wissenschaft war mir die liebste Freundin, denn ich fing an, ihre hohen verborgenen Genüsse, die sich nur dem eifrig Strebenden darbieten, zu ahnden, und suchte daher immer mehr und mehr in die tiefen Geheimnisse der Medicin einzudringen. Ueberhaupt zwangen mich auch äußere Verhältnisse, die Studien so viel als möglich zu kürzen, denn anstatt eines starken Wechsels, der mir vom älterlichen Hause nicht ausgesetzt war, brachte ich nur einen nichts scheuenden Muth, einen ruhigen, unbeugsamen Willen und einen eisernen Fleiß mit zur Universität, und diese Mitgift der väterlichen Erziehung erwarb mir nicht allein die Achtung der Commilitonen, sondern auch unbegrenztes Zutrauen und Liebe mehrerer berühmten Professoren, verschaffte mir den Zugang zu verschiedenen angesehenen Familien und schuf mir trotz meines kümmerlichen Zuschusses die Universitätsjahre zu der angenehmsten Periode meines Lebens, und noch jetzt schwelge ich mit vielem Vergnügen in der Erinnerung der verflossenen Studentenzeit.

Ich las eben Gall's interessante Vertheidigung seines Systems, als ich ein Klopfen an die Thüre vernahm und auf mein „Herein!“ ein in einen Mantel gehüllter weiß beschneiter Mann eintrat. Ich ging ihm entgegen, nach seinem Begehr zu fragen, und zu meiner Freude erkenne ich in dem Doktor B . . . einen alten Freund meines

*) Von Wolfgang Kalisch, aus dem Berliner Figaro.

Vaters, der mir außer vielen Grüßen einen lang ersehnten Brief meiner Aeltern überbringt.

Nach den herzlichsten Bewillkommungen eröffnete er mir, daß er bei seiner Reise die Absicht gehabt hatte, unsere Anatomie zu besuchen und zugleich die Bekanntschaft des berühmten Professors M . . . zu machen. Hierzu konnte ihm Niemand behülflicher sein, als ich, da mir zu jeder Stunde Anatomie und Bibliothek offen stand.

Ein gut Glas Grog thauete die erstarrten Lebensgeister meines Gastes wieder auf, ich warf meinen Mantel über und so schritten wir durch das Schneegestöber der Wohnung des Professors M . . . zu. — Derselbe empfing uns mit Freudlichkeit und Wärme und begleitete uns hin zur Anatomie. Daselbst angekommen, belehrte M . . . meinen Gast über die Einrichtung des Instituts, sie schritten von Zimmer zu Zimmer, und unbemerkt trennten sie sich von mir, da ich in der Anatomie zurückblieb, indem ich von einer interessanten medicinischen Zeitschrift, die am Tage einer der Kliniciſten hatte liegen lassen, gefesselt wurde, und vertiefte mich so in meine Lektüre, daß ich Freund und Zeit darüber vergaß. Ich mochte ungefähr eine Stunde gelesen haben, es begann schon stark zu dunkeln, als ich mich meiner Begleitung erinnerte, ich stand auf, sah im Zimmer umher, fand aber zu meinem Erstaunen Niemand. Die Ausgänge waren verschlossen und ich war allein. Wie es sich nachher erklärte, hatten Beide in dem Wahne die Anatomie verschlossen, ich sei schon voraus und würde mich beim Abendbrote des Professors wieder einfinden.

Jetzt begann ich zu rufen, keine Antwort — ich schlug an die Thüren, Niemand kam, sie mir zu öffnen — ich lärmte und tobte so fürchterlich, daß ich glaubte, die todten Gerippe selbst hätten davon erwachen müssen, aber kein lebendes Wesen erschien, mir aus meiner grauenhaften Lage zu helfen. Da ich sah, daß alles Toben und Rufen vergeblich war, setzte ich mich auf den Platz, wo ich gewöhnlich am Tage präparirte, um mit ruhigem Blute zu überlegen, wie ich mir einen Ausgang verschaffen könne, aber jemehr ich darüber grübelte, je gewisser wurde es mir, die Nacht bei den kalten, verstümmelten Leichen zubringen zu müssen.

Durch die Fenster konnte ich nicht, denn in einer Tiefe von 30 Fuß trieb unten der Strom rasselnd seine Eisschollen dahin. So kam die achte Stunde Abends heran. Der Mond begann trüb am Himmel emporzusteigen, und die einzelnen Gebeine, die auf den Tafeln zerstreut herumlagen, gräßlich zu beleuchten, die Kälte rieselte mir durch alle Glieder; ich beschloß, Feuer anzuschlagen, um mich dagegen zu schützen. Zu dem Ende holte ich einen Feuerstahl, etwas Schwamm, brach von einigen Schemeln die Füße ab, zerschnitt dieselben mit meinem Taschenmesser, nahm etwas Stroh vom Lager eines frischen Leichnams, und nachdem ich mir fast die Lunge aus und die Sinne taumelnd geblasen hatte, schlug endlich das Feuer zur hellen Flamme aus. Aber mein Holzvorrath war wenig, das Zimmer blieb kalt. Da trieb mich endlich die Noth bis zur Verzweiflung. Hinaus in's Freie mußt Du, dacht' ich, und solltest Du Dein Leben einbüßen.

Die Fenster waren hoch und ohne Unterstützung konnte ich nicht in die Brüstung derselben gelangen. Die leeren Schemel waren verbrannt, dabei mußte ich von einigen die kalten Fleischmassen herunterwerfen, um ein Gerüst zu erbauen. Auf dem einen lag der Leichnam eines Delinquenten, der Tags zuvor in der Umgegend gehängt und der Anatomie überliefert war. Es war eine riesenhafte Gestalt, mit festen Muskeln, durch die lange Zeit des Sitzens übermäßig fett, die Augen stier und das Gesicht blaubraun angelaufen. Unwillkührlich, obgleich an solche Anblicke gewöhnt, überlief mich ein kaltes Grausen, als ich den Cadaver, grell vom Monde beleuchtet, in das gräuliche Antlitz schaute, und als er dröhnend vom Schemel fiel, schien es mir, als ob der rechte Schenkel convulsivisch zuckte. Muth, rief ich mir zu, Deine Phantasie ist schuld, die Todten schlafen fest, und somit trug ich den Schemel zum Fenster. Ich stieg darauf in die Wölbung desselben und öffnete es. Unter mir war ein Balcon, durch dessen Glasthüren ich in das unterste Stock, und sonach in's Freie konnte. Noch lag ich im offenen Fenstern und überlegte, was zu thun sei. Gelingt der Sprung, bist Du frei, wenn nicht, stürzest Du in den Strom.

Ehe ich zu einem festen Entschluß gelang, höre ich ein leises Geräusch hinter mir, ich drehe mich um, und — furchtbarer Anblick — die Todten stehen auf! Der riesige Leib des Gehängten steht auf dem Schemel!

„Gnade, Herr, einen Menschen zu retten, der schon einmal die fürchterlichsten Todesqualen erlitt, steht in Ihrer Hand. Meine Kehle ist rauh, die Luft versagt mir, die Glieder sind erstarrt von Kälte. Gnade! Gnade!

Diese Anrede brachte mich endlich wieder zur Besinnung, obschon ich immer noch an der Wahrheit dessen, was vorging, zweifelte. Verschiedene Entschlüsse beschäftigten meine Seele. Ist es Sünde, einen Mörder der Gerechtigkeit zu entziehen? Nein, er hat den Lohn seiner Vergehen empfangen, hart gebüßt für seine Schuld.

Ich sah die mitleiderregende und doch grauenhafte

Gestalt vor mir, noch war die Verzerrung, die die Todesangst in sein Gesicht gegraben, sichtbar; ich entschloß, wenn es möglich, ihn zu retten.

„Du sollst leben, sprach ich, aber schwöre mir, mich nicht zu verrathen, wenn Du wieder eingefangen werden solltest. Du sollst leben, damit Du Dich bessern, und einen Theil Deiner Schuld wieder sühnen kannst!

Ich warf ihm meinen Mantel um und hieß ihn mir folgen. Der Sprung glückte, wir gelangten auf die Straße und nach meiner Wohnung. Ich bekleidete den Gehängten so gut als möglich, gab ihm zu essen, einige Thaler Reisegeld, und Nachts 11 Uhr wanderte der, den Tausende von Menschen Tags zuvor hatten am Galgen hängen sehen, zum Thore hinaus.

Die Nacht brachte ich schlaflos zu. Andern Morgens schickte ich zum Professor M . . . mit der Entschuldigung, daß mich gestern Abend ein plötzliches Unwohlsein befallen und heute noch auf der Stube gefesselt hielte. Bald erscholl das Gerücht durch die ganze Stadt, man habe die Anatomie und Bibliothek bestehlen wollen, der Leichnam des Erhängten sei verschwunden und wahrscheinlich von seinen Anhängern gestohlen worden.

Die Universitätsjahre waren verflossen. Ich ging nach Berlin, meine Examina zu machen. Hier wurde mir vom holländischen Gesandten das Anerbieten gemacht, in Dienste der ostindischen Compagnie zu treten. Ich schlug ein und wurde mit einem bedeutenden Gehalte angagirt. Jählings verließ ich Deutschland. Winde und Wogen waren uns günstig. In fünf Monaten landeten wir auf der malerischen Rhede von Batavia. Bald hatte ich mich an die fremden Sitten, an das südliche Klima gewöhnt.

Eines Tages entschloß ich eine kleine botanische Reise zu unternehmen, und da ich oftmals gewarnt worden, mich nicht zu weit zu wagen, bewaffnete ich mich hinlänglich, um jedem Angriff eines wilden Thieres begegnen zu können. Ich ging dem Ufer eines romantischen Flüßchens entlang und laubige Orangenbäume schützten mich vor den sengenden Strahlen der Sonne. Plötzlich bricht durch das Dunkel des Waldes ein gewaltiger Tiger, ich verliere meine Geistesgegenwart nicht, spanne den Hahn, ziele und als er noch zwanzig Schritte von mir entfernt ist, drücke ich los — das Gewehr versagt — ich bin verloren! Schon packt mich das Ungeheuer mit seinen scharfen Krallen, da fällt ein Schuß und im nämlichen Augenblicke stürzt eine riesenhafte Gestalt auf den Tiger und die nervige Faust spaltet der Bestie den Kopf. Meine Sinne entschwanden, ich blutete stark. So viel ist mir bewußt, es lud mich Jemand auf seine Schultern und trug mich unter den Ausbrüchen der zügellosesten Freude davon. Als ich erwachte, lag ich auf einem weichen Ruhebette im kühlen Zimmer, geschützt gegen die eindringenden Sonnenstrahlen; drei freundliche kleine Creolen, ein Mädchen und zwei Knaben, spielten an meinem Bette und richteten mit ängstlicher Sorgfalt ihre dunklen Augen auf mich. Als sie mich erwacht sahen, riefen sie jubelnd Vater und Mutter. Alle äußerten die lebhafteste Freude. Auf einen Blick von Seite meines Retters entfernte sich die Mutter mit den Kindern.

„Edler Mann, begann ich, Sie retteten mich vom fürchterlichsten Tode. Mein Dank . . .“

„O still davon! erwiderte der Colonist; schöner konnte ich ja nicht vergelten. Gott, ich danke dir, daß du mir Gelegenheit gabst, einen Theil meiner Schuld zu tilgen!“

Hier kniete er nieder, und seinen Lippen entquoll ein Gebet, so andächtig, so voller Rührung und Herzenswärme, daß ich nicht meine Thränen zurückhalten konnte. Als er gebetet, stand er auf und begann:

„Herr, die Wege des Schicksals sind wunderbar! Kennen Sie mich nicht?“

Eine dunkle Ahnung flog durch meine Seele.

„Erinnern Sie sich noch der Nacht im Clinicum? Ich bin der Verbrecher, der einst schon Gehängte, dem Sie das Leben retteten!“

Und mit einem dankbaren Blicke gen Himmel drückte er meine Hand an Lippen und Herz.

„Jedoch noch eine Bitte,“ begann er von Neuem; „geben Sie meiner Frau keinen Aufschluß über das Vergangene; es wäre grausam; wir leben so glücklich, und ich hoffe, auch den Himmel wieder zu versöhnen!“

Ja, die Wege des Schicksals sind wunderbar! In Ostindien mußte der, dem ich das Leben gerettet, mir Gleiches mit Gleichem vergelten. Oft habe ich ihn seit dieser Periode besucht. Er war durch Fleiß und Redlichkeit Besitzer einer herrlich gelegenen Mühle geworden, hatte eine Eingeborne geheirathet, war Vater dreier blühender Kinder, und hier unter dem fremden Himmelsstriche erlangte er die Ruhe seines Herzens wieder durch Frömmigkeit und Fleiß; hier war es ihm vergönnt, den größten Theil seiner Schuld zu sühnen und noch lange Jahre hindurch ein brauchbares, nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein! Wäre ihm das auch möglich gewesen, wenn er wieder den Händen der Gerechtigkeit anheimgefallen wäre und nach dem Urtheilsspruche menschlichen Wissens die Strafe des Gesetzes erlitten hätte?

Die erste Liebe.

Humoristisches Fresko-Gemälde.

(Beschluß.)

Bei Mädchen keimt die erste Liebe im ersten Lebensfrühlinge mit eben der Nothwendigkeit, mit welcher im Erdenfrühlinge Blumen sprießen; bei uns Männern aber blüht die erste Liebesrose später, weil wir unser Herz früher zu einem Gemüsegarten einrichten müssen, den wir ganz mit dem Samen der Brotwissenschaften bestreuen; erst wenn dieser aufgegangen ist und üppig gedeiht, pflanzen wir duftige Blümchen rings um die Beete als Einfassung. Wir Männer trachten nach der ersten Liebe eines Mädchens mit einem Eifer und einer Begierde, mit der wir die ersten Veilchen aufzusuchen und zu pflücken pflegen, weil die späteren Veilchen ihren Wohlgeruch verlieren. Die Mädchen aber trachten nach unserer vierten, fünften Liebe, weil da unser Lebensschiffchen gewöhnlich schon mit vollen Segeln dem Hafen der Ehe zusteuert, während wir bei der ersten Liebe, in einer leichten Gondel sitzend, durch die Brandungen des Lebens noch nicht zu dringen vermögen, um in den heißersehnten Hafen zu gelangen.

Die Mädchen sind schlau; denn sie überreden uns, daß ihre vierte, fünfte Liebe die erste sei, so wie Kaufleute uns das Geld aus der Tasche zu locken pflegen, mit dem Vorgeben, daß der besehene Stoff eigens aus Paris oder London verschrieben, und hier zu Lande noch von Keinem getragen worden sei. Wir Männer hingegen ködern die Mädchen mit der aufrichtigen Betheuerung, daß unsere fünfte, sechste Liebe auch die letzte sei, so wie ein Spekulant Jemandem ein Lotterie-Loos aufdringt, unter dem Vorgeben, es sei das letzte und könne einen Haupttreffer machen; der Schalk aber hat noch viele andere bei sich, und prellt damit noch viele Andere auf gleiche Weise.

Erst in den Jahren, wo das Lebensschiff einer Jungfrau, durch Stürme verschlagen, auf einer Sandbank sitzt, spricht sie viel von ihrer ersten Liebe, und ruft jedem vorbeisegelnden Schiffe, aber in einem Tone, der an die Fabel vom Fuchs und der Weintraube erinnert, nach: Hätte auch vor vielen Jahren in einem Dreimaster hinfahren können nach Hymens Eiland, aber — aber — ich wollte nicht.

Die erste unglückliche Liebe verhält sich im Herzen eines Mädchens wie Essig in einem neuen, unverglasten Gefäße; dieses saugt ihn ein, und theilt jeder Flüssigkeit, die man später hineingießt, Säure mit. Unsere Herzen aber haben inwendig eine starke Verglasung von philosophischen Grundsätzen und Maximen, und sind wieder ganz rein und geschmack- und geruchlos, wenn wir die erste Liebe ausgießen, mag diese jahrelang darin gestanden sein.

Mit der Liebe geht es so, wie mit der Erfindung des Feuermachens, die immer mehr und mehr vervollkommt wird. Wie arbeitete man sich vor Zeiten ab, mit Stahl und Stein, um einen Funken in den Zunder zu werfen! Bald erfand man elektrische Schnellzündmaschinen, und jetzt hat man Chlorzündhölzchen, die, in Schwefelsäure gestoßen, augenblicklich Feuer geben.

Manche unter uns Männern sind doch rechte Narren; sie heben sich die erste Liebe auf, bis auf ihren Scheitel schon einzelne Schneeflocken fallen. Sie sind, sage ich, eben so große Narren, als ein Mensch, der aus ökonomischen Rücksichten den ganzen Tag im kalten Zimmer friert und erst gegen Abend eine schwache Flamme im Ofen anbläst, an der er seine erstarrten Hände wärmen will. Ueberhaupt — sprach neulich eine geistreiche Dame zu mir, mit der ich mich über dies Thema unterhielt — überhaupt treiben die Männer den größten Mißbrauch mit ihrer ersten Liebe; die Männer sollten eigentlich — fuhr dieselbe geistreiche Dame fort — gar keine erste Liebe haben.

Wenn diesen Ausspruch auch Niemand unterschreiben wird, so bleibt doch dieser klar und erwiesen, den eine zweite Dame in einem Anfalle von Geistreichsein that, daß die erste Liebe eines Mädchens inniger, aufrichtiger, edler ist, als die des Jünglings. Die erste Liebe ist es, in welcher uns des Mädchens Gefühlshimmel in seiner schönsten Frühlingsreinheit, mit den duftigsten Morgenlüften und mit der wohlthuendsten Sonnenwärme erscheint, in welcher sie in allen Formen der Huldgottheit unseren Blicken begegnen, in welcher sie den Dichter begeistern, den Thoren verblüffen, den Jüngling entzücken, den Graukopf narrifiziren, in welcher sie das ganze All verkehren, das ist in eine Lage bringen, wo der Himmel auf der Erde, und die ganze Erde im Himmel ist.

Ich muß daher meinen früheren Ausspruch, daß die Liebe eine Thorheit sei, nur auf unsere erste Liebe beziehen, und alle Leserinnen wegen dieser frevelhaften Behauptung um Vergebung bitten.

Aber zur gänzlichen Sühnung meines Frevels, will ich alsogleich die Leier stimmen, und der ersten Liebe der Mädchen ein kleines Loblied singen.

Hier ist es:

Erste Liebe, Du Friedenstaube,
Du süßer, lebenspendender Pfeil!
Erste Liebe, Du seliger Glaube
An Erdenhimmel und ewiges Heil!
Erste Liebe, als Nektar zum Trunke
Dem Herzen gereicht mit Genienruf!
Erste Liebe, Du himmlischer Funke,
Den Gott selbst uns im Busen erschuf!
Erste Liebe, Du Rosenkrone,
Die jedes Mädchen zur Jungfrau krönt!
Erste Liebe, von deren Throne
Ein tausendstimm'ges „Erhöre uns!" tönt!
Erste Liebe, Du Himmel auf Erden!
Du Frühling mit duftigem Blüthenschnee!
Laß uns durch Dich beseliget werden,
Du wonnelächelnde, gütige Fee!
Nach Dir sind gerichtet alle Gedanken,
Du goldene Ros' mit Demanten bethaut!
Wenn alle Lebensblüthen schon sanken,
Dann dufte uns noch Dein balsamisches Kraut!

Ihr zürnet, meine Herren? Thut es nicht, auch Euere erste Liebe soll nicht leer, soll nicht ohne Preisgesang ausgehen; früher aber muß ich die Saiten ein wenig herabstimmen. —

Nun hört!

Erste Lieb', einfältige Taube,
Du goldgeflochtenes Narrenseil!
Erste Lieb', Du göttlicher Glaube
An Schlaf und Gähnen und Langeweil'!
Erste Liebe, Sirenen-Unke
Mit Deinem melancholischen Ruf!
Folgt ihm nicht, denn ihr kommt sonst in die Tunke,
„Fallt nieder, und stejet dann nich mehr uf!"
Erste Liebe, Du Distelkrone,
Die jeden Jüngling zum Langohr krönt!
Erste Liebe, vor deren Throne
„Verschone uns, Fürstin!" mächtig ertönt!
Erste Liebe, was willst Du auf Erden?
Bringst vielen Herzen nur vielfaches Weh,
Wer kann durch Dich beseliget werden,
Du pudelnärrische Tollhaus-Idee?
Dich, Dich verschmähen alle Gedanken,
Du Blume meist von Thränen bethaut;
Doch willst Du in unserem Herzen ranken,
So ranke um's — — Tausendguldenkraut!

Similia similibus.

(Novellette.)

Es war eine schöne Nacht. Des klar leuchtenden Mondes Spiegelbild kosete mit den leise dahinrauschenden Wellen des breiten Stromes, welcher die bereits geräuschlose eigentliche Stadt von der noch stillern Vorstadt schied, und, als wäre sie unwillig über das künstliche Verbindungsmittel, das wie höhnend auf die untere natürliche Scheidewand herabblickte, brausten die schäumenden Wogen mächtig an die starken Pfeiler der steinernen Brücke heran, und erweckten dadurch in dem, durch Zeit und Ort aufgeregten, einsamen Lauscher allerlei dunkele Gedanken von jenen Opfern, die in diesen Wellen ihr einsames Grab fanden, und deren Geister nun Klagen von verlorenem Glücke anstimmten, oder von der nächtlichen Conversation tanzender, lockender Wassernixen.

Etwa hundert Schritte von der Brücke entfernt stand nahe am Flußbette einsam, aber darum um so romantischer gelegen, ein mittelgroßes Haus, das aber durch seinen eleganten Baustyl, so wie durch einen in den Strom hinausragenden Balcon die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zog. Auf dem im Mondlicht schimmernden Balcon-Geländer aus Broncestäben lehnte ein Mann, der im leichten Hauskleide und unbedeckten Hauptes sinnend in die Nacht hineinblickte. Es war ein schöner wohlgebauter Mann, in dem Alter von ungefähr 35 Jahren, dessen hohe, edelgewölbte, von schwarzen Haaren beschattete Stirn einen tiefen Geist verrieth, aber die etwas fahle, im Mondlicht noch greller hervortretende Farbe seines Gesichts, das all die Abzeichen schnellen und gierigen Gelebthabens an sich trug, störte den günstigen Eindruck wieder, den dieses Mannes Erscheinen ohne Zweifel gemacht haben würde. Er mochte lange so in Gedanken vertieft gewesen sein, da fuhr er plötzlich mit der fast weibisch weißen Hand über die Stirne, und als hätte er endlich nach langem Schwanken einen festen Entschluß gefaßt, richtete er sich stolz auf, und blickte mit seinen schönen Augen trotzig zum Himmel empor.

„Ja!" sprach er mit einem herben Tone in der Stimme, „ja, so mußt' es kommen, und so soll es sein! Ich will, ich muß dieser eitlen Welt entsagen! Ich will mich aus den dürren und kalten Armen, mit denen das Leben mich umschließt, losreißen! Zurück, du schauervolles Gerippe! — Vergebens blickst du, o Himmel, mit deinen winkenden Lichtlein, und du, bleicher Mond, mit deinem bittenden Lichte mich an, — ihr lockt mich nimmermehr! Brüstet euch nicht mit euren Herrlichkeiten, die spurlos an mir vorüber ziehen; denn die Gewohnheit hat jene zähe, geschmack- und geruchlose Substanz, die man G l e i c h g ü l t i g k e i t nennt, in mein Blut gemischt, und wenn ihr Sterne nun a l l e zu S o n n e n anschwellen wolltet, ich würde nach Verlauf einiger Augenblicke der ersten Ueberraschung den Blick kalt von euch wenden,

und ihr hättet euch umsonst angestrengt! — Und was ist denn all' diese Pracht, all' der Glanz, mit dem die kindische Welt sich schmückt? — Nichts als Flitter im großen Maßstabe! — Und des Lebens Freuden, von denen die blöden Menschenkinder da stammeln, was sind sie, alle zusammengenommen? — Ein Glas Champagner! Ein Schluck — und das Glas ist leer! Weg also mit dem Gefäße, daß es zersplittere! Der Wein ist gar, wozu denn noch ein Glas? — Ich habe Alles gesehen, Alles gehört, gefühlt, gekostet, ich habe gelebt und geliebt, in Zügen gelebt und in Liebe geschwelgt! Nun wohl! — Ich habe die Ziffern zusammenaddirt, und die Summa ist — Null! Sonderbar vielleicht, aber beim Grabe meiner Eltern! es ist kein Rechnungsfehler! Meine Seele, sie flattert bange, wie ein gefangener Vogel in seinem Käfig, nach der geliebten Aue sich sehnend. Frei soll sie sein, und wenn sie eine Heimath hat, so kehre sie jubelnd dahin zurück; darum aber soll ihr enger Käfig mit einem Machtstreich vernichtet werden! — Rauschet nur zu, ihr Fluthen, ich verstehe euch und euer Gemurmel! Ja, ich komme, ich komme, damit ihr die Gluth der Wüste kühlt, die sich in meinem Innern so fürchterlich ausdehnt!"

Nach dieser Rede, die wohl keines weiteren Commentars bedürfen wird, und so ziemlich die Lebensgeschichte des Mannes, der sie hielt, mittheilt, wandte er sich rasch um, und in den Salon schreitend, setzte er sich hastig an seinen Schreibtisch, ergriff ein Blatt Papier und schrieb darauf mit fester Hand folgende Zeilen:

„Mein lieber John! Als letzter und einziger Sprößling meines Stammes richte ich meine letzten Worte an Dich, der Du, so wie der Vater und Großvater, stets mit so vieler Liebe und Treue an unsere Familie hingst. — Ich vermache Dir mein gesammtes Vermögen, als Dein unbestreitbares Eigenthum. Möge es Dich glücklich machen! — Um jede Art des Verdachts, welcher Dich bei meinem Verschwinden leicht treffen könnte, nieder zu drücken, erkläre ich hiermit, daß ich nach Beendigung dieses meines letzten Geschäftes selbst dem Tode in die Arme eile. — Nennt die Ursache hiervon, wie ihr wollt, Spleen oder Wahnsinn, es gilt mir gleichviel. Lebe wohl, und weihe mir keine Thränen, denn es ist soviel besser Deinem

Lord Weller."

Nachdem er den Brief zusammengefaltet und versiegelt hatte, schrieb er die Addresse: „An meinen Kammerdiener John. Nachher blickte er etwas verstört im Salon umher, stürzte dann auf den Balcon hinaus, und — ein Sprung, und der Balcon war leer, und im Strome wurde ein besonderes Rauschen vernehmbar.

Lord Weller, der kein ungeübter Schwimmer war, hatte die Absicht, sich von den Wellen nach jener Stelle treiben zu lassen, wo der Strom so reißend wurde, daß jede menschliche Anstrengung ohne Ausnahme scheitern mußte, und so trugen denn die Wogen ihr freiwilliges Opfer seinem unvermeidlichen Untergange zu.

Lord Weller war nicht weit mehr von jenem gefährlichen Punkte entfernt, da schien es ihm, als vernähme er hinter sich ein Gestöhn, und als hierdurch seine Aufmerksamkeit plötzlich in Anspruch genommen wurde, bemühte er sich, die Ursache dieser krächzenden Laute zu erforschen, und er hörte auch bald nahe neben sich die krampfhaft ausgestoßenen Worte: „Hilfe! O mein Weib! O meine Kinder!" Lord Weller war es nun klar, daß das Schicksal ihm auf seiner Todesfahrt einen unbekannten Genossen zugesellt habe, der aber, nicht wie er, kalten Blutes dem Tode ins Auge sah, sondern seine rasche That bitter zu bereuen schien. „Der Feigling!" dachte Lord Weller „Aber ihm soll geholfen werden!" und die Richtung nach jener Gegend nehmend, woher der Hilfe- und Klageruf kam, hatte er bald einen, mit den bereits stürmisch werdenden Wellen kämpfenden Mann erreicht, und selben mit kräftigen Armen umfassend, gelang es ihm, dem Strome seine Beute zu entwinden.

Nach wenigen Augenblicken hatte sich der Gerettete erholt, und Lord Weller, der neben ihn gekniet war, um sich von dem Zustande des Fremden zu überzeugen, fühlte ein seltsames inneres Wohlbehagen, als er den Geretteten seine Hand ergreifen und dankbar drücken fühlte. Das bleiche Antlitz des Fremden, auf welches die triefenden Haare wild herabhingen, wandte sich dem Lord zu, und dieser war tief ergriffen von diesem Anblicke, denn es zeigte sich ihm ein Gesicht, das vom Samum entweder des Lasters oder des Kummers, diesen zwei wilden Schönheitszerstörern, nur zu sehr angehaucht war. Die Wangen waren eingefallen, die Augen glanzlos und hohl liegend, die Stirne von tiefen Furchen durchzogen.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Charakteristik der Dresdner.) Hierbei hat man sich natürlich nur an das Allgemeine zu halten. Der Dresdner ist empfindlich, heftig, aufbrausend, aber leicht nachgebend,

wenn er sieht, daß er nicht durchdringen kann; er ist devot gegen Obere; gegen Untere exclusiv, stolz, sonst friedliebend, still, bescheiden, wohlthätig, ehrlich und rechtschaffen, jedoch auch sehr auf seinen Vortheil bedacht; in Bezug auf seine Familie häuslich, wohlwollend, genügsam, sparsam, zurückgezogen, familienstolz. Er ist in seinen Verhältnissen nach Außen kleinlich, spießbürgerlich, gern Andere kritisirend, scheut große Pracht und Neuerungen, schließt sich nicht gern an Fremde an, bewundert aber das Fremde. Er ist neugierig, doch in Bezug auf auswärtige Ereignisse, sobald sie ihn nicht geradezu berühren, indifferent, er ist religiös, zuweilen wieder Rationalist, mäßig liberal, ordnungsliebend, thätig ohne große Ausdauer, oft indolent, besonders in den niedrigsten Ständen. Der Bürger bewacht mit Angst seine Privilegien, während er mit eifersüchtigen Augen die etwa noch bestehenden der höchsten Stände betrachtet, und sie, wo möglich, ganz aufgehoben sehen möchte. Die Neigung der Dresdner zu Ausschweifungen in der Liebe ist weit stärker als die zum Genusse geistiger Getränke und eines der Hauptverbrechen der ganzen Stadt.

(Aus Dr. Ernst Julius Meyers medizinischer Topographie von Dresden nach der Staatsbürgerzeitung.)

— Empfangen Sie hier das Verzeichniß der Verliebten und Verlobten aus Wien. Vor dem Carneval 16,004, nach dem Carneval 4001. Ueber 12,000 Liebesverhältnisse haben sich getrennt, theils weil die Liebhaber zu viel Luxus, theils zu viel Leichtsinn, theils zu viel Flatterhaftigkeit, theils zu viel Vergnügungssucht bei ihren Schönen wahrgenommen haben. Die 12,000 Mädchen wollen nun den abtrünnigen Männern den Krieg erklären, wozu Lanner einen neuen Sturmgalopp componiren soll.

(Monaldeschi.) Der Gang des Trauerspiels ist folgender: Graf Malström empfindet es übel, daß der Comtesse Sylva Brahe ein Mann fremder Nation, Monaldeschi, auf nächtlichem Spatziergange sich anschließt. Der zwischen den zwei Männern beginnende Kampf endet, dazwischen tretend, Sylvas Vater, der Graf Brahe. Bald darauf entfernt sich der Fremde, seinen Vorgänger, Santinelli, im Königsschlosse zu überraschen. Ihr beiderseitiges Abentenerthum ist verschieden. Santinelli arbeitet seine Pläne sorgsam aus, ist verstimmt, daß sie zum Theil mißlangen, um so weniger aufgelegt, einem zweiten Glücklichern die gleiche Bahn zu öffnen. Monaldeschi, ohne künstliche Berechnung, folgt der Eingebung des Augenblicks, als der Fortuna Sohn. So trennen sich, im ausgesprochenen Zwiespalte ihrer Lebensmaximen, die Italiener bald wieder, und Santinelli befiehlt der Wache, auf jeden verdächtigen Fremdling im Schlosse zu feuern. Monaldeschi, auf diese Weise verfolgt, gelangt bis an das Gemach der Königin, und, halb mit der Todesgefahr spielend, halb ihren Schauern hingegeben, wirkt er auf die Phantasie Christinens. Als er sich wieder entfernt, ein Schuß die neue Verfolgung seiner Person andeutet, drückt ein unwillkührlicher Ausruf Christinens die in ihrem Herzen für den Abenteurer erwachende Theilnahme aus. Nach dem Vorspiele finden wir im ersten Akte des Stückes Monaldeschi als Günstling der Königin wieder. Seine schnelle Erhebung erweckte Christinen Tadler, ihm Feinde. Einem Duell mit dem Grafen Malström wird durch einen Machtbefehl der Herscherin begegnet, welche, der Krone müde, den Gedanken, sie niederzulegen, faßt, und ihrem Lieblinge Monaldeschi ein ihr theures Amulet schenkt, mit der Verwarnung, es nie wegzugeben. Die Königin führt, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, ihren Entschluß, dem Thron zu entsagen, aus, und läßt den Monaldeschi, welcher ihrer Verzichtleistung sich widersetzt, verhaften. Sein Monolog deutet auf die Zerrissenheit seiner Seele. Großen Wagnissen hingegeben, fühlt er mit Schmerz, daß das süße Asyl der Liebe und des Herzensglückes sich ihm nicht erschließe. Dennoch steigt bei Sylvas Erscheinen die Ahnung einer sanften Seelenwelt in ihm auf. Sylva fühlt sich zu ihm hingezogen. Er giebt ihr das von der Königin empfangene Amulet. Christine, welche naht, um ihn aus seiner Haft zu entlassen, faßt im Allgemeinen gegen ihn den ersten Verdacht. Im vierten Akt bereut die Königin, daß sie der Krone entsagte. Monaldeschi, in der Absicht, Christinen zurückzuführen, und ihre Vermählung mit dem neuen Könige zu fördern, will das Schiff nach Schweden wenden lassen, kommt deshalb in Gefahr, von den Matrosen ins Meer gestürzt zu werden, und nur Christinens Wille rettet ihn. Im fünften Akte entdeckt Christine durch Santinelli Monaldeschi's fortdauernde eigenmächtige Versuche, über ihr Schicksal zu bestimmen, und somit auch seine eigene Größe fortdauernd zu begründen. Beleidigt dies ihren Königsstolz, so wird auch ihr Herz durch die Entdeckung gekränkt, daß Monaldeschi ihr Amulet verschenkte. Sie befiehlt ihres ehemaligen Günstlings Ermordung. Diese erfolgt nach Verhandlungen, in welche Monaldeschi's Todesschauer sich weben, und die Königin drückt ihr Bedauern, welches an Reue grenzt, aus.

— Ganz Frankreich geht am Ende in's Kloster! Seit 1835 entstanden jährlich über 30 Klöster und jetzt sind schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahres über dreißig neu eingerichtet. Frankreich zählt jetzt schon wieder mehr Klöster, als es in der Revolution zerstört hat. Alle Welt macht „Kehrt!“ — eine verkehrte Welt! Wir sind nur neugierig, wo man „Halt!“ machen wird mit dem Kehrt!

— Unter den nach England überschickten chinesischen Trophäen ist auch ein glänzend rabenschwarzer, über eine englische Elle langer Zopf, der einem im Kampfe gefallenen Soldaten des himmlischen Reichs abgeschnitten wurde. Ein englischer Schiffswundarzt hat seinem Oheim im Mutterland ein Geschenk damit gemacht.

Auflösung von No. 11.: **Eber, Erbe, Rebe.**

Correspondenz.

(Leipziger Stadttheater.) Zwei großartige Neuigkeiten sind in kurzer Zeit über die Bühne gegangen, deren Aufführung man mit gleich großen Erwartungen entgegensah, und welche mehrere Abende hindurch ein gedrängt volles Haus machten, nämlich Monaldeschi, Tragödie von H. Laube, und Antigone, Tragödie mit Chören von Sophocles und Musik von Mendelssohn-Bartholdy. Was Monaldeschi anlangt, so wurden Dichter und Schauspieler gerufen und um das Trifolium vollständig zu machen, hätte es nur noch an Herrn Ringelhardt gefehlt, der wohl auch auf diese Auszeichnung wegen

der mühsamen Ausrüstung des Schiffes, das im 4. Act vorkommt, und der glänzenden Ausschmückung des Thronsales hätte Anspruch machen können. Das Stück fand eine glänzende Aufnahme, aber nur auch ein Dichter wie Laube war der Aufgabe gewachsen, diesen hervorragenden Act in Schwedens Geschichte auf würdige Weise zu einem dramatischen Stoff zu verarbeiten. Ohne von der Geschichte groß abgewichen zu sein, hat er dieser Episode, außer der Königin Christine, mehrere Charaktere abgewonnen, die wahrhaft effectreich zu nennen sind und in ihrer Großartigkeit und ihren Gegensätzen das Interesse des Zuschauers in immerwährender Spannung erhalten. Christine, das Mannweib, diese als wahrhafte Amazone in der Geschichte dargestellte Heroin, nicht verleugnend den großen und festen Geist ihres berühmten Vaters, ist zwar von Laube idealisirt und ist ihr viel von dem Abstoßenden und Widerlichen abgestreift, was dergleichen weibliche Anomalien für uns haben, und wir müssen bekennen, daß dies der Bearbeitung des Dichters mehr zum Vortheil als zum Schaden gereicht, um so mehr, da ganz in des Dichters Sinne dieser geschichtlich-unnatürliche weibliche Charakter von der Darstellerin, Mad. Dessoir, aufgefaßt und wiedergegeben wurde. Monaldeschi, der Mann des Zufalls und des Schicksals, der kühne Abenteurer, ein greller Gegensatz zu dem Mann feiner Berechnung und Speculation, zu Santinelli, hatte den würdigsten Vertreter in Herrn Düringer gefunden und ihm war der größte Theil des Erfolges, der Totaleindruck des ganzen Stückes anheimgegeben, welche Aufgabe genannter Darsteller glücklich löste, während Herr Baudius als Santinelli es verstand, den Gegensatz seines Charakters im Sinne des Dichters auf das Grellste hervorzuheben. Fräulein von Tenneker hatte die Parthie der sanften Sylva und wirkte stets bei ihrem Erscheinen als versöhnender Engel zwischen dem sichtbaren Kampf menschlicher Leidenschaften in ihrer Umgebung. Herr Lortzing war als Freiherr von der Schnure in seiner gewöhnlichen und beliebten Art in mehreren Scenen höchst schnurrig, indeß Herr Reger als Graf Brahe den biedern Schweden in seiner treuen Anhänglichkeit an Gustavs Tochter, in seinem freien und offenen Charakter ohne Falsch, recht brav darstellte und Herr Heese als Malström gleich lobenswerth war.

Antigone fand ungeheuern, colossalen Beifall, man rief die Schauspieler, und fast hätte man Herrn Sophokles selbst gerufen, wenn man sich nicht noch zu rechter Zeit erinnert hätte, daß der Dichter mehrere Hundert Jahre vor Christi Geburt gelebt. Antigone hat ungeheuer gefallen, und man bildet sich darauf viel ein! Welch' hohe Meinung werden nun unsere Städte von unserm Kunstgeschmack bekommen! Die Antigone in dieser modernen Einkleidung, kommt mir vor, wie ein alter Römer, oder wie ein ehrwürdiger Nachkomme Abrahams mit antiker Gesichtsbildung und greisem Barte — in einen modernen pariser Ball-Frack gesteckt, mit Manschetten und Schnallenschuhen und Claquehut, und in ihrer so erhaltenen Gestalt halb Oper, halb Tragödie, wie eine Seejungfer, halb Mensch, halb Fisch. Jedermann wird zwar zugestehen, daß die Musik schön, ausgezeichnet war, und der Tonsetzer ward auch gerufen, und nur dürfte sie der Vorwurf treffen, daß sie zu den feierlichen, fast religiösen Chören der Alten nicht einfach genug war. Die Costüme waren glänzend und das Ganze bot einen ächt antikmalerischen Anblick. Gespielt und gesungen ward sehr brav, namentlich gilt dies von Mad. Dessoir als Antigone, Herrn Reger als Kreon, von Herrn Düringer als der greise Weissager Tiresias und von den Chören.

Pariser Modenbericht.

Es sind bereits einige Neuigkeiten an den Tag gekommen, z. B. mit Krepp gefütterte Hüte und Hüte von Gros de Naples in zwei Farben, die ineinander schillern. Diese Hüte haben einen runden Kopf, einen sehr kleinen Nackenausputz und zur Verzierung Bandrüschen, so wie unter dem Schirm kleine Bouquets von Rosen oder Flieder. Auch erwähnen wir eine Capote von durchschimmerndem Gros de Naples mit einem niedrigen Kopfe, einem Spitzenausputze und einigen kleinen Blumen unter dem Schirme. Dieser Hut wird sehr gut aussehen zu einem Kleide von gestreiftem Barege oder glasirtem Peckin. Ein Langshawl von Sammet wird diesen Anzug vervollständigen.

Die Putzhüte sind meist von Krepp und fast alle haben Halbschleier. Auf diesen Hüten trägt man lange Federn oder Frühlingsblumen.

Bis jetzt werden die Soiréekleider noch immer vorn garnirt; die Leibchen haben eine sehr lange spitze Schneppe und meist sieht man kleine Aermel, die zwar eng, aber mit Spitzen oder Bändern ausgeputzt sind.

Man hat bemerkt, daß die Kleider mit doppelten seidenen Röcken, welche diesen Winter so sehr gefielen, einen Kampf mit Kleidern zu bestehen haben werden, welche eben so aussehen, aber statt zwei vollständige Röcke, blos einen haben, während der untere nur scheinbar ist und durch Atlasstreifen nachgeahmt wird. So sahen wir ein Kleid von lilas Moiree, das vorn offen war und ein Atlaskleid sehen ließ; jede Seite rundete sich unten ab, eine Hand breit über dem scheinbaren Rocke; von der Schneppe bis an das Ende des ersten Rockes waren in gleichen Entfernungen drei Schleifen von dem Stoffe des Kleides angebracht.

Die Spitzen sind für den Augenblick das, was bei einem Anzuge durchaus nicht fehlen darf. Die Volants, ausgezackt oben, gefallen; sie sehen auch gut aus auf Kleidern von geblümtem Pour de Soie. Die gestreiften Stoffe erhalten sich, machen aber weiter keine Fortschritte; die glatten Kleider leisten mit Erfolg Widerstand.

Herren-Mode. Hier giebt es noch nichts Neues. Man spricht von neuen Schnitten, die zum Vorschein kommen sollen und wir glauben, im Voraus versichern zu können, daß die schwarzen, sehr kurzen, sehr engen Röcke mit niedrigem Kragen und sehr breiten Revers diejenigen sein werden, welchen man den Vorzug giebt. Man sieht viele blaue oder bronzefarbige Fracks mit Sammetkragen und sehr breiten Schößen, die mit Seide gefüttert sind, dazu halbanliegende schwarze Pantalons. Zum Ausgehen schottische Pantalons oder dergleichen von staubgrauem Casimir, welche fast den ganzen Fuß bedecken. Die Westen sind von Caschmir mit sehr kleinen Perlen oder von chamois Casimir mit Seide in derselben Farbe gestickt. Sie werden alle mit Shawlkragen gemacht.

Beiliegt ein **colorirtes Modenkupfer.**

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 12. (IV. Jahrgang I. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 13. (Sonnabend, den 26. März.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Erstes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Ehe eine Comödie.

Wollte ich scherzen, würde ich sagen, alle Ehen sind mehr oder minder Comödien. Wenn sich zwei junge, verliebte Leute kennen lernen, so treten sie gewissermaßen in's Chor auf der Bühne der Heirathslustigen. In diesem Chore haben sie anfangs keine Solostimme, denn sie schreien nur mit, was alle solche Choristen schreien, die ewig gleiche Melodie in Ach und Oh, variirt durch die Worte: „O, Du Engel, Du Venus, Du Adonis, Du mein Alles, Ha! wenn ich ihr gefiele! Ha! wenn ich ihm nicht gleichgültig wäre!" Und so weiter; das ist allbekannt. Später treten sie etwas weiter in den Vordergrund, und nun erhalten sie zwei kleine Solostimmen, die jedesmal den Anfang des Liedchens enthalten: „Wenn Du mich nicht erhören willst, so werf' ich mich in's Wasser!" — Das größere Publikum überhört dies gewöhnlich, denn die Wasserspringer singen zuerst ganz leise. Aber der Herr Regisseur Amor, der hinter der Coulisse lauert, ruft sie zu sich, und spricht: „bravo, meine Kinder, das Ding kann sich machen!" Diese Ermuthigung von Seiten des Regisseurs bringt sie einander näher; sie setzen das Liedchen fort, singen einige Tage später den letzten, wohlbekannten Vers: „Wir passen für einander! O süße Wonnezeit!" und erhalten sodann zwei kleine Rollen. Er, ein noch ganz frischer Tenor, hat eine Scene zu spielen, in der er vom unendlichen Glücke der Zukunft träumt, und schildert ihr seine unübertrefflichen Eigenschaften mit den lebhaftesten Farben. Er singt: „ich bin so tugendhaft, so zahm, — so fromm und so geduldig, — so häuslich und so arbeitsam, — und Niemand etwas schuldig!" — Darauf erwiedert sie, eine junge, blühende, frische Sopranstimme mit heißem Entzücken, bekennt ihre Uebereinstimmung mit seinen Gefühlen, malt ihrerseits ihre unübertrefflichen Tugenden, und singt: „ich bin so schön, so zart, so still, — so fromm und gar nicht eigen! — ich thu' nur, was mein Männchen will, — und kann zu Allem schweigen!" — Nun wird das Publicum aufmerksam. Man applaudirt dem jungen Paar, und plötzlich tritt Regisseur Amor hervor, und frägt: „Was meinen Sie dazu, mein Herr und Dame, wenn ich Sie zum Herrn Director Hymen führe, damit dieser Sie auf lebenslänglich engagire?" — Bravo! schreit das ganze Publicum; — entzückt, geblendet und außer sich, willigen die Sänger ein, Herr Amor führt sie zu Hymen, und hier wird ein Priester in die Scene verflochten, der sie für die erwählte Bühne auf's ganze Leben unterzeichnen läßt. — Wehe dann aber, wenn sich Beide in einander täuschten! Anfangs geht es dann ganz herrlich, besonders während des Freudentaumels hinter den Coulissen. Aber plötzlich treten Gewohnheit und Langeweile hinzu, — man fühlt sich eingeübt, hat sein feststehendes Tagesrepertoir, wird träge, studirt nicht mehr so fleißig zusammen, ändert nach Belieben, oft sogar vor dem ganzen Publicum, das erste, zarte Liebesthema, macht einander durch falsche Fermaten irre, — er singt forte, wo sie piano will, und umgekehrt, — die jugendliche Liebhaberin übernimmt allmälig Mutterrollen, man zwingt Beide, Kinderparthieen einzustudiren, und plötzlich werden die Stimmen schreiend und verlieren allen Schmelz und wohlklingenden Zusammenhang. — Hat dann das Bündniß bloß auf Convenienz beruht, so wird die Scene hinter den Coulissen, so viel Mühe sich auch Beide geben, vor dem Publicum einig und friedlich zu erscheinen, höchst fatal —; und stellt sich dabei,

wenn ihre Liebe keine wahre Achtung und Vernunft zur Grundlage hatte, gar der Umstand ein, daß Er Geschmack an frischeren Sängerinnen, und sie an jüngern Sängern findet, dann kömmt es zu höchst-üblen Einlege-Arien, — ja, oft sogar zu Knall- und Schlageffecten. — Ist dies letztere der Fall, dann schneidet Director Hymen, der das Edlere vorzuziehen pflegt, grimmige Gesichter, Regisseur Amor zieht sich gänzlich zurück, und sehr häufig bleibt dann nichts übrig als freiwillige Contraktauflösung. Schreiten sie nicht hierzu, oder sind die Hindernisse dagegen zu stark, dann schließt das Ganze mit äußerst traurigen Finale's. Die Sopranstimme wird mit den Jahren „Alt," — und der Tenor geht zum brummenden Basse über, der sich in böse Gesellschaften verliert, und die Haushaltung durch schlechtes Spiel vollends ruinirt. — Was nun mich betrifft, so halte ich es für besser, wenn derlei Comödien mit einer etwas tragischen Introduction oder Ouvertüre anfangen, aber recht heiter und glücklich enden, als daß der umgekehrte Fall statt finde.

Similia similibus.

(Novellette.)

(Beschluß.)

„Sie werden mich verachten," begannen der Fremde endlich, „Sie müssen mich verachten, weil ich dem Rathschlusse des Allmächtigen vorzugreifen suchte, weil ich ein Leben, das ich mir doch selbst nicht gegeben, und das nicht mir gehört, in frevelhaftem Dünkel zerstören wollte. Ja, ich gestehe, erkenne es, daß ich ein Sünder bin, ein Verworfener, ein Frevler! Aber wenn Sie wüßten, von welchen Seelenstürmen ich zu diesem äußersten Schritte getrieben wurde, Sie würden mir gewiß verzeihen, so wie ich auf meines Schöpfers Verzeihung hoffe. Ich heiße Thalmann, und bin Gatte und Vater von drei unmündigen Kindern. Ich war einst bemittelt, aber der Satan des Spieles war über mich gekommen, und meine Geist wurde von den finstern Mächten verwirrt, und ich ward taub gegen alle Vorstellungen meiner Freunde, gegen die Bitten und Seufzer der Meinen und ward ein — Bettler! O, Sie wissen nicht, was für ein Meer von Schmerz und Jammer in dem einen Worte Bettler verschlossen ist, wie schauerlich die Klänge des Gewissens ertönen in der grausen Nacht selbst verschuldeten Unglücks! Meine Kinder darbten, mein treues Weib schwand sichtbar dahin, aber sie machte mir keine Vorwürfe, kein bitteres Wort kam über diese Lippen, die einst in heißrer Liebe für mich erglühten! O, diese Duldung, dieses Schweigen, es drückte mich fürchterlich zusammen! Herr! Solche Gefühle sind gräßlich! — Einer Schuld wegen wurde ich vor wenigen Stunden von den Dienern des Gerichts ergriffen, um im Kerker meine Vergehen an Weib und Kind zu büßen. Da regte sich wieder der böse Dämon in mir, und ich riß mich aus den Armen der Stadtwache los, und fort eilte ich, von Angst gejagt, bis ich auf der Brücke anlangte, wo plötzlich wie ein Gespenst in mir der wilde Gedanke auftauchte, diesem elenden Leben ein Ende zu machen. Ich stürzte mich in den Strom und — das Uebrige wissen Sie. O, was wäre aus den Meinen geworden? Dem grenzenlosen Jammer und gänzlicher Hilflosigkeit wären sie anheimgefallen, und in mir hätten sie, wie alle Mitmenschen, den fühllosen Begründer ihrer Qualen — verfluchen müssen. — Edler Mann," und hier ergriff Thalmann Lord Wellers Hand, „Sie haben mich vor ewiger Verdammniß und meine ganze Familie vom Verderben gerettet. O, könnte ich doch so viel Edelmuth vergelten!"

Lord Weller hatte erschüttert diesen, mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung gesprochenen Worten zugehört, und sie schienen eine bedeutende moralische Metamorphose in ihm hervorgebracht zu haben. Er wollte reden — da erschallten vom Strome her Männerstimmen, mit welcher sich Klagelaute eines Weibes und das Jammergeschrei von Kindern mischten, und es zeigte sich Lord Wellers, und Thalmanns Blicken ein von Fackeln erleuchtetes schnell gerudertes Schiff. Es waren die Diener des Gerichtes, welche zur Rettung eines Menschenlebens, und in Erfüllung ihrer amtlichen Pflicht sich eines Fahrzeuges bemächtigt hatten. Als sie vom Ufer abstoßen wollten, eilten des Unglücklichen Weib und Kinder herbei, zu denen die Kunde von dem Vorgefallenen bereits gedrungen war (denn Trauerkunden sind gewöhnlich beflügelter als Freudennachrichten!) und obwohl man dadurch nur gehemmt wurde, gewährte man ihnen ihre, unter herzzerreißenden Schmerzergüssen hervorgebrachte Bitte, sie zur Rettung ihres Gatten und Vaters mitwirken zu lassen.

Thalmann hatte die Stimme der Seinen erkannt und ein Schauer durchrieselte ihn, aber er erhob seine Stimme und rief: „Hierher! Hierher! Hier bin ich!"

Und kurz darauf lagen Mann und Weib und Kinder einander schluchzend und sprachlos in den Armen.

„Diesem Engel in Menschengestalt," sprach nun Thalmann indem er auf Lord Weller deutete, der thrä-

nenden Auges dieser Scene zugesehen hatte, „diesem edlen Mann dankt, denn er war mein und Euer Retter!

Und aller Augen richteten sich nach dem bisher unbeachtet Gebliebenen, und vergebens suchte Lord Weller die Dankesausflüsse der Jauchzenden abzuwehren. Da erinnerten die Boten des Gesetzes sich an ihre Pflicht und ermahnten Thalmann, ihnen zu folgen. Nun brach der Jammersturm aufs Neue los, aber Lord Weller trat vor und sprach: „Meine Herrn! ich bezahle Alles, was dieser Mann schuldet, laßt ihn frei, ich stehe gut für ihn. Mein Name ist: Lord Weller."

Mit diesem Namen verbanden die Bewohner der Stadt immer den Begriff von Reichthum und Sonderling, daher auch die Gerichtsdiener von ihrem Vorhaben abließen, weil sie einen Sonderling einer edlen That wohl fähig hielten. Indem sie sich nun entfernten, wurde Lord Weller neuerdings der Gegenstand innigster Liebkosungen, und während Thalmann Lord Wellers eine Hand mit Thränen benetzte, bedeckte dessen schluchzendes Weib die andere mit heißen Küssen und die Kinder schlangen ihre kleinen Arme um ihres Wohlthäters Kniee und erfüllten die Luft mit ihrem Jubelgeschrei. Aber aus Lord Wellers Augen stürzte ein Thränenstrom, denn das Gefühl, eine gute That verübt und diese Menschen glücklich gemacht zu haben, drang wie ein Frühlings-Sonnenstrahl in seine Brust und verdrängte da den Winter, der seine bessern Empfindungen erstarren gemacht und sein geistiges Auge mit einem finstern Nebel umhüllt hatte.

„Ihr dankt mir," rief er, und bin doch ich Euch den höchsten Dank schuldig! denn ich erkenne es nun, daß ich ein Sünder war, ein Verworfener, ein Frevler! Des Lebens Werth ist mir nun klar!"

Wohl blickte ihn Thalmann verwundert an, aber Lord Weller drückte ihm blos schweigend die Hand, und freudiger Gefühle voll wanderten sie ihren Wohnungen zu.

Ein merkwürdiges Duell.

Aus einem Neuyorker Blatte wird ein Duell mitgetheilt, welches, was Neuheit und entsetzliche Brutalität betrifft, so leicht gewiß nicht übertroffen werden kann. Es fiel in einer Stadt des westlichen Amerika vor.

Eines Abends kam ein Fremder, — ein langer, starkknochiger und kräftiger Mann, — in's Gastzimmer eines angesehenen Hotels und schwadronirte und polterte hier zur großen Belästigung der Gesellschaft umher. Seine Kleidung war höchst auffallend: eine grobe Jacke, hirschlederne Hosen und große, schwere Wasserstiefeln; auf dem Haupte saß ein schwerfälliger mexikanischer Hut mit einem ¼ Elle breiten Rande. Ein Paar lange Reiterpistolen guckten aus den Rocktaschen und unter der Weste hervor sah man den Griff eines großen Jagdmessers. Die auffallende Erscheinung dieses Mannes fesselte Aller Aufmerksamkeit, während die Schwingungen seines gigantischen Armes bei den Meisten fast an Furcht grenzendes Erstaunen erregten. „Ich bin ein Gentleman," rief er, sich mit diesen Worten einführend. Niemand schien Lust zu haben, dagegen zu protestiren, während er folgendermaßen fortfuhr: „Ich besitze 3000 Acker Prime-Land, 2 Zuckerplantagen und 100 Neger und nehme es mit Jedem auf hier im Zimmer." Da er noch immer keinen Widerstand fand, schaute er mit höhnischen Blicken umher und fuhr fort: „Ich habe eigentlich 11 Indianer umgebracht, ferner 3 weiße Männer und 7 Panther; außerdem aber hege ich gegenwärtig die aufrichtige Ansicht, daß Ihr hier alle im Zimmer feige Hunde seid." Mit diesen Worten versetzte er dem Dr. B., einem Manne von Ehre und unbezweifeltem Muth, einen kräftigen Schlag in's Gesicht. Der Doktor erwiederte schnell Gleiches mit Gleichem. In demselben Augenblick sah man des Fremden Jagdmesser beim Scheine des Lichts blitzen, während mehrere Andere hinzusprangen, um ihn zu verhindern, sein Messer in seines Gegners Herz zu stoßen. Nun fand eine Herausforderung in aller Förmlichkeit statt und ward von den Partheien angenommen. Dr. B. war ein stämmiger, muskulöser Mann und galt für einen der besten Schützen und selbst die Bedingungen des Duells erschütterten seinen Entschluß nicht, des Fremden brutale Anmaßung zu züchtigen. Diese Bedingungen aber waren folgende: die Gegner sollten in ein dunkles Zimmer eingeschlossen werden (während die Secundanten draußen blieben) ohne alle Kleidung außer Hosen; Arme und Schultern dagegen sollten mit Speck eingerieben werden. Jeder derselben bekam ein Paar Pistolen und ein Jagdmesser. Bei einem von den Secundanten gegebenen Signal sollte die Schlachterei beginnen.

Der Doctor, welcher diesen gräßlichen Kampf überlebte, erzählte, sie hätten über eine Viertelstunde auf der Lauer gelegen, und nachdem die Hähne der Pistolen geknackt, wäre in lautloser Stille selbst kein Athemzug mehr vernommen worden. Nur auf Momente hätte er die Katzenaugen seines Gegners sehen können, aber stets, wenn er hätte Feuer geben wollen, wären sie verschwunden, um in einem andern Theil des Zimmers sichtbar zu werden. Endlich habe er Feuer gegeben; sein Schuß wurde schnell wie ein Gedanke erwiedert und die Kugel fuhr durch

seine Schulter. In seinem Todeskampfe habe er auch die zweite Pistole auf gut Glück losgeschossen; der Feuerschein habe einen zweiten Schuß des Gegners hervorgelockt und eine zweite Kugel sei ihm durch den Schenkel gefahren. Von Blutverlust erschöpft, sei er im Zimmer herumgestolpert und endlich schwerfällig zu Boden gestürzt. Der Fremde habe laut aufgelacht, als er das Geräusch seines Falles vernommen, bald aber sei er still geworden und habe sich seinem Opfer leise und schleichend genähert, um ihm mit dem Messer den Rest gegeben. Dies verhütete der Doktor mit vieler Geistesgegenwart, obgleich kaum noch ein Lebensfunke in ihm glimmte. Des Fremden Katzenaugen verriethen ihn, und während sie wie Feuerkugeln über ihm glühten, stieß er mit dem Messer in die Höhe und zum Glück für ihn gerade in seines Gegners Herz, der ohne einen Laut neben ihm zusammenstürzte. Nun ward die Thür geöffnet und man fand Beide im gegenseitigen Blute schwimmen. Der Fremde war todt.

Plagen eines Pariser Redakteurs *).

Das Geräusch einer großen, schweren Calesche unterbrach uns. Es klopfte rasch und etwas impertinent, und ein feingekleideter, stolzer Mann, dem sein Livréediener unsere Thüre öffnete, tritt ohne allen Gruß auf uns zu.

Johann! der Kutscher soll näher an's Thor fahren, — Heinrich soll den Wagenschlag aufhalten, — ich habe nicht lange hier Zeit! — Aha! da sitzen ja die Herren! — Gut, daß ich Sie treffe, denn ich habe hier nicht lange Zeit —

Was steht zu Diensten?

Lassen Sie mich ausreden, denn ich habe Geschäfte. Ich bin Banquier, — Sie kennen mich, — wer kennt mich nicht? — Kurz zur Sache, — es ist keine Börsenzeit. Ich werde Ihnen, meine Herren, die Course für Ihre Zeitung notiren, — — —

Mein Herr, — wir geben keine Course.

Aber ich, sag' ich! Lassen Sie mich ausreden, denn ich habe sehr viel zu thun. Sie können's nun machen, wie Sie wollen, ich erhalte jedesmal die erste Nachricht aus Petersburg, Wien, Madrid, London, — und alle Briefe gut, — wohlunterrichtet, — die Cabinetgesinnungen ausführlich — wir wollen bedeutend gewinnen, — — bedeutend, sag' ich Ihnen! Also, abgemacht! Entweder wir notiren niedriger, und kaufen, — — oder auch, wir notiren höher, und geben ab; Sie verstehen mich. Ein einziger, ordentlicher Coup, und Sie sind Millionair. Hier sind die ersten Notizen; aber rasch! — wann kommt Ihr Blatt? heute Abend? Ich habe mich noch nicht darüber instruiren können, denn ich habe sehr wenig Zeit. — —

Mein Herr! die Probenummer — — —

Ah was! Probe! Probe! was ist eine Probe? Bei mir ist Alles sicher, fest, abgemacht. Also heute Abend erscheint das Blatt; lassen Sie mir's höchstens um acht Uhr ausgeben, denn um halb eilf wird bei Tortoni noch discutirt. Zwei warten dort auf mich, — — die will ich kriegen! Ei! was will ich die kriegen! Die Spanier notiren Sie um anderthalb höher, die Stocks bedeutend niedriger, — — ferner bemerken Sie, die spanischen Carlisten seien total ruinirt, die Madrider Cassen überfüllt — von einem neuen Anlehen keine Rede, — — in Bristol wären Unruhen ausgebrochen, und in London mache man sich auf eine Chartisten-Revolte gefaßt, — — das wirkt; — — Ihren Antheil bring' ich Ihnen morgen, — — ein reines Achtel — — wenigstens eine Geschichte für Sie von zwölftausend Francs. — —

Nein! das ist schändlich! das ist zu schändlich!

Schändlich? Also zu wenig? Nun auf ein Sechzehntheilchen mehr oder weniger kommt's nicht an!

Herr! jetzt hab' ich genug! ich bitte Sie, augenblicklich dies Büreau zu verlassen!

Wie? was? ich? mir? sind Sie toll? Ich bin Banquier!

Sie sind ein, — — doch, was sag' ich! — — Sie sind ein Millionär der Gegenwart! gehn Sie augenblicklich, oder, bei Gott! ich erwürge Sie!

Ruhig! ruhig! rief ich, als Julius fast krampfhaft nach einem Stocke griff. — Mein Herr, Sie hören — —

Aber ich sah ihn nicht mehr. Die Thüre stand noch auf, und die prachtvolle Calesche rollte draußen majestätisch von dannen.

Wie eine Leiche stand Julius, und es dauerte einige Minuten, bis er sich wieder erholte.

Hol der Teufel die ganze Journalistik! — rief er endlich, — und warf sein Manuscript auf den Boden, daß die Blätter rund umher flogen.

Bravo! rief ich; — das macht sich herrlich! wir spielen Indignationskomödie! Abgemacht! Fest! notiren Sie gefälligst! Ihr Manuscript steht etwas niedriger, — — ha ha ha ha!

*) Bruchstück aus Langenschwarz „Schneider Kiz."

Er sah mich wüthend an, und lachte mitten in seinem Grimme aus Leibeskräften mit.

Sind Sie nicht ein Narr? sagte ich. Konnten wir ein amüsanteres Theater errichten, als dies Büreau? Gleich wird wieder ein Akteur erscheinen.

Ich hatte dies kaum ausgesprochen, so stand der Verheißene schon vor uns. Ein würdevoll aussehender Mann von mittleren Jahren, sehr ernst und mit einer gewissen Zuversicht, die eine wichtige Stellung verrieth.

Meine Herren! ich ha — — habe die Ehre! Ich komme mit Ve — — Ve — — Vertrauen in Ihre Ei — Ei — Einsicht — — —

Darf ich fragen, mein Herr, wen ich so glücklich bin — —

Ich bin in Diensten Louis Nap — Nap — Napoleons, Dec — Dec — clamator und Re — Re — Redner aus Deutschland.

Ah! freut mich unendlich! Nehmen Sie Platz!

Me — mo — merci! ich we — we — werde Sie nicht lange an — au — au — na! zum Teufel! — au — au aufhalten! — Ich habe, wie Sie wissen müssen, vor acht Tagen in einem deutschen Caffeehause eine he — he — herrliche Rede über Gu — Gu — Guttenberg und zu Gu — Gu — Gunsten des deutschen Fortschrittes gehalten.

Mein Herr, ich habe erst mit meinem Blatte begonnen, und kenne die großen Redner noch nicht alle.

Thut nichts, mein charmanter Herr! Ich bringe Ihnen blos das Journal des De — De — Debats; man hat mich beschimpft.

Das ist höchst unrecht.

Und zwar durch eine e — e — elende Lüge. Man ha — ha — hat gesagt, ich bewiese die Komik der deutschen Re — Re — Redner!

Wirklich! — rief Julius, und preßte sich das Schnupftuch auf den Mund, indeß ich mich vor Lachen unter den Tisch bückte.

Sie müssen was dage — ge — gegen schreiben. Ich bin zwar kein Ci — Ci — Ci — Cicero, aber so gu — gu — gut als das Journal des De — De — Debats re — re — rede ich sicherlich!

Besser, viel besser! — rief Julius. Mein Herr, ich werde Sie glänzend rächen! Würden Sie mir wohl erlauben, in meinem Blatte zu sagen, Sie seien der größte, jetzt lebende Redner Europa's?

O — O — O — Ob ich's erlaube? O — O — Ob! — La — la — lassen Sie sich um — um — um —

Doch wohl nicht umbringen!

Spa — Spa — Spaßvogel! ich wi — will sagen, umarmen!

Und er drückte den guten Julius so fest an's Rednerherz, daß mir selbst die Rippen wehe thaten, und ging mit einem derben Händedrucke und innigem A — A — Adieu mon a — a — ange! von dannen.

Gott sei Dank, — rief Julius, — das war doch endlich ein Komiker! Ich hätte wahrhaftig sonst noch heute den Vorhang fallen lassen.

Dieser große Deutsche Redner, — versetzte ich, — läßt sich doch noch durch eine Ironie befriedigen. Eine Masse Anderer wissen es zu bewerkstelligen, daß ihre Reden ganz anders und weit schöner in den Blättern abgedruckt werden, als sie wirklich gehalten wurden, wozu sogar England viele Beispiele bietet. Herr Peel sprach es im englischen Parlamente ganz offen aus, daß die meisten Parlaments- oder Kammer-Reden heut zu Tage ganz anders aus der Presse kämen, als aus dem Munde des sogenannten Redners. Wenn wir die gedruckten Reden der heutigen englischen Parlamentsredner lesen, so sollte man schwören d'rauf, jenes Parlament bestünde aus lauter Cicero's. Ich selbst aber war oft genug Zeuge, wie unzusammenhängend, unlogisch, ja oft ganz erbärmlich und lächerlich dort gesprochen ward, und am folgenden Tage fand ich statt dessen die wohlgeordnetste, feurigste und glänzendste Rede in den Blättern. Hier könnte unser Hähnchen in Wahrheit ausrufen: „ich bin ein Demosthenes, denn ich habe Geld!" — Die meisten englischen Berichterstatter haben in unserer Zeit eben so gut kleine Gewissen und große Taschen als alle andere.

Und doch werfen Sie mich unter diese modernen Acteure? — rief Julius.

Kennen lernen muß man Alles, — versetzte ich. Sie wissen ja, daß man nur dann nicht über den Stein stolpert, wenn man weiß, wo er liegt.

Nur hier herein! — rief jetzt draußen eine bekannte Stimme; — ich werde Sie einführen! —

Und herein schritt Kreideberg, an der Seite eines alten Mannes, dessen ehrwürdiges Aussehen unwillkürlich zu ihm hinzog, obschon er nur ärmlich gekleidet war.

Hier bring' ich einen gescheidten Kopf, der Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht, — rief Kreideberg; — es ist der sehr ehrenwerthe Speculant Robert Gascolin, — ein Mann, der Ihnen sagen wird, wie man unsere Zeit zu benützen hat.

Ja wohl, — meine Herren, — sagte Gascolin, ich werde Sie glücklich machen.

Das läßt sich hören, — sprach Julius, um so mehr, als Sie gewiß selbst bereits glücklich sind?

Parbleu! versetzte Gascolin, — wenn der verwünschte Undank der Welt nicht wäre, müßten diese Pappschachteln hier aus gediegenem Golde bestehen! Aber erkennt uns denn diese Menschheit mit all' unserem Genie, unserer Erfindungsgabe, unserem Speculationsgeiste? Läßt sie einem Manne meiner Größe Gerechtigkeit widerfahren? Il n'y a pas moyen! sag' ich Ihnen! Aber, ich verachte sie, und sorge dennoch für ihre Nachkommen, die einst Thränen der Wonne auf meine armen Knochen herabweinen werden! — Vor Allem aber, meine Freunde, bitte ich um ein Gläschen, — ich habe heute noch kaum genippt.

Befehlen Sie weißen oder rothen? — fragte Julius, indeß Kreideberg ein komisches Gesicht zog. —

Du vin? — sagte Gascolin; jamais, Monsieur! Ich habe den Wein seit dreizehn Jahren chemisch geprüft; er enthält in Europa zwei ein halb Procent Arsenic, von demselben, mit dem Herr Lafarge vergiftet ward, nach der Marsh'schen Methode; mein Werk über das arsenicum vini, das nächstens erscheint, stürzt alle Weinhändler ins Verderben. Ich bitt' um ein kleines Gläschen Cognac, woran ich fast seit meinem neunten Lebensjahre und noch von der Schule her gewöhnt bin. Unsere Zeit hat Mäßigkeitsvereine, aber trotz dieser Mäßigkeit trinken fünf Sechstheile der Menschheit den reinsten Korn.

Julius sah uns an, — aber Kreideberg klingelte, und ließ ein kleines Frühstück holen. Nur einen Tropfen, sagte Gascolin lächelnd, denn der nervus sympathicus ist um diese Stunde sehr empfänglich für Magenreactionen. In dieser Beziehung bin ich rein homöopathisch; die Homöopathie und ich, wir lösen uns gleich wirksam in einem Tröpfchen auf. Dieses Decilliontheil eines Stückfasses hinuntergestürzt, und alle chronischen und acuten Aergernisse verschwinden, wie Rauch in der Luft! — Ich nenne das in meinem Werke: „Ueber die Nothwendigkeit einer allo-homöopathischen Vereinigung" das remedium desperationis antiphlogisticum, denn, da die Despiration nichts anderes ist, als eine Gemüthsentzündung durch herzbrennende Verhältnisse, so muß sie natürlich durch äußere, geistige Brennstoffe homöopathisch hergestellt werden.

Das ist klar, sagte Julius.

Eben so klar, — fiel Kreideberg ein, als die meisten neueren Analysen über Allopathie und Homöopathie.

Aber, ich bitte, kommen Sie zur Sache! sagte Julius.

Zu Befehl, mein werthester Herr! — Sie schreiben ein Blatt, und ich erfinde industrielle Glückshebel. Beide nützen wir der undankbaren Menschheit, trotz ihrer Unempfänglichkeit, und ich denke, wenn wir uns die Hand bieten, so könnte diese Menschheit in Kurzem jenes Ziel erreichen, von wo aus die Welt keines Fortschrittes weiter bedürfte.

Aber, was kann ich für Sie thun?

Alles, — mehr, als Alles! Sie haben ein öffentliches Organ, das ist vor der Hand für mich hinreichend. Wir werden ein Europäisches Industrie-Comptoir zusammen errichten, und mit Hilfe Ihres Organs die Welt reformiren.

I nun, ich will mir die Sache überlegen.

Ich habe zum Beispiel ein Pulver erfunden, das berühmte Greeniwill. Wenn Sie von diesem Pulver eine Messerspitze voll in Wasser auflösen, und eine Schachtel inwendig damit bestreichen, so fliegt sie Ihnen als completer Luftballon aus der Hand, und durch alle Plafonds zum Dache hinaus. Eine Schachtel von vier Schuh im Umfange trägt dabei acht bis neun Zentner, ohne den Ballast. Dazu gehört aber eine kleine Glasröhre, genannt Ventumachoriometer. Wenn sie diese Glasröhre in die linke Rocktasche stecken, erzeugt sich hinter Ihnen eine sanfte Luft, die Sie rechts treibt; stecken Sie sie in die rechte Tasche, so fahren Sie links, und wenn Sie sie an eine Tabakspfeife schrauben, und in den Mund nehmen, gehen Sie schnurgerade. — Also die Luftballons hätte ich weg! — Wenn Sie nun wollen, so reise ich nächsten Sommer mit Ihnen in zwei alten Schachteln nach New-York, und wir geben ätherische Reisebilder heraus, die dann rein aus der Luft gegriffen sind, also gewiß eine Masse von Abnehmern finden werden.

Ohne Zweifel! Unsere Lesewelt bürgt dafür.

Ferner besitz ich eine Salbe Namens Dummmachumeter. Wenn Sie von dieser Salbe einem Menschen, nur ein Sandkorn groß auf die Lippen schmieren, so verwandelt sich Alles, was er spricht, indem es über die Lippen geht, in ganz andere Ausdrücke. —

Zum Beispiel, ein Russe will sagen: „Freiheit!" so kömmt statt dessen heraus: „Oh wie bin ich so glücklich!" oder „Ich danke Dir, Du erhabener, landesväterlicher Monarch, daß Du geruht hast, mich geboren werden zu lassen!" — Schreie ich: „Warum darf ich keinen Taback bauen, und muß den vom Monopolisten gebeitzten rauchen?" so hören Sie statt dessen: „Oh, wie selig sind die Geschöpfe, denen Allergnädigst gestattet ist, ihre Gebete für das Wohl des Landesvaters mit gebeizter Zunge vorzutragen!" oder: ha! Sterblicher! bedarfst Du mehr, als der legalen Maulbeitze, um die Süßigkeiten des Daseins einzuschlürfen?"

— Das ist hinlänglich! Damit verdienen wir eine Milliarde!

Sagt' ich's nicht? — Endlich besitze ich das Modell zu einer Universal-Speculations-Maschine. Sobald ich unten in eine kleine Pfanne etwas Räucherkräuter werfe, darf ich den dummsten Menschen oder den ärgsten Spitzbuben und Heuchler d'rüber setzen, so wird der erste ein Genie, der andere ein ehrlicher Mann sein, und in Beiden werden sich die kostbarsten Ideen für moderne Industrie entwickeln.

Zum Beispiel:

Ich setze einen Menschen drauf, der schon funfzigmal falschen Banquerott gemacht hat, so wird er auf der Stelle wissen, wie er binnen drei Tagen wieder Equipage anschaffen und bewirken kann, daß Alles den Hut vor ihm zieht, und man ihm, sobald er wieder Geld hat, die höchsten Ehren erzeigt, ja man ihm sogar die besten Aemter und Anstellungen verleiht. —

Das einzige Beispiel genügt, sagte Julius, und Sie gefallen mir, um so mehr, als es unser guter Kreideberg nicht wird leugnen können, daß er mit Ihnen unter Einer Decke steckt und Sie nur aus Witz hierher brachte. Wollen Sie heraus mit der Sprache, oder nicht?

Miscellen und Anekdoten.

(Die Geister kommen aber nicht.) Der Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel hatte gehört, der Pastor R. zu K. sei ein Geisterseher. Als ihn eines Tages der Weg auf einem Spazierritt durch K. führte und er den Pastor am Fenster erblickte, ritt er auf ihn zu, und fragte: „Ich habe gehört, Sie können Geister citiren, ist das wahr?" — „Ja, Euer Durchlaucht," erwiederte der Pastor, „sie kommen aber nicht."

— Ein New-Yorker Redacteur berichtet ein durch das Springen einer Kanone verursachtes Unglück und sagt: „Unser Berichterstatter, dem eine Hand fortgerissen wurde, war glücklicher Weise an Ort und Stelle, um uns alle Umstände des Unglücks mittheilen zu können."

— Ein Musiker, welcher zu scherzen liebte, sagte zu einem jüngern Collegen, der eine Oper schreiben wollte: „Vor Allem sehen Sie darauf, originell zu sein und etwas Neues zu erfinden; z. B. fangen Sie Ihre Oper auf folgende Weise an: Die Ouverture ist vorüber, der Vorhang geht in die Höhe, Morgendämmerung. Man sieht eine ländliche Gegend, aber Niemand ist auf der Bühne; Alles stille, kein Laut, — nur ganz in der Ferne hört man einen Frack ausklopfen."

— Unlängst ging ein Araber auf dem Quai Conti in Paris spazieren, ein ächter Araber nämlich, ein Orientale in Turban und Kaftan. Dieser arabische Araber las auf der Affiche eines Ladens nachstehende Worte: „Zwanzig der hübschesten Actricen von Paris zu verkaufen. Preis: 18 Francs." Der Muselmann las zweimal und erstaunte. Der Kaufmann erstaunte über das Erstaunen des Muselmanns. „Um achtzehn Francs zwanzig der hübschesten Actricen von Paris?" sagte der Araber zu sich, „das wäre ja ein prächtiger Harem, in welchem mich jede Schöne kaum einen Franc kosten würde. Zwanzig Houris, blond, braun, kastanienfarbig, roth, das ist zum Tollwerden! — Die Blonden werde ich Rabira nennen, was so viel heißt als Gazelle; die Braunen Fatme, welches kleine Erdbeeren bedeutet; die Kastanienbraunen sollen Juleuka, Klatschrosen, heißen, und die Rothen will ich Bizze nennen." Der Araber schwelgte schon in Gedanken. Er trat in den Laden, hielt einen Philippd'or hin und sagte: „Herr, Sie kündigen zwanzig der schönsten Pariser Actricen für achtzehn Francs an, hier sind zwanzig, geben Sie mir sie." — „Fremdling," erwiederte der Ladeninhaber, „ich kann Ihre zwanzig Francs nur unter der Bedingung annehmen, daß ich Ihnen zwei Francs heraus- oder zwei Actricen mehr zugebe." — „Geben Sie mir zwei Actricen mehr," sagte der Muselmann. Der Kunsthändler rollte nun ein großes Velinblatt auseinander, auf welchem zweiundzwanzig Portraits waren, alle so ziemlich garstig. „Da haben Sie zweiundzwanzig der hübschesten Actricen von Paris." — „Sie verdienen zweiundzwanzig Patagan-hiebe," sagte der Araber und lief davon, als hätte er den Teufel hinter sich.

(Aus der Wirklichkeit.) In London hatte eine Frau keinen kleinen Schrecken, als ihr, wie sie nicht anders wußte, verstorbener Mann, den sie vor mehreren Jahren hatte begraben lassen, plötzlich zur Thüre hereintrat und sie in seine Arme schließen wollte. Sie glaubte ein Gespenst zu sehen, rief um Hülfe und fiel in Ohnmacht. Die Sache war folgende. Ihr Mann, ein Kaufmann, hatte damals, um seinen Gläubigern zu entgehen, den Todtengräber seines Kirchspiels bestochen, der ihm einen zuletzt begrabenen Todten in's Haus bringen mußte. Der Kaufmann legte die Leiche in sein Bett, entstellte derselben das Gesicht durch zwei Pistolenschüsse, entfloh und schiffte sich nach Ostindien ein. Der Knall der Schüsse rief die Nachbarn in das Haus, die Polizei kam dazu und Jedermann glaubte, der Kaufmann habe sich seiner Schulden halber erschossen. Dieser hatte aber nicht einmal seine Frau in's Geheimniß gezogen; kein Wunder, daß sich dieselbe nach der Trauerzeit wieder verheirathete. Ihr erster Mann hatte sich nun in Ostindien großes Vermögen erworben und sein Erstes, als er zurückkam, war, daß er zu seiner Frau eilte. Vergebens betheuerte er, er sei ihr Mann, sie glaubte es nicht und berief sich auf seinen Todtenschein. Die Sache wird jetzt vor Gericht verhandelt.

— Amalie Winter (Frau von Groß in Weimar) eine schon ältliche Dame, schreibt in einer Novelle, Mulattin: Lieben heißt, sich sehnen nach dem Lichtstrahl seiner Blicke, wie der Reisende in der Wüste nach dem Sonnenaufgang; und geht sie auf, diese Sonne, und beleuchtet sie unsere selbstgeschaffene Welt, dann sinken wir zusammen unter ihren verzehrenden, überwältigenden Strahlen, und möchten beinahe wünschen, es wäre Nacht. Lieben heißt fühlen, daß unsere eigene Exi-

stenz mit der des Geliebten verschmolzen ist, daß wir nur leben, weil er lebt, uns nur freuen, weil er sich freut, nur leiden, weil er leidet, nur sind, weil er ist, und unser ganzes Sein nur haben, um es ihm zu weihen. Die Liebe erhöht auch die Demuth, und je tiefer wir uns beugen vor unserm Abgott, je weniger scheint unsere Anbetung würdig, der Ausdruck unserer Liebe zu sein. Wir meinen, nur ihm anzugehören, wenn wir unser eigenes Selbst aufgegeben haben. Lieben heißt aber auch, das eigene Selbst willig aufgeben. Dieses, wie jedes Opfer, welches sie bringen kann, scheint der Liebenden Nichts. Die Liebende berücksichtigt nichts mehr in der Welt. Eltern, Vaterland, Freunde, Natur, Gesellschaft, selbst Religion, scheinen ihr nur geringe Weihrauchskörner, die sie auf dem Altar ihres Herzens anzündet und für den Geliebten emporlodern läßt, als feurige Opferflammen für ihn. — So Amalie Winter. — Wie wenige Frauen lieben aber auf diese Weise; wie wenige Männer sind werth, so geliebt zu werden! —

— Der einst renommirte Bassist Hübsch, der am Braunschweiger Hoftheater engagirt war, soll an die Direktionen wegen Gastspiel rc. nie anders geschrieben haben, als: „Ich heiße Hübsch, ich bin hübsch, ich spiele hübsch, ich singe hübsch, man bezahle mich hübsch. Anton Hübsch.“ — Sein Sohn, gegenwärtiger Direktor des Königsberger Theaters, ist auch ein sehr hübscher Mann, hat eine recht hübsche Frau und hübsche Kinder, und ist auch als Schauspieler ein hübscher Charakteristiker.

Räthsel.

Der es hat, wünscht es zu allen Teufeln,
Der es führt, dem bringt es Ruhm und Ehr',
Der's verliert, der möchte schier verzweifeln,
Der's gewinnt, der hat es dann nicht mehr.

Pariser Modenbericht.

Die Kopfputze scheinen sich etwas mehr in die Höhe richten zu wollen; sie behalten zwar ihre geneigte Richtung nach hinten und reichen vorn bis auf die Wangen, aber man bringt, wie auf den Hüten, auf dem Kopfe die Blumen an dem Wirbel etwa an. Wir haben bereits Halbkränze und Diademe ganz oben auf dem Kopfe gesehen.

Das Schwierigste sind gegenwärtig die Haare vorn. Es ist nicht leicht, mit langen leichten Locken auf einem Balle gut coiffirt zu sein, und doch liebt man allgemein die Locken.

Man fängt an, ein neues Häubchen zu tragen, nämlich das Jardinière-Häubchen, das auch Babet-Häubchen heißt, an den Wangen sehr kurz ist und an jeder Seite entweder eine Rose oder eine Rosette hat, die durch ein Band gehalten wird, das nach hinten geht, und dort eine Schleife mit langen Enden bildet.

Die Putzkleider haben eine sehr lange und spitze Schneppe; die Aermel sind sehr kurz; das Leibchen ist häufig griechisch und ein Bouquet hält die Falten in der Mitte der Mitte der Brust zusammen. Statt einen zweiten Rock zu tragen, ahmt man denselben häufig durch Zeugblätter von anderer Farbe nach.

Gegenwärtig giebt man den ausgezackten Volants von dem Kleidstoffe den Vorzug vor den eingefaßten, mit Fransen besetzten rc. Volants; der Stoff muß aber von der Art sein, daß er sich nicht auffasert. Die langen Berthen, welche die Achseln zusammen drücken, passen gut zu den Volants von eben solchen Spitzen, die glatt unten an dem Rocke angesetzt werden.

Die Kleider, welche man bei den jetzigen beständigem Wechsel am meisten trägt, sind Kleider von Königstuch, von Atlas, von Doppel-Moire, Stoffe, die nicht schwer sind, und sehr gut kleiden. Diese Kleider trägt man sehr lang, besonders hinten, mit glattem oder in Falten gelegtem Leibchen, halbenge Aermel mit einem Jokey von drei schiefen Schleifen, die aufeinander fallen. Diese Kleider haben ferner meist eine Pelerine von gleichem Stoffe, die sehr lang ist, hinten bis auf die Taille hinunter geht und sich abrundend nach vorn wieder aufsteigt, so daß die Taille sichtbar bleibt.

Die gefütterten, wattirten und gesteppten Langshawls und die kleinen Mäntel von Atlas, die um die Achseln herum mit zwei Reihen Fransen besetzt sind, vertreten bisweilen mit Erfolg die Langshawls von dem Stoffe des Kleides.

Die Hüte von vollem Sammet und heller Farbe werden noch immer viel getragen; sie sind entweder sehr einfach, blos mit einem Bande, oder mit Federn in der Farbe des Hutes ausgeputzt; die trauerweidenartig hängenden Federn hält man für die vorzüglichsten. Einige Damen halten indeß darauf, ihren Hut so ziemlich der Jahreszeit anzupassen, so tragen sie denn Zugeapoten von Atlas oder Sammet, die mit Band ausgeputzt sind. Auch die Leibchen der Visitenkleider, die Pelerinen u. s. w. besetzt man häufig mit Band.

Wie erwähnt, trägt man, bis die Frühlingskleider zum Vorschein kommen, noch viele Kleider von Tuch. Diese Kleider haben enge glatte Aermel und ein glattes Leibchen, auf dem sich vorne herunter eine Reihe von Knöpfen befindet, wie auf dem Aermel eine solche von dem Bündchen bis an den Ellbogen. Auch diese Kleider haben eine Pelerine, die vorn weit kürzer ist als hinten und einen zwei Finger breiten Saum hat.

Herren-Mode. Die Frühjahrsröcke sind mit zwei Reihen Knöpfe, niedrigem Kragen und großen Klappen, und engen Aermeln ohne Aufschläge; dazu Weste von gestreiftem Stoffe mit Shawlkragen und halblange Beinkleider. Auch sieht man Röcke mit einer Reihe von Knöpfen, schmalem niedrigem Kragen und engen Aermeln ohne Aufschläge, Beinkleider ohne Fußriemen. Hoher Hut mit breiten Krämpen. Auch kurze Röcke mit goldenen Knöpfen, grün von Farbe, Patten auf den Hüften wie an einem Fracke, niedriger Kragen und sehr breite Klappen. Dazu eine Weste von Pique mit Metallknöpfen und Shawlkragen.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 1. (Sonnabend, den 2. April.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Aeronaut.

Ich wollte in Vauxhall aufsteigen und ein Gentleman, Namens Mayer, hatte sich verpflichtet, meine luftige Excursion zu theilen. Aber als die Zeit da war, fehlte ihm der Muth und ich suchte umsonst unter den Umstehenden nach einem Menschen, der sich entschließen möchte, den vacanten Platz im Ballon einzunehmen. Schon hatte ich bis zur letzten Minute gewartet, und die Menge begann ungeduldig zu werden; ich bereitete daher Alles, um allein aufzusteigen. Eben sollte das letzte Seil, das mich an die Erde band, gelöst werden, als plötzlich ein Fremder herbeieilte und sich bereit erklärte, mit mir in die Wolken zu fahren. Er sprach seinen Wunsch mit solchem Eifer aus, daß, nachdem ich durch einige Fragen mich von seiner Ehrbarkeit überzeugt und er mir versprochen hatte, sich ganz meiner Direktion zu unterwerfen, ich einwilligte, ihm den Platz des Ausgebliebenen zu überlassen. Er kletterte sogleich hastig an der Maschine zu mir empor. In der nächsten Minute schon schwebten wir über den Bäumen und um meinem Gefährten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich gestehen, daß unter allen Personen, mit denen ich aufgestiegen, mir niemals einer vorgekommen war, der beim ersten Mal solche Kaltblütigkeit und Ruhe bewiesen hatte. Das plötzliche Aufsteigen des Ballons, die wirkliche und mögliche Gefahr der Reise, das Schreien der Zuschauer, alles dies ist wohl geeignet, selbst dem Kühnsten ein augenblickliches Bangen und Zagen einzuflößen; der Fremde aber schien so behaglich und comfortable, als hätte er ruhig zu Hause im bequemen Sorgenstuhl gesessen. Ein Vogel hätte nicht fröhlicher oder mehr in seinem Element sein können, als dieser Mann, und doch versicherte er mich feierlich, nie zuvor eine ähnliche Reise gemacht zu haben. Statt einiges Erstaunen über die große Höhe zu äußern, in der wir über der Erde schwebten, bezeigte er die lebhafteste Freude, wenn ich einen meiner Sandbeutel leerte, und einige Male bat er mich sogar, mit Auswerfen des Ballastes fort zu fahren. Inzwischen trieb uns der heut sehr leichte Wind langsam in nordöstlicher Richtung weiter, und da der Tag vorzüglich klar und hell war, genossen wir in der Vogelperspektive einen schönen Anblick der großen Metropolis und der Gegend ringsum. Mein Begleiter horchte mit großer Aufmerksamkeit, wie ich ihm die verschiedenen Gegenstände, über die wir dahin fuhren, bezeichnete, bis ich bemerkte, daß wir der Richtung nach ungefähr über Harton sein müßten. Zum ersten Mal ward er unruhig und fragte mich hastig, ob ich wohl glaubte, daß ihn irgend Jemand von da unten gewahren könne in dieser weiten Entfernung von der Erde. Ich sagte ihm, daß es unmöglich sei. Dennoch blieb er unruhig, wiederholte oft: „Ich hoffe, sie sehen mich nicht," und bat mich dringend, mehr Ballast auszuwerfen. Ich vermuthete daher, daß sein Entschluß, mit mir aufzusteigen, ein augenblicklicher, unvorbereiteter Einfall gewesen, daß er fürchtete, seine Familie etwas davon wissen zu lassen. Ich fragte ihn daher, ob er in Harton wohne, er bejahte es, und bat mich flehentlich, noch mehr Sandbeutel zu leeren.

Dies aber war wegen der Höhe, in welcher wir schwebten, und bei der Richtung des Windes und der Nähe der Meeresküste unmöglich. Aber mein Camerad war taub für meine Vorstellungen — er bestand darauf, höher zu gehen, und als ich es ihm verweigerte, mehr Ballast auszuwerfen, warf er seinen eigenen Rock, Hut und Weste über Bord.

„Hurrah, das macht leichter!" rief er aus, „aber es ist noch nicht genug," und er fing an, seine Cravatte zu lösen.

„Unsinn," sagte ich, „mein Kamrad, es kann Euch Niemand in dieser Entfernung sehen, selbst nicht mit einem Telescop."

„Seid nicht so sicher," erwiderte er ruhig, „sie haben scharfe Augen in Miles."

„Wo?"

„In Miles Irrenhaus."

Gerechter Himmel, wie ein Blitz durchfuhr mich in diesem Moment die Wahrheit. Ich saß in dem leichten Wagen eines Ballons, mindestens eine Meile über der Erde mit einem Wahnsinnigen! Für einen Moment beraubte mich das Entsetzen aller Ueberlegung. Ein augenblickliches Abschweifen seiner Phantasie — eine vorübergehende Wuth — der kleinste Schreck konnte uns Beide in Zeit eines Momentes in die Ewigkeit befördern! Inzwischen immer wiederholend: „höher! höher! höher!" entledigte der Wahnsinnige sich fast aller seiner Kleider und warf sie, eines nach dem andern, in die Luft. Die Furcht, ihn durch Vorstellungen und Demonstrationen, welche überdies nutzlos gewesen wären, zu reizen, machte mich stumm während dieser Operation. Aber wie groß war mein Schrecken, als er, seine Strümpfe über Bord werfend, sagte:

„Wir sind immer noch nicht 10,000 Meilen hoch — Einer von uns muß den Andern hinauswerfen."

Was ich bei dieser Rede empfand, läßt sich nicht beschreiben. Nicht allein das Gefährliche meiner Lage, sondern auch die Neuheit derselben machte mich bestürzt, denn sicher, — kein Bild der Phantasie, nein, nicht der wildeste nächtliche Traum — hatte mich jemals in solche verzweiflungsvolle Lage gebracht. Es war schrecklich — schrecklich! Worte, Bitten, Vorstellungen, Alles dies hätte zum sichern Untergange geführt. Ich wäre lieber unbewaffnet in einer amerikanischen Wildniß der Gnade der wilden Indianer dahin gegeben gewesen! Und jetzt nicht wagend, eine Hand zu erheben, sah ich den Verrückten schnell erst den einen, dann den andern Sandbeutel in die Luft ausschütten, und mit sichtbarer Schnelle flogen wir höher. Aufwärts, aufwärts, flogen wir zu einer Höhe, die ich nimmer sonst gewagt hätte, nur zu berechnen, — die Erde verschwand vor meinen Blicken — ihre Wolken schwammen zu unsern Füßen! Die Welt, ich fühlte es, war uns für immer verloren! Der Wahnsinnige war aber immer noch nicht zufrieden und murrte halblaut.

„Habt Ihr Weib und Kinder?" fragte er mich plötzlich.

Einem natürlichen Instinkte folgend und mit einer verzeihlichen Abweichung von der Wahrheit, sagte ich ihm, daß ich verheirathet sei und 15 kleine Kinder habe, die ich alle allein ernähren müsse.

„Ha ha ha, lachte der Verrückte, die Augen aufreißend, daß mir schauderte, ich habe dreihundert Frauen und 5000 Kinder; und wenn der Ballon nicht so schwer wäre, da zwei Personen darin sitzen, so könnte ich jetzt schon bei ihnen sein.

„Und wo leben sie denn?" fragte ich, bemüht, Zeit zu gewinnen, und ihn durch Fragen auf andere Gedanken zu bringen.

„Im Monde," antwortete er, „und wenn ich Euch erst werde hinaus geworfen haben, werde ich sogleich bei ihnen sein."

Ich hörte nichts mehr, denn plötzlich näherte er sich mir und seinen Arm um meinen Leib schlingend — — —

Hier bricht der Berliner Figaro, dem wir diesen Artikel entlehnen, plötzlich ab, und überläßt den Lesern, sich den Ausgang selbst zu enträthseln. Daß es dem Luftschiffer gelungen sein muß, den Wahnsinnigen auf irgend eine Art zu bewältigen und derselbe wieder wohlbehalten die Erde erreichte, erhellt schon daraus, daß er dieses Abenteuer schriftlich oder mündlich mitgetheilt hat.

Der Korbflechter im Irrenhause.*)

Aus dem Leben eines Offiziers.

(Original-Mittheilung von P.)

I.

Der Korb.

Noch herrschte tiefe Ruhe im Lager bei Herrmannsdorf, nur durch den einförmigen Tritt und das von Viertelstunde zu Viertelstunde erfolgende Rufen der Schildwachen, dann das Gestampf der Pferde unterbrochen. —

Zwei Jäger-Offiziere, in ihre Mäntel gehüllt, der Eine auf den Andern gestützt, näherten sich der Lagerlinie. Von den Posten angerufen, gaben sie das Losungswort, und verschwanden bald darauf in den hinteren Zeltenreihen. — Am fernen Horizonte hatte es zu tagen begonnen, nach und nach entwirrten sich die Schatten. Noch begränzte ein breiter Purpurstreif die fernen Hügel, jetzt aber entstieg die Sonne dem nächtlichen Wolkenbette, und sendete ihre glänzenden Strahlen über die weite Ebene. — Ein Kanonenschuß donnerte. — Nun wurde es lebendig im Lager. — Singend und scherzend entfliegen die Soldaten ihren Zelten, die Ruhe auf dem grü-

*) Aus dem Rheinland.

nen Rasen hatte ihr zufriedenes Gemüth kräftiger erquickt, als vielleicht manchen Schlemmer der weiche Flaumenpfühl. — Hübsche Marketenderinnen zogen mit ihrer geistigen Waare von Zeit zu Zeit, mit munterem Geschwätze sie anpreisend. — Ueberall herrschte die größte Regsamkeit. Die Traiteur-Baraquen öffneten sich, und im bunten Gemische strömten Offiziere und Soldaten denselben zu.

In einer der größten und ansehnlichsten saßen bereits an einem langen Tische Offiziere von allen Waffengattungen traulich beisammen. Der schlürfte eine Tasse Kaffee hinab, jenem behagte der kalte Braten, und hier wieder erwärmte einen rauhern Marssohn ein starkes Gläschen Schnaps. Dabei dampften die Pfeifen, daß der Rauch in dichten Wolken davonflog, und frischer Witz, jedesmal von laut schallendem Gelächter belohnt, erheiterte die gebräunten Stirnen der versammelten Krieger.

Eben war ein drolliges Bonmot gegeben, als ein Jäger-Offizier, eilend hereintretend, höflich grüßte, und mit der Frage: „Ist unser Doktor nicht da," die Unterhaltung unterbrach. — Da erhob sich in einer Ecke der Baraque alsobald ein hagerer Mann, und forschte nach des Fragenden Begehren. „Seien Sie so gut, augenblicklich zu Oberlieutnant Arthur zu kommen, er benöthiget Ihrer Hülfe!" Der Arzt nahm Kappe und Stock, blies schnell seine Pfeife aus, und eilte fort, am Ausgange der Hütte noch einen wehmüthigen Blick der zurückgelassenen, erst halb verzehrten Biersuppe zusendend. — Der Jäger-Offizier wollte folgen, ein Kamerad hielt ihn zurück und fragte leise, was es gegeben habe? Der Gefragte wollte eben so leise antworten, als ein schlanker Grenadierlieutenant ihm auf die Schulter klopfte, und sagte: „Ich glaube dem Wunsche aller hier anwesenden Herren Kameraden nachzukommen, wenn ich Dich ganz bescheiden frage, was mit Oberlieutenant Arthur vorgefallen, denn aus der Hast, mit welcher Du den Doktor suchtest, und erlaube mir, selbst aus Deiner etwas unruhigen Miene, so wie aus Deinem Ansehen, das noch ganz übernächtig scheint, glauben wir zu bemerken, daß der brave Arthur nicht an einer gewöhnlichen Krankheit darniederliegt. Sag' offen, hat er sich gerauft, und ist's unglücklich für ihn ausgefallen?"

Wallen antwortete etwas verlegen: „Eine Kleinigkeit, im Bataillon selbst."

„Erzähle doch!" riefen sämmtliche Offiziere.

Dieser zögerte, sich entschuldigend, nicht gern Ereignisse, die sich im Corps zutrügen, ausplaudern zu wollen.

„Ei! lassen Sie das Zurückhalten, Herr Kamerad!" rief ein alter Hauptmann, „wir haben bisher ja stets gut harmonirt und gelebt mit einander, wie Kameraden einer Branche, und jetzt wollen Sie aus der Affaire des braven Arthur, der uns so oft die Zeit durch seinen herrlichen Gesang und durch sein unterhaltendes Wesen verkürzt hat, ein Geheimniß machen? Da hergesetzt und gebeichtet!" —

Wallen setzte sich, und begann:

„Gestern, wie Ihr wißt, bezog unser neu avancirter Kamerad Sonnfeld die Fahnenwache, und lud uns ein, ihm Abends Gesellschaft zu leisten. Wir waren recht lustig und guter Dinge, und unsere Punsch-Toaste ließen Alles leben, was uns nur leben läßt. — Das dauerte so bis gegen ein Uhr, wo die Meisten in ihre Zelte sich begaben. Nur vier oder fünf, unter ihnen Arthur und ich, noch aus unsern Studienjahren enger mit Sonnfeld befreundet, blieben, um die schöne Herbstnacht im Freien zu genießen. Auch Oberlieutenant, Baron Innheim, bannte der Dienst an das Fahnenfeuer. Wir hatten schon mehrere Stunden geplaudert und gescherzt, uns fröhlich der Vergangenheit erinnert, als das Gespräch darauf fiel, daß morgen ein Offizier unseres Bataillons, zur Verfertigung von Schanzkörben, ein Paar Stunden weit von hier commandirt werden würde. Da sagte Innheim: Nun, da trifft es sicher den Arthur.

Warum mich? entgegnete dieser rasch, und eine leichte Röthe überzog sein blasses Gesicht, denn diese beiden standen nicht in den freundschaftlichsten Verhältnissen.

Inheim antwortete nur durch ein ironisches Lächeln.

Darf ich bitten, mir dies unter Kameraden etwas seltsame Benehmen zu erklären, sprach Arthur, und fixirte Innheim mit scharfen Blicken. Nun, antwortete dieser, gleichgültig seine Pfeife füllend, ich meine blos, daß Du mit Körben gut umzugehen weißt.

Wie meinst Du das? rief Arthur, und sein Gesicht flammte vor Zorn. Dieß mußte uns um so unverständlicher sein, als bisher, so viel wir hörten, noch nichts Beleidigendes vor sich gegangen, wir dachten ja nur an unsere ehrlichen Schanzkörbe.

Innheim erwiederte mit Hohn: Ich meinte blos, Du müßtest Dich auf Körbe verstehen, in Böhmen glaube ich, hast Du ja einen erhalten, an dem Du die Fabrikation dieses Artikels gelernt haben konntest!

Spare Deine albernen Späße! rief Arthur fast wüthend. Ein Wort gab das andere, man wies sich die Säbel. — Wir sprachen vergebens zur Versöhnung, der sonst so sanfte Arthur war unerbittlich. — Da es hell genug geworden, gingen wir weiter hinaus in die Ebene. Ich sekundirte Arthur'n. Schon im Voraus fürchtete ich für ihn, sein Gemüth war zu aufgeregt; zudem waren die Säbel ungleich, ein Umstand, den auszugleichen, die

Zeit nicht erlaubt hatte. Arthur hatte denjenigen gewählt, dessen Griff ohne Korb war, und das war auch sein Unglück. Er bekam die volle Stärke eines Hiebes über den ganzen Unterarm der rechten Hand und die Faust ist fast durch und durchgehauen. — Jetzt habt Ihr nun Euer Verlangen gestillt," schloß Wallen, „ich eile zu meinem unglücklichen Freunde. — Adieu, meine Herren!"

Ein dumpfes: Wir danken Dir! scholl ihm nach. Ernst saß die Versammlung, und sprach über das traurige Ereigniß. Alle achteten und liebten Arthur. Von Jedermann ward er herzlich bedauert, und Mancher ehrte in ihm wohl einen seiner besten Freunde. Ein früheres, ernstes Ereigniß jedoch, das unbekannt war, hatte den Grund eines trüben, schwermüthigen Wesens und wiederkehrende öftere Traurigkeit in ihm gelegt, doch hatte man bisher nur aus zarter Schonung jede diesfällige Frage vermieden. Der heutige Vorfall jedoch gab zu mancher Vermuthung Anlaß.

II.

Eine Jugendgeschichte. — Die Hand.

In einem Zelte lag auf einem einfachen Ruhebette, die zerhauene Hand nur leicht verbunden, mit seinem Mantel bedeckt, Arthur. Sein treuer Hund saß am Fuße des Bettes, und betrachtete still und aufmerksam das Gesicht seines Herrn, den der Schmerz der Wunde und die schlaflos zugebrachte Nacht in eine Art Betäubung fallen ließen, die ihn, einem festen Schlummer gleich, umfing.

* * *

Arthur war der einzige Sohn des Generals Ernst Arthur, eines biederen, rechtlich-denkenden Mannes von deutsch-ehrlichem Gemüth, der aber leider zu früh seiner vorangegangenen trefflichen Gattin ins Grab gefolgt war. — Er hatte bei der Behauptung seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und den bedeutenden Summen, die er für die Ausbildung seines Sohnes verwendete, demselben zwar kein Vermögen hinterlassen, aber Arthur stand dafür in einem Alter von kaum 20 Jahren mit Kenntnissen ausgerüstet da, die manch Anderer in einem vorgeschrittenen Lebensalter nicht erlangt: in ihm schlug ein Herz, empfänglich für alles Gute und Schöne, bieder und wahr, wie das des edlen Verblichenen. Wiewohl im Bewußtsein seines Wissen-Reichthumes und seiner überwiegenden Geisteskräfte, hatte dennoch seine Bescheidenheit dies noch Niemanden fühlen lassen, und er war der Erste, der sich zurückzog, wenn es um die Behauptung irgend eines Vorzuges galt. — Diese Bescheidenheit und seine hohen Begriffe von militärischer Ehre, die nie den kleinsten Flecken duldet, sein sanftes, herrliches Gemüth, das ein Erbtheil seiner verklärten Mutter war, hatten ihm alle Herzen gewonnen, und das war es auch, was ihm im Umgange mit dem feinern Theile des weiblichen Geschlechtes jene Achtung und Zuvorkommenheit erwarb, deren Grad der sicherste Maßstab zur Beurtheilung der Bildung eines Mannes ist. — Fern von dem Zwange einer kleinlichen Etiquette ehrte er doch das Recht der Sitte, das Recht des Zeitgeistes, und zu den Liebenswürdigsten in der Gesellschaft, zu den Geschätztesten von den Kameraden, mit einem Worte zu den Achtungswerthesten der Menschen konnte man Arthur mit Recht zählen.

Nur in einem Punkte herrschte Dunkel in seinen Vorstellungen, in ihm wurde bei Arthurs Erziehung eine falsche Richtung erwählt. — Man hatte ihn nämlich zu früh in die ernsten Studien der Philosophie eingeweiht, er verlor sich in das Labyrinth ihrer Ideen, noch ehe ein fester, religiöser Grund ihm durch seinen leitenden Faden den Ausgang gesichert hatte. — Er war zwar nicht Atheist, aber es fehlte ihm jener Anhaltspunkt, den uns die Religion, sei es, welche es wolle, in Lagen des Lebens gewährt, wo der kalte Verstand keine Stimme hat, wo Leiden des Gemüthes jede Philosophie übertäuben, und der Mensch, ohne die kräftige Stütze des Vertrauens auf einen Höhern, erliegen muß. — Oft zieht zwar diese Crisis sich weit hinaus, man lebt lange glücklich in der modernen Unbekümmertheit, aber mit einem Male greift die eherne Hand des Schicksals in die Speichen unseres Lebensrades, das bisher auf Blumen gerollt; ein Druck gibt demselben die Richtung zum Abgrunde, denn kein fester Glaube hat ein Geleise vor ihm gezogen, in dem es fortgleiten könnte, sicher gegen den Sturm und den Einfluß einer falschen Welt. Und was zur Sonne sich hätte erheben können, das flackert nunmehr ein Irrlicht auf moorigem Grunde.

* * *

Noch schlummerte Arthur. Seinem blassen Gesichte lagen die Schmerzen des Körpers aufgedrückt, von Zeit zu Zeit durchzuckte es ihn mit Fieberschauern. Da schlug sein Hund an, und stellte sich knurrend gegen den Eingang des Zeltes. Arthur erwachte, die Vorhänge wurden auseinander geschlagen, und der Arzt trat ein. Ah, guten Morgen, lieber Doktor! wie geht es Ihnen? rief Arthur, ihm die linke Hand traulich zum Gruße reichend, indem sein Gesicht eine ruhige Miene annahm. Ich befände mich schon ganz leidentlich, meinte der Arzt, wenn Sie das nur auch von sich sagen könnten. Lassen Sie doch sehen, Herr Oberlieutenant! Arthur riß das Tuch

vom verwundeten Arme, der Doktor fuhr finster und erschrocken einen Augenblick zurück, dann machte er sich mit Behutsamkeit an das Auswaschen und Reinigen der Wunde, und beantwortete Arthurs Frage: Nun, wie steht's? mit einem: Wir werden erst sehen! Doch Arthur brauchte nicht getäuscht zu werden, er kannte seine Lage. „Machen Sie nur kein Geheimniß, Doktor, meine Hand ist verloren, und ich muß leider so jung schon meine Bahn verlassen!"

„Befürchten Sie noch nicht das Schlimmste, wir wollen hoffen," sagte der Arzt mit einem Gesichte, das seine Rede Lügen strafte.

Mit einem wehmüthigen: „Ich nicht!" sank Arthur, von der schmerzhaften Operation erschöpft, auf die Polster zurück.

Wallen war indeß hereingetreten, und Schrecken malte sich in seinen Zügen, als ihm der Arzt vertraute, daß nicht mehr zu helfen sei, und Arthur wohl nie mehr seine Hand werde gebrauchen können. —

„Armer, armer Freund!" klagte Wallen und eine Thräne stahl sich aus seinen großen, schwarzen Augen hervor. —

(Fortsetzung folgt.)

Dandys.

Diese von Buffon noch nicht gekannte Menschenrace, diese zärtlich geliebten Kinder des tagdiebischen, pflastertretenden Zeitgeistes, hüpfen und schwadroniren in großen Schaaren herum. Sie zerfallen, wie überall, in zwei Klassen: In Dandys, aus Mangel an Geldesüberfluß, und in Dandys mit Ueberfluß an Geldesmangel. Die Ersteren, welche von Natur, Geburt und Beruf darauf angewiesen sind, die schöneingebundenen, aber inhaltsleeren Exemplare der menschlichen Gesellschaft zu repräsentiren, spielen bloß eine belachenswerthe Rolle; die Letzteren, welche mit Entbehrungen aller Art kämpfen, und im Schweiße ihres Angesichts für ihr Dandythum arbeiten müssen, spielen eine bedauernswerthe Rolle. — Ein Dandy, der seine 4—8000 Gulden jährlicher Einkünfte hat, des Morgens in seinen drei elegant meublirten Zimmern mit reichtürkischem Schlafrocke, türkischer Mütze und Pfeife, wie ein Pascha in seinem Serail herumwandelt; des Mittags nach der neuesten Mode gekleidet zu Fuß oder zu Pferd erscheint; um 5 Uhr in einem Hotel speist, gut, theuer und viel, Abends wieder frische Toilette macht, einen Sperrsitz im Theater hat, wo er von allen Choristinnen und Tänzerinnen historische Kunde über all ihre Privatverhältnisse geben kann, oder in Gesellschaft geht, wo er die Vormittags einstudirten Noten- und Bücher-Titel producirt, das ist ein belachenswerther Dandy, aber ein Dandy, der als Mensch und Bürger des Staats seine Zeit auf eben so nützliche, als fruchtbringende Weise benutzt!! Ein Dandy aber mit 5—800 Gulden jährlicher Revenuen, der des Morgens in seinem kleinen engen Kämmerlein, welches gleichzeitig sein Tafel-, Gesellschafts- und Schlafzimmer vorstellt, sein Lever hält, Visiten empfängt, die er mit guten Cigarren tractirt, der, wenn er seinen Bedienten irgendwo hinschicken will, sich — selbst auf die Beine machen, und bevor er seine pflastertretende Wanderung beginnt, seine stets leichten Glacehandschuhe sorgsamlich mit Gummielastikum abputzen muß, des Mittags im Hotel speist, nur um da — gesehen zu werden und mit klappernden Magen abzieht, der im Theater der Akustik halber stets auf den obersten Stock hinaufkrazelt, der dann, wenn er ja einmal in abendliche Gesellschaft geladen wird, nochmals die morgenstündliche Handschuh-Putzung unternehmen und da seinen Hunger für die ganze Woche stillen muß; ein Dandy, der allen Komödianten und Musikanten den Hof machen muß, um sich ihrer Bekanntschaft rühmen zu können; allabendlich im Kaffeehaus **à quatre épingles** erscheint, stets zu allen ......'s, zu allen Großen des Reiches gebeten zu sein vorgibt, und der dann mit seinem Mäntelchen bis über die Ohren wie ein Schatten an der Wand in ein entlegenes — Bierhaus schleicht, sich da in einen Winkel drückt, und unter Zittern und Beben, gesehen zu werden, sein Glas Bier und seine paar Würstel zu Gemüthe zieht, das ist ein bedauernswerther Stutzer, ein Opfer der falschen Noblesse, ein trauriger **Don Ranudo do Colidrados**, ein Märtyrer der geist- und gemüthserhebenden Dandy-Race.

Das Gericht der Wölfe;

von glaubwürdigen Augenzeugen.

Eine Abtei in den Gebirgen von Auvergne wurde, sobald tiefer Schnee lag, von Wölfen gleichsam belagert. Eines Winters nahm die Zahl der grausamen Thiere so sehr überhand, daß der Prior mehre Jäger in der Nachbarschaft beschwor, sich zur Befreiung des Kantons von diesen Ungeheuern zu vereinigen. — Zehn oder zwölf entschlossene Männer begaben sich in die Abtei; jedoch der

ungewöhnlich hohe Schnee gestattete keine Wolfsjagden. Am Abend ihrer Ankunft verkündete fürchterliches Geheul die Annäherung der Wölfe; sie kamen zahlreicher als gewöhnlich herbei, weil sie ein todtes Pferd in der Abtei witterten, das außerhalb des Stalles abgesondert lag. Die Wölfe wagten sich bis an die Hofmauern. Ein viel erfahrner Jäger führte sogleich seinen klug ersonnenen Plan aus. Er befahl, die eisernen Hofflügel ganz offen zu lassen, doch ein starkes Seil an jedem so zu befestigen, daß man mit dem ersten Wink sie zuschlagen könne. Er wies allen mit Büchsen und Flinten wohl Bewaffneten an gewissen Fenstern ihre Posten an. Die Lichter wurden ausgelöscht — Grabesstille herrschte. Nach etwa drei Viertelstunden erschien ein ungeheurer Wolf an der Pforte; er schlich mit außerordentlicher Vorsicht heran, spähte ringsumher, beroch das liegende Pferd, und ging, immer zurückschauend, wieder fort. Aber in Eile kam er zurück im Geleite von zweiundzwanzig Wölfen, die hastig in den Hof rannten. Jetzt fielen alle hungernd über die willkommene Beute her. Da schlugen die eisernen Thore zu. Schüsse von allen Seiten. Die Truppe voll Entsetzen, zerstreut sich, will entfliehen, späht nach Ausgängen. Umsonst! Nun bilden die hoch ergrimmten Wölfe einen Kreis, oder, um das eigentliche Wort zu brauchen, einen Rath, ein Gericht; plötzlich stürzen alle auf ihren verhaßten Führer und zerfleischen ihren schuldlosen Verräther. Als ihr Strafurtheil vollzogen war, ließ jeder ohne Widerstand sich niederschießen. (Frankf. Bl.)

Deutsche Sprache.

Diese dürfte unter den besseren Ständen an wenigen Orten so stiefmütterlich, so aschenbrödelmäßig behandelt werden, wie in Wien (und auch in andern größern Städten). Wer gar keine andere Sprache sprechen, oder auch nur stotternd radebrechen kann, der spricht — deutsch? Die Kinder müssen das Französische mit der Milch einsaugen; sie bekommen französische Ammen, französische Gouvernanten, sie werden von jeder deutschen Seele ängstlich abgeschnitten, kaum daß ein deutscher Laut, ein süßes, theures „Vater" oder „Mutter" zu ihnen dringt. Ist das Kind so bis in sein 8 bis 10tes Jahr gut französisch dressirt, in französische Vocabeln und Sentenzen gut eingewickelt worden, dann fängt erst die grammatikalische Hetze an. Jetzt muß es lernen Rechenschaft geben, warum es la mère, le père und nicht le mère, la père heißt. Und wie die Kleinen summen, so thun die Großen summen. In Gesellschaft, im Theater, auf allen öffentlichen Spazierplätzen hört man nichts als französisch parliren. Bon jour rechts, bon jour links; mit bon jour steht man auf und mit bon soir legt man sich nieder. Wer auf einer Promenade, in einer Redoute deutsch spricht, der gehört zum Pöbel. Ein deutsches Buch lesen, zeigt von mauvais goût, es ist besser ein Französisches lesen und — nicht verstehen! Deutsch, ehrliches, treuherziges Deutsch reden ist unnobel; Gedanken und Gefühle in seiner süßtönenden, theuren — Muttersprache wiedergeben, ist gemein. Ueber die Narren und Närrinnen! Und dann höre und lese man aber auch das Deutsche, welches der größte Theil unserer Bevölkerung spricht und schreibt. Daß die Armen, denen keine bessere Erziehung zu Gebote steht, ein schlechtes Deutsch sprechen, das ist ein angeborenes, natürliches Uebel, daß aber die Reichen, die von frühester Kindheit von Lehrern und Erziehern umlagert werden, ein so elendes Deutsch sprechen, das ist ein Uebel. In der Sprache der gemeinen Volksklasse liegt aber wenigstens etwas Nationelles, Charakteristisches, sie sprechen den Wiener-Dialekt; die Nobeln aber, dem Volksdialekte abhold und dem guten Deutsch entfremdet, schweben zwischen dem schlechten Französischen und dem schlechten Deutschen in der Mitte; hier geboren und dort erzogen, sind sie hier und dort nicht heim!

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!!!"

Miscellen und Anekdoten.

Hut und Frack. Ein Herr Held fordert im Allgemeinen Anzeiger zu einem Verein gegen die Mode im Allgemeinen und gegen Hut und Frack insbesondere auf. Jener, behauptet der Verfasser, sei 1) unschön, 2) unbequem, 3) nicht anständig; dieser aber 1) häßlich, 2) zweckwidrig, 3) sehr unanständig. Am Schlusse der Aufforderung heißt es: „Aber die Glieder dieses Vereins müssen von Außen zu erkennen sein, damit Andere bei Bällen, Visiten und ganz besonders bei Bittbesuchen sehen, daß man nicht aus Mißachtung ihrer, sondern aus vernünftigem Grundsatz ohne Hut und Frack im Ueberrocke und Mütze erscheint. Um daher äußerlich kenntlich zu sein als Glieder des Vereines gegen die Mode, wollen wir im Knopfloche des Ueberrocks ein einfarbiges weißes, unschuldiges Schnürchen tragen, wohinter man gewiß keine Demagogen wittern wird. Also gilts? Ja! von heute an sieht man mich stets mit einem weißen Schnürchen im Knopfloche. Wer noch?

— Warum hat die Rose Dornen? Weil sie das Bild des schönen Weibes ist, und auch dieses seine vielen Mängel hat! —

sagen die Weiberfeinde. Die Verehrer der weiblichen Tugend und Schönheit aber: Die Natur hat ihr Dornen verliehen, damit sie die Zudringlichen abwehre.

— Auf die Frage: Was ist ein Schauspieler? antwortete Einer vom Fach: „Ein Mensch, der blos lebt, um zu gefallen, und gefallen muß, um zu leben."

— Zur Zeit der französischen Herrschaft in Kroatien suchte ein Edelmann in Dugoselo bei Agram sein ganzes Haus zu französiren. Als er einst französische Offiziere zur Tafel zog, wollte er die Franzosenliebe dadurch aussprechen, daß er seinem aufwartenden Bedienten sagte, er habe immer auf den Ruf Jean zu erscheinen. Als nun Jean aufwartete, bedankte sich ein Offizier für den hingereichten Teller mit bien obligé. Jean, der außer seinem Namen nichts französisch verstand, riß ihm den Teller aus der Hand und fing ihn an abzulecken; da obli'zo im Kroatischen, so wie im Böhmischen, ablecken heißt. Als ihn nun der Herr unter allgemeinem Gelächter der Gäste zurecht wies, erwiederte er: „der Herr Franzose hätte es verlangt."

— Unfern von dem Städtchen St. an der Elbe findet sich auf dem Grabe einer jungen Selbstmörderin die Inschrift: „Herr, zürne nicht der Jungfrau, die sich zu früh nach dem Bräutigam sehnte."

— Im Allgäu lebte ein Lotteriespieler, der als solcher in der ganzen Gegend bekannt war. Er war der einzige Sohn eines reichen Bauers und erhielt nach dem Tode seines Vaters das Anwesen im Werthe zu 16,000 fl., an gerichtlich verhypothekirten Capitalien 23,000 fl. und an baarem Gelde 3900 fl. Er heirathete dreimal und erwarb sich dadurch das erste Mal 11,000 fl., das zweite Mal 7000 fl., das letzte Mal aber nichts als sein 18jähriges armes Bäschen, mit der er drei Kinder erzeugte. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte er einen Hang zum Lottospiele, zog einige Gulden Gewinn und kam so weit, innerhalb 27 Jahren 6976 fl. zu gewinnen, dagegen aber 69,968 fl. zu verlieren. Er starb arm, preisgegeben dem drückendsten Elende, und hinterließ nach gerichtlicher Liquidation der Schulden — gar nichts als ein krankes Weib und drei trostlose Waisen. Der Pfarrer des Ortes ließ dem unsinnigen Lottospieler ein hölzernes Monument setzen mit folgender Aufschrift von Bürger:

„Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern freien
Und Schätze graben — segnet nie,
Wird Manchen noch gereuen.
Mein Sprüchwort heißt: Auf Gott vertrau',
Arbeite brav und leb' genau.
Ruhe seiner verlotterirten Seele."

Der König und die Fischerswitwe. Prinz Ludwig, der Bruder des hochseligen Königs von Preußen, hatte einem armen, redlichen, sehr kinderreichen Fischer in Schwedt versprochen, ihm ein Haus bauen zu lassen. Der Anschlag belief sich auf 6000 Thaler, und der Prinz machte sich anheischig, die Summe in vier Quartalen zu zahlen, wies die ersten 1500 Thaler an, und der Bau begann. Bald nachher starb der Prinz, aber auch der Fischer, und der Bau blieb liegen. Man machte die Witwe des Fischers darauf aufmerksam, daß der Bruder des Prinzen Ludwig König geworden sei, und den Bau vielleicht fortsetzen würde. Sie ging hierauf nach Berlin in das Palais des Königs, und verlangte, man solle sie zum Bruder des Prinzen Ludwig führen. Der König ließ sie vor, und sie fragte ihn: „Is he de Broder van den Prinzen Ludwig?" — Der König bejahete es, und sie fuhr fort: „Syn Broder war en ehrlik Mann, un ick dencke, he wert et ock syn, un wyl he nu wat woarden is, wert he my myn Hus buen laten." — Der König informirte sich von der Sache näher, versprach ihr den Hausbau, ließ einen Befehl ausfertigen und der Witwe einhändigen. Diese erkundigte sich, ob die Herren in Schwedt es auch wohl thun würden, und ging auf die Versicherung des Königs. In Schwedt wurde nun der Befehl pünktlich vollzogen, worauf die Witwe eilig wieder nach Berlin ging, und abermals wieder den Bruder des Prinzen Ludwig zu sprechen verlangte. Als sie vor den König kam, sagte sie: „Wyl ick sehe, det he eben so en ehrlick Mann is, als syn Broder, so breng ick em hier en kleen Vat Nienoogen vör sym Möje." Der König nahm das Fäßchen an, und trug es zu seiner Gemahlin, der er es mit den Worten übergab: „Sieh einmal, da habe ich als König schon etwas verdient."

Buchdrucker-Setzmaschine. (Didaskalia.) Daß eine solche von Young's und Delcambre erfunden worden, haben wir im vorigen Jahrgang gemeldet. Das „Polyt. Journal" (1. Heft) bringt aus dem „London Phalanx" Folgendes über deren praktische Anwendung: Wir zeigen unsern Lesern an, daß die vorliegende Nummer unsers Blattes größtentheils mittelst der neuen Setzmaschine gesetzt worden ist. Die Erfindung dieser Maschine bildet eine neue Epoche in der Typographie; bei einiger Uebung und Erfahrung wird das Letternsetzen nun eine so leichte Arbeit werden, daß man vor dem Klavier der Maschine seine Gedanken mit eben so wenig Mühe in metallenen Lettern fixiren kann, als man sie jetzt beim Schreiben dem Papier anvertraut. Wenn man nach einander mehrere Tasten mit den Fingern berührt, so reihen sich die denselben entsprechenden Lettern in eben so kurzer Zeit an einander, als man zum Buchstabiren des Wortes bedurfte. Dieses Verfahren wird die typographischen Producte vervielfältigen und sie wohlfeiler machen, ohne jedoch die Anzahl der Arbeiter und ihren Verdienst zu vermindern, weil wohlfeile Production den Absatz stets vermehrt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich durch die Setzmaschine der Preis unserer Bücher um ein Bedeutendes wird vermindern lassen; wesentliche Vortheile muß sie aber in einzelnen Fällen gewähren, wo es wünschenswerth ist, ein Manuscript ohne Zertheilung desselben in sehr kurzer Zeit absetzen zu können, z. B. bei Mittheilung öffentlicher Reden in den Zeitungen.

— Der Mensch, der an die Zukunft denkt, hebt den Kopf und blickt nach oben; der, welcher an die Vergangenheit denkt, blickt nach unten; blickt Einer gerade vor sich hin, so denkt er an die Gegenwart. Blickt er nach rechts und nach links, so denkt er an nichts; allein wenn er oft zurückblickt, so denkt er gewiß an seine Gläubiger.

— Im italienischen Theater zu Alexandrien kam es am 23. December v. J., während der Aufführung einer Oper von Donizetti, zu einer Prügelei zwischen Italienern und Engländern. Erstere unterlagen. Mehre Damen wurden ohnmächtig und die Vorstellung mußte aufhören. Die anwesenden Muhamedaner sagten: „Das sind die Europäer, welche hierher gekommen sind, um die Türken zu civilisiren!"

— Unter den verschiedenen Sehens- und Merkwürdigkeiten, welche bevorstehende Ostermesse dem gebildeten Leipziger Publikum darbieten wird, dürfte die wiederholte Erscheinung des Weinhändlers Louis Drucker aus Berlin *) wohl als eine interessante genannt werden. Man sagt, derselbe habe zu seinen Volksbelustigungen den Riedelschen Garten zum Schauspiel abermals erwählt, und es läßt sich von der Abwechselung seiner unerschöpflich witzigen Talente, so wie von der sinnreichen Darstellung derselben wohl mancher belebende Genuß erwarten; weshalb wir nicht verfehlen, unsere lieben Leser im Voraus hierauf aufmerksam zu machen.

Der St. Valentinstag in früherer Zeit in England. Unsere Leser werden öfters von den Eigenthümlichkeiten gehört haben, mit denen man in England noch heute den St. Valentinstag (14. Febr.) begeht. In früherer Zeit wurde derselbe anders gefeiert. Die eigentliche Ceremonie an diesem Tage war die Ziehung einer Art Lotterie, welcher Gebräuche folgten, die einige Aehnlichkeit mit dem Pfänderspiele hatten. Ein alter Reisende sagt: „an diesem Tage feiern die jungen Leute in England und Schottland nach einem sehr alten Herkommen ein kleines Fest. Es vereinigt sich eine gleiche Anzahl von Mädchen und unverheiratheten Männern, ein jedes schreibt seinen eigenen oder einen andern Namen auf ein Blättchen Papier, das zusammen gerollt wird. Diese Papiere werden nach einander aus einer Vase ꝛc. gezogen, so daß die Mädchen die Papiere der jungen Männer und die jungen Männer jener der Mädchen erhalten. So erhält jeder junge Mann ein Mädchen, das er seine Valentine nennt, und jedes Mädchen bekommt einen jungen Mann, der ihr Valentin ist. Hat das Loos die Gesellschaft auf diese Weise in Paare getheilt, so muß jedes Mädchen ihrem Valentin einen Kuß geben und sich von demselben den ganzen Abend hindurch die Cour machen, traktiren lassen ꝛc. Es ist nicht selten, daß aus solchen durch das Loos zusammengeführten Paaren wirkliche Ehepaare werden. In etwas zahlreicher Gesellschaft dürfte diese Liebeslotterie, wenn man sie bei uns nachahmen wollte, eine recht angenehme Unterhaltung gewähren.

— Wie doch die Gelehrten Forschungen anstellen, die auch dem Landmanne zu Gute kommen. So hat z. B. Mancher nicht gewußt, warum seine Frau, die doch einen so sanften Namen hat, immer so unsanft ist. Da hat's auf einmal ein Professor gefunden, daß es zweierlei Marien gibt, biblische und auch heidnische. Die guten, liebreichen, bescheidenen stammen von der gebenedeiten. „Wo Du aber eine böse Marie findest," sagt der Professor, „welche sehr gebieterisch und unnachgiebig wäre, die stammt von dem alten römischen Eisenfresser Cajus Marius her. Alle Töchter aus seinem Geschlechte hatten den Beinamen Maria."

*) Bekanntlich der geniale Witzbold.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Kleider haben ihre Façon nicht verändert, da aber bereits viele Crispinen und Burnusse bei Seite gelegt worden sind, so sieht man sie jetzt besser. Die Weite der Röcke ist noch immer unmäßig und der letzte Saum muß die Fußdiege berühren.

Man sieht recht hübsche Zugcapoten von rosablauem oder citrongelbem Sammet, so wie dergleichen von indischem Atlas. Diese letzteren haben feinere Falten als die von Sammet; zu beiden gehören Halbschleier. Seit einigen Wochen sieht man seltener Blumen auf den Hüten; die, welche man noch die beliebtesten nennen kann, sind die Veilchen, welche gleich gut auf Hüten und auf Capoten aussehen.

Die seidenen Stoffe werden auch in dem bevorstehenden Sommer glasirt, gestreift und schillernd sein. Die Ueberröcke werden noch immer mit großen Pelerinen gemacht und mit Schnuren, Borden ꝛc. ausgeputzt. Die Pelerine selbst stickt man mit Schnürchen, Farbe auf Farbe. Die Aermel halten sich eng.

Die mehr zum Staate dienenden Kleider zum Ausgehen sind ohne Besetzung unten auf dem Rocke, dagegen vorn herunter oder an den Seiten entweder mit Schnuren und Borden, oder auch mit gleichem Stoffe wie das Kleid ausgeputzt. Die glatten Kleider von Pour de Soie besetzt man ebenfalls mit Schnürchen von gleicher Farbe und zwar bringt man diese Art Stickerei schürzenförmig an. Andere Kleider haben an jeder Seite und um den Rock herum eine große Falte und über dieser eine ziemlich breite durchbrochene Schnur. Die Kleider, welche man das Frühjahr und wahrscheinlich auch den Sommer vorzugsweise tragen wird, sind die von changirendem Taffet mit einem kleinen Querstreifen, unter der er schürzenartig an jeder Seite emporgeht. Die Röcke dieser Kleider werden unten und vorn herunter nur mit zwei Volants besetzt, von denen der eine schmäler ist als der andere. Zu diesen Kleidern trägt man einen Langshawl von demselben Stoffe wie das Kleid, das einen Volant hat.

Die sogenannten Mademoiselle-Langshawls werden jedenfalls auf allen Kleidern getragen werden und aus einfarbigem sehr hellem Taffet bestehen. Die Farben sind höchst mannichfaltig und die Einfachheit einer vollkommenen Eleganz sichert ihnen den Erfolg. Auch die Langshawls von Cashemir und Barege stehen bereits in Gunst.

Der modischste Fichu und der alle anderen beherrschen zu müssen scheint, ist die Cardinal-Pelerine, welche bei den jetzt modischen engen Aermeln besonders von Werth ist, da sie den Schultern einen etwas größern Umfang gibt. Wie oft man auch die Form der Pelerine aufgibt, immer kehrt man wieder zu ihr zurück, da sie die Brust voll macht und die Taille freier hervortreten läßt.

Sonst verwendete man die Blumen nur in Verbindung mit Seide, Blonden und Balltoiletten; noch schöner aber sehen sie aus mit Spitzen und Mousslin. Man erkennt dies an den niedlichen hübschen Häubchen, die man jetzt hat. Man bringt Blumen an den Lingère-Häubchen an ohne alles Band; man befestigt mit Rosen oder andern Blumen die Halbschleier der Hüte oder steckt eine einzelne Blume in die Mitte des Leibes und nennt sie dann ein Souvenir.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 1. (IV. Jahrgang II. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 2. (Sonnabend, den 9. April.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Sei ein Narr!

oder:

Die Kunst sein Glück zu machen.

„Aber sagen Sie mir; Freund, was machen Sie aus Ihrem Kinde?“ sprach der Rector Gern zu seinem Nachbar, dem grämlichen Lindner, als beide schon seit einer Viertelstunde, stumm neben einander auf der Bank, vor dem Hause gesessen hatten, und eben der kleine Louis, wie ein Tanzmeister zierlich, und stolz wie ein erwählter Kandidat, daher gegangen kam, sich vor dem Kantor und seinem Väter-hofmäßig verbeugte, wie ein wohlunterrichteter Kammerjunker, und dann, eine Arie trillernd, ins Haus trat. „Was machen Sie aus ihm?“

„Aus meinem Louis?“ fragte Lindner dagegen.

„Ja, Freund,“ versetzte der Rector, „Wohinaus soll das? Ich begreife Sie nicht. Sie sind ein so gediegener Mann, wenn Sie auch mitunter — wie soll ich sagen? — besonders ernst, etwas verstimmt, sind. Sie wissen viel, sehr viel, und was Sie wissen, alles aus dem Grunde. Sie lesen die Alten, ja, Sie thun mehr, Sie verstehen sie. Und hier? hier geht Alles oberflächlich; und nicht zufällig, wie mir scheint, nicht durch des Knaben Schuld, nein — verzeihen Sie mir — durch Ihre eigene, mit Ihrem Wissen und Willen. Keine der alten Sprachen, die der Grundstein sind jegliches Wissens, ließen Sie ihn gründlich lernen. Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie ihn nicht darin unterrichteten. Nun, das möchte noch hingehen, denn wir brauchen ja nicht alle Gelehrte zu sein, aber wenn Sie ihm Unterricht ertheilen lassen, was ist das? Und wie lernt er? Er spricht italienisch und französisch so ziemlich, und wie vornehme Leute gewöhnlich sprechen, schnell; von der Grammatik weiß er dagegen nichts, und ich wette, er kann weder richtig conjugiren noch decliniren, und wäre nicht im Stande, in irgend einer Sprache einen Brief ohne zehn Fehler zu schreiben. Ich kenne ihn ja von früherer Zeit. Sie selbst lehrten ihn englisch; aber seitdem er etwas Geringes nur schwatzen konnte, und einige Stellen aus dem Shakespeare auswendig wußte, die er kaum versteht, schlossen Sie die Stunde. Er kann, anmaßend genug, von zehn oder zwölf ausländischen Bäumen und Sträuchern sprechen, aber er vermag keine Eiche von einer Buche, und keinen Roggen von Buchweitzen zu unterscheiden; er weiß, daß auf Madeira guter Wein wächst, aber was es für Produkte sind, wodurch sein Vaterland im Wohlstande blüht, hat er vergessen, wenn er es je gewußt hat. Was machen Sie aus ihm? frage ich Sie nochmals.“

„Nun ich denke: er wird sein Glück machen,“ sagte Lindner finster.

„Wie soll ich das verstehen!“ sprach Gern. „Reiten, Tanzen, Fechten, Billard spielen, sind gute Uebungen für den Körper, aber auch zugleich Nebensachen. Bei dem Louis sind sie das nicht; und Sie sehen es, und geben es zu. Haben Sie ihn nicht sogar von einem Juden lehren lassen: wie ein Schwein zu grunzen, zu zwitschern wie ein Pferd? Lehrte ihn der nicht den Gesang aller Vögel nachmachen? Ließen Sie ihn nicht im Frisören unterrichten, und macht er nicht wohlriechende Wasser troß Lafaverin Montpellier? Und nun sehen Sie ihn mit allen diesen Künsten daherschreiten, als seien sie mehr werth als das Wissen der sieben Weisen Griechenlands. Wie er sich dreht, und wendet und ziert, und den Kopf in die Höhe wirft, und mit der Hand in den Haaren wühlt, und — — — — Nein! Nein! Nein! — Neh-

men Sie mir es übel oder nicht, Sie machen einen Narren aus ihm!" —

„Nun ja, also wird er sein Glück machen." —

„Sie scherzen," sprach der Kantor weiter, „und ich spreche, weiß Gott, ernsthaft, in sehr ernster Bewegung, weil ich Theil nehme an jedes Menschen Wohl, an dem dieses Knabens besonders, weil er herrliche Anlagen verrieth, als ich ihn unterrichtete. Sie nahmen mir ihn freilich weg, als ich mit ihm auf dem besten Wege war, und er anfing, Sinn für die Alten zu erhalten, und Liebe für sie zu fassen. Sie können scherzen!"

Der Kantor horchte.

Lindner sprach: „Sie haben meinen Vater nicht gekannt. Er war Prediger in Leinach. Meine Mutter starb bei meiner Geburt. Mein Vater, ein redlicher, braver, strenger Mann, erzog mich nicht auf die Weise, die ich bei Erziehung meines Sohnes befolge. Sein Spruch war: lerne gründlich, was Du lernst, oder lerne es gar nicht. So lernte ich manches, viel, könnte ich sagen, unter seiner Leitung. Im siebzehnten Jahre sendete er mich zu einem Universitätsbruder, dem Rector Kleinau — er ist längst bei Gott — einem Manne von demselben Schrot und Korn wie mein Vater selbst. Bei diesem blieb ich drittehalb Jahr; und eben war mein Koffer gepackt, eben wollte ich zur Universität abgehen, als mir die Nachricht von dem plötzlichen Ende meines Vaters wurde. Er hinterließ wenig oder nichts, nicht einmal viele Bücher, und zum Glücke auch nicht viele Kinder — ich war sein einziges; — sonst der gewöhnliche Nachlaß der Prediger.

So, mit trüber Aussicht in die Zukunft, bezog ich die Universität, im Vertrauen auf Gott und meine Kenntnisse.

Es war eben ein Stipendium offen, und ich bewarb mich darum. Ich hatte nur einen Mitbewerber. Er war mit mir von der Schule gegangen, unreif, ohne Billigung meines alten Rectors, mit dem mangelhaftesten Wissen. Wie durfte ich zweifeln, das Stipendium zu erhalten, da ich meiner gewiß war? Aber — ich erhielt es doch nicht."

„Doch nicht?" fiel der Rector Gern hier dem Erzähler in die Rede. „Doch nicht? Und warum denn nicht?" —

„Warum nicht? Weil ich bloß etwas wußte; weil ich kein Narr war, und — nicht zu frisiren verstand.

Einen Tag vor der Vergebung des Stipendiums, war ich, nebst meinem Mitbewerber Leiser, beim Apotheker des Orts, seinem Vetter, zu einer Landparthie geladen. Nur um nicht unartig zu scheinen, hatte ich die Einladung des Mannes, an den mir Kleinau einen Brief mitgegeben hatte, angenommen, und mag sehr einsylbig gewesen sein, da ich mich mit meinem künftigen Studienplan beschäftigte. Statt dessen trieb Leiser tausend Possen und Narrenstreiche, über die ich mitunter selbst lächeln mußte, worüber aber der dicke Consistorialrath, von welchem das Vergeben des Stipendiums fast allein abhing, lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, und sein besonderes Wohlgefallen nicht verbergen konnte, ja sogar manchmal in die Hände klopfte, und durch ein lautes „Bravo" den Gecken zu neuen Possen aufmunterte, der keiner Aufmunterung bedurfte.

„Zum Unglücke — zum Unglücke für mich, wie Sie hören werden — stolperte, als wir des freundlichen Apothekers großen Garten in Augenschein nahmen, die Wohlweisheit über einen eingerammten Pfahl, und höchst ihre wohlweiße Perücke rollte in den nahen Weiher, worüber der Herr Consistorialrath auf's Höchste konsternirt waren; denn wie sollte er nun bei der übrigen Gesellschaft erscheinen? Wo eine andre Perücke hernehmen? Nach der Stadt zu schicken, hätte zu lange gewährt, und war zu weit.

Indessen hatte Leiser das ungeheure Lockenhaupt herausgefischt; aber es erschien so gräßlich entstellt, daß es der Consistorialrath mit eben so vielem Abscheu als Schmerz anblickte. Von Schlamm und Meerlinsen bedeckt, schien es eher der Schopf einer Meerjungfer, als die Perücke eines geistlichen Raths zu sein. — Der Apotheker führte uns in eine Solitüde, der Consistorialrath sank in einen Stuhl, und bedeckte sein kahles Haupt mit beiden Händen, der geschwätzige Leiser aber bat mit hundert Capriolen: der Ehrwürdige möge sich beruhigen, versprach Hülfe zu schaffen, und rannte mit der Perücke davon.

Nach einer kleinen halben Stunde erschien Leiser schon wieder, und zu unser aller Erstaunen mit der Perücke, die er völlig wieder in Stand gesetzt, vom Schlamme gereinigt, und so wohl gekräuselt und frisirt hatte, als wäre es von der geübten Hand des ersten Friseurs der Residenz geschehen. Der verwunderte, aber hochentzückte Consistorialrath wußte sich vor Freude nicht zu lassen, drückte den Tausendkünstler, den Tausendsasa, den Wundermann, wie er ihn einmal über das andere nannte, an sein Herz, und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Was er ihm sagte, weiß ich nicht, aber am andern Tage erhielt Leiser das Stipendium.

„War es mir an sich schmerzlich, einem Friseur nachstehen zu müssen, der nichts als ein Narr war, so kränkte diese offenbare Ungerechtigkeit mich doppelt, weil

es meinen ganzen Studienplan zerrüttete, da ich auf das Stipendium so sicher Rechnung gemacht hatte. Ich mußte nun meine Bedürfnisse noch mehr einschränken, und meinen Studien noch einige Stunden abstehlen, um mir durch Unterricht nur die ersten Erfordernisse des thierischen Lebens verschaffen zu können. Dennoch bin ich manchmal hungrig zu Bette gegangen. Dreimal in der Woche hatte ich meinen Freitisch; an den übrigen Tagen aß ich kalt, — wenn ich etwas hatte.

Leiser war eben so arm als ich, aber er war ein Narr und es ging ihm daher besser als mir. Denn außer dem ihm zugefallenen Stipendium, wußte er sich sonst noch manche Zulage auf eine leichte Art, durch allerlei Possen, und Gott weiß wodurch sonst noch, zu verschaffen; auch hatte er alle Tage seinen Tisch. Sonntags aß er bei seinem Gönner, dem Consistorialrath, der ihm die Frisur seiner Perücke nie vergaß; Montags bei einem gichtischen Kammerherrn, dessen Geschichtchen aus der früheren Hofcarriere er überaus interessant und unterhaltend zu finden vermochte; Dienstags bei einem alten Fräulein, deren Bologneser er in allerleiartigen Künsten unterrichtete; Mittwochs bei einem reichen Capitalisten, den er nach der Mahlzeit mit tausend Tollheiten ergötzen mußte, damit der Millionair gut verdaute; Donnerstags bei einem Journalisten, für dessen reißend abgehendes Blatt er die Carrikaturen zeichnete, was ihm außerdem nicht unbedeutend einbrachte; Freitags beim Polizeiminister, dem er alle Stadtbegebenheiten auf die drolligste Art haarklein mittheilte; und Sonnabends beim Geheimrath B***, der ein großer Freund vom Theater war. Sr. Excellenz hatten in ihrem Hause eine kleine Privatbühne errichten lassen, womit sie sich und den hohen Adel amüsirten. Leiser spielte den Büffon zum Entzücken; so schön, daß man vergaß, daß er nur bürgerlicher Herkunft war. Er verstand vortrefflich den Herren Bäuche, Waden und Brust auszustopfen, und schminkte die Damen mit Geschmack. Was Wunder, daß man ihn allerliebst fand und unentbehrlich. Auch ließ er mit sich umgehen. Die hohen Herren konnten ihm Backenstreiche geben, ohne daß er böse oder roth wurde; d. h. au fdie andere Backe mit. Er hielt dergleichen sogar für neidenswerthe Gaben adliger Huld, und für eine angenehme Empfindung; ja er verstand, dies mit Anstand in Versen auszudrücken, die, wenn sie auch nicht besonders waren, doch den gnädigen Herrschaften schmeichelten, und ihnen natürlich daher sehr gefielen. — Bei seinem Vetter hatte er öfters seine Abendmahlzeiten; dort traf ich ihn zuweilen, wenn ich eingeladen wurde, was aber nur selten geschah.

Wenn ich an schönen Sommerabenden manchmal mich vom Schreibtische losriß, um durch einen Spaziergang vor dem Thore mein nicht selten recht trauriges Gemüth zu erheitern, und mir neue Kraft zu übermäßiger Arbeit zu holen, so ging ich oft durch die unbesuchtesten Gassen, weil meine Garderobe gewöhnlich zu schlecht war, um sich ohne Spott sehen lassen zu dürfen. Leiser war, unterstützt von seinem Gönner, immer aufs Feinste und Modernste gekleidet, und sein wirklich schöner Wuchs kam ihm dabei trefflich zu statten. In seidenen Strümpfen und Schuhen, kurzen Casemir-Hosen, einem eleganten Frack, eine kleine Badine in der Hand, auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut mit goldener Krämpe, tändelte er auf den besuchtesten Promenaden umher, und stolzierte wie ein Edelmann; Alles war entzückt von ihm, wenigstens waren es die Damen, denn diese versicherten, er sei eben so schön, als interessant und artig, und er war doch nur — ein Narr.

Es war mir gelungen, mir die Achtung des Universitätsbibliothekars zu erwerben, den ich manchmal besuchte, an seiner gediegenen Unterhaltung mich erwärmte, ergötzte, und aus dessen reicher Quelle mannigfaltiger Kenntnisse ich so bisweilen schöpfte. Warum soll ich es Ihnen verhehlen, auch die Reize seiner Tochter hatten Theil an seinen Besuchen, und schwerlich konnte man ein schöneres Mädchen sehen. Trotz meines ärmlichen Aufzugs schien es mir doch manchmal, als sei mir Louise, so war ihr Name, nicht abgeneigt, und da der Vater mich liebte, wie ich zu vermuthen Grund hatte, so wäre es mir vielleicht gelungen, ihr Herz und ihre Hand davon zu tragen, wenn Leiser, der Narr, nicht gewesen wäre. Dieser besuchte auch das Haus des Bibliothekars, und nun mied ich es, wenigstens an den Tagen, wo ich vermuthen konnte, ihn dort zu treffen. In Louisens Betragen gegen mich, bemerkte ich lange Zeit keine Abnahme der Gunst, die sie bisher für mich gehabt zu haben schien. Nach einem Balle aber, wohin Leiser die schöne Tochter geführt hatte, änderte sich plötzlich alles. Er war gar zu unwiderstehlich gewesen, zu witzig, er hatte zu schön getanzt, als daß ein Mädchenherz ihm hätte Stand halten können. Auch Louisens Herz hatte es nicht länger aushalten können; es war unmöglich gewesen. Ein Entrechat, auf deutsch: Kreuzcapriole, hatte dem armen Herzen den letzten Stoß gegeben, und — — — am andern Tage nahm das selige Paar Gratulationen an.

„So verflossen meine Universitätsjahre, unter übermäßig angestrengter Arbeit, wirklichen drückenden Nahrungssorgen, und Kummer mancherlei Art.

Die Zeit des Examens kam heran.

Ich sage Ihnen, ich hatte wacker studirt, und sah daher dieser Zeit ruhig entgegen. Meine Abhandlungen waren gerathen, und keiner wichtigen Frage Antwort blieb ich schuldig. So hätte mir, mein' ich, der erste Charakter gebührt. Aber ich wußte nicht, wer die erste Spiel-Notenfabrike angelegt, wer das Affenspiel erfunden hätte, und woher die Familie Kyau stammte. Darum erhielt ich auch nur den zweiten.

Ueber Alles kläglich waren Leisers Antworten. Aber der fürstliche Reformator, ein vorzüglicher Tänzer, hatte ihm seine Abhandlungen nachgesehen, oder — gemacht; er wußte die Geschichte der Herren von Kyau, und die aller Hofnarren der ganzen Welt zu erzählen, er wußte so niedliche Anekdötchen von ihnen so angenehm einzumengen, mehrere der Herren Examinatoren, welche unterweilen auf dem Privattheater des Geheimraths W*** mitspielten, waren so große Freunde seines dramatischen Talents, daß er dem traurigen, aber gewiß verdienten Schicksale, abgewiesen zu werden, entging. Er hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, seine eignen Abhandlungen zu lesen, denn als man ihn über Materien, welche darin abgehandelt waren, um ihm zu Hülfe zu kommen, examinirte, war er nicht im Stande, darüber Rede und Antwort zu geben, worüber sich mit Recht der Präsident des Examinatoriums verwunderte. —

Nun sollicitirte ich um eine jede Bedienung, der ich vorstehen zu können glaubte, groß oder klein, wie sie vakant wurde; denn da ich so blutarm war, mich noch fortwährend mit Abschreiben und Unterrichtgeben ernähren zu müssen, dachte ich nur darauf, diese peinliche Lage zu verbessern, und mir eine nur einigermaßen sichere Existenz, sei sie noch so kärglich, zu verschaffen. Zum Advociren wollte ich mich nicht entschließen, weil ich von Jugend auf einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diesen Stand hatte, den mein Vater mir eingeprägt haben mochte, den, wie er mir oft sagte, die Advokaten um ein ansehnliches Vermögen gebracht hatten.

Zwei Jahre, oder drittehalb, gingen hin, und ich erhielt kein Amt. Manche von Leisers Schlage, waren mir vorgeeilt, waren versorgt, und dieser selbst hatte schon eine kleine Bedienung in der Hauptstadt erhalten.

Da erhielt ich von einem Universitätsfreunde, der anderthalb Jahre vor mir absolvirt, und in der Residenz ein nicht unbedeutendes Amt verwaltete, zu welchem ihm, trotz seines Kopfes, seines Herzens und seines Wissens, einige Familienverbindungen verholfen hatten, da er kein Narr war, einen Brief, worin er mir anbot, so lange, bis meine bedrängten Umstände sich durch eine Anstellung verbessern würden, was doch nun bald geschehen müsse, zu ihm zu kommen, und als Freund mit ihm sein Dach und seinen Tisch zu theilen. Dieser Brief war die erste Freude seit langer Zeit. Ich nahm das edle Anerbieten an, weil bei meiner zu angestrengten Lebensweise, meine Gesundheit zu wanken begann, und ich überzeugt war, meinem Freunde, in seinen vielen Geschäften mannigfach nützlich sein zu können. Ich reiste ab, versteht sich zu Fuße, und kam an. Mein Freund nahm mich auf, wie ich es erwartet hatte, freundlich, offen und herzlich, wie ich ihn immer gekannt.

So verlebte ich ein Jahr, froh und vergnügt, obgleich ich noch ein paar Mal die Kränkung hatte, vergebens um eine Anstellung zu bitten, und den Schmerz, von ein paar Narren übersprungen zu werden.

„Eines Mittags kam mein Freund besonders froh und vergnügt von der Kanzlei, doch schien er mir den Grund seines Frohsinns verhehlen zu wollen. Ich fragte auch nicht. Wir setzten uns zu Tische. Niemand als seine Schwester, die seinen Haushalt führte, war gegenwärtig. Mein Freund öffnete eine Bouteille guten Wein, schenkte mir und sich ein, und hob sein Glas in die Höhe, indem er mit mir anstieß und sagte: „Stoß an, Bruderherz!“ Dabei war er so froh gerührt, daß er kaum eine Thränen zurückhalten konnte. „Stoß an!“ fuhr er fort. Nun ist bald für Dich gesorgt. Ich habe Dir bis hieher nichts sagen wollen; eher nicht, bis Alles in's Reine wäre. Nun ist es so weit. Deine letzte Arbeit hat den verdienten Beifall erhalten. Die Amtsverwalterstelle des seligen Bergmann ist noch unbesetzt. Es ist eine herrliche Bedienung, um die eine Legion Werber sind. Der Präsident aber, ein herrlicher, wackerer Mann, gab mir heute auf der Kanzlei sein Wort: Dich dem Fürsten dazu vorzuschlagen. Das ist der gewöhnliche Weg. Aber ich bin Dir Bürge, wen der Präsident vorschlägt, der erhält die Anstellung.“

Wir umarmten uns herzlich, als mein Freund ausgeredet hatte, und leerten die Flasche auf die Gesundheit des edlen Präsidenten.

Nun mußte, auf meines Freundes Anordnung, der Schneider mich aufs feinste kleiden, denn nun sollte ich Visiten machen; das sei so Sitte, sagte mein Freund. Ich fügte mich, so schwer es mir auch wurde, denn das enge, ganz moderne Kleid war so unbequem als möglich, in die seidenen Strümpfe wußte ich mich gar nicht zu finden, und durch so manche drückende, demüthige Situation, während meiner besten kräftigsten Jugendjahre, war ich ernster, einsilbiger als recht, verlegen, blöde geworden. Wir fuhren zum Präsidenten, einem Mann, der die menschliche, schwere Kunst verstand, einem Blöden Muth

zu machen, einen Allzudemüthigen zu erheben. Ueber eine Stunde unterhielt ich mich mit ihm. Ich schien ihm nicht zu missfallen, denn als wir gingen, drückte mir der Treffliche die Hand und sagte: „Ich freue mich, dem Dienst des Staates einen Mann wie Sie sind, gewinnen zu können.

(Beschluß folgt.)

Der Korbflechter im Irrenhause.

Aus dem Leben eines Offiziers.

(Original-Mittheilung von P.)
(Zweite Abtheilung.)

III.

Die Familie Sterndorf.

Die wärmende Frühlingssonne hatte bereits den Thau des Morgens aufgeküßt, duftende Veilchen schmückten den sammetnen Rasen, ein herrliches Grün hatte die Bäume umlaubt, und die vom Winterschlafe erwachte Natur sich wieder zum Tempel des reinsten Gottesdienstes umgebildet. — In den ausgebreiteten Anlagen seines Landgutes wenige Meilen nur entfernt von dem reichen Prag, eilte geschäftig ein Mann von mittleren Jahren umher, bald da ordnend, dort bald befehlend, überall aber mit geübten Blicken prüfend. Es war Baron Sterndorf, einer der begütertsten Adeligen des Königreiches. Von Jugend auf hatte er sich vorzugsweise dem Studium der Oeconomie gewidmet; gleichsam aufgewachsen mit seinen Werken, war ihm das Schöne der Natur, die ihn umgab, auch auf sein Gemüth übergegangen. Er war ein guter Mensch. — Zwar nicht verschwenderisch mit Talenten ausgestattet, hatte er durch Fleiß doch jene Stufe der Bildung erreicht, die uns im geselligen Leben unumgänglich nöthig. Er verdankte endlich einigen gemeinnützigen ökonomischen Verbesserungen, die er durch Erfahrung gewonnen und im Lande bekannt gemacht hatte, wie denn dies oft in der Welt geschieht, sogar den Ruf eines Mannes von großer Einsicht. — Früh schon führte er eines der reichsten Mädchen als Frau heim, mit der er recht froh und zufrieden einige Jahre gelebt, und die ihm auch zwei recht liebe Kinder geboren hatte. — Zwischen beiden hatte aufrichtige Neigung, nicht Liebe geherrscht, sie waren einander gut aus gegenseitiger Achtung und Nothwendigkeit; sie nahm einen Mann, weil es so die Einrichtung der Welt ist; er eine Frau, weil sein Vater, dessen echtes Konterfey er war, auch ein Weib genommen. — Sie starb, aufrichtig betrauert von ihm. — Doch hatte ihm der Wittwenstand nicht behagt; nach einem Jahre war er zu einer zweiten Wahl geschritten, er bedurfte einer regsamen Hausfrau, und Therese war es, deren Hand er von ihrem adelstolzen Vater erhalten. Sie zählte ungefähr 24 Sommer. Geistreich, wie sie war, vereinte sie mit einer ungewöhnlichen Bildung, ein äußerst zartes Gemüth, empfänglich für jeden Eindruck des Schönen, Guten und Edlen, fähig der tiefsten Empfindung. — Sie mußte sehr reizend gewesen sein, aber innere Leiden schienen in ihr gekämpft zu haben, und die gelassene Ruhe in ihrem Gesichte trug das Gepräge des Sieges, den sie über sich selbst, im Ringen zwischen Pflicht und Neigung, erkämpft haben mochte. — Obwohl nur Gehorsam gegen ihren Vater, und vielleicht das drückende Gefühl manch bitterer, im väterlichen Hause verlebter Stunden, sie bestimmte, Sterndorf die Hand zu reichen, so hing sie doch an diesem mit einer Innigkeit, mit einem kindlichen Gefühle, das so ganz ihres edlen weiblichen Herzens würdig war. — Sie schonte liebend seiner Schwächen, wußte so überraschend seinen stillsten Wünschen zuvorzukommen, daß er unwillkürlich auf eine Weise zu ihr sich hingezogen fühlte, wie noch zu keinem weiblichen Wesen, und daß er mehr als einmal gestand, in ihr sein höchstes Kleinod, ja, einen Engel des Lebens gefunden zu haben. — Sie übte wirklich den wohlthätigsten Einfluß auf ihn, rascher ging Alles in seinen Geschäften, reger ward es im Hauswesen, von dem seine frühere Gattin wenig verstanden, und herrlicher gediehen unter der zarten Pflege ihrer zweiten Mutter die lieblichen Kinder, Leo und Sophie, heran. — Eben pflückte Sterndorf die ersten Rosen für diese seine theure Gefährtin, als sie, die Kinder an der Hand, die Schloß-Allee herabkam, ihm schon von ferne mit einem Briefe zuwinkend. — Freundlich eilte er ihr entgegen, bot ihr mit einem Kusse die Rosen, und nahm den Brief: Vermuthlich, sagte er, wegen meines Leo. Er öffnete ihn. Richtig! ei, ei, das ist schön! Doch Du sollst es erst später erfahren! — Zufrieden eilte Therese auf ihr Zimmer. Sie ahnte nicht den Inhalt des Schreibens. — Auf seiner Schreibstube überlas es der Baron noch einmal, es lautete:

Lieber Freund!

Endlich kann ich Deinem innigen Wunsche entsprechen, und Dir für die reifere Erziehung Deines Sohnes einen Mann empfehlen, dessen Leitung Du Deinen hoffnungsvollen Leo getrost vertrauen kannst. Du weißt, daß wegen des ausgebrochenen Krieges, an Geldmitteln aufliegend, der Staat den verabschiedeten Offizieren nur die Hälfte ihrer Pension bezahlt, die so gering ist, daß

sie gezwungen sind, eine anderwärtige, anständige Versorgung zu suchen. — In einer solchen Lage nun befindet sich der Mann, den ich Dir vorschlage. Mit allen möglichen Kenntnissen ausgerüstet, dem herrlichsten Charakter und der feinsten Bildung begabt, war Oberlieutenant Arthur, Sohn des bekannten, berühmten Generals, die Zierde des 13. Jäger-Bataillons zu Fuß, in welchem er diente, war geliebt und geachtet von allen Vorgesetzten und Kameraden, bis er in einem Ehrenduelle mit einem gewissen Innheim so verwundet ward, daß er aufhören mußte, zu dienen. Ich habe ihn in Betreff Deiner Sache gesprochen, und er ergriff mit Freuden Deinen Antrag. Laß nun Deine Wünsche wissen,'

Deinem
aufrichtigen Freunde,
Graf Mühlberg.

Sterndorf lächelte zufrieden, schrieb selbst gleich an Arthur, indem er ein um das andere Mal vor sich hinlispelte: wie wird Therese überrascht sein, wenn sie von diesem glücklichen Funde hört. Vor der Hand aber will ich ihr den Namen geheim halten, sie zu überraschen, wie mein seliger Vater es gerne gethon; denn wer weiß, was sich noch Alles ändert, darum nur hübsch verschwiegen.

Damit eilte er in das Zimmer seiner Gattin, die eben mit den Kleinen beschäftigt war.

IV.

Der Erzieher — Eine trübe Stunde für zwei Herzen.

Früher denn gewöhnlich war Sterndorf heute ausgegangen, und hatte den Weg gegen die Hauptstraße eingeschlagen. Ein Postwagen, von zwei Kleppern bespannt, keuchte heran.

Der Wagen lenkte in den Seitenweg zum herrschaftlichen Hause ein, hielt am Ende des Gartens, der Schlag öffnete sich, und heraus stieg ein Mann vom angenehmsten Aeußern, noch in voller Blüthe der Jugend, den rechten Arm jedoch in der Binde tragend.

Er nahte höflich grüßend Sterndorf, indem er sich als Arthur, in Folge der Einladung kommend, zu erkennen gab. — Mit warmer Herzlichkeit schüttelte ihm der freudig überraschte Gutsherr die Hand, und begann, nachdem er den Arbeitern im Garten Befehle zur Nachschaffung des Gepäckes ertheilt hatte, mit ihm die lange Allee hinaufwandelnd, von den herrlichen Talenten seines Sohnes Leo zu erzählen, und wie er ihn zu einem Jünglinge und Manne herangebildet zu sehen hoffte, der einst seines Vaters Stolz und Freude sein sollte. — Er setzte Arthuren dessen künftige Verhältnisse auseinander, wie er, nachdem ihm das kostbarste Gut der Familie anvertraut, nur als der erste Freund des Hauses behandelt sein sollte, wie er ihn bäte, sich in jeder Angelegenheit nur an ihn zu wenden, und wie er überzeugt sei, daß auch seine herzensgute Frau dem geistigen Wohlthäter seiner Kinder ihre ganze Neigung und Freundschaft zuwenden würde, und er demnach die Aenderung seiner früheren, glänzenderen Lage, wenn auch nicht vergessen, doch minder fühlen dürfte. Arthur dagegen entwickelte nun in einem äußerst bescheidenen Gespräche den Plan, den er sich bei der Erziehung Leo's vorgesetzt, verfolgte so überzeugend, so klar seine Ideen, daß Sterndorf, als er von ihm um seine Meinung darüber befragt, ihn herzlich umarmte und ihm erklärte, er sähe schon, daß er sein größtes Kleinod keinen würdigeren Händen anvertrauen könne.

So waren sie bis an die Terrasse vor dem Hause gekommen, als Sterndorf abgerufen ward, indem bei der, von ihm angeordneten Zusammensetzung einer Maschine, für die Landwirthschaft bestimmt, sich einige Hindernisse vorfänden, und die Gegenwart des Gutsbesitzers dringend erheischt ward. Er entschuldigte sich bei Arthur, indem er ihn ersuchte, sich ohne Weiteres persönlich bei seiner Frau einzuführen, die er, nachdem er sich umgekleidet, wohl schon beim Frühstücke im Kreise der Ihrigen antreffen würde. — Jede Convenienz-steife Präsentation sei hier überflüssig. Zugleich gab er einem Diener Befehl, Arthurn die für ihn bestimmten Zimmer anzuweisen und die Frau Baronin von dessen Ankunft und baldigem Erscheinen in Kenntniß zu setzen. — Noch einmal schüttelte er Arthur's Linke, und trippelte dann vergnügt dem ihm abholenden Maschinisten nach, indem er demselben ein um das andere Mal seine Verwunderung zu erkennen gab, daß die Theile seines Mahlwerkes, das er doch so kunstgerecht ausgedacht, nicht passen wollten.

Arthur hatte seine bestaubten Reisekleider abgelegt, einen netten Anzug übergeworfen, seine neuen, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Gemächer beschaut, und sich, wiewohl nicht ohne Einmischung manch traurigen Gedankens seine neue Stellung vergegenwärtigt, als ein Diener eintrat, ihm ankündigend, daß er zum Frühstück erwartet werde.

Nicht ohne einige Neugierde folgte er dem Bedienten durch eine Reihe von Gemächern, bis ihn dieser endlich in einem Zimmer, in welchem der Tisch zierlich gedeckt war, kurze Zeit zu weilen bat, und sich entfernte. Eine weibliche Stimme rief im anstoßenden Gemache die beiden Namen Leo und Sophie, hinzufügend, daß sie baldigst nachkommen sollten, und in wenigen Augenblicken erschien an der Thüre die liebenswürdige Hausfrau. — Eben wollte Arthur sich vorstellen, aber wer beschreibt das

beiderseitige Erstaunen, als er, von der ersten Verbeugung sich aufrichtend, in der Baronin Sterndorf, Fräulein Therese von Zaun, und sie in dem vermeinten Hofmeister, dessen Name ihr Gatte verschwiegen, Lieutenant Arthur erkannte. — Einige Sekunden standen sie sprachlos, keiner Bewegung mächtig, und als Arthur endlich zuerst die Fassung gewann, verließ er mit der Entschuldigung, von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen zu sein, das Zimmer, und auch Therese wankte in ihr Gemach zurück.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

Das heißt Schmollen. Madame Regnier, der Gattin eines ehemaligen Civilprocurators in Versailles, widerfuhr es einst, daß ihr im Gespräche eine Albernheit entschlüpfte. Ihr Mann, der dies hörte, hatte die Unzartheit, ihr dafür ganz laut zuzurufen: „Schweigen Sie doch, Närrin!" — Madame Regnier schloß von diesem Augenblicke an den Mund und nie während ihres ganzen Lebens sprach sie mehr ein Wort. Man gab sich die größte Mühe, sie wieder zum Sprechen zu bringen, man bat, zürnte, Alles umsonst; selbst geflissentlich veranstalteter Schreck und Ueberraschung vermochten nichts und so lebte diese Frau noch beinahe dreißig Jahre. Als man ihre Einwilligung zur Verheirathung ihrer Kinder begehrte, nickte sie blos mit dem Kopfe und unterschrieb den ihr vorgelegten Contract. Eine ähnliche Hartnäckigkeit ist wohl nie erhört worden. Diese Frau opferte Alles ihrer schwerverletzten Eigenliebe auf.

— Der Sultan hat befohlen, daß Jeder die Abzeichnung seines Standes an dem Fez haben müsse, die Aerzte eine silberne Platte mit dem Stabe des Aesculap, die Ingenieure mit einem Zirkel, die Schreibenden mit Tintefaß und Federn. Da bei uns Alles schreibt, würde man bald nichts als Federmenschen und Leute mit Tintenfässern sehen, wenn's eingeführt würde.

— Den Bielefeldern ist ein fataler Streich passirt; sie haben der Schnellpost zu Ehren ihre Kanonen abgefeuert, ihr Stadtthor illuminirt, ihre Gewerke mit Fackeln und Transparents in den Straßen aufgestellt, und als der König mehrere Stunden später wirklich ankam, war alles dunkel.

— Ein Musiker, welcher zu scherzen liebte, sagte zu einem jüngern Collegen, der eine Oper schreiben wollte: „Vor Allem sehen Sie darauf, originell zu sein und etwas Neues zu erfinden; z. B. fangen Sie Ihre Oper auf folgende Weise an: Die Ouverture ist vorüber, der Vorhang geht in die Höhe. Morgendämmerung. Man sieht eine ländliche Gegend, aber Niemand ist auf der Bühne; Alles stille, kein Laut, — nur ganz in der Ferne hört man einen Frack ausklopfen.

Strenge Regeln eines Nonnenklosters in Neapel. Unter dem Namen „Kremite" befindet sich in Neapel ein Nonnenkloster, dessen Regeln wohl mit unter die strengsten im Klosterleben gehören möchten. Ist die Nonne hier einmal in ihre Zelle eingetreten, so ist sie auf ewig von von allem Lebendigen geschieden. Diese „Kremite" so wie die Nonnen des Theatinerklosters in Neapel müssen, sobald einmal die Klosterpforte hinter ihnen geschlossen ist, auch das letzte Band, das sie mit der Welt und ihren Lieben verknüpfte, zerreißen. Kein Geschenk, kein Brief, kein Wort der Liebe, nicht einmal ein Gruß, wie ihn Freunde sich bieten, gelangt mehr zu ihnen. Ist einer der Nonnen der Vater gestorben, so ruft die Aebtissin alle zusammen und sagt dann blos: „Ein Vater ist todt. Betet für seine Seele!"

Die Walhalla. Wir lesen über das Innere des nationalen Prachtbaues: „Tritt man in das Innere der Walhalla, welche ihr Licht von Oben, durch Oeffnungen der mit Broncesplatten und Goldverzierungen reichgeschmückten Decke erhält, so wird der Blick bei all der blendenden Pracht, wodurch uns die Wände, der Fußboden, die Thronstühle und Tische überraschen, doch zunächst von einem großen Marmorfries angezogen, welcher sich in einer Gesammtlänge von 292 Fuß rings um die Wände zieht. Er stellt Deutschlands Urgeschichte, nach Entwürfen des Bildhauers M. Wagner, in erhabener Arbeit dar. Folgende sind die Hauptmomente: Zuerst sieht man die Wanderung des deutschen Stammes von dessen Ursitzen am kaukasischen Gebirge her in die Länder des Niedergangs. In der zweiten Abtheilung ist das Leben und Treiben der alten Deutschen dargestellt; da sieht man den Sänger, dessen Heldenliedern Männer und Frauen lauschen, die opfernden Priester, und die weissagenden Seherinnen, die Fertigung der Waffen und Schilde, und den bei unsern kriegerischen Urvätern so beliebten Schwerdttanz. In der dritten Abtheilung erblicken wir die Darstellung einer deutschen Volksversammlung, wo der Stamm Gesetze beräth und sich den Herzog erwählt, so wie ferner den Handel mit fremden Kaufleuten, welche Bernstein eintauschen. Die vierte Abtheilung stellt den Zug der Deutschen über die Alpen, den Sieg des Bojorix und die Niederlage der Römer bei Noreja dar; die fünfte den Kampf am Rhein zwischen den Deutschen und den Römern unter dem Bataver Claudius Civilis; die sechste den Kampf der Deutschen mit den Römern in Thracien vor den Mauern der Stadt Hadrianopolis; die siebente, die Huldigung Roms vor dem siegreichen Gothenkönig Alarich; die achte Abtheilung endlich zeigt die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum durch den heiligen Bonifacius, wie er die uralte verehrte Domeiche fällt, predigt und tauft. In dieser durch die Meisterhände bildender Künstler so bedeutungsvoll geschmückten großen Halle stehen nun die Marmorbilder der berühmten Deutschen auf Tragsteinen, welche unter dem oben beschriebenen Friese angebracht sind. Von jenen, deren Portraits man nicht besitzt, prangen doch die Namen in glänzenden Buchstaben an den Wänden. Anderthalbhundert Bildnisse, von den ersten deutschen Meistern ausgeführt, veranschaulichen uns hier die Entwickelung unserer Geschichte. Von jenen alten Helden an, welche Roms weltbeherrschende Macht zertrümmerten, von jenem gewaltigen Geschlecht Pipins von Heristall, dessen Sprößling Karl der Große das römisch-deutsche Kaiserreich gründete, sind die edelsten Träger der deutschen Kaiserkrone hier zu schauen, wie ein Rudolph I. und Maximilian von Habsburg, ein Ludwig von Baiern — alle jene Fürsten einzelner deutscher Länder, welche Großes und Segensreiches gewirkt, wie die Wittelsbacher Otto und Maximilian, wie der unsterbliche Friedrich II. von Preußen — — alle die Feldherrn, die für Deutschlands

Ehre und Freiheit gekämpft von uralten Tagen bis zum Marschall Vorwärts im letzten heiligen Kriege, — alle, die Eroberer im unendlichen Reiche der Gedanken, die Weisen, deren Geister ihren Zeitgenossen siegreich vorangeschritten zum großen Ziele der Menschheit und welche Namen hat Deutschland hier aufzuweisen, einen Leibnitz, einen Kant vor allen!) — alle die Gottesgelehrten, welche tausend Herzen durch die Macht des Glaubens veredelten und beseligten — alle die Dichter und Künstler, vom Sänger des Nibelungenliedes an bis zu Schiller und Göthe, von den frommen großen Meistern des Mittelalters — Albrecht Dürer voran, bis zur Gegenwart, der ernste großartige Meister der Tonkunst, Gluck und jener Liebling aller Herzen, so lange Herzen schlagen, Mozart, . . . welche Versammlung, die der König in der deutschen Halle vereinigt! Möge dieser Tempel Jahrhunderte lang auf seiner freien Bergeshöhe stehen, den Böhmerwald und die Alpengipfel überschauend, am deutschen Donaustrom, jedem Wanderer schon von Ferne ein leuchtendes Zeichen deutscher Herrlichkeit, und in jedem den Gedanken an Deutschlands Kraft durch Einigkeit erweckend, in jedem Herzen das Nationalgefühl befestigend.

Unkosten für die Europäischen Heer. Nach statistischen Angaben beläuft sich die Summe aller Auslagen, welche vom 1. Januar 1830 bis zum letzten Decbr. 1841 von Seiten sämmtlicher europäischen Staaten zum Unterhalt ihrer Flotten und Landheere ausgegeben wurde, auf 8800 Millionen Gulden Conv. Münze!

Die sympathetische Kur. Aus Prag wird gemeldet: Zu unserm geachteten Mitbürger Hrn. L., der eine Holzhandlung besitzt, kommt vor Kurzem ein kränklich aussehender Mann, und spricht ihn folgender Maßen an: „Ich komme mit einer Bitte, Hr. L., schlagen Sie mir dieselbe nicht ab — nun freilich, wenn Sie nicht wollen, muß ich auch zufrieden sein.“ — Hr. L. ermuntert ihn, seine Bitte auszusprechen. Zögernd erwiedert der Erstere: „Sie sehen mirs wohl an, daß ich krank bin; man hat mir eine sympathetische Kur angerathen, ich soll mir nämlich von der Rinde von 18 Scheiten Birkenholz eine Lauche kochen und mich darin baden, aber das Holz muß geschenkt sein, sonst nützt die Kur nichts; ich bitte Sie daher, mir diese 18 Scheite Birkenholz zu schenken; bin ich curirt, dann will ich mit großem Dank meine Schuld zurückzahlen.“ — Hr. L. denkt sich: was liegt auch an 18 Scheiten, wenn du Jemandem damit helfen kannst — und schenkt ihnen das Holz. Bald darauf erzählte Hr. L. dieses Geschichtchen einigen Bekannten. „Wie sah der Mensch aus?“ fragt Einer, der ebenfalls mit Holz handelt. Es kommt nun heraus, daß jener Mann auch von dem Fragenden, ja von den meisten Holzhändlern Prags unter dem erwähnten Vorwand Holz bekommen und sich dadurch für den Winter einen hübschen Vorrath für den Winter ergaunert hatte; ja endlich bringt man in Erfahrung, daß noch viele Kaufleute auch andere Sachen, z. B. Schnupftücher ꝛc. zur sympathetischen Kur beigesteuert hatten. Das war wirklich eine sympathetischer Kur im strengen Sinne des Wortes, denn Viele waren dabei mitleidend und wurden von ihren Sachen curirt.

Auflösung des Räthsels in No. 13: **Der Prozeß.**

Pariser Modenbericht.

Paris, den 3. April 1842.

Allem Anschein nach wird das Wetter dem nahbevorstehenden Longchamps sehr günstig sein; die Sonne und der Frühling werden dann den größten Einfluß auf unsere Moden üben und das ersehnte Longchamps zu einem sehr glänzenden machen. Die schönen neuen Stoffe liegen in den Magazinen schon bereit und harren der kunstfertigen Hand entgegen; in den Salons der Deux Nuits, place de la Bourse Nr. 31, sahen wir eine herrliche Auswahl von Mohrs, Pekinets, Poults de Soie und außerdem von Foulards, deren feinste Qualität wahrlich kaum im Verhältniß zu dem höchst niedern Preise steht. Dieß läßt sich auch von den Wollen- und Fantasiestoffen sagen. Wir empfehlen die Atlas und die façonirten Wollenpoults, sowie die Atlas-Cachemiers, die Atlas-Mousselines und die Cachemire-Mousselines, u. s. w. Wahrscheinlich werden die glacirten, moirirten Stoffe sehr in Aufnahme kommen.

In der jetzigen Zwitterzeit ist es schwer, etwas Entschiedenes über die Roben zu sagen. Man trägt noch immer Ueberröcke von Königstuch, doppeltem Mohr, Marceline u. dergl. Aermel und Corsage sind glatt, eins wie das andere mit einer Reihe Knöpfen garnirt, welche beim Corsage hoch aufsteigen und beim Aermel von der Hand bis zum Hals gehen. Die Jupe ist mit Spitzenschleifen garnirt. Diese Toilette ist von einer etwas ernsten Einfachheit, aber doch beliebt.

Was die Schlaf- und Morgen-Roben anlangt, so zeichnet sich besonders das Haus der Mademoiselle Pauline, rue Rivoli Nr. 22, aus, welche in diesem Genre keine Nebenbuhler hat. Höchst anmuthig sind ihre Redingotesartigen Schlafroben von Sammet in dunklen Farben mit weiter Jupe, glatten Rücken und Amadis-Aermeln; dann auch ihre Schlafröcke von schottischem Cachemire, en soutache brodirt, oder von lilafarbenem Cachemire, mit zartgrünem Marceline gefüttert, mit Aermeln à la religieuse, die sich über gefältelten Batistärmeln öffnen.

Bei M. Leclère, rue de Rivoli Nr. 11, finden wir allerliebste Capotes, unter denen vorzüglich die sogenannten Capotes de Transition von Atlas oder Sammet gesucht sind; sie sind coulissirt und mit Band ausgeputzt. Zu empfehlen sind auch die sehr hübschen eleganten Hüte von schottischem Sammet mit Crepschleifen und Rosen, und die Capotes von Crep, mit Taffetasband besetzt. Diese Kopfbedeckungen deuten alle auf den Frühling hin, der im Anzuge ist.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 2. (IV. Jahrgang II. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 3. (Sonnabend, den 16. April.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Schlangen.

Von J. Lasker.

Naturgeschichte gern studirt
Hab' ich zu allen Zeiten;
Was jedes Thier im Schilde führt,
Sucht' ich mir auszubeuten.
Bei Katz' und Hund und Kröt' und Maus
Erfüllt' ich mein Verlangen,
Doch nimmermehr studir' ich aus
Das schlaue Spiel der Schlangen.

Ein Knabe noch, erhascht' ich mir
Von Linchen süße Küsse;
Ich brachte fast alltäglich ihr
Die schönsten Zuckernüsse.
Doch war — wie das ja kommen kann —
Mir's Geld einst ausgegangen,
Da sah mich stolz und giftig an
Die kleinste aller Schlangen.

Als flotter Bruder Studio
Gefiel ich sehr Annetten,
Wir schwelgten manches Stündchen froh
In zarten Liebes-Ketten.
Da sucht' ein reicher, dummer Fant
Sie durch sein Gold zu fangen;
Seitdem fand mich sehr ennuyant
Die schlankste aller Schlangen.

Für Plato schwärmt' ich wonnerfüllt,
Das mußte Clara merken.
Sie malte mir das Unschuldsbild
Aus jenes Denkers Werken. — —
Doch mocht' ein Garde-Offizier
Nicht sehr an Plato hangen,
Er ward ein Casanova Ihr,
Der keuschesten der Schlangen.

Haß nur der ganzen Männerwelt!
Nie wird mich Einer ketten! —
Sprach Lottchen. — Ob sie Wort wohl hält?
Auf Die möcht' ich fast wetten! —
Doch fing sie bald ein Edelmann
Durch Kett' und gold'ne Spangen,
Und später — ließ er sitzen dann
Die sprödeste der Schlangen.

Ein ehrenwerther Recensent
Frägt nichts nach Gold, nach Schmeicheln,
Doch daß sein Herz in Lieb' entbrennt,
Will kosend ich ihn streicheln. — —
Da Du der Heuchlerin vertraut,
Ihr Deine Lieder klangen,
Steht sie entlarvt. — Dein Auge schaut
Die falscheste der Schlangen.

Ein Naturalien-Kabinett
Will ich mir jetzt erbauen.
D'rin wird man Schlangen, groß und nett,
In allen Farben schauen.
Doch nur die Haut, die glänzt und gleißt,
Zeig' ich dort Eurem Blicke!
Sucht Ihr bei Schlangen Herz und Geist? — —
Wie seid Ihr noch zurücke!

———

Sei ein Narr!

oder:

Die Kunst sein Glück zu machen.

(Beschluß.)

Nun wollte mein Freund durchaus mich dem Minister von Scharfeneck vorstellen, weil es — so sein mußte. Er war des Fürsten Favorit. Ein saurer Weg für mich, wie Sie leicht denken können. Man rühmte ihn nicht überall; auch er sollte nicht unempfindlich gegen die Reize meiner vorigen Geliebten, der Frau Leisers, geblieben sein, wie diese Eitle nicht für die Ehre, einen so großen Herrn unter ihre Anbeter zählen zu können. So sagte man; doch das gehört kaum hierher.

Wir wurden nicht angenommen, und leichtern Herzens fuhr ich heim. Aber schon nach ein Paar Stunden kam des Ministers Diener und beschied uns Abends zu seinem Herrn. Wir gehorchten. Es wurde Thee servirt, sogar mir auch. Der Fürst war gegenwärtig. Der Minister war sichtlich herablassend freundlich. Der Fürst nahm keine Notiz von mir, sondern unterhielt sich mit des Ministers Tochter, die mich manchmal ansah und dann zu lächeln schien. Das setzte mich in eine noch größere Verlegenheit als die war, worin ich mich schon befand. So mochte ich wohl, noch schüchterner, eine ziemlich läppische Figur spielen.

Plötzlich ließ sich im anstoßenden Kabinete eine Nachtigall hören. Sie schlug ganz vortrefflich. Alles horchte erstaunt. Es war zu einer Zeit, wo Nachtigallen sonst nicht schlagen. Der Fürst, ein großer Liebhaber von Vogel-Gesang, sprang verwundert von seinem Stuhl auf und rief: „mein Gott, Scharfeneck, woher haben Sie die herrliche Nachtigall? Die habe ich ja noch gar nicht bei Ihnen gehört. Wie fangen Sie es an, sie um diese Zeit zum Schlagen zu bringen?"

„Das, Ew. Durchlaucht, ist jetzt mein Steckenpferd," erwiederte der Minister. „In jenem Zimmer hängen noch eine Menge verschiedener Singvögel, deren Concert mich öfters in müßigen Stunden ergötzt." Und kaum hatte er ausgesprochen, als sich drinnen eine Wachtel hören ließ, dann ein Stieglitz, ein Kanarienvogel, ein abgerichteter Dompfaffe, und der Himmel weiß, was für Vögel noch mehr. Kurz es erhob sich im Kabinete abwechselnd ein so lautes Vogel-Concert, daß Alles meinte, vor einem Zauberschranke zu stehen.

„Nun," sprach der Fürst, „will ich doch die kleinen Sänger auch sehen."

„Sogleich, Ew. Durchlaucht," sprach der von Scharfeneck, öffnete die Thüre, und trat mit Leisern an der Hand in das Kabinet. Das Erstaunen Aller wuchs um ein Großes. „Dies, gnädigster Herr," fuhr der Günstling fort, „ist die Nachtigall, der Kanarienvogel, die Wachtel, die Ew. Durchlaucht einigermaßen vergnügt zu haben schienen: der Secretair Leiser, der das Talent besitzt, die Stimmen aller dieser Vögel, und noch vieler anderer mehr, nachmachen zu können."

„In der That, ein sehr angenehmes Talent," sprach der Fürst, sichtlich überrascht und zufrieden." Treten Sie näher, junger Künstler."

Leiser mußte nun seine Künste wiederholen, und soll — mein Freund und ich gingen bald — den Fürsten bis Mitternacht mit seinem sehr angenehmen Talente unterhalten haben.

Am andern Tage, als mein Freund aus der Kanzelei kam, war ich außer mir, ihn so blaß und entstellt zu sehen; er schien ganz erschüttert.

„Was ist Dir, Bester?" rief ich ängstlich um ihn besorgt, und schloß ihn in meine Arme. „Bist Du krank? Gewiß! Was ist Dir widerfahren?"

„Mir, nichts!" versetzte er, und suchte sich zu sammeln, „gar nichts. Aber — fasse Dich, — Dir —"

Ahnend klopfte mir das Herz.

„Fasse Dich," redete er weiter, „fasse Dich; Du hast ja schon manchen harten Schlag männlich ertragen. Muthig; nicht verzweifelt. Ertrage auch diesen. Du erhältst die Stelle nicht."

„Nicht?" fragte ich leise, und setzte dann noch leiser hinzu: „also nicht!" — Mir wurde fast ohnmächtig.

Weinend umarmte mich der ächte Freund und sprach, theilnehmend besorgt: „werde nicht so blaß. Setze Dich." — Mir war fürchterlich zu Muthe. Da lag meine gewisse Hoffnung, da lagen alle meine Pläne für die Zukunft, Alles in Trümmern!

Durch einen Kabinetsbefehl, welchen der Minister von Scharfeneck dem Präsidenten mitgetheilt hatte, war heute Morgen die Bergmannsche Bedienung dem — Secretair Leiser zu Theil geworden, und ein Titel in den Kauf.

Der Präsident war zwar gleich nach Hofe gefahren, der Fürst war auch sehr gnädig gegen ihn gewesen, aber — es ließ sich nicht ändern; es war umsonst. Gleich nach dem unseligen Vogel-Concerte hatte der Fürst sein Wort gegeben, und der Günstling war so eilig als möglich gewesen, den Kabinetsbefehl ausfertigen zu lassen.

So vielen Kränkungen und Zurücksetzungen unter-

lag mein Körper endlich vollkommen. Während eines Monates rang ich mit dem Tode. Ein Vierteljahr war ich sehr krank. Doch erstand ich wieder, erholte mich und gesundete allmählig.

Die erste Nachricht, als ich wieder zur Besinnung gekommen, war die von dem Tode eines entfernten Verwandten in Westindien, woran Niemand gedacht hatte. Durch den Tod zweier Söhne, welche schnell vom gelben Fieber nacheinander waren weggerafft worden, war ich Erbe seines nicht unbeträchtlichen Vermögens geworden.

Gottlob, nun war ich unabhängig, und brauchte keinem Glücke mehr nachzulaufen, das ich doch nicht hatte erjagen können. Es war mir durch so viele Erfahrungen klar geworden, daß in der Welt nur ein Narr sein Glück macht. Ich entsagte dem Anspruch auf jede Art von Anstellung. Mir wäre es ja doch nicht geglückt.

Ein trauriger Verlust stand mir noch bevor. Mein Freund, mein Wohlthäter, hatte das Unglück mit dem Pferde zu stürzen, und — nach einer Stunde unendlicher Qual, gab er seinen Geist auf! Nichts weiter davon.

Der Edle hinterließ gar kein Vermögen, wohl noch einige kleine Schulden, die ich bezahlte. Um etwas wieder gut zu machen und zu vergelten, was er an mir gethan, bot ich seiner Schwester, der Mutter meines Louis, meine Hand an. Sie war nicht jung mehr, und nichts weniger als hübsch; aber sie war meines seligen Freundes Schwester, und hat mich in meiner Krankheit treu gepflegt. Wir wurden ein Paar. Nie bereute ich den Schritt mit ihr zum Altare. Nur zwei Jahre war sie mir treue Gefährtin des Lebens, da betrübte sie mich zum ersten Male — sie starb. Vielleicht wäre es anders mit mir geworden, wenn sie am Leben geblieben wäre. Der Schmerz so vieler bitterer Lebenserfahrungen fitzt nun zu fest in der Seele.

Doch Sie wissen genug, um zu wissen, warum ich meinen Sohn so und nicht anders erziehe. — Leiser ist jetzt Gesandter am —'schen Hofe, hat seinen Namen verändert, denn er ist in den Adelstand erhoben, — sein Vater war ein bankrotter Krämer — und spielt eine große Rolle. Nur ein Narr macht sein Glück! — Damit gut. Ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen." —

Hier schloß Lindner, stand auf und ging in's Haus.

Der Rector blieb noch einige Minuten sitzen, dann stand auch er auf, und ging kopfschüttelnd über die Straße seinem Hause zu.

Der Korbflechter im Irrenhause.

Aus dem Leben eines Offiziers.

(Original-Mittheilung von P.)

(Beschluß.)

V.

Der Kampf. — Ein Engel des Lichts. — Der Dämon der Verzweiflung.

Als Beide wieder zu sich gekommen, da durchströmte die Erinnerung mit tausend Bildern diese beiden Herzen und die wechselndsten Gefühle erzeugten und verdammten Entschlüsse, die bald aus den Fäden der Vergangenheit gewebt, bald aus den wirren Bildern einer räthselhaften Zukunft entstanden, und doch immer sich nicht mit der Pflicht, nicht mit den Geboten der Ehre in Einklang bringen ließen.

Arthur hatte vor einigen Jahren in Prag die Bekanntschaft der liebenswürdigen Therese gemacht, die gleichgestimmten, für alles Edle glühenden Seelen hatten sich erkannt, die nie geahnte Seligkeit einer gegenseitigen, reinen Neigung hatte die süßesten Bande um sie geknüpft; sie liebten sich, liebten sich mit aller Gluth des ersten erwachten Gefühles, und die Zukunft barg in ihrem dunklen Schooße ein einziges Glück für sie, das der Vereinigung. — Aber anders war es vom Schicksal beschlossen; Theresens Vater, den Vorurtheilen der Welt anhängend, kannte weniger den Adel des Charakters, als den Vorzug der edlen Geburt, der lange Jahre in seiner Familie rein bewahrt wurde, seine Verhältnisse machten überdies nothwendig, Vermögensumstände nicht unberücksichtigt zu lassen, und so kam es, daß Arthur, als er im Stillen um Theresens Hand geworben, von ihrem Vater abgewiesen worden war. — Sie trennten sich, und das Einzige, was diese beiden zarten Seelen über den Fluch des Verhältnisses emporhob, war die gegenseitige, hohe Achtung, war das Bewußtsein, in einem Kampfe zwischen kindlicher Pflicht und Neigung den schwersten Sieg über sich selbst erkämpft zu haben.

Daher rührte Arthurs Schwermuth; das waren die drückenden Erinnerungen Theresens an das elterliche Haus; das der Korb, dessen böswillige Erwähnung die Ursache von Arthurs unglücklicher Lage war.

Und jetzt! Sie hatten sich wieder gesehen, sollten durch Fügung des Schicksals sich nahe bleiben; hier, die in aller Kraft wieder erwachte Neigung, gegenüber der Macht der Verhältnisse, dem Gebote der Ehre, dem Bande eines heiligen Eides, den Pflichten der Freundschaft und Dankbarkeit, und wieder die lockende Zukunft, und wie-

der das süße, verführerische Glück, vom Zufall sichtlich gegeben, — es war ein Kampf der Entschlüsse, todbringender noch, als jener der Entsagung!

Noch einmal siegte das bessere Gefühl, noch einmal die Mahnung der Ehre und wieder feierte der edelste Vorzug des Menschen, die Beherrschung seiner selbst, den schönsten, herrlichsten Triumph!

Man möge sich das Erstaunen Sterndorfs denken, dem dieser Empfang geheim, und Alles ein Räthsel blieb, als Arthur erklärte, von seinem Vorsatze zurückgekommen zu sein, Leo's Erziehung nicht übernehmen zu können bedauerte, seinen Entschluß, noch heute abzureisen, aussprach, und sein Gepäcke unberührt zu lassen befahl.

Wer aber vermag die Empfindung Theresens zu schildern, als Steindorf sie von diesem Entschlusse des Sonderlings Arthur, wie er ihn nannte, unterrichtete; zwar blieb sie in Gegenwart ihres Gatten ihrer innern Bewegung scheinbar Meisterin, als er aber sich entfernte, stürzte ein Thränen-Strom aus ihren Augen; sie sollte ja ihn wieder verlieren; dann aber fing sie wieder zu lächeln an, sie freute sich, daß Arthur solche Kraft gehabt, es bestärkte sie dies wieder in ihrer hohen Meinung vom Geliebten; sie triumphirte, bis wieder die folternde Qual sie überwältigte, bis sie wieder in eben diesem Entschlusse den klarsten Beweis fand, daß er sie noch liebe, und sie dem Schmerze des Gedankens erlag, das Glück des Besitzes eines solchen Mannes, dem blinden Vorurtheile der Welt, dem grausamen Willen des eigenen Vaters geopfert haben zu müssen.

* * *

Arthur verließ noch an demselben Tage das Haus des Barons. Wohin er sich gewendet hatte, war Sterndorf ein Geheimniß geblieben. Auch für diesen waren die Tage schwerer Prüfung, die so selten ein Menschenleben verschonen, herangenaht; seine liebe Gattin, die zärtlichbesorgte Mutter seiner Kinder, sie siechte dahin, krank an Körper und Seele. — Selbst das Eintreten des Frühlings, sonst von so wohlthätiger Aeußerung auf den Organismus, von dem die Aerzte auch dieses Mal alles hofften, blieb ohne Wirkung, die Kranke ward täglich schwächer und schwächer, sie duldete mit der stillen Ergebung einer Heiligen, und sah mit ruhigem Blicke dem Ende ihrer Prüfung hienieden entgegen. — Doch so viel sie auch gelitten, in so erschütternden Stürmen sie auch ohne zu schwanken gestanden, ihr Herz ward schwer, wenn sie an die Trennung von ihrem Gatten, den sie über Alles achtete, an das Scheiden von den lieben Kindern, die ihre eigenen geworden, dachte. Wenn sie dann von den Tagen sprach, in denen diese vergebens sie suchen, vergebens die Gattin, die Mutter rufen würden, da faßte ein unnennbarer Schmerz Sterndorfs Brust, die Kinder warfen sich weinend an dem Bette der Kranken nieder, sie wollten nicht zugeben, daß man ihnen die Mutter nähme.

Eines Tages erklärte mit Schonung der Arzt, daß die Symptome einer baldigen Auflösung eingetreten seien, und sie sich zum ernstesten Schritte im Menschenleben, zum Uebergange in ein unbekanntes Sein vorbereiten möchte.

Sie hörte dies mit vieler Hoffnung und bat, Sterndorf zu sehen. Als er kam, und ihre Hand erfaßte, in der die Pulse kaum merkbar mehr schlugen, dankte sie ihm in den rührendsten Worten für all das Gute, das er ihr erwiesen, für all die Liebe, mit der er ihre Schwächen ertragen, für die zärtliche Neigung, die er stets gegen sie gehegt, und bat ihn um Vergebung, daß sie, um seinen Seelenfrieden nicht zu stören, ein Geheimniß vor ihm bewahrt hätte, dessen Eröffnung sie aber für den jetzigen, den heiligsten Augenblick ihres Lebens aufgespart habe. — Sie schilderte ihrem Gatten die Vorfälle, die dem Leser bereits bekannt, und bat ihn um die Versöhnung, die sie ruhiger den dunklen Gang machen lassen würde, bat ihn um die Versicherung, das Glück seiner Kinder keinem blinden Eigensinn aufzuopfern. — Ueberwältigt von der Last des Schmerzes gelobte er es ihr, und suchte sie zu überzeugen, daß sie ja nicht gefehlt, im Gegentheile gehandelt habe, wie das edelste, treueste Geschöpf. Beruhigter verlangte sie nach den Kindern; sie ermahnte sie zur Liebe gegen ihren Vater, und sprach von der Zukunft, von einem Wiedersehen im bessern Sein, das uns für die Leiden hienieden entschädigen würde. Ihre Stimme wurde matter, die Züge verklärter, die Augen schlossen sich, das Herz, das so viel ertragen, so viel geduldet, stand stille; Therese war nicht mehr.

* * *

Nach geraumer Zeit finden wir Baron Sterndorf in T., der vergebens Nachrichten über Arthurs Schicksal einzuziehen bemüht war. — Da führt ihn eines Tages der Zufall ins Irrenhaus. In einer offenen Zelle sitzt ein Mann, meist still und ruhig. Die eine Hand ist verstümmelt, doch ist er meist beschäftigt, mit der andern Hand und mit Hülfe der Zähne Körbchen zu flechten, die er den Besuchenden mit den Worten anbietet: „Magst ihn nehmen, es ist kein Lebensglück darin, und auch den Tod, den heißersehnten bringt er nicht! 'S ist nur ein Binsenkorb! Ein kleiner Binsenkorb!“

Es ist Arthur, das Opfer! Ihm fehlte im Sturme des Lebens das Vertrauen auf einen Höhern!

Flegel und Grobian.

Wie Milch und Rum, Essig und Oel, Wein und Bier tropfbare Flüssigkeiten sind, aber anders in ihren Bestandtheilen, so ist Flegel und Grobian, diese mächtige und große Kaste, gleich roh und widerlich, aber sehr verschieden in Veranschaulichung ihrer gemüthlichen Zustände. Bei der belebten, in voller Genußfähigkeit strotzenden Jugend blüht in üppiger Fülle die Flegelei, während die massive Grobheit mit ihren brutalen Attributen beim reiferen Alter ein sicheres Asyl gefunden. Daher die sogenannten Flegeljahre fast ausschließliches Eigenthum der lieben bartlosen Jugend, obgleich ausnahmsweise Greise, mit Silberhaaren geschmückt, sie, wie Ninon de l'Enclos ihre Schönheit, bis zum letzten Athemzuge zu erhalten wissen. Die Tafeln der Klio bethätigen, daß sie den ältesten Geschlechtern eigen waren, und bewährte Heraldiker bezeugen, daß sie häufig den ältesten Stammbaum der Söhne Teuts schmückten.

Die Flegel oder Flegeler waren es, die schon 1412 gegen den Fürsten von Schwarzburg (mit Dreschflegeln, daher ihr Name) zu Felde zogen, ihre geschmälerten Rechte wieder zu erlangen, und sieggekrönt, im Bewußtsein ihrer nationalen Würde, den blutigen Kampf beendeten. Seitdem haben sich die Flegel in allen germanischen Gauen behauptet und bis auf den heutigen Tag hin und wieder sogar Ehrenstellen eingenommen.

Das erste Prachtexemplar eines Grobians, nach Kain dem Brudermörder, finden wir in Esau, dem wilden Waidmann, der seine Majorats- und Patrimonial-Rechte für den Sportpreis eines Gerichts Linsen hingab, und dadurch unbedachtsamer Weise, zum Aergerniß aller Kronjuristen, die demagogische Lehre von Freiheit und Gleichheit impfte, die bei nachwachsenden Geschlechtern ihren Nachhall in wirren Meinungskämpfen gefunden, deren Ende leider in den ersten dreihundert Jahren nicht abzusehen ist.

Hätte Esau die geistriche Abhandlung Dupins: Sur le droit d'ainesse (Paris 1826) gelesen, so wäre er nicht so unverantwortlich grob gegen den Erb-, Titular-, Geburts-, Lehns-, Feudal- und Geldadel zu Felde gezogen, und hätte nicht ketzerischen Demagogen die malizlöse Ironie in die Feder gegeben: wie Duvock und Löwenzahn, absorbire Geburts-Vorzug die besten Säfte und Kräfte bürgerlicher Aecker, so daß der plebejische Roggen nur dünn und hager seine Aehren zu zeitigen vermag, weil nicht Verdienst, sondern der Name bei Bewerbung um Aemter concurrire.

Flegel und Grobian haben in neuester Zeit große Fortschritte gemacht, überall haben sie sich festgesetzt und sich sogar unter die Millionäre mit der Behauptung eingeschwärzt: Wer grob Courant hat, darf bohnenstroh grob sein. Aber auch auf dem Felde der Literatur haben sie ihre Repräsentanten, welche mittelalterliche Rohheit wieder gäng und gäbe machen, Kritiken und Antikritiken zum Reservoir von Schmäh- und Schimpfreden erniedrigen, und persönliche Invektiven statt wissenschaftlicher Erläuterung einführen. Wir leben der Hoffnung, daß eine geistreiche Satyre diesen unliterarischen Klopffechtereien bald den Spiegel ihrer Unbill vorhalten und einem Skandal ein Ende machen wird, der mehr und mehr die Belletristik zum Tummelplatz niedriger Leidenschaften und selbstsüchtiger Zwecke herabzuwürdigen droht.

Bonaparte.

Acht Meilen von Florenz in Certaldo lebte 1807 zur glänzenden Zeit des Kaiserreiches ein armer Dorfpfarrer Bonaparte. Niemand ahnte, daß er mit dem Kaiser verwandt sei; er hatte Corsika völlig vergessen, beschäftigte sich nur mit seinen Beichtkindern und hatte besonders gern eine weiße Henne, einen jungen Burschen, und ein junges Mädchen, welche beide letztere er gern mit einander verheirathen wollte. So lebte er friedlich und unbekümmert, bis sich einst plötzlich die Tritte von Pferdehufen vernehmen ließen und der Hof des Pfarrhauses sich mit Reitern füllte. Ein General des Kaisers mit goldgestickter Uniform und weißen Federn auf dem Hute erschien ehrerbietig vor dem Geistlichen und fragte: „Sie heißen Bonaparte und sind der Oheim Napoleons, des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien?"

„Ja," antwortete der Pfarrer, der unbestimmt von dem Glücke seines Neffen gehört hatte.

— „Die Mutter Sr. Majestät . . ."

„Aha, Lätitia . ."

— „Madame Mère hat von Ihnen mit Sr. Majestät gesprochen."

„Mit dem kleinen Napoleon? . . ."

— „Mit dem Kaiser und dieser findet es unpassend, daß ein so naher Verwandter wie Sie hier, als armer

Landpfarrer lebe. Er sendet mich zu Ihnen, um zu fragen, welchen Bischofsstuhl in Frankreich oder Italien Sie einzunehmen wünschen."

Der Pfarrer hatte in seinem Leben keinen vornehmern Menschen gesehen als seinen Bischof. Er konnte sich zu nichts entschließen und fragte nach einiger Zeit: „Ist denn Alles wahr? Meine Nichte Lätitia ist Kaiserin? — Und ich habe ihre erste Beichte gehört! . . Ich muß mich besinnen, ehe ich mich zu einem so plötzlichen Glückswechsel entscheide."

In dem Hofe ging es unterdeß sehr lebhaft zu. Die Soldaten machten dem Lieblinge des alten Pfarrers, Mattea, die Cour, welche den ihr bestimmten Bräutigam nicht leiden konnte und sich von einem schönen jungen Dragoner bald bereden ließ, ihm zu folgen. Tammaso, der ihr zugedachte junge Freund des Pfarrers, erzürnte sich darüber, wurde aber von den andern Soldaten ausgelacht und so lange geneckt, bis er sich endlich entschloß, selbst Soldat zu werden. Der alte Bonaparte hörte und sah alles dies mit getrübten Blicken an und sagte dann dem General: „ich danke meinem Neffen dem Kaiser, bleibe aber Pfarrer in meinem armen unbekannten Dorfe wie bisher. Küssen Sie in meinem Namen meinen kleinen Neffen Napoleon und Lätitia, seine Mutter; Gott erhalte Alle; es sind brave Kinder, da sie in ihrem Glücke an ihren alten Onkel gedacht haben. Ich mag weder Bischof noch Cardinal sein."

Wenn der Kaiser etwas befahl, so mußte es geschehen. Der General hatte von ihm den Auftrag erhalten, den alten Pfarrer nach Paris oder nach Rom zu bringen und bot Alles auf, um den Alten zu bewegen, der jedoch unerschütterlich fest bei seinem Entschlusse blieb.

Als der Kaiser das Resultat vernahm und hörte, wie wenig Ehrgeiz dieser Bonaparte habe, zuckte er die Achseln.

Mattea heirathete ihren Dragoner und war bald darauf die Frau eines Obersten.

Tommaso nahm Dienste und die Restauration fand ihn als Capitain in der kaiserlichen Garde.

Der gute Pfarrer Bonaparte starb vor dem Ende des Kaiserreichs in seinem Dorfe. Er war vielleicht der Glücklichste seiner Familie.

Miscellen und Anekdoten.

— Der Kaiser Paul von Rußland war einst im Gespräch mit einem fremden Gesandten. Dieser ließ die Worte fallen: „Die Großen Ihres Reiches —" Da fiel ihm der Kaiser in die Rede: „In meinem Reiche ist nur der ein Großer, mit dem ich gerade spreche; sobald ich ihm den Rücken kehre, ist er es nicht mehr." — Paßt heute noch, und zwar auch auf andere Höfe.

— Das Taschenbuch „Orpheus" bringt der Frauenwelt, aus der Feder Levitschnigg's folgende sinnige Verse, wohl zu den schmeichelhaftesten Complimenten gehörend, die den Damen je gemacht worden:

> Ist doch das Weib die immergrüne Rose,
> Die Gott in's winterliche Leben warf,
> Zum Pfande, daß der Mann, der glaubenslose,
> Auf einen Lenz im Jenseits hoffen darf.
> Nur Schade, daß der Mensch die Lenzpropheten,
> Die offenbarend ihm entgegentreten,
> So oft wie Sklaven stürzt in Leid und Schmach!
> Daß er, das Duftgeheimniß zu entdecken,
> Die zarte Knospe bricht und dann mit Schrecken
> Erkennt und weint, daß er — ein Herz zerbrach.

(Wortspiele.) In dem Fremdenbuche eines Gasthauses verewigte sich ein reisender Witzbold durch die in die Rubrik: „Mit oder ohne Paß?" gesetzte Bemerkung: „Unpäßlich."

— „Er ist ein herrlicher Mann, denn er ist Herr über alle Herzen!" sagte eine Dame in Berlin von dem berühmten Virtuosen Liszt. Ein Satyriker hörte dies und sprach zu seinem Nachbar: „Ganz recht, herrlich kommt von Herr; was ist nun das Adjectivum von Dame?

— Welch ein Unterschied ist zwischen einem schlechten Frauenzimmer und einer brennenden Kerze? — Eine brennende Kerze brennt für den, von dem sie geputzt wird und ein schlechtes Frauenzimmer wird oft von dem Einen geputzt und brennt für einen Andern.

— Ein armer Schauspieler von einer Wandertruppe begegnete einem sehr wohl arrangirten Kameraden, der in Paris angestellt ist. Dieser fragt, wie es ihm gehe. Statt der Antwort deutet er auf den Zettel, der am Portale des Gaité-Theaters klebt. Dieser versteht den Wink und drückt ihm etwas lächelnd in die Hand. Der Zettel enthielt den Namen des Stückes, das an jenem Abend gegeben wurde. Es hieß: Prêtez moi cinq francs! (Borgen sie mir 5 Franks.)

Ein Anderer wendet sich um Unterstützung an einen Freund, dessen Herz zu Wohlthaten sehr geneigt ist, während seine Börse nicht immer gleichen Schritt halten kann. Dieser, der aber nicht bei Kasse ist, versichert ihm, er habe nichts als sechs Abonnementsbillets für eine Badeanstalt, er möge damit machen, was er wolle. Der arme Teufel denkt, gefrühstückt habe ich zwar noch nicht, indessen kann ich doch wenigstens ein Bad nehmen, das hilft vielleicht für den Hunger. Und er entfernt sich mit den besiegelten Billets. Während der Diener das Bad vorrichtet, fällt sein Blick zufällig auf eine an der Wand geheftete Karte, wo er die Worte liest: Madeira ein Glas 75 Centimen, eine Suppe 75 Centimen, u. s. w. „Halt! denkt er, das kostet ja eben so viel!" und er ruft den Diener: Garçon, lassen Sie's mit dem Bade nur für heute gut sein und geben sie mir eine Suppe."

— Jemand wollte von einem Andern Geld leihen und sagte: „Leihen Sie mir 50 Gulden, ich brauche sie, und da Sie immer viel Glück haben, so sind jedenfalls Chancen für Sie da, daß ich sie Ihnen wieder bezahlen werde.

(Unglück durch eine Lawine.) Am 31. Januar gingen drei junge Leute aus Sibial nach Clergial durchs Gebirge. Es lag tiefer Schnee. Plötzlich rief der Eine: Eilt! Ich fühle, daß der Schnee unter meinen Füßen weicht! In demselbrn Augenblicke stürzte aber auch schon die ganze Masse als Lawine herab, und riß die Unglücklichen in das Thal herab; sie stürzten über Felsblöcke, durch Gesträuch, Dornen, Baumstämme immer mit der Schneemasse fort. Zwei derselben indeß kamen lebendig unten an, der erste sogar nur mit starken Contusionen, ohne ein Glied gebrochen zu haben, der zweite jedoch mit zerschmetterter Hüfte, er war etwa 30 Fuß tiefer gefallen. Doch der dritte war in der Masse des Schnees begraben. Mit großer Mühe schleppten sich die Unglücklichen fort, um Hilfe zu rufen. Die nächsten Bewohner waren indeß schon, durch den Sturz der Lawine aufmerksam gemacht, an den Ort des Unglücksfalls geeilt. Die beiden Verunglückten wurden fortgetragen; nach dem dritten grub man und fand nach 36 Stunden seinen Leichnam. Er lag mit dem Kopf nach vorn, auf die Arme gestützt, als hätte er sich halten wollen. Beide Beine waren ihm zerschmettert. Eine Lage von 7 Fuß Schnee hatte ihn bedeckt.

(Eine Leidenschaft für das Hängen.) Zwei Engländer loseten in einem Wirthshause darüber, welcher den Andern hängen sollte. Der Verlierende willigte ohne Umstände ein, sich an der nächsten Laterne aufknüpfen zu lassen. Bald nachdem dies geschehen war, erschien aber ein Nachtwächter, der ihn baumeln sah und den Strick abschnitt. Der Gehenkte lebte noch, kam zu sich, gerieth in die größte Wuth, fiel über den Nachtwächter her, vergalt diesem den Liebesdienst mit Faustschlägen und erklärte, er habe das Recht, sich hängen zu lassen, er habe um das Gehangenwerden geloset und verloren, und sein Freund habe seine Pflicht gethan, indem er ihn aufgeknüpft. Darauf begab er sich zu dem Freunde und ersuchte ihn um die Gefälligkeit, ihn noch einmal zu hängen. Ehe dies geschehen konnte, brachte man beide in das Gefängniß. Als sie die Gefängnißstrafe überstanden hatten, hing sich jeder selbst.

(Eheliche Treue.) Das Journal Feuille de Cambrai berichtet einen rührenden Zug ehelicher Treue. In Buchain lebte die Frau eines Sergeanten, der mit einer Strafcompagnie nach Algier gegangen war. Die beiden Gatten führten einen regelmäßigen Briefwechsel; aber mit einem Male erhielt die Frau mehre von fremder Hand geschriebene Briefe. Sie vermuthete, daß ihr Gatte krank wäre, und machte sich mit männlichem Entschlusse auf den Weg nach Algier. Bei der Ankunft in Cherchell, dem Garnisonsplatze des Sergeanten, sieht sie ihre Ahnungen bestätigt: ihr Mann liegt auf den Tod danieder. Aber Niemand kann ihr im Lazareth sein Lager zeigen; sie geht von Bett zu Bett, betrachtet eines nach dem andern die entstellten Gesichter der Kranken, allein sie erkennt ihren Mann nicht. Sie beginnt zum zweiten Male die Runde, da springt ihr Hündchen freudig an einem Bette hinauf, und sie erkennt in dem beinahe schon bewußtlosen Kranken ihren Gatten. Die Freude des Wiedersehens belebte diesen wieder, und die sorgsame Pflege seiner Frau stellte ihn bald so weit her, daß er mit ihr auf Urlaub in die Heimath zurückkehren konnte. Vor 14 Tagen kamen sie in Cambrai an, der Sergeant war damals noch so abgemagert, daß ihn seine Freunde nicht erkannten: jetzt ist er unter der Obhut seines treuen Weibes beinahe völlig wieder genesen.

— Bei dem Unterrichte in der Geographie machte ein Lehrer folgende geistreiche Bemerkung: „Bewundert, lieben Kinder, also auch hier die Weisheit Gottes, nach welcher die größten und schiffbaren Flüsse immer an den bedeutendsten Städten vorüberfließen."

— Ein Kaufmann empfahl jüngst einer Dame seidenen Stoff zu einem Kleide mit folgenden Worten: „Das Kleid hält Ihnen bis in Ewigkeit und nachher könnten Sie noch eine Schürze daraus machen lassen.

(So stirbt nur ein Franzose!) Zu London fiel neulich von einm Dörrboden ein arbeitender Franzose durch einen Schornstein (von drei Treppen Höhe) in eine Küche auf den Heerd, an welchem drei junge Mädchen standen. Noch im Falle schrie der Franzose: „Pardon, mes dames!" plumpte hin und war todt. So galant stirbt nur ein Franzose.

(Zwei gute Menschen.) In Pesth ging diesen Winter an einem Sonntage ein armer alter polnischer Jude über den Eisstoß. Mitten auf demselben ward er angehalten, um den Zollkreuzer zu erlegen. Vergebens waren seine Betheuerungen, daß er keinen Kreuzer habe, vergebens seine Bitten. Da erbarmt sich ein Vorübergehender seiner, gab dem Einehmer einen Silberzehner mit der Bemerkung, daß die herauskommenden 24 Kreutzer dem armen polnischen Juden angehören sollten. Was that nun der Jude? Er nahm die 24 Kreutzer nicht an, sondern bestimmte dieselben für 24 andere arme Leute die über den Eisstoß zu passiren hätten.

Epigramme

von

Theodorus.

Stär ist ein Theolog und legt die Bibel aus,
Das heißt zu deutsch: er hat gar keine in dem Haus.

*

Der Pastor und der Arzt sind Architecten
Und bauen Beide oft recht wacker;
Der Hochehrwürd'ge an dem Acker Gottes,
Der Wohlgebor'ne an dem Gottesacker.

*

Fuchs hat nach den Regeln der Kunst
Es doch zu Vermögen gebracht; —
Wie soll man das verstehn? —
Er hat Banquerott gemacht.

Zweisilbige Charade.

Die Erste führt den Reihen
Im Zahlgebiet, ihr weihen
Die andern alle sich;
Die Zweite zeiget Bilder
Der Zeit, oft zart, oft milder

Als Kleidung. sicherlich.
Wer's Ganz' im Herzen träget,
Von Lieb' und Huld beweget
Steht fest, ob Alles weicht.

Bücherschau.

Mit dem eintretenden Frühjahre erscheinen zugleich manche theils nur vom starren Winter zurückgehaltene, theils in Folge desselben neu entstandene Leiden und Uebel im menschlichen Organismus, welche bald möglichst zu lindern oder zu beseitigen eines Jeden sehnlichsten Wunsch ist. Denn zu keiner Zeit treten langwierige Brustleiden, Husten, Schnupfen, Katharr, Rheumatismus, Wechselfieber u. s. w. mit größerer Kraft auf, als gerade im Frühjahr, weil hier der oftmalige Witterungswechsel unendlich nachtheilig auf den menschlichen Körper wirkt. Zur Beseitigung dieser und unzählig anderer Leiden eignet sich wohl nichts besser, als die sogenannten Frühlings- und Sommerkuren, worunter man denn jetzt auch die Kaltewasserkur rechnet, welche gewiß jeder einsichtsvolle Arzt seinen Patienten anrathen wird. Diese Kuren aber, sollen sie wirklichen Nutzen gewähren, erfordern eine große Genauigkeit rücksichtlich der Diät und Lebensordnung, so wie in den zu nehmenden Gaben u. s. w., und Jeder bedarf daher bei ihrer Anwendung eines guten Rathgebers, der überall die erwünschte Auskunft ertheilt. Einen solchen Rathgeber findet man in dem kürzlich bei Jm. Tr. Wöller hier erschienenen Buche, welches heißt:

Dr. Carl Caspari's

Taschenbuch der Frühlings- und Sommerkuren,

oder

gründliche Anleitung für Jedermann zur richtigen Auswahl und zum zweckmäßigen Gebrauche der **Kräutersaft-, Milch-, Molken- und Kaltwasserkuren, der natürlichen und künstlichen Gesundbrunnen und Mineralbäder Deutschlands und der angränzenden Länder,** sowie zum passendsten diätetischen Verhalten vor, während und nach denselben, um durch ihre ausgezeichneten Heilwirkungen das verlorne körperliche und geistige Wohlsein vollkommen wieder zu befestigen. **Besonders als Rathgeber für Badereisende und Kaltwasser-Heilanstalten Besuchende** bearbeitet

von

Dr. Jul. Ad. Meißner,
prakt. Arzt.
Vierte verbesserte Aufl. Preis 25 Ngr.

In genanntem Werke sind alle nur möglichen Umstände so genau, klar und deutlich dem leidenden Publikum vor Augen gelegt, daß gewiß Jedermann nach Anleitung desselben seine Gesundheit erlangen und vollkommen erhalten kann. Der Preis des Buches ist nach seinem reichhaltigen Inhalte sehr gering, und so gestellt, daß auch jeder Unbemittelte sich dasselbe anschaffen kann.

Pariser Modenbericht.

Wie in der Natur, so ist jetzt auch eine Krisis in der Mode, die sich zur Frühjahrssaison zu schmücken beginnt. Die Shawls werden in diesem Frühjahre eine große Rolle spielen; am beliebtesten sind die langen, welche auch in der Regel die feinsten und geschmackvollsten sind.

Die netten und durchscheinenden Capoten fesseln die Aufmerksamkeit aller jungen Damen. Sie sind weniger niedriger, als sonst. Allerliebst sind die von coulissirtem Crepp, garnirt mit einem Bouillon von Tüll, eine Schnur von kleinen Blümchen ist zweimal ringsum gewunden; dieselben Blümchen sind im Innern des Schirmes angebracht. Die Schleifen sind jetzt sehr gebräuchlich und werden geschmackvoll geordnet. Sammetausputz kommt wenig mehr vor. Die gesuchtesten Bänder für Hüte sind die von chinesischem Crepp und Gaze-Tüll mit Atlasbordüren.

Herrlich ist der Schnitt der neuen Ueberröcke; man trägt sie von brochirtem Atlas mit glattem Corsage, welches drapirt ist. Am gesuchtesten sind die Mäntelchen von Gros de Naples oder italienischem Taffetas mit einem großen Volant umgeben. Ebenfalls außerordentlich beliebt sind die schönen Echarpes von schillernder Seide in zarter Farbe, über welche sich eine wie hingehauchte weiße oder schwarze Spitzenbekleidung hinwegzieht.

Frühlingstoiletten. Zeughut mit Blätterzweigen und einem Halbschleier. Ueberrock von Poult de Soie; das Leibchen quer gezogen; die Aermel gleichweit und unten durch die Manschette zusammengehalten; den oberen Theil umgeben mehrere schräge Stufen; der Ueberrock ist an der Seite herunter offen, wo dann eine gestickte Robe sichtbar wird. — Capote von Crepp mit weißer Blonde überzogen und mit breitem Band nebst herabhängender Feder geschmückt. Kurzes Mantelet (wie Bournuß) von Moire und als Einfassung eine Bandgarnitur. Ueberrock von streifigem Zeug, an beiden Seiten vorne herunter ein schmaler Besatz. — Robe von Gros de Naples mit anliegenden Aermeln und Manschetten nach der Hand zufallend. Pelerinen von Seidenzeug mit Doppelkragen und breit zulaufenden langen Enden; eine schwarze Spitzfalbel dient zur Zierde.

Herren-Mode. Frack mit Shawlkragen, langen breiten Schößen und übersponnenen Knöpfen. Beinkleider anliegend. Weste mit schmalem Shawlkragen, weit offen und mit einer Reihe von nicht sichtbaren Knöpfen. Manschette zurückgeschlagen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 8. (IV. Jahrgang II. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 4. (Sonnabend, den 23. April.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Drei Tage aus dem Leben eines Schulmeisters.

Von

Theodorus.

Seit den erquickenden Hundstagsferien hatte der Schulmeister Niclas, welcher bereits das neunundbreißigste Jahr zurückgelegt und noch Junggesellenwirthschaft trieb, keinen Feiertag gehabt, der ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich einmal ganz der Fröhlichkeit zu überlassen. — Die Götter waren ihm günstig; die Kirmeßzeit kam heran. Eingedenk einer Zusage, die er schon längst einem seiner Collegen gegeben, dessen Freundschaft er in der Stunde des Examens gemacht hatte, bestimmte dies ihn, einmal drei Tage für sich vorübergehen zulassen, die er in Dornbach feiern wollte, das er sich zum Ziel seiner Wallfahrt auserkoren, da er auf der ganzen Erde kein besseres Tummelplätzchen finden konnte, denn Dornbach war fünf Stunden vom Kreise seines Wirkens entfernt, mithin er dort völlig unbekannt, und überdieß als der Ort hübscher junger Weiber und Mädchen verschrieen.

Niclas, der gerade nicht zu den Besten gehörte, wollte gern gleich Andern seines Gelichters vor den Augen der Welt als höchst solid erscheinen, wo es aber so etwas im Trüben zu fischen gab, war unser Schwarzrock gewiß nicht der Letzte, besonders im Punkte der Liebe, wo er schon manches Abenteuer erlebt und genugsame Pröbchen abgelegt hatte.

Der Tag, welcher zum Abmarsch auserkoren und in die Mitte des Novembers fiel, war im Kalender Fingerdick unterstrichen. Der schwarze Frack und die Manchesterhose, denen übrigens der Zahn der Zeit bedeutend auf die Nähte gefühlt und mit welchen er seinen Leichnam schmücken wollte, verließen von Zeit zu Zeit die Dämmerung des altmodischen Kleiderschrankes und begrüßten nebst der Perücke unter den Händen des kleinen Schultyrannen das Tageslicht, welches spärlich durch die vergelbten Fensterscheiben hereinbrach. Der Perücke widmete er besonders viel Sorgfalt, denn sie war es ja, die wie ein Isisschleier die kahle Lüneburger Haide auf seinem Kopfe bedecken sollte.

Unter Hoffen und Harren rückten endlich die drei Tage heran. Die Erlaubniß von seinem Herrn Patron war längst schon ausgewirkt und Alles in schönster Ordnung. Doch — der Mensch denkt; Gott lenkt. Niclas hatte keine Ahnung, daß es die Nemesis anders bestimmt.

Nachdem ihm am Vorabend vor seiner Reise die Dorfjugend nach dem Abendlauten den großen verrosteten Kirchbodenschlüssel überreicht und er derselben wegen des Ausnehmens von Tauben- und Dohlennestern noch eine scharfe Strafpredigt gehalten hatte, auch einigen berüchtigten Krakeelern noch besonders den Text gelesen, entließ er mit geschwungenem Birkenscepter die barfüßigen Auditores, welche sich, eingedenk der edlen Freiheit, summend Kopf über Kopf hinausdrängten. Hierauf verriegelte er die Pforte, die zum Weg des Wissens führte, warf die Hälsenmaschine, den von Seufzern aufgeblähten Erbsensack unter die Ofenbank, und rückte den dreibeinigen hölzernen Esel in den Winkel, der in der letzten Zeit wegen Stehlens der Pflaumen auf dem Kirchhofe, häufig bestiegen worden war.

Schon war Alles in Ordnung und einige Stunden darauf stieg er seiner Ruhestatt im Oberstübchen entgegen, enthülste sich und band sich, verabredeter Maaßen, einen Bindfaden an die große Fußzehe; welchen er dann

zum Fenster hinunterhängen ließ, damit ihn der Nachtwächter früh um fünf Uhr durch leises Zupfen wecke, was schon öfters geschehen, und heute besonders vom Wächter angelobt worden war.

Mit dem Wecker an der Fußzehe und kühnen Entwürfen im Busen, kletterte endlich Niclas gleich den Vogelfängern in Island an dem aufgethürmten Bette in die Höhe und sank mit einem Schlage hinein. Hier ließ er sich seiner erhitzten Phantasie die Bilder vorspiegeln, die er in den Tagen der Wonne schauen wollte. Mit glänzenden Farben gingen die Genüsse vorüber, in denen er zu schwelgen gedachte, daß er sich vor Freuden in seinem Bette kugelte und im Uebermaß der Glückseligkeit einen Kegelpurz schlagen wollte, wogegen jedoch das Hintercastell hartnäckig protestirte und ihn zu einem Rückzug zwang.

Endlich schlief er ein und schnarchte ganz gewaltig. Schon war Alles still im Dorfe; keine Seele regte sich; die Flur glich einer Adventswoche. Da schlug die Thurmuhr Zwölf. — Mitternacht. — Dumpf schwirrten die Töne durch die Stille und hatten kaum den neuen Tag angekündigt, als sich schon das erste Wetter überm Haupte des Schulmeisters zusammenzog.

Der ehemalige Schöppe Hinz, der beiläufig gesagt, ein großer Feind der Mäßigkeitsvereine war, kam etwas benebelt von einer Kirmeß nach Hause, weshalb er sich, um im Nothfall einen Anhaltepunkt zu haben, mehr an den Mauern und Hecken hinschlich. Der Bindfaden, den Niclas in der Dunkelheit hatte zu lang herunterhängen lassen, hemmte plötzlich die kreuzweise Wanderung des Taumelnden. Verirrt durch die nächtlichen Fußschlingen, die sich wie Polypenarme um die wankenden Beine gewunden hatten, bekam der Berauschte das Uebergewicht und suchte, getrieben von der Gewalt des genossenen Geistes mit einer solchen Kraft das Irdische, daß der Erdboden dröhnte.

Niclas wurde durch diesen Hebel wie mit Teufelsgewalt aus dem Bette gezogen und schrie: „Ich komme! ich komme!" — Dabei tanzte er, da der Faden sich immer mehr zusammenzog und der rechte Fuß mit der Nasenspitze ziemlich parallel war, wie ein Hampelmann auf einem Beine herum, daß der wankelmüthige Fußboden der Oberstube unter seinen Tritten seufzte. Alles Toben und Schreien war jedoch vergeblich. Dem Untern war durch das höllische Falliment Hören und Sehen vergangen und er riß so ungeduldig in das Gewebe, daß der Obere glaubte, man wolle ihm den Fuß abreißen. Jetzt wurde er wie magisch zum Fenster hingeschleift. Klirr! klirr! — flog eine Fensterscheibe, partauz der große dreibeinige Tisch sammt einem Dutzend altmodischen Kaffeetassen über den Haufen. Da fiel zum höchsten Glück dem Niclas eine alte Papierscheere in die Hände, die er hastig ergriff und durch einen Schnitt sich aus dieser Schlinge befreite. Erschöpft und mit zerzaustem Haar fiel er dem alten Großvaterstuhl in die Arme, daß der Bauch desselben ganze Pfunde von Kälberhaaren herauspustete und den Tänzer wider Willen in eine förmliche Staubwolke einhüllte.

Hier saß er wohl eine halbe Stunde, ehe er sich von diesem Schreck erholen konnte; doch mahnte ihn die Nachtluft, die durch die offene Fensterscheibe hereinblies, das Bett zu suchen. Voll Ingrimm über das nächtliche Abenteuer hinkte er dem Bette entgegen, dem er fünf Stunden zu früh entrissen war.

Der Wächter hielt pünktlich Wort und umging zu gedachter Stunde von allen Seiten die Wohnung des Schulmonarchen, ohne jedoch das bekannte Weckzeichen zu erblicken, wie sehr er auch spähte und fühlte. Er pochte mit dem Stocke an die Thür. Niemand gab Antwort. Er rief und pfiff. Kein Laut, keine Erwiederung; Gott Morpheus schien die Schlummerkörner scheffelweise ausgestreut zu haben.

Der Wächter konnte sich das Schweigen nicht erklären. Da trat sein Fuß auf zerbrochene Fensterscheiben und allerhand wunderliche Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. — Schnell holte er eine Leiter herbei, um zu schauen, was vorgefallen sei, denn es drang sich ihm die Gewißheit auf, daß man hier eingestiegen, geraubt und geplündert, oder wohl gar, schrecklicher Gedanke, einem gewissen Jemand das Lebenslicht ausgeblasen habe.

Eiligst klomm er empor und lauschte durch das zerbrochene Fensterlein. Da erwachte Niclas, fühlte nach seiner Fußzehe und ein langer Seufzer stöhnte aus dem Pfühle herauf. Nun bedurfte es keiner Frage mehr; der Schulmeister lag in den letzten Zügen und seufzte unter Mörder- und Diebeshänden, weshalb der Wächter ein furchtbares: „Halt!" durch die Fensterluke hereindonnerte. Niclas, durch dieses Wort durch und durch erschüttert, sprang aus dem Bette und schrie, da er in dem Mann der Nacht eine Räuberbande zu erblicken glaubte, mit ängstlicher Stimme: „Hülfe! Hülfe! — Mörder! Diebe!

Dies war das Zeichen zum Aufbruch. Mit der Schnellkraft eines Flohes sprang er von der Leiter herab und rannte, wie von Furien verfolgt, in das Dorf. Hier setzte er sein Horn an die zitternden Lippen und blies in seiner Herzensangst Lärm, worein er die Worte ausstieß: „Beim Schulmeister, bei Herrn Niclas."

Der Richter des Dorfes, der im Schlafe den Ton

für Feuerlärm hielt, sprang aus dem Bette, riß das Fenster auf und brüllte mit einer wahren Löwenstimme: „Feuer! Feuer!" in welchen Ruf sein Nachbar vis-a-vis einstimmte und ihm kreischend accompagnirte. Im Nu wurde die Spritze herausgezogen und rollte, bespannt von Bauern, dem geistlichen Gebäude zu. Oben darauf saß mit imperatorischer Hoheit der Spritzen-Inspector Kilian, der heute eine ganz besondere Wuth hatte, sein Talent als Schlauchführer im ersten Debüt geltend zu machen.

Niclas, der mit brennender Lampe in der Hand halbträumend philosophirte, ob er das Gesicht am Fenster für ein Gebild seiner Phantasie halten sollte, stand eben in der Mitte des famösen Tanzbodens, als die Rettungsarmee im vollen Trabe ankam. Der Spritzen-Inspector sah in seinem Amtseifer das flackernde Lämpchen des Schulmeisters, übrigens das einzige Licht, was er verbreitete, für ein großes Feuer an. Wie Kletten hängten sich auf sein Machtgebot die Geschäftigen an die Löschmaschine und pumpten aus Leibeskräften. — Man denke sich jetzt unsern Niclas. Der Taucher, der den Becher aus der Scylla und Charybdis heraufholte, konnte nicht durchnäßter sein.

Nachdem die Schaar das nasse Element bis auf den letzten Tropfen verspritzt und eine zweite Sündfluth in die Oberstube des Weisheitstempels geströmt hatte, erschien Niclas am Fenster der Arche, aber nicht etwa als Friedensbote, wie die Taube Noahs. — Der Capuziner in Wallensteins Lager, im Augenblick der höchsten Extase, ist ein Lamm gegen unsern Wassermann, der jetzt in seinen vier Pfählen einen Cursus für Schwimmlustige eröffnen konnte. Mit zornglühendem Gesicht, woraus alle Leidenschaften sprachen und einen starken Supplementband zu Engels Mimik geben konnten, donnerte er eine Strafpredigt in das Dunkel der Nacht, daß er, ganz seine Würde vergessend, etliche Flüchlein mit herauspolterte.

Nachdem die Bethörten ihren Irrthum eingesehen und der Wächter seinen Eifer mit etlichen Püffen und Stößen gebüßt hatte, gingen sie auseinander. Niclas erhielt wegen des Vorgefallenen condolirenden Besuch, den er im größten Negligé empfing. Die letzten Gesandten entließ er erst gegen Morgen, die sich dann dem diplomatischen Corps beigesellten, das sich unterdessen in die Schenke begeben hatte, wo das Abenteuer mit einfließenden Variationen bei gefüllten Gläsern besprochen wurde.

Niclas, der sich unterdessen festlich geschmückt und und durch das Bad der Mühe des Waschens überhoben worden war, vernahm so eben den letzten Stundenruf des Wächters, welcher sehr kleinlaut die Worte in den Bart brummte:

„Der Tag vertreibt die finstere Nacht,
Ihr lieben Christen seid munter und wacht."

Die letzten Worte hätte er heute weglassen können, denn die lieben Christen saßen Mann für Mann in der Schenke, wo sie bedeutend munter waren.

„Jawohl! eine finstere Nacht!" stöhnte Niclas. — Als die metallene Zunge des Thurmes die sechste Morgenstunde verkündigte, drang sich ihm wohl die Gewißheit auf: „die Uhr schlägt keinem Glücklichen." Niclas aber raffte sich empor und zeigte den Mann. Kühn griff er sich in die Brust und rief: „Auf! durch Nacht zum Licht!" — Kräftig, wie ein kleiner Athlet ergriff er den Ziegenhainer, den einzigen lebenden Zeugen aus den academischen Hunger- und Freudenjahren, aus dessen Ende ein gewaltiger Eisstachel ragte. Mit Keckheit und Selbstvertrauen prüfte er die Wucht der Hauswaffe, die nicht allein Schirm und Schutz auf allen gefährlichen Wegen, sondern auch der Inbegriff alles Schreckens war, wenn er dieselbe im höchsten Sturm und Drange ergriff und gleich Jupiters Keule über die flachshaarigen Häupter der in den Christenbund Einzuweihenden hinwegschwang. — Vor das Mundloch der Thüre wurde, wie dem Papageno in der ewig jungen Zauberflöte, ein Schloß gelegt, als wenn alle Schätze des Mammons darin aufgestapelt wären. Als dies geschehen, wurde der Hut tief ins Gesicht gerückt und die neuen waschledernen Handschuhe aufgesteckt.

Jetzt verließ er das Haus und den Kreis seines Wirkens, dem aber seit Anbeginn der Mittelpunkt der Ruhe fehlte. Er verließ ihn, aber nicht mit einem Monolog wie: „So leb' denn wohl du stilles Haus!" oder: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften!" — denn die Schafe, die er weidete, waren keine frommen Lämmer.

Mit Schritten, als wenn er die Erde messen wollte, durchlief er die sandige Ebene, die in Nebel gehüllt, bleifarbig vor ihm lag. Kühl wehte die Morgenluft; die Hähne schrieen um die Wette, die schnatternden Enten wankten der Dorfpfütze zu, um sich in dem nassen Elemente zu vergnügen. Am Abhange eines kleinen Hügels, den Niclas pfeilschnell erklommen, setzte er sich in Trab und machte endlich, allen Groll vergessend, ein Galoppchen, daß er aussah, wie ein kleiner schwarzer Litthauer. Ein alter Invalid, der am Wege almoste, hielt vergebens seine Mütze hin. Niclas ließ ihm bloß Erinnerungen an die preußische Armee bei Jena im Jahre 1806 und großen Stoff zu Betrachtungen über die Schnellfüßigkeit eines deutschen Schulmeisters zurück.

Allmälig war der Nebel gestiegen. Niclas war unbändig gelaufen, denn schon wieß ein gekrümmter Weg-

weiser das Dörfchen Dornbach mit fünf Viertelstunden an. Die Vocation zu seiner Stelle hatte Niclas wohl kaum mit freudigerem Gesicht gelesen, als hier die verwitterte Schrift des hölzernen Propheten, der als ein Märtyrer des Post- und Straßenbauwesens in Sturm und Wetter die Einfahrt in den Hafen der Ruhe verkündigte.

Gleich dem Möros, als er die Zinnen von Syrakus erblickte, stürmte er darauf los und würde in kurzer Zeit den Engpaß durchstiefelt haben, wenn sich nicht plötzlich eine fürchterliche Müdigkeit seiner bemeistert und ihn gezwungen hätte, einen Ruhepunkt zu suchen. — Da sah Niclas einen kleinen Grenzstein, den er augenblicklich in Besitz nahm. Gestützt auf seinen Ziegenhainer, den grauen Regenschirm unterm Arm, blickte er hin nach dem Ziele, nach seinem Kanaan, als plötzlich der Hufschlag galoppirender Pferde ihn aus seinen Träumen riß. Die Flüchtigen kamen näher heran. „I, guten Tag, Herr Schulmeister!" rief eine barsche Stimme vom Pferde herab. Niclas blickte empor und erkannte in dem Grüßenden einen alten ehemaligen Husaren, den er seit geraumer Zeit nicht gesehen hatte und der jetzt bei einem alten Rittmeister auf dem Rittergute zu Dornbach als Vicestallmeister in Diensten war.

Nach den ersten Begrüßungen trabte Niclas mühselig und beladen neben der alten Kriegsgurgel im Dreiachteltakt einher, welche zwei Pferde nach Hause führte, die der Rittmeister auf dem Roßmarkte für schweres Geld erkauft, und eine Zierde seines Marstalls werden sollten.

Gern hätte sich Niclas auf ein Pferd geschwungen, um geschwinder an Ort und Stelle zu gelangen; doch fehlte es ihm an Muth, seinen Wunsch laut werden zu lassen. Endlich rückte er mit seinem Anliegen heraus.

„Immer zu, zweimal für einmal!" rief wohlgemuth der deutsche Kriegsknecht, der ihm längst sein Lüstchen angesehen hatte und stracks die feisten Mecklenburger anhielt. Niclas wollte gleich auf der rechten Seite hinaufklimmen, als ihn ein heftiges „Kreuztausenddonnerwetter" des Schnurrbarts auf die linke Seite hinüber trieb. Hier wollte Niclas die Scharte auswetzen und seine Voltigirkunst aus frischer frommer Jugendzeit darthun. Krampfhaft erfaßte er die wollene Decke, welche die Stelle eines Sattels vertrat, aber hinaufsteigen, mit der Nase auf die Decke auftippen und zur andern Seite hinunterfliegen, war das Werk eines Augenblicks.

Der Exhusar, der nun wohl einsah, daß Niclas nicht bei der Cavallerie gedient hatte, wollte vor Lachen zerplatzen, strich sich weidlich den Bart und häkelte dann den kühnen Springer empor, der sich der Länge lang mit dem Erdboden vertraut gemacht hatte. Unter mehreren Zurechtweisungen und Handgriffen, verbrämt mit etlichen Kernflüchen, die als Reminiscenzen aus der guten alten Zeit auftauchten, wo er die Recruten im Reitstalle durchfuchtelte, saß endlich der Candidat im Bügel, die Beine gestreckt wie ein Sägebock, was er seinem Vorbild absah, aber bald wieder polypenartig zusammengezogen, da der schnaubende Hyppolit einen gewaltigen Neuling spürte und unter etlichen Capriolchen Miene machte, sich seiner Bürde zu entledigen.

Schon hatte gemeinschaftlich der Lehr- und Wehrstand ein halbes Stündchen zurückgelegt, als sich am Himmel ein Gewölk zusammenzog, das auf Regen deuten ließ. „Es kommt ein Schauerchen, Herr Wachtmeister!" rief Niclas, indem er seinen grauen Regenschrim aufspannte, unter welchem bequem die vier Facultäten einer norddeutschen Universität Platz hatten. — „Meinetwegen!" brummte der Sohn des Mars, — „es werden keine Commißbrode vom Himmel fallen!" Hiermit gab er seinem Roß die Sporen, was Niclas freilich nicht konnte und sonach in die Nothwendigkeit versetzt wurde, ein ziemliches Streckchen hinter der alten Schule zurückzubleiben.

Plötzlich führte der Weg bei einem Bauernhofe vorbei, worin ein Wagen mit Heu stand. Wie der Blitz fuhr der ehrliche Mecklenburger hinein, wie sehr auch Niclas mit Händen und Füßen dagegen protestirte und gleich dem Cornak auf dem Rücken eines Elephanten mit seinem stachlichen Ziegenhainer hinter die Ohren stieß.

Schier verwundert über die seltsame Erscheinung verstummte das Tiktak der Flegel in der Scheune. Schnellen Schrittes trat der Bauer heraus und erkundigte sich nach dem Verlangen des wunderlichen Reiters. Stammelnd frug Niclas, ob der Weg draußen vor der Thür nach Dornbach führe. „Jawohl! nur der Nase nach," erwiederte der Dörfler und machte Miene, den Pseudo-Harald bis vor das Thor zu begleiten, indeß aber der Rappe seiner Nase nachging und es sich trefflich an der duftigen Quelle des Ueberflusses schmecken ließ. Niclas wurde im Gesicht röther als die Weste des Bauers und mußte ruhig zusehen, wie der Rappe sich ganze Schichten Heu herunterlangte, denn er durfte es ja nicht wagen, ihn abermals zum Grimm zu reizen.

„Nun! was soll denn dies bedeuten?" brummte der Dörfler, der durchaus nichts von Gleichheit der Güter wissen wollte, „das wäre neue Methode!" Schnell wollte er an dem Mecklenburger Faustrecht ausüben, als Niclas mit dem Ziegenhainer den Hieb parirte und sich in Vertheidigungszustand setzte. Ergrimmt prallte der

Bauer zurück, ergriff eine Peitsche, und mit den Worten: „Wart! ich will dir lernen hier Hen fressen!" zahlte er den dreisten Mecklenburger mit ein Paar Hieben dermaßen aus, daß derselbe wiehernd über Hals und Kopf zum Hofthor hinausstürmte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Souper bei dem Cardinal Richelieu.

Dumont, ein kleiner Fabrikant in Paris, erhielt eines Tages ein Schreiben aus Ruelle, wo der Cardinal ein Landhaus besaß; in diesem Schreiben wurde er für den nächsten Tag zum Souper bei Sr. Eminenz eingeladen. Dumont trauete seinen Augen nicht, las den Brief wohl viermal, besah die Aufschrift und mußte sich endlich überzeugen, daß kein Irrthum vorwalte. Er rief seine Frau und seine Töchter, um ihnen sein großes unverhofftes Glück mitzutheilen. Sie erzählten es weiter allen Verwandten und Bekannten und alle kamen, um der kleinen Familie wegen des großen Glückes zu gratuliren. Dumont selbst schlief, wie man sich wohl denken kann, die Nacht wenig; einen großen Theil des nächsten Tages widmete er den Vorbereitungen zu seiner Reise und um vier Uhr Nachmittags bestieg er sein Maulthier, um sich nach Ruelle zu begeben. Kaum hatte er die Stadt verlassen, so thürmten sich Gewitterwolken auf. Der Fabrikant hatte keinen Mantel bei sich und trieb sein Maulthier zur Eile an, aber das Gewitter war schneller und bald fiel der Regen in Strömen herab. Der arme Eingeladene mußte, durchnäßt, in dem ersten besten Wirthshause einkehren. Bald nach ihm kam in demselben ein zweiter, ebenfalls durchnäßter Reisender an; sie setzten sich beide an den Kamin, in welchem man ein großes Feuer angezündet hatte, damit sie ihre Kleider wieder trocknen könnten, und begannen endlich ein Gespräch, in welchem Dumont bald erzählte, daß er bei dem Cardinal Richelieu zum Souper erwartet werde. „Sind sie schon früher mit dem Cardinal bekannt gewesen?" fragte der zweite Reisende. — „Nein; ich gestehe sogar, daß ich nicht weiß, was mir die Ehre dieser Einladung verschafft hat." — „Der Cardinal ist sehr eifersüchtig auf seine Gewalt; er liebt es nicht, daß man ein Urtheil über seine Handlungen ausspreche; es genügt bei ihm oft ein Wort, den Archwohn in ihm zu erwecken. Denken Sie nach, haben Sie dem Cardinal Ursache zu einer Klage über Sie gegeben? — „Ich glaube nicht; ich beschäftige mich blos mit meinem Gewerbe und kümmere mich nicht um die Politik, doch glaube ich vor einigen Personen den Tod des Herzogs von Montmorency getadelt zu haben, in dessen Hause mein Vater gewesen war." — „Sie scheinen ein ehrlicher Mann zu sein; ich nehme Theil an ihnen; wenn ich Ihnen rathen darf, gehen Sie nicht nach Ruelle. Sie glauben, zum Souper dort erwartet zu werden; Sie täuschen sich; man erwartet Sie dort allerdings, aber um Sie — hängen zu lassen." — „Das ist ja nicht möglich." — „Ich wiederhole es." — „Sagen Sie mir um Gottes Willen, woher können Sie das wissen? Und wodurch habe ich ein solches Schicksal verdient?" — „Das weiß ich nicht, aber daß Sie dazu bestimmt sind, ist gewiß, denn ich selbst soll Sie hängen." — Der Fabrikannt prallte entsetzt drei Schritte zurück. „Wer sind Sie?" — „Der Henker von Paris und von Sr. Eminenz berufen, Sie in die andere Welt zu spediren. Das Gewitter trieb mich wie Sie in das Wirthshaus. Ihr offenes, ehrliches Gesicht gefiel mir; der Cardinal giebt mir von Zeit zu Zeit ähnliche Aufträge, die mir nicht behagen. Ich habe mir deshalb vorgenommen, mein Amt niederzulegen; benutzen Sie den Rath, den ich Ihnen gebe, und kehren Sie trotz dem Regengusse nach Paris zurück. Bedenken Sie aber auch, daß ich Ihnen einen großen Dienst erweise, und daß die geringste Indiscretion von Ihrer Seite mich in's Unglück stürzen würde." — Der Fabrikant bestieg sofort sein Maulthier wieder, ohne auf den herabstürzenden Regen zu achten, und kam nach Paris zurück. Statt sich aber in seine Wohnung zu begeben, bat er um Zuflucht bei einem Freunde, dem er sein Abenteuer erzählte. Es gelang, ihm durch Geld einen falschen Paß zu verschaffen; verkleidet reisete er in einer Nacht nach Calais ab und dort schiffte er sich nach England ein, wo er bis zum Tode des Cardinals blieb, der zwei Jahre darauf erfolgte.

Zur Geschichte der Mode.

Die Japaneserinnen vergolden sich die Zähne, die Indianerinnen färben sich dieselben roth, die Damen in Guzurate, so wie in einigen andern Theilen Amerikas halten das für schön, wenn ihre Zähne vollkommen schwarz sind. Die Grönländerinnen bemalen sich gelb und blau und einige Stämme der dem russischen Scepter unterworfenen Inseln weiß und roth. Die Damen in Schina

verleben ihre Jugendzeit in einer fortgesetzten Selbstpeinigung, um eine Art von Ziegenfüße zu erlangen. Die Perser halten eine Adlernase für den Inbegriff der Schönheit, in andern Ländern zerbrechen die zärtlichen Mütter ihren Kindern die Nasen, um sie vor solcher Häßlichkeit zu bewahren. Bei den Türken sind die rothen Haare in solchem Ansehen, daß sie nur rothhaarige Damen vollkommen schön finden. Die Schönen bei den Eskimos beschmieren sich den zarten Leib mit Bärenfett und die junge, eitle Hottentottin behängt sich mit Stücken blutigen Pferdefleisches, wie die Damen in Deutschland und Amerika mit Spitzen und Guirlanden. Die Chinesen lieben nur kleine Augen und die Mädchen reißen sich sorgfältig die Augenbrauen aus. Die Türkinnen färben sich die Augenbrauen schwarz und die Nägel roth. Die Peruvianerinnen durchbohren sich die Nasen, um Ringe daran zu hängen, deren Gewicht oder Größe den bürgerlichen Rang ihres Gatten angezeigt. Zudem befestigen sie auch Goldstücke, Krystalle und dergl. daran. Auf dem zarten Haupte der Chinesinnen prangt oft ein Vogel von Gold oder Kupfer, dessen Flügel die Schläfe bedecken, dessen Schwanz auf dem Nacken herabhängt, und wo das Ganze so locker befestigt ist, daß jede Wendung des Kopfes es hin und her bewegt. Die Wilden in Myanthes tragen als Zier ein Bret von 6 Zoll, das sie mit Wachs auf den Haaren befestigt haben. Dadurch vermögen sie sich weder zu bücken, noch niederzulegen, und um sich niederlegen zu können, muß erst das Wachs geschmolzen sein; auch kämmt man sich dort nur zweimal im Jahre. In Natal endlich putzen sich die Frauen mit einer 10 Zoll hohen Mütze von Ochsentalg, mit Oel begossen, die sich fest mit den Haaren verbindet und oft mehrere Jahre dauert.

Epigramme

von

Theodorus.

Bei welchem Regiment
Steht denn der Lieut'nant Stoffel? —
Im Regiment der Frau
Und unter dem Pantoffel.

*

Der Brauer Malz hat ja, wie ich gehört,
Des Küsters Tochter sich zur Frau genommen? —
Ja, guter Freund; es hat mich ganz bethört,
Nun wird er erst recht hinter's Taufen kommen.

*

Denkmäler jetzt für große todte Geister
Allüberall Germania erhöht;
Halb so viel Brod, wie ihr jetzt Steine gebt,
Sie hätten sich wahrhaftig überlebt.

*

X hat den Teufel heut in Göthes Faust
Unübertrefflich, herrlich dargestellt; —
Kein Wunder, Freund! er hat in seiner Frau
Ein Muster ja, wie keins mehr in der Welt.

*

„Was ist denn nur die Preßfreiheit?“
Frug neulich Star den Doktor Hesse. —
„I nun!“ sprach der, „dies ist nicht weit;
Es ist die Freiheit in der Presse.

*

Wo blieben denn des Fähnrichs Randducaten,
Womit er konnt' in Hüll und Fülle leben? —
Das weiß ich nicht! — Im Kriege hat er stets,
So viel ich sah, nur Fersengeld gegeben.

Miscellen und Anekdoten.

(Leben und Lieben.) Eine gute Vergleichung der Liebe giebt ein trefflicher deutscher Liederdichter, welcher sagt: „Der Ruhm glänzt wie die Sonne im eigenen Lichte; die Ehre leuchtet mit erborgten Strahlen; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Erde kühler und kleiner Trabant; doch die Liebe, diese läßt sich mit nichts vergleichen, als nur wieder mit Liebe.“ — Nicht so hold scheint Lessing den Damen zu sein, wenn er die Welt mit einer Uhr vergleicht; „das Gewicht an ihr,“ sagt er, „ist ein Geldsack, die Unruhe das Frauenzimmer.“ — Ein tüchtiger Autor unserer Tage sagt: „Wenn Alles auch im Leben ein Traum ist, so ist doch gewiß Liebe der schönste Lebenstraum. Die goldne Jugendzeit ist eine köstliche Perle, und nichts übersteigt ihren Werth, wenn sie gefaßt ist in das edle, reine Metall der Liebe. Wer nicht geliebt, dünkt mich wie ein Blinder, der wohl Augen hat, aber nicht sieht. Und wie selig ist das Knospen der Liebe! Das Herz ist die schönste Knospe, welche ihren Kelch in das Unendliche erschließt und einen ewigen Frühling kennt.“ — Mehr kann man über die Liebe nicht sagen, als wenn man ruft: Ist dort ein Leben, wo kein Lieben ist?

(Der Pantoffel.) Angst faßt mich und Beben, wenn ich, ein männliches Subject, von diesem Dinge schreiben soll; ein Pantoffel ist ein Kriegsinstrument, und ich liebe den Frieden. Und so verschiedenartig die Pantoffeln im Leben sind: einfach lederne, woll- und seidegestickte, mit Blumen ausgenähte, mit Perlen gestickte oder auch welche von Holz, die Holzschuhe, so mannichfaltig als grobe und feine Waffe werden sie in weiblicher Hand. — Ein Pantoffel galt gar oft als Insignie der Weiberherrschaft, als das Scepter im Eheduette. Weiberherrschaft! welch ein unpassendes Wort! ein schlimmes Wort: „das Schlimmste, was die Erde kennt, ist — ein Pantoffelregiment.“ Die Frauen, die weichen, zarten, gemüthvollen wollen herrschen? — sie sind doch nur für Liebe geboren. Sie sind

Siegerinnen, am schönsten durch die Gewalt des Gemüthes; ist doch ein Minnewort von ihnen eine Waffe, ein Blick ihres Auges eine berückende Kriegslist, ihr treues Herz der göttlich schimmernde Schild. — Und die Frauen, welche hervortreten aus der Natur, paradiesisch schön ausgestattet, die edleren, holderen Theile der Gottesschöpfung, in deren Hand am schönsten die Blume der Liebe prangt, die wollten den Pantoffel führen, um zu ihrem vermeintlichen Ziel, zu ihrem Zwecke zu kommen? — Wenn Sie, meine Damen, nicht mit Liebe, womit man die schönsten Siege erkämpft, siegen, mit dem Pantoffel werden Sie es nimmer! — Wie abscheulich klingen schon die zwei Worte: Dame und Pantoffel. Des Weibes Geschäft ist, zu lieben, und einzig nur: Liebe zu üben." Verbannen Sie daher dies Kriegsinstrument aus ihrer Waffenkammer, es paßt hinein, wie in eine Jasmin- und Jelängerjelieber-Laube ein garstiger, häßlicher Käfer. Treten Sie immerhin nur den Pantoffel mit Füßen, aber zur Hand nehmen Sie ihn nicht, auch nicht einmal bildlich. So ein Pantoffel mag ja für manchen Mann eine Art von Damocles Schwerdt sein, das über seinem Haupte zittert, immer Gefahr und Gefahr dräuend; hinweg mit solcher Raupe, die am Baume häuslichen Glückes gierig zehrt, und hängen Sie an des Pantoffels Stelle die Taube des Friedens auf, unter deren Schwingen wechselseitige Liebe, als Kinder, so gerne leben. Tod den Pantoffeln! Leben der Liebe!

(Telegr.)

— Ein amerikanischer Geistlicher redete vor Kurzem seine Zuhörerinnen von der Kanzel auf folgende Weise an: „Seid nicht stolz darauf, daß unser Herr und Heiland nach seiner Auferstehung zuerst einer Frau erschien, denn er that dies nur zu dem Zwecke, daß die fröhliche Nachricht um so schneller unter die Leute kommen möchte.

(Das seltsame Testament.) Aus dem Elsaß werden wir nächstens einen interessanten und dabei komischen Criminalfall bei den Assisen verhandeln hören. In der Nähe von Neu-Breisach lebte ein vermöglicher, kinderloser israelitischer Handelsmann. Sein Ende nahete heran und einer seiner Verwandten, der bei ihm im Hause wohnte, Löw, bestürmte ihn, zu seinen Gunsten ein Testament zu machen. Aber es kam nicht dazu, weil bei Schmul der Gedanke an das Testament machen mit jenem an die Reise in Abrahams Schooß gar zu nahe verknüpft war und er zu jener Reise nicht recht Lust hatte. Endlich gab er nach, Löbchen eilte mit seiner Erlaubniß zum Notar, um ihn zu bestellen, als er aber wieder heim kam, welch ein Schrecken! Schmul lag in den letzten Zügen. In der Verzweiflung eilt Löw zu dem Nachbar Schlosser; dieser kommt herbei, findet aber, daß Schmul nicht mehr lebt. Löw ist in Verzweiflung über die verlorene Erbschaft, räth hin und her, wie man dem Schmul das Lebenslicht noch auf eine halbe Stunde wieder anblasen könne, aber vergeblich. „Nachbar," sagt endlich der Schlosser, „Ihr dauert mich; — für ein gutes Trinkgeld will ich Euch guten Rath geben." — Gesagt, gethan. Beide heben den kaum verblichenen Schmul ganz sachte aus seinem Bette und tragen ihn in eine Kammer im obern Stockwerk. Der Schlosser kauert sich in Schmuls Bette. Bald tritt der Notar mit den Zeugen ein. „Wollen Sie ein Testament machen, Herr Schmul?" der Schlosser nickt bejahend. Herr Löw, wenn Sie ebenfalls bei dem Testament betheiligt sind, so entfernen Sie sich. — Löw wirft noch einen ängstlichen Blick auf den jämmerlich stöhnenden Schlosser und tritt ab. — Der Notar beginnt auf's Neue: „Herr Schmul sagen Sie mir, was ist Ihr letzter Wille?" Der Schlosser mit vielen Unterbrechungen und Ausrufungen: „Der Löw ist ein Spitzbub, der hat mich betrogen, mein Nachbar, der Schlosser, ist ein braver Mann, der hat mir viel Gutes gethan, der soll mein Erbe sein." Der Notar schreibt diese Verordnung nieder, verließt sie dem immer schwächer werden Patienten, der sie durch Kopfnicken nochmals als seinen Willen bestätigt, und ist froh, das Zimmer des todtkranken Juden bald wieder zu verlassen. Aber wer beschreibt Löw's Schrecken bei Eröffnung des Testamenes? — Die Ueberraschung ist zu groß, er kann das Geheimniß der Testamentsfertigung nicht verschweigen, und es ist jetzt Sache der Justiz, seinen Helfer zum Geständniß zu bringen.

(Lißt in Berlin.) Derselbe hat 16 öffentliche Concerte hier gegeben und in 4 andern mitgewirkt, und immer war das Auditorium, es mochte 500 oder 3000 Menschen fassen, gedrängt voll; Lißt hat im Opernhause 4 Mal bei verdoppelten Preisen gespielt (1ster Rang 2 Thlr. ꝛc.) und es blieb nicht ein Billet übrig; Lißt hat circa 30,000 Thlr. eingenommen und davon vielleicht 5000 Thlr. und mehr an die Armen gegeben; Große und Hohe haben ein Bankett veranstaltet und bei demselben dem Virtuosen eine große goldene Medaille nebst ehrenvoller Inschrift und der Chiffer B in Brillanten überreicht; die Akademie hat in einer außerordentlichen Plenarsitzung Lißt zu ihrem Mitgliede erwählt; die von Lißt beschenkte Waisenanstalt ꝛc. haben Deputationen an ihn abgeordnet und ihm danken und huldigen lassen: man hat Lißt fetirt, man hat ihm Serenaden gebracht, eine Dame ist vor ihm niedergekniect und hat ihn gebeten, seine Fingerspitzen küssen zu dürfen, — eine andere hat ihn im Concertsale publice umarmt — eine dritte hat den Ueberrest aus seiner Theetasse in ihr Flacon gegossen, Hunderte haben Handschuhe mit seinem Bild getragen, Viele haben den Verstand um ihn verloren, alle haben ihn verlieren wollen, ein Kunsthändler hat Glaspasten mit seinem Bildniß angefertigt und zu Schmucksachen verkauft, Tausende haben um seine Gunst und sein Geld gebuhlt und resp. gebettelt, — das ist aber Alles noch nichts. Die Hauptsache bleibt der Abschied. Lißt saß mit den Senioren der Studenten in einem mit sechs Schimmeln bespannten Wagen; über 100 Wagen, darunter 50 vierspännige, ferner 50 Studenten zu Pferde, und der ganze Jan-Hagel Berlins zu Fuß hinterdrein, bildete das Gefolge; den Zug eröffnete ein Omnibus mit Musikanten; alle Fenster waren mit Menschen gefüllt; Blumen regneten; Taschentücher wehten; Thränen strömten; Hans Hagel rief: „Hurrah! Es lebe der Wohlthäter Berlins!" — So raste der Zug durch die Straßen, und Tausende rasten mit bis hinaus vor das Thor, eine halbe, eine ganze Meile weit! Berlin war nicht toll, sondern rein närrisch geworden. Nie hat die Narrheit einen größern Triumph gefeiert!

— In Bremen wurde am 6. April 1766 folgende Theater-Verordnung ausgegeben: „Obgleich von selbst zu gewärtigen ist, daß bei der, von Einem Hochedl. Hochweisen Rath dieser Stadt der A*** schen Gesellschaft verstatteten Erlaubniß Ihre Schaubühne allhier eröffnen zu mögen, dieselbe bemühet sein werde, in allen Stücken derer hiesigen Polizei-Ordnungen und einer wohlanständigen Aufführung dergestalt sich zu beflei-

ßigen, daß Aller Anstoß vermieden und keinerlei Beschwerde verursachet werden möge; kann man dennoch nicht entmüßiget sein, dieselbe dahin nochmals zu warnen und anzuweisen, insbesondere aber zu deren geziemende Nachachtung hierdurch zu verordnen, daß alle und jede zu vorgedachter Gesellschaft gehörige Personen ohne einige Ausnahme: 1) Bei den Praesentationen auf dem Theatro Ihre obhabende Actiones mit gehöriger Bescheidenheit einzurichten und pflichtmäßig zu erfüllen, fürnemlich 2) Bei denen Tänzen sich sittsam zu kleiden und in der Ehrbarkeit zu halten, überhaupt 3) Alles familiairen oder verdächtigen Umgangs mit jungen Leuten zu jederzeit sorgfältigst sich zu enthalten. 4) Zur rechten Stunde um 10 Uhr Abends, nach hiesigen Verordnungen in keine öffentliche Häuser weiter zu kommen, sondern in Ihren Wohnungen sich einzufinden und zu bleiben. 5) In keinerlei weitläuftige Conversationes oder Ausschweifungen sich einzulassen, noch weniger dazu einige Anleitung zu geben, dahingegen eines untadelhaften Lebens und Wandels beständig sich zu bestreben haben. Damit nun dessen allen man desto besser gesichert sein möge, ist diese Bedeutung für die ganze Gesellschaft erlassen, und zugleich dem Herrn A*** aufgetragen worden, den Inhalt bekannt zu machen, demnächst auch durch die Unterschrift sämmtlicher Mitglieder angeloben zu lassen."

Zweisilbige Charade.

Die Erste deckt, als sich're Wehe,
Uns bei der Feinde Nah'n;
Die Zweite trifft man nimmermehr
Auf freier Erde an.
Das Ganze, wahrhaft ein Koloß,
Ist von dem Zweiten ein Genoß.

Auflösung des Räthsels in No. 3: **Eintracht.**

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Longchamps hat eine kleine Veränderung in der Form der Hüte hervorgebracht. Diese neue Form ist etwas höher hinter und neigt sich auf die Stirn, — also ganz das Gegentheil von der vorjährigen Form. Damals hatte der Hut etwas Freches, indem er das Gesicht allen Blicken zu sehr darbot. Die durchsichtigen Kleider sind sehr beliebt. Man wählt dazu leichte Stoffe, Crepp, Gaze, Organdi und trägt dieselben über rosa, blauem, citrongelben oder lilas Atlas. Die Langshawls sind beliebt; die Camails und die Cardinal-Pelerinen macht man häufig von brochirtem Tarlatan mit einem Unterstoff von zarter Farbe. Das Leibchen dieser durchscheinenden Kleider besteht aus vier Bauschreihen, die ununterbrochen bis zu dem Gürtel reichen. Diese Bausche laufen nicht quer, wie im vorigen Jahre bei den Canezous, sondern von oben nach unten und verkleinern sich, je näher sie dem Gürtel kommen. Das ganze Leibchen bekommt dadurch ein herzförmiges Aussehn. Die Aermel werden auf gleiche Weise gemacht und bestehen aus Bauschen, die von der Achsel aus laufen und unter dem Bündchen verschwinden. Kleider von schweren Stoffen werden vorn herunter garnirt, entweder mit einer dreifachen Zackenreihe oder mit entgegengesetzten Falten, zwischen denen sich zwei Puffenstreifen befinden. Dieselbe Garnitur bildet an der Taille ein Herz, oder einen Fichu, auf dem Rücken dagegen einen Kragen. Die Aermel verlieren von ihrer Enge oder ihrer Quäkerhaftigkeit, um der Form des übrigen Theiles des Kleides entsprechender zu werden.

Die durchscheinenden Capoten sehen sehr vortrefflich aus, da sie einen sanften Schein auf das Gesicht werfen. Die seidenen Capoten haben einen einfachen Ausputz; der Schirm ist mit einer Rüche eingefaßt, welche dem Ausputzbande gleicht.

Herren-Moden. Die Herren tragen das Haar ganz glatt an der Seite. Nach dem, was man sieht und hört, werden die Herren Beinkleider mit großen Falten oben, mit großen Taschen an den Seiten und mit Stegen tragen, die durch zwei Metallknöpfe gehalten werden. Die Westen ohne Shawlkragen sind sehr weit offen. Die Hemden sind vorn dazu schön gestickt. Die Hüte sind langhaarig; die sogenannten Hüte à la Prinz Albert sind sehr leicht, haben einen niedrigen Kopf und schmale nur wenig emporgerichtete Krämpen. Nach oben zu erweitern sie sich ein wenig. Röcke haben enge Aermel ohne Aufschläge, kleine Kragen und breite Klappen. Fracks haben eine schiefen Ausschnitt vorn und breite Schöße, nur drei Knöpfe vorn; schmaler, rundlicher, weit vorstehender Kragen mit Klappen von ganz gleicher Grösse; enge Aermel mit überschlagenen Manschetten.

Beiliegt ein **Modenkupfer** und eine **Extra-Bildbeilage: Das Leihhaus**, wozu ein höchst humoeistischee Artikel in dee **Eisenbahn** No. 5. nachzulesen ist. Wir würden den Artikel im Gutenberg abgedruckt haben, wenn nicht die meisten Lesee des Gutenbeeg, da wie für die Abonnenten dee **Stadt** ein billigeres Abonnement für beide Zeitschriften angesetzt haben, die Eisenbahn bereits mithieiten.

D. R.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 4. (IV. Jahrgang II. Quartal)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 5. (Sonnabend, den 30. April.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Drei Tage aus dem Leben eines Schulmeisters.

Von

Theodorus.

(Fortsetzung.)

Der Wachtmeister, der so eben mit der Auffindung des verlorenen Sohnes beschäftigt war, glaubte, der Faust käme auf luftigem Pferde sammt dem wilden Heere dahergesprengt; denn der Rappe strich fürchterlich aus. Ganze Fürstenthümer von Erdklößen zwang der Donnergaloppschlag des Hufes der treuen Muttererde ab und schleuderte sie dem nacheilenden Dienstmanne entgegen, der, wie weiland von Kosaken verfolgt, mit verhängtem Zügel hinterher sauste.

Zusammengerollt wie ein Igel, die Beine in Winkel zugespitzt, hockte Niclas auf dem Rücken des Flüchtigen, und da ihm der Nothanker aller verschlagenen schlechten Reiter, der Sattelknopf, fehlte, hielt er sich, umschattet vom großen neunstädigen Regenschirm, schweißtriefend an den Kammhaaren fest. Steigbügel dünkte ihm Luxus; der Zaum war für ihn eine unbekannte Größe in der Mathematik. Aber noch nicht genug. Niclas mußte sogar seinen König betrügen und zwar im Beisein des würdigen Superintendenten und des hochgelahrten Gerichtsdirectors, die zu einer Kirchbaubesichtigung fuhren und am Chausseehause hielten, wo der herrschaftliche Kutscher für den schwarzen Wallach und den braunen Fuchs, welche die Theologie und die Jurisprudenz fuhrwerkten, den schuldigen Zoll entrichtete. Der wohlbeleibte Einnehmer, der den geistlichen Cavalier vorübersprengen sah, fuhr, entrüstet über solchen Frevel und Betrug im Beisein zweier Facultäten, mit dem Kopfe durch die Fensterscheibe, daß die rothgestreifte Nachtmütze wie ein Dohlennest in den Sparren des Fensterrahmens hängen blieb.

Auf dem Edelhofe, wo es während der Kirmeß immer lustig zuging, harrte der Rittmeister nebst mehreren alten Pferdephilistern der Ankunft des getreuen Knechtes und klirrte, in großen bespornten Courierstiefeln und mit einer gewaltigen Hetzpeitsche in der Hand, unter den Gästen umher, als auf einmal der Mazeppa des neunzehnten Jahrhunderts wie auf Sturmesflügeln durch das aufgescheuchte und vor ihm herflatternde Federvieh angebraust kam.

Der Rappe, der entweder aus Furcht vor der grimmigen Geißel des Rittmeisters, oder aus Müdigkeit plötzlich Halt machte, streifte den Schüler Pestalozzi's kopfüber dergestalt ab, daß ein Gelächter von den höchsten Fisteltönen bis zum dreimal gestrichenen C aus der Brust des Rittmeisters und der Stall-Livrée ertönte.

Niclas klappte seinen Schirm zu und verbeugte sich ehrbar vor dem Herrn Rittmeister, der sich von seinem Diener den Ritt erzählen ließ, während die Gesellschaft zuhorchte und sich weidlich an dem Abenteuer ergötzte. — Der kühne Reiter dankte dem Himmel, daß er sich wieder auf dem Erdboden befand und eilte dem Weisheitstempel zu.

Behend überschritt er die collegialische Schwelle und pochte mit seinem Ziegenhainer an die Thür, daß die Angeln knarrten. Dem Dutzbruder, der eben mit eingeseiftem Gesicht vor dem Spiegel stand, um einen hervorbrechenden Wallensteiner über die Klinge springen zu lassen, entfiel vor Freuden das Rasirmesser und stürzte dem längst Erwarteten entgegen, der Stock und Schirm von sich warf und sich zu einer colossalen Umarmung rüstete, die jetzt

ihren Anfang nahm. Da lagen die beiden Sahlleisten der Geistlichkeit Brust an Brust und küßten sich nach Herzenslust. Der Eine mit dem eingeseiften Gesicht, Niclas erhitzt wie eine Schmiedeesse.

Sobald die Empfangsceremonien vorüber waren, machte es sich der Gast so bequem als möglich. Das schwarze Käppchen auf seinem Haupte verrieth den Schulmeister; der Schlafrock von grünem Plüsch, der ihm bis an die Knöchel reichte, gab ihm das Ansehen eines Sultans, der in seinem Harem herumspaziert. An den Füßen hatte er ein paar pfundschwere Filzschuhe, die ihn so erquickten, daß er oft vor Freuden hoch empor hüpfte und darin zu tanzen begann.

Den Mittagstisch schmückte eine Schüssel mit Sauerkraut und Klößen, von denen Niclas acht Stück vertilgte. Der Nachmittag wurde classisch getödtet. Niclas erzählte, in welchem Busche bei ihm die besten Haselstöcke wüchsen, und wie die beste Elasticität derselben zu erlangen sei. Sein College hielt Vorlesungen über die scharfen Kanten des hölzernen Esels und die Füllung des Erbsensackes. Auf dem Tische stand der Becher mit Fidibi, die sämmtlich paginirt waren. In großen Dampfwolken stieg der Rauch des Minervenkanasters nach der Decke, der heut üppig auf dem zinnernen Teller aufgehäuft war und verschwenderisch in die langen Thonpfeifen gestopft wurde, welche als Ueberreste von Hochzeiten und Kindtaufen das Pfeifenregal zierten.

Zur Seite stand auf einer alten Postille das brennende kupferne Lämpchen, an dessen Rande Jahrzahl und Datum eingravirt war. Die großblumige Kaffeekanne, die heut dem Faß der Danaiden glich, füllte duftend ihr ambrosisches Naß in die Schälchen, wobei tüchtig dem Kuchen zugesprochen wurde, den die Dorfjugend zur Vergebung ihrer Sünden mit und ohne Rosinen als Opfergabe auf dem Catheder niedergelegt hatte.

Gegen Abend, als die Dämmerung hereinbrach und die Musikanten in der Schenke schon die Geigen stimmten, begab sich Niclas in Begleitung seines Freundes zum Richter des Dorfes, der Beide pflichtschuldigst eingeladen hatte und mit gebeugtem Haupte am Hofthore empfing. Schon hatten sich in der Stube die Honoratioren des Dorfes versammelt. Der Müller, der Verwalter, der Hegereiter, der Schulgeld- und Fleischsteuer-Einnehmer sammt ihren Weibern und Töchtern. Alle bewillkommten die Lehrer der Jugend. Niclas machte ein stereotypes Compliment und nahm dann mit seinem Collegen den obern Platz an dem gedeckten Tische ein. Hier ging es äußerst vergnügt zu. Zwei Fäßchen Landwein lagen in der Ecke und ließen den Nectar in die Gläser strömen. Niclas leerte seinen Stutz mit Zecherkraft und brachte heute dem Bacchus ein erkleckliches Opfer. Als vielleicht so zwei bis drei Fläschchen in den Binnensee seines Magens hinabgeflossen waren und er abermals das gefüllte Stutzglas in seiner Hand schwenkte, fiel er seinem Collegen begeistert an die Brust und rief mit Verzückung: „Bruder! jetzt möchte ich predigen.“ — Sein Gesicht glühte wie der Purpur eines römischen Kaisers, während seine kleinen Augen wohlgefällig nach des Fleischsteuer-Einnehmers Tochter, Röschen, hinschielten.

Plötzlich wurden die Tische hinausgerückt, dem Schulmeister des Dorfes eine Geige in die Hand geschoben und ein solides Tänzchen begann. Niclas fuhr wie ein Stechfinke auf das schmucke Röschen zu und tanzte nach Herzenslust, schrie auch einmal: „Juchhe!“ — Das Drehen im Tanze brachte aber sein erhitztes Köpfchen noch mehr in Gluth und wurde allmälig zum Schwerpunkte seines Körpers, den er jetzt nicht mehr zu tummeln wagte, wenn er nicht eine allgemeine Niederlage erleben wollte.

Jetzt ging er hinaus in die frische Luft, um sich abzukühlen. Der Wind wehte durch die alte Linde, die vor dem Hause stand, als wenn der Beelzebub nach seinem Kettenhund pfiffe. Eilende Wolken zogen am Himmel vorüber und ließen die blasse Scheibe des Mondes nur spärlich hervorlugen. Hier, ungesehen von aller Welt, machte Niclas Exercierübungen und probirte, ob es noch möglich sei, in einem Laufe von zehn bis zwölf Schritten ohne Anstrengung ein solides Gleichgewicht zu halten.

Während er, wie ein Recrute, ein Bein nach dem andern vorsetzte, öffnete sich die Thür. Behenden Schrittes lief Röschen durch die Pforte und rannte das Dorf entlang, denn im älterlichen Hause war nun ihre Gegenwart nöthig, da das Gesinde allein und ohne alle Aufsicht war. — Niclas sah die Flüchtige wie ein Reh dahin eilen, sah, wie sein Himmel plötzlich hinter einem Düngerwagen verschwand. Jetzt brachen alle Bande der Convenienz. Weisheit und Philosophie waren für ihn nicht mehr; seine Würde, der Superintendent, das Consistorium, Alles fiel in Trümmer. Mit Sturmschritten verfolgte er den Gegenstand seiner Liebe, denn ein Küßchen von seiner Tänzerin war das Höchste seiner Wünsche. Röschen hätte willfahren müssen und wenn sich das Cultusministerium, ja wenn sich Himmel und Erde darein gelegt hätte, denn wer kann etwas wider einen rasenden Schulmeister?

Als die Schöne in der Dunkelheit einen Verfolger merkte, verdoppelte sie ihre Schritte. Niclas, der in

Sprüngen hinterhereilte, ersann eine Kriegslist und beschloß: ihr durch einen Sprung über die Gartenmauer den Weg abzuschneiden. — Ach! wäre er doch ruhig sitzen geblieben oder hätte in der Stille seine Exercierübungen fortgesetzt. — Hinter'm Berge wohnen auch Leute. — Weit davon ist gut vor'm Schuß. — Des Winzers Gottlieb, ein verschmitzter Bursche, der schon längst einen Weintraubendieb auf dem Korne hatte, der den Abend vorher seine Hand nach den schönen Muscatellertrauben ausgestreckt, die noch am Spalier des Hauses hingen, hatte, da sie früh ein Schweinchen geschlachtet, einen dünnen Wurstdarm mit Blut gefüllt und in die Flinte geladen. Ruhig sein Pfeifchen schmauchend, lag er auf der Lauer und spähte mit Argusaugen umher. Da schwang sich eine Hose über die Mauer und — Puff! brannte der versteckte Schütze los. Niclas, den mehr der Schreck wieder herunter geworfen, kroch bebend eine halbe Hufe weit auf allen Vieren und befühlte seinen Leichnam. Da griff er mit der flachen Hand hinter sich. O Himmel! sie war voll Blut. Wie ein Hase aus dem Kraute sprang er empor. Seine Angst war noch größer als die vor'm Examen. Er schwitzte, als wenn er eine Kiepe Hollundersaft verschluckt hätte. Mit gesträubtem Haar kam er angesetzt und fiel vor der Thür seinem Freund in die Arme, der ihn vermißt hatte und so eben auf eine Entdeckungsreise ausgegangen war. — „Bruder!" rief er mit zitternder Stimme, — „komm! ich bin verwundet, — ein Schuß." — „Ein Schuß?" schrie jener entsetzt und prallte zurück. Ein Schuß in Friedenszeiten, das ging ihm zu weit, obgleich er wußte, daß Niclas zuvor stark geladen hatte. — „Komm! komm!" hier ergriff Niclas seinen Arm und zog ihn nach seiner Wohnung. Schnell wurde das Lämpchen angezündet und Niclas in natura von allen Seiten besehen. Aber nirgends, nirgends fand sich eine Spur von Verletzung, obgleich die Manchesterhose noch blutige Thränen weinte.

Tausend Gründe für und wider dies seltsame Ereigniß wurden hervorgebracht. Niclas suchte sogar mit Gründen aus der Physik und der Naturgeschichte seinen Gegner zu schlagen, der dem ruchlosen Schützen Galgen und Rad zuschwor. Niclas aber fing an von Gnade und Vergebung zu sprechen, da hierbei unfehlbar die Verfolgung Röschens und das Klettern auf die Mauer zur Sprache gekommen wäre.

Ergrimmt begaben sich Beide zur Ruhe. Die alte Marthe, die Wirthschaftsdienste versah, hatte, da es den Abend sehr kalt war, eine große Wärmflasche besorgt und in die Betten gelegt. Niclas schloß die Glühende in seine Arme und hielt den vier Wänden eine Strafpredigt über den Unfug mit Schießgewehren. Endlich schlief er ein. — Der Ritt auf dem Pferde, Röschen, der Humpen mit Wein, das Tänzchen, alles ging im Traum an ihm vorüber. Da erscholl es plötzlich: Puff! — Erschrocken fuhr er empor und fühlte wieder um sich. Jetzt war Holland in Nöthen. Der Kork der Flasche war gesprungen. Gleich einer Fontaine ergoß sich die Entfesselte. Niclas schleuderte sie voll Ingrimm aus dem Bette, daß die Scherben umherflogen. Das Gepolter weckte den Collegen aus tiefem Schlafe. Schreiend raffte er sich empor und vernahm den neuen Unfall. Nachdem er den Gang der Sache vernommen, spielte er den barmherzigen Samariter und zog den Durchnäßten in sein Bett herüber. Da lagen nun die beiden Schulmonarchen treu, wie Zwillingsbrüder im Schooße der Mutter neben einander und schnarchten im schönsten Duett.

Jetzt machte das Schicksal eine Pause und ließ den Schwergeprüften unangefochten. Gegen Morgen bekam es aber wiederum ein Lüstchen, Herrn Niclas ein Klettchen anzuhängen. Die Schläfer streckten sich zu gleicher Zeit mit Behaglichkeit aus. Es knarrte und knisterte. Hei! da brachen die Bretter des Bettbodens durch, daß Niclas die Beine gen Himmel streckte. Versunken in die Federkissen stöhnte und pustete er, bis es seinem Freund gelang, sich emporzuraffen und dann den Aechzenden nach sich zu ziehen.

Beide begrüßten den Morgen und verfügten sich in die Unterstube. Hier wurden die Pfeifen in Brand gesteckt und Kaffee getrunken. Niclas schlürfte zwölf Schälchen hinter und sprach von den Reizen seiner Tänzerin; wie er sie im Tanze an seine Brust gedrückt, wie er keuchend hinter ihr hergelaufen und sich über die Mauer — da brachte ihn der Anblick der Manchesterhose zum Schweigen, die wie ein schwarzes Gespenst hinterm Ofen hing und warnend, wie der Geist von Hamlets Vater, in den Fluß seiner Rede fiel. Er lenkte deshalb den Proviantwagen des Gespräches in das Reich der Politik. Hier setzte er Kaiser und Könige ab und deutsche Schulmeister dafür auf den Thron; nannte den Islam ein aufgewärmtes Judenthum und entfaltete einen Plan, wie die Türken ohne besondere gerichtliche und außergerichtliche Kosten wieder aus Europa vertrieben werden könnten.

Als sie eben mit dem Sultan beschäftigt waren und sein Serail zu einem Schullehrer-Seminar einrichteten, trat der Knappe des Müllers herein und richtete in zierlichen Worten eine Einladung zum Frühstück aus, wobei er bemerkte: daß die Frau Müllerin schon in die Räucherkammer gegangen wäre, um eine geräucherte Ochsen-

zunge und etwas Rothwurst zu holen. — Jetzt blieben die Kaiser und Könige auf ihren Thronen und die Türken in ihrem Reiche, denn die Zunge eines Ochsen sprach Vergebung aller Sünden aus und machte einen ewigen Frieden. — Niclas vergaß die Nacht mit ihrem Trübsal und zog die blankgewichsten Stiefeln an, die so hell waren, daß er sie als Rasirspiegel gebrauchen konnte. Mit rhetorischer Kraft rühmte er die Liberalität der Müller und die Güte einer Ochsenzunge, die unstreitig die schönste Sprache auf der Welt rede. Der Ortsschulmeister blies ebenfalls in die Posaune zum Lobe des Ochsen und des Müllers und gelobte, den Jungen des Letztern in den nächsten Tagen zum Bankersten zu erheben und ihn mit in die lateinische Stunde zu nehmen.

Als der neunte Glockenschlag vom Thurm ertönte und die Kuckuksuhr in der Stube gleichmäßig nachgeschlagen, schritten die Männer der Aufklärung und des Lichtes Arm in Arm der Mühle zu. Wer eine Mütze auf dem Kopfe hatte, zog sie in Demuth ab, denn Höflichkeit war ein Hauptartikel im Anstands- und Complimentir-Catechismus der Dornbacher.

(Beschluß folgt.)

Eine Einbalsamirung in London.

Bekanntlich hat der Franzose Gannal ein Verfahren erfunden, mit wenigen Kosten den todten Körper vor der Verwesung zu bewahren; sein Geheimniß hat er an verschiedene Personen verkauft, in London an einen gewissen Doctor, der sich der Sache sehr eifrig annimmt und allen Kranken von Stande seine Karte schickt. Damit keiner ihm entgehe, unterhält er mehrere Leute, die in der Stadt umherziehen und sich erkundigen müssen, wo ein reicher Mann krank ist. Ein solcher Bote meldete denn vor Kurzem dem Doctor, der reiche Lord C., der Besitzer eines kostbaren Palastes in Oxfordstreet, liege im Sterben und würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Nacht nicht überleben. Der Doctor schickte sogleich seine Karte in den Palast und wartete; zu seiner Verwunderung kam aber Niemand. Es vergingen 2, 3, 8 Tage, ohne daß der Kranke etwas von sich hören ließ. „Sollte der Lord nicht gestorben sein? Ich werde mich selbst überzeugen," sprach der Doctor. Er zog den schwarzen Frack an und machte sich auf den Weg. „Nun," sagte er zu der Frau des Portiers, die er allein traf, „ist er endlich gestorben."

„Ach ja, Herr," antwortete die weichherzige Frau schluchzend. „Diesen Morgen ist er gestorben, der arme liebe Mann."

„Er hat sich viel Zeit dazu genommen. Führen Sie mich zu ihm, gute Frau."

Weinend gehorchte die Thürsteherin und führte den Doktor in eine schlechte Kammer, in welcher der Leichnam auf einem Bette lag, das keineswegs ein Paradebett war. „So sind die Menschen!" dachte der Doktor bei diesem Anblicke bei sich, „der Lord hat seinen Erben ein Einkommen von jährlich 10,000 Pfd. St. hinterlassen und kaum ist er todt, so verweisen sie seinen Körper in eine Rumpelkammer. Es ist nur gut, daß ich selbst gekommen bin, denn sicherlich hätten sie mich nicht rufen lassen."

Während dieser philosophischen Betrachtungen ging der Doktor ans Werk und verrichtete die Einbalsamirung. Dann eilte er nach Hause und ließ in mehrere Zeitungen die Anzeige einrücken:

„Der ehrenwerthe Lord C. ist in seinem Hause gestorben und man meldet uns, daß seine untröstliche Familie den berühmten Doctor * aufgefordert hat, den Leichnam nach dem Verfahren Gannals einzubalsamiren."

Auch seine Rechnung schickte der Doctor in das Haus des Lords und am andern Tage erhielt er folgendes Schreiben:

„Mein Herr, man weiß jetzt wirklich nicht, wer lebt und wer stirbt. Ich bin ein — lebender Beweis davon, wenn ich mich so ausdrücken darf, denn nach dem, was mir geschieht, werde ich selbst an meiner Existenz irre. Vor einigen Tagen versicherte mein Arzt auf seine Ehre, daß ich vollkommen von der schweren Krankheit, die mich befallen, hergestellt sei, und ich glaubte seinen Worten; heute aber lese ich in den Zeitungen, daß ich gestorben und einbalsamirt bin. Diese traurige Nachricht wird bestätigt durch die Rechnung, welche Sie mir gesandt haben und in der Sie 100 Pfd. St. für die Einbalsamirung meines Körpers verlangen. Es ist das viel Geld, da die Sache aber einmal geschehen ist, so haben Sie doch die Gefälligkeit, sich in meine Wohnung zu bemühen, damit wir mündlich über meine Einbalsamirung sprechen können.

Lord C."

Der englische Gannal, den dieser Brief, wie man wohl glauben wird, in einige Verlegenheit brachte, begab sich zu dem Verstorbenen und hier erhielt er die schmerzliche Ueberzeugung, daß er in seinem Eifer den Thürste-

der einbalsamirt hatte, der während der Krankheit seines Herrn plötzlich am Schlage gestorben war.

Veit Werner.

Eine wahre Begebenheit.

In einer der freundlichsten und belebtesten Straßen der Universitätsstadt R . . . k im M . . . . schen erblickt der Fremde nicht ohne Verwunderung zwischen zwei stattlichen Häusern einen öden, wüsten Platz, welchen eine zwei Fuß hohe Mauer umgränzt. Alles deutet darauf hin, daß hier ehedem gleichfalls ein Haus gestanden, und so ist es in der That; noch vor einigen Jahren bewohnte es Veit Werner mit seiner Familie, eine der rechtschaffensten, aber auch unglücklichsten und gräßlichsten Menschen.

Veit Werner, aus Hinterpommern gebürtig, trieb das Handwerk eines Tischlers, und war als fleißiger, tüchtiger Arbeiter bei seinen Kunden und Mitmeistern bekannt. Demohngeachtet lebte er lange Zeit in dürftigen Umständen, bis er, in schon vorgerücktem Alter, eine gleichfalls nicht mehr junge, aber begüterte Witwe heirathete.

Frau Susanna hatte aus ihrer ersten Ehe eine fast erwachsene Tochter, die sie, da ihre zweite Ehe kinderlos blieb, nur um so inniger liebte. Auch Werner bezeigte sich stets wahrhaft väterlich gegen Marie. Nichts ward versäumt, sie in allem Guten zu unterrichten, und es hatte den besten Anschein, als ob sie die frommen Wünsche ihrer Eltern erfüllen werde; wenn gleich dann und wann ihr Leichtsinn, und eine auffallende Eitelkeit, dem sorgsamen Pflegevater Veranlassung gaben zu ernster Mahnung.

Als Maria sechszehn Jahre zählte, begab es sich eines Tages, daß ein junger Geselle, Franz Decker aus dem Würtembergischen, beim Meister Werner Arbeit suchte und auch erhielt.

Mit einer höchst angenehmen Gestalt vereinigte Franz ein einschmeichelndes, gefälliges Betragen, was Wunder, wenn er auf das Herz der feurigen, unerfahrenen Marie einen tiefen Eindruck machte! — Er wußte dies schlau zu benutzen, und nach zwei Jahren, während welcher Zeit sein Betragen das Musterhafteste gewesen, vereinigten Werner und Mutter Susanne mit Freudenthränen seine und Marias Hände. — Nach der Hochzeit trat Werner seinem Schwiegersohn die Führung des Geschäfts ab, um die übrigen Jahre seines Lebens (er zählte schon Sechszig) mit seinem Weibe, unter seinen Kindern und Enkeln ruhig zu verleben.

Aber die unerforschliche Macht hatte es anders beschlossen. Marien's Mutter starb schnell und unerwartet, als jene den ersten Säugling in ihren Armen wiegte. Mit ihr starb das Glück des Hauses.

Tief trauerte Werner und Marie, doch größer war der Schmerz des Gatten, als der Tochter. — Franz zeigte keine Spur des Mitgefühls, ja es schien, als ob der traurige Vorfall ihn eher freue als betrübe, und er darauf rechne, daß auch Werner nun bald das Zeitliche segnen werde, wo er dann um so eher hoffen konnte, in unumschränkten Besitz des Vermögens zu kommen.

Ueberhaupt veränderte sich jetzt sein und Mariens Betragen gegen den alten Mann auf eine höchst unwürdige Art; und bald zeigte Franz sich unverholen in seiner wahren Gestalt. — Er war der heuchlerischste Bösewicht, dem Spiel und der Völlerei ergeben. Schein war sein ganzes früheres Betragen in Werners Hause gewesen, und er hielt sich jetzt für berechtigt, einzuholen, was er versäumt wider Willen; wohl wissend, daß der Stiefvater nicht Macht habe, ihn zu enterben, wenn nicht Maria sich von ihm trennen würde, und dem geschickt dadurch vorbeugend, daß er allen ihren Launen unbedingt huldigte, ja wo möglich ihre Begierden zu vermehren suchte.

Kein Wunder, wenn von nun an der sonst so blühende Hausstand fast gänzlich in Verfall gerieth. Werner bemerkte es mit tiefem Gram; er bat, er warnte — vergebens! kalt, höhnisch sogar wurden seine treugemeinten Worte aufgenommen, und boshaft lächelnd bemerkte Franz: „Er möge sich keine Sorge machen um Dinge, die ihm ganz gleichgültig sein könnten; genug, wenn es ihm nur an nichts fehle.“

Tief verletzt schwieg Werner für diesmal, aber das heillose Treiben, welches jetzt im Hause begann, regte ihn oft gewaltsam auf; und so geschah es, daß nun häufig lebhafte Wortwechsel zwischen ihm und seinen undankbaren Kindern statt fanden.

Sein einziger Trost nach solchen Stürmen waren seine beiden kleinen Enkel — ein Knabe und ein Mädchen. Sein Herz, dem Liebe ein unentbehrliches Bedürfniß war, wandte sich mit der rührendsten Zärtlichkeit zu ihnen, da ihre Eltern es verworfen hatten. Aber auch diese letzte Lebensfreude ward ihm geraubt, und auf eine Weise, die sein Wohlwollen in den grimmigsten Haß umwandelte, und den fürchterlichsten Plan in seiner Seele reifen ließ.

Die Kinder fingen an, ihn zu vermeiden; erst scheu und leise, endlich aber frech und lachend, nicht achtend, wenn er freundlich zu ihnen redete, und als er sie einstmals fragte: „Habt Ihr denn Euren alten Großvater gar nicht mehr lieb? antworte der Knabe trotzig: „He! willst Du mir und der Christel auch was vorpredigen, wie dem Vater und der Mutter, Du alter Narr?"

Erstarrend hörte Werner diese Worte. — „Hoho!" rief er endlich mit glühendem Blick, „hoho! es scheint, Ihr kennt das vierte Gebot noch nicht und Eure Aeltern haben's vergessen! — Aber nehmt Euch in Acht! es könnte Euch sonst auf eine absonderliche Weise gelehrt werden;" aber lächelnd und trällernd hüpften die kleinen Unholde davon, und der Alte verhüllte das Gesicht, dumpfe und unverständliche Worte murmelnd.

(Beschluß folgt.)

Eine irische Unterhaltung.

Vor einigen Wochen waren etwa 30 Irländer in dem Hause eines Freundes versammelt. Sie langweilten sich da und nahmen sich vor, auf irgend eine Weise sich zu unterhalten. Lange wußten sie nicht, was sie beginnen sollten, bis endlich Einer unter ihnen sagte: „ich habe letzthin den Assisen von Enniskillen beigewohnt und will Euch zeigen, wie man bei Criminalfällen verfährt." Der Vorschlag wurde freudig angenommen. Man stellte die Stühle in einer gewissen Ordnung auf, an das Ende des Zimmers den Stuhl des Präsidenten, rechts die Stühle für die Geschwornen und links den für den Angeklagten, der durch das Loos gewählt wurde. Die Sitzung begann. Der Generalanwalt setzte die Anklage auseinander; man hörte die Zeugen ab; der Vertheidiger des Angeklagten sprach für seinen Clienten, aber die Geschwornen erklärten denselben für schuldig, worauf der Präsident sein Haupt mit einem schwarzen Schleier verhüllte und in den bestimmten Ausdrücken das Todesurtheil verkündete. Vergebens bat der Angeklagte um Gnade; es wurde Befehl zur Hinrichtung gegeben. Man holte einen Strick und befestigte denselben an einen Balken an der Decke. Ein gewählter Henker stieg mit dem Verurtheilten auf einen Tisch, legte ihm den Strick um den Hals und stieß ihn dann vom Tische — in die Ewigkeit hinaus. Der Unglückliche zappelte und schrie entsetzlich; die Anwesenden aber glaubten, er scherze, und tanzten lachend um ihn herum. Endlich schwieg er und wurde ruhig; da erst beschloß man, ihn loszumachen. Aber es war zu spät. Der Unglückliche war bereits todt und alle angewendeten Mittel vermochten nicht, ihn wieder in das Leben zurückzurufen. — Jetzt hat sich die Justiz der Sache bemächtigt und die ganze Gesellschaft wird vor den wirklichen Assisen erscheinen.

Preßfreiheit.

1) Der Liberale.

So gebt doch nur die Pressen frei,
Ihr Herren, laßt Euch sagen!
Das Pressen bleibt Euch nebenbei —
Dann dürfen wir's doch klagen!

2) Der Legitime.

Freiheit der Pressen,
Das wär' ein Fressen!
Dann sagte Jeder frank und frei,
Daß sein Gegner ein Esel sei.
Und glaubte Jedem das Publikum,
Sie nähmen's am Ende gewaltig krumm!

Guter Rath.

Ihr Herren Potentaten,
Laßt Euch vernünftig rathen:
Verbietet nie ein Buch,
Es ist fürwahr nicht klug.
Denn: schrieb es ein Gescheidter,
Dringt's Euch zum Trotze weiter;
Ist das Geschreibsel dumm,
So kommt's von selber um!

(Rosen.)

Miscellen und Anekdoten.

(Böhmische Einfalt.) Ein böhmischer Bauernbursche sollte heirathen. Er fürchtete sich aber gar sehr vor der Ehe, und weinte bitterlich, wenn er dazu aufgefordert wurde. Der Vater tröstete ihn, sprach ihm Muth ein und sagte: „Alter Dummkopf! Was is denn ze f.rchten! Was machst fer Dalkereien? Mi schau an, hob i nit auch g'heirathet" — „Ih ha!" schluchzte der Junge, „Ihr hot g'heirath' de Mutter, ober i soll un muß nehme ani ganz fremde Perschon!"

— Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, die Moden-Damen unserer Tage litten noch jetzt an Vapeurs und Nervenleiden, sagt ein französisches Blatt. Die Nervenzufälle und die Vapeurs, welche unter den Römerinnen zur Zeit des Verfalles des Reiches entstanden und im 18. Jahrhundert wieder modisch waren, finden sich gegenwärtig höchstens noch in kleinen Provinzialstädten. Jetzt wird für die Modendamen die Krankheit ein politisches Regierungsmittel,

dessen sie sich mit aller Autorität eines absoluten Monarchen bedienen. Wir maßen uns nicht an, alle die vielfältigen Krankheiten einer Dame von Welt aufzählen zu wollen und führen nur die Cardinalleiden an, nämlich:

„1) Das Heimweh. 2) Die Schwindsucht. 3) Die Herzerweiterung. 4) Das chronische Magenleiden. 5) Nervenschwäche.

Alle diese Krankheiten haben den Zweck, der Dame mehr Freiheit zu verschaffen.

Das Heimweh verlangt gebieterisch, die Heimath jährlich einmal wiederzusehen, wenn die Leidende nicht sterben soll. Man giebt sie also der Heimath wieder, in der sie immer irgend einen — Cousin findet.

Die Schwindsucht, eine Brustkrankheit, trinkt Milch in den Kuhställen, seufzt mit der Nachtigall und schwärmt in der Natur — fern von dem Athem des Ehemannes.

Die Herzerweiterung hat nirgends Ruhe; sie besucht den Carneval in Paris, die Fastenzeit in Rom, bringt den Herbst am Rhein zu u. s. w.

Das chronische Magenleiden giebt der Frau unbeschränkte Gewalt; es ist das Joch, unter welches sich jeder Ehemann beugen muß und wäre er ein Spartacus. Für das Magenleiden schrieb Dante jene Worte in Feuerbuchstaben an die Pforte der Hölle: „Hier lasset alle Hoffnung!"

Die Nervenschwäche endlich verlangt unabweislich den Besuch von Bädern, in denen die Dame — Zerstreuung findet.

— Nicht nur wird in Polen Jeder sorgfältig nach seinen Titeln angeredet, nicht nur wird, wie in Deutschland, immer der Titel des Mannes auf die Frau übertragen, z. B. Panna Landhofmeisterin rc., sondern der Amtstitel des Vaters erbt sogar auf seine Kinder fort, so daß z. B. der Sohn eines Marschalls, so lange er noch kein eigenes Amt hat, immer Herr Marschallssohn (Pan Marschallikowitsch) genannt wird. Ja man läßt dies sogar auf die Enkel übergehen, so daß, wenn weder Sohn, noch Enkel einen Titel erwarben, beide nach dem Titel des Großvaters genannt werden, z. B. Marschallikowitschowitsch (Herr Marschallsohnessohn.)

— In Amerika scheint wirklich eine Umwandlung nahe zu sein, denn die Amerikaner fangen an, galant zu werden. Bei einem großen Festmahle wurde kürzlich folgender Toast ausgebracht: „Die Frauen, die allein erträgliche Aristokratie, die herrschen ohne Gesetze, richten ohne Jury, entscheiden ohne weitere Appellation und — doch nie Unrecht haben!"

— Die Portugiesen beschwören die gesammte Christenheit, doch ihren Wein trinken zu helfen, da sie nicht mehr wüßten, wohin mit der edlen Gottesgabe. Es liegen in Oporto und in London allein 275,000 Pipen Portwein (die Pipe hat ungefähr 25 Cubikfuß Flüssigkeit), zu deren Absatz keine Aussicht vorhanden ist, und jährlich kommen etwa 80,000 Pipen mehr dazu. Es giebt also jetzt eine viertel Million Pipen, die in den Privatkellern nicht mitgerechnet, oder 6,250,000 Cubikfuß Portwein, so viel, daß man einen Portweinsee zu bilden vermöchte, auf welchem alle Flotten Europas schwimmen könnten. Von dieser Weinmenge liegen in London, in den Kellern der westindischen Docks, welche, beiläufig gesagt, die größten Keller in der Welt sind, 23,000 Pipen. —

— Ein Londoner Kaufmann suchte vor Kurzem durch die Zeitungen einen Commis, der an „ein eingezogenes Leben gewöhnt sei, worauf sich ein Mann meldete, der zu seiner Empfehlung darthat, daß er sieben Jahre im Gefängnisse gesessen habe. —

— Vor Kurzem starb in London der berühmte Kunstreiter Ducrow, der öfters folgenden Vorfall erzählte: Als er einst als Knabe mit der Gesellschaft seines Vaters in Bath war, stürzte er bei einer Vorstellung vom Pferde und brach ein Bein. Fünf Minuten darauf hörte das Publikum den Knaben, der fort getragen worden war, jämmerlich schreien; — sein Vater hieb ihn im Stalle mit der Reitpeitsche dafür, daß er das Bein gebrochen hatte.

— Seit im J. 1827 ein spekulativer Kaufmann in Boston auf den Gedanken kam, die Antillen mit Eis zu versorgen, hat der amerikanische Eishandel eine sehr bedeutende Ausdehnung erlangt. Amerikanische Schiffe, die nur mit Eis beladen sind, bringen ihre seltsame Fracht bis nach Ostindien und nach Canton und im Jahre 1841 betrug die Einnahme davon über 600,000 Dollars. Die Hindus sagen, wenn sie das kalte Eis angreifen: „Es brennt."

(Das Gericht der Störche.) Wir kamen, erzählt der Capitain eines französischen Schiffes, in dem Hafen von Zeitouni an und landeten. Ich fand eine Wohnung in einem der besten Häuser an einem mit hohen Bäumen besetzten Platze. Am andern Morgen erblickte ich auf einem dieser Bäume ein Storchnest und der Wirth erzählte mir, die Eier würden bald ausgebrütet sein und es stehe uns ein interessantes Schauspiel bevor, da er die Storcheier weggenommen und Hühnereier an deren Stelle gelegt habe. Die Störche sind bekanntlich in den griechischen Städten ein Gegenstand abergläubischer Verehrung; Niemand wagt sie zu stören; überall heißt man sie willkommen. Zwei Tage nach meiner Ankunft waren die Eier in dem erwähnten Neste ausgebrütet; die Störchin sah überrascht und verwundert die fremden Wesen an, die unter ihren Flügeln piepten. Offenbar fühlte sie tiefen Schmerz, denn als ihr Männchen ankam und ihren Platz im Neste einnehmen wollte, rührte sie sich nicht von der Stelle und sah ihn mit traurigen Blicken an. Der Storch flog wieder fort und kam nach einiger Zeit von Neuem zurück, aber auch da konnte er sein Weibchen nicht vermögen, das Nest zu verlassen, in welchem sie mit ausgebreiteten Flügeln die Jungen zu verbergen suchte.

Dieses Nest war also der Ort der Trauer geworden; in dem Storche regte sich der Argwohn und er wollte mit Gewalt in dasselbe eindringen; das Weibchen suchte ihn zwar an der Befriedigung seiner wohlbegründeten Neugierde zu verhindern, endlich aber erblickte er doch die kleinen Vögel, von denen einige unter den Flügeln ihrer Pflegemutter hervorbrachen. Es konnte also kein Zweifel mehr statt finden, es waren Hühner, Kinder eines fremden Geschlechts. Der Storch flog empört von dannen, um eine Versammlung von Störchen zu berufen. Eine große Anzahl dieser Vögel kam von allen Seiten herbei und ließen sich schreiend auf den Bäumen und Häusern nieder; die Berathung war stürmisch und währte lange; endlich vereinigten sie sich zu einem energischen Entschlusse. Die ganze Schaar begab sich in Masse zu dem Baume, welcher das verabscheute Nest trug.

Nun wurden wir Zeugen eines Volksgerichts. Es bildete sich ein großer Kreis um das Nest. Die Störche fielen die

schuldbeladene Störchin an, zerhackten sie mit ihren Schnäbeln, und warfen endlich den verstümmelten Leichnam auf den Boden herunter. Dann kam die Reihe an die Hühnerchen, die augenblicklich massacrirt und herunter geschleudert wurden. Auch das Nest blieb nicht verschont, sondern wurde völlig zerstört. Nachdem diese unerhört strenge Strafe der Untreue vollzogen war, schwebten die Störche noch eine Zeit lang mit Triumphgeschrei über dem Schauplatze, bis sie sich einzeln nach allen Richtungen hin wieder entfernten.

— Als der berühmte Doctor Darwin an Benjamin Franklin schrieb, um ihm Glück zu wünschen, daß er die Philosophie mit der modernen Wissenschaft vereinigt habe, setzte er auf seinen Brief keine weitere Adresse, als: „Doctor Franklin in Amerika.“ Er bemerkte dabei, daß er gern eine noch schmeichelhaftere Adresse gewählt hätte, die nämlich: „Doctor Franklin in der Welt.“

Der Brief erreichte den Weisen, der zuerst dem Blitze seine unheilbringende Macht raubte, denn es erfolgte eine Antwort, welche in dem geselligen Kreise des Doctors Darwin gezeigt wurde, wo man gezweifelt hatte, daß der Brief in Franklins Hände gelangen werde; daß dies wirklich geschah, war ein schöner Triumph des Genies, dessen Vaterland die Welt ist.

Als Doctor Darwin kränklich ward, ritt er täglich über Land, bald hier hin, bald dort hin, so daß man ihn fast nie zu Hause fand. Hierauf anspielend addressirte eines Tages ein Witzling seinen Brief an: „Doctor Darwin unterwegs!“

(Seltsamer Lockenraub.) Kürzlich ging ein hübsches Mädchen in Paris mit blonden Locken über die Straße, da stürzt ein Mensch mit einer großen Scheere ihr entgegen und schneidet ihr eine Locke ab. Auf das Geschrei der Armen eilen Leute herbei, die den Thäter fangen. Vor den Kommissär geführt, sagte er aus, daß er sich den Hergang selbst nicht erklären könne, daß er beim Anblick der wunderschönen Haare außer sich gerieth, daß ihn ein Schwindel erfaßte und daß er am Ende nicht anders konnte, als sich in den Besitz einer Locke zu setzen. Es ward erwiesen, daß er das Mädchen nicht kannte, ja dieselbe nie zuvor gesehen hatte. Er wurde zu einer Geldstrafe von 50 Franks verurtheilt. So schön auch die Haare gewesen sein mögen, dennoch ein zu theurer Preis für eine einzige Locke derselben.

Auflösung des Räthsels in No. 4: **Wallfisch.**

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man wird auf den Hüten viele Blumen tragen. Sicherlich trägt man vorn offene Ueberwürfe, denn diese Mode sieht sehr gut aus; das Unterkleid muß gestickt sein. Die Kleider sind noch immer sehr lang, und mit Recht, denn nichts ist häßlicher, als ein kurzes Kleid.

Man wird viele Langshawls und Mantillen tragen; die letztern sind mit dicken Rüchen oder mit Volants von gleichem Stoffe garnirt; einige haben ganz genau die Form der Mantille unserer Großmütter, denn alle alten Moden kehren unaufhaltsam zurück, so z. B. auch die der Täschchen, die man sehr klein und sehr reich trägt und an den Gürtel hängt, was sehr gut aussieht.

Die Aermel sind noch eng; die offenen werden mit den ersten schönen Tagen zum Vorschein kommen. Alle Damen tragen Camail-Pelerinen von dem Stoffe des Kleides, weshalb sie bald wieder verschwinden werden; vorzuziehen ist eine Pelerine von schwarzen Spitzen, mit farbiger Florence gefüttert.

Die gestreiften Stoffe sind sehr modisch; so hat man z. B. pfirsichblüthfarbigen Taffet mit kleinen smaragdgrünen satinirten Streifen, der vortrefflich aussieht; ferner dunkelblauen Pour de Soie mit weißen fast unbemerklichen Streifen; Frühlingspekin mit breiten feuerrothen und schwarzen Streifen &c.

Die Wollenmousline scheinen gänzlich durch den Barège verdrängt zu sein, der theils aus Wolle und Seide, theils blos aus Wolle besteht und die Gunst der Damenwelt mit dem Wollen-Organdis, dem glasirten Taffet, dem gewässerten Foulards, dem Sommer-Barpours &c. theilt. Die meisten Kleiderstoffe für den Frühling sind entweder gestreift oder haben laufende Muster. Bei den Promenaden- und einfachen Kleidern sind die Schneppenleibchen weniger beliebt; man zieht das Leibchen à l'Amazone vor, das sich besser zu Stickereien eignet; dazu passen auch die engen Aermel und großen Pelerinen. Auch die Ueberrocksform findet Beifall und man trägt dazu meist die sogenannte Cardinal-Pelerine. Die Modefarben sind: orange, granatfarbig, vergißmeinnichtblau, besonders aber grau und grün.

Pompadour-Crispinen, rund herum mit seidenen Spitzen besetzt und eine große Pelerine, Trabees genannt, die bis an das Knie reicht, sind von Seide und haben Armlöcher oder lassen sich durch einen Zug emporziehen; sie sind mit einer rosa Rüche besetzt. Langshawls von Sammet, auch gestickt in türkischen Mustern, von Atlas, chinesischem Foulards, nebst Cashemirshawls gehören zu den Neuigkeiten.

Atlas, Reisstroh und Crepp sind die Stoffe, welche man zu Hüten verwendet; die Façon derselben nähert sich jener der Bibis und die Blumen steckt man nicht mehr hängend, sondern stehend an; rosa, strohfarben, lichtgrün sind die beliebtesten Farben. Die Capote von weißem Atlas füttert man mit rosa.

Die Kleider werden meist mit rundem Gürtel und glattem Leibchen gemacht, das aber fast ganz durch die Cardinal-Pelerine bedeckt ist, welche allgemeinen Beifall findet, aber eigentlich nur in hellen Farben gut aussieht. Alle Kleider bilden hinten noch immer eine Art Schleppe wie früher.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 6. (Sonnabend, den 7. Mai.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Moderne Liebe.

Ein schwieriges Rechenexempel
Ist heuer die Liebe geworden;
Sie sieht nur auf Aktien, Stempel
Und Titel und Wechsel und Orden.
Vorbei ist sie längst, die arkadische Zeit,
Wo Liebe um Liebe treuinnig gefreit.

Am murmelnden Quell', überschattet von Palmen,
Da kosten umschlungen einst Hirtin und Schäfer,
Das Herz eingewiegt von harmonischen Psalmen —
Am Busen der Treue glückselige Schläfer!
Das Leben ein frühroth-durchschimmerter Traum —
Für die Lieb' und den Frieden auf Erden nur Raum!

Da brachen die Kämpfe, die Herrschsucht herein,
Und der Stärke gehorchte die Welt,
Da ward, ohne Rücksicht auf Liebe und Schein,
Nur die Größe zur Größe gesellt.
Das gab ein spartanisch-kriegstüchtig Geschlecht,
Nachkommen haßmuthig, herkulisch und ächt.

Und Speere und Dunkel und Adel
Bewältigten später die Länder;
Da herrschte das Blut ohne Tadel,
Das knüpft' ebenbürtige Bänder.
Zu Tugend und Ruhm verhalf einzig das Blut:
War dieses nur gleich, war die Ehe auch gut.

Das Vollblut stand damals in Ehren
Bei Menschen, wie jetzt kaum bei Pferden.
Wollte Lieb' einmal Herzen bethören,
Dem Blut mußt' geopfert sie werden.
Und gilt jetzt das Blut nicht, so gilt doch das Geld,
Um's Geld dreht sich Ehre und Liebe und Welt!

Jetzt gilt es fein klug spekuliren
Auf Sippschaft, Rang, Erbschaft und Stand,
Zusammen zu reih'n, zu summiren —
Ach, zum Lieben gehört viel Verstand!
Wohl auch Schönheit und Witz wird in Rechnung gebracht;
Stimmt die Prob' aber nicht, wirst Du derb noch verlacht!

Kurz, ob Körperbau, Blut oder Schätze
Den Ausschlag beim Ehebund gaben;
Die Liebe flocht nie ihre Netze —
Die liegt in Arkadien begraben.
Verachtend, schlau klügelnd hat sie der Verstand
In's Traumland der Kindheit und Thorheit gebannt.

Entheiligt, von Grund aus zerstöret
Ward der Liebe geweiheter Tempel.
Seit sich Selbstsucht zur Gottheit empöret,
Sank herab sie zum Rechenexempel. —
Und es war und bleibt immer der nämliche Graus:
Auf's Multipliciren, da kommt es hinaus!!

Friedrich Viktor.

Das weibliche Geschlecht bei den Heiden.

Unter Heiden wollen wir alle nichtchristlichen Völker verstehen, den Orient, die Türkei, Persien, Indien, China, alle wilden Völker. Ueberall unter den sonst verschiedensten Völkerstämmen, wohin der sittige Athem des Christenthums noch nicht drang, fehlt die heilige Quelle alles Lebens für Herz und Gemüth, Gefühl und Humanität, die Würze der Staaten, Literaturen, die Wurzel aller Geistesblüthen, die Familie. Das Wort Familie hängt mit femina und Frau im Sprach-Organismus zusammen, (obgleich ich weiß, daß die Philosophie die Familie von famulus herleitet); und so kommt es historisch und der Idee nach heraus, daß das weibliche Geschlecht in seiner Berechtigung und Anerkennung die eigentliche Quelle und Wurzel der Familie ist. Die Heiden, die vom wirklich göttlichen Gott nichts wissen, wissen auch nichts von der geistigen Bedeutung des Weibes und haben keine Ahnung vom christlichen Familien- und Hauswesen, welches namentlich in Deutschland zu seiner schönsten Blüthe trieb. Der Orient hat Harems, Menagerien von Frauen. Der Mann ist nicht Gatte, sondern Herr und Eigenthümer der unglücklichen Werkzeuge seiner Sinnlichkeit; er wählt unter ihnen nach augenblicklicher Neigung und Laune. Man bemerkt unter diesen Heerden menschlicher Wesen, die ohne Unterricht, ohne irgend eine Kenntniß, ohne Gefühl und Gedanken vom Herrn gefüttert und gemästet werden, wie die Bewohner der Käfige des Van Aken, keine Spur von häuslichem Glück, keine Spur von der sittlichen, zarten Atmosphäre, die eine liebende, geliebte deutsche Hausfrau so heilig und liebenswürdig, so stark und so weich zugleich macht; „die Sittlichkeit umgiebt, wie eine Mauer, das zarte, leichtverletzliche Geschlecht.“ — Der Muselmann, der gleichzeitig vier rechtmäßige Frauen und eben so viel Concubinen haben kann, als er will, dem es frei steht, diese letztern beliebig zu behandeln und zu verändern, betrachtet seinen Harem, wie wir unsere Gärten mit ihren Blumen und Früchten. Wir können Blumen brechen, Bäume pflanzen und ausrotten, wie's uns beliebt; so kann der Heide seine Frauen vermehren und vermindern, mißhandeln, tödten, kein Hahn kräht darnach. Hier findet man deshalb keine Spur von unserm Heimisch, von häuslichem Heerd, von dem traulichen Familienkreis mit seinen innigen Gemüthsfreuden, seinen Sorgen, welche die Liebe weiht, seinen treulichen an einander sich hingebenden Neigungen, gemeinschaftlichen Genüssen und Qualen. Eine noch schrecklichere Thatsache ist es, daß der Kindermord, als schauderhafte Folge der Vielweiberei, bei allen heidnischen Völkern zur Gewohnheit und Sitte geworden ist. Ein schottischer Missionär erzählt, daß der Stamm der Minas an einem Tage vor seinen Augen 1000 kleine Mädchen getödtet habe. Und in Peking, der Hauptstadt des himmlischen Reiches, werden alljährlich 4000 Kinder von Elternhand umgebracht. Die meisten jungen Mädchen, erzählt ein Missionär in China, werden unmittelbar nach ihrer Geburt beseitigt. Dies gesetzliche Verbrechen ist so allgemein, daß Niemand mehr darauf achtet. Nur der Tag, wo arme kleine Mädchen gleich in Menge ersäuft werden, hat etwas Volksfestliches. Die Verachtung gegen das weibliche Geschlecht in China ist so groß, daß es der Anstand verbietet, Eltern nach dem Befinden ihrer Töchter zu fragen, oder sich zu erkundigen, ob sie deren haben. Im Durchschnitt werden in Peking täglich 25 — 30 neugeborne Mädchen eigenhändig von den Eltern getödtet. Eine natürliche Folge des geringen Werthes, den man bei allen heidnischen Völkern auf das Leben der Weiber legt, erklärt die zahlreichen Selbstmorde von deren Seite. Nach Angabe Anderer werden in der Hauptstadt des himmlischen Reiches sogar 9000 Mädchen jährlich umgebracht und ehe die Engländer in Indien herrschten, wurden alljährlich gegen 40,000 Frauen mit den Leichen ihrer Männer verbrannt. Vor solchen Umständen verschwindet allenfalls das formelle Unrecht, womit die Engländer jetzt China bekriegen. Mag in ihren Schiffen Opium kommen, so kommt doch zugleich ein Gegengift wider dieses Gift der gräßlichsten Sittenlosigkeit.

Drei Tage aus dem Leben eines Schulmeisters.

Von

Theodorus.

(Fortsetzung.)

In der Mühle behagte es Herrn Niclas ganz besonders und er erwarb sich vorzüglich die Gunst der Müllerin, da er von Zeit zu Zeit ihren Haus- und Lieblingskater Murr eines freundlichen Blickes würdigte und ihm sogar unter schönen Redensarten das Fell strich. Murr saß auf dem Schooß der Frau Müllerin und nahm aus ihrer Hand die besten Bissen, denn er war gleichsam Mitglied der Familie und Wehe dem, der es gewagt, ihm ein Leid zuzufügen. Nach dem Frühstück ergingen sich

die Schulmeister in dem Garten; da kam der Knappe mit einer Angelruthe und lud Beide ein, mit zu fischen, denn am Mühlweg ständen jetzt Hechte von bedeutender Größe, und mit Gründlingen, die an den Angelhaken befestigt würden, ziehe man sie heraus.

Freudig wurde das Anerbieten angenommen. Der Knappe holte noch zwei Angelruthen, befestigte an jede ein Fischlein und gab Lehre zum Hechtfang mit der Angel, was man Tütschen nenne, indem der Fraß nur gleichsam in das Wasser hineingetütscht werden müsse und der Hecht darauf losfahre. — Als Niclas die Sache begriffen, schickte er sich, wiewohl etwas tölpisch, zum Werke an und tütschte nach der Theorie des Knappen. Es nippelte aber nicht ein einzigmal, wie sehr er auch spähte und blickte. Endlich wurde ihm der Arm müde, er zog die Angel mit dem angehäkelten Fischchen heraus und legte sie hinter sich in das Gras. Als er einige Zeit gedankenlos nach seinen Mitgenossen hingeschaut, die ein Streckchen davon ebenfalls ihr Heil versuchten und emsig ihr Werk vollführten, bewegte sich plötzlich der Angelstock. Niclas hob sie empor; ein panischer Schreck fuhr ihm durch alle Glieder. Der Kater Murr, der langsam herbeigeschlichen und das Fischchen im Grase erblickt, hatte nicht versäumt, dasselbe zu verschlucken. Da hing der Kater an der Angel und machte gar wunderliche und entsetzliche Sprünge. Niclas schrie aus Leibeskräften: Hülfe! — Sein Freund und der Knappe, als sie die Angelruthe sahen, die einem gekrümmten Sprenkel glich, kamen hastig herzugerannt, denn sie glaubten nicht anders, der Bedrängte habe einen Hecht von wenigstens sechs Pfund herausgeholt.

Niclas stand blaß und regungslos da, wie die Mehlsäcke in der Mühle, der Knappe wagte sich zuerst an den geangelten Kater, welcher wie toll emporsprang und die Angler umkreiste. Jetzt gingen alle Drei auf den Angehäkelten los, um ihn aus seinen Fesseln zu befreien; doch kaum hatten sie ihn angerührt, als er um sich herumkratzte und mit starken Schritten auf Niclas losging, den er als den Schuldigen und als die Ursache seiner Gefangenschaft zu betrachten schien.

Niclas wurde durch den Kater förmlich in die Flucht geschlagen und lief, als wenn die Kosaken hinterher wären. Da schnitt ihm die Frau Müllerin den Weg ab. Aus den Fenstern der Mehlstube hatte sie die Geschäftigen gesehen. Sie wähnte, Niclas habe einen glücklichen Fang gethan und wollte ihm ihre Freude und ihren Dank bezeigen. Da sah sie ihren guten Murr mit der Angelruthe angesetzt kommen. Sie rang die Hände ob des Harpunirten, der jetzt mit tollen Sprüngen nach der Wiese lief, obgleich die Angelruthe gar gewaltig seine Flucht hemmte. Der Müller, durch das Getümmel aufmerksam gemacht, öffnete das Fenster, als seine Frau nach Hilfe rief. Da er nur drei Personen erblickte, indem Niclas die Flucht ergriffen hatte, schrie er: „Um des Himmels Willen! — der fremde Schulmeister ist gewiß in das Wasser gefallen!" — Wie der Blitz fuhr er zur Thür hinaus. Der Knecht und die Magd hinterdrein. Die ganze Mühle kam in Aufruhr. Ein Arbeiter aus der Sägemühle zog schon im Laufen die Jacke aus, um den Versunkenen aus den Fluthen zu retten. — Als sie die Verschluckungsgeschichte vernommen und die Müllerin einen Preis von zwei Metzen Waizenmehl aussetzte, wer den Unglücklichen einfange und hakenlos in ihre Arme liefere, rannte das Dienstpersonal auf den Kater los. Der Knecht, der sich, uneingedenk der Rettungsmetze, bei der Frau Müllerin besonders insinuiren wollte, zeigte seine Schnellfüßigkeit in ganzer Glorie. Schon war er dem Flüchtigen auf etliche Schritte nahe gekommen, es bedurfte nur noch eines Trittes, um auf die Schnur oder auf die Angelruthe zu treten und so die Flucht zu hemmen, da trat er mit seinen Zweckenstiefeln auf den Stock und — knick, brach er oben in der Dünne entzwei.

Jetzt hatte der Kater nur noch ein kleines Schwippchen hinter sich herzuschleppen, weßhalb er eiliger seinen Lauf begann und seine Schritte nach dem Mühlhofe lenkte. Die Rettungscommission im Trabe hinterdrein. — Bis jetzt litt nur der Kater; jetzt kamen auch Menschen an die Reihe. Der Knappe fiel in blinder Wuth über einen Schubkarren und der Knecht rannte die Milchfrau über den Haufen, daß die Scherben umherflogen und die Milch in der Gosse rieselte, als ob ein Platzregen gefallen wäre. — Welcher Tumult, welche Verwirrung! — Der Knappe stand hinkend auf und blickte auf die Erde, wo sein Meerschaumkopf aus der nagelneuen Tabackspfeife zertrümmert da lag. Die dicke Hausmagd war ganz außer Athem und pustete wie ein Truthahn. Keuchend nahte sie sich der Müllerin, die laut wehklagte über das Schicksal des guten Murr, der jetzt in den Garten sprang und sich den höchsten Gipfel eines Birnbaums zum Asyl auserkor. — Da saß der Gute oben und hustete herunter in den Grasgarten, wo sich die ganze Schaar versammelt hatte. Die Müllerin war aufgelöst in Wehmuth. Ach! nicht im weichen Schooß, nicht in des Bettes Flaum, nein! unterm freien Himmel, inmitten der dornigen Aeste des Birnbaums sollte der Liebling ihres Herzens sein Leben schwinden sehen. Begeistert griff sie in die Tasche ihrer Schürze und hielt einen Zwanzigkreuzer in die Höhe. Zwei Metzen Mehl

und einen Zwanzigkreuzer, wer den Kater in ihre Hände und dem Leben zurück giebt. Dies war ein mächtiger Impuls. Der Knecht wagte Blut und Leben. Er maaß die Tiefe des Schmerzes seiner Gebieterin und die Höhe des Birnbaumes, legte mit Todesverachtung die Jacke nebst Mütze bei Seite und stieg kühn hinan in des Fruchtbaums Räume. Schon schwebte er zehn bis zwölf Ellen über der Meeresfläche, schon hatte er das Schwipphen erfaßt, an das die Angelschnur befestigt war und wollte weiter emporklimmen, da fuhr das rechte Bein unterm Rumpfe hinweg, er rutschte eine Manneshöhe herab und riß durch diesen Gewaltstreich den Haken sammt dem Fischlein aus dem Schlunde des geängstigten Katers, daß Murr pustend mit herabrollte und schnurstracks in das Mühlgehöfte lief.

Der Knecht nahm die Belohnung in Empfang. Jauchzend lief die Müllerin zurück und das Dienstpersonal ging wieder an seine Arbeit. —

Niclas saß mit seinem Freunde daheim und zog in Erwägung: ob der Kater wohl den Weg alles Fleisches gehen müsse, wenn nicht eine rettende Hand eingreife. Die Gnade der Müllerin war für immer verscherzt. Dabei hatten sie noch eine halbe Flasche Wein zurück lassen müssen, die noch auf dem Tische stand, zur Erquikkung nach dem Hechtfange bestimmt. Dem Schulmeister war die Geschichte unangenehm, denn er war regelmäßig Sonntags und Mittwochs in der Mühle zu Tische und zur Zeit der Feiertage errang der aus der Mühle geschickte Kuchen gewiß stets den Preis über die anderen Leckerspenden. Er brach daher das Gespräch ab und eröffnete jetzt seinem Freunde Niclas, daß er Schriftsteller geworden sei, Erläuterungen zum kleinen Katechismus geschrieben, und selbige einer renommirten Buchhandlung in der Stadt angeboten habe. Niclas umarmte vor Freuden den Autor, der sich wie ein gekrönter Poet erhob und dem Erstaunten verkündigte, daß er eine zweite Schrift unter der Feder habe, die den Titel führe: Der Schulmeister im natürlichen Gewande, oder: Der Cantor vor, während und nach der Schule. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Schulamts-Candidaten, herausgegeben von einem Schulmeister aus Neigung. —

Jetzt war Niclas nahe daran, seine Perücke vor dem Genie abzunehmen. Der Name seines Freundes mit großen Buchstaben im Meßcatalog! ein Werk in die Welt zu Nutz und Frommen seiner Zeitgenossen! ein Belobigungsschreiben aus der Kanzlei des Consistorii! eine Buchhändleranzeige im Wochenblatt! eine Recension in der Kirchen- und Schulzeitung! Honorar vom Verleger und Ruhm, Ruhm im Angesicht des Volkes!! Hier stürzte er an das Clavier und spielte vor Freuden: „Den König segne Gott!" — Der Autor ließ seinen Cantorbaß ertönen und Niclas stimmte fistulirend mit d'rein.

Als sie Beide dem Gesange freien Lauf ließen, öffnete sich die Thür. Der Verwalter trat herein und frug an: ob die Herren mit nach der Stadt fahren wollten, er habe noch zwei Sitze im Wagen. — In der Stadt war Jahrmarkt, in der Stadt wohnte der Buchhändler, der noch keine Resolution auf den Brief ertheilt, der das Manuscript begleitet hatte. — Mit Freuden wurde das Anerbieten angenommen und in einer halben Stunde hielt der Wagen vor dem Schulhause. Niclas, schönstens geputzt, stieg zuerst hinein. Hinter ihm folgte der schreibselige Pädagog, der ein halb Schock Probebogen von dem neuen Werke gewichtig in der Hand trug. Der Knecht hieb auf die Pferde und der Wagen rollte nach der Stadt, die zwei Meilen von Dornbach entfernt lag.

Im Wagen wurde viel von dem Manuscript gesprochen und Pläne für die Zukunft geschmiedet. Niclas berechnete das Honorar schon bis zur zehnten Auflage und sah sich im Geiste mit seinem Freunde auf einem prächtigen Rittergute den Musen opfern. Schon hatten sie die große Hälfte des Weges zurückgelegt, als auf des Kutschers „Brrr!" die Pferde vor einer Schenke fast von selbst still hielten. Hier stiegen die drei Männer aus. Niclas und sein Freund trugen das Manuscript vierhändig in die Gaststube, wo es äußerst lebhaft zuging, indem wegen des Jahrmarktes in der Stadt hier ein reger Verkehr war. Handelsjuden, Bauern und Marktleute füllten die Stube, während ein alter Stelzfuß in der Ecke seine Drehorgel erschallen ließ.

Der Verwalter machte es sich zur Ehre, die beiden Schulmeister mit Punsch zu tractiren, die sich schon ein Warmbier auf gemeinschaftliche Kosten bestellt hatten. Die Gläser dampften und das aromatische erquickende Naß wurde mit ungemeiner Heiterkeit vertilgt. — Als die Gläser unter gewöhnlichen Complimenten und Redensarten geleert und zur Nagelprobe fähig waren, ließ der Verwalter eine zweite Auflage mit vermehrten Verbesserungen und Zusätzen ergehen, denn frischer Kuchen, der so eben aus dem Backofen kam, lief noch nebenbei. Niclas wurde ungemein fröhlich und knipp sogar unter einer Fluth von Witzchen einem Paar Harfenmädchen in die Wangen, die hier Rast hielten und dann nach der Stadt gehen wollten. Jetzt trieb der Verwalter an, die Gläser auszutrinken, indem die Pferde erhitzt wären und nicht länger in der Kälte stehen dürften. Eilig schlürfte Niclas den Rest des Punsches hinunter und warf in der

Thür den Sängerinnen noch verliebte Blicke zu. Ach! wie gern hätte er den barmherzigen Samariter gespielt und die Holden mit in den Wagen genommen. Gern hätte er sich an die Seite gedrückt oder noch lieber eine derselben auf den Schooß genommen, wenn er nicht eine abschlägliche Antwort vom Verwalter hätte befürchten müssen.

Hastig und vom Geist des Punsches aufgeregt, stiegen sie wieder in den Wagen. Der Knecht hieb auf, und wie vom Sturm getrieben, jagte die Kalesche die Landstraße hinunter. Da griff der Schulmeister in seine Rocktasche und wurde blaß wie eine Kalkwand. Wie ein Kreisel drehte er sich nach dem Kutscher um und schrie: „Halt! Halt! — Mein Manuscript!" — Der Kutscher hielt an, Niclas öffnete den Schlag und im Nu sprangen die Erhitzten heraus, daß sie mit den Köpfen carambolirten. Das Manuscript, den Freipaß in die Unsterblichkeit, hatten sie Beide im Fenster der Wirthshausstube liegen lassen. Jetzt hieß es: „Kehrt Euch!" — Mit Doublirschritten, 130 in der Minute, stürmten sie auf das Wirthshaus zu. Beide traten zugleich in die Gaststube. — O Unheil und Mißgeschick! — Die Wirthin hatte das Manuscript für altes Papier gehalten, das ihr Mann in das Fenster gelegt, um Kuchen hineinzuwickeln. Inmitten des warmen Rosinen- und Käsekuchens lag „der Schulmeister im natürlichen Gewande." So eben hatte die Wirthin an einen Bauersmann und an zwei Handelsjuden ein Pak Kuchen verkauft und drei bis vier Bogen des theuern Manuscriptes als Umschlag dazu verwendet. Ein Blick auf das halbe Blatt, das noch da lag, lehrte den Autor, daß das wichtigste Capitel in alle Welt gewandert sei. — „Hinaus! — Nach!" schrie er mit entsetzlicher Stimme und faßte seinen Freund Niclas am Rockzipfel. Wie eine Windsbraut stürmten sie hinaus und spähten mit Argusaugen nach den Entführern des Manuscriptes. Der Bauer ging links, die Juden den entgegengesetzten Weg. Schnell entschied der Augenblick, denn ein tüchtiger Feldherr ist immer schlagfertig. Niclas erkor sich die Hebräer, sein Freund den harmlosen Landmann, der im ruhigsten Bierwagenschritt einen Feldweg einschlug, während aus seiner großen Rocktasche das Papier verrätherisch herausblickte.

In wenig Minuten war er dem Näherstande auf den Fersen. Da der lockere Feldboden gewaltig die Tritte des Verfolgers dämpfte, so hörte der Erstere nicht das mindeste Geräusch. Wie erstaunte er aber, als eine fremde Hand in seine Tasche griff und ohne weitere Umstände den Inhalt derselben herausziehen wollte. Der Schulmeister, dem es an Athem fehlte, in der Geschwindigkeit Entschuldigungen und Partialerklärungen von Stapel gehen zu lassen, wurde gar unsanft von dem Sohne des Feldes begrüßt. Mit nerviger Faust packte er den Kuchendieb und wollte ihn zu Boden werfen, als sich die Sprache einstellte und gütliche Verhandlungen sich zu entfalten begannen, die ein günstiges Resultat herbeiführten.

Triumphirend hob er die eroberten Bogen gen Himmel und bedankte sich tausendmal bei dem Dörfler, der um Verzeihung bat, wenn ein Fehler eingelaufen sein sollte. — Jetzt flankirten seine Augen links und rechts. — O herbes Loos! o Bitterkeit! — Niclas war mit den Kindern Israels in Kampf gerathen und nach scharfer Ocular-Inspection schien das alte Testament den Sieg davon zu tragen. Jetzt war Hülfe nöthig. Wie der alte Ziethen aus dem Busch stürmte er auf die nicht Schweinefleisch essenden Jünger des Mercur zu und drohte mit erhobener Faust Genugthuung und Rache. Muthig erschien er auf dem Kampfplatze, wo Niclas ruhmvoll für die Literatur eine Lanze gebrochen und bereits den Schächern mit salzigen Redensarten den Pelz bis auf den untersten Zipfel gewaschen. Dem Bauer war es gleich, ob der Kuchen ohne Hülle in seiner Tasche stecke, die Juden aber wollten nichts davon wissen, wie sehr auch Niclas seine rhetorische Kraft entwickelte. — Geld ist ein allmächtiger Gott; dies wußte der Autor nur zu gut und mit erhabener Stimme bot er zwei Groschen für die Auslieferung der Papiere. Das wirkte. Ein Lüneburger Rößlein zog die Kinder des Geistes aus des Kaftans düstern Gründen und alle Fehde mit den Hebräern hatte ein Ende.

(Beschluß folgt.)

Veit Werner.

Eine wahre Begebenheit.

(Beschluß.)

Immer toller und ausgelassener ward Franzens und Mariens Wandel; immer heftiger wurden die Auftritte zwischen ihnen und dem Alten.

Eines Abends gewahrte Werner eine, in einen dunklen Mantel gehüllte Gestalt, welche leise aus Mariens Zimmer, über die Flur, aus dem Hause schlich. Beim Oeffnen der Thüre fiel ein Strahl des Lichts auf das Gesicht des Verhüllten, und mit Entsetzen erkannte Werner den Baron C.

Der Baron war der verworfenste Wüstling in R . . . d. Schon früher, als Marie noch nicht verhei-

rathet war, hatte er ihrer Tugend nachgestellt. Werner wußte, daß Franz sich mit ihm in Spiel- und Weinhäusern umhertrieb, und kein Zweifel blieb ihm mehr, in welchem Verhältniß der Baron jetzt zu Marien stand, denn kaum als er fort war, kam Franz, ein Schelmliedchen trällernd, die Treppe herauf, ging in Mariens Zimmer und warf eine Handvoll Goldstücke auf den Tisch, indem er ausrief: „Wie gewonnen, so zerronnen!" — Schande! knirschte Werner und stürzte ihm nach. — Heftig zürnend sprach er zu Franz und Marien; — er zeigte ihnen ihre ganze Verworfenheit, und schloß mit dem Schwur, daß wenn der Baron es wage, wieder das Haus zu betreten, er ihm das erste beste Stück Handwerkszeug an den Kopf werfen wolle.

„Hui!" rief Franz mit wildem Gelächter. — „Hui! das wolltet Ihr?" — Maria stand da zitternd und weinend; Reue nagte an ihrem Herzen — ach, keiner achtete darauf, und Franz fuhr mit teuflischem Hohne fort: „Wagt es nicht, Ihr alter Mysantrop, denn Baron scheel anzusehn, Ihr wäret denn etwa im Stande, mir so viel blanke, vollwichtige Füchse zu schaffen — sonst aber schweigt, oder —"

„Wie? Bösewicht!" schrie Werner außer sich vor Wuth — Du drohst mir? — dem Vater?" und hin, auf Franz stürzte er, ihn gewaltig fassend. Der jedoch schleuderte den Alten mit überlegener Kraft von sich, so, daß derselbe mit dem Haupte an die Wand schlug und betäubt und blutend zu Boden stürzte.

„Jesus, er stirbt!" kreischte Maria.

„Hol' ihn der Teufel!" rief Franz und sprang zur Thür hinaus.

Jammernd kniete Marie neben den unglücklichen Werner, ihm Hülfe zu leisten, aber der wehrte sie von sich ab, erhob sich mühsam und schlich mit giftigem Lächeln aus dem Zimmer.

Es war eine der kältesten Januarnächte des Jahres 1822. Schneidend pfiff der Nordwind, und alles Wasser war erstarrt zu Eis. Da ertönte plötzlich die Sturmglocke und „Feuer! Feuer! erscholl das Geschrei der durch die Straßen rennenden Wächter. — Es ward lebendig; hin, nach Meister Werners Wohnung eilte die Menge, wo das zerstörende Element wüthete. Aus allen Fenstern zugleich schlugen die Flammen! — „Rettet, was zu retten ist!" rief der edle Fürst, welcher selbst herbei geeilt war. „Reißt ein, damit nicht größeres Unglück geschehe!" Die Arbeiter schickten sich rasch an, dem Befehle nachzukommen. „Jesus Christus!" kreischte es da vom obern Stocke herunter. „Hülfe! Hülfe!" und Franz mit Weib und Kindern erschien an einem Fenster, welches so eben die Flamme zu ergreifen drohte. — „Rettet! rettet, die Treppe ist abgebrannt!" — „„Legt die Feuerleiter an,"" kommandirte der Anführer. — Die Leiter wurde gebracht, aber ehe noch einer der Retter sie erreichen konnte, brach plötzlich aus dem Volkshaufen ein Mann hervor. Mit unbegreiflicher Behendigkeit kletterte er an dem brennenden Gebälk zum Fenster hinauf — seine Kleider waren zerrissen, und wild flatterten seine grauen Locken um das, wie vom Wahnsinne verzerrte, von der Gluth gräßlich beleuchtete Antlitz. —

Die Besten des Hauses drohten zu stürzen. — „Rettet Euch schnell!" riefen die Umstehenden. „Werft Euch herab!" Aber da ertönte ein Gelächter, dem der Verdammten gleich. Werner war es, welcher zum Fenster emporgeklommen! Mit gewaltigem Arm ergriff er jetzt Franz und Marie, und sie in die Flammen zurückstoßend, rief er: „Du sollst den Vater ehren!" in ihr Wehgeschrei. Da krachten und brachen die Stützen — das Haus stürzte zusammen, und über den Trümmern flammte noch einmal die verlöschende Gluth hoch auf.

Als man später den Schutt durchsuchte, fand man Franzens, Mariens und ihrer Kinder Gebeine bei einander. Werner, der Unglückliche, lebte noch, wiewohl ohne Hoffnung; ein Balken hatte ihm den Brustknochen zerschmettert. „Ist Wer gerettet?" fragte er mit furchtbarer Anstrengung; und als man es verneinte, lächelte er schmerzlich und verschied.

Bei dunkler Nacht wurden die unglücklichen Opfer einer schauderhaften Rache mit einander beerdigt. Werners Körper wurde (so wollte es das Gesetz) unter dem Galgen eingescharrt.

Auf der Stelle, wo sein Haus stand, soll nie mehr gebaut werden.

Miscellen und Anekdoten.

(Zu Hause, auf Reisen und Landpartien in einer Minute den wohlschmeckendsten Kaffee zu bereiten.) Der Kaffee spielt im Drama des Lebens eine wichtige Rolle, und wird von vielen Personen als der eigentliche Deus ex machina verehrt, oder deutsch gesagt, als ein Abgott, welcher wie die Venus aus dem Schaum des Meeres, wie Minerva aus dem Gehirn des Jupiters, mit duftiger Wärme und Klarheit aus einer Maschine hervorsteigt. Der Kaffee bildet schon beim Erwachen des Tages das Loosungswort, gleich einem Hahnenrufe, und mit Recht darf behauptet werden, die Morgenstunde hat nicht mehr Gold, sondern Kaffee im Munde. Dem braunen Götzen sind sogar eigene brillant decorirte Tempel, die Kaffeehäuser, errichtet worden, woselbst

die guten Eigenschaften desselben bis Mitternacht in das glänzendste Licht gesetzt sind. Die Industrie hat für die Mokkaanhänger eine Unzahl von Maschinen ins Dasein gerufen, um den Kaffee die Feuer- und Wasserprobe auf eine Art bestehen zu lassen, damit bei dem Zugrundegehen des Körpers doch die geistige Substanz in voller Kraft für eine edlere Bestimmung gerettet werde. Herr Kunz, Inhaber eines Kaffeehauses in Wien, hat sich in dieser Geschmackssache seit Jahren ein besonderes Verdienst erworben. So hat er sich wieder die Geschicklichkeit angeeignet, durch eine eigene Manipulation den Geist des Kaffees nicht nur zu entwickeln, sondern diesen Flüchtling auch wie den diable boiteux in eine Flasche für den jedesmaligen Gebrauch zu verwahren. Ein Löffel voll dieser aromatischen Essenz auf eine Tasse mit heißem Wasser gegossen, liefert einen trefflich mundenden Kaffee. Dieser portative Kaffeegeist dürfte ein angenehmer Gesellschafter sein für alle die, welche sich mit der gewöhnlichen Bereitung dieses Labetrunkes nicht befassen können.

(Pariser Salon-Scene.) Vor Kurzem gab ein reicher Privatmann in Paris einen glänzenden Ball, zu dem sich eine große Anzahl der elegantesten Damen und Herren versammelt hatte; vorzugsweise erregte der Geschmack und die Pracht der weiblichen Toilette allgemeine Bewunderung, und das in strahlender Beleuchtung flimmernde Geschmeide trug nicht wenig dazu bei, die Glorie zu erhöhen, in welcher die Göttin Mode erschienen war. Da bringt ein Bedienter dem Hausherrn ein kostbares Armband mit funkelnden Steinen, das er im Vorsaale gefunden. Sogleich zeigt es der Wirth allen Damen nach der Reihe, um die Eigenthümerin ausfindig zu machen; doch seltsam, keine einzige will sich zu dem schönen Schmucke bekennen. Endlich wird derselbe auf einen Tisch gelegt, damit die Eigenthümerin ihn zu sich nehmen könne. Der Ball geht indessen zu Ende und Niemand hat sich gefunden, der das Armband haben will. Am andern Morgen sieht es der Hausherr genauer an und findet, daß es — unächt sei. Die Scham, einen unächten Schmuck zu besitzen, hatte die Dame, welche ihn verloren, abgehalten, sich zu melden. Dieser Vorfall ist sehr bezeichnend für die Pariser elegante Welt.

(Der gelehrte Prälat.) Theoderich, Abt des Michaelisklosters zu Hildesheim, scheint eben nicht besonders viele Gelehrsamkeit besessen zu haben. Als derselbe zum Concil nach Basel reiste, nahm er einen jungen Geistlichen mit, der ein kenntnißreicher Mann war und sich stets gut zu helfen wußte. In Basel angekommen, wurde der Abt, weil er eine sehr schöne und imposante Gestalt hatte, von den übrigen Prälaten zur Abhaltung einer feierlichen Messe gewählt. Nach Beendigung derselben trat ein Cardinal, der ihn wenigstens für einen Doktor der Theologie gehalten hatte, auf ihn zu und wollte sich mit ihm in eine Unterhaltung einlassen. Der gute Abt, welcher auch nicht ein Wörtchen Latein verstand, fragte nun den neben ihm stehenden jungen Geistlichen, welchen er mitgebracht hatte, in plattdeutscher Sprache, was er dem Cardinal antworten sollte. „Nennt nur geschwinde," erwiederte jener ebenfalls in plattdeutscher Sprache, „die Namen einiger um Hildesheim liegender Dörfer, dann wird sich die Sache schon machen." Da wandte sich der Abt zum Cardinal und sagte rasch und in einem Athem: „Sturzwold Hase Giesen Dorsche Bavenstätte Drispenstätte Itzem!" Der Cardinal, welcher eben so wenig Hochdeutsch und Plattdeutsch verstand, als er mit der Geographie Hildesheims bekannt war, fragte nun den jungen Geistlichen, ob sein Herr Abt vielleicht ein Grieche wäre. Auf die bejahende Antwort, versetzte nun der Cardinal, er verstehe kein Griechisch, und ließ von nun an den Abt in Ruhe.

— Alexander Dümas erzählt in der sehr unterhaltenden Schilderung seines Aufenthaltes in Sicilien unter andern auch, er sei einmal, da er nichts anders zur Stillung seines Hungers gefunden, verführt worden, eine Wurst zu kaufen. Sobald er aber in dieselbe hineingebissen, habe er sie mit Ekel wegwerfen müssen und den Mann gerufen, der sie ihm verkauft. „Wie nennen Sie das da?" fragte er, indem er ihm den Gegenstand zeigte, der ihn so sehr getäuscht hatte.

„Wurst," antwortete der Mann.

„Woraus macht man aber bei Ihnen die Wurst?"

„Aus was? Nun, aus was sonst, als aus Blut — Chocolade und Gurken?" —

So wird unter andern die Blutwurst in der Schweiz mit Löffeln gegessen.

(Sicilianische Anekdote.) Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Messina ein gewisser Richter Gambo, ein fleißiger Arbeiter, ein rechtschaffener und gewissenhafter Mann, der bei Allen, die ihn kannten, in verdienter Achtung stand und dem man keinen andern Vorwurf machen konnte, als daß er die damals bestehenden Gesetze zu buchstäblich nahm.

Eines Morgens, als er frühzeitig aufgestanden war, hörte er auf der Straße um Hülfe rufen, er trat deshalb auf den Balcon und erschien daselbst gerade als ein Mann einem andern einen Dolchstoß versetzte. Der Angegriffene sank todt nieder, und der Mörder, den Gambo nicht kannte, dessen Gesicht er aber deutlich erkennen konnte, entfloh und ließ den Dolch in der Wunde zurück. Funfzig Schritte weiterhin warf er auch die Dolchscheide weg, worauf er in ein Nebengäßchen verschwand.

Fünf Minuten darauf trat ein Bäckerbursche aus einem Hause, stieß mit dem Fuße an die Dolchscheide, hob sie auf, besah sie, steckte sie ein und ging weiter. Bald gelangte er vor das Haus Gambos und sah da den Ermordeten liegen, dem er Hilfe zu leisten versuchte. In diesem Augenblicke hörte man eine Patrouille herbei kommen. Der Bäckerbursche fürchtete, als Zeuge in eine Criminaluntersuchung verwickelt zu werden, und entfernte sich, war aber bereits gesehen worden. Die Patrouille eilte herbei, sah den Leichnam und umstellte das Haus, in welches sie den muthmaßlichen Mörder hatte fliehen sehen. Der Bäckerbursche wurde verhaftet; man fand bei ihm die Dolchscheide, die er aufgehoben hatte, und verglich sie mit dem Dolche in der Brust des Ermordeten; Scheide und Dolch paßten vollkommen in einander und man zweifelte nicht mehr, daß man den Schuldigen gefunden.

Der Richter Gambo hatte Alles gesehen, die Ermordung, die Flucht des Mörders, die Verhaftung des Unschuldigen und doch schwieg er, rief Niemanden und ließ den Bäckerburschen in das Gefängniß führen.

Um 7 Uhr früh erhielt er die officielle Anzeige von dem Vorfalle; er hörte die Zeugen ab, nahm das Protocoll auf, begab sich in das Gefängniß, verhörte den Gefangenen und schrieb die Fragen und Antworten mit der gewissenhaftesten Genauigkeit auf. Natürlich läugnete der Bäckerbursche hartnäckig.

Der Prozeß begann; Gambo führte den Vorsitz; die Zeu-

gen wurden abgehört und belasteten den Angeklagten immer mehr; der Hauptbeweis aber war die bei ihm gefundene Dolchscheide. Der Bäckerbursche läugnete fortwährend, rief den Himmel zum Zeugen an, sah aber eine Menge halber Beweise auf sich gehäuft, welche die Anwendung der Folter rechtfertigten.

Es wurde ein Antrag darauf an Cambo gerichtet, der ihn sofort genehmigte.

Der Schmerz, den der arme Bäckerbursche auf der Folter erlitt, war für ihn unerträglich und er erklärte, der Mörder zu sein.

Cambo sprach das Todesurtheil über ihn aus. Der Verurtheilte wendete sich an die Gnade des Königs, wurde aber mit seinem Gesuche abgewiesen. Drei Tage darauf wurde er gehangen. Es verging ein halbes Jahr und der wirkliche Mörder wurde bei einem andern Morde ergriffen. Er gestand, daß ein Unschuldiger an seiner Stelle gestorben und daß er den ersten Mord begangen habe. „Ich wundere mich nur," setzte er hinzu, „daß der Richter Cambo das Urtheil hat sprechen können, da er während der That auf seinem Balcon stand und Alles gesehen haben muß." Cambo erklärte auf eine deshalb an ihn gerichtete Frage, daß dies allerdings gegründet und er Zeuge des Mordes gewesen sei. Der König, der sich gerade in Palermo befand, hörte von diesem seltsamen Vorfalle und ließ Cambo zu sich rufen: „Warum," redete er ihn an, „hast Du einen Unschuldigen verurtheilen lassen und den wahren Schuldigen nicht angezeigt, da Du doch Alles kanntest?"

„Sire," antwortete Cambo, „weil das Gesetz sich bestimmt darüber ausspricht; es sagt, der Richter könne weder Zeuge, noch Ankläger sein; ich würde also gegen das Gesetz gehandelt haben, wenn ich den Schuldigen angezeigt oder den Unschuldigen begünstigt hätte."

„Aber Du hättest ihn doch wenigstens nicht verurtheilen sollen."

„Ich konnte nicht anders, Sire; die Beweise gnügten zur Anwendung der Folter und auf der Folter gestand er, daß er der Mörder sei."

„Nun ja, die Schuld liegt nicht an Dir, sondern an der Folter."

Die Folter wurde darauf in Sicilien aufgehoben und der Richter blieb in seinem Amte.

Pariser Modenbericht.

Unter den Frühlingsstoffen gefallen besonders die Cashemire, Musline, die Wollen-Organdis und Wollen-Tarlatans. Man trägt sehr viele Langshawls, nicht blos von Sammet und Atlas, sondern auch von Cashemir, welche letztere wenigstens für den Augenblick den Vorzug zu verdienen scheinen. Die von Sammet werden wattirt und gesteppt, jene von Atlas gefüttert und mit Fransen oder schwarzen Spitzen garnirt, später werden die gestickten Musline folgen, die man mit grell abstechender Farbe füttert. In Weißzeug hat man ebenfalls Mäntelchen, welche man Königin-Pagen-Mantel, Pompadourmantel und Mantel Franz I. nennt. Man verwendet dazu Tippo-Saib-Muslin und füttert sie in zarten Farben. Citrongelb und Paille unter Spinnenweben-Muslin sieht allerliebst aus.

Die Morgenkleider wissen nicht mehr, was ein Schneppenleibchen ist, alle sind abgerundet; die Aermel verlieren ebenfalls von ihrer strengen Enge, was jedenfalls ein Vortheil ist. Die Röcke werden immer länger und Spötter schreiben diese abermalige Verlängerung der Kleider einem Tadel zu, welchen vor Kurzem ein berühmter Prediger auf der Kanzel aussprach. In einem Theil seiner Predigt äußerte er sich nämlich sehr streng gegen „die Kleider, welche zu spät anfangen und zu bald aufhören." Um dem Prediger wenigstens in etwas zu gehorchen, haben die Damen die Kleider unten verlängert. Am meisten trägt man jetzt zu Kleidern Fontanges, Taffet in Rosa, Grün und Blau, Grün und Lila, Citrongelb und Rosa, Kirschroth und Schwarz, Schwarz und Blau. Die schinierten Pekins und die Cameleons (in mehren Farben schillernd) sind ebenfalls sehr gesucht.

Die Hüte von Stroh, namentlich von italienischem, das noch immer oben an steht, und von Reisstroh, das gleich nach dem italienischen folgt, zeigen sich allmählich. In den italienischen Strohhüten trägt man noch immer vorzugsweise weiße Federn; die Reisstrohhüte dagegen eignen sich zu verschiedenartigem Auspuße, weshalb man sie denn auch mit Rosa oder Paille füttert und oben auf dem Schirm mit zwei oder drei Streifen garnirt. Die Halbschleier gehören noch immer nothwendig zu einem Hute. Die Hüte werden jetzt nicht anders, als mit nach der Stirne sich herabneigenden Schirmen getragen, hinten dagegen stehen sie etwas höher.

Jedenfalls wird man diesen Sommer kurze Aermel tragen und man hat dazu bereits hübsche Handschuhe ohne Finger, in denen man alle möglichen Beschäftigungen verrichten kann.

Herren-Mode. Sehr breite auf der Brust aufliegende Revers, enge Aermel, eine etwas lange Taille, sehr kurze Schöße an den Röcken und ungeheuer breite Schöße an den Fracks sind das, wodurch sich die Moden in der jetzigen Zeit auszeichnen. Die Schöße des Fracks werden so breit und voll; die des Rocks dagegen so klein, daß es bald nicht leicht sein wird, einen Frack von einem Rock zu unterscheiden. Die dreischößigen Fracks scheinen den Sommer über sehr viel getragen zu werden: sie haben zwei Reihen Knöpfe; das Schwarz, das Dunkelgrün und die fast ganz schwarze Bronzefarbe sind die Farben, welchen man den Vorzug giebt. Einige Fracks in helleren Farben haben Knöpfe von ciselirtem Metalle. Zu Beinkleidern und Westen, namentlich zu den letztern, giebt es eine unendliche Menge schöner Stoffe; die meisten trägt man aber von Valencia, Ziegenhaar und Piquée. Die Westen mit übereinandergehenden Revers sind von carrirtem Stoffe. Die glatte weiße Piquée behält den Stempel des guten Geschmacks. Alle Phantasiewesten, sie mögen aus einem Stoffe sein, aus welchem sie wollen, werden mit einem Schnürchen, das zu der Farbe paßt, besetzt und haben seidene Knöpfe. Die Pantalons behalten ihre knappe Form, nur kommen die Falten allmählich wieder mehr und mehr in die Mode. Auf dem Stiefel müssen sie stets eng aufliegen. Feine Dandys, welche sich mehr Bequemlichkeit verschaffen wollen, haben die Fußriemen abgeschafft und tragen Tuchgamaschen mit kleinen Perlmutterknöpfen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 6. (IV. Jahrgang II. Quartal.)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 7. (Sonnabend, den 14. Mai.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Drei Tage aus dem Leben eines Schulmeisters.

Von

Theodosus.

(Fortsetzung.)

Bis auf etliche Fettflecken war das Werk wieder in ihren Händen und eilig wurde der Rückweg angetreten. Das Wäglein war verschwunden. Dem Verwalter blieben die Schulmeister zu lange aus, weshalb er weiter fuhr, aber nicht allein, denn er nahm die Harfenmädchen mit in den Wagen, die mühselig und beladen des Weges angetrabt kamen. Ergrimmt über des Verwalters Eile liefen Beide das kleine Stündchen bis in die Stadt. Schon am Thor kündigte sich der Jahrmarkt in der lebhaften und gewerbreichen Provinzialstadt an. Dicht an der Vogelwiese waren Seil- und Leitertänzer in voller Thätigkeit, während Dreh- und Würfelbreter, russische Schaukeln und Bärenführer rings herum ihr Wesen trieben.

Während Niclas mit seinem Freunde über die brodlosen Künste und das Zigeunerleben solcher Leute sprach, machte indessen der Bajazzo mit der Pritsche die Runde hinter dem Rücken der Zuschauer und theilte hier und da zum Ergötzen des Publikums sanfte und unsanfte Schläge aus. Auch Niclas bekam sein Kläppschen.

Durch die Stände und Budenreihen der Verkäufer hindurch, gingen sie jetzt im Paradeschritt nach der innern Stadt, wo sie im Gasthof „zum grünen Ochsen" einkehrten und sich ein anständiges Zimmerchen geben ließen, das einzige, über das der geschäftige Wirth noch verfügen konnte, da, wie er bemerkte, auch nicht ein Kämmerchen mehr zu vermiethen sei. — Nachdem die Helden des Tages dem Kapitel von Essen und Trinken hinlänglich Genüge gethan, machten sie sich auf, um ein ernstes Wort mit dem Buchhändler zu reden. Als sie die Treppe herunterstiegen kam der Wirth und bat Beide, ob sie erlauben wollten, daß eine junge Dame auf eine Stunde Besitz von ihrem Zimmer nehmen oder dasselbe auf kurze Zeit mit ihnen theilen könnte, da er nicht wisse, wo er sie hin plaçiren solle, und sie nur sich einige Stunden aufzuhalten Willens sei. Die beiden Pädagogen willigten mit Freuden ein und jetzt erschien auch die Schöne. Ein junges Weibchen mit schelmischen Augen, ziemlich elegant gekleidet und dem Anschein nach aus der vornehmern Klasse. Shawl und Hut trug sie nachlässig überm Arm; reichgelocktes geringeltes Haar quoll aus dem Blondenhäubchen hervor, das mit rothseidenen Schleifchen verziert war.

Wie gern wäre Niclas heim geblieben in der traulichen Oberstube des grünen Ochsen. Die Niedliche setzte sein Herz in Feuer und Flammen. Sie wollte nach der Rede des Wirthes das Zimmer mit ihnen theilen. Niclas trat es großmüthig ab, dafür hätte sich die Holde persönlich bedankt, ein Wort hätte das andere gegeben und jetzt hieß es: „auf! literarische Geschäfte."

Kaum hatten sie einige Straßen durchstrichen, als Niclas heftige Kopfschmerzen vorschützte. Sein Freund wurde besorgt um seine Gesundheit und rieth ihm an: sich nach Hause zu begeben oder in eine Apotheke zu gehen und sich den Kopf mit Kampherspiritus waschen zu lassen. Niclas zog das Erstere vor und rannte jetzt wie besessen in den grünen Ochsen zurück. O, du verliebter Schulmeister! hättest du dir doch lieber den Kopf in der Apotheke waschen lassen, im grünen Ochsen geschah es auf eine derbe Art.

Kaum hatte das Wesen Besitz vom Zimmer genommen, als ein sogenannter Sansfaçon zu ihr hereintrat und den Angenehmen spielen wollte; ein Mensch, der sich als den ungebundenen Gesetzgeber seiner Handlungen betrachtete und sich gleichsam selbst das Privilegium gab, nach Willkühr zu denken und zu reden. Es war ein Männlein, der unter die Zahl derjenigen gehört, die in der ganzen Welt ihr Wesen treiben, es war ein Weinreisender vom Rhein. Ich glaube, wenn ein Engländer in der Südsee eine neue Insel entdeckte, der Zweite nach dem Entdecker ist gewiß ein Weinreisender, um mit den Wilden Geschäfte zu machen. Dreist drängte er sich an das junge Weibchen, girrte von Liebe und von den Fesseln, in die sie sein Herz geschlagen. Selbige gerieth in große Verlegenheit über den Zudringlichen und suchte anfänglich durch gelinde Worte sich seiner zu entledigen.

Der kühne Ritter wankte aber nicht von der Stelle. Da sah die Belagerte durch das Fenster und gewahrte Herrn Niclas. „Entfernen Sie sich, dort kommt mein Mann!" rief ängstlich die Dame. Der freimüthige Weinreisende hielt dies aber für einen Kunstgriff, mit dem sie ihn aus dem Felde schlagen wollte und lachte ihr neckisch in's Gesicht. Da vernahm man die Tritte des Schulmeisters, der liebeblind die Treppe heraufgerast kam. Als er die Thür öffnete und grüßend herein trat, rief das Weiblein mit erhobener Stimme den Weinreisenden an: „Mein Herr! ich bitte Sie, mich zu verlassen, oder hier, mein Gemahl —" Plötzlich wendete sie sich zu Niclas und sprach mit gedämpfter Stimme: „Stehen Sie mir bei! spielen Sie den Gemahl!"

O Freude! o Seligkeit! — Niclas sollte ihren Ehemann repräsentiren! Dem Zudringlichen stiegen wohl etliche Zweifel bei Erblickung des Herrn Niclas auf und wollte diese so eben im Gewande des Witzes dem Erstaunten kund thun, als sich selbiger in die Brust warf und mit Donnerstimme rief: „Herr! was wollen Sie von meiner Frau? — Entfernen Sie sich und stören Sie nicht das eheliche Glück!" — „Eheliches Glück?" parodirte der überflüssige Zeuge und reichte lächelnd dem Erzürnten seine Schnupftabacksdose. — Niclas empörte sich jetzt ganz grandios. „Herr!" replicirte er, „packen Sie sich, oder ich gebe Ihnen eine Prise, daß Sie ganz jämmerlich „Gott helf!" schreien sollen. Verstehen Sie mich, mein Herr! ich schnupfe Spaniol. — Hinaus!" — Hier wies er mit einem vernichtenden Blick nach der Thür. Der Angedonnerte schlug ihm aber ein Schnippchen und drehte sich lachend auf einem Beine drei- bis viermal um seine Axe. Jetzt drehte sich die Wetterfahne des Zornes im Herzen des Schulmeisters mit Teufelsgewalt um. Er warf seinen Stock in den Winkel und ging auf den Ueberlästigen los, der ihn lachend schüttelte, daß die Perücke seinem Haupte entfiel.

Obgleich er sich jetzt eine Blöße geben mußte, so hatte er doch den Unhold entfernt und freundlicher Dank wurde ihm von dem Weibchen zu Theil, für die er so ritterlich gekämpft hatte. Ehemann im grünen Ochsen, dies hätte er sich nicht träumen lassen. Ach! wie gern hätte er ihn fortgespielt, wenn nicht die Holde jetzt Anstalt gemacht hätte, sich zu entfernen, da dringende Geschäfte sie abriefen. Niclas wollte sie begleiten, er wollte sie ehrbar am Arme führen, damit der Weinreisende die Ueberzeugung gewönne, daß es wirklich seine Frau sei. Das angebliche Eheweibchen sträubte sich zwar, doch gab sie nach und ersuchte Herrn Niclas: sie bis in ein Kaufgewölbe zu begleiten. Arm in Arm schritten sie durch die Straße. Niclas trug den Kopf wie ein Schlittenpferd und prunkte mit seiner Charmanten, an der er jetzt hing, wie ein kleiner angebogener Coupon an einem Staatsschuldscheine.

Vor einem Mode- und Seidenwaarenlager bekam er Weisung, ein wenig vor der Thür zu weilen. Die Donna ging hinein. Niclas stand, wie auf einer Leimruthe auf den Gewölbestufen. Nach einer Weile kam sie mit einem seidenen Umschlagetuche heraus. Niclas besah es und bezeugte, zum Ergötzen der Ladendiener, eine kindische Freude darüber, indem es ganz nach seinem Geschmack sei. — Von hier aus ging es zu einer Putzmacherin, auf welchem Wege der Schulmonarch sie wieder begleitete. Hier entnahm sie ein äußerst feines Häubchen und als sie ihr Köpfchen damit vor dem Spiegel geschmückt hatte, mußte Niclas in das Gewölbe hineinkommen. Niclas war ganz einverstanden mit dem Kaufe und die Putzmacherin machte ihm unendliche Elogen, daß er sich ein so nettes Weibchen erzielt. Ach! das kitzelte ihn ganz gewaltig. Mit den Worten: „Schicken Sie nur gefälligst in einem Weilchen hin!" verließ die Neugeschmückte am Arm des Entzückten das Gewölbe.

Als sie auf die Straße traten, kam der andere Schulmeister, der unterdessen in der Buchhandlung gewesen war, aber den Herrn der Handlung nicht angetroffen hatte. Kaum traute er seinen Augen, als er seinen Dutzbruder am Arm der Schönen sah. „Der Kerl ist ein zweiter Don Juan!" flüsterte er sich zu. „Sehen, verlieben und gewinnen! ein Meisterstück, würdig eines Casanova!" — Erstaunt schlenderte er hinterdrein und verwendete kein Auge von dem Pärchen, das jetzt dem Gasthofe zuschritt. In der Hausflur gab die Schöne

vor: den Wirth um etwas zu fragen, Niclas sollte nur hinaufgehen, sie käme sogleich nach.

Der Ueberselige gehorchte und sprang wie ein Böcklein die Treppe hinauf. Kaum befand er sich im Zimmer, als sein Freund eintrat. Niclas breitete die Arme aus und umklafterte wonnetrunken den Cantor von Dornbach, der wie eine Salzsäule dastand und endlich Rede und Antwort über dies seltsame Abenteuer haben wollte. Rede und Antwort! Niclas lallte nur unverständliche Töne und hüpfte vor Freuden auf den großen runden Tisch, der in der Mitte der Stube stand.

Als der Barometer seiner Glückseligkeit sich auf etliche Grad abgekühlt hatte, begann er leise den Hergang der Sache zu erzählen, der mit dem Sieg über den liebeglühenden Weinreisenden seine Endschaft erreichte. — So eben klopfte es an die Thür, Niclas sprang auf und rief, da er die Schöne zu vernehmen glaubte, mit süßer Stimme: „Herein!" —

Die Thür öffnete sich, Niclas eilte hinzu und — ein Mann aus der Modewaarenhandlung trat ein. Ach! da ist ja der Herr!" rief der Eingetretene und zog ein Papier aus seiner Tasche. — „Die Handlung Müller und Compagnie schicken Ihnen hier die Rechnung für das seidene Tuch Ihrer Frau Gemahlin." — Niclas stand da, wie eine Abbreviatur in einem schlecht geschriebenen Manuscripte. Sein Gesicht sah aus, wie eine Winzergemeinde nach einem schlechten Weinjahr. — Zu verneinen, daß jene Frau seine Gemahlin sei, ging unmöglich an. Er entfaltete die Rechnung. O Mißgeschick! sie betrug fünf Thaler und acht Groschen. Gerade so viel war sein ganzer Reichthum. Er ließ den Mann Platz nehmen und eilte hinunter in die Gaststube, um die Käuferin zu suchen. Nirgends, nirgends eine Spur. Er ging sogar auf den Hof und rüttelte an den geheimnißvollen Gemächern. Keine Spur. Sie war verschwunden, wie der Schnee im April. Jetzt stiegen wunderbare Gedanken unter seiner Perücke auf, die Rechnung war schon quittirt, den Mann konnte er nicht länger hinhalten. Er ging hinauf und zahlte die Summe in der Hoffnung hin, daß die fremde, ihm ganz unbekannte Frau, die er vor aller Welt sein Weib genannt, ihm selbige bei ihrer Zurückkunft wieder erstatten werde.

Da stand er nun mit dem leeren Lederbeutelchen im Zimmer und neigte sein Ohrgewinde nach der Thür, um zu vernehmen, ob sich nicht bald weibliche Tritte hören ließen. — Jetzt kam es die Treppe heraufgetrippelt. Mit einer Physiognomie, worin ganze Capitel von Furcht und Hoffnung zu lesen waren, lauschte er auf den Eintritt. Es klopfte so leise, als ob ein Südwind an die Thürpfoste wehe. Freudig, doch mit einem dringenden Presto rief er: „Herein!" — Die Thür angelte auf und ein weibliches Wesen, ein Mädchen aus dem Laden der Putzmacherin, ebenfalls mit einer Rechnung in der Hand, trat höflich grüßend ein. Niclas wendete die Augen bei Seite, als suche er ein Plätzchen, wo er in Ohnmacht fallen könne. Jetzt konnte er unmöglich den heiligen Ehestand ableugnen, denn er hatte ja öffentlich vor all den Putzmachermädchen die Abhandengekommene sein Weibchen genannt: hatte öffentlich gesagt: daß er ganz mit dem Kaufe einverstanden sei. Er zog seinen Freund in die Kammer und beschwor ihn hier, aller Angst durch die Bezahlung der Rechnung ein Ende zu machen. Mißmuthig blickte Jener in das Papier und schlug die Hände über den Kopf zusammen. Zwei Thaler zwölf Groschen für ein Blondenhäubchen. Er griff in seine Tasche und zog ein graues Papier heraus, in welchem sich nach vorgenommener Zählung zwei Thaler und eilf Groschen, meist in Sechsern und Kupfermünze befanden.

Nachdem die Verhandlungen in der Kammer beendigt waren, trat Niclas heraus und begann das Geld auf den Tisch hinzuzählen, wo er nach Abzählung eines Thalers allemal eine Kunstpause machte, damit die Hoffnung Raum gewinne, daß die fremde Dame noch eintreten und ihn von dem Uebel erlösen solle. Als die Riesenarbeit beendigt war, beschwerte er sich über den theuern Deckel, wie er die Haube nannte, und müsse deshalb einen Groschen von der Rechnung abbrechen. Die Ladenmamsell erließ den Groschen im Vertrauen auf die Großmuth ihrer Gebieterin. Sie strich die Summe in ihren Strickbeutel, und legte das von der Käuferin im Laden zurückgelassene alte Häubchen auf einen Stuhl und empfahl sich höflichst.

Jetzt standen die von Geld und Gut entblößten Schulmeister da, wie Lohgerber, denen ein Platzregen die Felle hinweggeschwemmt. Der Ertrag der Privatstunden eines Halbjahres für ein seidenes Tuch; das Honorar für die lateinischen Stunden für eine Haube. — Im Gasthof, wo sie ein Zimmer vorn heraus bezogen, im grünen Ochsen, wo sie der Wirth gespeist und getränkt hatte, waren sie schuldig; bis nach Hause hatten sie zwei Meilen Weges; in der Stadt hatten sie keinen Freund, wenigstens keinen, der zum Verborgen in der Lade hatte, und am Ende Schimpf und Schande, wenn die Geschichte an den Tag käme? Das waren Nägel zum Sarge. Niclas ging voll Verzweiflung in der Stube auf und nieder und ließ von Zeit zu Zeit seine Wuth an der Haube aus, die er als einziges Pfand in den Händen hatte. Wüthend ballte er sie zusammen und

steckte sie in seine Tasche. Der Andere schalt ihn einen Narren, einen verliebten Gecken und donnerte gegen die Falschheit der Weiber, die seit Adams Fall alles Unheil in die Welt gebracht hätten.

Der schuldige Niclas wußte in seiner Angst weder Rath, noch That. Er war der Urheber des ganzen Unglücks und mußte mit reuigem Herzen zu sich selbst sagen: „Die Liebe, die Liebe, hat mich so weit gebracht!" — Da fiel ein Stern in seine Nächte. Ein ganzer Horizont, vom Morgenroth der Hoffnung umkränzt, that sich auf vor seinen Blicken. Er dachte an das Manuscript. Er gedachte des Buchhändlers, dem Helfer in der Noth. — Behend ergriff er Hut und Stock und eröffnete seinem Freunde sein Vorhaben. Der Autor, der allen Muth verloren und bereits zweimal vergeblich nach seinem Verleger gefragt hatte, wollte nichts mehr von dem Treiben in der Stadt wissen, denn die Haube hatte sich mit Centnerlast an die Fäden seines Lebens gehangen. Niclas aber sprach mit einem ungeheuern Selbstvertraun: „Nur die Hoffnung laß nicht sinken!" und rüstete sich zu dem schweren Gange. Der Muthlose gab ihm seinen Segen mit auf den Weg und versprach, in der Stube zu warten, bis er wieder käme, da Beider Ausgehen Verdacht beim Wirth erregen könnte.

Nachdem Niclas Haus und Firma der Buchhandlung inne hatte, schritt er muthig die Straße entlang und sann auf die Anrede, so wie auf scharfsinnige und geistreiche Repliken, wenn es dem Buchhändler einfallen sollte, ihn auf das Glatteis der Literatur zu führen. Jetzt stand er vor der Buchhandlung, vor dem wissenschaftlichen Hebammeninstitut, wo die Kinder des Geistes eigentlich erst durch mercantilische Hände entbunden und an das Licht der Welt gebracht werden.

Durch die mit eisernen Stäben versehene Ladenfenster überblickte er die dienstthuende Mannschaft. Zwei Diener, wovon der Eine den Titel eines Buchhalters führte, und zwei Lehrlinge besorgten den geistigen Verkehr. Wie die vier Evangelisten, mit der Feder hinterm Ohr, saßen sie über den Büchern, während der Markthelfer in der Niederlage die nach der Ostermesse zurückgekommenen Krebse in Maculatur verwandelte.

Niclas trat in das Vorhaus; ihm war zu Muthe, als solle er einen vornehmen Mann zu Gevattern bitten. Jetzt ergriff er die Thürklinke. Sie brannte, wie ein glühendes Eisen auf seine Hand. Da faßte er sich ein Herz und pochte tüchtig an die Thür. Mit martialischem Blick trat er hinein und sagte gleich: „Mein Herren! ich komme wegen des Honorars!" — Hier sprangen die Diener auf und verbeugten sich ellentief. Der Buchhalter bedauerte, daß der Herr nicht zugegen wäre, selbiger habe aber die stipulirten dreißig Ducaten als Vorauszahlung hinterlassen. Hier griff er nach der Summe und senkte sie in die Hand des erstaunten Schulmeisters, der jetzt ungewiß war, ob er sich in der Buchhandlung oder im Vorhof des Himmels befinde. Das Gold glitt in die weite Westentasche. Ach! warum war er nicht bei Silbercasse. Er hätte dem Buchhalter gern ein Trinkgeld von acht Groschen in die Hand gedrückt. Freudig und mit tiefen Verbeugungen verließ er das Comptoir. Die Diener begleiteten ihn bis vor die Thür und nannten ihn mehrmals „Herr Professor!"

Jetzt stand er auf der Straße und hielt mit beiden Händen die Tasche zu, worin die Ducaten lagen. Der Nordwind wehte ihn an, wie der glühende Sirocco der Wüste. Ein Lastträger rannte an ihn mit voller Kraft, — er fühlte es nicht, denn das Gold hatte alle seine Sinne umnebelt. Mit ungemeiner Hoheit, ja, man möchte sagen, mit Tollkühnheit, ging er jetzt die Straße hinab und rammelte gleichsam mit seinen Beinen noch einmal das Straßenpflaster ein. Da sah er seinen Freund, den die Angst und die Verzweiflung aus dem grünen Ochsen getrieben hatte, mit gesenktem Haupte an einer Straßenecke stehen. Aufgelöst in Wonne rannte er auf ihn zu und umhalste ihn von hinten, daß die an den Häusern sitzenden Heringsweiber glaubten, der Ueberselige fände einen Bruder nach zwanzigjähriger Trennung.

Niclas wollte reden, aber die Freude legte Blei auf alle Unternehmungen der Zunge. Mit beiden Händen schlug er deshalb jetzt an seine Tasche und da klang es so golden, so süß, daß der Autor augenblicklich die helltönende Sprache verstand und abermals an die Brust des jubelnden Geschäftsträgers fiel, der jetzt in den Hinterhalt der Tasche griff und dreißig mit Pfeilen bewaffnete geharnischte Männer hervorzog, die vor den grünen Ochsen rücken und alle Streitigkeiten, allen Groll darniederschlagen sollten.

„Was macht unsere Zeche?" schrie Niclas beim Eintritt in den Gasthof und klimperte mit den Ducaten, als wenn es Kieselsteine wären. Auf dem Zimmer, wo sie vor einer Stunde noch Leiden und Drangsal ausgestanden, wurde die Rechnung bezahlt. Als der Kellner sich wieder entfernt, erzählte Niclas die Geschichte bis auf die kleinsten Umstände. Als er an die Stelle kam, wo der Buchhalter ihm ohne weitere Umstände dreißig Ducaten auf Abschlag gezahlt, gerieth er in hohe Begeisterung; nannte seinen Freund den Mann des Jahrhunderts und setzte ihm in Ermangelung eines Lorbeerkranzes

die zerknitterte Blondenhaube auf sein ruhmgekröntes Haupt.

Jetzt wollten sie nach Dornbach zurückfahren, aber nicht in der Kalesche des Verwalters, die neben an in einem Gasthofe stand und wo unterdessen sich der Haushahn sammt dem übrigen Federvieh des Hofes den Kutscherbock zur Steige auserkoren hatte. Nein! mit Extrapost sollte es geschehen, vierspännig, und der Schwager sollte auf seiner blechernen Röhre in das Dorf hineinblasen, bis hin an die Schwelle des Schulhauses, damit das Dörflein Dornbach erfahre, welchen großen verkannten Geist es in seiner Mitte habe. Doch, da fiel Beiden das zweite Manuscript ein, „der Schulmeister im natürlichen Gewande." Dies mußte ebenfalls an den Mann gebracht werden und zwar aus Dankbarkeit, an dieselbe Handlung, die sich so honett bewiesen und von der sie nun wenigstens ein Honorar von 300 Ducaten erwarteten. Dies sollte den andern Tag in der Frühe geschehen. Sie beschlossen, da zu bleiben und gemeinschaftlich einen Abend zu verleben, der der schönste ihres Lebens werden sollte. Der grüne Ochse, der sie in seinen Räumen aufgenommen hatte, dünkte ihnen jetzt aber ihrer unwürdig. „Fort in ein Hôtel!" rief Niclas und steckte die Haube ein, die er zum Andenken an diesen denkwürdigen Tag aufbewahren wollte.

(Beschluß folgt.)

Schach Schudscha und der Lichtberg.

Schach Schudscha, der den Engländern so viel Noth in Kabul gemacht und so viele Kosten verursacht hat, besaß bis zum Jahre 1814 den größten Diamanten, welchen bis jetzt die Welt kennt: den Lichtberg oder Kohi-Nur. Er hat die Größe eines Hühnereies, die reinste weiße Farbe, außerordentliches Feuer und ein Gewicht von 420 Karat. Mit ihm können sich die zwei größten Diamanten nicht messen, welche man in Europa kennt, und wovon der eine in Paris, der andere in Petersburg ist. Beide haben wohl noch nicht 200 Karat. Welchen ungeheuern, unbezahlbaren Werth dieser „Lichtberg" haben muß, geht schon daraus hervor, daß ihn Runschet-Singh, welcher ihn vom Schach Schudscha erhielt, in ein Armband zwischen zwei andern Diamanten fassen ließ, wovon der eine 130,000, der andere 100,000 Rupien (= Ducaten) kostete. Nun was bezahlte denn aber Runschet-Singh für diesen Lichtberg demnach selbst? Ach, den bekam er höchst wohlfeil, oder vielmehr umsonst, wie ein orientalischer Fürst oft zu dergleichen Kostbarkeiten gelangt. Schach Schudscha wurde aus seinem Reiche Kabul vertrieben und hatte sich nach Atok jenseits des Indus, dann aber nach Lahore selbst an den Hof des Runschet-Singh geflüchtet, in der Hoffnung, von diesem Unterstützung zu erhalten, statt dessen aber verlangte der letzterer sogleich — den Lichtberg, indem er dem Schach eine ansehnliche Herrschaft dafür bot. Der Schach behauptete, den Stein versetzt zu haben, allein nun wurde sein Haus mit Wache umgeben, die alle Ausgehenden untersuchte und endlich sogar keine Lebensmittel hineinließ. Zwei Tage lang hatte Schach Schudscha keinen Bissen Brod bekommen, ohne daß er mit der Sprache herausgerückt wäre. Als aber Anstalten getroffen wurden, ihn als Gefangenen auf eine Festung zu bringen, so bequemte er sich dazu, ihn in zwei Monaten auszuliefern, indem er ihn bis dahin einlösen wolle. Runschet-Singh ließ sich zwar die Zögerung gefallen, aber die Gefangenschaft Schudscha's ging ernstlich fort, und dieser sah ein, daß ihm am Ende der Stein das Leben kosten könne. Er bat daher endlich den Beherrscher Lahore's um einen Besuch. Fast eine Stunde saßen sie zusammen, ohne zu reden, bis endlich Rundschet-Singh die Geduld verlor, und den Schach durch einen Begleiter erinnern ließ, weshalb er gekommen wäre. Jetzt half kein Zögern mehr. Der kostbare Stein ward gebracht, von Runschet-Singh als echt befunden und genommen. Schach Schudschah hatte das kostbarste Kleinod verloren, was durch Mord und Brand aus dem Schatze des großen Moguls erst nach Persien, und viele Jahre darauf nach Nadir Schah's Ermordung in den Schatz von Kabul gewandert war. Es ist erstaunlich, welchen Werth asiatische Fürsten auf solche Juwelen legen. Was der Freiherr von Hügel *) von dergleichen am Hofe Runschet-Singhs noch außerdem sah, übersteigt fast allen Glauben. So war ein Smaragd da, welcher im Pfauenthrone des Moguls einst den Leib eines Papageies gebildet hatte. Der Sattelknopf eines Pferdes bestand aus einem Rubin von zwei Zoll im Gevierte, der sich von Timurs Geschlechte herschreibt. Das Geschirr eines Elephanten hatte 130,000 Fl. C. M. gekostet. Es macht ein eigenes Gefühl rege, wenn man sich denkt, daß mit dem Preise, welcher für einen solchen Stein zu erhalten wäre, viele Menschen, vielleicht tausend arme Familien mit einem Male zu einem mäßigen Wohlstande gelangen könnten. Und hier ist er nichts,

*) S. dessen: Kaschmir und das Reich der Siek. 3. Bd. 1841 a. m. O.

als ein todtes Capital, beneidet von allen, die es sehen, aber nicht haben, ohne daß der Besitzer selbst einen andern Genuß davon hätte, als den Gedanken: er sei Herr davon. Allerdings haben auch Europa's Fürsten stets auf dergleichen gehalten, jedoch nicht in solchem Grade, wie die asiatischen. Letztere sehen in jedem solchen Steine einen Schatz, den sie, in Wechselfällen, wo sie den Thron verlieren, leicht verbergen und mitnehmen können. Gold, so werthvoll es ist, hat doch zu viele Schwere, um in einer Summe mit genommen und verheimlicht werden zu können, welche ein solches Juwel repräsentirt. Man denke sich das Armband, worin der Lichtberg glänzt. Wie viel wird es allerhöchstens wiegen? Vielleicht ein Viertelpfund. Und die zwei Diamanten, die nur dienen, den Glanz des Ersten zu erhöhen, bilden allein den Werth von 230,000 Ducaten. Welches Capital wird nun von dem Ganzen repräsentirt! Eben aus diesem Grunde schon drang Runschet-Sing darauf, den Diamant, sowie bald nachher auch alle übrigen Steine zu bekommen, die Schach Schudscha noch bei sich führte. Er sah in ihm einen vom Throne gestürzten Fürsten, der aber, im Besitze solcher Schätze, immer darauf sinnen würde, entweder den verlorenen oder einen andern Thron zu erobern, sollte es auch der seines Gastfreundes selbst sein. Einiges hatte er doch, trotz solcher Plünderung, wahrscheinlich durch vertraute Diener gerettet. Als es ihm gelungen war, aus Lahore nach Ludiane zu den Engländern zu kommen, verkaufte er dort noch einen Diamanten für 80,000 Rupien, also für ungefähr 240,000 Thlr.

Ganz in der Ordnung.

Herr ** ist ein sparsamer Mann und kennt die Welt. Ob er Recht daran thut, die Schneider besonders mit Mißtrauen zu behandeln und deshalb das Zeug zu seinen Kleidern selbst zu liefern, weiß ich nicht, versichern kann ich jedoch, daß er in Zukunft das Tuch nicht selbst mehr liefern will. Wie geht das zu? Hat er sich von seinem Mißtrauen bekehrt? Möglich, daß er denkt: Vertrauen weckt Vertrauen, genug, die Sache hat ihre Richtigkeit. Und das ging so zu: Neulich schickte er zum Schneider; derselbe erscheint, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag und erklärt, daß er den Ueberrock nicht aus dem Tuch, welches Herr ** ihm vorlegte, liefern könne. Der Kundmann hat schon öfter von demselben Quantum Tuch einen Oberrock bekommen und geräth deshalb mit dem Kleiderkünstler in Wortwechsel, so daß er ihm die Thür zeigt. Ein anderer Schneider wird gerufen, nimmt das Maaß, macht Ueberschlag, ist mit dem Tuche zufrieden und verspricht den Rock auf nächsten Sonntag früh. — „Vergessen Sie aber die Rechnung nicht." — „„Zu dienen, Herr **."" — Und der Sonntagsmorgen kommt, der Schneider rückt ein, der Rock ist vollkommen weit genug und sitzt vortrefflich. — „Nun, die Rechnung?" fragte Herr ** freundlich. — „„Ach Gott, ich habe sie vergessen! Ich hatte sie zu meinen Handschuhen auf den Tisch gelegt, aber Handschuhe und Rechnung sind liegen geblieben."" — Es wird an der Hausthüre geschellt; die Magd macht die Thür auf und kommt herein, um dem Schneider zu sagen, sein Söhnchen sei draußen und frage nach dem Papa. — „Laß ihn herein!" ruft der Herr der Magd zu. Der Schneider widersetzt sich, will selbst hinaus und meint: — „„er bringt gewiß die Rechnung; das hat ja gar keine Eile."" — „Doch, doch, er soll hereinkommen!" — Der Vater wird immer verlegener; des Schneiders Söhnlein tritt herein, sauber und nett gekleidet, heiter und wohlgemuth, die Rechnung in der einen, die Handschuh in der andern Hand. — Was ist das? Herr ** macht ein Gesicht, geht auf das Schneiderssöhnchen zu, betrachtet dessen neues schönes Röcklein, betrachtet seinen eigenen neuen Rock und verwunderter als Adam, da er die Eva erblickte und sprach: Das ist Fleisch von meinem Fleisch! ruft Herr ** dem Schneider zu: „Mein Gott, das ist ja Tuch von meinem Tuch!" — — Der Schneider giebt dem Söhnlein einen Puff und zerreißt in der Angst den einen Handschuh. — „Aber sagen Sie mir nur," fährt Herr ** fort, „wie geht das zu? Ihr College soll mir den Rock machen und behauptet, das Tuch reiche nicht aus; Sie aber machen mir den Rock und ein Röcklein für Ihren Sohn dazu!" — „„Ganz in der Ordnung!"" antwortete der Schneider, der die Geistesgegenwart wieder hat, „„ganz in der Ordnung, Herr **, er braucht mehr als ich .... wenn ich nicht irre, ist sein Söhnchen zwei Köpfe größer als meins!""

Der Irrthum. *)

Als mein Liebchen ward geboren,
Irrte die Natur.
Wo sonst Augen sind erkoren,

*) Probe aus Otto v. Deppen's Gedichten, welche nächstens erscheinen bei F. A. Brockhaus.

Fehlet hier die Spur!
Statt der Augen hellem Schein
Setzte Sterne sie ihr ein!

Als mein Liebchen trat ins Leben,
Ging es äußerst bunt!
Wo sonst Lippen sich erheben,
Wo sonst prangt der Mund:
Warf Natur mit Schelmensinn
Uepp'ge Rosenknospen hin!

Haare leider sind und Wangen,
Wie vergessen ganz,
Aber statt derselben prangen
Locken, Rosen-Glanz;
Rosen, wie auf Lilien-Schnee,
Morgenröth' am Wolken-See!

Sprache ist ihr nicht gegeben,
Aber Himmelsklang,
Der da bringt in's tiefste Leben,
Tiefer als Gesang,
Klang voll süßer Melodie,
Voll der reichsten Harmonie!

Zähne sind ihr nicht geworden,
Perlen sind dafür,
Und statt Diadem und Orden
Prangt ihr Herz als Zier!
Kurz, ein Irrthum seltner Art
Ist bei ihr mir offenbart!

Doch, wie auch Natur gestaltet
Hier im Irrthum klar,
Wie sie irrig hat entfaltet
Liebchen wunderbar:
Ich, ich habe stillen Sinn,
Nehm' den Irrthum ruhig hin!

Miscellen und Anekdoten.

(Nationalgerüche.) Bekannt ist die Behauptung, wie eine feine, gleichsam psychologische Nase aus dem Duft, mit dem sich eine Dame umgiebt, auf ihre inneren Eigenschaften schließen könne, wie z. B. die Vorliebe für Rosenduft — Eifersucht; für Moschus — Herrschsucht; für Reseda — Bescheidenheit u. s. w. verrathe. In dieser Weise ließen sich interessante Untersuchungen über die Parfümirten anstellen. Warum sollte auch die Nase nicht eben so gut ihre Rolle spielen, wie Auge und Ohr, und die Unterschiede und Nüancen einzelner Individualitäten herauswittern? Vermag sie doch ganze Völker und Stämme von einander zu unterscheiden, wie uns Kohl in seinem Buche: „Reisen im Innern von Rußland," gelehrt hat. „Es leidet keinen Zweifel," sagt er, daß jedes Land und jede Nation ihren ganz eigenthümlichen Geruch hat, der mit entschiedener Bestimmtheit und scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit bei jedem Volke auftritt. Man findet ihn in jedem Lande an den öffentlichen Orten, in den Kaffeehäusern, Schenken u. s. w. am meisten entwickelt, und kann ihn hier am bequemsten beobachten. Es ist dieser Nationalgeruch ein Gemisch, welches aus den Gerüchen der verschiedenen Getränke und Speisen, die das Volk vorzugsweise zu sich nimmt, aus den Gerüchen seiner Kleidung und seiner eigenen specifiken nationalen Ausdünstung zusammengesetzt ist. Es herrscht darin oft eine Sache, mit der die Nation vielfach in Berührung kommt, vornehmlich vor, so z. B. bei den Litthauern der Häring, bei den Polen der Branntwein, bei den Großrussen das Juchtenleder, bei den Kleinrussen der Knoblauch, bei den Juden ihre eigenthümlich widerlichen Hautgerüche." So hat also jede Nation ihren eigenen Geruch, wie mag wohl der Deutsche riechen? — Nach Bier! denk' ich.

(Das Lachen.) Ein italienischer Astrolog hat im Jahre 1622 eine Broschüre von etwa 6 Bogen veröffentlicht, worin er die verschiedenen Temperamente nach ihrem verschiedenen Lachen rubricirte. So bezeichnete, nach seiner Angabe, das Gelächter hi, hi, hi, ein melancholisches Temperament; ha, ha, ha, das phlegmatische; ho, ho, ho, das sanguinische; he, he, he, das cholerische. Jetzt enthält eines der englischen Journale eine Abhandlung über das Lachen in folgenden Abschnitten:

1) Das breitmäulige oder unanständige Gelächter;
2) das anmuthige Lachen oder Lächeln;
3) das würdevolle Lachen der Gnade oder das Protectionslächeln;
4) das einfältige oder blöde Lachen, das übrigens von dem der natürlichen Offenheit wohl unterschieden werden muß;
5) das selbstzufriedene Lachen oder das der blöden Eitelkeit;
6) das höfliche Lächeln der geschliffenen Bildung und des fashionablen Umganges;
7) das affectirte Lachen der Verschmähung;
8) das Lachen der Aufrichtigkeit, der Offenheit, der Zuvorkommenheit und Heiterkeit, welches sich auf die lieblichste Weise über das ganze Benehmen mit anmuthiger Gefälligkeit verbreitet;
9) das Lachen der Verstellung und List, welches wohl zu unterscheiden ist von
10) dem Lachen determinirter Bosheit;
11) das erzwungene Lachen, wenn wir uns anstrengen, eine unvernünftige Aufregung zurückzudrängen;
12) das gewaltsame oder mechanische Lachen, welches ein unmäßiger Kitzel, ein krankhafter Zustand oder Wunden des Diaphragma, auch gewisse schädliche Getränke hervorrufen;
13) das schmerzliche Gelächter, welches die Erbitterung des Gemüths, Verzweiflung, Enttäuschung, Rachedurst und erlittene Kränkung erregt. Endlich
14) Das unauslöschliche Gelächter, wie es Homer mit griechischer Bezeichnung nennt, das aber deutlicher mit unmäßig erschallendem Gewieher übersetzt werden könnte, dessen explosives Ausbrechen man nicht zurückzuhalten im Stande ist.

(Diamanten-Luxus in Paris.) Als Beispiel von dem Luxus, den reiche Damen in Paris diesen vergangenen Winter mit Diamanten getrieben haben, möge nur erwähnt werden, daß auf einem Balle bei Hofe eine Dame, die nicht

tanzte, und die man irrthümlich eine Zeitlang für die Königin Christine hielt, mit Diamanten geschmückt war, welche man auf eine Million schätzte, und bei dem Maskenballe, welchen der Herzog von Orleans gab, hatte die Baronin von Rothschild für mehr als anderthalb Millionen Diamanten an sich.

Die Frau von St. war in dem Theater, um die Rachel spielen zu sehen. Nach dem Stück verließ sie ihre Loge, um noch den Ball der Gräfin Demidoff zu besuchen, bemerkte aber, als sie den Hermelinmantel umwarf, daß die seidenen Fäden, an welche die Perlen ihres Halsbandes angereiht waren, zerrissen und alle Perlen auf den Fußboden der Logen rollten. Die Personen bei ihr, welche wohl wußten, daß das Halsband der Gräfin von St. 200,000 Fr. kostete, und jede einzelne Perle einen Werth von 500 Fr. hatte, war über das Unglück bestürzt, und man lief nach Licht, um die Perlen wieder aufzusuchen, ohne sie zu zertreten. Die Gräfin aber verließ gleichgültig ihre Loge und sagte zu den Dienstfertigen:

„Lassen Sie die Kleinigkeit liegen; es verlohnt kaum der Mühe, daß man sich danach bückt.“

Am andern Tage ließ aber der Inspector den Fußboden aufreißen; man fand alle Perlen wieder und schickte sie der Dame.

Die Sucht in Paris, sich mit werthvollen Juwelen zu schmücken, läßt übrigens jedes Mittel anwenden, um nur zu glänzen; zu dem Balle des Herzogs von Orleans sollen die Juweliere förmlich geplündert worden sein; am andern Tage war jedoch Alles in bester Ordnung darin wieder aufgestellt, denn die Schmucksachen waren — nur verliehen worden, natürlich immer noch mit bedeutendem Gewinn für die Juweliere; und eine solche Methode kann einen gutwilligen Gemahl vollends ruiniren, wenn er kein Krösus ist.

— Am Rathhause zu Wegstädtel in der Herrschaft Melnick steht:

„Haec domus odit, amat, punit, conservat, honorat,
Nequitiam, pacem, crimina, jura, probos.“

Ueber einem Bierhause:

Gott fürchten, macht selig,
Bier trinken, macht fröhlich,
Darum fürchte Gott und trinke Bier,
So bist du selig und fröhlich allhier.“

(Eine Mordgeschichte.) Vor einigen Tagen findet ein Barbiergeselle in Königsberg unerwartet seine Geliebte in den Armen eines Andern. Wüthend zieht er sein Rasirmesser aus dem Scheerbeutel und, — — was wird da für eine Mordgeschichte kommen, denken die verehrten Leser! — und — schneidet sich in den Arm. Die Wunde ist nicht gefährlich und er in das Krankenhaus gebracht worden. — —

Pariser Modenbericht.

Vorzugsweise zu nennen sind die Pekins und Foulards, welche für diese Saison Modestoffe werden. Auch trägt man viele Roben von indischen Stoffen, aber alle sind bordirt.

Außerordentlich groß ist die Anzahl der verschiedenen Pelerinen in allen Größen und allen Genres von Barberien, welche täglich erscheinen, so wie die kleinen Chevalier- und Medicis- und Puritaner-Kragen.

Die Hüte von Mohr haben runde Schleifen mit langen Enden und Bandbesatz auf der einen Seite des Hutes, während auf der andern Seite eine lange weiße Feder sich zierlich wiegt. Unter dem Kinn geknüpfte Spitzenschleier. Man sieht köstliche weiße Crepphüte mit aufstehender Form, auf der einen Seite mit einem kleinen Rosenbouquet, auf der andern mit Bändern von weißem Taffetas geschmückt, welche sehr nahe bei einander stehen; ferner entzückende kleine Poult de Soie-Hüte mit sehr erhobener Form und einem sehr hohen Bavolet, welches verhindert, daß der Kopf zu sehr offen ist, vorn sehr kurz und mit langen Seitenschirmen.

Was die Herren-Mode betrifft, so hat sich nicht viel verändert: die Patt[illegible] sind sehr breit und auf der Brust glatt anliegend, die Au[illegible]ge gerade, die Taille lang, der Leib bei den Röcken sehr kurz, die Schöße breit.

Damen-Mode. Die glasirten und glatten Seidenzeuge sind sehr modisch, doch trägt man auch viele façonnirte und gedruckte Seidenstoffe. Von den leichten Stoffen sind die beliebtesten die Balzarinen, die Organdis von Thibet, die chinesischen Crepps, die siamesischen Batiste, die javanischen Gazen, dann folgen die Bareges. Die Morgenkleider werden jetzt mit rundem Gürtel gemacht; Schneppen sieht man nur an Staatskleidern. Die Aermel verlieren von ihrer Enge, besonders die aus durchsichtigen Stoffen, die knappen Leibchen aber sind diejenigen, welche man am meisten bei festen Zeugen verwendet; die Röcke dieser Kleider sind sehr lang und man garnirt sie fast alle vorn, die Garnirungen sind sehr verschieden, die Röcke der Kleider von leichten Stoffen aber haben oft Falten, die häufig durch einen Puffenbausch getrennt sind. Die großen Pelerinen, die Trabées, werden bisweilen mit Bandrüchen besetzt, und diese Rüchenart findet man am Rande gewisser Zeughüte wieder, bei denen dann der Ausputz in Chour von ähnlichem Bande besteht. Man trägt viele kleine Schleier, fängt aber an, sie auf den Schirm der Hüte zurückzuschlagen. Einige Modistinnen füttern mit farbiger Gaze die weiße Gaze, aus der sie allerliebste Capoten machen, und bringen am Rande der Reisstrohhüte drei Gazestreifen von verschiedener Nüance, aber von gleicher Farbe an, die mit dem Ausputz des Hutes übereinstimmen müssen. Die beliebteste Farbe an den Crepphüten ist entschieden das etwas lebhafte Gelb, das Jonquellenfarbige. Man sieht viele durchbrochene Hüte, zwischen den Arabesken von Strohbändchen etwas Lilas, Weiß oder Rosa.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 8. (Sonnabend, den 21. Mai.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Frauen in Nordamerika, Italien und England.

Alle Ideen und Begriffe, welche man sich gewöhnlich von der weiblichen Erziehung in Italien macht, sind irrig. Vom Kloster ist nirgend mehr die Rede für junge Mädchen, sondern nur für solche, die alt und häßlich sind, um jede Hoffnung aufgeben zu müssen, sich noch zu verheirathen. Wenn aber auch seit etwa 40 Jahre die klösterliche Erziehung in Italien abgeschafft ist, darf man deswegen nicht voraussetzen, daß die Mädchen freier und ungebundener sind, als vorher.

Die Strenge der elterlichen Aufsicht verurtheilt sie im häuslichen Leben immer noch zu derselben Einsamkeit und Einförmigkeit, welche früher in einer Klosterzelle auf sie geharrt. Der weibliche Zartsinn wird in diesem Lande als ein klarer, durchsichtiger Krystall betrachtet, den der geringste äußere Hauch trüben könnte; es ist eine leicht zerbrechliche Blume, die eben so sehr Sonnengluth als kalte Luft zu fürchten hat. Die Italiener glauben an eine Jungfräulichkeit der Seele, ohne welche körperliche Keuschheit für sie keinen Werth hat. Um eine solche moralische Unschuld zu sichern, kennen sie kein besseres Mittel, als Absonderung von der Welt und Unkenntniß derselben.

Das entschiedene Gegentheil bietet sich in den vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Unabhängigkeit eines Mädchens beginnt hier mit dem Augenblick, wo es in eine Lehranstalt kommt. Sobald die junge Person aufgestanden ist, begiebt sie sich allein in ihr Pensionat oder Akademie, die oft eine Viertel- ja eine halbe Stunde und weiter noch von ihrer elterlichen Behausung entfernt ist. Welches ihre Mitschülerinnen und ihre Lehrer sind, welche Bekanntschaften sie macht, und in welche Beziehungen sie tritt, wie, was sie lernt und welche Bücher sie liest, darum kümmern sich ihre Eltern wenig oder nicht. Kommt ja einmal die Rede darauf, so fallen die Antworten immer sehr einsylbig aus. Je mehr das Mädchen heranwächst, um so selbstständiger wird es in seinen Neigungen. In ihrem 14. oder 15. Jahre erhält die junge Miß schon allein und ohne Zuratheziehung ihrer Verwandten, ihre Tanz- und Musiklehrer, wie ihre Kirche und ihren Prediger. Auf gleiche Weise betheiligt sie sich bei einem Balle oder einer Vorlesung zu wohlthätigen Zwecken, oder bei einem Blumen-Verkauf. Nach einer Abendgesellschaft läßt sie sich spät in der Nacht von einem Theilnehmer begleiten, dem sie den Vorzug zugesteht, und mit dem sie, nicht auf seine, sondern auf ihre Anregung, einen großen Umweg macht, um des Mondscheins sich zu freuen, oder die nächtliche Frische und Empfindsamkeit zu genießen. Ihre „Freunde" werden durch sie ihrer Mutter vorgestellt, und ohne Mitwirkung der letztern ladet sie jene zum Thee und Abendunterhaltungen ein. Auch wird ihre Familie zuerst durch sie unterrichtet, daß ihr Geliebter sich um ihre Hand bewirbt, nachdem er ihrem Herzen entspricht, und findet sie den geringsten Widerstand, so läßt sie sich ohne Weiteres entführen. Und doch zieht eine solche unbeschränkte Freiheit nur äußerst selten üble Folgen nach sich. Vielleicht liegt die Ursache davon sowohl in der natürlichen Kälte des weiblichen Geschlechtes in den vereinigten Staaten, wo es sich nicht leicht von Sinnlichkeit hinreißen läßt, als in den frühen Verheirathungen, die in diesem Lande noch lange gebräuchlich bleiben werden; nicht zu gedenken, daß der berechnende und Speculations-Geist einer jungen Nordamerikanerin, so zu sagen, angeboren ist, weshalb sie nie

und nirgends einer beaufsichtigenden Fürsorge bedarf. Einbildungskraft und Herz stehen bei ihr immer unter der Controlle der Vernunft. Deshalb lernt sie denn auch bald ihre Anbeter nach ihrem wirklichen Werthe schätzen. Sie macht sich nie eines falschen Schrittes schuldig, oder befindet sie sich dennoch einmal in diesem Fall, so darf man gewiß sein, daß sie vorher alle materiellen Vortheile reiflich erwogen hat und daß selbst ihre scheinbare Unvorsichtigkeit doch Resultat der gewandtesten Politik ist.

Bevor nun das Töchterchen Schul- und Erziehungs-Anstalt verläßt, hat sie eine vollständige Weltkenntniß. Sie ist von allen Schlichen und Vorspiegelungen der Männer genau in Kenntniß gesetzt und hat mithin die Gefahren der sogenannten Verführungen nicht zu befürchten. Die tausend Romane, welche sie gelesen, bevor sie in den heiligen Ehestand tritt, haben sie mit Allem, was das Leben nur irgend bieten kann, schon vertraut gemacht. Deshalb hat sie denn auch einen eben so sichern Blick als festen Tact.

Bescheidenheit wird von ihr als Mangel an Offenheit und Aufrichtigkeit, Zartgefühl als Mangel an Muth und Unabhängigkeit betrachtet. Mit Ausnahme einiger zu derben Wörter, welche die transatlantische Schamhaftigkeit verpönt, mischt sie sich in jede Unterhaltung und bleibt auf nichts eine Antwort schuldig. In Gegenwart ihres Verlobten, oder ihres Gatten spricht sie auf die unzweideutigste Weise ihre Verwunderung für die Vorzüge anderer Männer aus. Ihre Hand und ihre Person gehören ausschließend einem Einzigen, dagegen ist es ihr unverwehrt, in der Einbildung selbst bis zu Ueberspannung jeden Andern zu lieben. Gefallsüchtig aus Grundsatz, ist sie außerordentlich geübt in nichts versprechenden Anlockungen. Sie bedient sich derselben vorzüglich zu dem Zwecke, um die Langmuth und Geduld desjenigen, dem sie ihre Hand reichen will, zu erproben und zugleich die Grenzen ihrer eigenen Unabhängkeit zu erweitern.

So zeigt sich uns in Nordamerika das unverheirathete Mädchen und die verheirathete Frau. Man wird gestehen, daß beiden wenig oder nichts zum vollkommenen freien und emancipirten Weibe gebricht, wenn auch nur in der Art, wie es National-Character, Temperament, Sitten und Gebräuche zulassen, ohne daß Religion und Philosophie darauf ihren Einfluß ausüben.

So lange die brittischen Frauen noch eine Königin an der Spitze des englischen Volkes sehen und es noch eine Staatskirche und eine Aristokratie giebt, können sie nicht wohl auf die amerikanische Freiheit Anspruch machen, ohne vorher die republikanische Taufe zu empfangen. Doch auch schon jetzt genießen die Mädchen Englands größere Freiheit, als die französischen und diese größere als die Töchter Italiens. Sie haben Augen und dürfen sehen, Ohren und dürfen hören, ein Herz, über das sie verfügen können, obschon ihre Freiheit mehr in Worten als in Thaten besteht. Sie werden nur mild am Gängelbande geführt; sie haben bei ihrer Verehelichung ein Wort mitzusprechen, aber man bemüht sich, ihre Neigungen durch vernünftige Vorstellungen zu leiten, und bekämpft ihre Liebe durch Erweckung anderer Leidenschaften, wie Ehrgeiz u. s. w. Wenn es gilt, zwischen einem jungen Habenichts und einem alten Crösus zu wählen, empfiehlt man ihnen wenigstens die letzte Parthie als die vortheilhafteste. Man schleift sie nicht als Opfer zum Altar, man bringt sie in prächtigen Kutschen, von Edelsteinen flimmernd, in die Kirche.

Eine italienische Mutter ist die sorgsame Hüterin ihrer Tochter. Kommt Jemand zum Besuch, so muß sie in ein anderes Zimmer, geht die Mutter in Gesellschaft, muß sie ins Bett; der geringste leidenschaftliche Ausdruck veranlaßt ein mißbilligendes Zusammenziehen der Augenbrauen. Des Mädchens Herz wird von ihren Angehörigen als ein stummer Vulkan betrachtet, dessen Ausbruch man stets befürchtet. Sie erhält fast nur Unterricht von ihrer Mutter, oder diese ist wenigstens in den Lehrstunden gegenwärtig. Es ist ihr größter Stolz, dem künftigen Gatten die Tochter rein und keusch zu übergeben, in der Ueberzeugung, des Mädchens Seelenadel gesichert zu haben. Der Mann darf so mit ziemlicher Zuversicht ihre Liebe als ihre erste betrachten und fast immer hängt es von den Männern ab, sich diese Liebe zu erhalten.

In England ist man überzeugt, daß die Mädchen von dem durchdrungen sein müssen, was sie sich schuldig sind, in Nordamerika gilt Tact, Umsicht und Vorausberechnung als das Höchste, und in Italien nimmt man seine Zuflucht zur Frömmelei. Ueberhaupt gehört die Frömmigkeit in Italien zu den Mitteln, wodurch die Frauen ihre Schönheit zu erhöhen wissen.

Das deutsche Mädchen ist reizend in ihrer Häuslichkeit, die Französin durch unterhaltendes Geschwätz, die Italienerin durch ihre Leidenschaft, die Engländerin durch ihr politisches Gespräch und die Nordamerin entbehrt des Reizes, denn sie ist nicht kalt und nicht warm.

Drei Tage aus dem Leben eines Schulmeisters.

Von

Theodorus.

(Beschluß.)

In wenig Minuten verließen sie den Gasthof mit der Rindvieh-Vignette und wanderten nach dem Markte, wo Niclas Equipagen und Extraposten in ein großes Haus hatte einfahren sehen. Es war unterdessen dunkel geworden und in der Hausflur des Hôtels brannten bereits die großen Lampen, in deren Fackellicht die goldenen Tressen des Portiers flimmerten, der unterm Thor mit einem großen Stocke Wache hielt und mit nerviger Faust die Glocke läutete, wenn ein Wagen mit Reisenden einfuhr.

„Können wir uns hier eine Nacht aufhalten?" herrschte Niclas den Riesen an, während er die Ducaten in der Tasche umrührte. — „Mit Vergnügen!" erwiederte der Goldbeblechte im tiefsten Baß und winkte einen Kellner herbei, der die Pädagogen in Empfang nahm und in die erste Etage führte, während ein anderer dienstbarer Geist mit einem silbernen Armleuchter die breiten Stiegen voraneilte.

Nachdem Niclas die Wachskerzen betrachtet und die Elasticität des mit Roßhaaren gepolsterten Divans erprobt hatte, begaben sie sich in den Speisesaal, wo table d'hôte gespeist wurde. Der Kellner wollte soeben das Fremdenbuch hinauftragen und um Einzeichnung der Namen bitten. „Her damit, kann hier geschehen!" begann Niclas. Der Autor ergriff zuerst die Feder und schrieb gar zierlich seinen Namen hinein. Jetzt kam Niclas an die Reihe. Er war äußerst jovial und wußte sich vor Ueppigkeit gar nicht zu lassen. In der Stadt war er völlig unbekannt, sie mußten ihn für etwas Großes ansehen, denn der Buchhalter hatte ihn ja gleich beim ersten Anblick zum Professor geschlagen. Dieser Titel gefiel ihm außerordentlich und er beschloß, denselben auf vierundzwanzig Stunden beizubehalten. Mit kräftigen Zügen schrieb er daher: Professor Niclasius. Schmunzelnd theilte er dies seinem Freunde mit, der zwar gewaltig über den Mißbrauch so hoher academischer Würde erschrack. Da sich aber sogar dereinst Jupiter, um die schöne Europa zu besiegen, in einen Ochsen verwandelt, so hatte er nichts dawider, daß sich einmal ein Schulmeister aus Liebe zur Eitelkeit in einen Professor verwandelte.

Im reich decorirten Saale saßen viele fremde Damen und Herren um die mit Blumen und silbernen Gefäßen geschmückte Tafel. Niclas nahm mit seinem Freunde wohlgemuth Platz und rief mit lauter Stimme: „Marqueur! was giebt's zu essen?" — Glücklicherweise vernahmen diesen Ausruf nur die Nächstsitzenden und wirkte nicht wenig auf ihre Lachmuskeln. Als der Kellner die Suppe brachte, griff Niclas schon in die Tasche, um zu bezahlen.

Als die Speisen gar kein Ende nahmen, bestellten sie auch Wein und — hört es, deutsche Schulmeister: — Champagner, rothen, die Flasche zu zwei Thaler, mithin auf jeden Schluck eine lateinische Stunde. — Der Kellner setzte die Flasche mit dem versilberten Kork auf die Tafel. Eben wollte sich Niclas den Silberhelm besehen, als der schon gelüftete Kork in die Luft knallte und seine Nase dergestalt berührte, daß er unendliche Male nießen mußte. Jetzt stießen sie mit den Gläsern an und tranken auf die Gesundheit des liberalen Buchhändlers. Die Flasche war bald geleert, denn unserm Niclas schmeckte das Zeug, wie er es nannte, ganz verteufelt gut. Der Kellner kam mit einer zweiten Flasche angestiegen, die Gläser schäumten, eine ungeheuere Heiterkeit schwebte um die Häupter der Schulmonarchen, ach! sie waren die Glücklichsten unterm Kronleuchter.

Als das Orchester wacker aufspielte, als Trompeten und Pauken durch den Saal schmetterten und Niclas soeben sein Glas nach dem Mund führte, trat ein junger Mann zu ihm heran, hielt ihm ein gefülltes Glas entgegen und rief mit Ironie: „Auf das Wohl Eures hübschen Weibchens!" Niclas blickte auf und erkannte — den Weinreisenden. Ehe er ein Wort entgegnen konnte, war der Zudringliche schon wieder verschwunden. Niclas wollte jetzt aufstehen und sich ein Wenig mit dem Vermessenen zanken, denn der Wein hatte eine besondere Rauflust in ihm erweckt. Sein College setzte ihn aber wieder ruhig nieder. Der Weinreisende sprach jetzt mit dem Kellner und warf einen flüchtigen Blick in das Fremdenbuch. Gleich dem Mephisto stand er binnen wenigen Minuten wieder mit einem Weinglas hinter dem Stuhle, wo Niclas saß und rief mit gedämpfter Stimme: „Smollis, Herr Professor!"

Jetzt schwoll ihm die Galle; jetzt erwachte der Gelehrtenstolz. Schon verspürte er ein Lüstchen, den Zutrinker vor die Thür zu nehmen und ein Wort des Ernstes mit ihm zu sprechen, als derselbe verschwand und sich nicht wieder sehen ließ. Der Zorn des Herrn Niclas verrauchte, denn die Weinlaune hatte heute die Oberherrschaft gewonnen. Mehre Gäste standen jetzt von der Tafel auf und entfernten sich. Da blickte Niclas hinter

sich und sah eine Dame neben einem dicken Herrn sitzen, die der Inbegriff aller Schönheit war. Es war eine Engländerin und der Gentleman mit der Fallstaff-Figur ihr Gemahl. Niclas war bei ihrem Anblick Feuer und Flamme, sein Herz brannte lichterloh und die Gluth des Weines gab ihm vollends den Rest. — Jener ist ein Lord, und du ein Professor, also steht ihr euch gleich. Darum verfehlte er nicht, fleißig nach der schönen Insulanerin hinüberzublicken. Mylord aber gewahrte sein Mienenspiel und vernahm dies sehr ungnädig, denn er war eifersüchtig und ein zweiter Othello.

Da es schon spät war, so wurde beschlossen, sich zur Ruhe zu begeben. Niclas schwankte voran, sein Freund in krummer Linie hinterher. Zwei Kellnern wurde es zur Pflicht gemacht, dieselben so nahe als möglich zu begleiten, um im Fall der Noth den Herrn Professor zu unterstützen.

Freudig und des guten Weines eingedenk, wälzten sie sich in die seidenen Betten. Bacchus nahm Abschied und der Gott des Schlafes stieg mild durch die Thränenwinde zu ihnen herab. Schon war Mitternacht vorüber und im Hause war es still und öde geworden. Sämmtliche Lampen waren erloschen, alles, was Oden hatte, schlummerte sanft und friedlich. Da erwachte Niclas und stöhnte in tiefen Zügen. Wie ein Schmetterling, wenn er die Puppe durchbricht, kroch er nach und nach aus seinem Bette und tappte nach der Thür. Langsam, wie der Geist des Gouverneurs im Don Juan, schritt er über den geräumigen Vorsaal und suchte nach dem stillen einfachen Cabinette. Nirgends eine Spur. Alles unter Schloß und Riegel. Da legte sich der Mond in's Mittel, der jetzt durch die Wolken hervorbrach und zeigte ihm den Weg, den er gehen sollte. Gerührt dankte er dem Silberschwan der Nacht für sein Licht auf so dunklem Pfade und begann nach einer Weile den Rückweg. Halb erstarrt und angethan mit dem luftigsten Gewande auf der Welt, tappte er umher und suchte nach seiner Thür. Luna war wieder hinter die Wolken gekrochen und dies schien abermals zu seinem Verderben beizutragen, als er den Drücker einer Thür erfaßte. Bebend öffnete er und schlüpfte hinein. Als er sich in der Mitte des Zimmers befand, schien ihm ein spärliches Nachtlicht im Winkel zu stehen. Er hielt es für ein Stückchen Mondenschein und eilte mit Tigersprüngen auf das rechts an der Wand stehende Bett zu. Plötzlich aber schrie eine Mark und Bein durchbohrende Grobstimme aus dem gegenüberstehenden Bette ein „God dam!" daß die Fensterscheiben klirrten. Niclas war in das Zimmer gerathen, wo der Engländer mit seiner Frau schlief. Wie Soult bei Austerlitz stürzte sich John Bull auf seinen Feind und schlug auf ihn zu. Niclas klammerte sich an den Britten an und verfehlte nicht, sich wacker zu wehren. Jetzt rangen Beide, wie ein Paar Athleten. Das zarte Weibchen Albions schrie „Hülfe!" die beiden auf dem Sopha ruhenden Bologneserhunde waren herzugesprungen und klafften umher. Da wankten die Verschlungenen nach dem Tische, wo das Nachtlicht brannte. Krampfhaft griff John Bull jetzt nach einem Gegenstande. Niclas blickte hin. O ewiges Chaos! — Ein Pistol. — Mit aller Kraftanstrengung machte er sich los und sprang nach der Thür. Bei jedem scheuen Schritte glaubte er, der Rasende brenne los und eine blaue Bohne fahre ihm in die Haut. An der Thür kamen die zwei Hausknechte, der Kellner, der Koch und John, des Britten Bedienter, dem Fliehenden entgegen und packten ihn fest. Jetzt kam die Köchin mit einem Lichte die Treppe herauf. Die Kellner erkannten den Herrn Professor, der in möglichster Kürze seine nothgedrungene Wanderung und die Verirrung in die irischen Gemächer erzählte. Der Engländer, der sich in eine weite Pelzschaube geworfen und ein großes wollenes Tuch um den Hals geschlungen hatte, trat jetzt in die Mitte der Versammelten und wollte den nächtlichen Besucher nun wirklich und in aller Form Rechtens erschießen. Da sprang der kühne Hausknecht herzu und deckte den Professor mit seinem breiten Rücken. Die Andern fielen dem Britten in die Arme und entrangen ihm das Pistol, während Niclas sich in sein Zimmer flüchtete und dem Himmel für seine Rettung dankte.

Auf dem Vorsaal tobte jedoch noch der Spuk. Da der Engländer der deutschen Sprache nicht mächtig war und keiner der Erschienenen ihm den Zusammenhang der Sache und die Unschuld seines Nachbars beibringen konnte, so mußte der Oberkellner geweckt werden, der sehr gut englisch sprach und den Dollmetscher machen mußte. Kaum war der Tag angebrochen, als der Besitzer des Hôtels höflich in das Zimmer der Pädagogen trat und sich nochmals genau nach dem Stande seiner Gäste erkundigte. Ein angesehener Buchhändler der Stadt sei noch gestern Abend spät mit einem seiner Diener im Hôtel gewesen und habe sich eifrig nach dem Schullehrer aus Dornbach und nach dem andern Herrn erkundigt, den man an seiner Seite gesehen habe und die den Nachmittag über im grünen Ochsen logirt hätten. Da spitzten Beide die Ohren. Wollte der Buchhändler vielleicht das andere Manuscript auch noch haben oder — schreckliche Ahnung! sollte das Ganze auf einem Mißverständnisse beruhen? Sollten die Diener in der Buchhandlung

Herrn Niclas vielleicht für einen Mann gehalten haben, der Geld zu fordern hatte? — O Stern, der du geleuchtet in die finstere Sturmnacht der bedrängten Schulmeister, dein Glanz fängt an zu erbleichen. Die Billardparthie des Glückes steht à quarante-sept, ein Kappen der Masten, ein Ueber-Bord-Werfen der Hoffnung scheint nicht mehr fern zu sein.

Da klopfte es stark an die Thür. Ein starker Mann in einem grauen Oberrock, auf der Brust ein blankes Schild und einen massiven Stock in der Hand, trat ein. Es war ein Polizeidiener. „Mein Herr!" begann er, „Ihre Frau Gemahlin hat sich gestern mehre üble Streiche und Betrügereien zu Schulden kommen lassen. Sie hat sich in der Dämmerung entfernt. Durch eine Putzmacherin ist es herausgekommen, daß es Ihre Frau ist. — Wird ihr schlecht bekommen; ich kenne die Polizei! — Vorwärts! Marsch! — in's Loch! — Fackeln nicht lange. — Abgemacht, Sela!" —

Niclas leugnete, daß jene Verschmitzte sein Weib sei und daß er selbst von ihr hinter's Licht geführt worden. — „Der Hehler ist so gut wie der Stehler," erwiederte der Bursche. „Wird bedeutende Kappen setzen. Lüge hin, Lüge her. Ich habe schon einen Weinreisenden gesprochen, er will es bezeugen, daß es Ihre Ehefrau ist. Ruhig und keine Capriolchen, 's geht nicht gleich über den Hals." — Da trat der Kellner ein und nannte Niclas zum Unglück „Herr Professor!" — „Professor?" schrie entsetzt der Engel der Gerechtigkeit. „Professor? — Herr! wo ist Ihr Reisepaß?" Einen solchen hatte Niclas nicht aufzuweisen und entschuldigte sich nach Möglichkeit. — „Aha! jetzt stinkt's in der Fechtschule," rief der Zudringliche. „Müssen mit mir gehen! — Instruction! Amtspflicht! — Kann nicht anders. — Vorwärts!"

Jetzt mußte Niclas mitgehen. Ein Heidenglück, daß sich das Polizei-Amt gegenüber befand, sonst hätte der arme Schulmeister noch die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen. Da der Director und das übrige Beamtenpersonal noch nicht auf der Expedition waren, so mußte er auf dem Vorsaale warten. Da stand er nun, „unter Larven die einzige fühlende Brust," und erwartete sein Schicksal. Endlich kam er, so zu sagen, in's Verhör. Daß sie es mit keinem bösen Menschen zu thun hatten, lasen sie aus seinem Gesichte. Er bekannte mit größter Offenheit, daß er die unbekannte Dame, die ihn wider Willen zum Ehemann gestempelt, gegen einen Dritten in Schutz genommen und diese dann wahrscheinlich auf den Ehestand los, hier und da auf seinen wahren Namen Sachen entnommen. Daß er sich aber selbst zum Professor gemacht, zog eine Rüge nach sich und er bekam dafür eine tüchtige Nase. Somit wurde er entlassen.

Wie neugeboren säuselte er die Treppe hinunter. Da kam sein Freund aus der Buchhandlung. Bittere Täuschung. — Ein fremder Professor von einer auswärtigen Universität, der mit dem Buchhändler schriftlich über ein Werk einig geworden, war gestern in eigner Person angekommen. Im Gasthofe, wo der Chef der Handlung dem Hochgelahrten die Aufwartung gemacht, hatte sich Letzterer 30 Ducaten als Abschlagszahlung ausbedungen und versprochen, sie in einer Stunde selbst abzuholen. Das Geld lag bereit, der unbekannte Niclas erschien, murmelte gleich von Honorar — und schwapp, trug er die dreißig Holländer hinaus.

Als der Autor die Hiobspost vernahm, als Honorar und Ruhm in ein Chaos zurückfielen, da wünschte er sich die Zeit herbei, wo er noch im ABC-Buch blätterte und am Busen dieser literarischen Amme die erste geistige Nahrung einsog. Aber: „Nur die Hoffnung laß nicht sinken!" war ja der Trostspruch aus dem Munde des redseligen Niclas, als die Noth im grünen Ochsen auf den höchsten Gipfel stieg. Auch heute wendete Fortuna sich nicht ganz von ihnen ab. Der Buchhändler, der sich ungemein freute, die goldenen Holländer bis auf einen wieder zu sehen, behielt das früher angebotene Manuscript und bezahlte es augenblicklich mit 5 Louisd'or. Der wahre Herr Professor, der die Täuschung des armen Autors erfahren und sich in die Zeit zurück versetzte, wo er als Bruder Studio das erste Honorar erhalten, erbot sich, die Champagnerzeche im Hôtel auf seine Rechnung zu nehmen.

So lösten sich die Dissonanzen in Harmonie auf. Augenblicklich bestellten sie zwei Plätze auf der Post, um die Stadt zu verlassen. Niclas, der sich sämmtliche Abenteuer in Zeit von drei Tagen überlegte, zog seine Stirn in Falten und schalt auf die Launen des Schicksals. Als aber der Postwagen dahinfuhr und sie ein wenig zusammenrüttelte, als Niclas in Folge des holperigen Weges mit dem Ellbogen das Herz seines Freundes zu poliren anfing und der Schwager das Lied blieš: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht," erheiterte sich sein Gesicht. Er griff in seine Tasche und holte die Haube heraus. Jetzt lachten Beide nach Herzenslust. Niclas gelobte: selbige in seinem Zimmer zum ewigen Andenken an die stürmischen drei Tage aufzubewahren. Vor dem Schulhause stiegen sie aus und noch selbigen Tages ließ der glückliche Autor seinen Freund in die Heimath zurückfahren.

Die Doppelwitwe.

Gegen die Mitte des Junimonats 1830 trat ein ungefähr sechzig Jahre alter Mann von hoher Statur und stolzen Blicken in den Hof eines schönen Hôtels der Straße du Bac, und schaute so aufmerksam um sich, daß er nicht allein dem Ausläufer, welcher sich auf einer steinernen Bank dem süßen Mittagsschlummer überlassen wollte, sondern sogar dem Portier auffiel. Er trug einen abgeschabten Ueberrock, unter welchem eine noch hinfälligere Kleidung von verschiedenen Stoffen und Schnitten hervorblickte. Mit raschen Schritten ging er endlich auf das Stübchen des Portiers zu und rief:

„Dûmont! Holla, Dûmont!"

Das Scheibenfensterchen des Thürhüters öffnete sich, und ein weinrothes Gesicht, welches aus demselben hervorstrahlte, schnaubte ihn ziemlich barsch an:

„Es giebt keinen Dûmont hier im Hôtel."

„Wie? Ist denn Dûmont nicht mehr Portier hier? Er wird doch nicht gestorben sein?"

„Das weiß ich nicht."

„Und Madam Mathieu?" fragte der Unbekannte.

„Madam Mathieu? Ich kenne keine Madam Mathieu hier herum. Doch, warten Sie, fügte der Portier hinzu, indem er aus seinem Stübchen trat und den Fragenden an die große Hauptthüre des Hauses führte: Gehen Sie dort rechts herum in die Saint-Dominique-Straße. Im dritten Hause, auf linker Hand, wohnt eine Obsthändlerin, die Madam Mathieu heißt.

„Eine Obsthändlerin? Pfui! Wer bewohnt denn jetzt dieses Hôtel?"

„Die Frau Gräfin von Thurgis."

„Von Thurgis .... Also ist Madam Mathieu auf dem Lande?"

Ohne des Thürstehers Antwort abzuwarten, ging der Fremde auf die Straße vor dem Hôtel, betrachtete dasselbe genau vom Dache bis auf den Sockel mit der größten Aufmerksamkeit, kehrte dann wieder in den Hof zurück, zählte die Stockwerke, Fenster, Thüren u. s. w., und öffnete sogar den Pferdestall.

„Ich irre nicht, sprach er endlich: ich bin am rechten Orte."

„Wollen Sie zur Frau Gräfin von Thurgis?" fragte der Portier.

„Ja!" erwiederte der Fremde nach einigem Besinnen entschlossen, indem er zugleich einen mißtrauischen Blick auf seinen schlechten Anzug warf: „Ja, ich will zur Frau von Thurgis."

„Sie wohnt auf dem ersten Stock, im ersten Zimmer rechts."

Es giebt Menschen, die recht eigentlich vom Schicksal dazu bestimmt scheinen, das Unglück einer ganzen Nation zu repräsentiren, indem sie außer den Leiden des Privaten vorzüglich das gemeinsame Elend des Landes auf den Schultern tragen. Ein solcher war der Kapitän Mathieu, welcher sich der Frau von Thurgis vorzustellen im Begriffe stand. Mathieu, der Sohn eines reichen Kaufmanns von Paris, hatte in der Schule schon den Entschluß gefaßt, in die siegreichen Reihen der kaiserlichen Armee einzutreten. Kaum war er aus dem Lyceum entlassen, so nahm er Dienste bei einem Kavallerieregimente, wie sehr auch sein Vater, dessen einziger Sohn er war, dagegen eiferte. Ein junger, wohlerzogener und gut gewachsener Mann, wie Mathieu, durfte hoffen, nicht lange als Gemeiner dienen zu müssen; er wurde auch wirklich sehr schnell Unterlieutenant. Durch eine tapfere That verdiente er sich bald das Ehrenkreuz, und, als das nächste Gefecht bedeutende Lücken in die Reihen seines Regiments, und vorzüglich von dessen Offizieren, geschlagen hatte, avancirte er zum Lieutenant. Um diese Zeit kehrte er mit Urlaub nach Paris zurück. In der Zwischenzeit hatte sein Vater durch einige Spekulationen sein Vermögen um ein Ansehnliches bereichert, und lebte nun, von Geschäften zurückgezogen, als Rentier.

„Du hast jetzt freilich einen sechsmonatlichen Urlaub," sagte der alte Handelsmann zu ihm, als sie sich umarmt hatten, „aber dann mußt Du auf's Neue abreisen, und Gott weiß, wenn wir uns wiedersehen werden. Unser Leben hängt an einem schwachen Faden; ich bin alt und hinfällig, und nach Dir angelt der Tod auf jedem Schlachtfelde, denn er liebt vorzugsweise junge, kräftige Männer. Nun schmerzt es mich, reich zu sein und dabei denken zu müssen, daß mein schönes Hôtel in der Straße du Bac und das einträgliche Landgut in der Normandie an lachende Erben übergehen, die sich vielleicht jetzt schon etwas darauf zu gute thun. Heirathe, mein Sohn! Gieb mir einen Enkel, der unser lieber und natürlicher Erbe sei, wenn Du früher sterben solltest, als es in Friedenszeiten der Fall wäre."

Dieser Wunsch des alten Mannes war zu vernünftig, als daß der Lieutenant Mathieu Etwas dagegen hätte einwenden können; überdies glaubte er bemerkt zu haben, daß ein sehr hübsches Mädchen, welches ihm schon mehrere Male seit seiner Rückkehr nach Paris begegnet war, nicht gleichgültig nach ihm schaue. Er theilte die gemachte Bemerkung seinem Vater mit.

„Rosalie Durand?" erwiederte dieser. „Sie ist eine

arme Waise, die still und verborgen bei einem alten Oheim wohnt, der nicht reicher ist, als sie. Aber sie stammt von rechtschaffenen Eltern und auf Geld brauchst Du nicht zu schauen. Nimm sie und sei glücklich mit ihr.

Die Heirath fand unverzüglich Statt. Das arme Mädchen wußte sich anfänglich kaum in sein nie gehofftes Glück zu finden. Nicht der Reichthum allein, mehr noch der hübsche, kriegerische, junge Offizier, den sie als Gattin umarmen durfte, machte sie so überglücklich. Als der alte Vater Mathieu seinem Sohne die Heirath so erfolgreich aufgeschwatzt hatte, suchte er ihn allmälig auch zu bereden, seinen gefährlichen Beruf aufzugeben, den er zu seinem Glücke gar nicht nöthig hatte. Doch da scheiterte die väterliche Beredtsamkeit. Gerade das Gefährliche des Soldatenlebens reizte den kühnen jungen Mann, bei seiner Waffe zu bleiben.

Mittlerweile war der Krieg Frankreichs gegen Rußland ausgebrochen. Mathieu schwankte nicht lange zwischen Pflicht und Beruf. Unmöglich konnte er jetzt seine Entlassung einreichen, da sie zu den schimpflichsten Anmerkungen Anlaß gegeben hätte. Ueberdies lag eine Ordonnanz des Kriegsministers vor. Er zerdrückte eine Thräne in den flammenden Augen, umarmte Frau und Vater und stieß zu seinem Regiment. Schon in der ersten Schlacht ging sein Wunsch in Erfüllung: er avancirte zum Kapitän. Nur des alten Vaters Hoffnungen täuschten sich, denn der Enkel, welchen er so sehnsüchtig erwartete, blieb aus. Die junge Frau wurde gegen alles Erwarten nicht Mutter.

(Beschluß folgt.)

Saphiriana.

Wenn man auf der Nordbahn und auf der Südbahn verunglückt, so versucht man's mit der humoristischen Bahn, und auf dieser hat man den Vortheil, daß man Dampf und Wasser selbst bereitet.

* * *

So viel scheint gewiß, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört. Je mehr Geldmangel, desto mehr Witzüberfluß. Glauben Sie nicht, daß ich mir da ein versteckes Compliment machen will, denn ich habe blos gesagt, daß der Witz da anfängt, wo das Geld aufhört; diese Bemerkung zerfällt aber dort, wo Geld gar nicht angefangen hat!

* * *

Bestimmt ist es, Geld in der Tasche ist für alle Fälle gut, nur nicht für Einfälle.

* * *

Wenn ein Millionär in die Tasche greift, hat er die besten Köpfe in der Hand, sie stehen ihm alle zu Gebote, und er kann daher den eigenen entbehren; ein armer Teufel aber, der in die Tasche greift, der findet nirgends einen Kopf, der trägt den Kopfschmerz in der Tasche, und ihm bleibt keine Zuflucht, als zu seinem eignen Kopfe! So ein armer geistreicher Teufel, der lebt von seiner eigenen Kopfsteuer, und von dieser Kopfsteuer muß er auch sein Taschengeld bestreiten.

* * *

Wenn ein Millionär sagt: „Mein Kopf steht mir auf 100 Gegenstände, so hat er vollkommen Recht, denn bald stehen seine Köpfe auf Geld, bald auf Silber, bald auf Kupfer; allein dem armen geistreichen Teufel steht sein Kopf nur auf einen Gegenstand. Darum hat der Arme wieder einen Vortheil über den Reichen, er kann nämlich nur ein Mal seinen Kopf verlieren, entweder er redet sich um den Kopf, oder er schreibt sich um den Kopf, oder er rennt mit dem Kopf an die Wand an, oder er verliert sich, d. h. er setzt sich einen andern Kopf in den Kopf, und der Einwohner wirft den Hausherrn bei der Thür 'naus, kurz, er kann vom Schicksal nur um einen Kopf gebracht werden, ein armer Reicher aber kann vom Schicksal alle Tage geköpft werden. Heute köpft man ihm die silbernen Köpfe, morgen köpft man ihm die goldenen Köpfe u. s. w., und bis es zu seinem eigenen Kopf kömmt, ist das Schicksal schon müde, und bemüht sich wegen dieses kleinen Geldes nicht weiter.

* * *

Der Witz ist gar vielerlei Art. Wir haben Mutterwitz und nicht Vaterwitz; man sagt Muttersprache und nicht Vatersprache, denn man kann überzeugt sein, wenn ein Kind witzig ist oder viel spricht, so hat es diese Eigenschaft eher von der Mutter, als vom Vater, denn daß der Vater schweigen muß, wenn die Mutter spricht, das ist eben der allgemeine Mutterwitz.

* * *

Eine sonderbare Forderung ist es, wenn man vom Witze verlangt, er soll durchaus gutmüthig sein! Haben Sie schon ein witziges Lamm gesehen, oder ein pikantes Schaf, oder einen humoristischen Hammel?

* * *

Ein jeder Mensch ist einmal im Jahre ein Genie, leider aber verschlafen die meisten Menschen diesen Augenblick oft.

* * *

Wenn unsere Mädchen im Schmerz um einen verlorenen Geliebten in Thränen schwimmen, so ist dieser Schmerz ein Tuch, er geht im Wasser ganz ein!

* * *

Die menschliche Seele hat viel Domainen: Die Tugend ist ihr Majoratsgut, die Liebe ihr Frühlings- und Sommer-Palais, die Freundschaft ihr sans souci, und die Religion ihr Witwensitz.

* * *

Es giebt viele Kinder, die ihrem Vater nicht gleichsehen; z. B. das spanische Rohr ist der Vater der türkischen Justiz, die höllische Ungeduld des Mannes ist die Mutter der himmlischen Geduld der Frau, und das römische Recht ist zuweilen der Vater von manchem deutschen Unrecht.

* * *

Die Ehe ist, nach Plato ein Wiederfinden, das mag wahr sein, aber der redliche Finder wird selten belohnt.

* * *

Jeder Schlaf ist eine Terminabzahlung der großen Schuld des Todes.

* * *

Die besten Jahre der Frauen sind die schlechtesten Jahre für ihre Männer, denn wie eine Frau in die besten Jahre kömmt, kömmt sie auch in die besten Kleider und in die besten Schneider.

* * *

Der Mensch macht dem Himmel nur Gegenbesuche, das heißt, er denkt an ihn, wenn der Himmel ihn erst heimsucht; allein eine visite de reconnaissance, eine Dank- und Erkenntniß-Visite, bekommt der Himmel selten.

* * *

Die Liebe ist die Speiseröhre des Herzens, die Ehe die Luftröhre; es ist eine große Fatalität, wenn Einem etwas Unrechtes in die Luftröhre kommt.

* * *

Wollen Sie wissen, was ein verdorbener Frack, ein zerschlissener oder fleckenvoller Pelzrock für eine Empfindung haben, wenn sie ein ganzes Stück feines, englisches Tuch sehen? — Dieselbe Empfindung, die ein fertiger, großer Mensch beim Anblicke eines Kindes hat. Er sieht, welch' himmlischer Stoff an ihm verdorben worden ist! Die Kinderstuben, das sind die Tuchmagazine, die Gesellschafts-Stuben sind theils Kleider-, theils Trödler-Markt. Das Schicksal ist der Männerschneider, der Umgang ist der Frauenschneider; eine Frau wird das, was ihr Umgang aus ihr macht. Die Männer haben einen Schneider. Die Frauen haben aber leider gewöhnlich fünf bis sechs Schneider auf ein Mal!

* * *

Ein Häring, eine Gassenneuigkeit und ein Witz haben nur drei Respekttage, am vierten sind sie schon anrüchig. Die Frauen haben auch drei Respekttage, d. h. drei Tage, an welchen sie ihren Männern Respekt beweisen, an seinem Hochzeitstag, an seinem Geburtstag und endlich an seinem Sterbetag.

Miscelle.

(Die Rococomanie.) Die Rococomanie hat sich, namentlich in Frankreich, bereits über alle Classen verbreitet; Jedermann will irgend einen Gegenstand aus der Zeit Ludwigs XIV. oder Ludwigs XV. besitzen, und da die von damals noch vorhandenen bei weitem nicht hinreichen, das Verlangen darnach zu befriedigen, so werden alle jene alterthümlichen Gegenstände in Paris jetzt neu gefertigt, und zwar in der zugestandenen Absicht, die Leute, welche betrogen sein wollen, damit zu betrügen. Sind die Rococo-Gegenstände fertig, so giebt man sie zu armen Leuten, natürlich zu Portiers, deren Mobiliar von denen, welche in ein Haus treten, am leichtesten gesehen werden kann. Ein Herr geht nun z. B. vor der Wohnung des Portiers vorbei und bemerkt eine schöne Pendul aus der Zeit Ludwigs XIV., welche der gute Mann auf seinen Kamin gestellt hat. Der Fremde fragt danach und der Portier giebt die seltsamste Antwort. Er hat, sagt er, diese Uhr von seinem Vater, der sie von einem Marquis erhielt, ehe derselbe das Schaffot bestieg. Er weiß zwar nicht, was sie werth ist, hat aber immer gehört, daß sie zu ihrer Zeit wohl 1500 Franken gekostet haben möchte. Der Rococomann kann nicht länger an sich halten; er bietet dem armen Mann 1000 Franken und erhält dafür die Uhr, die einige Tage vorher fertig geworden und nicht 200 Franken werth ist. Die ächten Liebhaber alter Dinge, die recht klug sein und dem Betruge entgehen wollen, reisen in den Dörfern umher, durchstöbern die Bauernhäuser und kaufen alte Truhen, Tische rc., die sie stolz nach Paris zurückbringen, von wo sie erst auf das Land geschickt worden waren.

Pariser Modenbericht.

In großer Gunst stehen die Ueberröcke à la Bavaroise von roher Seidenleinwand. Ihr Leibchen ist lang und glatt, leicht gestreift; das Vordertheil öffnet sich oben und läßt zwei Revers sich auf der Brust umschlagen; eine zierliche Schnur läuft in graziösen Arabesken über diesen Revers und über das Vordertheil und über den glatten Rücken des Leibchens. Die Aermel sind eng und haben gestickte zurückgeschlagene Aufschläge, so wie oben zwei reich mit Schnuren besetzte Jockeys.

Wir haben sehr hübsche Montespan-Langshawls gesehen, die von glossirtem Taffet sind und drei ausgezackte Falbeln haben; andere sind von Organdi mit rosa Gaze gefüttert und mit rosa Seide festonnirt.

Die Federn sind auf allen Hutarten sehr beliebt, besonders die farbigen. In Bändern hat man sehr schöne Sachen. Man sieht sehr breite Gazebänder in zarten Farben, auf denen in glänzendem Halbrelief einzelne Blumen, Pensées, Vergißmeinnicht rc. in bewunderungswürdig täuschender Natürlichkeit hervortreten. Die wenigen Gürtelbänder, die man sieht, sind schmal; man trägt sie mit einer Schnalle ohne lange Enden. Die Form der Hüte und Capoten hat sich sichtbar etwas nach vorn in die Länge gezogen; wir fürchten aber, sie wird sich in den geziemenden Schranken halten.

Beiliegt ein **Modenkupfer.**

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 9. (Sonnabend, den 28. Mai.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Doppelwitwe.

(Beschluß.)

Man kennt den unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges. Der Kapitän Mathieu theilte alle Strapatzen desselben mit Ausdauer. An der Beresina aber, woselbst sein ganzes Regiment und so viele Tausend andere Kämpfer in den eisigen Wellen ihren Untergang fanden, fiel auch er, tödtlich verwundet durch den Lanzenstich eines Kosaken, am Ufer nieder.

Der mitleidige Führer einer Ambulanz gab ihn dem Leben, aber auch dem Elende wieder, denn, anstatt ihn ins Vaterland zurückzuschicken, schleppte man ihn nach Sibirien, doch nicht, ohne daß ihn die gierigen Russen vorher seiner Börse, einiger Kleidungsstücke und seiner feinen Wäsche beraubt hatten. Hier seufzte er nun in den unterirdischen Klüften des kalten Landes als Minearbeiter dreizehn Jahre lang, ohne einen Laut von seinem Vaterlande, seinem Kaiser oder der übrigen Welt zu erfahren. Wohl war bestimmt festgesetzt worden, daß die Gefangenen der großen Armee ausgewechselt werden sollten, aber der heimtückische Alexander erfüllte diesen Paragraph des Friedensschlusses eben so nachlässig, als ihn die Bourbonen betrieben, welchen allerdings an einigen Soldaten des verhaßten Napoleons, die überdies noch auf mehr denn 800 Stunden von Paris entfernt seufzten, nicht viel gelegen war.

Der Kapitän Mathieu verdankte sein Entkommen aus den sibirischen Klüften theils einem sonderbaren, günstigen Zufalle, theils seiner eigenen Klugheit und List. Unendliche Mühseligkeiten harrten seiner, bis er den französischen Boden wieder betreten konnte. Auf dem Wege dahin erst vernahm er die Schlacht von Waterloo, den Einzug der Alliirten, den Tod des Kaisers und die Herrschaft der Bourbonen. Seit mehr denn sechszehn Jahren hatte er nichts mehr von seiner Familie, dem Schicksale seiner Frau und seines Vaters gehört. Zu Fuß und von der Barmherzigkeit der russischen Bauern lebend, hatte er die ungeheure Strecke nach Paris zurückgelegt. Man versucht umsonst, die Leiden zu beschreiben, mit denen der Arme kämpfte, bis er endlich die Grenze seines Vaterlandes erreichen konnte. Und auch da noch hätte er mit dem Hunger gerungen, wären ihm nicht die Soldaten der alten Armee beigestanden; denn er haßte zu sehr die weiße Fahne und deren Regierung, als daß er bei den Behörden derselben hätte um Unterstützung und Reisegeld einkommen mögen. Erst in Paris athmete er wieder auf, als er in die Straße du Bac einbog.

„Die gnädige Frau ist in ihrem Zimmer,“ sagte ein Bedienter zu ihm, als er im ersten Stockwerk seines Hauses angelangt war: „Wollen Sie nur einen Augenblick hier im Salon warten.“

Aber der Kapitän, der in seinem eigenen Hôtel, trotz der langen Abwesenheit, immer noch gut Bescheid wußte, eilte durch den Saal auf eine halb offene Thüre zu und stürzte in das Zimmer der Frau von Thurgis.

„Rosalie!“ rief er: „Rosalie! meine Frau!“

Frau von Thurgis war eine schöne Dame, ungeachtet ihrer fünfundvierzig Jahre, deren edler und gerader Charakter, deren herrliches Gemüth der Ehre werth war, welcher sie der alte Kaufmann und der kaiserliche Lieutenant gewürdigt hatten. Mit edlem Anstande öffnete sie ihre Arme dem Manne wieder, der ihre erste Liebe gewesen, und dessen Andenken ihr immer noch heilig war.

„Mathieu!“ rief sie aus, indem sie an seinen Hals

stürzte und seine grauen Locken mit Thränen benetzte: „Mathieu! Ja, Du bist's, Du, den ich liebe und so tief beweinte. Gottlob, Du lebst! Du bist wieder da .... Aber verzeih' mir, ich bin verheirathet."

„Verheirathet!" rief Mathieu aus.

In diesem Augenblicke klirrten die Sporen eines festen Männertrittes durch den Saal, und ein großer, hübscher Mann von funfzig Jahren, in die Uniform eines königlichen Gardekapitäns gekleidet, trat ein.

„Mein Mann," sagte sie zum Herrn von Thurgis: „Hier ist mein Mann."

„Ihr Mann, Frau Gräfin?!"

„Ja, Herr Graf! der Mann der Wittwe Mathieu, welche Sie vor neun Jahren geheirathet haben."

Die beiden Männer blickten sich seltsam an. Endlich öffnete Herr von Thurgis einen Schreibtisch, suchte in seinen Papieren herum, und hielt zuletzt eines dem Kapitän Mathieu vor:

„Lesen Sie gefälligst dieses Blatt, Herr!"

„Das ist mein Todtenschein," erwiederte Mathieu, nachdem er das Blatt mit fliegenden Blicken durchlaufen hatte: „An der Beresina soll ich gestorben und in einer Fahne begraben worden sein."

„Freund," sprach Frau von Thurgis zum Kapitän Mathieu: „durch dieses Papier siehst Du meine Heirath gerechtfertigt. Acht Jahre lang beweinte ich Dich; dann aber nahm ich die Hand des Herrn von Thurgis an, der mich eben so gesetzlich frei glaubte, als ich es selbst zu sein wähnte. Ich erinnere mich, von einer Frau gehört zu haben, die in ähnlicher Lage keinen Augenblick zögerte, ihren ersten Mann wieder anzuerkennen. Urtheile selbst, wie ich Dich empfing. Aber wer soll nun unser Loos entscheiden, Freund! Der Staat und die Kirche haben Euch beiden die nämlichen Rechte auf mich verliehen."

„Herr Kapitän!" rief Herr von Thurgis aus: „Ich bin Vater; ich habe Kinder. Sie sind reich. Dieses Hôtel und das Landgut in der Normandie gehören Ihnen."

„Und die Frau dazu," ergänzte der Kapitän Mathieu, indem er einen Blick auf Rosalien warf.

„Wir sind in einer eigenthümlichen Lage," nahm Frau von Thurgis das Wort: „Folge ich meinem ersten Gemahl, was soll dann aus dem zweiten und seinen Kindern werden. Welchem Geschwätze, welchen boshaften Anmerkungen setzen wir uns alle Drei dadurch aus. Bleibe ich beim zweiten, so geht es uns nicht anders. Paris ist in zwei Felder getheilt, in die Feinde der Bourbonen und deren Freunden. Herr von Thurgis gehört zu den Einen, Du, Mathieu! natürlich zu den Andern. Behüte uns Gott davor, daß wir mit unserer Sache vor die Gerichte treten. Sie würden zu Nichts führen, als den Haß beider Parteien zu nähren, und vielleicht zwei ehrenwerthe Männer, die beide schon graue Haare tragen, veranlassen, unnützer Weise zum Degen zu greifen, um sich eine Frau abzustreiten, an welche Beide das nämliche, gesetzliche Recht haben. Wahren wir daher das Geheimniß in unserer Brust, und schonen wir den Leumund, den wir alle Drei verdienen. Mathieu, Du beziehst dieses Hôtel und das Landgut in der Normandie wieder, weil sie Dein Eigenthum sind; Sie, Herr Marquis, empfangen Ihre Kinder, und ich, die anständiger Weise nicht mehr in der Welt erscheinen kann, — ich gehe in ein Kloster. Das ist der einzige Ort, wo ich von nun an an meinem Platze sein werde."

Bei diesen Worten öffnete Frau von Thurgis das Fenster und rief den Bedienten zu, vorzufahren.

„Ich reise ab," sagte sie, „nehme auf der nächsten Station Extrapostpferde, und wünsche, Herr von Thurgis, daß Sie mir morgen meine Kinder nachsenden werden."

Todtenstille herrschte plötzlich unter diesen drei Personen. Sie waren Alle über das sprudelnde Alter der egoistischen Leidenschaften hinaus, und fühlten jedes im eigenen Schmerz die Schmerzen der Andern. Darum sahen sie auch ein, daß der Vorschlag der wackern Frau von Thurgis das einzige anständige Ausfluchtsmittel ihrer verhängnißvollen Lage sei. Niemand sprach. Als aber ein Bedienter mit der Meldung eintrat, „der Wagen sei bereit," stand Frau von Thurgis auf und verließ, ohne einen ihrer Ehegatten anzublicken, das Zimmer. Einige Minuten später verkündete das Rollen des Wagens auf den breiten Steinplatten des Hofes ihre Abreise. Die beiden Ehemänner sahen sich gegenseitig an, und verließen, nach einem ehrerbietigen Gruße das Zimmer durch entgegengesetzte Thüren.

Inzwischen hatte sich das politische Ungewitter über dem Himmel von Paris aufgethürmt, und, als endlich die Ordonnanzen erschienen waren, brach es fürchterlich los. Nach wenigen Tagen sah Frankreich einen neuen König. Als aber am 7. August die Kanonen der Invaliden dem Lande ein neues, republikanisches Königthum donnernd verkündeten, und Frau von Thurgis im Hôtel der Straße du Bac im Trauergewande und einem schwarzen Schleier von ihren Kindern Abschied nahm, stürzte eine ihrer Freundinnen in den Saal und rief:

„Ach mein Gott! Wie beklage ich Sie, theure Freundin; Sie wissen also schon, daß Herr von Thurgis

in der Vertheidigung seines Königs den Tod gefunden hat?"

„Er starb, um seine Fahne wieder zu erobern, schluchzte Rosalie in ihrem Nastuch, und dachte wahrscheinlich an den ersten."

„Sie haben also ihren Gemahl verloren!" fuhr die Freundin fort.

„Beide!" seufzte Rosalie tief auf.

Herr von Thurgis hatte um eilf Uhr Vormittags am 27. Juli den Befehl erhalten, mit seiner königlichen Gardekompagnie, von den Tuillerien aus, die Boulewarts bis zur Bastille hinab „rein zu fegen," und war nahe bei Porte Saint-Denis getödtet worden. — Der Kapitán Mathieu dagegen schien neu aufzuleben, als er die Lilien abgebrochen und die weiße Fahne zu Boden sah. Bei einem Waffenschmiede lieh er sich eine Flinte, kaufte Pulver und Blei, steckte seine dreifarbige Kokarde an den Hut, und zog gegen das Louvre. Doch, der Bürgerkrieg mißfiel ihm; er mochte nicht gegen die Garde ziehen, denn da hätte er sich vielleicht mit alten Kriegskameraden schlagen müssen. Im Louvre dagegen lagen die verhaßten Schweizer, die republikanischen Mißgeburten, welche um feilen Söldnerlohn einen gesetzschändenden König vertheidigten. Auf diese richtete er seine Wuth. Aber leider schossen die bezahlten Knechte des Tyrannen zu gut. Eine Schweizerkugel durchbohrte des alten Kriegers Brust. Bei der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois lag er unter einem Haufen anderer Märtyrer der heiligen Volkssache.

Alle Jahre am 27. Juli begeht nun die Doppelwitwe eine Todtenfeier zu Ehren des vor dem Louvre Gefallenen und desjenigen, der unter einem bescheidenen Grabhügel auf dem Kirchhofe Est den ewigen Schlummer ruht.

Der Maskenball.

Alexis X***, dessen Abkunft für ihn selbst zu den dunkelsten Geheimnissen des Lebens gehörte, hatte seine Mutter, deren Namen er trug, bei seiner Geburt verloren, während er seinen Vater gar nie kannte, wie viele Mühe er sich auch gab, den geheimnißvollen Schleier seiner Wiege zu lüften. In seinem achtzehnten Jahre starb ihm die letzte Stütze seines jungen Daseins, ein Oheim, der ihn erzogen und dessen Vermögen er zu erben hoffte. Aber er täuschte sich in dieser Hoffnung, denn die Erbschaft wurde von einer Seitenlinie des Verstorbenen angesprochen und Alexis abgewiesen, weil er seine Verwandtschaft mit dem Erblasser nicht durch das gerichtlich nothwendige Aktenstück eines Tauf- und Familienscheines zu beweisen im Stande war. Umsonst stellte er die angestrengtesten Nachforschungen an: das so wichtige Aktenstück konnte er nirgends auftreiben. Er gab endlich seine blühenden Hoffnungen auf und begnügte sich mit seinem Vermögen, das in hunderttausend Franken bestand, welches ein Unbekannter auf Alexis Namen bei der Nationalbank niedergelegt hatte, welche ihm die Zinsen davon quartaliter sehr regelmäßig zukommen ließ. Mit diesem Vermögen und seinen mäßigen Ansprüchen an den Luxus seines Zeitalters, verlebte der junge Mann glücklich seine Tage und wußte sich über den Verlust seines nie besessenen Erbes philosophisch zu trösten. Sein philosophischer Trost wurde aber noch sehr bedeutend verstärkt durch seine Liebe zu dem jungen Fräulein von C., welches seine zarten Gefühle nicht unerwiedert ließ. Wie sollte ein liebendes Herz in seiner Wonne und dem Glück, sich wieder geliebt zu wissen, sich nicht über eine verlorene Erbschaft zu trösten vermögen!

Doch der Verlust dieser letztern war nicht der einzige Fluch, welcher auf seiner ungewissen, illegitimen Abkunft lastete und ihm hemmend in den Weg trat — des Fräuleins Eltern wollten eine Verbindung nicht zugeben, die ihre Vorurtheile verwundete. Ein junger Mensch, dessen Herkommen dem ganzen Lande ein Geheimniß war, konnte unmöglich der Ehre, ein Mitglied der Familie C. zu sein, gewürdigt werden. Alexis wurde daher förmlich abgewiesen, und Amalie mußte, der Gewalt der Umstände und Konvenienzen weichend, ihre Hand dem Herrn von N*** überlassen, welcher den wesentlichen Vorzug besaß, als ächter und offizieller Edelmann geboren zu sein.

Dieser erste Abschnitt von Alexis Lebensalter hatte sich in der Bretagne zugetragen. Als der Unglückliche seine letzten Hoffnungen welken gesehen, begab er sich nach Paris, dem Zufluchtsorte aller Gebeugten, und stürzte sich in den Strudel eines ungeordneten Lebens, um seine fehlgeschlagenen Hoffnungen zu vergessen und sein krankes Herz zu zerstreuen. Er unterließ nichts, was nur von ferne seine Liebe auszulöschen vermögen sollte, und verschwendete dazu sein ganzes Vermögen, welches der unbekannte Wohlthäter ihm so großmüthig zugewendet hatte. Kurz, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Paris war er ruinirt durch seine Verschwendung; aber was er dadurch zu erzielen gehofft — seine Liebe zu Amalie von C*** — war es nicht; sie glühte nach wie vor in seinem Herzen fort und erfüllte dasselbe mit ihren magischen Erinnerungen.

Mit schwermüthigen Gedanken übersah er seine Vergangenheit und die nächste Zukunft, als er mit einem

Male das Ableben des Herrn von N * * * vernahm.

„Witwe ist sie!" rief er aus: „Vielleicht hat sie mich noch nicht vergessen! Aber wie darf ich mich ihr vorstellen mit meinem Rufe und all' den Thorheiten, die ich begangen! Allerdings kann sie jetzt über ihre Hand frei verfügen — aber darf ich auch noch Ansprüche darauf machen? Wird sie an meine nie erloschene Liebe glauben, wenn sie sich in Paris nach mir erkundigt? Und ist meine nunmehrige Armuth nicht ein neues Hinderniß, das sich zwischen uns aufthürmt, denn Amalie, d. h. Frau von N***, ist jetzt reich und ich — ein Bettler.

Diese und ähnliche Reflexionen kühlten den wieder auflodernden Brand in Alexis Herzen um ein Bedeutendes. Er kehrte also nicht nach der Bretagne zurück, sondern faßte den Entschluß, sein Vermögen wieder herzustellen, und zwar durch ein sehr verzweifeltes Mittel, durch einen Prozeß mit den Verwandten seines Oheims um das eingebüßte Erbe.

Da der Advokat, an den er sich wandte, nicht ehrlich genug war, ihm voraus schon zu gestehen, daß seine Forderung zu den „schlimmen Händeln" gehöre, so wurde die Sache wirklich gerichtlich, und das Kreuzfeuer der gestempelten Papiere entbrannte zwischen Paris und der Bretagne auf die hitzigste Weise. Gleichzeitig hielt Alexis auch noch um eine Stelle an, allein da er ohne Protektion, ohne Vermögen und Herkunft war, so mußten seine Bewerbungen natürlich ganz erfolglos bleiben.

Unter diesen Umständen brach das Neujahr 18 . . an. Ringsum trübe, unbestimmte Aussichten; nichts lag klar vor seiner Seele, als ein fälliger Wechsel, den er am 7ten Januar unfehlbar zahlen sollte, ohne zu wissen, wo er das Geld dazu nehmen würde. Um sich zu zerstreuen und die Unruhe seines Zustandes nieder zu drücken, besuchte er den ersten Opernball. Es war am 5ten Januar, also sechsunddreißig Stunden vor dem verhängnißvollen Augenblick, wo die Agenten des Handlungsgerichtes bei ihm eintreten und ihn in die Langeweile des Schuldenthurmes abführen würden. Noch einmal wollte er sich belustigen oder betäuben wenigstens, wie in seinen glücklichern Tagen, und dann so unbeachtet verschwinden, als er auf der Erde erschienen war.

Das Gedränge war diesen Abend sehr groß, wie es gewöhnlich am ersten Maskenball zu sein pflegt. Mit Mühe bloß konnte Alexis in den Foyer gelangen. Kaum hatte er sich durch einige Haufen mit den Ellbogen Luft gemacht, als sich plötzlich ein fremder Arm in den seinigen schob und eine weiche Stimme unter der Maske hervor sprach:

„Alexis! ich möchte gerne mit Dir plaudern. Hast Du ein Viertelstündchen Zeit?"

Mit einem raschen Blick über die verhüllte Gestalt erblickte Alexis ein zierliches Füßchen, eine weiche Hand und schöne kastanienbraune Locken, welche aus einem schwarzen Domino hervorguckten, dessen Gürtel einen schlank gewachsenen Frauenkörper verrieth. Völlig Herr seiner Zeit, willigte der Erstaunte gern ein.

Der schwarze Domino kannte ihn vollkommen, denn was er von Vergangenheit und Gegenwart sprach, verrieth eine genaue Bekanntschaft mit Alexis Umständen. Nachdem der junge Mann nun eine lange Weile zugehört hatte, sprach er endlich:

„Was Du da sagst, schöne Maske! ist Alles wahr bis auf Eines.

„Was denn?"

„Du glaubst, eine Liebe meines Herzens sei ausgestorben, aber Du irrst Dich."

„Wie? Du wärest fünf Jahre lang Deiner Geliebten treu geblieben? . . . Nicht doch! die Lebensart, welche Du geführt hast, straft Dich dessen Lüge."

„Wohl wahr! Sprechen wir von Anderm, das Dich mehr interessiren kann, als mein Leben, das ich sehr bereue."

„Wovon denn?"

„Kennst Du vielleicht Amalien . . . . das heißt, die Frau von N * * *?"

„Nein."

„Nicht? Du sagst das so sonderbar . . . . fast möchte ich glauben . . . . doch nein, sie hat schwarze Haare."

„Nimmst Du einen Rath von mir an? Komm' von Deinen ausschweifenden Thorheiten zurück und — hoffe!"

„Ach! meine Thorheiten liegen hinter mir, und die fünf fröhlichen Jahre meines vergangenen Lebens werden sich in eben so viele traurige des Gefäng . . . . Doch, was spreche ich da! Solches Zeug vor Dir . . . ."

„Ich weiß, worauf Du anspielst, und würde mich gerne mit Dir darüber einlassen, wenn nicht die Ballstunden für mich schon vorbei wären."

„Ich begleite Dich; ich ich gehe mit Dir."

„Unmöglich! Du bleibst hier!"

„Unter einer Bedingung!"

„Rede!"

„Daß ich Dich wiedersehen darf. Versprich mir ein Rendezvous!"

„Hier, in diesem Umschlag findest Du meine Antwort. Lebe wohl!"

Die Maske war verschwunden. Alexis drängte sich nach; umsonst, sie blieb verschwunden. Als er sich unter einen Leuchter stellte und das Papier entsiegelte, fiel ihm sein Wechsel nach aller Form mit dem gehörigen „pr. acquit" in die Hand.

Dieser Vorfall war zu sonderbar. Mehrere Tage grübelte er demselben immer noch nach, als er mit einem Male einen Brief von dem Gerichtshof in der Bretagne empfing, worin ihm gemeldet wurde, daß zur Erledigung seines Prozesses ein Endtermin von einem Monat angesetzt sei, innerhalb welcher Frist er das bewußte, immer noch fehlende Aktenstück beizubringen habe, ansonst er mit seinem ganzen Gesuche aus den Schranken gewiesen werden müßte. Am Schlusse des Briefes stand noch ein Postscriptum, das eine Nachricht über die Frau von N*** enthielt, aus welchem hervorging, daß sie sich sehr gut in ihren Wittwenstand zu fügen wußte.

Um nun endlich die Nachforschungen über seinen Geburtsort in vollem Ernste und an der rechten Quelle zu betreiben, entschloß sich Alexis, nach England zu reisen, wohin alle bisherigen Spuren am deutlichsten wiesen. Ein großmüthiger Freund lieh ihm das benöthigte Reisegeld dazu. Als er eben seinen Koffer packte, um in einer Stunde wegzufahren, brachte man ihm ein Billet, welches die kurzen Worte enthielt:

„Fehlen Sie heute Abend ja nicht auf dem Renaissance-Balle.

Ihre Unbekannte."

Um aller Erbschaften in der Welt willen hätte Alexis, auf diese Einladung hin, nicht von diesem Balle ausbleiben wollen, der Alles in sich vereinigte, was elegant und vornehm genannt werden wollte. Mit stechendem Blicke suchte der Eingeladene sich seinen braunlockigen Domino aus der Menge heraus, als plötzlich ein zierlicher Blondin in blauem Domino ihn in den Arm kneipte und halblaut sagte:

„Er kommt nicht."

„Wer nicht?"

„Dein schwarzer Domino vom Opernball."

„Er kommt nicht? Also hat nicht sie mich eingeladen auf heute Abend."

„Nein. Aber warum bist Du so düster? Liebtest Du sie etwa schon?"

„Ich liebte sie schon lange."

„Wenn Du mir versprichst, nicht nach England abreisen zu wollen, so schenke ich Dir dieses Papier, welches Dir viele Freude machen wird."

„Ich bleibe. Laß sehen."

Eben so schnell, wie der schwarze, so war auch dieser blaue Domino verschwunden, und Alexis hätte zu träumen geglaubt, wäre nicht ein Papier in seiner Hand gelegen, dessen Siegel ihm bekannt schien. Hastig öffnete er, und siehe da — sein Tauf- und Heimathschein, nach aller Form Rechtens ausgestellt, lag vor seinen Blicken.

War auch diese zweite Ueberraschung noch weit auffallender, als die erste, so verspürte Alexis doch keinerlei Veranlassung in sich, die Fee entdecken zu wollen, die ihn auf so merkwürdige Weise beschenkte, aus Furcht, dieselbe zu beleidigen und gegen sich einzunehmen. Auch war er in Gedanken zu sehr mit seinem Prozesse und der Frau von N*** beschäftigt, als daß er viel Zeit auf wahrscheinlich unfruchtbare Nachforschungen hätte verwenden mögen. Da ihm die Maskenbälle aber so viel Glück brachten, so war er einer der Ersten, und zwar ohne Einladung auf dem Musard-Ball, dem geräuschvollsten und fröhlichsten aller Karnevalsfeste.

„Finde ich hier vielleicht meinen schwarzen oder blauen Domino wieder?" dachte er bei sich selbst, als er aus einer Fensterblende gegen die Thüre hinschritt, durch welche eine Menge Masken hereinrauschte, unter denen ein grüner Domino lustig mithüpfte. Augenblicklich stand Alexis an dessen Seite, und fand ihn nicht minder geistreich und liebenswürdig, als die beiden frühern. Als endlich die Scheidestunde gekommen war, und der grüne Domino Miene machte, fortzugehen, sagte Alexis lächelnd:

„Es sollte mich sehr überraschen, wenn ich kein Billet zum Abschied von Dir erhalten sollte."

„Das wäre möglich. Doch vorerst möchte ich Dir rathen, um eine Anstellung auf der Landschaft anzuhalten, bevor Du nach der Bretagne abreisest. Vermögen allein reicht nicht aus, und ein Aemtchen zu seinem Namen ist nicht zu verachten."

„Das weiß ich, allein mir fehlen Protektionen."

„Willst Du jene Stelle, die vakant ist, im Ernste erlangen, so darfst Du nur — diesen Brief auf die Post tragen. Lebe wohl."

Geheimnißvoll, wie die beiden ersten, verschwand auch dieser grüne Domino, indem er keine Spur von sich zurückließ, als einen Brief in Alexis Hand, mit der Aufschrift:

„Dem Herrn Marquis von ***, Pair von Frankreich."

Am dritten Tage nach dem Maskenballe erhielt Alexis die schriftliche Ernennung zu seiner gewünschten Stelle

und zugleich die Nachricht, daß er seinen Prozeß gewonnen habe.

„Jetzt," sagte er laut zu sich selbst: „jetzt fort nach der Bretagne."

Als er eben ausgehen wollte, um seinen Reisepaß zu besorgen, trat ein rosenrother Domino ins Zimmer."

„Wie?" rief er erstaunt: „Masken in den Privathäusern! Das ist drollig. Wer bist Du, schöne Rose?"

„Ich bin der schwarze Domino aus dem Opernhause, der blaue Domino von der Renaissance und der grüne Musard, kurz die braunlockige und blonde Tänzerin der Maskenbälle, die Dir drei Dienste erwiesen hat und nun kommt, ihren Lohn dafür einzuziehen."

„Nichts als billig. Was willst Du?"

„Dich heirathen."

„Drei hübsche Frauen auf einmal wollen mich heirathen? Das ist nicht übel, wäre göttlich sogar, hätte ich nur noch ein freies Herz."

„Wo ist Dein Herz?"

„In der Bretagne."

„Bei der Frau von N * * * etwa?"

„Bei der."

„Liebst Du sie immer noch?"

„Immer noch, und immer mehr. Ich reise diesen Augenblick noch zu ihr."

„Ist nicht nöthig, denn sie steht vor Dir," sprach der rothe Domino, zog die Maske weg, und flog in Alexis Arme.

„Ich komme so eben aus England zurück, woselbst ich Deinen Taufschein aufgefunden habe."

„Aber der Brief an den Marquis von * * *, der mir eine so schöne Stelle eintrug? . . ."

„Den schrieb ich in Deinem Namen. Der Marquis durfte mir Nichts abschlagen."

„Es leben die Maskenbälle!" rief Alexis fröhlich. „Sie haben mich glücklich gemacht!"

Die Stadt der Musik.

Nichts ist über Wien erhaben,
Wenn die Rede von Musik,
Hunderttausend Lieder schallen,
Myriaden Töne wallen
Hier in einem Augenblick.

In der Faust des kleinsten Jungen
Schnarrt die Mundharmonica,
Und die großen Jungen blöcken,
Sanft begleitend mit den Stöcken,
Einen Marsch der „Opera."

In den öffentlichen Garten,
Im Salon der Vorstadt drauß'
Flattern, Tonkunst, deine Banner,
In dem einen spielet Lanner,
In dem andern geiget Strauß.

Einer, dem ich just begegne,
Bietet mir die Dose an:
„Eine Prise!" — „Dank der Ehre!"
Und vom Grund der Tabatiere
Tönt ein Lied der Malibran!

Durch die Straßen, durch die Gassen
Schreit' ich, ohrbetäubt, dahin,
Kunstgelehrte Vögel pfeifen,
Heis're Leierkasten schleifen
Einem blöd' den armen Sinn.

In den Sälen, in den Zimmern
Rauscht und klingt und schallt es laut,
Die Concerte, die Theater,
Und der Circus in dem Prater,
Wo man hin nur geht und schaut!

Wo nicht die lebend'ge Musik,
Wenigstens die stumme steht,
Tausend Noten vor Boutiquen,
Und die singt — es kann mir glücken —
Mancher, der vorübergeht!

Endlich flücht' ich vor die Linie,
Schwindelnd zur Natur zurück:
Wenn die Vögel selbst im Schlummer,
Ach! da klappt zu meinem Kummer
Noch die Holz- und Stroh-Musik!

Dudelsack und ach! Schalmaien,
Und Trompeten lärmen da,
Und — mir schauert's durch die Glieder —
Auf dem Lande hör' ich wieder
Lanner, Strauß und Opera!

Weh! wenn einst auf Eisenbahnen,
Man bergauf, bergnieder fleucht,
Auf den Alpen sitzt dann Einer,
Der, gemüthlich, wie beim Scheiner,
Seinen Walzerbogen streicht.

F—r.

Miscellen und Anekdoten.

(Aus der Theaterwelt.) In der „Zeitung für die elegante Welt" befand sich in letzterer Zeit ein Artikel aus Merseburg, über einen höchst tallentvollen jungen Schauspieler, Namens Altmann, der sich dort als Mitglied der Herr-

mann'schen Gesellschaft befunden. Die Zergliederung seiner Rollen, so wie der ganze höchst gediegene Aufsatz, zeigen von einem geistreichen Berichterstatter. Da es sehr selten geschieht, daß dergleichen Blätter Berichten von Wanderbühnen einen Raum gönnen, und auch die „Rosen" des eminenten Talentes erwähnen, so ist dieß um so erfreulicher; Deutschlands größter Schauspieler, Ludwig Devrient, wirkte ja auch Jahre lang bei reisenden Gesellschaften und gerade in Merseburg war es, wo sich sein Talent zu entfalten begann und von den kunstliebenden Bewohnern dieser Stadt Anerkennung fand. Schon von Naumburg und Wittenberg aus, wurde früher auf Herrn Altmann aufmerksam gemacht, da er bei einer wunderschönen Figur auch den regsten Geist verbindet und Rollen gab, wo Sachverständige aus Berlin, die ihn spielen sahen, versicherten, daß er sich in manchen Parthien kühn mit den gefeiertsten Darstellern in Deutschland messen könne und ihm das Horoscop stellten, daß man seinen Namen dereinst neben Döring und Seydelmann nennen werde. Neueren Berichten zufolge hat Herr Altmann Engagement beim königlichen Hoftheater in Hannover gefunden. Wenn ihm da Gelegenheit wird, Beschäftigung zu finden, so steht zu erwarten, daß er sich bald auf eine hohe Stufe schwingen wird, da er außer dem Fach der Intriguants- und Charakterrollen auch noch höchst ergötzlich in komischen Rollen sich bewährt hat und mit einer classischen Bildung einen glühenden Eifer für die Schauspielkunst verbindet.

— In London saß ein Bürger Schulden wegen im Gefängnisse. Er brachte in diesem Zustande schon zwei Jahre zu, ohne Aussicht, seine Gläubiger je zu befriedigen. Einst beschied er sie Alle zu sich, um, wie er ihnen sagen ließ, einen Kontrakt mit ihnen zu schließen, den sie gewiß nicht bereuen sollten. Sie erschienen alle, wenn nicht mit der Hoffnung bezahlt zu werden, doch aus Neugier, seinen Vorschlag zu hören. „Meine Herren!" fing er an: „es ist eine dumme Sache mit dem Gefängnisse. Sie können mir's nicht glauben, eine erzdumme Sache. Es kostet Ihnen wöchentlich einen baaren Thaler, und Gott weiß am besten, wie viel Thaler es Ihnen noch kosten wird. Wissen Sie was? lassen Sie mich auf freien Fuß, geben Sie mir wöchentlich einen Gulden, und schreiben Sie die übrigen acht Groschen von meinen Schulden ab, so kommen Sie doch endlich zu Ihrem Gelde, und ich zu meiner Freiheit."

— Eine arme Frau aus der untern Volksklasse in B. begegnete auf der Straße einer ihrer Freundinnen. Die letztere fragte, nach allgemeinen Erkundigungen, wie es ginge, „was ist denn aus Ihrem ältesten Sohne geworden, er muß nun schon hübsch groß sein?" — „O, der spielt mit in der Komödie." — „Das ist wohl nicht möglich? Soll er denn Komödiant werden?" — „Ne, das nicht — Er macht nur manchmal den Affen in der Zauberflöte. Er bekommt dafür jedes Mal sechs Groschen — es ist nicht so sehr um des Verdienstes willen, denn oft wird die Zauberflöte nicht gegeben, aber es ist mir nur lieb, er kommt doch unter Menschen, und lernt Lebensart."

— Die Summen, welche die Russen für den Privat-Unterricht ihrer Kinder zahlen, sind oft ungeheuer groß. Ein Hauslehrer erhält meist drei- bis viertausend Rubel, und dieser Gehalt steigt bis sechs- und zehntausend, wenn man einen solchen Lehrer nach Sibirien oder in eine andere entlegene Provinz ziehen will. Man hat berechnet, daß es allein in Petersburg sechstausend Erzieher und Erzieherinnen giebt, doch dürfte diese Zahl der Wahrheit bei weitem nicht gleichkommen. In einem Gesetze von 1834 sind alle die Privilegien bestimmt, welche den Privaterziehern zukommen, die in Rußland ihre Prüfung bestanden haben. Nach diesem Gesetze werden sie für Staatsdiener angesehen, und sie dürfen demnach die „kleine Uniform" des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts tragen. Derjenige Privaterzieher, der sein Amt zwei Jahre lang in einer Familie von altem Adel bekleidet hat, tritt in die vierzehnte Adelsklasse ein; auf diesen Rang hat er Anspruch, wenn er drei Jahre in einer Kaufmannsfamilie der ersten Klasse, oder fünf Jahre in einer Familie sich befand, die gar keinen Rang hat. Diese Erzieher können ferner nach Verlauf einer bestimmten Frist zu Titularräthen, Hofräthen, Collegienassessoren ꝛc. ernannt werden, und es giebt gegenwärtig in Rußland mehre Staatsräthe, die niemals ein anderes Amt als das eines Privaterziehers bekleidet haben.

(Christliche Religionspartheien.) Einen schmerzlichen Eindruck (heißt es im Danziger Dampfboot) auf den wahren Christen und wahrlich keine Empfehlung bei Andersglaubenden macht die Erfahrung, wie sehr sich seit neuerer Zeit die christliche Religion in Partheien spaltet. So erzählt ein Berliner Correspondent im „Planeten" blos aus Berlin folgende: Evangelische, Reformirte, Unirte, Alt- und Neulutheraner, Rationalisten, Supernaturalisten, Orthodoxe und Heterodoxe, Pietisten, Mucker, Quäker, Mystiker, Herrnhuter, Mennoniten, Methodisten, Kryptokatholiken, Jesuiten, Calvinisten, Jansenisten und Papisten, Hengstenbergianer, Hegelianer, Straußianer, Schellingianer, Anglikaner, Puseyisten und Wiedertäufer. Zu dieser Legion können wir aus unsern Provinzen noch die Gichtelianer, die Ebelianer und Ehrenströmianer rechnen. Wahrlich, der jüngste Tag ist noch sehr fern, da wir erst Ein Hirt und Eine Heerde werden müssen. Wir glauben zwar Alle an Einen Gott, aber wie verschieden wird er von uns gedacht!

(Urtheil der Engländer über uns Deutsche.) Ein englisches Blatt sagt: „Deutsche haben wir hier in Ueberfluß, Musiker, Sprachlehrer, Uhrmacher, Buchbinder und Handwerker aller Art, besonders aber Schneider in Menge, welche die Neigung unserer eigenen Nadelkünstler zu Arbeitseinstellungen, um höhern Lohn zu erzwingen, nach England lockt. Diese fremden Handwerksgesellen arbeiten wohlfeiler, verderben den Eingebornen den Markt und sind, wo sie sich eingenistet, schwer wieder wegzubringen. Der Deutsche in London ist wie der Deutsche überall: schwerfällig, dickköpfig, ungeschlacht, schmierig von Bier und Tabak, aber sauertöpfisch zäh an seiner Arbeit, geduldig und im Allgemeinen zuverlässig." — Wir danken für das Compliment.

Correspondenz.

(Leipziger Stadttheater.) Unter den Neuigkeiten, die uns das Repertoir der Leipziger Bühne in den letzten Monaten geboten, hat vorzüglich das Lebrün'sche Lustspiel: „Van Bruck, Rentier," sich des Beifalls zu erfreuen gehabt. Es hat viel komische Situationen und vorzüglich ist es der Träger der Hauptparthie, Herr Baudius, der dem Ganzen eine Fülle und Rundung gab, die das beste Lob verdient. Mad. Dessoir und Herr Düringer, das gräfliche Paar, so wie Herr

Lortzing, als Roué Francis von Labriére, desgleichen Herr Heese, als Maler Vernon, führeten ihre Parthieen zur größten Zufriedenheit des Publikums durch und Herr Ballmann, der hier besonders beliebte Comiker, stempelte den Balletmeister mit vielem Glück zum Deutschfranzosen.

„Die Krondiamanten," romantische Oper in 3 Akten von Scribe, Musik von Auber, wurde einige Mal gegeben. Der berühmte Componist hat bis jetzt an dreißig Opern geschrieben und wie es scheint, sich etwas ausgeschrieben. Macht die Musik auch auf Neuheit der Erfindung keinen Anspruch, so findet sich doch manche hübsche Melodie vor. Am besten sind die Ensemblestücke gelungen, unter denen sich besonders ein Quintett im dritten Akte bemerkbar macht. Mad. Schmidtgen, als Königin Theophila, entwickelte in der eine nicht gewöhnliche Coloratur erfoderlichen Parthie neben gutem Gesangsvortrage auch eine angemessenes, höchst lobenswerthes Spiel und erhielt, so wie Herr Schmidt (Herzog von Sandoval), desgleichen Herr Berthold (Campo-Major) und Demoiselle Günther (Diana) gerechte Anerkennung ihrer gelungenen Leistungen. Auch Herr Stürmer, als Rovelledo, verdient mit Auszeichnung genannt zu werden. Nächst Berlin ist diese Oper zuerst in Deutschland in Leipzig zur Aufführung gekommen. Ob sie in pecuniärer Hinsicht den Erwartungen der Direction entsprochen, ist eine Frage an das Schicksal.

Was die Intrigue des Stückes betrifft, die auf der einfachen Finanzoperation des Verkaufes der wahren Krondiamanten und deren Ersetzung durch falsche besteht, um mit dem gelösten Gelde die Landesschulden zu bezahlen, so soll sie aus der portugisischen Geschichte entlehnt sein.

Die dritte Novität: „Treue Liebe," Schauspiel von Eduard Devrient, hat von der Kritik bei seinem Erscheinen manchen Tadel erfahren. Das Stück ist auch nichts weiter als ein Iffland in neuer, wenig umgearbeiteter Auflage: ein tugendhaftes Mädchen aus dem Mittelstande, sehr unglücklich bis zum vierten Aufzuge, dagegen eine Dame aus der „Gesellschaft," der es ganz süperb geht bis zu demselben vierten Akt, ein edler Bräutigam, der beide liebt und von beiden geliebt wird. Wären die Hauptmotive des Drama's nicht so schwach, beruhte die ganze Verwickelung der Sache nicht auf dem bösen Zufall, mit einem Worte, könnte man mit der Hauptsache — der Erfindung — einverstanden sein, so wäre die Arbeit des Verfassers gelungen zu nennen, denn leichter, eleganter Dialog, so wie wirksame Effecte sind ihm nicht abzusprechen. Mad. Dessoir glänzte auch hier als Marie und bekundete abermals die tüchtige Schauspielerin, desgleichen auch Herr Düringer, als Graf Ferdinand, der in dieser Parthie Gelegenheit hat, die Tiefe seines Gemüthes walten zu lassen. Mad. Brüning, eine geistreiche Schauspielerin, die besonders wegen ihrer Vielseitigkeit berühmt ist und vorzüglich als Herzogin in Scribe's „Glas Wasser" sich in neuerer Zeit abermals eine glänzende Anerkennung verschafft, gab die Baronin mit einem Anstande, der sich nur von einer so ausgezeichneten Darstellerin erwarten läßt. Fräulein v. Tennecker, als Baronesse Amalie, so wie Herr Heese, als Cousin der Letztern, gaben zu erkennen, daß sie ihr Talent noch nicht für abgeschlossen halten, sondern eifrig nach Vervollkommnung streben. Schade, daß Herr Heese so wenig beschäftigt wird, denn nur der Krieg bildet Helden und die offene bewegte See die besten Schwimmer.

Eine vierte Neuigkeit war Philipp, Drama in einem Akt nach dem Französischen. Es ist eines jener grobkörnigen Produkte, sagt hierüber eine Zeitschrift, in denen Fadheit und die plumpesten Effecte sich die Hand bieten; ein dramatisches Bild, das mit Kohle auf eine rauhe Wand gezeichnet und mit einem Besen colorirt ist. Das Stück ward am 1. Osterfeiertag aufgeführt und das Publikum war sehr unzufrieden.

Nach Ostern erfreute uns auch Mad. Schröder-Devrient mit einem Gastspiel; sie sang Valentine in den Hugenotten, die Rebecka in Templer (2 Mal), Fidelio und die Marie in Blaubart (auch 2 Mal). Splitterrichter stecken die Köpfe zusammen und behaupten: ihre Stimme habe doch sehr abgenommen; dies mag wahr sein oder nicht. Aber das Großartige, Hinreißende, Begeisternde ihrer Darstellung hat nicht abgenommen und wirkt noch immer mit der siegenden Allgewalt, die nur dem Genie eigen ist.

Pariser Modenbericht.

Die Ueberröcke zur Promenade sind häufig von glattem Wollenmousiin mit drei Knopfreihen vorn auf dem Leibchen und auf dem Rocke, mit engen Aermeln und zwei Pelerinen von verschiedener Größe. Dazu trägt man eine Strohcapote mit dunkelblauem Bande und einen Halbschleier mit kleinen Pünktchen, ein Battisttaschentuch mit breitem Saum und Stiefelchen.

Auch sieht man viele Kleider von dunkelgrünem Baregè mit weißen Mustern, die am Rocke drei Falten haben; dazu eine Crispine von schwarzen Spitzen ohne Futter, so daß sie die Taille vollkommen sehen läßt; ein Hut von schwarzem Kripp mit grünen Rosen und Stiefelchen von derselben Farbe.

Für den Abend hat man Kleider von indischem Muslin, etwas dunkelpaille Taffet gefüttert und mit einer schürzenartigen Besetzung von paille Band und Spitzen; Camail von weißen Spitzen; Haarputz mit englischen Locken, die indeß nicht ganz so lang sind wie im vorigen Winter, und Blumen; Kaiserinnenhandschuhe mit einem Schnürchen und Troddeln in paille Seide und Silber.

An die runden Leibchen macht man allmählig wieder Gürtel, die meist von Taffet sind und vorn so zugebunden werden, daß sie lange bis auf die Knie reichende Enden bilden. An den Ueberwürfen sieht man wohl auch einige Gürtelbänder mit Schnallen.

Die Röcke sind trostlos lang, man sieht darunter die Füße gar nicht mehr und hinten bilden die Kleider förmlich eine kleine Schleppe.

Die Mode der Pelerinen verbreitet sich immer mehr; man macht sie aus allen Stoffen und von jeder Größe; man trägt oft selbst zwei, eine kleine, gleichsam als Zugabe, und eine sehr große, die auf den Rock fällt und den Shawl vertritt.

Auf Reisstrohhüte werden häufig Federn getragen. Die Aermel und Leibchen an den Kleidern sind meist gezogen. Auch sind die Leibchen glatt und hochhinaufgehend, mit Schnuren besetzt, ebenso wie das Kleid selbst und dazu kurze Aermel, unter denen gezogene weiße Aermel hervorgehen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 9. (IV. Jahrgang II. Quartal.)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 10. (Sonnabend, den 4. Juni.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die todte Frau.

Novelle von Isidorus Orientalis.*)

Der Baron von Vegesagy, ein reicher, junger Edelmann, lebte glücklich und zufrieden auf seinem Gute Herrenkrug in Kurland. Seit zwei Jahren war er mit Emilien von Fernemont verheirathet, die er aufrichtig liebte, und alle seine Wünsche schienen befriedigt zu sein. Doch wurde dieses stille, häusliche Glück, in dessen Vollgenuß er sich sowohl befand, unerwartet durch eine Reise gestört, welche der Baron, um eine wichtige Familienangelegenheit in Ordnung zu bringen, nach Paris zu unternehmen sich genöthigt sah. Sein Aufenthalt hier verlängerte sich durch die Verwickelung der Angelegenheit, die ihn nach der Hauptstadt Frankreichs geführt hatte, ungemein, und der Baron benutzte die Muße, die ihm seine Geschäfte gönnten, dazu, theils seine alten Freunde wieder aufzusuchen, theils neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Zu den letztern gehörte Mistreß Ferguson, eine eben so reizende als geistreiche Engländerin, deren Gatte sehr früh gestorben, und seiner Witwe ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Sehr bald gehörte Vegesagy zu den fleißigsten Besuchern der schönen jungen Witwe. Alle Männer, welche so glücklich waren, sich Mistreß Ferguson nähern zu dürfen, waren darin einverstanden, daß die liebenswürdige, reiche Frau nicht anstehen werde, sich bald wieder zu vermählen, und thaten ihr Möglichstes, um diesen Zeitpunkt recht schnell herbeizuführen. Die Zahl ihrer Verehrer wuchs mit jedem Tage. Vegesagy, da er bereits verheirathet war, konnte sich begreiflicherweise nicht mit in die Reihe der Bewerber um die Hand der schönen Witwe stellen; allein, Gott weiß, welche thörichte Hoffnung sein Herz beschlich, kurz, er setzte seine Besuche bei Mistreß Ferguson eifrigst fort, er gehörte zu ihren treuesten, angelegentlichsten Verehrern, und ließ gar bald die liebenswürdige Frau den Eindruck ahnen, welchen sie auf sein Herz gemacht hatte. Das Wohlwollen, womit die junge Witwe ihm entgegenkam, täuschte und verwirrte ihn zugleich, und endlich wagte er es sogar, ihr seine Gefühle zu gestehen. So verletzend auch unter den hier vorwaltenden Umständen jener Schritt sein mußte, so nahm doch die schöne Engländerin das Geständniß des Freiherrn nicht unwillig auf; eine Frau wird niemals dadurch beleidigt, wenn sie wahrnimmt, daß sie Liebe einflöße, selbst, wenn sie entschlossen ist, diese Liebe nicht zu theilen und zu erwiedern. Mistreß Ferguson glaubte ihren Anbeter mit Nachsicht behandeln zu müssen, und erklärte ihm deshalb ganz freimüthig:

„Sie sind verheirathet, Herr Baron! und die Gefühle, welche Sie mir aussprechen, könnten, wenn ich Ihnen Gehör geben wollte, nur dazu führen, drei Menschen unglücklich zu machen. Sie werden das begreifen, aber eben so einleuchtend wird es Ihnen sein, daß ich nicht die Absicht habe, mich niemals wieder zu vermählen.“

Durch diese eben so einfache als natürliche und freimüthige Erklärung ließ sich der Baron Vegesagy nicht abschrecken. Er bemühete sich, der jungen Lady auseinander zu setzen, daß die Lage einer jungen, schönen, reichen Witwe die glücklichste sei, die es geben könne; die Gründe, mit denen er seine Meinung unterstützte, waren keineswegs neu; man hat sie schon seit Jahrhunderten gehört. Nach seiner Ansicht heiratheten die meisten Mädchen nur, um einen Namen und Reichthum zu erwerben, denn sonst würden sie ihr Lebensglück nicht so leichtsinnig auf das Spiel setzen. Mistreß Ferguson war frei

*) Aus dem Piloten.

und völlig unabhängig; was könnte Sie also wohl verleiten, sich unter die Herrschaft eines Mannes zu begeben, der vielleicht gut, aber eben so leicht auch roh, eigensinnig, begehrlich und liederlich sein könnte!

„Meine Wahl ist bereits getroffen;" erwiederte ruhig die Witwe.

„Ihre Wahl wäre schon getroffen?" rief außer sich Vegesagy.

„Allerdings! ich liebe Herrn Denbigh, einen jungen, wohlerzogenen, liebenswürdigen Mann. Ich werde ihn reich machen, was er nicht ist, und hoffe mit ihm glücklich zu leben. Ich bin entschlossen, ihn zu heirathen."

Vegesagy kannte Denbigh, er hatte ihn oft bei Mistreß Ferguson gesehen, aber niemals hatte er seine Eifersucht erregt; er hielt ihn für einen sehr wenig gefährlichen Nebenbuhler. Verglich er ihn mit sich, so konnte er nach seiner Meinung über die wahre Sachlage nicht einen Augenblick im Zweifel sein. Er glaubte also kein Wort von dem, was ihm Mistreß Ferguson eröffnet hatte, und bildete sich ein, die schöne Frau kämpfe nur mit ihrer Leidenschaft für ihn, und wolle ihn lediglich deshalb von sich entfernen, um nicht in ein Verhältniß zu gerathen, das von der Welt getadelt werden müsse. Bis hierher hatte er Mistreß Ferguson geliebt, jetzt, wo sich ihm ein Nebenbuhler zeigte, gesellte sich zu diesem Gefühle auch die Eigenliebe und der Stolz; dadurch wuchs seine Leidenschaft, sie raubte ihm alle Ueberlegung, und lebhafter als jemals machte er der Lady den Hof.

Ungemein freundlich sagte ihm eines Tages die junge Witwe:

„Geben Sie sich keine vergebliche Mühe; es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu verführen; denn einmal liebe ich Sie nicht, und dann ist das, was Sie für mich zu fühlen glauben, auch nicht Liebe . . . . . Sie haben Ihre Gattin jederzeit aufrichtig geliebt, und ich bin fest überzeugt, Sie lieben sie auch jetzt noch. Ihre Entfernung von der Frau, die Sie verehren, Ihre Lage hier, in der Sie ganz sich selbst überlassen sind, vielleicht auch ein gewisser Eigensinn, an welchem aber das Herz keinen Antheil hat, führt Sie zu mir und fesselt Sie an mich; aber . . . Sie täuschen sich selbst, mein Herr! Sie sind befangen, Ihr Irrthum vergrößert sich mit jedem Augenblicke, gleich einer Seifenblase, die das Kind mühsam durch seinen Hauch hervorbringt, und die ein einziger Nadelstich vernichtet!"

Dies war das Verhältniß, in welchem sich Baron Vegesagy, der schönen Mistreß Ferguson gegenüber, befand. Tage, Wochen, Monate verstrichen; aber weit entfernt, seinen Plan aufzugeben, wurde der Freiherr in seinen Bewerbungen nur noch beharrlicher und dringender. Ein verliebter Mensch, oder ein solcher, der es zu sein vermeint, bemerkt Alles. So entging denn auch der Umstand den Bemerkungen des Barons nicht, daß Denbigh's Besuche bei der Witwe, ungeachtet sie ihn selbst als seinen Nebenbuhler bezeichnet hatte, seltener wurden, und wenn er erschien, so wurde er nicht anders als alle Uebrigen aufgenommen; Vegesagy hielt also das Vorgeben einer beabsichtigten Heirath mit ihm für eine List, um so mehr, als er viel freieren Zutritt bei Mistreß Ferguson hatte, wie Denbigh; sie empfing ihn in ihrem Ankleidezimmer, er konnte zu jeder Stunde kommen. So behandelt man doch einen Mann nicht, den man nicht liebt. Er redete sich ein, daß die Art und Weise, wie die Witwe sich gegen ihn benahm, weit geeigneter sei, ihm Muth einzuflößen, als daß er darin eine Zurückweisung hätte finden mögen. Eines Abends, als Vegesagy die Witwe besuchte, und sie ganz allein fand, war sie sorgfältiger geputzt wie gewöhnlich.

„Ach! wie glücklich bin ich," rief er, „ich fürchtete schon, Sie würden Besuch haben!"

„Nein, ich werde diesen Abend ganz allein zubringen. Ich habe verboten, Jemanden vorzulassen."

„Und Sie waren so gütig, mich von diesem Verbote auszunehmen?"

„Was wollen Sie, mein Freund! Sie haben mich ja doch schon so weit gebracht, daß ich mich in Ihrer Gesellschaft am liebsten befinde!"

Mistreß Ferguson begleitete diese Worte mit einem hinreißend süßen Lächeln; sie hatte diesen Abend die Rolle der Verführerin spielen wollen, und sie war in der That unaussprechlich verführerisch; ihre Stimme, ihre Bewegungen, eine gewisse Nachlässigkeit, deren Reize nur die Frauen zu benutzen verstehen, hätten auch ein geübteres Auge als das Vegesagy's überzeugen müssen, daß in der Liebe selbst der heftigste Widerstand sein Ziel findet, und daß der Augenblick doch endlich eintritt, wo das Gemüth zur Nachgiebigkeit gestimmt ist. Baron Vegesagy wollte diesen günstigen Moment möglichst gut nutzen, und las schon auf den vor innerer Bewegung zitternden Lippen der schönen Ferguson ein Geständniß, dem er bereits so lange entgegengeharrt hatte; da sprach die Witwe:

„Ich habe Sie hintergangen, mein Freund! ich habe Herrn Denbigh vorgeschoben, und ich gestehe Ihnen heut, daß ich ihn eben so wenig jemals liebte, als ich ihn heirathen wollte; aber, Sie werden mir hoffentlich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, eingestehen zu müssen, daß ich auch Ihnen, bis auf den jetzigen Augenblick, niemals die geringste Hoffnung gemacht habe; standhaft habe ich

alle Ihre Liebesbewerbungen zurückgewiesen, und der einzige Vorwurf, welchen ich mir machen kann, besteht darin, daß ich Ihnen gestattete, mich besuchen zu dürfen."

„Leider muß ich dies zugestehen!" rief der Freiherr, und bemächtigte sich einer von den schönen Händen der jungen Frau, die man ihm willig überließ.

„Dieses Zugeständniß," fuhr Mistreß Ferguson fort, „war mir in der Lage, in welcher Sie sich mir gegenüber befanden, schlechterdings nöthig; hätte ich jemals Ihre Leidenschaft ermuthigt, so wäre mein Betragen höchst tadelnswerth gewesen!"

„Ich weiß," antwortete Vegesagy, „die Erhabenheit des Opfers, welches Sie mir bringen, in seiner ganzen Größe zu würdigen, und kenne die Pflichten, die mir dadurch auferlegt werden; aber, Sie werden auch ermessen, wie unendlich und unwiderstehlich die Macht der Liebe sein muß, wenn sich ein Mann, der, wie ich, nicht frei ist, Gefühlen hingiebt, die, wegen des geheimnißvollen Dunkels, in welches sie sich verstecken müssen, gefahrvoll für das ganze Leben werden können!"

„Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen: Sie wären nicht frei?" bemerkte Mistreß Ferguson, „bilden Sie sich ein, mein Herr! ich wollte Ihre Geliebte werden? Ich könnte jemals ein geheimes, ehebrecherisches Verhältniß eingehen? Sie kennen doch wohl Ihren nächsten Gutsnachbar, den Grafen Ferson? Auch ich zähle ihn unter meine nähern Bekannten; lesen Sie diesen Brief, den er mir schrieb; Sie sind frei, Ihre Gattin ist gestorben."

„Todt!" schrie Vegesagy und wurde bleich; „Emilie! meine Gattin ist todt?"

„Lesen Sie diesen Brief, mein Herr!" wiederholte Mistreß Ferguson und hielt ihm den Trauerbrief hin..... „Ich ehre die Theilnahme, welche Sie ihrem Andenken widmen; sie war jung, schön, klug und liebte Sie; sie gleicht einer Blume, die vor der Zeit verwelkte, einer Rose, die, noch ehe sie sich recht entfaltete, abstarb; aber — mein Freund! — mir gegenüber haben Sie doch nicht nöthig, sich mit einem Schmerz zu brüsten, den Sie gewiß nicht wahrhaft empfinden; Sie können sich einer solchen Mühe überheben; Sie liebten ja doch Ihre Gattin nicht, das stehet fest, also ist Ihre Trauer nur die eines ehrlichen Mannes; das will so viel sagen, als: sie ist ziemlich leicht; Sie werden den Anstand beobachten, das ist billig, aber mehr verlange ich von Ihnen nicht. Was mich anbetrifft, so habe ich Frau von Vegesagy nicht gekannt; ich vermag also nicht um ihren Verlust zu trauern, und da ich Sie noch überdem liebe, so ist es begreiflich, daß mich dieser Todesfall nicht eben besonders angreift."

„Todt! todt!" rief der Freiherr, ohne auf das zu hören, was die junge Witwe zu ihm sprach.

„Ueberlegt man die Sache ruhig," fuhr Mistreß Ferguson fort, „so ist dieser unerwartete Todesfall ein Glück für uns alle Drei. Welch ein elendes Leben führt nicht eine junge Frau, die von ihrem Gatten nicht geliebt wird! Einsam und vernachlässigt verweint sie ihre Tage; Galle ist ihre einzige Nahrung! eine eben so natürliche als gerechtfertigte Eifersucht reibt sie auf; der Tod ist für sie das höchste Glück. Ihr Gatte, der sein Herz anderweit verschenkt hat, betrachtet seine Frau als eine wahre Last; sein Haus ist ihm drückend, denn dort sieht er sich Vorwürfen und Zänkereien bloßgestellt; auch er führt ein elendes Leben! Von der dritten Person mag ich gar nicht sprechen; sie ist entweder eifersüchtig, oder mit Schuld beladen, oft wohl beides zugleich."

„Gnädige Frau!" rief Vegesagy, dessen Hände zitterten und dessen ganze Gestalt zusammengesunken war, „ich hasse diese rothen Schleifen!"

„Sie lieben die Rosenfarbe nicht, mein Freund? das ist recht Schade! sie stehet mir ganz vorzüglich gut, und zudem ist sie auch die Farbe einer jungen, frischen Liebe, wie der unsrigen."

„Todt! todt!" schrie Vegesagy wieder, „so jung, so gut, so schön! und todt! schnell dahingestorben, ohne daß ich ihr nur noch einmal die Hand habe drücken, ihre letzten Worte, ihren letzten Seufzer auffangen, ihr die schönen Augen habe zudrücken können! das ist wahrhaft entsetzlich!"

„Aber, so beruhigen Sie sich doch!" fiel Mistreß Ferguson, ungemein ruhig und gefaßt, ein, „es war ein Brustkrampf, an dem sie starb, der um so gefährlicher und tödtlicher wirkte, je jünger Ihre Frau war. Hier, wo wir so vortreffliche Aerzte haben, wäre sie vielleicht gerettet worden. Ob man in Ihrer Gegend eben so gut versorgt ist, weiß ich freilich nicht; Sie konnten übrigens unter allen Umständen bei diesem Unglücksfalle nicht das Mindeste helfen. Was aber die Pflege anbetrifft, so lesen Sie den Brief noch einmal, und Sie werden darin die Nachricht finden, daß Ihre Mutter und Schwester der Verschiedenen die zarteste Sorgfalt gewidmet haben."

Je länger Mistreß Ferguson sprach, je ruhiger und gelassener der Ton ihrer Stimme, je kälter und abgemessener jedes ihrer Worte war, desto mehr verwundeten sie den Baron, dessen Gemüthszustand mit jener Ruhe in dem grellsten Widerspruche stand. Seine Gattin trat vor sein geistiges Auge, die er nun nie wiedersehen sollte!

Emilie stand vor ihm, die er so innig geliebt hatte, lachend, lieblich, reizend, wie sie ihm immer erschienen war ...... Er erinnerte sich der Zeit, wo er, vor kaum zwei Jahren, sich so ämsig um ihre Liebe beworben hatte! Welch ein überschwengliches Glück hatte ihm sein Hochzeitstag gebracht! Wie stolz hatte er sich bei dem Bewußtsein, von Emilien geliebt zu werden, gefühlt, wie heiter und zufrieden hatte er an ihrer Seite auf seinem Gute gelebt! Alle diese Erinnerungen, so süß und doch so schmerzlich, erfüllten das gepreßte Herz des betrübten Witwer's ganz und gar.

„Ich begreife," sprach Mistreß Ferguson wieder mit der größtmöglichsten Ruhe von der Welt, „daß, wenn wir bei Ihnen zu Hause lebten, der Anstand unsere Verbindung noch sehr weit hinausschieben würde; aber hier in Paris ist eine solche Rücksicht völlig überflüssig; hier weiß fast kein Mensch, daß eine Frau von Vegesagy jemals gelebt hat, und die meisten Personen, welche Sie kennen, halten Sie für unverheirathet."

„Aber, gnädige Frau!" erwiederte der Baron schluchzend: „Bedenken Sie doch nur, daß meine arme Frau meine erste Liebe war! und wie heftig ich sie liebte, das ist Gott bekannt!"

„Gern will ich Ihnen glauben, daß Sie Ihre verstorbene Frau aufrichtig geliebt haben mögen, denn sonst würden Sie sie wohl nicht geheirathet haben, da sie zumal kein großes Vermögen besaß: aber Alles in der Welt ist ja vergänglich; nichts dauert ewig. Ueberdem liebten Sie sie ja nicht mehr ......"

„Ich sollte sie nicht mehr geliebt haben?" rief verzweiflungsvoll der Baron.

„Da fällt mir eben ein, lieber Freund! daß morgen mein Operntag ist; Sie werden mich doch begleiten?"

„Ich sollte morgen in das Theater gehen?"

„Weshalb nicht? Wenn Sie wollen, soll Sie Niemand sehen; Sie können sich im Hintergrunde der Loge verbergen. Uebrigens hängt es ja nur von Ihnen ab, zu verhindern, daß morgen schon Jemand von dem Ihnen wiederfahrenen Unglücksfall unterrichtet ist. Sie brauchen ja nur die Karten etwas später umher zu schicken."

„Wie, gnädige Frau! Sie können mir so etwas vorschlagen?"

„Weshalb nicht? Ich habe jetzt ohne alle Zurückhaltung mit Ihnen gesprochen; wir sind allein; was bedarf es da der Heuchelei? Sie liebten Ihre Frau nicht mehr, weshalb sollten Sie daher über ihren Verlust trauern?"

„Ich liebte meine Frau nicht mehr?"

„Sie haben mir das hundertmal gesagt...... Mich liebten Sie, haben Sie mir betheuert, mich beteten Sie an; seit drei Monaten wiederholten Sie mir so oft Ihre Liebeserklärung, und verfolgten mich förmlich mit Ihrer Zärtlichkeit .... Jetzt, mein Herr! ... sind Sie frei; Ihre Frau ist gestorben, und das, was ich Ihnen niemals gestanden habe, heut erkläre ich Ihnen: ich liebe Sie! Aber — nehmen Sie sich in Acht! ich bin eifersüchtig, selbst auf eine Erinnerung. Gedenken Sie noch jener Worte, die ich schon vor drei Monaten, wo sich Ihre Leidenschaft kund gab, zu Ihnen sprach? Ich sagte Ihnen: Sie lieben mich nicht; Ihr Herz spricht nicht für mich, denn Sie haben eine junge, schöne Frau, und diese lieben Sie. — Wie viele Eidschwüre haben Sie mir damals geleistet! Ihre Frau sollte, wie Sie zu jener Zeit behaupteten, kaum Ihre Freundin sein, eine ganz gleichgültige, unbedeutende Gefährtin, welche leben oder sterben könne, ohne daß das Herz schneller schlage. Nun wohl, mein Herr! Jene Person ist nun todt! Weshalb weinen Sie um sie, als wäre die Hälfte Ihres Lebens zu Grabe getragen worden? Sie werden jene Frau doch nicht so schmerzlich beweinen wollen, als wenn ich aufhörte zu athmen? Ermannen Sie sich, mein Freund! Hier ist meine Hand."

Diese Probe war zu stark für den Baron von Vegesagy, oder vielmehr: Mistreß Ferguson hatte seine Empfindungen sehr richtig beurtheilt. Der Freiherr warf sich in einen Sessel, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und schwere Seufzer entwanden sich seiner Brust; er verfluchte sich, daß er ein Weib verlassen habe, welches er liebe; er klagte sich an, als sei er an ihrem Tode Schuld, und der nämliche Mensch, der eine Stunde früher, bis zum Rasendwerden in Mistreß Ferguson verliebt, eingetreten war, machte jetzt in seiner Verzweiflung dieser Frau Vorwürfe über die Härte, Unempfindlichkeit und Grausamkeit, welche sie in einem für ihn so schrecklichen Momente blicken lasse.

„Aber, mein Gott!" meinte Mistreß Ferguson, „welche Theilnahme kann ich denn wohl für eine Frau empfinden, die ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen habe? Für eine Nebenbuhlerin? Ich habe mich über ihren Tod in ganz schicklichen Ausdrücken geäußert; das war Alles, was man von mir fordern kann. Und was die Zartheit anbetrifft, mit der ich Ihnen diese Trauerbotschaft mittheilte, so dürfen Sie nicht vergessen, daß es ausgemacht war, Sie liebten jene Frau nicht mehr....."

„Ach! gnädige Frau!" rief der Baron und schwamm in Thränen, „ich betrog mich; ich liebte sie wohl! ich

liebe sie noch heut, und niemals wird ihr Andenken in meinem Herzen untergehen!"

Anstatt sich über ein solches Geständniß beleidigt zu fühlen, lachte Mistreß Ferguson laut auf und rief wiederholt:

„Frau von Vegesagy! Frau von Vegesagy!"

Die Thür öffnete sich, und Emilie, die beweinte, gestorbene Gattin trat ein, strahlend in voller Blüthe der Gesundheit, nur ein wenig blaß vor innerer Bewegung. Emilie hatte Alles, was vorgegangen war, mit angehört.

„Mein Herr!" sprach dann Mistreß Ferguson mit Würde zu dem Baron: „Es wird Ihnen vielleicht schwer werden, mir das zu verzeihen, was ich that. Aber — wenn Sie mich anhören wollen, so werden Sie sich überzeugen, das ich nicht allein die Schuldige bin, sondern auch Sie mir Wehe thaten. Sie hatten sich erlaubt, mir eine Liebeserklärung zu machen, und nichts desto weniger hatte ich Sie noch in meiner Nähe geduldet; darin liegt der Fehler, dessen ich mich schuldig bekenne; übrigens war die Liebe, welche Sie mir zu erkennen gaben, eine Beleidigung, denn Sie waren nicht frei; Sie logen mir Gefühle, denn Sie liebten Ihre Gattin! Wir sind also Beide Verbrecher, und Sie noch ein schlimmerer als ich, denn Sie wollten mich zum Gegenstande eines gefährlichen Spieles Ihrer eigensinnigen Laune machen. Vermag mich etwas zu entschuldigen, so besteht dies darin: daß ich Sie niemals liebte, und Ihnen niemals Muth eingeflößt habe. Gleichwohl fuhren Sie fort, mir Liebe zu heucheln, beinahe in Gegenwart Ihrer Gattin, und es war unerläßlich, daß sie selbst Zeugin unseres Verhältnisses sein mußte, da Ihre Bewerbungen um meine Gunst ihr kein Geheimniß geblieben waren. Heut ist sie meine Mitschuldige, und welche Frau würde es wohl verschmähen, die Treue ihres Mannes auf eine solche Probe zu stellen? — Nun, mein Herr! Mißfallen Ihnen noch meine rothen Schleifen? — In acht Tagen bin ich Denbigh's Gattin."

Laura.

Die Königin Christine von Schweden gab einst ein Fest in ihrem Pallaste, ein Fest, dessen eigenthümlicher Charakter die Pracht vergrößerte und eben so wohl die Eitelkeit der Heldin des Nordens, als deren Geist beurkundete. Das Einladungsschreiben war unterzeichnet: „Elisabeth von Schweden," denn Christine, die sich geschmeichelt fand, von ihren Verehrern mit diesen viel sagenden Uebernamen benannt zu werden, hatte sich vorgenommen, eine Ballnacht hindurch die Rolle der erhabenen Königin von England zu spielen und so viel möglich auch den brillanten Hof dieser Monarchin nachzuahmen. Es war verabredet, daß jeder geladene Gast das Seinige zur allgemeinen Illusion beitragen sollte, daher waren Kostüme und Schmuck nach der strengsten Etikette vorgezeichnet und vom Historiographen der Königin ein, bis ins Kleinlichste gehende, Festprogramm aufgesetzt worden. Für diesen Abend hatte die Existenz des schwedischen Hofes aufgehört: Alles war, bis auf die Sprache, englisch geworden, und zwar, wie England vor einem Jahrhundert gewesen war. Mehr als ein Gast mochte sich unter seinem transitten Ministeranzug in der Wirklichkeit Hoffnung machen, diese Rolle einst öffentlich zu spielen, so wie andere unter der Maske eines Günstlings der Elisabeth ihre Prätensionen auf Christinens Herz unverholen äußern zu dürfen glaubten. Die junge Königin war die Freude selbst. Stolz auf ihre historische Vermummung, schwebte sie von Gruppe zu Gruppe durch die Säle und unterhielt sich, nach dem Sinne ihrer Rolle, mit Allen aufs Vertraulichste.

Unter die ausgezeichnetsten Figuren des Balls, die durch ihr geheimnißvolles Verhältniß die allgemeine Aufmerksamkeit am meisten erregten, gehörten ein junger Edelmann und eine Dame, welche sich sowohl durch ihren eleganten und geschmackvollen Anzug, als durch die Manier ihres ganzen Auftretens, hauptsächlich aber durch ihre Sprache, als Franzosen zu erkennen gaben. Das Bestreben der Dame schien vorzüglich darauf angelegt zu sein, sich der Königin bemerkbar zu machen, während der junge Mann sich im Gegentheil dem allgemeinen Aufsehen, besonders aber den Blicken der Königin zu entziehen suchte. Endlich war es ihm gelungen, seine Gefährtin in eine Fensterblende zurück zu ziehen, woselbst er eifrig mit ihr zu reden schien. Nach einigen Augenblicken warf er seine Blicke über die Versammlung hin und fing an, sich über die vorüberrauschenden Gestalten lustig zu machen, so daß die, in ihren ungewohnten Rollen etwas schwerfällig sich bewegenden Schweden der Reihe nach einer scharfen, spitzigen Kritik unterlagen.

„Wie gefällt Ihnen dort unser Lord Burleigh?" fragte der junge Mann seine Dame, indem er auf eine enorme Männergestalt zeigte.

„Maria Stuarts wirklicher Gefangenwärter konnte nicht schrecklicher aussehen."

„Und dort der kleine Leicester mit seinem glücklichen Gesichte?"

„Merkt nicht, daß die Königin eine Karrikatur aus ihm gemacht hat."

„Aber die Königin selbst, wie gefällt Ihnen die?" fragte die hübsche Französin ihrerseits den jungen Mann."

„Die Königin?" erwiederte der junge Mann, indem er furchtsam um sich blickte.

„Ja! Welche Aehnlichkeit finden Sie zwischen ihr und der wirklichen Elisabeth von England?"

„Unter uns gesagt, dieselbe, welche zwischen Madam Laura und der Königin von Frankreich, Maria Therese, statt findet."

Der junge Mann sprach die letzten Worte seines witzigen Einfalls mit dem Tone jener Furcht, die augenblicklich, aber zu spät, einsieht, daß sie leicht das Opfer des Witzes werden könnte.

„Göttlich!" rief die Dame, indem sie die Vergleichung mit einem lauten Gelächter begleitete. Aber ihre Lippen versteinerten sich plötzlich, als sie mit einem Mal die Person bemerkte, welche ihr ganzes Gespräch belauscht hatte.

„Wer ist denn diese Madam Laura?" fragte die hart nebenan stehende Christine.

Der junge Mann wurde bleich und erschrack so sehr, daß er sich ans Fenster lehnen mußte. Zögernd stotterte er:

„Madam Laura ist eine Dame in Paris, welche die Ehre hat, der Königin von Frankreich so wohl in ihren Manieren, als in der Schönheit ihres Gesichtes zu gleichen."

Der leuchtende und scharfe Blick der Königin wurde bei dieser Antwort auffallend hart und unbestimmt.

„Graf von Harecourt!" erwiederte sie und biß sich mit den Zähnen in die Lippen: „Für diese französische Galanterie wird Ihnen die Königin von Schweden dankbar zu sein wissen."

Und nachdem sie noch einen stechenden Blick auf die hübsche Gefährtin des Grafen geworfen hatte, ging sie majestätisch auf eine Gruppe von Höflingen zu, welche in der Ferne standen.

„Die Königin hat mit dem Franzosen gesprochen." flüsterte man sich durch die Säle zu: „Sein Glück ist gemacht und unsere Elisabeth hat ihren Günstling gefunden."

„Ich bin verloren!" dachte seinerseits der junge Mann, als er sich unter die Gäste mischte. Schnell nahm er von seiner Begleiterin Abschied und verließ den Ball.

Inzwischen hatte Christine den französischen Botschafter aufgesucht.

„Excellenz!" sagte sie mit weicher Stimme zu ihm und zog ihn auf die Seite: „Ich habe Sie um einen Dienst zu bitten, aber er muß unter dem Siegel der Verschwiegenheit vollzogen werden."

„Geruhen Ew. Majestät mich zu beauftragen," erwiederte ernsthaft der Diplomat, Sie dürfen zählen, daß, was in meiner Macht steht . . . ."

„Ihre Macht hat dabei Nichts zu schaffen," unterbrach ihn die Königin lächelnd: „Es handelt sich bloß um eine Kleinigkeit . . . . dem Scheine nach . . . . Es lebt in Paris eine gewisse Madam Laura, von der ich wissen möchte, wer und was sie sei!"

Ueberrascht stierte der Gesandte mit weit geöffneten Augen an die Decke des Saales und wiederholte:

„Madam Laura . . . . Laura . . . ."

„Ja, Madam Laura! versetzte Christine ungeduldig: „Kennen Sie die nicht, Excellenz?"

„Zum ersten Male höre ich diesen Namen von Ihren Lippen, Majestät!" antwortete der Diplomat mit einer tiefen Verbeugung.

Die Königin stampfte mit dem Füßchen, schwirrte heftiger mit dem Fächer und sprach:

„In diesem Falle, Herr Ambassador, verursacht Ihnen meine Bitte, um Ihrer Unwissenheit willen, größere Mühe, als ich glaubte. Sie müssen diese Nacht noch einen Expressen nach Paris abschicken, der mir unverzüglich möglichst genaue Erkundigungen über die Person dieser Madam Laura zurück bringt."

„Ew. Majestät gehorsam unterthänigster Diener!" erwiederte der Staatsmann, den die Königin mit einem tyrannischen Lächeln und dem wiederholten Befehle, die Sache geheim zu halten, entließ.

Während der Kurrier des Gesandten seine höchst wichtige Mission vollzieht, bleibt uns Zeit genug, einen Theil der vorerzählten Intrigue aufzuklären.

Unter andere Aehnlichkeiten, die Christine mit Elisabeth theilte, gehörte vorzüglich auch die, daß sie die Liebe der Ehe vorzog und aus ihren leicht auszuwechselnden Günstlingen lieber Einen des besondern Zutrauens würdigte, als daß sie Krone und Hand an einen unveränderlichen Gemahl ketten wollte. Die letzte Person, welche sie in dieser Absicht hervor gezogen, und die vielleicht unter allen, welche sie je dieser Ehre gewürdigt, die Einzige gewesen ist, die nicht nur ihre Sinne, sondern auch wirklich ihr Herz bestach, war der junge Franzose, den sie auf dem Balle belauschte. Eben so schön gewachsen, als ausgezeichnet geistreich, besaß der sehr adelige Graf von Harecourt, welcher um einiger politischer Vergehen willen aus Frankreich verwiesen worden

war, allerdings alle Erforderniſſe, welche eine zwanzigjährige Königin zu reizen vermögen. Darum erhielt er auch als erſtes Zeichen von der Huld ſeiner neuen Monarchin eine Offiziersſtelle in der königlichen Leibgarde, welche er mit unendlicher Freude annahm, ohne darin etwas Anderes, als eine bloße Wohlthat, zu erblicken. Doch, als er ſich ihr vorſtellte, um zu danken, ging ihm plötzlich ein Licht über ſeine Stellung zu Chriſtine auf. Von einer Monarchin geliebt zu ſein! Welch' Götterloos! Dem konnte ein fünfundzwanzigjähriger Franzoſe in fremdem Lande nicht widerſtehen. Aber unglücklicher Weiſe vermochte der Graf nicht, Chriſtinen ſein Herz entgegen zu bringen, denn das gehörte, ſei es aus Heimweh oder aus natürlicher Neigung, einer jungen Landsmännin, der kinderloſen Witwe eines ſchwediſchen Diplomaten, über deren feurigen Augen und glänzend ſchwarzen Haaren er alle Blondinen und Brünetten in ganz Stockholm vergaß. Auch gebot die Gräfin Helene von Steinberg über die Leidenſchaft ihres Anbeters, wie ein Reicher über ſeinen Schatz, und ihrer Eiferſucht war die mächtige und gefährliche Nebenbuhlerin dieſes Schatzes nicht verborgen geblieben.

So lagen die Sachen, als der Ball dieſe drei Perſonen näher zuſammen führte. Da Chriſtine, als Feſtgeberin, die Rollen und Koſtüme vertheilte, ſo benutzte ihre Liebe und Eitelkeit dieſen Anlaß zu ihrem Vortheil, ſo gut ſie konnte, und deßhalb mußte Harcourt als Graf Eſſer auftreten, welches mit andern Worten ſagen wollte: „Seien Sie mein Favorit, wie Robert Devereux derjenige Eliſabeth's war," was dem jungen Manne auch gefiel, ohne daß er deßwegen ſeiner Helene untreu zu werden die Abſicht hatte. Dieſes Verhältniß konnte ja leicht die Brücke ſeines zukünftigen Glückes werden. Allein die Gräfin von Steinberg hatte den ganzen Plan bald ausgeſpürt, aber auch zugleich aus der engliſchen Geſchichte erfahren, daß ihr geheimes Verhältniß neben dem offiziellen der Königin recht wohl beſtehen könne, denn eine engliſche Chronik enthielt unter andern folgende Stelle wörtlich:

„Obſchon Eliſabeth den Grafen von Eſſer öffentlich mehr als wohlwollend behandelte, ſo gab er doch heimlich Hand und Herz der einzigen Tochter des Sir Francis Walſingham, Witwe des gelehrten Sir Philipp Sidney."

Unter den Charakterrollen, welche die ſchwediſchen Damen als Engländerinnen vorzuſtellen hatten, war der Gräfin Helene von Steinberg diejenige der Lady Sidney zugewieſen worden. Man begreift demnach eben ſo wohl das eifrige Beſtreben derſelben, von der Königin neben dem Grafen von Harcourt bemerkt zu werden, als das Bemühen dieſes Letztern, von derſelben unentdeckt zu bleiben.

Acht Tage nach dem Balle überreichte der franzöſiſche Botſchafter der Königin Chriſtine eine Depeſche folgenden Inhalts:

„Madame Laura, über welche Ew. Excellenz Erkundigungen einzuziehen geruhen, iſt eine Dame des hieſigen Hofes, welche närriſch geworden iſt. Ihre Narrheit beſteht darin, daß ſie glaubt, ſie ſei Königin von Frankreich. Sie bringt ihr Leben damit zu, Maria-Thereſe, unſere glorreiche Königin, im Koſtüm und den Geberden nachzuäffen; darum trägt ſie immer die nämliche Toilette, den nämlichen Haarputz, ſich überhaupt derſelben genau gleich. Sobald die wirkliche Königin irgendwo erſcheint, fehlt ſicher auch die Zweite nicht, und da die arme Dame im Ganzen eben ſo unſchädlich als lächerlich iſt, ſo läßt man ſie unter dem Namen „„Karrikatur der Königin"" unangefochten, und macht ſich in ganz Paris über ſie luſtig . . . ."

Dieſem eigenthümlichen Protokolle waren noch einige Details über verſchiedene Anzüge der Närrin, ſo wie ein höchſt originelles Portrait derſelben, beigefügt, worüber alle Welt gelacht hätte, wenn es öffentlich erſchienen wäre; aber Chriſtine lachte nicht.

(Beſchluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Die Heirathen von Gretna-Green.) Nicht hier, wie man allgemein glaubt, werden jene Verbindungen der Liebe, bei welchen, nach ſchottiſchem Geſetz, um ſie gültig zu machen, nur die Gegenwart dreier Zeugen und die Einſegnung von Seite eines Laien hinreicht, vollzogen; der einzige Schauplatz derſelben iſt vielmehr das Dorf Springfield. Dieſes Dorf iſt nicht weit von Gretna-Green, nahe an der Straße von London nach Edimburg gelegen und beſteht etwa aus 40 reinlich und gut gebauten Häuſern; eine Reihe von dichtbelaubten Bäumen entzieht dem Reiſenden die Ausſicht auf daſſelbe und ſcheint gleichſam die Blicke nacheilender Verwandten von dem Orte abziehen zu wollen, wo ihre Gegenwart eine Vereinigung Liebender hindern könnte. Man gelangt auf ſchlechtem Wege nach Springfield; am Anfang der Hauptſtraße ſteht ein ſchlechtes Wirthshaus, und dieſes iſt der Tempel Hymens. Man tritt in ein Zimmer ein, in welchem faſt kein Mobiliar iſt. Der Prieſter des Tempels iſt kein Schmied, ſondern ein armer Teufel, der ſich den Namen eines Geiſtlichen beilegt und durch den Ertrag, welchen ihm die feierlichen Trauungen bringen, ſein Leben friſtet. Sein ärmliches, nichts weniger als prieſterliches

Aeußere entspricht der Aermlichkeit seines Aufenthaltes. Wenn Liebende seine Dienste in Anspruch nehmen wollen, fragt er feierlich, ob sie sich einander heirathen wollen, haben sie dies bejaht, so giebt er sie sogleich zusammen; dies geschieht in Gegenwart von drei Zeugen, nachdem sie erklärt haben, daß sie in die Ehe treten wollen. Doch damit ist es noch nicht ganz abgethan; um die Verbindung völlig unauflösbar zu machen, so daß er im Nothfall es beschwören kann, führt der Quasigeistliche die beiden Gatten in den Hintergrund des Zimmers; dort müssen sie eine bisher unsichtbare Thür öffnen, durch welche sie in das Brautgemach treten. Von da kehren sie nach einiger Zeit zurück und sind vollständige Eheleute. Bei diesen Vermählungen fungiren in der Regel als Zeugen der Priester, die Inhaberin der Wirthschaft und der Postillon, welcher die Liebenden gefahren hat. Der Letztere scheint sich dadurch, daß er auf der Reise immer in der Nähe der Liebenden war, am besten zum Zeugen zu eignen; er kann bestätigen, daß die Dame keinen Zwang erlitten hat. Nach der Rückkehr nach England wird meistens die in Springfield vollzogene Verbindung durch eine formelle Trauung nochmals eingesegnet. In Frankreich wäre auch diese Form nicht einmal nöthig, denn das bürgerliche Gesetz erkennt eine im Auslande nach den daselbst herrschenden Vorschriften geschlossene Heirath für giltig an. Die Anzahl der in Springfield eingegangenen Verbindungen beläuft sich jährlich auf 60—70. Berühmte Namen figuriren in den Registern, welche dort gehalten werden. Wir erwähnen nur die zwei ehemaligen Präsidenten der Pairskammer, Lord Erskine und Lord Eldon, dann den Grafen von Westmoreland, den Sohn des Lord Ellenborough, und endlich den Fürsten von Capua, den Sohn Franz I., Königs beider Sicilien, welcher sich zu Springfield am 7. Mai 1836 mit der Schauspielerin Penelope Caroline Smith verheirathete.

(Toilette englischer Dandy's.) Als ein Beispiel, was ein Stutzer in London alles bedarf, theilen wir hier folgende Auskunft einer fashionablen Wäscherin mit, die von einigen der ausgezeichnetsten Elegants employirt wird und allein Halstüchern die rechte Steife, und Busenstreifen die rechten Falten zu geben weiß. Also in der Regel braucht ein solcher Elegant wöchentlich 20 Hemden, 24 Schnupftücher, 9 — 10 Sommer-„Trowsers", 30 Halstücher, wenn er nicht schwarze trägt, ein Dutzend Westen und Strümpfe à discrétion. Wir sehen hierbei manche deutsche Hausfrau versteinert. Da aber ein Dandy ohne drei bis vier Toiletten täglich nicht füglich auskommen kann, so ist die Sache sehr natürlich, denn 1) erscheint er in der Frühstückstoilette im chinesischen Schlafrock und indischen Pantoffeln. 2) Morgentoilette zum Reiten im frock coat, Stiefeln und Sporen. 3) Toilette zum Dinér, in Frack und Schuhen. 4) Balltoilette in Pumps, ein Wort, das Schuhe, so leicht wie Papier, bedeutet, welche täglich frisch lackirt werden, ꝛc. ꝛc.

Pariser Modenbericht.

Broschirter Doppelmoire, Ninon-Moire, Pompadour-Moire, gestreifter und schinirter Pekin, Königinnen-Pekin, schinirter Moniot, broschirter Gros de Naples in neuen Mustern und großer Manigfaltigkeit, Foulards mit Guipure-, Renaissance-, Arabesken- und Regentschaftsmustern, so wie Barèges, sowohl aus Seide als Wolle bilden die fashionabelsten Kleiderstoffe. Die Ueberröcke mit Amazonen-Leibchen mit Knöpfen besetzt, sind gesucht gewesen, auch hat man einige Kleider mit hohen Leibchen gesehen, die kleine Sammetkragen in derselben Farbe hatten; der Rock war offen und ließ ein Unterkleid von gewässerter Seide sehen; die Aermel und der Saum mit Fransen besetzt. Auch Leibchen mit Revers werden getragen.

Langshawls trägt man in jeder Art, von schwarzen Spitzen, von Seide, von Sammet, von Cashmir, algierische, maurische und arabische. Einige haben die Form einer Pelerine mit Zipfeln; die Mozarin-Pelerine gefällt vorzugsweise, sie ist sehr weit und man kann sie auf beiden Seiten tragen, die von verschiedener Farbe sind und deshalb gewissermaßen zwei Pelerinen bilden. Man macht auch Shawls und Langshawls von farbigem Muslin; tambourirt, so wie von weißem Mousslin, gestickt und mit Spitzen besetzt. Einige bestehen ganz aus gestickten Einsatzstreifen und Valenciennner Spitzen und sind rund herum mit eben solchen Spitzen besetzt; die letztern füttert man mit rosa Gaze.

Viele Hüte von Reisstroh haben sehr kleine Schirme und sind mit Bändern ausgeputzt, die in der Mitte weiß aussehen, nach dem Rocke hin aber allmählig in glänzende Farbe übergehen; einige haben auch Federn, deren Farben dazu passen. Entschieden neigen sich die Hüte mehr auf die Stirn und heben sich hinten mehr empor. Je mehr sich die Schirme neigen, um so mehr richten sich die Blumen empor, mit denen man die Hüte ausputzt.

Capoten von glattem Crepp bestehen nicht selten aus Falten in drei Farben neben einander; Hüte von glasirtem Tülle haben Schleier von derselben Farbe, die vorn am Rande festgemacht sind. Die Capoten von weißer Gaze füttert man farbig. Die zu Putzhüten am meisten in Gunst stehenden Bänder sind von chinesischem Crepp oder von Tüllgaze mit einem Atlasrande. Ein recht hübscher Ausputz für italienische Strohhüte besteht in einem schmalen dreifarbigen Bande vorn am Rande des Hutes, und Rosetten in derselben Art ersetzen die Schleifen oder Federn.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 10. (IV. Jahrgang II. Quartal.)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 11. (Sonnabend, den 11. Juni.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Laura.

(Beschluß.)

Der schwedischen Monarchin ging es, wie noch vielen kleinen Geistern in hoher Stellung: sie machte die größten Prätensionen auf Eigenschaften, die ihr gerade abgingen. Auf ihren Muth und ihre Gelehrtheit z. B. hielt sie gar Nichts, obschon sie Beides in Wirklichkeit besaß, während sie auf Eleganz und Würde viel hielt, und weder das Eine, noch das Andere in der That hatte. Fest überzeugt, im Kostüme der Elisabeth die erhabenste Königin des Erdballs zu sein, traf sie daher die Anspielung des Grafen von Harcourt doppelt fürchterlich. Man denke sich ihre Wuth und ihren Ingrimm, als sie aus der offiziellen Depesche erfuhr, sie sei lächerlich .... sie lächerlich! ... sie, die Heldin des Nordens! ... Und sie hätte einen Mann lieben können, der sie einer Närrin verglich, dem sie eklatante Beweise ihrer Gunst erwiesen, den sie aus Tausenden als ihren Grafen von Essex ausgewählt, und der es dennoch gewagt, am Arme seiner Lady Sidney sich über sie vor dem ganzen Hofe lustig zu machen!

„Unglückliche! Ihr Beide seid Narren!" knirschte sie bei sich selbst und zerknitterte die Depesche in ihren Händen.

Dann warf sie einen fürchterlichen Blick auf das Portrait der Madam Laura, als wollte sie aus demselben die Rache zu studiren, mit welcher sie den ihr angethanen Schimpf sühnen sollte, und fuhr mit wildem Grimme fort:

„Wie kann ich an diesen Fremden die unerhörte Kränkung rächen, die sie mir zugefügt haben? ... Wie den blutigen und tödtlichen Pfeil auf sie zurück prellen, den diese Perfiden unter dem Scheine einer Schmeichelei auf mich abdrückten?" Plötzlich entdeckte sie am Fuße der halb zerrissenen Depesche noch ein Postscriptum, welches sie bisher unbeachtet gelassen. Es hieß:

„So unschuldig übrigens die Narrheit der Madam Laura ist, so versichert man, daß sie dennoch eine sehr reizbare und heftige Königin sei, welche unter den fürstlichen Eigenschaften, womit sie prangt, die Gnade am wenigsten ausübt; denn so oft sie mit ihren Unterthanen verkehrt, geschieht es bloß, um über sie zu Gericht zu sitzen. ..."

„Wohlan denn!" fuhr Christine bei sich selbst fort: „Weil ich dieser Närrin gleichen soll, so will ich ihr auch vollständig in allen Theilen gleichen und gleich ihr ohne Gnade gegen die verfahren, die mich so lächerlich finden, wie sie."

Den ganzen Tag brachte die Königin zu, eine Züchtigung für den Grafen von Harcourt zu ersinnen; aber keine schien ihr schnell und hart genug, denn vor Allem hatte sie ihre beleidigte Eigenliebe zu rächen. Je mehr sie darüber dachte, desto höher stieg ihr Zorn, und wenig fehlte, sie hätte den Grafen unmittelbar verhaften lassen. Aber über Nacht kam ihr, nach dem Sprüchworte, Rath; sie änderte ihre grimmigen Ansichten. Sei es, daß sich ihr Zorn durch seine eigene Heftigkeit erschöpfte, wie dies bei starken und großen Seelen oft der Fall ist, oder daß sie um jeden Preis eine Leidenschaft nähren wollte, die zu unterdrücken sie nicht Kraft genug fühlte — kurz, sie erwachte eben so sehr zur Verzeihung geneigt, als sie mit Strafgedanken sich niedergelegt hatte, und ihre erste Verrichtung am folgenden Morgen bestand darin, dem Grafen von Hare-

court ein Oberstlieutenants-Brevet ihrer Garde zu schicken, bei welcher er bisher nur Kapitän gewesen war.

Schon hatte sich der Graf darauf gefaßt gemacht, aus Stockholm verwiesen zu werden, als ihm die überraschende Nachricht seiner Beförderung überbracht wurde. Sein Erstaunen ging in Verwirrung über, und seine Dankbarkeit vermischte sich mit Gewissensbissen; er kam sich selbst nun plötzlich eben so klein vor, als ihm die Königin groß erschien, denn er konnte sich nicht überreden, daß Christine sich über seinen beleidigenden Scherz weggesetzt habe, wie schmeichelhaft die Auslegung auch für dieselbe gelautet hatte. Er beschloß daher, durch pünktlichen Gehorsam sein begangenes Unrecht wieder auszuführen und sich auf seiner Stelle als wackerer Offizier zu zeigen. Und als ihm im folgenden Monate gelang, sich vor den Augen der Königin durch eine glänzende That auszuzeichnen, ernannte sie ihn zum wirklichen Obersten und gab ihm den Amaranthen-Orden *). Die Eifersucht der Gräfin Steinberg vermochte diesen rasch aufeinander folgenden Beförderungen keinen Einhalt zu thun, wie sichtbar ihr Schmerz darüber auch hervortrat: je beleidigter Helene sich zeigte, desto erhabener und großmüthiger erwies sich die königliche Nebenbuhlerin, und als Harecourt seiner Gräfin den ersten Beweis von Gleichgültigkeit zu geben wagte, belohnte ihn Christine dafür mit einem Kammerherrenschlüssel. Kurz, in weniger als Jahresfrist hatte der junge Fremdling alle Gunst der Königin an sich gerissen, und brauchte sich nur noch das schwedische Bürgerrecht zu erstehen, um die erste Person des Reichs zu werden. Auch dieses letzte Opfer, welches er der Monarchin und seiner Eitelkeit brachte, belohnte ihm jene mit einem Generalspatent der Kavallerie. Nun erst, als er an der Schwelle stand, Minister zu werden, hielt er inne und dachte über seine Größe nach.

Augenscheinlich liebte ihn Christine, obschon sie es ihm nicht gestand, und auch seine Erklärung abzuwarten schien, um ihm ihr Herz ebenfalls eröffnen zu können. So schwankte er lange zwischen seiner alten Neigung zu Helene und der neuen Liebe zur Monarchin, bis er eines Tages in die Alternative versetzt wurde, sich nunmehr entschieden zu erklären, indem er gleichzeitig mit einem Briefe von der Gräfin eine Ordre von der Königin erhielt. Die Erstere meldete ihm ihre Abreise von Stockholm auf den Abend und räumte ihm die Zeit bis neun Uhr ein, zu ihr zu kommen, wenn ihm etwas daran gelegen wäre, sie zurückzuhalten. Die Letztere dagegen lud ihn, einer wichtigen persönlichen Angelegenheit willen, zu einer ganz geheimen Audienz ein; auf der einen Seite rief ihn die letzte Zusammenkunft einer verzweifelnden Liebe; auf der andern lockte ihn die kostbare Gelegenheit, nach der er ein ganzes Jahr lang gehascht hatte, seine mysteriöse Leidenschaft endlich an den Tag zu legen; hier ein sanftes Glück am Busen einer erprobten, treuen Freundin; dort Macht und Glanz mit all' den anziehenden Gefahren, denen man in der Nähe eines Thrones und dem Herzen einer launigen Königin ausgesetzt ist. Lange schwankte der Graf in schmerzlicher Unentschiedenheit zwischen einer ruhigen Existenz und einer nahen, brillanten Zukunft. Endlich aber ließ er die Gräfin abreisen und verfügte sich zur Königin.

Christine saß eben im Kabinete bei ihrem versammelten Ministerrathe, als Harecourt angemeldet wurde. Ein Zittern durchzuckte sie, als dessen Name ausgesprochen wurde; sie winkte der Versammlung, sich wegzubegeben und sie mit dem Grafen allein zu lassen. Die Räthe verneigten sich ehrerbietig vor der neu aufgehenden Hoffonne, und der Graf schauerte vor Entzücken, als er die königliche Hand küßte. Ihn dünkte, als fühle er schon die Krone auf seinem Haupte. Beide aber waren gleich blaß und redeten sprachlos bloß durch Blicke. Endlich unterbrach Christine die Stille, indem sie ein Portefeuille mit ihrem Wappen ergriff, dem Zeichen der höchsten Würde, die sie zu vergeben hatte, und sprach, indem sie es dem jungen Manne darrichte: „Wollen Sie es?"

Unter dieser Frage lag eine zweite versteckt, die sich der Graf aus dem Lächeln der Königin erklären zu dürfen glaubte. „Lieben Sie mich?" wollte sie damit fragen. Schnell warf er sich ihr zu Füßen und erwiederte:

„Ja, ich liebe Sie, liebe Sie eben so tief, als ich Sie ehre und bewundere. Ja, mein Herz fühlt sich in der Nähe des Ihrigen groß und meine Ergebenheit an Sie ist eben so unbegrenzt, als Ihre Huld. Ja! Ich gehöre Ihnen ganz: Sie allein werden mein ganzes Dasein beherrschen. . . ."

„So!" unterbrach ihn Christine mit einer Eiseskälte, wovon des Günstlings innerstes Mark gefror: „Sind Sie nun fertig?"

Der Graf versuchte aufzustehen, aber sie bedeutete ihm, in seiner Stellung zu verharren.

„Endlich!" brach sie stürmisch los und heftete ihre Blicke starr auf ihr blasses Schlachtopfer: „Endlich habe

*) Dieser Orden war ein rein galanter, dessen Hauptverpflichtung dem Inhaber die Zumuthung auferlegte, unverheirathet zu bleiben. Christine hatte ihn in einem Anfall weiblicher Kaprizen gestiftet.

ich Sie, wie ich Sie mir schon lange wünschte; jetzt ist meine Rachestunde erschienen."

Der Graf sank halb ohnmächtig an die Rücklehne eines Stuhles; ihm wurde schwarz vor den Augen.

„Ich wußte wohl, daß Sie mich liebten," fuhr die Königin mit erschrecklicher Stimme fort: „aber ich wollte, daß Sie es mir selbst gestånden, wie dies nun bereits geschehen ist. Jetzt bin ich zufrieden und gestehe Ihnen meinerseits hinwiederum, daß ich Sie verachte."

Sie hielt einen Augenblick inne, um sich an der Vernichtung des Grafen zu weiden; dann fuhr sie fort:

„Ja, ich verachte Sie, und deßwegen habe ich Sie so hoch erhoben. Denken Sie an den Ball des vorigen Jahres zurück, Graf von Esser! und an die Elisabeth, welche der Madam Laura gleicht. Wir haben beide unsere Rollen gespielt und zwar beide ausgespielt. Die Königin von England machte ihren Favoriten erst zum Kapitän, dann zum Gardeobersten; sie verlieh ihm den Strumpfband-Orden, erhob ihn zum Kavallerie-General, und hatte sich vorgenommen, ihm die Ministerwürde und ihre halbe Macht damit zu verleihen. Ich handelte an Ihnen, wie eine Elisabeth; zählen Sie nur Ihre Avancements. Erst waren Sie Kapitän, dann Oberst; darauf erhielten Sie den Amoranthen-Orden und die Kavllerie-Generalsstelle; zuletzt überreichte ich Ihnen sogar das Portefeuille. Noch sind wir jedoch nicht am Schluß. Sie kennen das Ende des Grafen von Esser."

„Tod!" unterbrach Harcourt und schlug zum ersten Male die Augen zur Königin auf.

„Ja, den Tod auf dem Blutgerüste starb Robert Devereux," fuhr Christine fort. „Ich könnte Sie ebenfalls Ihr Leben so beschließen lassen, damit sie auch der letzten Aehnlichkeit mit Ihrem Vorbild nicht entbehrten, denn ich war vorsichtig genug, Sie das schwedische Bürgerrecht annehmen zu lassen; aber Sie sollen auf andere Weise zu leben aufhören, und Madam Laura rächt sich besser, als Elisabeth. Dieses Weib, dem ich, nach Ihrem eigenen Urtheile, ähnlich bin, soll eben so närrisch sein. Den ersten Theil meiner Rolle habe ich vollzogen, den zweiten werden Sie zu Ende spielen."

Mit diesen Worten öffnete Christine die Thür und hieß den Hof eintreten.

„Dieser Mensch hier," sprach sie mit aller Kraft, dieser Mensch hier ist vollständig närrisch; in seiner Narrheit hat er mich beschimpft. Man führe ihn mit einer Abtheilung meiner Garde ins Narrenhaus und halte ihn scharf bewacht."

Der Unglückliche verfiel nun wirklich in den vollständigsten Wahnsinn, und die Königin wählte sich den Grafen von Lagardie zu ihrem neuen Liebling.

Als aber Helene von Steinberg, welche Stockholm wirklich verlassen hatte, die Ungnade und das Elend ihres ehemaligen Geliebten vernahm, kehrte sie zurück und widmete ihre Tage dem Unglücke des ihr immer noch theuern Freundes.

Napoleon's Stiefel.

Erzählt von Dr. Hermann Meynert.

Es war den 27. August 1813. Unter Kanonendonner war der wilde Sohn der Zeit geboren worden, und Sturm und Regen waren vergebens bemüht, den grausen Brand zu löschen, den er entzündet. In Nebel und Dunst verhüllt lag die bange Braut des Kampfes, die Stadt Dresden; Regen und Pulverdampf hatten einen Witwenschleier über sie geworfen, durch welchen sie scheu und thränenvoll hervorblickte. Im Halbkreise vor ihr wogte die Schlacht; zornig schnaubten die Batterieen gegen einander, und bald mußte es sich entscheiden, wer diesmal Recht behalten sollte. Während des Vormittags war Frankreichs Coriolan, der edle Moreau, im Kampfe gegen seine grollende Mutter, auf den Anhöhen bei Räcknitz gefallen.

Die nach Kriegssitte schweigenden Thurmuhren der Stadt schienen, wie das Schicksal selbst, die Macht und den Muth verloren zu haben, die entfesselte Zeit zu messen. Unangerufen von der ehernen Zunge der Glocken, rasten die Stunden vorüber; Kanonenschüsse waren ihre Pendelschläge.

Die Wuth der Witterung hatte das äußerste gethan, um die Lage der Verbündeten zu erschweren. Ihre beiden Flügel, der rechte gegen die Elbe gelehnt, und durch den Verlust des brennenden Dorfes Strießen und des großen Gartens, der linke durch die ihm entzogenen festen Stellungen von Cotta und Löbdau erschüttert, hingen ermattend in die nach beiden Seiten auslaufenden Niederungen herab. So hatten sich denn alle feindseligen Kräfte der Schlacht gegen das Centrum zusammengepreßt, wo das zerklüftete felsige Terrain des Plauen'schen Grundes und der sich ihm anreihenden steilen Höhen, dem Widerstande doppelten Halt, dem Angriffe doppelten Ungestüm verleihen mußte.

In der zweiten Nachmittagsstunde ritt Napoleon auf seiner Falbe in gemessenem Trabe die Wilsdruffer-

gasse hinab. Er hatte zum Schutze gegen die fürchterliche Witterung den grauen Ueberrock enger an sich gezogen, und den kleinen Hut fest in die eherne Stirn gedrückt. Das Menschliche in ihm hatte sich so recht unbehaglich abgesperrt gegen die Neckereien der Natur. Dennoch sprach aus seinem Antlitze eine kalte Zuversichtlichkeit, während aus den gesenkten, zwischen den Ohren des Pferdes vor sich hinblickenden Augen der alte Geist der Schlachten blitzte, und mit stolzem Schweigen die bange fragende Stadt beruhigend abzufertigen schien. Neben ihm ritt Murat, dem er den Auftrag ertheilt hatte, sich an die Spitze der zur Zeit noch ruhig in der Ebene stehenden 15,000 Pferde starken Division Latour-Maubourg zu setzen, und sie nach der Freiberger Straße hinauf zum Angriffe zu führen. Murats abenteuerliche, halb hunnische Tracht, spielte in dem Regen und Sturme eine etwas zweideutige Rolle, und die Wässer des Himmels wuschen das Romantische seiner Kleidung zum Bizarren herab. Rustan's braunes Gesicht, das hinter den beiden Kriegsfürsten auftauchte, blickte ziemlich verdrießlich darein, und der blitzende Heldenschwarm, der sich der Gruppe anschloß, sah muthig und kampfentschlossen, aber auch frostig und ungeduldig aus. Als sie das Ende der Gasse erreicht hatten, auf dem Platze des zwei Jahre früher abgetragenen Wilsdruffer Thores, stockte der Zug. Sie mußten einzeln reiten, denn man hatte die Ausgänge der inneren Stadt mit Sandfässern, Balken, Säcken in möglichster Eile verbarrikadirt, und nur einen schmalen, vertieften Durchgang übrig gelassen. Diesen aber hatte das hier zusammenrinnende Regenwasser in die übelste Verfassung gebracht. Die Pfütze war zu einem kleinen Teiche angeschwollen, und der Grund derselben, von Gerölle, Baustücken und zerweichtem Sande gebildet, gewährte die übelste Passage. Zu Pferde hindurchzukommen, daran war nicht zu denken. Napoleon stieg also ab, winkte dem ebenfalls absteigenden Mameluken, und übergab ihm sein Pferd, um es an der Hand über die gefährliche Stelle zu führen. Er selbst suchte, der nassen Schlucht nach Kräften ausweichend, die Abdachung des Pfahlwerkes zu überklettern. Aber kaum hatte er einige Schritte auf diesem unbequemen Terrain gethan, als er auf dem von Regen und Nässe schlüpfrigen Holzwerke ausglitschte. Zwar hielt er sich an den Palissaden fest, und schützte sich auf diese Weise vor dem Hinfallen, aber sein rechter Fuß fuhr heftig zwischen Hölzer und Schlamm hinein, und saß plötzlich so fest, daß er ihn nicht zurückziehen konnte. Als er mit ziemlicher Anstrengung endlich doch seinen Fuß befreite, geschah dies nur mit Zurücklassung des Stiefels, der zerweicht und halb zerrissen in dem Trümmerwerke stecken blieb.

Jetzt war guter Rath theuer. Der Kaiser, der den unbeschützten Fuß nicht auf den triefenden Erdboden setzen mochte, stand in unbequemer Stellung auf einem Beine, und blickte fragend um sich. Seine Marschälle sahen einander verlegen an. Die Gasse war wegen des grausamen Unwetters menschenleer, und alle Gewölbe wegen des Schreckens der Schlacht geschlossen.

Da trat aus dem kleinen Häuflein der Gaffer, welche Neugier oder Geschäfte in den Regen hinausgeführt hatten, ein junger Mann mit einer Hocke unter dem Arme hervor. Er trug große schwarze Backenbärte, und hatte einen entschlossenen, militärischen Blick, den jedoch seine ärmliche bürgerliche Tracht nicht rechtfertigte.

Er kletterte dicht zu dem Kaiser hin. „Sire," sagte er in gutem Französisch, „wenn Sie mir Ihren Fuß erlauben, so kann ich vielleicht aus der Verlegenheit helfen."

„„Wer bist du?"" fragte der Kaiser zögernd.

„Sire, ich habe die Ehre, Ihr Unterthan zu sein. Ich stamme aus Straßburg, und focht unter Eurer Majestät bei Jena. Da traf mich eine preußische Kugel in den Schenkel, und beraubte mich des Glückes, auch ferner Ihre Waffen zu tragen. Invalid und ergrimmt über mein böses Schicksal, hinkte ich nach Sachsen herüber, wo ich weitläufige Verwandte aufsuchte. Ich nahm hier mein früheres Gewerbe wieder auf, conditionire als Schuhmachergesell, und bescheert mir der Himmel einiges Glück, so bringe ich es auch wohl noch zum Bürger und Meister."

Napoleon hatte, als der Fremde auf sein Gewerbe zu sprechen kam, ihm seinen Fuß hingegeben. Der Geselle kniete vor dem Kaiser nieder, und hielt dessen Fuß in den Händen. — „Ha, welch ein schöner Fuß!" rief er mit handwerksgemäßem Entzücken; denn Napoleon hatte wirklich einen kleinen, sehr schön geformten Fuß, und pflegte denselben mit einiger Sorgfalt. „Unter der ganzen ausgebreiteten Kundschaft meines Meisters hat nur ein Einziger einen eben solchen Fuß, ein junger Advokat ohne Praxis, der von seinem Gelde lebt, und mit dem Dresdner Straßenpflaster wenig in Berührung kommt, um sein Pedal nicht zu verwahrlosen. Und welch ein glücklicher Zufall, daß ich eben auf dem Wege war, diesem eleganten Herrn ein Paar schöne, nagelneue Stiefel hinzutragen! Mein sicheres Augenmaß müßte mir ganz untreu geworden sein, wenn sie Eurer Majestät nicht wie angegossen paßten."

Bei diesen Worten band er seine Hocke auf, zog ein Paar blankgewichste Stiefeln hervor, und ehe der Kaiser es sich versah, war sein Fuß bekleidet.

„Gelt, Sire, der Stiefel sitzt wie angegossen? Jetzt lassen Euere Majestät mich schnell Ihren alten Stiefel vom andern Fuße ziehen, und gegen den neuen umtauschen. Welch eine Pfuscherarbeit, Sire," fügte er hinzu, während er den alten Stiefel abzog. „Dieses Gemächte wäre Ihnen bei dem Regen stückweise vom Fuße gefallen. Für diese neuen Stiefeln stehe ich; ich selbst," sagte er mit Stolz — „habe sie zugeschnitten und genäht."

„„Aber dein Meister wird böse sein, und der junge Advokat noch mehr, wenn er seine bestellten Stiefeln nicht zu rechter Zeit erhält,"" sagte der Kaiser lächelnd. „Er mag sich nur gedulden. Ich habe noch ein Paar ältere Stiefel von ihm zum Ausbessern zu Hause. Die flicke ich ihm in aller Eile kräftig zusammen, und er soll sich einstweilen damit behelfen, bis die anderen neuen Stiefeln fertig sein werden. Besser, er läuft einige Tage im schlechten Schuhwerke umher, als daß Euere Majestät zu spät in die Schlacht kommen."

„„Schon gut, mein Braver!"" erwiederte der Kaiser in guter Laune. „„Geld habe ich nicht bei mir. Ich muß erst die Feinde schlagen, vielleicht fällt da einige Beute für mich ab, um dir deine Stiefel zu bezahlen. Aber gleich nach der Schlacht — hörst du — besuche mich im Schlosse; dort wollen wir Abrechnung halten.""

Er schwang sich auf sein Pferd, grüßte mit der Hand, und ritt hinweg. Als er den freien Platz erreichte, nahm ihn ein dort aufgestelltes Infanterie-Regiment in Empfang. Ein „Vive l'Empereur!" erschallte, Gewehre klirrten, und die donnernden Klänge der Feldmusik rissen den Sohn der Zeit dem Schlachtfelde zu.

Ein Paar Stunden später war die Schlacht entschieden. Die Glocke des Kreuzthurmes, welcher, nach langem, drückendem Schweigen, der Kampf wieder die Zunge gelös't hatte, schlug die fünfte Stunde; der Sturm dämpfte und zerstäubte den dumpfen Ton und trug ihn stammelnd über die befreite Stadt dahin. Da vernahm man vom Wilsdruffer Demolitionsplatze her Pferdegetrampel. Napoleon kam. Sein grauer Ueberrock triefte vom Wasser; die Krämpe des kleinen Hütchens war vom Regen herabgeweicht und klappte, wie das Pferd sich bewegte, auf und ab auf dem starren Nacken, der durch so viele Jahre das Geschick der Welt getragen. Dahinter folgte, durchnäßt wie ihr Kriegsgott, die alte Garde; von ihren Bärten und ihren kurzen dicken Haarzöpfen tropfte der Regen herab.

Von der Wilsdruffer Gasse aus bildeten mehrere französische Regimenter Spalier, um den Cäsar zu empfangen. Viele Soldaten mit verbundenen, blutigen Köpfen, ohne Czako, standen mit in Reih' und Glied; ihre Augen blitzten und ihre bleichen Gesichter färbten sich, als ihr Meister heranzog. Einige todtgeschossene Franzosen lagen mitten in der Straße. Aber ihre lebenden Kameraden zerrten die Leichname auf das Trottoir hin, und traten vor ihnen dichter zusammen, um den Blicken des Kaisers diese blutige, untröstliche Seite seines Werkes zu ersparen. Fernerhin ächzte die verendende Schlacht in immer schwächerem Kanonendonner aus.

Eine halbe Stunde später drängte sich, der erhaltenen Weisung folgsam, unser Gesell unter Anstrengung und Rippenstößen durch das Hauptportal in den innern Raum des königlichen Schlosses, welches Napoleon bewohnte. Es kostete beispiellose Mühe, sich durch Gaffer, Wachen und Hofbediente aller Art durchzuwinden, und im Schloßhofe mußte er über die wirr durch einander gestreuten Kanonen klettern, die hier als Trophäen aufgefahren werden sollten. Endlich, nach tausend Anstrengungen, oftmals zurückgeworfen, aber mit französischem Trotze jedes Hinderniß überwiegend, hatte er das zweite Stockwerk erklommen, und stand vor jenem, an den Parade-Audienzsaal gränzenden Zimmer, welches der Kaiser der Franzosen sich hatte einräumen lassen. Der Portier machte Schwierigkeiten, ihn einzulassen; aber als der Gesell ihm sein Abenteuer treuherzig erzählte, schien es seine Richtigkeit zu haben, und man ließ ihn ein.

Die hohen, von Gold- und Seidentapeten flimmernden Wände, welche die einstige Pracht des polnischen Königthums nachblitzten, und die großen Decken- und Wandgemälde mit den kecken, nackten Götterscenen, von Sylvester's üppigem Pinsel gemalt, machten dem Burschen bange. Es war ihm nicht mehr so frei ums Herz, als vorher unter freiem Himmel, wo ihm in Sturm und Nässe der große Kaiser mehr Mensch zum Menschen begegnet war.

Dieser saß auf einem Ruhebette; sein Kammerdiener kniete vor ihm, und war eben beschäftigt, ihm den einen Stiefel, der vom Regen dergestalt verquollen war, daß er sich nicht mehr ausziehen ließ, mit einem Federmesser vom Fuße zu schneiden. Diese grausame Operation an seinem Kunstwerke ging dem armen Gesellen durch die Seele, und er stieß unwillkürlich einen leisen Schrei aus.

Napoleon blickte auf, und bemerkte jetzt erst den demüthig an die Thüre hingedrückten Gesellen.

„Gut, daß du da bist," sagte er mit herablassender Freundlichkeit. „Sieh', deine Stiefeln haben nicht lange gedauert; ich kann sie nicht mehr tragen."

„„Aber ausgehalten haben sie doch, Sire,"" erwiederte der Gesell, sich ein Herz fassend. „„Bei dem grausamen Wetter will das schon etwas heißen, und auch

jetzt noch sind sie so fest und stark, daß man sie herunterschneiden muß.""

„Schon recht, sie haben gut gehalten; denn ich bin heute in der Schlacht nicht eben sanft aufgetreten. Aber jetzt muß ich dir die Stiefeln auch zahlen. Bitte dir eine Gnade aus."

Da maß der Bursche den Kaiser mit blitzenden Augen. „„Sire,"" sagte er, „„wenn ich etwas verlangen darf, so sind es diese Stiefeln, die meinen Kaiser getragen haben.""

„Diese Stiefel? Nun gut, du sollst sie haben. Aber du mußt nun auch Bürger und Meister werden, und dazu wird diese Börse besser helfen, als jene zerschnittenen Stiefel. Und nun gehab' dich wohl, ich habe heute wenig Zeit."

Der Gesell steckte die Börse ein, packte mit Inbrunst die nassen Stiefel zusammen, und eilte nach Hause. Die Börse enthielt dreihundert Napoleond'or.

Er war schon seit mehreren Jahren Bürger und Meister, als der Baron B—k, eine seiner Kundschaften, ihm die Stiefel Napoleons feil zu machen suchte. Baron B—k war damals Vorsteher des weltberühmten grünen Gewölbes, ein glücklicher, aber auch so leidenschaftlicher Sammler, daß er später, weniger aus Geiz, als aus wilder Liebhaberei, einige kostbare Kunstgegenstände veruntreute, was seinen bürgerlichen Tod zur Folge hatte.

Der Schuhmacher war um keinen Preis zu bewegen, jene ihm unschätzbare Reliquie seines Kaisers herzugeben. Aber bald darauf verfiel er in ein Nervenfieber und starb. Seine Witwe widerstand den erneuten Kaufanträgen des Barons nicht so unerschütterlich wie er. Die Stiefel gelangten um eine anständige Summe in den Besitz des Barons, und gingen, nach der angedeuteten unglücklichen Katastrophe desselben, in die öffentlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft über.

Im historischen Museum zu Dresden steht auf einem eigends dazu gefertigten Postamente ein Stiefelpaar, wohl erhalten, nur daß der eine an der Ferse aufgeschnitten ist. Sie sind noch immer wasserhart, und zeigen genau die Form jenes zierlichen Fußes, welcher die Welt so schonungslos zertreten. Es sind „Napoleon's Stiefel."

Miscellen und Anekdoten.

(Gläserne Westen.) Nachdem wir lange nichts über die Fortschritte der Glasweberei erwähnt gesehen haben, lesen wir in einer englischen Zeitschrift: Die sinnreiche Entdeckung, das Glas in eine Substanz zu verarbeiten, welche der reichsten Seide gleicht, wird jetzt in ziemlichem Umfange zur Ausführung gebracht und man sieht namentlich Westen für Herren, Damenkleider und andere Gegenstände des Schmuckes, in den glänzendsten Mustern. Dieser Stoff übertrifft an Biegsamkeit und Weichheit selbst die Seide und in Hinsicht auf die Dauer steht er natürlich weit höher. Wenn die Fabrikation noch einige Mängel beseitigt hat, die allerdings noch immer bestehen, wird der Glasstoff sicherlich allgemein getragen werden. Wenn man eine richtige Vorstellung von seinem prachtvollen Aussehen erhalten will, muß man namentlich Fenstergardinen von diesem Stoffe betrachten, durch die das Licht fällt und sich in allen Farben bricht, wie in einem Gewebe von Edelsteinen.

(Damen-Toilette.) Aus der Toilette eines Frauenzimmers läßt sich oft das Frauenzimmer selbst erkennen. Die Toilette ist heut zu Tage nicht selten das Arsenal von Kriegsinstrumenten, mit welchen bewaffnet, Damen die Männer gewinnen wollen. Wenn das Herz des Mannes als eine vom Weibe zu erobernde Festung betrachtet wird, dann mögen die Frauen vielleicht Einiges aus der Waffenkammer ihrer Toilette benützen, um zu übertrumpeln ein unbewacht Gemüth. Was haben sie aber dann ersiegt? — Was sind die ersten Bestandtheile einer solchen Toilette? — Ein ungeheurer Spiegel, worin sie das liebe Gesichtchen hundert Mal des Tages begucken, wenn sie wirklich noch ein gutes Gesicht haben und nicht dazu einer Lorgnette bedürfen. Wohlgerüche, damit, wenn sie in keinem guten Geruche stehen, dennoch eine Täuschung möglich wird, wie sie glauben: eau de cologne, milles fleurs u. s. w., wie das Zeug immer heißt, bilden in hundert Flaschen und Fläschchen die Garnitur um den Spiegel. Schmuckdöschen, grelles Roth, das ist die Büchse, aus welcher das Hauptfeuer auf die Wangen ausströmen muß, und das schmachtende Weiß, um ja recht reizend auszusehen, sind, was die Bomben und Kanonen bei einer Belagerung. Die Schminke auf den Wangen soll Liebesdolmetsch sein. Die falschen Zähne, freilich in einem verborgenen Separatlädchen, damit nicht bemerkt werde, wie der Zahn der Zeit gewirthschaftet mit so mancher Huldin, fehlen nicht; falsche Locken, womit sie locken wollen, welche sie nehmen, wenn kein gutes Haar mehr an ihnen ist, die können doch unmöglich entbehrt werden und gehören auch zu den verborgenen Bestandtheilen einer Toilette. Mieder, wahre Compressionsmaschinen, sind die Panzer, in einer geheimen Lade. — Gewisser Dinge, deren man sich bedient, um ein Ganzes abzurunden, will ich nicht einmal erwähnen; möge manche nur an ihr Herz greifen und sie weiß, was ich meine, und wenn man lange sitzen bleibt, macht man sich das Sitzen so bequem wie möglich. Das sind so allerhand unaussprechliche Kunststückchen, welche zur Toilette gehören. So beiläufig, ich habe nur höchst Unvollständiges gesagt. Wie wäre es auch leicht, Alles dieser Art zu sagen, so beschaffen ist die Liebeswaffenkammer eines Frauenzimmers, wie es — sein soll. Ihr Frauen, die ich traf mit meinen Zeilen, Ihr könnt nur kurzsichtige für Euch gewinnen, und wenn Ihr etwas scheinen wollt, was Ihr nicht seid, dann seid Ihr weibliche Gecken, und das Geckenthum ist ein schlechter Anempfehlungsbrief; es ist ein Betrug an der Natur. Schönheit ist nicht zur Liebe nothwendig; denn ich denke mir, als die Liebe geboren wurde, stand bei der Wiege das Herz als einziger Taufpathe. Um ein Herz aufzuputzen, braucht es keiner Toi-

lette; denn es ist an sich ein Diamant, welcher hervorleuchtet mit seinem bezaubernden Feuer vor allen Edelsteinen.

Drum, wenn ich ein Frauenzimmer genau kennen lernen will, so sehe ich nach seiner Toilette, die sie theils an sich, mit sich oder neben sich hat. Und aus der Toilette habe ich mehr als ein Mal gelesen, was ich aus schlauen Zügen zu entziffern nicht vermochte. Ich habe aus den Visitenkarten, Concertbillets, Liebesbriefchen u. dgl., die am Putztische als Arabesken unordentlich geordnet waren, geschlossen und mich nicht betrogen. Jedes Weib ist ein Engel, wenn es nur ein Herz hat. Unserer halben Männerwelt ist freilich das Herz nichts, und solche Herren sagen: jedes Weib ist ein Engel, wenn es nur Geld hat. Wahr! Doch, was sind das für Männer? Das häusliche Glück kehrt bei solchem Bunde nicht ein. Man braucht hier eben nicht von einer Hütte und Ihrem Herzen zu träumen; was aber ist Geld ohne Herz? Licht ohne Wärme! — Wenn Sie, meine Damen! auch nicht im Costüme Eva's herumgehen sollen, so legen Sie doch sich selbst keinen Zwang auf; bei so Manchen kann ja das Herz nicht recht schlagen und verlernt seinen Takt. Und wollen Sie schon täuschen, wenn Sie glauben, durch Täuschungen zu gewinnen, das Auge können Sie doch nicht maskiren; und wer lesen kann in menschlichen Zügen, lieset in Ihrem Auge; dann aber, wenn auch sein Feuer, sein einstiger Glanz erlosch, dann ist seine Schönheit doch nicht verloren, wird es vom Herzen erwärmt.

Correspondenz.

(Leipziger Stadttheater.) Unter den Neuigkeiten, mit denen Herr Director Ringelhardt das Repertoir bereicherte, war Sonntags, den 22. Mai: Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Lustspiel in 4 Akten, nebst einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Wenn ein Stück der Birch-Pfeiffer in Scene geht, so kann man sicherlich annehmen, daß der Regisseur, der Inspicient und der Theatermeister einen heißen Tag haben. Genanntes Stück ist eine Comödie im wahren Sinne des Wortes; ein Sonntagsstück, das bei einer Besetzung, wie auf der Leipziger Bühne, auch Montags oder Dienstags gefallen dürfte. Man nehme den meisten französischen Theaterstücken ihre mechanische Regelmäßigkeit, so wird von darin vorkommenden Schönheiten noch wenig die Rede sein. Verwickelungen, Theaterstreiche und Situationen sind es, die dem Ganzen noch einen Haltepunkt verschaffen und eben so verhält es sich fast mit den sämmtlichen dramatischen Erzeugnissen der Madame Birch-Pfeiffer. Sie erweist sich immer practisch und setzt ein Gebäude hin, das, obgleich enge, ohne reinen Styl und auf schwachen Grund gemauert, wie die jetzigen Wohn- und Staatsgebäude der Zeit, sich noch recht leidlich ausnimmt und von den Directionen der deutschen Theater für nagel-, niet- und feuerfest erklärt wird. Nur einen Fehler muß man ihr vorwerfen: sie macht den Riß zu einem Palast und ändert dann während des Baues selbigen in ein Wohnhaus, das sie flüchtig mit Schindeln deckt, um so bald wie möglich beerappen zu können. Obgleich ein Blitzableiter fehlt, an welchem die Blitze der Kritik fruchtlos in die Erde schmettern könnten, so schlagen doch alle ihre Stücke ein und entzünden das Publikum, das doch manchmal gerade nicht von Stroh ist.

Unfehlbar hat Lortzings beliebter „Czaar und Zimmermann bei der Verfasserin die Idee hervorgerufen, den russischen Kraftmonarchen auf die Bretter zu bringen und so entstand ihr Steffen, der als eine gute, ehrliche Haut, sich gewiß die Gunst des Publikums erringt, wenn er einen Darsteller findet, wie Herr Lortzing. Eine ewige Laune, die diesem Schauspieler angeboren, gab ihm Gelegenheit, sein Talent im reichsten Maaße zu entfalten. Herr Reger, als Czaar, hatte den Charakter trefflich aufgefaßt, obgleich eine solche Rolle kein tiefes Studium erfordert, denn das Element des Herrschers liegt zu nahe, um es nicht mit einiger Verstandeskraft zu Tage zu fördern. Rauh und störrisch, auf der andern Seite gemüthlich hervorbrechende Töne, Figur und etwas Organ und man wird den Fürst des Nordens nicht vermissen. Nur die vielen Kernflüche hätte die Verfasserin vermeiden sollen, sie stören wahrhaftig und man glaubt ein Lexicon von Flüchen für Postillons und Fuhrleute sprechen zu hören. Da eigentlich der Seiler Buren erst durch seinen Geiz einen komischen Faden spinnt, der sich weniger dick oder dünn durch das ganze Gewebe hindurchzieht, so verstand es doch Herr Pallmann recht gut, dadurch eine Heiterkeit zu erwecken, die seiner Darstellung um so mehr zum Vortheil gereicht, weil der Charakter dieses Buren nicht rein komischer Natur ist. — Wasilowitsch, der Intriguant des Stückes, ist weniger hervorstechend, doch wußte Herr Baudius ihm ein gewisses Salz zu geben, das pikant genug war. Unter den im Stück beschäftigten drei Damen zeichnete sich vorzüglich Fräulein Günther aus. Das naive Seilermädchen, die hin und wieder sehr stark auftritt, ist eine Parthie, in der sich Fräulein Günther besonders zu bewegen weiß. Fräulein von Zennecker, als Bauermädchen, hatte glückliche Momente. Der Referent der Theater-Chronik wünscht beide Damen umgekehrt zu sehen. Ich auch.

Sonntag, den 29. Mai: Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Aufzügen. Nach dem Französischen von W. A. Herrmann.

Es ist eine eigene Sache mit den französischen Stücken, die allezeit fertige Uebersetzer in das Repertoir zu klemmen suchen. Nach Durchlesung derselben ist ein Schauspieler für, der andere dagegen, je nachdem mehr oder weniger dankbare Rollen darin sind. Die Directionen, die neue Stücke herbeischaffen sollen, haben wohl eine Perspective, daß ein solches Werk kein Kassenstück wird; können auch oft auf der andern Seite sich nicht selbst verbergen, daß sie an dem Erfolge zweifeln, daß es blos einmal über die Bretter geht, ja, daß es ausgepfiffen wird. Jedoch, das Stück ist aus dem Französischen, man hat es in Paris gegeben, und dieses ist eine mächtige Rüstung. Unter solchen Zweifeln und Hoffnungen mögen „die Memoiren des Teufels" einstudirt und in Scene gegangen sein. Nach dem ersten Akte, der wirklich ganz gehaltlos ist, bangte gewiß Mancher für das Sein und Nichtsein dieses Lustspiels und glaubte in dem Glöcklein, welches von dem Fräulein geschellt wird, ein Sterbeglöckchen zu hören. Doch spannten trotz gar arger Längen die folgenden zwei Akte und der dritte riß sogar einige Enthusiasten zur Begeisterung hin. Das Stück eignet sich mehr zu einem Schauspiel und unter gehöriger Feder ließe sich der Stoff gar wirksam verarbeiten. Der Sieg, den es sich errang, kommt aber hier unbedingt auf die Rechnung der Schauspieler, denn diese waren der Kitt, der die Fugen zusammenhielt. Herr Düringer, der Schreiber eines Notars, der in der Maske des Mephistopheles die Hauptperson repräsentirt, Jedem die Wahrheit sagt und Jedem einen Gefallen erweist, hatte wider Erwarten einmal gut gelernt und war Meister seiner Rolle. Im Besitz dieser hatte er daher Muße, die übrige Kraft auf das Spiel zu verwenden und dieses gelang ihm oft trefflich, zumal da, wo er das plastische Princip vorwalten ließ und als Teufel Stellungen annahm, die lebhaft an Seydelmanns und Dörings Mephisto erinnerten. Herr Baudius, der einen Gourmand, oder nach dem, was er alles ißt und trinkt, besser gesagt, einen Vielfraß darstellen muß, war höchst ergötzlich. Obgleich er bei Aufstellung solcher Charaktere öfters eine Farbe gebraucht und man sein Bild leicht wo anders wiederfinden könnte, so entschädigt einerseits die gute Maske, die er seinem Gesicht giebt und Manchen besticht, der in Aeußerlichkeiten Ersatz für den Kern findet.

Verdient aber noch ein Darsteller mit Auszeichnung genannt zu werden, so ist es Herr Saalbach. Er spielte den Maurer Gauthier und hatte in den ersten Akten nur die Worte: Ja und Nein zu sagen. Die verschiedenen Modulationen, die diese Worte bedingen, ist eine Aufgabe, die an: „Komm her!" von Als-

holz erinnert. Im dritten Akte, wo er aus seiner Lethargie erwacht, nimmt er jedoch einen Aufflug, daß man glaubt, eine Shakespear'sche Figur zu sehen. In allen diesen Momenten zeigte Herr Saalbach, daß er verdient, auf einer höhern Stufe zu stehen und abermals bewährte sich das Sprichwort: die Rolle macht den Schauspieler. Hätte sich Herr Saalbach einmal von Leipzig fortgewagt und auf Bühnen gespielt, wo ihm ein größerer Rollenkreis zu Theil geworden, so würde er auch einen andern Standpunkt einnehmen, aber „im engen Kreis verengert sich der Sinn" und es ist schwer, sich da aufzuschwingen, wo das Publikum die ersten Anfänge gesehen und sich noch so sehr an die Schwächen und Mängel erinnert. Herr Saalbach erhielt reichen Applaus und dieser wirkt vielleicht mehr, als wenn ein Künstler ersten Ranges mit Lorbeeren gekrönt wird, die er oft sehr theuer erkaufen muß. Oeffentliche Anerkennung deshalb dem Vorwärtsstrebenden mit dem Rufe: „Gebt ihm den Raum, das Ziel wird er sich setzen." —

In dem darauf folgenden Liederspiel: „Die Wiener in Berlin" legte Herr Baudius, als Referendar Eugen, mehre treffliche Witze ein. So sagte er unter anderm: „Wir Kammergerichtsreferendare sind Alle erschrecklich reich, denn wir dienen alle ohne Gehalt. Ich gehe nie aus ohne 200 Louisd'or einzustecken." — Die Kathi wollte das Geld sehen. — Da erwiederte er: „Ich habe sie wegen der Taschendiebe hier eingenäht." — „Nun, so schneiden Sie sie doch auf." — „Nein! glauben Sie mir, auf Ehre. Denn wenn ich sage: auf Ehre! so ist dies so gut, als wenn ich aufschneide."

Pariser Modenbericht.

Im Allgemeinen sind die Kleider von Seide am meisten bevorzugt, und zwar unter diesen wieder die mit Reflex und die glacirten. Die einen sind einfarbig, andere mit Linien oder Carrés von mittler Größe. Viele Roben werden in Oberrockform getragen, die Aermel glatt oder mit Coulissen oder mit Schleifen. Das Leibchen an der Spitze abgerundet, wozu nothwendig ein Gürtel gehört. Diese wählt man von Taffetas; sie haben lange Enden, die bis auf die Kniee fallen. Zu den Kleidern von Foulard oder Barrège nimmt man auch gern schwarze Sammetgürtel. Uebrigens sind alle Kleider jetzt sehr lang, so daß man den Fuß nicht sieht; ja sie haben sogar eine Art von Schleppe.

Die großen Pelerinen sind noch immer beliebt; man hat sie von allen Größen und nimmt gewöhnlich ein ähnliches Zeug dazu, wie das der Robe. Oft hat man zwei Pelerinen, die eine klein, die andere umfangreich, die Stelle eines Shawls vertretend. Die Cardinal-Pelerinen sind am häufigsten.

Was die Form der Hüte betrifft, so hat man sich an die nach der Stirne sich neigenden gewöhnt, die Reisstrohhüte mit rosenfarbener Tüllfütterung, umgeben von Tullrollen, weiß und rosa abwechselnd, und mit einer Feder von denselben Farben, sind sehr schön. Eben so beliebt sind die kleinen Mützchen Paradère mit kurzen Ohren und Blumenpompons, häufig wird an jeder Seite eine Rose angebracht.

Etwas ganz Neues sind die nach Diana von Poitiers geheißenen Aermel; die Amadisärmel werden zu einfacherer Toilette genommen.

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.
H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 12. (Sonnabend, den 18. Juni.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Brand von Moskau.

Nach dem Französischen des Grafen Ph. v. Ségur.

Von Ch. v. Mülbner.

In der Nacht des 14. Septembers 1812 kam Napoleon in Moskau an und blieb in einem der ersten Häuser der Vorstadt Dorogomilow. Hier war es, wo er den Marschall Mortier zum Gouverneur dieser Hauptstadt ernannte.

„Ich will keine Plünderung," sagte ihm Napoleon; „Sie haften mit Ihrem Kopfe dafür; Sie sollen Moskau gegen Jedermann vertheidigen."

In dieser traurigen Nacht folgte eine böse Botschaft der andern. Eingeborne und selbst ein Offizier der russischen Polizei benachrichtigten die Franzosen, daß Moskau in Brand gesteckt werden solle. Der Letztere gab sogar eine genaue Beschreibung der deßhalbigen Vorbereitungen. Der Kaiser war in heftiger Gemüthsbewegung und suchte vergebens einige Ruhe. Er rief alle Augenblicke und ließ sich jene unglückliche Neuigkeit wiederholen. Indessen wollte er noch immer nicht recht daran glauben, als gegen 2 Uhr Morgens der Ausbruch des Feuers gemeldet wurde. Das Feuer war im Bazar, im Mittelpunkt der Stadt und in ihrem reichsten Theile ausgebrochen. Alsbald giebt der Kaiser seine Befehle; er verdoppelt sie. Bei Anbruch des Tages eilt er selbst zum Feuer; er droht der jungen Garde und Mortier. Der Marschall zeigt ihm Häuser, die mit Eisen gedeckt sind; alle sind verschlossen, noch unversehrt und ohne daß sich irgendwo ein Einbruch bemerken läßt; dennoch steigt schon ein schwarzer Rauch daraus empor. Napoleon begiebt sich in Gedanken vertieft in den Kreml. Wie er diesen halb gothischen, halb modernen Palast der Romanoffs und Ruriks, jenes Kreuz des großen Iwan und den schönsten Theil der Stadt, welchen der Kreml beherrscht, und welchen die noch im Bazar eingeschlossenen Flammen achten zu müssen scheinen, erblickt, faßt er zuerst wieder Hoffnung. Diese Eroberung schmeichelt seinem Ehrgeiz und man hört ihn ausrufen:

„So bin ich denn endlich in Moskau, in dieser alten Residenz der Czaren, im Kreml."

Genau und mit befriedigtem Stolze untersuchte er alle einzelnen Theile desselben, läßt sich dabei aber über die Hülfsquellen der Stadt Bericht erstatten und schreibt in diesen wenigen Augenblicken, von Hoffnung erfüllt, Worte des Friedens an den Kaiser Alexander. Ein feindlicher Offizier höhern Ranges, welcher sich im großen Hospitale befand, wurde mit Ueberbringung dieses Briefes beauftragt. Beim Schein, welchen die unheilverkündenden Flammen aus dem Bazar verbreiteten, vollendete Napoleon diesen Brief und der Russe reiste ab, um seinem Herrscher die Nachricht von diesem Unglück zu überbringen. Moskau's Brand war die einzige Antwort darauf. Der Tag begünstigte die Bemühungen des Herzogs von Treviso und er wurde Herr des Feuers. Die Brandstifter hielten sich verborgen und man zweifelte deßhalb an ihrem Vorhandensein. Auf die nun erfolgten sehr strengen Befehle kehrte die Ordnung zurück, die Unruhe legte sich und jeder eilte, sich eines bequemen Hauses oder prächtigen Pallastes zu bemächtigen, hoffend, hier ein Wohlleben zu finden, das man durch so lange und außerordentliche Entbehrungen theuer genug erkauft hatte.

Zwei Offiziere hatten sich in einem der Gebäude des Kremls eingerichtet, von wo aus der nördliche und östli-

che Theil der Stadt überblickt werden konnte. Gegen Mitternacht werden sie durch eine ungewöhnliche Helle aufgeweckt; sie sehen Häuser und Palläste in lichten Flammen stehen, sehen, wie diese herrlichen und geschmackvollen Werke der Baukunst von der Gluth zuerst erleuchtet, nachher zusammenstürzen. Sie bemerken mit Entsetzen, wie der Nordwind die Flammen in gerader Richtung gegen den Kreml treibt, und macht sie für diesen Theil der Stadt, wo die Elite der Armee und ihr Befehlshaber ruhte, besonders besorgt. Auch alle den Kreml umgebende Häuser, in welchen unsere Soldaten, Bedienten und Pferde, von den Strapazen erschöpft, ohne Zweifel im tiefen Schlafe liegen, sind in Gefahr. Schon fliegen Funken und glühende Trümmer bis auf die Dächer des Kremls, als plötzlich sich der Wind von Norden nach Osten wendet und sie nach einer andern Richtung forttreibt.

Indessen werden die Offiziere nicht lange nachher durch einen lebhaften Glanz wiederum aufgeweckt und sehen in der neuen Richtung, die der Wind so eben nach dem Kreml zu genommen, neue Flammen aufsteigen. Sie verwünschen den französischen Leichtsinn und die Zuchtlosigkeit, denen sie dieses Unglück zur Last legen. Dreimal dreht sich der Wind von Norden nach Osten, und dreimal hat es den Anschein, als wollten diese feindlichen, rächenden, hartnäckigen und gleichsam auf das kaiserliche Quartier erbitterten Flammen mit Begierde die neue Richtung einschlagen. Bei diesem Anblick schöpfen die Offiziere Verdacht. Sollten die Russen, unsere verwegene Sorglosigkeit kennend, die Hoffnung gefaßt haben, mit Moskau unsere von Wein, Schlaf und Strapazen trunkenen Soldaten zu verbrennen? Oder haben sie vielleicht zu glauben gewagt, sie könnten Napoleon in diese Katastrophe verwickeln, der Verlust dieses Mannes wiege ihre Hauptstadt auf, dieses Resultat sei groß genug, um ganz Moskau dafür zu opfern? glauben sie etwa, daß der Himmel für einen so großen Sieg ein eben so großes Opfer verlange, und daß es für einen so ungeheuren Koloß auch eines ungeheuern Scheiterhaufens bedürfe?

In der That war im Kreml, uns unbewußt, nicht allein ein Pulvermagazin, sondern die Garden, welche eingeschlafen und nachlässig aufgestellt waren, hatten in dieser Nacht noch einen ganzen Artillerie-Park herein kommen und sich unter den Fenstern des Kaisers aufpflanzen lassen.

Plötzlich waren die wüthenden Flammen von allen Seiten und mit der größten Heftigkeit über den Kreml hergefallen, denn der Wind, ohne Zweifel durch den großen Brand angezogen, nahm jeden Augenblick an Heftigkeit zu. Die Elite der Armee und der Kaiser waren verloren, wenn ein einziger von den Funken, die über unsere Köpfe flogen, auf einen Pulverwagen fiel. So hing also das Schicksal der ganzen Armee mehrere Stunden lang von jedem der Funken ab, die in der Luft herum flogen.

Endlich brach der Tag an, ein unheilverkündender Tag, und bei seinem Schein erblaßten die in der Nacht hellleuchtenden, unheilvollen Flammen. Viele Offiziere flüchteten sich in die Säle des Pallastes. Die Chefs und Mortier selbst, durch den Brand, den sie seit sechsunddreißig Stunden bekämpften, besiegt, fielen hier vor Erschöpfung und verzweifelnd nieder.

Jene schwiegen und wir klagten uns an. Den Meisten schien es, als sei das Unglück durch die Zügellosigkeit und Betrunkenheit unserer Soldaten begonnen und durch den Sturm vollendet worden. Wir betrachteten uns unter einander mit einer Art von Mißfallen. Der Schreckensruf, der durch Europa erschallen würde, erschütterte uns. Man näherte sich einander mit niedergeschlagenen Augen, erschüttert durch eine so schreckliche Katastrophe, welche nicht allein unsern Ruhm befleckte, sondern auch unsere gegenwärtige und zukünftige Existenz bedrohte; wir waren nur noch eine Armee von Verbrechern, über welche der Himmel und die civilisirte Welt ihr Strafurtheil ergehen lassen müßte.

Von diesem unglücklichen Gedanken und den Verwünschungen gegen die Brandstifter kam man jedoch zurück, als alle neueren Nachrichten, die mit Begierde aufgenommen wurden, die Russen als die alleinigen Urheber des Unglücks bezeichneten. Wirklich stimmten die von allen Seiten herbeikommenden Offiziere darin überein, daß gleich in der ersten Nacht, nämlich vom 14. auf den 15, eine feurige Kugel sich auf den Pallast des Fürsten Troubetskoi niedergelassen, und diesen in Brand gesteckt habe, was das Signal gewesen sei. Zu gleicher Zeit war das Feuer in der Börse ausgebrochen; man hatte gesehen, wie es von Soldaten der russischen Polizei mit getheerten Stangen geschürt worden war. Bomben, welche heimtückischer Weise in die Stuben der meisten Häuser gelegt worden, waren jetzt geplatzt und hatten die umherstehenden Soldaten verwundet. Diese hatten sich nun in den noch unversehrten Stadttheilen andere Zufluchtsorte gesucht; im Begriff jedoch, die noch ganz verschlossenen und unbewohnten Häuser zu öffnen, hatten sie eine schwache Explosion darin vernommen, dieser war ein dünner Rauch, der aber bald dick und schwarz, hernach röthlich geworden war, und dann ein Feuerschein

erfolgt und nicht lange, so hatte sich das Gebäude in ein Flammenmeer versenkt.

Alle hatten verwilderte, mit Lumpen bedeckte Männer und rasende Weiber in den Flammen herumrennen sehen, ein schreckliches Bild der Hölle. Diese Elenden, trunken vom Wein und dem Erfolge ihres Vergehens, hielten es jetzt gar nicht mehr für nöthig, sich zu verbergen, und rannten jauchzend durch die brennenden Straßen; als man sie fest nahm, waren sie mit Pechfackeln versehen und eifrig bemüht, das Feuer zu schüren; damit sie ihre Beute fahren ließen, mußten ihnen mit Säbelhieben die Hände abgehauen werden. Es wurde erzählt, diese Banditen seien von den russischen Befehlhabern losgelassen worden, um Moskau zu verbrennen und wirklich konnte ein so großer und verzweifelter Entschluß nur von Vaterlandsliebenden gefaßt und von Verbrechern ausgeführt werden.

Während unsere Soldaten noch mit dem Brande kämpften und die Armee mit dem Feuer um die Beute stritt, war Napoleon, dessen Schlaf man während der Nacht nicht zu stören gewagt hatte, durch die doppelte Helle des Tages und des Feuers aufgeweckt worden. Im ersten Eifer erzürnte er sich und wollte dem Elemente gebieten, doch gar bald sah er die Unmöglichkeit ein. Diese Eroberung, für die er Alles geopfert hatte, erschien ihm wie ein Luftgebilde, welches er schon fassen zu können glaubte und nun in Rauch und Flammen aufgehen sehen mußte. Eine heftige Gemüthsbewegung bemächtigte sich des Kaisers; man hätte glauben sollen, er wäre von den ihn umgebenden Flammen verzehrt worden. Er steht jeden Augenblick auf, macht einige Schritte und setzt sich entrüstet nieder. Dann wieder geht er mit schnellen Schritten durch sein Zimmer, seine kurzen und heftigen Bewegungen verrathen eine starke Aufregung; er verläßt eine eilige Arbeit, nimmt sie wieder auf und verläßt sie wieder, um sich an das Fenster zu stürzen und die Fortschritte des Brandes zu beobachten. Abgebrochene Ausrufungen verrathen den Sturm in seiner Brust.

„Welch ein schrecklicher Anblick! Sie sind es selbst! So viele Palläste! Welch ein außerordentlicher Entschluß! Was sind das für Menschen!"

In diesem Augenblick verbreitet sich das Gerücht: der Kreml sei unterminirt; Russen haben es gesagt und Briefe bestätigen es. Einige Bediente verlieren vor Schrecken die Besinnung; ruhig sehen dagegen die Soldaten den Befehlen des Kaisers und ihrer Bestimmung entgegen. Napoleon antwortet auf diesen Lärm nur durch ein ungläubiges Lächeln; aber noch immer geht er unter Zuckungen umher; bei jedem Fenster bleibt er stehen und betrachtet das furchtbare Element, wie es siegend die glänzende Eroberung verzehrt, sich aller Brücken und Zugänge zu der Festung bemächtigt, ihn drein einschließend gleichsam belagert; er sieht wie das Feuer jede Minute eins der in der Nähe stehenden Häuser ergreift und, mehr und mehr sich zusammenziehend, ihn auf die Umgebung des Kremls allein beschränkt.

Schon athmeten wir nur noch Rauch und Asche ein, die Nacht brach an und vermehrte durch ihre Dunkelheit unsere Gefahren; der Wind, gleichsam im Einverständniß mit den Russen, verdoppelte seine Heftigkeit. Jetzt sah man den König von Neapel und den Prinz Eugen herbeieilen; sie vereinigten sich mit dem Fürsten von Neufchatel, drangen bis zum Kaiser vor und beschworen ihn auf ihren Knieen, diesen Ort des Schreckens zu verlassen. Doch vergebens.

Napoleon, der sich endlich des Pallastes der Czaren bemächtigt hatte, wollte selbst dem Brande seine Eroberung nicht überlassen, als plötzlich der Ruf: „das Feuer ist im Kreml!" von Mund zu Mund erscholl und uns dem dumpfen Brüten entriß, dem wir uns hingegeben hatten. Diese Nachricht entschied bei Napoleon. Eiligst begab er sich aus dem Pallaste und befahl, man solle ihm einen Ausgang aus der Stadt zeigen.

Aber wir waren von einem Flammenmeere belagert, alle Pforten der Citadelle waren davon umringt und vereitelten den ersten Versuch, den wir machten, um heraus zu kommen. Nach einigem Herumtappen entdeckte man eine Ausfallthüre, die auf die Moskwa führte. Durch diesen engen Gang kamen Napoleon, seine Offiziere und die Garde glücklich aus dem Kreml. Aber was hatten sie durch diesen Ausgang gewonnen? Dem Brande noch näher, konnten sie weder zurückgehen, noch bleiben, und wie nun vorwärts, wie durch die Wogen dieses Feuermeeres kommen? Doch war Eile nothwendig, denn mit jedem Augenblick nahm das Prasseln der Flammen um uns herum zu. Eine einzige schmale Straße, dazu krumm und in Flammen stehend, schien mehr der Eingang als der Ausgang aus dieser Hölle zu sein. Der Kaiser ging zu Fuß und ohne Aufenthalt mitten durch diese gefahrdrohende Straße. Vorwärts schritt er durch die prasselnden Gluthen unter dem Getöse einstürzender Gewölbe, krachender Balken und während Dächer von glühendem Eisen um ihn herum zusammensanken. Diese Trümmer verzögerten sein Weitergehen. Die Flammen, welche die Häuser, zwischen denen der Kaiser ging, mit einem stürmischen Getrause verzehrten, fuhren über die Firsten hin, beugten sich dann vor dem Winde und schlugen über unsern Köpfen zusammen. Wir gingen auf einer bren-

nenden Erde. Eine unerträgliche Hitze lag auf unsern Augen und doch mußten wir sie offen halten und auf die Gefahr richten. Eine brennende Luft, glühende Asche und einzelne Flammen entzündeten unseren kurzen Athem, der trocken, keuchend und durch den Rauch schon beinahe erstickt war.

Bei den Versuchen, unsere Körper gegen die unerträgliche Hitze zu schirmen, indem wir die Funken, die uns jeden Augenblick bedeckten und in unsere Kleider drangen, abwehrten, verbrannten wir unsere Hände. Hier war es, wo wir dem Prinzen Eckmühl begegneten. Bei der Moskwa verwundet, ließ sich der Marschall dennoch durch die Flammen tragen, um Napoleon entweder zu retten oder mit ihm zu sterben. Mit Ungestüm fiel er dem Kaiser in die Arme, während ihn dieser liebreich, doch mit jener Ruhe empfing, die ihn niemals in der Gefahr verließ.

Um diesen unzähligen Gefahren zu entgehen, mußte der Kaiser zuletzt auch noch an einem Zuge von Pulverwagen vorbei, der mitten durch die Flammen fuhr. Dies war nicht die geringste, wohl aber die letzte Gefahr und mit der Nacht kam man zu Petrowski an, welches eine Stunde weit entfernt, auf der Straße nach Petersburg liegt.

Den andern Morgen, am 17. September, wendete Napoleon zuerst wieder seine Blicke nach Moskau, hoffend, der Brand werde sich endlich gelegt haben. Er erblickte ihn jedoch in seiner vollen Heftigkeit; die Stadt glich einer Feuersäule, die bis zum Himmel aufsteigend, ihn glänzend erleuchtete. In diesen traurigen Anblick vertieft, brach der Kaiser das düstere und lange Stillschweigen mit den Worten:

„Großes Unglück bedeutet uns das.“

(Komet.)

Aufenthalt zweier Männer auf einer wüsten Insel.

Am 4. November 1827 erblickte das Schiff die Palmira die Insel Amsterdam, welche auch zuweilen St. Paul genannt wird. Beide Inseln liegen unter gleicher Länge, d. h. unter 77° 55′ östlicher Länge, und Amsterdam unter 57° und St. Paul unter 57° 52′ südlicher Breite. Diese Insel sind in Reiseberichten und auf Karten häufig verwechselt und die eine für die andere beschrieben worden. Es war aber die Insel Amsterdam, welcher die Palmira sich näherte, weil diese die nördlichste ist. Als man unter dem Winde der Insel wegschiffte, erblickte man auf der nördlichen Küste einen starken Rauch, was für den Kapitain eine Aufforderung war, sich so nah, als möglich zu ihr zu begeben. Man war nur noch eine Meile von ihr entfernt, als man auf einer kleinen Anhöhe zwei Menschen stehen sah. Es ward sogleich ein Canot ins Meer gesetzt, und Herr Addison, der Hauptoffizier, bestieg es, um den Unglücklichen die verlangte Hülfe zu bringen. In weniger als einer Stunde war das Canot mit ihnen zurückgekehrt. Ihr Anblick flößte Mitleid ein und war zugleich im höchsten Grade ekelhaft. Sie hatten lange Bärte, ihre zerlumpten Kleidungsstücke waren mit Fetzen von der noch mit Haaren besetzten Haut von Seekälbern ausgebessert, und die beiden Hälften der stachlichten Haut eines wilden Schweines dienten einem von ihnen als Beinkleider.

Ihre Schuhe bestanden ebenfalls aus Schweinshaut, und bildeten eine Art von Socken, die aus einem Stücke verfertigt waren; der Fuß steckte darin, und die Haut war mit einem Stricke um die Knöchel festgebunden. Einer der Leute hieß James Paine, und war ohngefähr zwei und zwanzig Jahr alt, der andere Robert Proudfoot, und zählte etwa vierzig. Beide waren aus Edinburg gebürtig, und Matrosen, und lebten seit vierzehn Monaten auf dieser Insel.

Sie theilten Folgendes mit: Sie hatten sich zu Isle de France auf Governor Hunter, welches Fahrzeug nach Vandiemensland gehört, eingeschifft, und waren im September 1826 auf der Insel Amsterdam angelangt. Die Schiffe, welche abgesandt werden, um Häute von Seekälbern sich zu verschaffen, setzen gewöhnlich Leute von ihrer Mannschaft auf mehreren Inseln aus, die von den Seekälbern verschiedener Gattungen viel besucht werden; einige Monate darauf holt man sie mit den Häuten und dem Thrane, dergleichen sie gesammelt haben, wieder ab. Solchergestalt wurden auch Paine und Proudfoot mit Lebensmitteln und anderen Gegenständen, worunter auch Salz, um die Häute der Thiere zuzubereiten, ans Land gesetzt. Sie wurden an einem passenden Orte gelassen, wo sich zwei mit Gras bedeckte Hütten befanden, die ohne Zweifel schon anderen Seeleuten zur Wohnung gedient hatten. Das Canot stieß wieder zu der Goelette: Aber einen Augenblick darauf erhob sich der Wind, das Schiff ward ins Weite getrieben, und von diesem Zeitpunkt an hörten und sahen die beiden Matrosen nichts weiter von ihm.

Da sie auf diese Weise sich selbst überlassen fühlten, untersuchten sie am folgenden Tage ihre Vorräthe, und es fand sich, daß das Salz beinahe gänzlich geschmolzen

war, und sie beide nicht einmal ein Messer hatten, und an Kleidungsstücken besaßen sie nichts weiter, als was sie auf dem Leibe trugen. Ihre Lebensmittel theilten sie so ein, daß sie auf fünf Monate ausreichen konnten. Nach Verlauf dieser Zeit mußten sie durch Arbeiten und Nachdenken sich Nahrungsmittel zu verschaffen suchen.

Um zu wissen, in welcher Zeit sie lebten, machten sie jeden Morgen einen Einschnitt in die Daube eines Fäßchens; aber sie hatten sich um zwei Tage verrechnet; denn ihr Calcül ging nur bis zum zweiten November, statt bis zum 4., an welchem Tage die Palmira eintraf.

Zu verschiedenen Zeitpunkten fanden sie auf dem Felsen eine Nadel, ein altes Messer, und einen großen Nagel, aus welchem letzterem sie einen Angelhaken verfertigten. Ein Stück Seil aus Cocosrinde lieferte ihnen eine Schnur, und so gelang es ihnen, Fische zu angeln; da die Spitze des Angelhakens aber nicht gezackt war, hatten sie häufig das Unglück, ihre Beute sich wieder entschlüpfen zu sehen. Sie konnten keine Art von Fisch weiter fangen, als die, welche die Matrosen trumpoter (den Trompeterfisch) nennen, oder Muscheln. Sehr oft litten sie an süßem Wasser Mangel; da die Felsen nur zwei bis drei Fuß mit Erde bedeckt sind, so war es ihnen unmöglich, anderes Wasser als solches aufzusuchen, welches der Regen erzeugt hatte, und häufig mußten sie meilenweit laufen, um ihren Durst zu löschen. Die Insel hatte Ueberfluß an wilden Schweinen, sie konnten aber nur fünf derselben habhaft werden. Sie jagten und tödteten sie mit einem Stocke, der bloß zwei bis drei Zoll im Durchmesser hatte. „Da müßt ihr sehr rasch gelaufen sein, Euer Mittagessen einzufangen," — sagte der Kapitain. — „Gewiß" — erwiederten sie, — „wir liefen sehr rasch, um uns ein Mittagessen zu verschaffen, aber das Schwein war wieder genöthigt, rasch zu laufen, um sein Leben zu retten." — Das Schweinefleisch war trocken, hart, ohne Fett; eines Tages fingen sie aber Frischlinge, die ihnen ein köstliches Mahl lieferten.

Sie versuchten es, einen Bogen und Pfeile zu verfertigen! aber die Zweige und Schößlinge der verkrüppelten Bäume zerbrachen zu leicht. Sie konnten nur allein von Thieren leben, die sie sich zufällig zu verschaffen wußten, weil sie wegen Mangel an Salz sich keine Vorräthe von Fisch zulegen konnten. Mehrere Monate gewöhnten sie sich daran, die Lebensmittel, die ihnen zu Theil wurden, ohne Salz zu genießen, aber es kam auch öfter vor, daß sie drei Tage lang gar nichts zu essen hatten.

Als sie landeten, besaßen sie eine Büchse voll Zündschwamm, aber diese war bald erschöpft, und auf der ganzen Insel fanden sie keine Pflanzensubstanz, die trocken genug gewesen wäre, um die Stelle desselben zu vertreten. Es war deshalb ihre angelegentlichste Sorge, während der letzten Zeit ihres Aufenthalts, in der Hütte das Feuer zu unterhalten, besonders des Nachts, denn wenn es auslöschte, so fehlten ihnen die Mittel, es wieder anzuzünden, und die Erhaltung dieser Flamme, dieses Zeichens der Vesta, schien ihnen die Einzige, oder mindestens die Hauptursache von Zwistigkeiten unter ihnen gewesen zu sein, wenigstens von Differenzen, wenn jener Ausdruck zu hart sein sollte. Paine, der jüngste von ihnen, schlief sehr fest, so, daß auf Proudfoot am häufigsten die Arbeit fiel, die so dringend nothwendig war, über das Feuer zu wachen, und wenn sie sich zusammen eine Strecke von der Hütte entfernten, ermangelten sie nie, zuförderst das Feuer mit Torf und Moos zu bedecken, und zu noch größerer Sicherheit nahmen sie ein Stück brennenden Torfs mit sich.

Eines Tags gelang es ihnen, auf den höchsten Pic der Insel zu klettern. Sie entdeckten daselbst den Krater eines Vulkans, der über 500 Fuß im Durchmesser hielt, und so tief war, daß sie den Boden desselben nicht absehen konnten.

Als sie die Palmira erblickten, fing Paine an, auf ihre baldige Befreiung zu hoffen, und wollte wetten, daß seine Vermuthung gegründet sei. Proudfoot, der minder vertrauensvoll war, als sein junger Gefährte, verwarf diese Idee; als sie aber das Schiff sich nähern sahen, stürzten beide von einer Anhöhe, auf der sie standen, herab, und zündeten sogleich ein so großes Feuer an, als sie nur vermochten, um dadurch anzuzeigen, daß sich zwei Unglückliche auf dieser Insel befänden.

Als das Schiff näher herankam, hißte es die Flagge auf; nun war ihr Glück vollkommen, denn sie hatten die Gewißheit, daß ihre Leiden sich endigen würden. Da der Wellenschlag an der Küste unter dem Winde sehr stark war, so drohte er, den Nachen zu zertrümmern. Herr Addisson rief die beiden Matrosen an. Sobald sie seine Stimme vernommen hatten, sagte Paine zu seinem Kameraden: „Ich bin überzeugt, daß das mein alter Herr ist." Er täuschte sich nicht, denn drei bis vier Jahre vorher befanden sich beide zusammen auf der Regalia, einem Schiffe, welches die Fahrt nach der Insel Macquarie gemacht hatte. Da der Wellenschlag heftig war, so kam es ihnen sehr zu statten, daß sie eine hinreichende Anzahl von Stricken aus Cocosrinde besaßen, um sie in das Canot zu werfen, und dieses fest zu halten, wodurch es ihnen leicht wurde, dasselbe zu besteigen.

(Nouv. Ann. des Voy., Août 1829.)

Eine Löwin.

Ich hatte mich eines Tages, erzählt englischer Offizier, auf einem schnellfüßigen arabischen Pferde, begleitet von einem Dutzend Diener zu Fuße und bewaffnet mit einem sicher treffenden Gewehre, in Indien auf die Jagd begeben, als Einer meiner Leute die Fährte eines Löwen auf der sandigen Ebene bemerkte, über die wir hinzogen. Ich stieg sogleich ab, die Fährte genauer zu untersuchen, plötzlich aber hörte ich ein Angstgeschrei, so daß ich aufsehen mußte. Unmittelbar vor mir erblickte ich eine prächtige Löwin, welche plötzlich aus dem etwa 200 Ellen entfernten Dickichte herausgesprungen war. Es durfte keine Zeit verloren werden, und ich eilte sogleich deshalb zu meinem Pferde; der Diener aber, der es zu halten hatte, war entflohen, und so vergingen mehrere Minuten, bevor ich im Sattel saß. Alle meine Diener entflohen so schnell, als ihre Füße sie trugen. Ich war also allein. Die Löwin gedachte, aller Wahrscheinlichkeit nach, mich anzugreifen. Ich legte deshalb mein Gewehr auf sie an, und feuerte in demselben Augenblicke, als sie auf mich springen wollte. Eine Zeitlang wußte ich nicht, ob ich sie getroffen oder gefehlt hatte. Sie hielt indessen inne, warf den Kopf empor und brüllte gräßlich. Sie war also offenbar verwundet, leider aber nicht lebensgefährlich. Ich warf mein Gewehr weg und entfloh in meiner Angst. In der nächsten Secunde erkannte ich freilich den Irrthum, den ich begangen hatte. Ich hörte das wüthende Thier nahe bei mir; mein Schicksal konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Ich sprang von dem Pferde herunter und die Löwin setzte über mich hinweg. Ich hörte einen Schuß und einen schrecklicher Schrei des Thieres sagte mir, daß es wiederum getroffen sei, aber ich wagte nicht aufzublicken. Nach etwa einer halben Minute konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen. Ich sah mich vielleicht zum letzten Mal im Leben um, und die Löwin leckte ihre Pfote, die offenbar verwundet war, während auch von dem Kopfe Blut floß. Kaum aber hatte sie meine Bewegung bemerkt, als sie aufsprang und im nächsten Augenblicke fühlte ich ihre Zähne im Nacken, während eine ihrer Klauen mir das Fleisch von der Schulter riß; gleich darauf hob sie mich empor und trug mich fort, was ihr indeß offenbar schwer wurde. Ich schrie, schlug um mich und wünschte mir den Tod. Meine Diener, die allmählig wieder herankamen, schienen nicht zu wagen, auf das Thier zu schießen, aus Furcht, mich zu treffen. Nachdem mich die Löwin vielleicht 100 Schritt weit getragen hatte, ließ sie mich fallen und fing an das Blut abzulecken, das aus meinen Wunden floß. Ich fühlte ihren warmen Athem, während die rauhe Zunge die Wunden zerriß. Ein Biß an die Kehle und Alles mußte vorüber sein. Ich versuchte sogar mich umzudrehen, um ihr dieselbe darzubieten, damit meine Schmerzen ein Ende fänden. Mit einem Male richtete sie sich auf, packte mich am Arme und versuchte mich weiter zu schleppen. Zwei Mal riß das Fleisch an meinem Arm, an dem sie mich faßte, und zwei Mal biß sie stärker zu, bis sie mich wirklich bis an das Dickicht brachte. Hier ruhete sie aus. Es fielen einige Schüsse, aber keine Kugel traf sie. Endlich trat sie einige Schritte zurück, nahm ihre Kräfte zu einem gewaltigen Sprunge zusammen und stürzte so mit offenem Rachen auf mich. Ich fühlte ihre Zähne, aber sie schlossen sich nicht; sie lag lastend auf mir, ohne sich zu rühren. Im nächsten Augenblicke vernahm ich eine menschliche Stimme. Ich wurde von der Last befreit und aufgehoben; die Löwin lag todt zu meinen Füßen. In dem Versuche, mich vollends umzubringen, war sie verschieden. Ich wurde ohnmächtig. Man brachte mich fort und 2 Jahre lang litt ich an den Wunden, die ich an jenem erschrecklichen Tage erhielt.

Miscellen und Anekdoten.

— Ein Herr Dupont in Paris ladet seit einiger Zeit wiederholt in den Pariser Blättern die Damen ein, ihre alten Shawls, die er nach Rußland und Deutschland in Masse abzusetzen Gelegenheit habe, unter vortheilhaften Bedingungen gegen neue zu vertauschen. Die häufigen Feilbietungen von Pariser Shawls, welche wir jetzt in deutschen Blättern lesen, finden somit eine recht natürliche Erklärung. Ob es mit den Pariser Sonnen- und Regenschirmen, die uns ebenfalls so oft angepriesen werden, die gleiche Bewandtniß hat, mag dahingestellt bleiben.

— Claudius kam zur Zeit, als seine launigen Schriften anfingen, Aufsehen zu erregen, nach Berlin und eilte den als Sonderling sich auszeichnenden Dichter Burmann kennen zu lernen. Er klopfte an sein Zimmer. „Herein!" ruft Burmann — „wer sind Sie?" — „Ich bin der Wandsbecker Bote" — (bekanntlich eine Zeitschrift, welche Claudius herausgab). — Burmann geräth darüber in solche Freude, daß er sich auf die Erde und jauchzend um den Tisch wirft. Claudius glaubt, diesen Empfang auch nicht frostig erwidern zu dürfen, streckt sich auf den Fußboden und kollert jenem nach. Erst nachdem die Runde um den Tisch ein paar Mal gemacht ist, sinken sich die beiden großen Geister in die Arme.

— Epicurus lehrte, unsere Seele sei körperlich und sterblich; Zeno, sie bestehe aus Feuerstoff; Democritus, sie bestehe aus Atomen (untheilbaren Theilchen), die durch Verbreitung in

dem ganzen Körper Bewegung bewirkten; Hippon, sie nähere sich dem Wesen des Feuers; Diogenes, sie sei Luft; die Stoiker, sie sei aus Wind zusammengesetzt; Critias, aus Blut; Heraclites, sie sei eine Ausdünstung von immer fließender Feuchtigkeit; Empedocles, sie bestehe aus den vier Elementen; Galier, sie bestehe aus den vier Eigenschaften; Pythagoras, sie sei Harmonie; Platon, das Theilchen eines Gestirns; Avicenna, sie sei ein Erzeugniß der Engel; Metrodor, sie hänge dem Körper an, wie Austern der Schaale u. s. w. — Der Imperator Claudius befahl, einen Advokaten, der einen Prozeß ungebührlich und ungesetzlich lange hingehalten hatte, zu ersäufen. Der arme Sünder bat flehentlich um eine andere Todesart, weil er mit vielen seiner Zeitgenossen wähnte, die Seele sei ein Flämmchen, das im Wasser erlösche.

(**Das Fest der heiligen Rosalie in Rom.**) Während unsers Aufenthaltes in Palermo, erzählt Alexander Dumas, wurde das Fest der heiligen Rosalie gefeiert und wir verschafften uns ein Fenster in der Hauptstraße, um den Zug übersehen zu können. Bei dem ersten Blicke auf die Straße fiel mir in der dritten Etage des gegenüberstehenden Hauses ein ungeheurer käfigartiger Balcon auf, der die ganze Breite des Hauses einnahm. Es war dies, wie ich erfuhr, ein Nonnenbalcon. Es giebt in Palermo 20 Nonnenklöster, und man erlaubt den frommen Schwestern an Festtagen sich dahin zu bewegen. Den Weg aus ihrem Kloster legen sie in unterirdischen Gängen zurück. Kanonenschüsse verkündeten endlich die Abfahrt des ungeheuern Wagens der heil. Rosalie. Er wurde von 50 weißen Stieren mit vergoldeten Hörnern gezogen; seine Höhe glich der der höchsten Häuser und er mochte außer den gemalten oder modellirten Figuren von Pappe und Wachs auf seinen zwei Etagen und einer Art Vordertheil, das wie an einem Schiffe vorragte, etwa 140—150 Personen tragen, die theils auf allerhand musikalischen Instrumenten spielten, theils sangen, theils Blumen streuten.

Obgleich diese ungeheure Masse zum größten Theile nur aus Flitterwerk bestand, so gewährte sie doch wirklich einen imposanten Anblick. Der Besitzer des Hauses, in welchem wir uns befanden, beklagte sich indeß bitterlich über die abnehmende Frömmigkeit und die zunehmende Knickerei seiner Landsleute. Der Wagen, der jetzt kaum den Dächern der Paläste gleich kam, hatte sonst die Spitzen der Kirchthürme erreicht und war so schwer gewesen, daß man zu seiner Fortbewegung 100 Ochsen nöthig gehabt hatte; auch war er so mit Verzierungen beladen gewesen, daß er nicht selten bis 20 Fenster eingestoßen und im Gedränge mehrere Personen zerquetscht hatte. Unmittelbar nach dem Wagen folgten die Reliquien der heil. Rosalie in einem silbernen Schrein, getragen von 12 Personen, die wie die Enten watschelten. Dann kamen die Reliquien des heil. Jacob und des heil. Philipp, von 40 Männern getragen, die abwechselnd so schnell liefen, daß sie den Athem verloren, und dann mit einem Male stillstanden. Darauf folgten die Reliquien des heil. Nicolaus, von zehn Personen getragen, die tanzten und walzten. Jede dieser Gangweisen der Reliquienträger hat ihren aus alten Zeiten sich herschreibenden Grund.

(**Der sterbende Bote.**) Im Monat April 1809, bei dem Angriffe auf Regensburg, ward bekanntlich der Kaiser durch eine Kugel an der Ferse verwundet, ließ sich auf dem Schlachtfelde verbinden, stieg alsdann wieder zu Pferde und setzte das Commando der Truppen fort. Nach einem hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich der Marschall Lannes zum Herrn der Stadt gemacht. Da langte ein Offizier vom Generalstabe, obgleich tödtlich verwundet, auf schäumendem Rosse auf dem Hügel an, auf dem Napoleon, umgeben von seinen Offizieren, hielt: Er wirft sich vom Pferde und schwankt mit blutbedeckten Kleidern zu dem Kaiser hin.

„Sire," ruft er so laut er es vermochte, „Regensburg ist in unsern Händen, unsere Fahnen wehen auf den Mauern der Stadt. Sehen Sie dort Ihre Adler — —"

„Sie sind verwundet?" unterbrach ihn Napoleon.

„Nein, Sire — ich bin getödtet —" antwortete der heldenmüthige Bote und — sank entseelt zu Boden.

(**Ein Irrthum.**) An dem zur Fortbringung der Leiche des Herrn Humann aus dem Finanzministerium nach der Magdalenenkirche bestimmten Tage, so erzählt ein französisches Journal, erschien früh morgens der Einbalsamirer, Herr Gannal, und verlangte, zum Minister geführt zu werden. Der Kammerdiener wendete ein, es sei noch zu früh; da Herr Gannal behauptete, daß er gerufen worden, und sein Geschäft keinen Aufschub erleiden dürfte, so wurde er in ein Schlafzimmer geführt, worauf der Kammerdiener sich sogleich wieder entfernte. Herr Gannal machte seinen Apparat in Ordnung, näherte sich dem Bette, hob die Decke weg und wollte eben behufs der Einspritzung seine Lanzette ansetzen, als der erwachende Minister — nicht der todte Humann, sondern der lebende Lacave-Laplagne —, welcher den bewaffneten Operateur vor sich sah, und einen Mörder zu erblicken wähnte, wiederholt aufschrie: „Zu Hülfe! Ein Mörder!" Sogleich eilten mehrere Personen herbei; ehe sie aber noch im Zimmer waren, lief Herr Gannal auf den Corridor hinaus und schrie: „Der Minister ist wieder ins Leben gekommen!" Die Sache klärte sich schnell auf, und die Verwechslung des todten mit dem lebenden Minister, der am Vorabend das Finanzhotel bezogen hatte, erregte große Heiterkeit.

— Die Zeitungen erzählen, der Kaiser von China habe vor Kurzem das Vermögen eines Mandarinen, der zum Tode verurtheilt worden, einziehen lassen, das sich auf 28 Millionen Thaler belief. Außerdem besaß der Mann sechs Paläste und nicht weniger als 168 Frauen.

— Ein Engländer, — nur solche stellen bekanntlich dergleichen seltsame Rechnungen an — hat berechnet, daß ein Mensch in seinem Leben von 65 Jahren, wenn er täglich eine mäßige Portion Schöpsenfleisch z. B. verzehre, in dieser Zeit eine Heerde von 350 Schafen aufesse; rechne man etwas Kartoffeln und Gemüse und eine Flasche Wein zu jedem Mittagsessen 30 Jahre hindurch, so verbrauche der menschliche Magen in dieser Zeit ungefähr 600 Centner Speisen und Getränke.

— Vor Zeiten, da waren noch gute Zeiten, da gingen 60 auf ein Schock, 15 auf eine Mandel, 12 auf ein Dutzend und zwei auf ein Ehepaar.

Correspondenz.

(Paris.) Folgende Correspondenz der Abendzeitung charakterisiet sehr treflich das Leben und Treiben der Pariser:

„Die Menschen sind von Natur zur Bewegung angewiesen. Dazu haben sie Hände und Füße, und eine Seele, die über Zeit und Raum hinausstrebt. Stete Ruhe schadet Körper und Seele. Die Franzosen benutzen dies Naturgeschenk und setzen auch ihre Zunge in Bewegung, um zu beweisen, daß sie einen ewig beweglichen, unsterblichen Esprit haben. Der Geschäfts- und Arbeitsmann ist stets rege und thätig mit Worten und Werken, zu jeder Zeit, an jedem Ort."

„Der Gelehrte vergräbt sich nicht immer in der Einsamkeit und Vergangenheit, er widmet auch einen Theil seiner Zeit der Gesellschaft. Er meint, seine Forschungen geschehen für Andere mit, darum theilt er sie mit und belehrt im Gespräch. Die ältesten französischen Gelehrten sind noch voll Witz und Jugendkraft und fern von jener schwer lastenden, verschlossenen Pedanterie, die allen geselligen Bestrebungen zuwider ist. Der Richter und Staatsmann ist eben so froh und heiter und kennt nicht jenen drückenden Criminalernst, der alle freie Mittheilungen hemmt. Der Republikaner bespricht sich ohne Rückhalt mit dem Aristokraten, ohne je in Collision und heftige Ausbrüche zu gerathen. Eben so der alte und junge Krieger, der Ober- und Unterofficier, die gegenseitig und mit Enthusiasmus über Ehre und Ruhm der französischen Waffen sprechen. Auch die feine Dame fügt ein witzelndes Wörtchen hinzu, und lenkt das Gespräch, wenn es zu professionsartig, uninteressant wird, hin auf andere bequemere Gegenstände. Alles strebt nach Mittheilung und es darf nicht daran fehlen, selbst wenn wichtige Geheimnisse ausgesprochen werden sollten. Auch der ganz gewöhnliche Mann, der in bedrückten Zeiten den Revolutionair en action abgiebt, ist gefällig zuvorkommend, gesprächig, und vergißt sein staatsgefährliches Geheimniß zu verschweigen. Also wieder die Geselligkeit, die schon oft das Blutvergießen gestört hat. Die Bewegung in Wort und That ist Bedürfniß, und gestattet man ihm das nicht, dann wird er erst gefährlich. Ob auch einige Gefahr drohende Schriften gegen Staat und Gouvernement von Zeit zu Zeit erscheinen, so finden sie doch selten Anklang, und es liegt den Autoren mehr daran, gelesen und bezahlt zu werden, als sonst wie zu wirken. Die eigentlichen Revolten und Ementen werden nur von der ganz entarteten Klasse, die dafür bezahlt wird, geführt. Die meisten Oppositionschefs in Tagesblättern und Brochuren sind keineswegs geneigt, Hand mit anzulegen. Der bessere Bestand der Bürger sieht ein, daß man mit dem Todtschlagen zu nichts Gutem gelangen kann, und wünscht nur Verbesserung der Industrie, des Verkehrs und der Erziehung. Es sind nur noch wenige Carlistische Familien, die sich dem Julithrone nicht genähert haben, und diese, wenn sie nicht früher oder später übergehen, müssen mit ihrer abgelebten Prätension zu Nichte werden. Persönlicher Werth allein giebt heute noch Hoffnung auf Einfluß und Ehrenstellen, und der älteste Adel, wenn er verarmt und mit der neuen Bildung nicht fortschreitet, stirbt ab wie eine Nachtlampe bei Anbruch des Tages. Man übersehe die große Zahl der hohen Staatsbeamten des heutigen Frankreichs, und man wird nicht leicht Einen finden, den nicht sein persönliches Verdienst dazu erhoben hätte. In Frankreich, wo nur stete Thätigkeit und fortschreitende Bewegung Ruhe und Zufriedenheit verschaffen und erhalten kann, laßt sich keine Anstellung, kein Ansehen mehr ererben und der persönliche Adel nur giebt da Bedeutung und Gehalt! Der Geist muß den Korper beherrschen, selbst da, wo letzterer viel Ansprüche macht.

Pariser Modenbericht.

Man macht jetzt Kleider, die sowohl der Form als dem Auspuțe nach neu sind, nämlich Victoria Kleider, ganz eng mit langem Rocke; Medici-Kleider, deren Façon uns in das 16. Jahrhundert zurückversetzt; Ueberröcke à la bavaroise, die den Victoria-Kleidern ähnlich sind, deren Glätte und Enge aber durch verschiedenen Auspuț versteckt wird, z. B. Revers vorn auf dem offenen Leibchen, Jakys und Aufschläge an den Aermeln.

Man macht auch neue Aermel, die zu den Formen passen, welche man bis jetzt getragen hat und die man auch noch lange tragen wird, nämlich enge Aermel, die aber der ganzen Länge nach an der Naht, die innen am Arme hingeht, in Falten gezogen sind; ferner enge sogenannte Schuppenärmel, die aus übereinander gelegten Querstreifen bestehen; Aermel mit spiralförmig laufenden Zügen.

Die Röcke der Kleider, die seit einiger Zeit ganz glatt und ohne alle Besetzung waren, werden von neuem wieder mit Volants besetzt, doch trägt man mehr Querstreifen, Puffen, Falten ꝛc., die man mit Posamentirarbeit besetzt. Die Röcke sind länger als je und bilden hinten eine vollkommene Schleppe. Die Kleider von Batist, Organdi, Muslin ꝛc. macht man mit zwei Röcken von gleicher Länge und nimmt den obern durch eine Blume oder ein Band auf. Die Leibchen sind dabei meist à la Niobe, oder griechisch, doch tragen junge Mädchen auch faltige, tief ausgeschnittene Leibchen.

Obgleich wir schon mehrmals von den Camails, den Cardinal-Pelerinen u. s. w. gesprochen haben, so müssen wir doch noch einmal darauf zurückkommen, da nichts modischer ist, als diese Gegenstände. Man macht sie von glasirter Seide, so daß man beide Seiten nach außen wenden kann. Diese passen zu zwei verschiedenen Toiletten; aber viele Damen ziehen Camails und Cardinal-Pelerinen von schwarzen oder weißen Spitzen vor, was ein größerer Luxus ist und den Vortheil hat, die schöne Taille nicht ganz zu verbergen.

Beiliegt ein **Modenkupfer.**

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 12. (IV. Jahrgang II. Quartal.)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 13. (Sonnabend, den 21. Juni.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Dritter Jahrgang. (Neue Folge.) Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer, und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der weibliche Wildfang und die männliche Kokette.

Alles in der Natur und im Leben scheint ausgetauscht oder verwechselt worden zu sein. Der Sommer ist kalt, der Winter warm, und unsere Tage sind finster, die Nächte erhellt; die Weiber sind männlich, und die Männer weibisch; daher tragen die Damen Reitkleider und die Männer Damenmäntel. Wenn ich nicht hörte, daß Sybilla Fräulein genannt wird, ich würde sie Musje heißen, und wenn ich nicht hörte, daß Midor Monsieur titulirt wird, ich würde ihn nur Mamsell nennen. Sybilla steht des Morgens auf, und greift — nach dem Morgengebet? Nein! — nach den Tageszeitungen. Darauf zieht sie an — die Schürze? Nein! — die Schreibe-Aermel, und geht — in die Küche? Nein! — in das Schreibezimmer; da schreibt sie — einen Wäschzettel? Nein! — eine Rezension! Bald darauf spielt sie — Pianoforte? Nein! — eine Partie Billard; dann macht sie — Gurken ein? Nein! — den Rothen in's Eckloch. Darauf nimmt sie Lektion — im Tanzen? Nein? — im Fechten! Sodann ruft sie — der Haushälterin? Nein! — dem Reitknechte, und setzt sich — an den Nähtisch? Nein! — aufs Pferd, und eilt hinaus — in die Speisekammer? Nein! — in den Prater! Nachdem sie ein Paar Stunden in kurzem Trab, in gestrecktem Galapp, und auch ventre à terre geritten, wobei dem zarten Mündchen alle Kunstwörter der edlen Stallkunst entschlüpften, gehts nach Hause. Bei Tische trinkt sie ein paar Gläser Wein, prüft ihn mit einer Kennermiene und mit der Zunge schmeckend. Abends klatscht sie im Theater, wie ein Mann, und ruft laut: „Bravo!" oder spielt eine Partie Whist oder Hazard, und liest noch im Bette ein Buch über die Dressur der Pferde! Soll man nun ein solches Wesen Mamsell oder Musje nennen?

Das männliche Geschlecht, entrüstet darüber, daß die schwachen Wesen, Frauenzimmer genannt, sich ihrer Weiblichkeit ganz entäußernd, zu Männern, Reitern und Jägern ausbilden, rächen sich dadurch, daß sie sich selbst zu Frauenzimmern umbilden, und manche unserer jungen Herren haben die Manieren des weiblichen Geschlechtes so eigen, daß sie es zur Virtuosität darin gebracht haben. So giebt es eine Anzahl junger Leute, die förmliche Koketten sind. Wir wollen Melindor ein wenig näher betrachten, und wir bemerken alles an ihm, was wir an einem Frauenzimmer mit dem Namen Kokette bezeichnen. Melindor will ausgehen, (wir wollen einen Blick in die Werkstätte seines Seyns und in sein Ankleidezimmer werfen) Jean und mehrere Stühle sind vollgepackt mit Kleidern! das Halstuch und die Nadel ist endlich in Ordnung; nun wird die Weste angezogen, wieder ausgezogen, eine andere probirt, eine gelbe Unterweste zu einer weißen Oberweste, oder eine weiße Unterweste zu einer schwarzen Oberweste u. s. w.; die Uhrkette wird um den Hals geschlungen, und durch ein Westenknopfloch gezogen; noch wird sie zu wenig gesehen, sie wird in ein anderes Knopfloch gezogen; nun bildet sie aber keinen Zirkel über der Weste; sie wird also noch einmal durch's Knopfloch und durch den Kopf der Busennadel gezogen, und die geheimnißvoll unwiderstehliche Chiffre ist fertig. Der Leibrock sitzt endlich auch, und von dem Taschentuche wird der gestickte Zipfel hervorgesucht, und mit einer Rückendrehung nach dem Spiegel so postirt, daß er aus der Tasche wie ein Täubchen aus dem Neste hervorguckt. Ein

gelber Handschuh wird angezogen, der Hut aufgesetzt, umgedreht, abgepustet, noch einmal in den Spiegel geguckt, und Melindor geht aus. Auf der Straße wird in Conspectu populi noch in den andern Handschuh hineingeblasen, und derselbe sanft auf die Finger gezogen. Nun geht Melindor — kokettiren. Er geht durch die Jägerzeile; drüben gehen zwei Damen, er schlängelt schnell hinüber, wirft ihnen einen Diagonalblick zu, zieht den Handschuh von der Hand, und haucht, wie in Gedanken, seinen Siegelring an; er geht einige Schritte vor den Damen, um seine Taille zu präsentiren, grüßt einige Damen, die vorübergehen, ohne sie zu kennen, und blickt noch einmal nach den Damen zurück. Plötzlich sieht er auf der andern Seite ein Frauenzimmer, das zufällig nach der Seite hinsah, wo er ging. Das war ein Wink! Er schwebt hinüber, umzüngelt sie, zieht das feine Taschentuch bei dem Zipfel heraus, und entfaltet seine Weisheit. Darauf geht er vor ihr, dreht die Steine seiner Ringe nach der flachen Hand, legt diese nachlässig auf den Rücken, und läßt das Feuer der Steine für sich sprechen. Da lächeln drei Damen an einem Fenster in der ersten Etage. Das galt ihm, er hüpft, die Füße hübsch auswärts, über die Straße, und präsentirt sich bei dem Fenster. Zum Glücke kömmt ein Bettler, und zum allerersten male fühlt er sich bewogen, Almosen zu geben, blos um da verweilen zu können. Er zieht erst die Handschuhe ab, dann ein seidenes Börschen heraus, und macht es langsam auf, sucht die kleinste Münze, und läßt sie graziös in die Hand des Armen gleiten. Dabei läßt er wohlweislich seinen Handschuh fallen, um den Fensterdamen seine Tournure beim Aufheben zu zeigen. Aber das Hauptmanövre einer solchen männlichen Kokette ist Abends im Theater. Melindor steht da, die gelben Handschuhe wie zwei Glaslaternen immer vor sich erhoben, wie ein aufwartender Bär. Nun kömmt das Operngla8, das wird erst mit dem weichen Taschentuche zart zwischen den Fingerspitzen abgestäubt, dann wird es zwischen die zwei Finger genommen, während die andern drei gespreizt abstehen. Rechts sitzt eine Dame, links ein Mädchen, gegenüber mehrere Damen, und weiterhin sind auch mehrere niedliche Gesichtchen. O, du armer Herr Kokette! Wo blickst du zuerst hin? Wo verweilt dein Blick am längsten?! Jeden vorüberschweifenden Blick hält er an, und glaubt, er sei an ihn spedirt, und immer streicht er sein Lockenköpfchen, das wie eine verlorne Schildwache auf dem Gehirne steht, nach jener Gegend hin, in der er mit Jemand zu kokettiren glaubt. Im Zwischenakte geht er auf die andere Seite und läßt die gelben Handschuhe vis-à-vis hinüberspielen und blitzen. — Selten sieht er auf die Bühne, immer nach dem Publikum, noch seltener lispelt er jungfräulich ein dünnes „scharmant." Er hüstelt und nimmt ein Bonbon aus der Tasche, oder er nimmt ein Flacon vor die Nase, daß sich der Geruch durch das ganze Haus verbreitet, und ein seliges Lächeln lagert sich auf sein leeres Gesicht, wenn die Damen es zu bemerken scheinen. Wenn das Stück zu Ende geht, schlägt er sich den Rockkragen in die Höhe, denn sie — daß heißt, er hat zarte Nerven, und ist empfindlich gegen die Zugluft. Bevor er herausgeht, hält er es für Schuldigkeit, noch mit einem Rundblick von allen Damen Abschied zu nehmen; darauf geht er nach Hause und zieht behaglich die gelben Handschuhe aus, mit deren Spiel er heute sehr zufrieden war. Nun aber frage ich: Soll man eine solche männliche Kokette „Musje," oder „Mamsell" nennen?

Im Volksgarten.

Eine alltägliche Geschichte, von Levitschnigg.

Ich bin kein sonderlicher Freund von den sogenannten eleganten Promenaden, auf welchen die Schönheit der Kaiserstadt mit den Blumen rivalisiren, und die Löwen der Mode den Schmetterling an Glanz und Flatterhaftigkeit übertreffen. Sie erinnern mich zu stark, diese Promenaden, an den Bazar in Kairo, wo die rothhaarige Tochter Circassiens und das sonnverbrannte Kind Abyssiniens die Schönheitsrevue als Freiwillige wider Willen passiren müssen, und oft an einen alten, abgehagerten Haremiten mit vollem Geldbeutel und zahnloser Liebe licitando verkauft werden. Ich meine, daß die Morgenländerinnen noch obendrein vom Schicksale, von ihrem Schicksale nämlich, begünstigt werden; was da schön ist, geht um den höchsten Preis weg — das dolce far niente, die Siesie voll süßer, goldner Träume und flauer, erbärmlicher Wirklichkeit im Seraile ist jedem reizenden Weibe gewiß, verbrieft und besiegelt. Bei uns ist diese Gewißheit keine newtonische, und die Zeit, die Runzelerfinderin und Rosenblanchisseuse flüstert zuletzt so mancher einst stadtberühmten Schönheit höhnisch ins Ohr: „Geh' in ein Kloster, verblühte Ophelia, und dies bald!" Wie gesagt, ich bin kein Freund eleganter Promenaden.

Neulich trieb mich die Alte überall und nirgends aller Weltstädte, die Langeweile aus Ueberfättigung an al-

ten Genüssen und Freuden, an allem Honig und Duft des Lebens, Abends in den Volksgarten. Ich hatte ihn um diese Tagesstunde, eigentlich um diese Dämmerungsstunde seit vielen Jahren nicht betreten. Sage Euch, fühlte mich auf Ehre ganz fremd, unheimlich, also stark unbehaglich bei der eben mit gesunden Augen und kranken Lorgnetten beginnenden Schönheitsmusterung. Ich zog auch meinen Taschenspiegel hervor, und wollte meine grauen Haare zählen, die ich gottlob nicht besitze, und gotthoffnung erst in mehreren Olympiaden bekommen werde. Was sollte dies Manövre? Ich kam mir entsetzlich alt vor, kannte ich doch keine einzige der reizenden Landsmänninnen, und kein verstohlenes Lächeln, kein Zeichen des Wiedersehens, des Wiedererkennens spielte um irgend eines Mädchens rosige Lippen. Ich stand unter dem jüngsten Nachwuchse, der eben die Kinderschuhe ausgezogen, und die junge Brust dafür in das heillose Mieder gepfercht hatte. Die Ueberwinderin der Welt, die sieghafte Amazone par excellence, Frau Venus — als Göttin wurde sie noch in den letzten Tagen von Hellas mediatisirt — sandte ihre junge Garde in dichter Colonne gegen die geschniegelten, parfümirten Dandy's, diese Plänkler im Heere der Liebe, die heute dort fechten und morgen auf der entgegengesetzten Seite das Tirailleurfeuer verliebter Blicke unterhalten.

Wo aber weilte die alte Garde der Liebesgöttin, gegen welche ich selbst vor Jahren im Felde gestanden und gelegen war, und dies, wie ich mir schmeichle, mit Ehren, nicht ohne den Orden des blassen Gesichtes und der Falte auf der Stirn? Wo bleiben jene gefeierten Schönheiten, um deren freundliches Lächeln, verstohlenes Nicken vor wenigen Jahren ein Heer von Schlachterprobter Liebesritter gerungen und gekämpft hatte? Arme alte Garde! Die Zeit hat deine festgeschlossenen Glieder schmählich gelichtet. Viele Garden fanden die Schlacht an den Pyramiden und den Untergang in der Gluth der Wüste, in der Treibhaushitze der Tanzsalons, und der Trommelwirbel, der sie in den Tod jagte, der Trompetentusch, der sie wie schlechtes Kanonenfutter in das Grab beorderte, waren die Klänge des stürmischen, deutschen Walzers und die Willgesänge nach dem Takte der wüthenden Gallopade. Auch an der Beresinabrücke der Eroberungssucht verkrüppelten tausend weibliche Reize, und die Koketterie war das trügliche Eis, auf dem die gediente Soldateska der meerentstiegenen Griechin aus dem Schritte kam, und mit dem Schritte die Ordnung und den Sieg verlor. Die Meisten ereilte die Vergeltung bei Waterloo; Gott Hymen sprengte das Quarre, und die stolze Losung: „La garde meurt, la garde ne se rend pas," wurde eine neue Lüge.

Täuscht mich mein Auge? Diese hohe Gestalt sollte ich kennen? Ein blasses Gesicht — einst war es freilich roth wie die Rose am Morgen — ein blaues, kühnblickendes Auge — einst war es blau und bescheiden wie das Veilchen im Moose — ein fester, fast männlicher Schritt — einst erinnerte er an die griechische Tänzerin, welche über Blumen lief, ohne sie zu knicken! Selbst die blonden Locken waren durch die Scheere der Zeit gelichtet worden, und hatten einen fremdartigen Glanz. Vegetabilische Pomade willst du das mählige Ergrauen verhüllen? Mein Auge hatte mich getäuscht? „Nein!" rief mein Herz, o sie war es dennoch. Armes Kind, verblühte Schönheit, eine Thräne muß ich dir weinen, klingt es auch strafend in meiner tiefsten Brust: „Tu l'as voulu!"

Ich will Euch die Geschichte, die ganz gewöhnliche Lebensgeschichte dieses Mädchens erzählen, das in der letzten Zeit nur ungern am St. Stephansdome vorübergeht. Mütter und Töchter spiegelt Euch in diesem Bilde! Leila, um einen fremdländischen Namen zu wählen, und mit diesem jeden Verdacht einer Geißelung eines wirklich lebenden Originales abzuwälzen, Leila erblickte das Sonnenlicht in keiner Bettlerhütte, und das Glück legte manchen Silberbarren an ihrer Wiege nieder. Ich sah sie zum ersten Male im Volksgarten als vierzehnjähriges Mädchen. Die äußere Erscheinung war über alle Beschreibung liebreizend, wundersam anmuthig. Wer die Lewana von Jean Paul gelesen, bedarf auch keiner Schilderung. „Er denkt an eines jener kindlichen Wesen, die besser sind als wir Erwachsenen, und denen schon der Herr das Himmelreich zusicherte, deren Anblick uns Sinn zu haben lehrt für die einfachen Freuden und Leiden des Kindes, und ganze Zauberländer längstentschwundener Glückseligkeit und rührender Menschenmilde vor das innere Auge zurückführt." Aber im kindlichen Herzen wucherte bereits der böse Samen der Gefallsucht, und die thörichte Mutter nährte ihn, statt ihn auszujäten. Die blöde Kleine befrug jeden Morgen den Spiegel, theils ob sie hübscher, theils ob größer geworden sei. Wachsen war ihre einzige Sorge und darüber vergaß sie, das märchenhafte Glück der Kindheit zu genießen, um das man im Alter heftiger, schmerzlicher weint als um den Tod seiner ersten Liebe. Der Volksgarten war das erste Schlachtfeld, auf dem sie ihren Liebreiz erprobte. Ein Männerblick, der mit Wohlgefallen auf dem hübschen Kind verweilte, machte sie selig, und ihr heißester Wunsch war ein wolkenloser, heiterer Abend — getödtet im Volksgarten.

Das Kind wurde zur Jungfrau, und ihre Schönheit kam in die Mode. Tausend Stutzer umgaukelten die rührende Gestalt, ein Heer von Anbetern zog an ihrem Triumphwagen, und wenn sie um die neunte Stunde aus dem Volksgarten zurückkehrte, sprach sie stolz wie Cäsar: „Ich kam, ich sah und siegte!“ Sie war die Königin auf so manchem Balle, und selbst ein Dichter nahm zu ihren Füßen Unterricht im Wahnsinne. Er wurde unglücklich, er machte ein Gelegenheitsgedicht auf ihre Reise, und ein Redakteur war noch unglücklicher, denn er ließ es drucken, und verlor dadurch zwanzig weibliche, bereits etwas alternde Abonnenten. Sie aber schwebte im letzten Himmel der Freude über ihre im Drucke geschwärzte Schönheit. So ging es mehrere Jahre. Leila war im Winter die Löwin der Carnevals, Leila hieß im Sommer die sieghafte Nebenbuhlerin der Rose. Der Carneval kehrt noch mit jedem Winter und seine Geigen klingen lustig wie früher, die Rose erblüht mit jedem neuen Lenze, aber, Mädchen, kein Tänzer par excellence fordert dich im Winter zum Tanze auf, und deine Wange ist im warmen Sommer kalt und weiß wie der Schnee der Alpe. Die Salons hast du bereits aufgegeben, aber den ersten Tummelplatz deiner Koketterie kannst du nicht verlassen, obgleich diese Koketterie und deine Siege auf diesem Tummelplatz den redlichen Freier verscheuchten, und deinen guten Ruf den leichtsinnigen, prahlhänsigen Worten eitler Stutzer auf Gnade und Ungnade überlieferten.

Dieser Tummelplatz ist der Volksgarten. Am Abend, wenn sich die Sonne hinter die Berge stürzt, beim Schlage der siebenten Stunde eilt die verwelkte Schönheit am Arme ihrer mühseligen Mutter auf das ehemalige Siegesfeld, und hört nicht, oder will nicht hören das höhnische Flüstern der Jugend: „Was will die Ruine unter Rosen? Was sucht die Bleiche, Abgehärmte, Unschöne, Ungeschmückte in unsern fröhlichen Reihen?“ Mancher Stutzer läßt die Lorgnette verächtlich sinken, und raunt seinem Freunde hämisch ins Ohr: „Voila un dictame, qui doit guerir l'amour!“ Was kümmert sie dieses Flüstern, dieses Zischen? Wie die Spanier um die Trümmer ihrer Größe zu Mexico, wie der Invalide der Kaisergarde um das Grab des Gewaltherrschers, wie der büßende Moslim um die Kaaba zu Mekka, wie die weiße Frau um die Gruft ihres Ahnenhauses zur bestimmten Stunde lustwandelt — schlechter Ausdruck! sollte heißen, „schmerzwandelt“ — wankt sie um das Orchester in der Mitte des Volksgartens, und jeder Ton von Lanner's Zaubergeige klingt ihrer Seele wie ein freudiges Echo aus verklungenen Siegesmärschen, wie eine stolze Erinnerung an die Tage der Eroberung! Sie weiß es längst, daß es ihr wie dem Prometheus auf St. Helena erging, der durch zu vielen Sieg die Krone eines Reiches verlor, in dem die Sonne niemals unterging; sie fühlt es tief, daß sie die Triumphe flüchtiger Stunden mit ihrem Lebensglücke bezahlte; sie gewann längst die Ueberzeugung, daß ein redlicher Freier die künftige Mutter seiner Kinder auf keinen öffentlichen Promenaden mit der Aufschrift: „Hier sieht man, um gesehen zu werden,“ sucht, und daß der Dichter Recht hatte, als er die Frauen mit den Staaten verglich, und jene Frauen und Staaten die Besten nannte, von denen Niemand spricht. Dies Alles weiß sie, fühlt sie, dieser Ueberzeugung lebt sie, stirbt sie. Zu spät! Wo weilt man am liebsten? Bei seiner Liebe. Und wenn diese stirbt? An ihrem Grabe. Leila's Schönheit — das Einzige, was Weltdamen lieben, versteht sich nur an sich selbst — ist schon längst begraben. Der Volksgarten sah sie entblühen und verwelken, in ihm ward sie begraben — darum eilt Leila in den Volksgarten, und dieser hat nun einen Theseus und eine Ariadne, er aus, sie bleich wie Marmor.

Ich ging an ihr vorüber. Sie erkannte mich und lächelte verlegen. Ich grüßte artig. Ein Schimmer von Freude flog über das verkümmerte Antlitz, sie warf sich in die Brust, wie ein gedienter alter Soldat, der Alter und Müdigkeit vergißt, wenn er den Feind erblickt, und ihre blauen Augen eröffneten und unterhielten ein mörderisches Tirailleurfeuer, jenes Feuer, in dem ich bereits vor vielen Jahren als Rekrut meine Achselschnüre verdiente. Diese Koketterie aus Gewohnheit verdroß mich. Einem Feldherrn kann man es verzeihen, wenn er im Tode „en avant epaulettes“ ruft, ja der Doppelsinn in diesem Satze ist sogar poetisch erhaben — ich meine nämlich der sterbende Sieger will seinen Kriegern auch auf dem Pferde zum Himmel vorangehen — aber ein alterndes Weib, das noch am Krückenstab liebelt, und sich auf dem Sterbebette schminkt, ist eine unheimliche, eine verächtliche Erscheinung. Strafe mußte sein. So flüsterte ich denn einem Bekannten, einem Freunde des Walzerkönigs eine Bitte in das Ohr. Dieser verständigte den Letztern. Ich aber pflanzte mich ihr gegenüber auf, unbekümmert um die Blickbatterie, die in demselben Momente aus ihren Augen zu spielen begann, schwach unterstützt von dem Kleingewehrfeuer aus den Brillen der Mutter.

Da erklangen als Erfüllung meiner Bitte die ersten Töne eines allbekannten, weiland beliebten, nun längst rococo gewordenen Walzers, unter dessen Klängen sie einst zum ersten Male als Königin des Balles proclamirt wurde, der sie an den Abend erinnern mußte, an dem

ein Blatt von der Rose an ihrer Brust mit blankem Golde bezahlt worden wäre. Ich glaube, ich habe Bruchstücke dieser Rose noch daheim in meinem „Souvenir" liegen, meine Rache war vollständig. Eine glühende, fliegende Röthe trat auf ihre Wangen, um in Kürze einer Todtenblässe zu weichen und in den blauen, einst seelenvollen, nun buhlerisch blickenden Augen glänzte — eine große Thräne. Ich eilte verstimmt hinweg. Nicht weit von mir stand ein angehender Liebesritter, wie sie jetzt zu hunderten die Cigarre im Maule, die Nässe der Windel noch hinterm Ohre, im vierzehnten Lebensjahre auf den Promenaden herumtölpeln, statt ihr Pensum zu schreiben oder sich mit dem Ballspiele zu vergnügen. Der Knabe hatte jenes Batterieseuer auf sich bezogen und mit aller Insolenz eines Beflissenen der Flegeljahre ausgehalten. Zu Hause aber schrieb ich nachstehende Strophen:

1.

Der Sommer floh, die Sonne drückt vergebens
Den Nebel, welcher Berg und Thal umzieht —
So blickt ein schönes Weib im Herbst des Lebens,
Wenn seiner Reize letzter Sclave flieht —
Sie spiegelt sich umsonst im Felsenquelle,
Doch ewig kalt und frostig bleibt die Welle —
Ein Männerherz aus dem die Liebe schied!
Kalt liegen Feld und Flur, die Blühensmüden,
Die Vögel rüsten sich zur Fahrt nach Süden,
Und singen laut ein Wanderburschenlied.

2.

Die Bäume schütteln bang die dürren Aeste,
Fast klingt dies Rauschen wie der stille Fluch
Veramter Junker, denen Schmeichelgäste
Nicht länger lästig fallen mit Besuch.
Nur welke Blätter sind zurückgeblieben
Als Todesscheine, die der Herbst geschrieben.
Ein Schmetterling fliegt ängstlich hin und her;
Er ist zu spät der Puppenhaft entwichen —
Die Rosenstaude leider längst verblichen,
Hat keine Düfte für den Spätling mehr:

3.

Ein schönes Weib mit längstvergilbten Wangen —
Ein Pergament, d'rauf Zeit, der Schönheitsdieb,
Vom ersten Kuß, vom letzten Schmerz umfangen,
Gestorbener Liebe kalt die Kunde schrieb.
Es blickt versagend auf den jungen Freier,
Hört theilnahmlos die Klänge seiner Leier
Und wehrt ihn zitternd ab mit welker Hand.
Er senkt das feuchte Auge schmerzverloren,
Ach Gott! und weint, daß er zu spät geboren,
Vermorscht die Perle, welk die Rose fand!

Die Frauen in Nordamerika.

Die Frauen, mehr noch die Mädchen in Nordamerika sind sehr interessante Erscheinungen. Höchst intelligente Gesichter, lebhafte Augen und sehr kleine Hände und Füße, wie ihre gute Haltung und graziöse Bewegung, zeichnen sie vor den meisten unserer Schönen aus; dagegen fehlt ihnen aber die schöne Gestalt, der gute, wohlwollende Ausdruck unserer Frauen und — ein Herz. Alles, was eine Amerikanerin an sich hat, ist nur äußerliches Flitterwerk; sie singt, spielt, politisirt und thut andere Dinge, nicht der Sache selbst wegen, die kein Interesse für sie hat; sie thut es nur, damit die Leute davon sprechen, und — um einen reichen schönen Mann zu bekommen.

Ein Reisender erzählt: Ich fragte eine junge Frau, was man in Amerika eine alte Jungfer nenne? Sie antwortete mir, das ließe sich nach den Altersjahren nicht bestimmen; es käme darauf an, wie lange sich ein Mädchen schon in der Gesellschaft befinde, und ein solches, welches nicht in fünf Jahren die Geschicklichkeit entwickelt habe, einen Mann zu fesseln, würde ohne Gnade in die Reihe der alten Jugfern gestellt. Die schöne Hälfte des Menschengeschlechts hat in Amerika im Allgemeinen das beste Loos. Von der Galanterie eines Amerikaners, des höchsten, wie des niedrigsten, gegen jedes weibliche Wesen hat man in Europa gar keine Idee; der Amerikaner ist nicht galant wie der Franzose, in dem Verhältnisse, wie ihm die Hoffnung zu einer Intrigue vorschwebt, oder wie der Deutsche, dem die Schönheit und Liebenswürdigkeit zum Maaßstabe dient, oder wie der Engländer, bei dem es entscheidet, ob die Dame zu einer good old family gehört und die Erbin einer fortune ist, — sondern der Amerikaner ist idealisch galant, weil ihm die Galanterie angeboren ist und weil er nie in seinem Leben das Gegentheil gesehen hat. Dies ist aber auch das einzige Idealische in seinem Charakter. Die Mädchen herrschen in der Männerwelt mit eisernem Scepter und sind die Leiterinnen nicht blos der Mode, sondern auch aller fashionablen Vergnügungen. Die Frauen leben aber sehr zurückgezogen und fast ganz der Erziehung ihrer Kinder. Obgleich eine Frau ein sehr theurer Artikel ist, so heira-

thet doch fast jeder Amerikaner und meist sehr früh, so daß ein unverheiratheter Mann von 30 Jahren schon für einen alten Junggesellen angesehen wird. Eine Frau im Süden und Westen von Nordamerika thut gewöhnlich gar nichts; ihre Hauptbeschäftigung ist, sich in ihrem Rokkingstal zu wiegen und zu lesen oder zu träumen. Die Frauen verblühen sehr bald, und einige Jahre nach der Ehe werden sie schon für old women angesehen. Sie sind stolz und haben eine große Idee von ihrer Würde als freie Bürgerinnen.

So aufmerksam der Amerikaner in Gegenwart der Frauen ist, so wenig ceremoniell nimmt er es bei den Männern; beim Grüßen nimmt er den Hut nicht ab, ist er einigermaßen bekannt, selbst im Zimmer nicht, und legt seine Beine, wie es ihm am bequemsten ist. Es wird wenig Tabak geraucht, nur Cigarren, und nie in Gegenwart von Damen; dagegen haben die Nordamerikaner die häßliche Gewohnheit, vom Morgen bis zum Abend Tabak zu kauen; in den südlichen Provinzen geht das so weit, daß sogar die Mädchen beständig Schnupftabak unter der Zunge haben, und zuweilen einander zu Schnupftabak-Partien einladen.

Miscellen und Anekdoten.

— In Rom ist vor einigen Wochen ein höchst seltsamer Vorfall allgemeines Stadtgespräch gewesen. Mit einer Begleiterin verlebte nämlich den Winter dort die 22jährige Tochter des verstorbenen Lord R., die zu den vornehmsten Kreisen gezogen wurde. Miß Jones ward ihrer hohen Bildung und Liebenswürdigkeit wegen allgemein als Zierde der Gesellschaft angesehen. Bei ihren Spazierfahrten in der Campagna diente ihr ein italienischer Lohnkutscher, Namens Antonio di Pasquali. Miß Jones erfuhr, daß der Mann Witwer sei und besprach sehr oft mit ihm und mit sichtlichem Vergnügen das Thema einer zweiten Ehe, worin sie ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie besonderes Interesse an ihm nehme. Der Kutscher aber, im vollsten Gefühle seines Standes, hielt dergleichen für einen Scherz seiner Herrin, deren Leidenschaft immer höher stieg. Sie befahl ihm, sie nach dem nahen Albano zu fahren; kurz nach der Ankunft daselbst ließ sie Antonio durch ihren Bedienten mit dem Bedeuten rufen, er möge seine Peitsche mitbringen. Er trat in das Zimmer, und Miß Jones erklärte ihm ihren festen Entschluß, ihn zu heirathen, zerschnitt und zerbrach die Peitsche, sein characteristisches Handwerkszeug, und nöthigte den bestürzten Mann in einen mit Postpferden bespannten bereitstehenden Wagen, der Beide nach Rom brachte. Der Cardinal-Generalvicar, zu dem sie sich begab und dem sie ihren Wunsch, mit Antonio vermählt zu werden, mittheilte, that alles, um sie von diesem Schritte zurückzubringen, aber vergeblich. Die Ehe wurde eingesegnet. Die englischen Damen sind außer sich und alle versichern, die Miß sei geisteskrank.

Bei uns haben die Kutscher wohl auch hin und wieder Glück bei ihren Herrinnen, aber — nur im Stillen.

— Zwei Sclaven in Virginien entflohen vor Kurzem und nahmen ein Pferd mit sich, das ihrem Herrn gehörte, und bedienten sich da folgender List, um der Gefahr, verhaftet zu werden, zu entgehen. Einer der Neger band den andern und schleppte ihn so neben dem Pferde her. Auf den Pflanzungen, durch die er kam, sagte er, der Spitzbube von Neger sei entflohen, er bringe ihn zu seinem Herrn zurück. Die List gelang vollkommen, der Reiter wurde überall sehr gut aufgenommen; man rühmte seine Treue und erpfing jede Hülfe und jeden Beistand. An Orten, wo sie nicht bemerkt werden konnten, tauschten die Flüchtlinge die Rollen, der Reiter ließ sich binden und sein Freund bestieg das Pferd. So erreichten sie glücklich die Grenze, von wo sie nach Canada gelangten. Sobald sie den englischen Boden betraten, waren sie frei, da bekanntlich jeder Sclave frei wird, der englischen Boden betritt.

(Das Kindertheater am Rhein.) Nach öffentlichen Blättern werden in mehren Städten an und nahe am Rhein, z. B. in Cöln und Frankfurt, kleine und größere Stücke von Kindern in französischer Sprache gegeben. Vielleicht besuchen sie auch Dresden und Leipzig, denn selten werden diese bei dergleichen Speculationen übergangen, und in das Reich der letztern gehört die ganze Sache. Der Unternehmer kommt aus Paris. Dort giebt es zwei solche Kindertheater: das Théâtre des jeunes elèves und das Gymnase enfantin. Eigentlich sollen sie Schulen zur Heranbildung von Schauspielern sein; aber das Ganze ist eine Zwangsanstalt, wo arme, aufgeraffte Kinder so dressirt werden, daß sie zu Grunde gehen, ehe sie zu den Jahren kommen, wo sie in der That etwas leisten können. Man stelle sich ein dramatisches Findelhaus vor. Insofern die Kinder dem Schmutze und Elende und Untergange auf der Straße entrissen werden, indem sie hierher kommen, wie bei uns manche in Anstalten zur Besserung sittlich verwahrloster Kinder, hat die Sache einen philantropischen Anstrich; aber denkt man sich Kinder von 4, 5, 6 Jahren, welche oft hier auftreten, mit der Theaterschminke auf den Wangen der Unschuld, und das Ganze gewinnt das Ansehen von der Grazie, der Liebenswürdigkeit, hinter welchen sich der Schmerz und die Thräne bei den Kindern verbirgt, die in der Bude eines Seiltänzers halsbrechende Kunststücke machen müssen.

(Entstehung der Moden.) Der Ursprung mehrer Moden ist durch die Gewalt der Umstände oder mehrentheils durch Mißgestaltung des Körpers entstanden. Daher sind Hüftenkissen, die Halskrausen, die Allongenperücken u. dgl. Mode geworden. Wenn eine regierende Schöne zum Unglück eine Hüfte höher als die andere hatte, so trugen alle gut gewachsenen Frauen Hüftkissen; und was der Einen diente, um einen Körperfehler zu bedecken, dessen bedienten sich die Andern, um ihren guten Wuchs zu verstecken. Die Mouchen oder die sogenannten Schönheitspflästerchen wurden in England unter der Regierung Eduards IV. von einer fremden Dame erfunden, welche unter dieser Maske eine Warze verbarg, die sie am Halse hatte. Die fürchterlich großen Perücken wurden von einem Barbier erdacht, um die Erhöhung der Schulter eines Thronerben zu vertuschen. Karl VII. führte die Mode der ganz langen

Röcke ein, um seine verwachsenen Beine zu verbergen. Die Schnabelschuhe, welche bis zu zwei Fuß Länge angewachsen waren, fanden ihren Ursprung unter Heinrich Plantagenet, Herzog von Anjou, welcher einen verwachsenen Fuß hatte. Nachdem Franz der Erste wegen einer Kopfwunde seine Haare kurz tragen mußte, trug der ganze Hof seine Haare à la Titus. Manche Frauen bringen im Gegentheil Moden auf, um ihre Reize desto mehr hervorstrahlen zu lassen; so führte Isabelle von Bayern, welche sich durch ihr höfliches Betragen und durch eine glänzende Weiße der Haut auszeichnete, bei den Frauen den Gebrauch ein, Schultern und Hals entblößt zu tragen. Manchmal sind Moden auf noch viel kindischere Art entstanden, als die, welche wir so eben erwähnt haben. Isabelle, Tochter Philipps des Zweiten, Gemahlin des Erzherzogs Albert, that ein Gelübde, ihr Hemd nicht zu wechseln, bis Ostende eingenommen wäre. Die Belagerung dauerte zum Unglück ihres Gemahls drei Jahre; und die damalige Modefarbe war die sogenannte Isabell, eine Farbe, die wie ein schmutziges Gelb aussieht.

— Die Beurtheilung einer Schrift über Kaltwasserkuren in einem englischen Blatte hebt folgendermaßen an: „Als Augias, einer der Argonauten, auch Rittergutsbesitzer, zum Reinigen seines lange vernachläßigten Viehstalles schreiten wollte (den Werth des Unraths kannte seine Zeit noch nicht) und Besen und Mistgabel unzureichend fand, wandte er sich an Hercules Priesnitzius, welcher sofort das Ding für ihn in's Werk setzte, indem er einen Fluß durch die nicht zu bewältigende Masse leitete.“

— Eine junge Dame in Paris wurde von einem jener Lions verfolgt, die sich einbilden, daß jedes Frauenzimmer in sie verliebt sein müsse. Vergebens ersuchte sie ihn seines Weges zu gehen und sie nicht zu compromittiren, der junge Mensch schwur, sich nicht eher zu entfernen, bis er die Erlaubniß bekommen habe, ihr einen Besuch abzustatten. In dieser peinlichen Verlegenheit gerieth die junge Dame plötzlich auf einen herrlichen Einfall, da sie unfern zwei Polizeiagenten bemerkte. Sie nahm ein Geldstück aus ihrem Strickkörbchen, warf es in den Hut des Zudringlichen und entfernte sich. In demselben Momente erfaßten den Galan auch schon die beiden Agenten und arretirten ihn, als des Straßenbettelns überwiesen. Vergebens stritt er mit den Polizeimännern und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß es ihm nicht eingefallen sei, zu betteln, sie riefen einen Fiaker herbei, packten ihn in denselben und führten ihn nach der Polizeipräfectur, damit er sich dort vor dem Zuchtpolizeigerichte rechtfertige.

— Im Faubourg St. Germain ereignete sich unlängst folgender komische Vorfall. Eine Patrouille der Nationalgarde traf nach Mitternacht an einer Straßenecke einen baumlangen Bedienten in glänzender Livrée, welcher eine sehr hübsche junge Dame im Ballanzuge mit Blumen in den Haaren und weißen seidenen Schuhen in den Armen trug. Es war eine finstere stürmische Nacht, und das Ganze glich einem fabelhaften Riesen, welcher eine Prinzessin von überirdischer Schönheit entführt. — Halt! Wer da? rief der Corporal der Patrouille. — Ein Freund! war die Antwort. — Was tragt Ihr da, mein Freund? — Ich trage meine gnädige Frau — Das ist ein Raptus, ein gewaltsamer Weiberraub! rief ein Advocat der Truppe. — Ja, ja, riefen die eiligen Nationalgardisten, sie müssen Beide arretirt werden. — Die gefangene Prinzessin war trotz ihrer etwas derangirten kastanienbraunen Locken sehr schön. Allein gerade dieser Umstand vergrößerte noch die Schuld des Entführers. Vergebens betheuerte sie, daß sie sich nicht allein freiwillig, sondern selbst auf ausdrücklichen Befehl in dieser Situation befinde. — Dann sind zwei Schuldige da! rief der Advocat. O saeculum! O mores! Die schöne Gefangene sah wohl ein, daß es kein anderes Rettungsmittel gäbe, als die Nennung ihres Namens. Es war die Gräfin N**. Sie kam von einem kleinen Thédansant, wo nach dem Piano getanzt wird, und als sie eben in den Wagen steigen wollte, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß ihr Kutscher sich in dem vollkommensten Zustande der Trunkenheit befand. Da sie sich ihm nicht anvertrauen und eben so wenig durch den tiefen Koth waten wollte, hatte sie ihrem Bedienten befohlen, sie in das nahe Hotel einer Freundin zu tragen.

— Die Sommersprossen sind äußerst gefährliche Feinde der weiblichen Schönheit, und wir glauben uns kein geringes Verdienst um die gesammte Damenwelt zu erwerben, wenn wir einige probate Mittel anführen, um diesen fürchterlichen Feind aus dem Felde zu schlagen. Der Saft ganz junger Weinreben im Frühjahre gepreßt, ist vorzüglich, eben so auch frische Erdbeeren, zerdrückt und über Nacht auf das Gesicht gelegt. Doch als vorzügliches Mittel dagegen wird der Milchsaft, der aus den Stengeln frisch gepflückter Feigenblätter fließt, angerathen. Jedenfalls ist es besser, derlei unschuldige Mittel anzuwenden, als zu ätzenden Wässern und Salben seine Zuflucht zu nehmen, deren Gebrauch oft fürchterliche Folgen nach sich zieht.

— Das romantische Arnothal am Fuße der Apenninen ist eine der herrlichsten Gegenden des gesegneten Italiens. Von duftenden Kastanienpflanzungen, die sich malerisch auf den Hügeln erheben, eingefaßt, schlängelt sich eine vortreffliche Straße durch dieses Thal, und an beiden Seiten derselben prangen äußerst reinliche Wohnungen, die immer hundert Fuß von einander abstehen, und deren jede ihren eigenen kleinen Garten hat. Das Ebenmaaß und die Zierlichkeit dieser kleinen Häuser sind ausgezeichnet, und eine Reihe Blumentöpfe, Orangenbäume, Aloen ꝛc. dienen denselben zu besonderer Zier. Doch der schönste Schmuck dieser pittoresken Häuserchen sind ihre holden Bewohnerinnen, welche die in der ganzen Welt bekannten und geschätzten Florentiner Strohhüte verfertigen. Der jährliche Ertrag dieses Fabrikates wird auf drei Millionen Lire geschätzt; eine Summe, die ganz in den Händen dieser holden Töchter Italiens bleibt. Jede derselben verschafft sich ihren Strohbedarf um eine Kleinigkeit und legt ihren Verdienst zur Aussteuer zurück. Einen Theil des erworbenen Geldes erhalten die Bauernweiber, die statt der niedlichen Strohflechterinnen die Feldarbeit versehen müssen. Es gewährt einen malerischen Anblick, die niedlichen Florentiner Mädchen mit ihrer Arbeit beschäftigt vor den Häusern sitzen zu sehen. Die feinen weißen Leinwandkleider, die hellfarbigen seidenen Mieder, die allerliebsten Strohhüte, welche sich auf ihren Häuptern wiegen, und die blühenden Gesichtchen mit dem schelmischen und süßen Lächeln auf den Rosenlippen, bilden die herrlichste Staffage in jener himmlischen Landschaft.

— Ein neuer Reisender erzählt in einem Berichte folgen-

den seltsamen Vorfall: „Vor einiger Zeit durchwanderte ich eine der reizendsten Gegenden Englands, nämlich Buckinghamshire, und begab mich von Windsor nach Eton. Mit einem Male traten drei Räuber aus einem nahen Wäldchen mir entgegen und überfielen mich; sie waren sämmtlich sehr jung und hatten wahre Galgenphisiognomieen. Ohne viele Umstände packten und schleppten sie mich vor den Anführer dieser Bande; was dort mit mir geschehen, weiß ich nicht, denn ich war in Ohnmacht gesunken. Als ich wieder zu mir selber kam, lag ich auf einer schönen Wiese und war all meiner Baarschaft beraubt; zu meinen Füßen aber fand ich eine Pistole und einen Dolch. Sogleich ergriff ich diese Waffen, um sie als erschwerenden Beweisgrund bei meiner Klage zu benützen. Wie war ich aber erstaunt, als mich nach überreichter Klage der Richter fragte: wo ich beraubt wurde? und auf meine Antwort, daß es im Walde bei Eton gewesen sei, sammt den Geschwornen in ein helles Lachen ausbrach. Erzürnt erwiederte ich, daß mir dies Benehmen sonderbar vorkomme, da man die Räuber zu kennen und zu dulden schiene. „Wir kennen sie allerdings," entgegnete der Richter, „vermögen aber nichts dagegen zu thun; die Räuber, die Ihnen die Börse abgenommen haben, sind junge Adelige aus der Schule zu Eton; sie bedienen sich eines Vorrechtes, das man vergebens abzuschaffen sucht; sie pflegen jährlich zu einer gewissen Zeit alle Reisenden zu plündern, und verwenden dieses Geld zur Bestreitung der Kosten des Rigorosums eines ihrer armen Mitschüler. Allen unseren Bemühungen, diese seltsame Contribution abzuschaffen, setzt man die Macht des Herkommens, dessen Kraft sie kennen, entgegen." — Aber die Mordversuche? — „Sind purer Scherz." — Doch die Pistole? — „Ist nur von Holz, so wie der Dolch ohne Klinge." — Dem war allerdings so, doch diese sonderbare Art der Collegialfreundschaft wollte mir lange nicht aus dem Kopfe.

— Wie gefällt Ihnen die neue römische Erfindung, Vegetabilien zu versteinern, ohne daß sich Form und Farbe derselben verändert? Der Erfinder hat sein Experiment auch an todten Körpern gemacht und sie richtig versteinert. Wie wohlfeil wird nun Deutschland seinen berühmten Männern Statüen setzen können! Man läßt sie eben mit der gehörigen Tinctur bestreichen, und die Statüe ist fertig. Es wird nun nicht mehr heißen: gestorben d. d., sondern: versteinert d. d. Freilich läuft man in Deutschland oft genug Gefahr, auch ohne Tinctur zu versteinern. — Merkwürdig bleibt der raffinirende Menschengeist. Wozu die Natur Jahrhunderte braucht, das macht er mit einem welschen Mittelchen in wenig Stunden möglich.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Herren-Moden erleiden in diesem Augenblicke nicht unwichtige Veränderungen. Man giebt z. B. den Fracks breitere Revers und breitere Kragen, die sich nach Willkühr zurückschlagen lassen, je nachdem man einen oder mehrere Knöpfe zuknöpfen will. Die schwarzen Fracks sind vorzugsweise modisch, selbst wenn sie à la française geschnitten sind; auch die braunen sehr langen Röcke werden gern von den jungen Herren getragen, welche die Mode anzugeben pflegen.

Die Künstler und die jungen Herren, welche sich nicht gern geniren, tragen häufig den Sack-Paletot. Die Pantalons macht man ein wenig wieder eng und auf dem Fuße minder ausgeschweift; der beliebteste Stoff ist der englische Drill. Ein Schneider hat einen neuen Sommerrock von Drill erfunden, der von den Dandys bereits getragen wird; er wird mit leichter Seide gefüttert, ist durchaus nicht wattirt und deshalb so leicht, daß man ihn in eine Tasche oder einen Hut stecken kann.

Bei dem Hute fällt uns ein Ausspruch eines der ersten Hutfabrikanten in Paris ein, der eine große Wahrheit für Modeherren enthält: „Haben sie graues Haar, so tragen sie einen schwarzen Hut, haben sie aber schwarzes Haar, so tragen sie einen grauen Hut."

Damen-Moden. Die Reisstrohhüte sind sicherlich die beliebtesten zu Anzügen Nachmittags; einige werden mit glasirter rosa oder blauer Seide gefüttert; am Rande ist der Schirm mit blaßrosa oder blauen Tüllrüschen besetzt und die Garnirung besteht in Sammetband. Andere sind mit bunter Gaze gefüttert und auf dem Schirme mit weißen Spitzen und schönen hängenden Federn ausgeputzt, die weiß in der Farbe des Futters schattirt sind.

Phantasiestrohhüte werden Vormittags getragen; die fashionabelsten werden mit Josephinen-Kränzen ausgeputzt, d. h. mit einer Guirlande von Rosen oder einer andern Blume, welche vorn an dem Kopfe liegt, in der Mitte am dicksten ist und nach der Seite zu allmählich dünner wird.

Sehr hübsch sehen die Hüte von weißem Krepp aus, die einen etwas aufwärts gerichteten Schirm haben und an der einen Seite ein Rosenbouquet, an der andern zwei kleine Bandrosetten von weißem Taffet dicht nebeneinander zeigen.

Von den Häubchen sind besonders die sogenannten Estelle-Häubchen beliebt, die ganz leicht von Gaze und mit Schleifen von Gazeband mit langen flatternden Enden gemacht werden. Man trägt jedoch auch mehrere andere neue Häubchenarten, die meist ganz aus Spitzen bestehen, welche den Vordertheil des Kopfes bedecken, und in Bindebänder gerade heruntergehen. Es gilt jetzt für ein Zeichen von schlechtem Geschmacke, das Häubchen zu weit hinten am Kopfe zu tragen.

Die Roben von Seide sind oft schürzenartig mit Schnürchen besetzt, die Leibchen glatt und rund, die Aermel dicht anliegend; dazu eine gestickte Cardinalpelerine; auch die Röcke unten herum mit einer Doppelguirlande von Lorbeerblättern gestickt, enge runde Leibchen mit Revers; enge Aermel mit Doppelärmel darüber; Spitzenmanschetten, die weit auf die Hand fallen; auch sieht man hohe dichtanliegende Leibchen mit Schneppe, enge Aermel.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 13. (IV. Jahrgang II. Quartal.)

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner. H. Franke, Commissionär. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

No. 1. (Sonnabend, den 2. Juli.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Drittes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ⅓ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Ein gefälliger Freund.

Als die Nachricht von dem schrecklichen Brandunglücke Hamburgs an der pariser Börse bekannt wurde, machte sie natürlich in diesem Tempel des goldnen Kalbes gewaltige Sensation. Man sprach von großen Verlusten Einzelner und versicherte unter andern, daß Herr F, der große Geschäfte mit Hamburg gemacht, völlig ruinirt sei. Im Anfange glaubte Herr F. selbst an dieses Gerücht und nahm sich vor, für alle Fälle seine Maßregeln zu treffen. Er hatte einen vertrauten Freund, einen Marquis, einen der reichsten Gutsbesitzer in Europa. Zu diesem ging F., erzählte ihm sein Unglück und bat ihn um ein Darlehn von 100,000 Franken. Der Marquis hörte die Bitte ruhig an, sagte kein Wort dazu, stand aber auf, ging an seinen Secretair und nahm ein großes Buch heraus, das er aufgeschlagen dem Herrn F. vorlegte. Die Blätter dieses Buchs waren ganz mit Zahlen bedeckt und F. überblickte sie und las: Am 14. Brumaire im Jahre VIII. an Frau von . . . 20,000 Fr. — Am 3. Januar 1807 an einen Freund, den Grafen von G., der sich durch das Spiel ruinirt hatte und sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, 100,000 Thlr. — Am 17. März 1814 an den Fürsten von . . ., als er aus dem Exil zurückkam, 50,000 Fr. —

Auf allen Blättern fanden sich ähnliche Angaben. F., der seinen Augen kaum trauen wollte, blätterte das ganze Buch durch und fand am Ende das fabelhafte Facit: „Dreizehn Millionen neunmalhunderttausend Franken.“ Dann blickte er zu dem Marquis auf und sagte: „Aber lieber Freund, es ist doch kaum möglich, daß Sie diese bedeutende Summe ausgeliehen haben können.“ — „Und warum sollte es nicht möglich sein?“ — „Weil Sie dann ruinirt sein müßten.“ — „Ich habe mich deshalb auch begnügt, die Summen zu notiren, die man von mir borgen wollte, niemals verborgte ich aber auch nur einen Sou. Sie sehen ein, daß ich in meinem Alter und Ihretwegen nicht anfangen kann, dumme Streiche zu machen. Sie selbst würden es nicht zugeben.“

Bei diesen Worten nahm der Marquis eine Feder und schrieb vor den Augen des Herrn F. in sein großes Schuldregister: Am 10. Mai 1842 an meinen Freund F., der durch den Brand von Hamburg ruinirt sein soll, 100,000 Fr.; dann schlug er das Buch zu und sprach von etwas Anderm.

eins von denen sei, welche man niemals zur völligen Entscheidung bringen werde, so glaube er, zur Tagesordnung rufen zu müssen.

Angenommen! riefen zu gleicher Zeit zwei von den Rednern; aber der Dritte, welcher den Toast ausgebracht hatte, antwortete: Sie werden nicht läugnen, Herr Präsident, daß Ihrer Natur und Ihrer Neigung nach, es Ihnen unmöglich ist, anders als im Familienleben, an der Seite einer einfachen mit Ihnen sympathisirenden Lebensgefährtin den Ihnen bestimmten Theil am Glücke dieser Welt zu genießen.

Das leugne ich allerdings nicht; aber wo soll ich diese sympathisirende Frau finden?

Wenn Sie eine solche, wie Sie begehren, finden, so verspreche ich gleichfalls dem Glücke des Junggesellenlebens zu entsagen, und eine Nummer in der großen Lotterie zu besetzen, bemerkte Paul.

Mir fällt etwas ein, sagte auf einmal der Flitterwochenmann. Seid Ihr es zufrieden, daß ich in das Journal, woran ich mitarbeite, eine Anzeige folgenden Inhalts einrücke:

„Man wünscht eine Frau von edlem Herzen zu finden, für einen achtbaren Mann, welcher bis jetzt mit keiner Frau hat sympathisiren können?"

Köstlich! riefen zwei von den Gästen; der Präsident legte seine gewöhnliche Ernsthaftigkeit ab und füllte die Gläser über den Rand. Ich billige den Gedanken, aber nicht die Form, bemerkte der Ausbringer des Toastes.

Da, ändere die Form, wie es Dir beliebt! antwortete der Journalist, indem er dem Freunde das Portefeuille aufgeschlagen darbot, der sich sofort an die Arbeit machte.

Auf die Gesundheit der ehrenwerthen Personen, welche dieser Aufforderung entgegenkommen werden! rief der Präsident, indem er sein Glas an die drei andern stieß.

Auf ihre Gesundheit! wiederholte der Journalist. Ich wette, daß wir wunderliche Briefe zu lesen haben werden; ich werde sie an Ihre Adresse verweisen, sehr verehrter Präsident; nichts, als die Mühe zu wählen, werden Sie davon haben. Aber vor Allem müssen wir die Sache in eine paßliche Form bringen, bemerkte Paul der Zweite.

Hier ist eine Abfassung, die, wie ich hoffe, Jedermann zufrieden stellen wird, sagte der Antragsteller des Amendements, welcher an einer Ecke des Tisches einen leidlich launigen Artikel aufgesetzt hatte.

Laß sehen! riefen Alle, und der Journalist nahm das Portefeuille und las der Versammlung den Artikel vor.

Gut, sehr gut! riefen die andern zwei, nachdem er geendigt hatte. Einstimmig angenommen, bis auf die Stimme des Präsidenten, welche jedoch nicht zählt, in Betreff daß er selbst bei der Sache betheiligt ist. — Morgen, meine Herren, erscheint dieser Artikel unter unsern Anzeigen, zwischen einem verlornen Hunde und einer zu allen Diensten geschickten Magd. Übermorgen werden sich die Candidaten einfinden und, wie ich versprochen habe, werden ihre Gesuche unverzüglich unserm ehrenwerthen Präsidenten zu gefälliger Auswahl überreicht werden.

Bravissimo!

Flaschen wurden fortwährend geleert, und Witzreden regneten auf den armen Amphitryon, bis die Glocke auf Caudenberg die Mitternachtsstunde ankündigte.

Die vier Freunde trennten sich unter dem Versprechen, bei der nächsten Zusammenkunft nicht zu fehlen und ein jeder seine Dame mitzubringen.

Den folgenden Tag, am ersten des Monats Mai, las man in demjenigen unter den Brüsseler Tagesblättern, welches die meisten Abnehmer in den Provinzen zählt, folgenden sonderbaren Artikel:

Man sucht für einen Freund eine Frau von 20 bis 25 Jahren aus einer achtbaren Familie. Die übrigen erforderlichen Eigenschaften und Bedingungen sind:

1) Ein annehmliches Äußere.

2) Ein gutes Herz und die Kenntniß der Orthographie. Geist ist nicht eben unerläßlich, aber ein gesunder Verstand dürfte nicht fehlen.

3) Lieber eine Mitgift von 200,000 Franken in sichtbarer und handgreiflicher Gestalt, als zwei Millionen Vermögen in Aussicht.

Note. Bei übrigens gleichem Werth giebt man einer Provinzbewohnerin, sonder Harfe und Piano, den Vorzug.

Der Freier tritt gerade in die Dreißiger. Er trägt keinen Schnurrbart, aber er raucht Cigarren und verbraucht viel Kaffee. Sein Gesicht, veränderlich wie ein Barometer, gefällt Einigen, während es Andern mißfällt. Es ist ein vortrefflicher junger Mann, höchst zugethan allen Denen, die ihm gleichen, und in demselben Grade allen Taugenichtsen und Narren abhold. Es besitzt ungefähr 4000 Franken Einkünfte und ein Talent, welches ihn weit in der Welt bringen könnte, wenn er nicht ein Philosoph wäre. Mehr als einmal hat er Gelegenheit gehabt, eine so genannte gute Partie zu machen; aber er weiß, daß nicht alles Gold ist was glänzt; überdies hat er das Unglück, in die Herzen der Weiber zu klar zu schauen, und er verabscheut die Eitelkeit und die Coquetterie. Demnach, weil Frauen, die mit diesen zwei Fehlern nicht behaftet wären, zumal in einer großen Stadt,

wo die jungen Mädchen in Luxus und Ehrfucht aufwachsen, schwer zu finden, so wird man die Veranlassung zu gegenwärtiger Anzeige begreifen, welche einzig und allein durch den Wunsch, das Glück eines braven Mannes zu machen, hervorgerufen ist. Etwaige Eingaben wolle man dem Büreau dieses Journals unter der Adresse des Herrn Z. Y. X. zustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todesangst bei einer Whistparthie.

Ein Engländer, der sich eine Zeit lang in Indien aufgehalten hat, erzählt von einer Whistparthie Folgendes: „An einem Abend spielten wir lange Whist. Herr Marey, der immer Glück hatte, gewann fortwährend und er war außer sich vor Freude, während bei den Übrigen die Verdrießlichkeit zunahm, je länger das Spiel dauerte. Allein plötzlich änderte sich die Scene. Marey blieb auf einmal still und rührte keine Karten an. „So spielen Sie doch, Marey!" rief ihm Churchill zu. Er antwortete nicht. — „Ist Ihnen unwohl?" fragte ihn ein Anderer. — „Still, still! rief Marey ganz leise uns zu und sah todtenbleich aus. Einer von uns wollte aufstehen und zu ihm gehen, um ihm zu helfen. „Um Gotteswillen, bleiben Sie ruhig sitzen," entgegnete Marey mit angstvoller Stimme, „wenn Ihnen nur im Geringsten etwas an meinem Leben liegt, so rühren Sie sich nicht; denn sobald Sie sich bewegen, bin ich verloren." — Wir sahen einander erschrocken mit Bewunderung an, und er bemerkte leise: „Noch ist nicht alle Hoffnung aufzugeben; es hat sich eine Cobra de Capello um meinen Fuß geschlungen." — Wir wollten aus Instinkt der eigenen Sicherheit unsere Stühle wegschieben, aber ein bittender Blick des Freundes hielt uns zurück; auch wußten wir, daß, wenn die Schlange Herrn Marey verließ, um einen Andern zu umschlingen, dieser im Voraus für verloren angesehen werden konnte, so schrecklich ist in seinen Wirkungen das Gift dieser gräßlichen Schlange. Herr Marey trug kurze Beinkleider und seidene Strümpfe, so daß er alle Bewegungen des Thieres genau fühlte. Er wurde leichenblaß; die wenigen Worte, die er sprach, waren kaum hörbar; seinen Athem hauchte er langsam aus, um nur keine Bewegung zu machen, so sehr fürchtete er, seine Feindin zu beunruhigen, und die verderbliche Entwickelung zu beschleunigen. — Unsere Angst war nicht minder groß, als die Seinige. „Ich bitte Euch um Gotteswillen!" rief Marey im ängstlichen Tone ganz leise, „holt Milch. Man setze eine Schüssel damit an den Boden nahe bei mir und gieße davon etwas aus." — Ein Diener entfernte sich. . . . „Mein Schicksal wird bald entschieden sein," bemerkte der Unglückliche in seiner Todesangst. „Ich habe in Europa eine Frau und zwei Kinder; sagt ihnen, daß ich sie segnend starb. Meine letzten Gedanken gehören ihnen . . . Die Schlange windet sich weiter herauf nach der Kniekehle zu, — ich fühle ihren Athem, o Gott, mein Ende ist gekommen, ich muß sterben!" — Keiner von uns wagte ein Wort zu seinem Troste hervorzubringen. Endlich brachte der Diener die Milch, stellte sie hin und entfernte sich todtenbleich. „Es hilft nichts" fuhr Marey fort, „sie schließt sich vielmehr immer fester an. Ich wage es nicht hinzusehen . . . Barmherziger Gott, nimm meinen Geist zu dir und vergieb mir! — Jetzt lockert sie sich ein wenig auf . . . will sie sich zu Einem von Euch wenden? — Nein, die Milch lockt sie. Rührt Euch nicht, sie will mich verlassen, aber seid auf Eurer Hut. Churchill, ich glaube, sie kommt zu Dir." Dieser rührte sich nicht. Marey sah jetzt unter den Tisch. Die Schlange hatte seinen Fuß verlassen und sich zu der Milch gewendet. „Gott sei ewig gelobt, ich bin gerettet!" rief Marey freudig aus, sprang auf, schleuderte den Stuhl weg und sank halb ohnmächtig in die Arme seines Dieners, der ihn wegtrug. Wir entfernten uns ebenfalls augenblicklich in aller Stille. Die Schlange wurde durch einen Säbelhieb getödtet, als sie aus dem Fenster hinauskroch. Trotz dem, daß Herr Marey gerettet worden war, so hatte dieser Vorfall doch die traurigsten Folgen für ihn; denn er erholte sich von dem Schreck nicht; er kränkelte mehrere Jahre hindurch und sank in seinen besten Jahren in's Grab.

Anekdote.

Einem Prediger, welcher über die Leidenschaften predigte, fiel eine alte Frau auf, welche während der ganzen Predigt laut weinte. Er befragte sie deshalb nach dem Gottesdienst um die Ursache, und sie entgegnete: „Ach, Herr Prediger, da muß ich ja wohl weinen, denn Sie predigen ja über die Leidenschaften." „Haben Sie denn noch Leidenschaften, gute Frau?" „Ach, und wenn Sie wüßten, Herr Prediger, wie weiter!" „Auf Ihre alten Tage?" „Freilich, freilich!" „Und welche denn?" „Zuerst stirbt mir mein Mann; ist das nicht eine Leidenschaft? Dann macht man mir den einzigen Sohn, der meine Stütze sein soll im Alter, zum Soldaten, und vor vier Wochen stirbt mir die Kuh sammt dem Kalbe — sind das nicht Leidenschaften genug für mich alte Frau?" Das gute Mütterchen verwechselte Leiden mit Leidenschaften.

Der Zögling von Saint-Cyr und die alten Knasterbärte.

Als Napoleon eines Tages im Tuilerienhofe über einige Gardeeregimenter und die Zöglinge von St.-Cyr Musterung hielt, bemerkte er unter Letzteren einen Sergeanten von ziemlich entschlossener Haltung und befahl dem jungen Menschen, die gegenüberstehenden Grenadiere zu exerciren.

Bekanntlich war die Schule von St.-Cyr ausgezeichnet durch die Fertigkeit der Zöglinge in Ausführung der soldatischen Handgriffe, nach denen die alten Garden nicht sonderlich viel mehr fragten, weil sie ganz andere Dinge zu thun hatten.

Der Sergeant trat zuversichtlich vor die Front und begann mit fester Stimme das Commando:

„Achtung — in Arm — 's Gewehr!"

Das Commando wird ausgeführt, aber mit höchst gemüthlicher Nachlässigkeit.

„Ganz schlecht," schreit der Sergeant, „besser aufgepaßt, zum Geier!"

Der Kaiser lächelt, einige alte Brummer finden den Auftritt sonderbar und der Sergeant fährt fort:

„Achtung — präsentirt — 's Gewehr!" Neue Bewegung, die alte Nachlässigkeit. „Blitz und Hagel," schreit der Zögling von St.-Cyr, „so gebt doch Achtung, so müßt ihr's machen?"

Er macht ihnen das Exercitium vor, der Kaiser lacht hell auf, aber die Grenadiere runzeln die Stirn. Auf's Neue ertönt nun das Commando:

„Achtung — in Arm — 's Gewehr!" Es geht wiederum nicht besser als vorher und in seiner Ungeduld nennt der junge Mensch die alten Krieger: „Ganaches."

Nun fingen die alten Knasterbärte an zu murren und den Sergeanten von St.-Cyr mit allerlei Ehrentiteln zu beschenken, so daß der Kaiser es für gerathen hielt, näher zu treten, um sie dadurch zum Schweigen zu bringen. Napoleon nahm dem jungen Menschen das Gewehr ab und commandirte den gegenüberstehenden Zöglingen von St.-Cyr das Exercitium vor, das sie, von dem Augenblick begeistert, in höchster Vollkommenheit ausführten. Sobald der Kaiser nun dachte, die Wallung der Grenadiere könne sich gelegt haben, wandte er sich zu ihnen, zeigte auf die jungen Leute und sagte lächelnd:

„Nicht wahr, Kinder, sie machen's ganz hübsch?" — Dann gab er dem Sergeanten das Gewehr zurück und sprach mit strengem Ton so laut, daß alle ihn vernehmen konnten: „Uebrigens, mein Herr, haben wir's in unserer Jugend doch noch besser gemacht." — Die Grenadiere waren zufrieden und riefen donnernd ihr „Vive l'empereur!"

Damen-Toilette.

Aus der Toilette eines Frauenzimmers läßt sich oft das Frauenzimmer selbst erkennen. Die Toilette ist heut zu Tage nicht selten das Arsenal von Kriegsinstrumenten, mit welchen bewaffnet, Damen die Männer gewinnen wollen. Was sind die ersten Bestandtheile einer solchen Toilette? — Ein ungeheurer Spiegel, worin sie das liebe Gesichtchen hundert Mal des Tages begucken, wenn sie wirklich noch ein gutes Gesicht haben und nicht dazu einer Lorgnette bedürfen. Wohlgerüche, damit, wenn sie in keinem guten Geruche stehen, dennoch eine Täuschung möglich wird, wie sie glauben; eau de cologne, milles fleurs u. s. w., wie das Zeug immer heißt, bilden die Garniture um den Spiegel. Falsche Locken, womit sie locken wollen, welche sie nehmen, wenn kein gutes Haar mehr an ihnen ist, die können doch unmöglich entbehrt werden und gehören auch zu den verborgenen Bestandtheilen einer Toilette. Mieder, wahre Compressionsmaschinen, sind die Panzer in einer geheimen Lade. — Gewisser Dinge, deren man sich bedient, um ein Ganzes abzurunden, will ich nicht einmal erwähnen; möge manche nur an ihr Herz greifen und sie weiß, was ich meine, und wenn man lange sitzen bleibt, macht man sich das Sitzen so bequem wie möglich. Das sind so allerhand unaussprechliche Kunststückchen, welche zur Toilette gehören. So beiläufig, ich habe nur höchst Unvollständiges gesagt. Wie wäre es auch leicht, Alles dieser Art zu sagen, so beschaffen ist die Liebeswaffenkammer eines Frauenzimmers, wie es — sein soll. Ihr Frauen, die ich traf mit meinen Zeilen, Ihr könnt nur Kurzsichtige für Euch gewinnen, und wenn Ihr etwas scheinen wollt, was Ihr nicht seid, dann seid Ihr weibliche Gecken und das Geckenthum ist ein schlechter Anempfehlungsbrief, es ist ein Betrug an der Natur. Schönheit ist nicht zur Liebe nothwendig, denn ich denke mir, als die Liebe geboren wurde, stand bei der Wiege das Herz als einziger Taufpathe. Um ein Herz aufzuputzen, braucht es keiner Toilette, denn es ist an sich ein Diamant, welcher hervorleuchtet mit seinem bezaubernden Feuer vor Edelsteinen.

Drum, wenn ich ein Frauenzimmer genau kennen lernen will, so sehe ich nach seiner Toilette, die sie theils an sich, mit sich oder neben sich hat. Und aus der Toilette habe ich mehr als einmal gelesen, was ich aus

schlauen Zügen zu entziffern nicht vermochte. Jedes Weib ist ein Engel, wenn es nur ein Herz hat. Unserer halben Männerwelt ist freilich das Herz nichts und solche Herren sagen: „jedes Weib ist ein Engel, wenn es nur Geld hat.“ Wahr! Doch was sind das für Männer? Das häusliche Glück kehrt bei solchem Bunde nicht ein. Man braucht hier eben nicht von einer Hütte und Ihrem Herzen zu träumen; was aber ist Geld ohne Herz? Licht ohne Wärme? —

Miscellen und Anekdoten.

(Zur Geschichte der Moden). Als der Prinz von Joinville von einer seiner weiten Seereisen zurückkam, machte ihm seine Schwester, die Prinzessin Clementine, Vorwürfe darüber, daß er ihr nicht den Anzug eines Mädchens aus den Ländern, die er besucht, mitgebracht habe. „Ich möchte gern einen solchen Anzug anprobiren,“ sagte sie. — „Das kann sehr leicht geschehen,“ antwortete der Prinz; „Deine Vorwürfe sind sehr ungerecht, denn ich habe wirklich den vollständigen Anzug einer wilden Königin gekauft, die ohngefähr von Deiner Größe war. Morgen werde ich ihn Dir bringen.“ Am andern Tage kam der Prinz und sagte zu seiner Schwester: „ich habe mein Versprechen nicht vergessen. Da bin ich. — „Und der Anzug?“ Der Herzog von Joinville nahm, ohne etwas zu antworten, ein sehr seltsames Halsband, das aus rothen Samenkörnern und blauen Glasstückchen bestand, aus der Tasche. Die Prinzessin betrachtete dasselbe, fand es trotz seiner Einfachheit recht hübsch, legte es auf einen Tisch und wartete. Der Prinz besah unterdeß ein Gemälde. „Aber, Joinville,“ redete sie ihn an, „woran denkst Du?“ — „Warum diese Frage, liebe Schwester?“ — „Du weißt, worauf ich warte —“ „Auf was wartest Du?“ — „Auf den Anzug der wilden Königin.“ — „Ich habe ihn Dir gegeben.“ — „Ein Halsband nur! wo bleibt das übrige?“ — „Sie trug kein übriges.“

(Lebensrettung durch eine Lüge.) König Karl XII. von Schweden verurtheilte einen Soldaten zum Tode, und stand in geringer Entfernung von dem Platze, wo die Hinrichtung vollzogen werden sollte. Der Urtheilsspruch des Königs schien auf den Delinquenten keinen besondern Eindruck zu machen, weil er fest auf Begnadigung hoffte; als man ihm aber versicherte, daß er keine Gnade erhalten werde, rief er mit lauter Stimme: Meine Zunge ist noch frei und ich will sie gebrauchen, so lange noch ein Athem in mir ist. Er stieß auch wirklich die gröbsten Schmähreden gegen den König aus. Letzterer verstand die Worte des Delinquenten nicht genau und fragte, was der Soldat gesagt habe. Ein General, welcher den aufbrausenden Zorn des wilden Eroberers schon oft beschwichtigt hatte, suchte auch hier als Vermittler aufzutreten, und erwiderte, der Soldat habe mit lauter feierlicher Stimme gerufen: Gott liebt die Barmherzigen und lehrt die Mächtigen, ihren Zorn zu mäßigen. Der König ward gerührt durch die Worte und begnadigte den Verurtheilten. Ein Anderer aus dem Gefolge des Königs suchte im entgegengesetzten Interesse diese Gelegenheit zu seinem Zwecke zu benutzen und wiederholte dem Könige genau die unehrerbietigen Ausdrücke, deren sich der Soldat bedient hatte, und fügte mit einem ernsten Seitenblicke auf den General hinzu, daß Personen von hohem Range in Gegenwart ihres Fürsten sich nie einer absichtlichen Entstellung folgenreicher Thatsachen schuldig machen sollten. — Der König sann einige Augenblicke nach und wandte sich dann mit Unwillen zu dem Cavalier, der den General Lügen gestraft hatte: Dies ist das erste Mal, daß ich zu meinem Vortheile hintergangen worden bin; aber die Unwahrheit, welche mir Ihr Gegner sagte, gewährt mir mehr Freude und innere Befriedigung, als die von Ihnen aufgedeckte Wahrheit.

— Der Sohn eines Theaterfriseurs, der bisher nur stumme Rollen gegeben hatte, wünschte sich auch in einer Sprachrolle zu versuchen. Er sollte als Knappe in einem Ritterschauspiele auftreten und die Worte sagen: Gestrenger Herr, draußen vor der Pforte sieht man den Feind in dichten Haufen aufziehen. — Worauf der Ritter, sich an seine Kampfsgenossen wendend, zu erwidern hat: Auf denn, meine Freunde, laßt uns, die bedrängte Unschuld zu rächen, unsere Schwerter in das Blut der Frechen tauchen, — und in Begleitung Aller mit gezogenen Schwertern hinauseilen mußte. Der angehende Künstler erwartete jetzt an der Thür mit klopfendem Herzen das Stichwort. Ein Bekannter von ihm hatte sich mit dem Buche in der Hand neben ihn gestellt, damit er auf keinen Fall zu unrechter Zeit auftreten möchte. Unterdessen entspann sich zwischen seinem Vater und dem Bühnenvorsteher ein hitziger Streit, der so heftig wurde, daß der Sohn seinem Vater zu Hilfe gekommen wäre, wenn ihn davon nicht der nachlesende Freund abgehalten hätte. Endlich traf das lange erwartete Stichwort und eine Ohrfeige, womit der Bühnenmeister den Friseur bediente, in einem Nu zusammen, und der auftretende Sohn des gemißhandelten Vaters wurde von seinem Freunde zur Thüre hinein auf die Bühne geschoben. „Gestrenger Herr! gestrenger Herr!“ stotterte er, „da draußen — Herr — da draußen — —“ Nun fuhr ihn der Ritter an, was giebts da draußen? „Da draußen,“ platzte der Knappe heraus, „hat der Theatermeister meinem Vater eine Ohrfeige gegeben!“ und schoß über Hals über Kopf wieder zur Thüre hinaus. Der Ritter schloß die Scene mit den Worten seiner Rolle: „Auf denn, meine Freunde, laßt uns, die bedrängte Unschuld zu rächen, unsere Schwerter in das Blut der Frechen tauchen!“ und verließ dann unter dem Gelächter des Hauses mit seinen Kampfgenossen die Bühne.

(Eine Inquisitions-Anekdote.) Der Diener eines spanischen Edelmannes ward vor das furchtbare Tribunal geladen und beschuldigt, er sei ein Jude. Der Mann schwört, er habe seit seiner ersten Lebensstunde der katholisch-christlichen Kirche angehört. Hilft nichts, man sendet ihn auf die Folterbank und martert ihn so lange, bis er, erliegend unter den entsetzlichen Qualen, sich zum Israeliten lügt. Das heilige Gericht findet sich nun veranlaßt, auch den Herrn des Gepeinigten, dem die Abstammung desselben gewiß nicht unbekannt gewesen, sofort zur Rechenschaft zu ziehen. Er wird citirt, bittet aber demüthigst, in seiner eignen Wohnung verhört zu werden, da eine schwere Krankheit ihn hindere, das Bett zu verlassen. Ein Mitglied des Tribunals verfügt sich, voll brennenden Eifers, in das Haus des Edelmanns. Er findet ihn wirklich, wie es scheint, schwach

zum Sterben, und theilt ihm mit, daß schwerer Verdacht, auch er sei ein Jude, in Folge des Geständnisses seines Dieners auf ihn falle. Er möge sogleich gestehen, oder auf die peinliche Frage sich gefaßt machen. Da winkt der kranke Edelmann einigen Dienern, die sich in einem Seitenkabinet aufhielten. Sie stürzen herbei, packen den drohenden Besucher und stülpen ihm, auf den Wink ihres Herrn, einen glühenden Ofenrost auf den Kopf. Der Mann schreit und windet sich vergebens. Der Edelmann herrscht ihm zu, augenblicklich zu bekennen, daß er Jude sei, es zu beschwören mit dem bindendsten Eide. Der Schmerz erpreßte ihm das Geständniß. „Seht Ihr," ruft nun der Andere, „wie leicht es ist, die Leute zum Bekenntniß von Dingen zu bringen, an die sie nie gedacht. Ich that Euch, wie Ihr meinem Diener thatet." — Diese Anekdote ist, wenn nicht wahr, doch gut erfunden.

(Die ärztliche Consultation.) Zwei rühmlichst bekannte Ärzte, von denen der eine sehr ausgezeichneten Ruf besitzt, wurden auf das Land zu einem kranken Müller gerufen. Bevor sie den Kranken besuchten, gingen sie in ein Gasthaus des Städtchens, um sich durch einen Schluck Wein zu ihrem Geschäfte zu stärken. Dort trafen sie einen wohlbekannten Schauspieler der Hauptstadt, der so ausgezeichnet in seiner Kunst wie sie in der ihrigen war. „Nehmt mich mit," — sagte der aufgeweckte Thespissohn, „ich will einen Arzt spielen und, was gilt die Wette? — mehr ernten als Ihr!" — Lachend gingen sie die Wette ein. Alle drei traten in die Stube des Kranken; die zwei Ärzte gingen zum Bett und erkundigten sich nach der Krankheit; der Schauspieler lehnte sich an einen Tisch und sah starr auf den Kranken. Die Ärzte wandten sich zu ihrem Gefährten und consultirten ihn in lateinischer Sprache. Er schüttelte fortwährend bedeutungsvoll mit dem Kopfe und sagte zu Allem: „Non consentio!" Der Müller kommt natürlich auf den Gedanken, daß dieser ein sehr berühmter Arzt sein müsse. Er wird durch das Folgende noch mehr darin bestärkt. Denn als einer der Ärzte das Rezept schreiben will, tritt der Schauspieler zu ihm, nimmt ihm die Feder aus der Hand, geht zum Bett des Kranken, fühlt seinen Puls, klopft an seine Brust, an seinen Rücken — und thut natürlich Alles mit einer sehr wichtigen Miene. — Die Ärzte gehen fort und der Kranke drückt Jedem ein Honorar in die Hand. „Nun, wir wollen sehen, wer am meisten bekommen hat," — sagt der Schauspieler beim Hinausgehen. Man zählt das Erhaltene, der Schauspieler hatte das Doppelte von dem, was jeder der Ärzte aufzählte. — So ist's in der Welt, Schein gilt mehr als Sein!

— Ein englischer Prediger, der einen gepriesenen Namen hatte als berühmter, vielbesuchter Redner, besaß, wie das öfters vorkommt, nur das Talent, aus den bedeutendsten älteren Kanzelreden das Beste geschickt zu benutzen. Seine Zuhörer waren, da er in die Stimmungen des Tages klug einging, meist aus der Vornehmheit und eben deshalb um so weniger im Stande, seine Plagiate zu entdecken. Eines Tages jedoch nahm gerade der Kanzel gegenüber ein ältlicher, ernster Mann Platz und schon nach den ersten Sätzen des Redners sprach er ziemlich laut: „Das ist Sherlock!" Eine leise, bald wieder überwundene Verlegenheit unterbrach die Predigt. Kaum hatte der Geistliche indeß wieder einige Zeit geredet, als es zum zweiten Male ertönte: „Das ist Blair!" Mit an sich haltender Überwindung fuhr unser Redner nochmals fort; als aber bald darauf der dritte Ausruf bemerkte: „Das ist Tillotson!" wandte er sich zu dem lästigen Censor mit den Worten: „Kerl, halt Er sich ruhig oder ich lasse ihn hinauswerfen!" Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete der alte Herr sehr laut indem er sich zum Fortgehen anschickte: „Das ist er selbst!" — Gewiß bittet Mancher, dem Ähnliches geschehen könnte, vor solch einem Zuhörer für immer bewahrt zu sein!

— An einem kühlen Septemberabend stand der berühmte Schauspieler Garrick in seinem Zimmer mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, als an die Stubenthüre geklopft wurde. Ein Schornsteinfeger trat herein. „Herr!" sprach er: „Ihr seid der berühmte Garrick, ich möchte gern bei Eurem Theater Dienste nehmen und spielen." — Garrick: „Was kannst Du? — Schornsteinfeger: Ich kann den Lear, Hamlet, Othello. — Garrick: Du? Laß hören! deklamire mir den Monolog: „Sein oder nicht sein." — Der Schornsteinfeger fing an zu deklamiren, Garrick war entzückt über sein Talent, bewegte sich am Kamin hin und her, die Flamme ergriff seinen Rock und Garrick brannte. Der Schornsteinfeger stürzte sich auf ihn und rettete ihn vom Tode des Verbrennens. Garrick fiel dem Schornsteinfeger in die Arme und rief: Mein Retter, mein Freund, mein Hausgenosse! Sei was Du willst, nur betritt die Bühne. — Der Schornsteinfeger betrat sie und erhielt großen Beifall. Nach einiger Zeit wurde derselbe vermißt, er war verschwunden und hatte von Niemandem Abschied genommen. Ein Jahr darauf begegnete Garrick auf der Straße einem Schornsteinfeger, dessen Gesicht er zu kennen schien. — Garrick: Heda Freund! Seid Ihr nicht unser Kollege? Warum verließet Ihr mich und die Bühne? — Schornsteinfeger: Ach Herr! meine ehemaligen Kollegen haben mich so viel ausgelacht und gemißhandelt, weil ich unter die Komödianten gegangen war, daß ich die Narrenkappe ablegen und die Schornsteinfegerkappe wieder aufsetzen mußte.

(Cap Haitien.) Am 7. und 8. Mai, gleichzeitig mit dem Brande in Hamburg und dem Unglück auf der Versailler Eisenbahn wurde die Insel Haiti (St. Domingo) von einem entsetzlichen Erdbeben heimgesucht, namentlich verschwand die Stadt Cap Haitien, auch blos Cap oder schlechtweg die Capstadt genannt, gänzlich und zwei Drittheile ihrer Bevölkerung von 15,000 Seelen verloren dabei das Leben.

— Auf der Insel Cuba ist neulich ein merkwürdiger Betrug vorgekommen. Ein amerikanisches Sklavenschiff brachte 600 Neger, die leicht verkauft wurden, nach drei Wochen aber in einer Nacht sämmtlich von den Pflanzungen verschwanden, ohne daß es möglich war, auch nur einen einzigen von ihnen wieder zu erlangen. Am andern Tage bemerkte man dagegen große Bewegung in dem Hafen; 600 Europäer segelten auf einem und demselben Schiffe nach Jamaica ab.

Man stellte Nachforschungen bei den Pflanzern an, in deren Besitz jene Neger gewesen waren und erfuhr, daß in den letzten Tagen vor der Flucht eine gewisse Krankheit die meisten dieser Neger befallen habe, die an verschiedenen Stellen ihres Körpers die schwarze Farbe verloren. Ein Chemiker erklärte darauf, es sei zwar unmöglich, einen Schwarzen weiß zu waschen, dagegen sehr leicht, einen Weißen schwarz zu färben, und um dieses zu beweisen, tauchte er seine Hand in ein helles Wasser, hielt sie drauf eine Minute in die Sonne und sie wurde so schön schwarz, daß die Schwärze

weder durch Wasser noch Seife wegzunehmen war. Er sagte zu gleicher Zeit aus, er habe für den Capitain des Schiffes, welches eben abgegangen, eine große Parthie Silbernitrat (Höllenstein) verkauft, wonach sich erwarten läßt, daß dieser Dieb einer neuen Art, seine Ladung von Neuem schwärzt und an irgend einer Insel wieder für Neger verkauft. Die falschen Neger sind, wie man später erfahren, ein Haufe von Vagabonden aus allen Ländern, die man in mehreren Häfen der vereinigten Staaten angeworben.

— Die Manes oder Liebeszeichen der Perser und Perserinnen sind höchst sonderbar, z. B. will ein Perser einem Mädchen seine Liebe erklären, so schickt er ein Stück Mastir, das bedeutet: Schönste, ich liebe Dich; — oder ein Stück Aloe, das heißt: einziges Labsal meiner Seele; — oder einen Seidenfaden, id est: Du bist meine Herzenskönigin; — oder etwas Mehl mit der Deutung: Du kränkest mich; — oder ein Haar: was habe ich gethan, daß Du böse bist? — oder etwas Tabak: rechne ganz auf meine Beständigkeit; — oder eine rothe Rübe: Grausame, Deine Sprödigkeit tödtet mich; — oder eine Korallenschnur: mein ganzes Vermögen ist Dein; — oder eine Nelke: auf ewig Dein! — Sendet hingegen eine Perserin einem Manne eine Biene, so bedeutet das: Du kannst Hoffnung fassen; — eine Feder heißt: sei unbesorgt, Du wirst erhört; — etwas Erde: gieb vor allem Deine bisherige Liebschaft auf; — etwas Flachs: bist Du böse auf mich? — eine Bohne: die Sorge um Dich raubt mir den Schlaf; — ein Goldfaden: warum sehe ich Dich nicht? — eine Gurke: meine Nebenbuhlerin bringt mich zur Verzweiflung; — eine Olive: lieber wollte ich Dich todt, als untreu sehen; — eine Zwiebel: komm in meine Arme, daß ich Dich fest umschließen kann; — ein Stück rosenrothes Zeug: die eigenste Sklavin Deines Lagers; — eine Feige: schalte über mich, wie Dir's beliebt u. s. w. Ob wohl einige Akademien in Persien bestehen, wo man all diese versteckten Bedeutungen vorträgt?

— Ein sehr geschwätziger Mann, der in seine Gespräche gern fremdländische Worte zu mengen pflegte, äußerte sich über eine kürzlich gemachte Landparthie wie folgt: „Gestern habe ich mit den Brüdern N. N. eine interessirte Explosion nach Baden gemacht. Wir haben dort Tableau gegessen und äußerst saftige Collets verzehrt. Der ältere Bruder ist freilich ein langweiliger Poltron. Er zieht die Worte, als ob man auf einem unblamirten Wege ginge. Kein Advokat zieht eine Prozession so in die Länge, wie er eine Erzählung. Dagegen ist der Jüngere ein lustiger Gesellschafter, ein äußerst ovaler Mensch.

— Im vorigen Jahre saß an der Table d'Hote zu Dobberan, an welcher auch der verstorbene Großherzog Mecklenburg Schwerin Theil zu nehmen pflegte, ein wohlhabender Landbesitzer mit seiner Tochter, der mit seinen Bauern und Ochsen besser umzuspringen verstand, als mit der deutschen Sprache. Um dem Großherzoge sich bemerklich zu machen, wandte er sich plötzlich zu seiner Tochter um und redete sie ganz laut an: Sag' mich mal, was ist Dich denn? Du ißt mich nicht, Du trinkst mich nicht; Du bist mich doch nicht krank? —

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Röcke sind noch immer ungemein lang und weit. Die beliebteste Besetzung sind Fransen und Posamentierarbeit. Die Damen tragen meist glatte, gestreifte oder klein carrirte Stoffe. Die Stoffe mit großen oder kleinen Mustern, Bouquets oder Ranken scheinen gänzlich geächtet zu sein.

Wir machen die Bemerkung, daß fast alle Kleider zum Ausgehen große Pelerinen und halbenge Ärmel haben, die oben mit Querstreifen oder mehrern Reihen Posamentierarbeiten besetzt sind und unten einen Aufschlag haben, der durch Knöpfe oder Bänder gehalten wird, je nach der Garnitur der Kleider. Die Pelerine ist vorn rund und läßt die Taille frei. Die Leibchen sind glatt, aber nur unten, denn oben haben sie Draperien, die unten an der Schneppe verschwinden, aber sich erweiternd nach den Achseln laufen wo sie sich öffnen, um von da anmuthig auf den Rücken zu laufen und zwar wieder abnehmend, so daß sie an der Taille verschwinden. Die Röcke werden meist mit drei Falten von mittlerer Breite besetzt, die man an schweren mit Fransen, an leichten mit kleinen Spitzen garnirt. Volants trägt man wenig oder gar nicht, dagegen scheinen die Zacken und Rüschen wieder in Gunst zu kommen, namentlich auf Oberröcken. Die genähten Strohhüte werden viel und gern getragen; sie sind fast ganz ohne Ausputz und ihre Einfachheit macht allein ihren Reiz aus. Die Bänder laufen kreuzweise übereinander und gelangen so an den Rand des Schirmes, der immer ein wenig nach vorn geneigt ist; die Bindebänder werden unten zugemacht. Auch Zugcapoten trägt man, wenn sie mit Tüll überzogen sind; die Putzhüte sind aber und bleiben die von Reisstroh, die man mit Marabouts, mit schönen Blumen oder mit geknüpften Federn garnirt. Man sieht wenig Halbschleier; dagegen trägt man auf den Strohhüten lange Halbschleier von der Farbe der Bänder. Diese Schleier läßt man immer vor dem Gesicht herabhängen. Die Crispinen gefallen immer noch, vorzugsweise die, welche acht oder neun Spitzenvolants haben.

Herren-Mode. Die Herren erscheinen auf dem Lande sämmtlich in weiten Beinkleidern von hellfarbigen Stoffen, in Fracks von Casemirtuch mit seidenen Knöpfen von gleicher Farbe, in bunt carrirten Cravatten, in Gamaschenschuhen von Wollenatlas und in grauen Hüten, die so leicht sind, daß man sie kaum fühlt. Die Röcke sind mit schmalem niedrigem Kragen, ziemlich breiter Klappe und engen Ärmeln ohne Aufschläge. Weiße Piquetwesten mit Shawlkragen und zwei Knopfreihen; Beinkleider von weißem Sommertuche.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 1. (IV. Jahrgang III. Quartal.)

Expedition: Petersstraße Nr. 31/38. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 2. (Sonnabend, den 9. Juli.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **M. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis 1/2 Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die rothe Nase.

Humoreske, frei nach dem Französischen bearbeitet
von
Friedrich Herrmann Langguth.

Dryden hat die Seele definirt als: „Eine kleine, blaue Flamme, welche in uns geht und uns verläßt." Ich wüßte auch weiter keine Erklärung von diesem uns belebenden, göttlichen Hauche zu geben. Die Anwendung dieser Definition aber auf die Liebe macht sie unstreitig noch besser und schöner. Denn, wenn die Liebe keine kleine, blaue Flamme ist, welche in uns kommt und uns verläßt, so muß ich fragen: „Was ist die Liebe?

Doch zerbrechen wir uns den Kopf nicht dabei. Warum sollen wir es es auch? Alle Kritiker und Philosophen sind gewohnt, die Thatsachen nebst ihren Ursachen zu ergründen und in die tiefsten Geheimnisse einzudringen, haben mehr oder weniger auf gelehrte Weise unter dem Joche dieser Leidenschaft geseufzt, ohne sich von ihrem Uebergewichte Rechenschaft geben zu können. — Der Monarch, zu den Füßen seiner Mätresse, denkt nicht daran, daß er seine Macht schwäche und seine Größe mit Füßen trete. Der Minister, welcher den Hof flieht und das Weite sucht, fragt nicht nach jener unwiderstehlichen Gewalt, welche ihn die Sorge um seinen Stolz und sein Ansehn vergessen läßt. Selbst das kupferrothe Fischerweib erkennt, wenn es sich zum Andenken an seinen fernen Geliebten betrunken hat und immer noch ein Glas nach dem andern hinunterstürzt, die Herrschaft dieses blinden Gottes an. Denn nur ihre brennende Liebeswuth verursacht diesen höllischen Durst, den sie nicht löschen kann. —

Maria Hargrawe, die ältere Tochter des Pfarrvicars zu Kensington bei London, hatte Zähne wie Elfenbein und Lippen wie Korallen. Keine Blume im Kranze der Zeres duftete angenehmer als der Hauch ihres Mundes. Ihr schön geformter Busen erhob in schwellendem Takte den grauen Taffet ihres weit ausgeschnittenen Kleides; ihre Schultern, ach! ihre runden Schultern, die sie Sommer und Winter bloß trug, waren so weiß, daß man hätte glauben mögen, sie seien mit ewigem Schnee bedeckt. Ihr schwarzes Auge sendete helle Lichtstrahlen unter ihren langen Wimpern hervor. Ihre schlanke, beugsame Taille war zarter, als die einer Wespe; ihr Fuß, der auf dem Continente eine Pracht gewesen, galt in England als Miniatur. Sie war lebhaft und besaß viel Geist. Man konnte ihre witzigen Einfälle, ihre schnellen, treffenden Antworten, ihr richtiges Urtheil, ihre ausgezeichnete Bescheidenheit, die vorzügliche Güte ihrer Seele nicht genug bewundern. Jede ihrer Geberden riß hin, jede ihrer Bewegungen war Anmuth. Kurz, Maria war ebenso vieltausend Grade über die meisten Töchter Eva's erhaben, wie Herschel über einen angehenden Rechenschüler.

Aber gerechter Himmel! es giebt nichts ohne Fehler

auf der Welt. Vollkommenheit ist nur ein leeres Wort. — Mitten in dem anbetungswürdigen Gesichte dieser himmlischen Maria erhob sich eine Nase, welche der ungestaltetste Kobold mit großem Vergnügen getragen haben würde. Das war eine Nase! Sie übertraf an Gestalt und Aussehn noch alle durch verschiedene Beschreibungen unsterblich gewordene Nasen. Und was ihre Farbe betraf, ihr Mächte des Himmels! ein Berliner Eckensteher, der — wenn er bei Kasse — täglich seine fünf Quart Kümmel trinkt, hat keine so roth gefärbte Nase.

Indeß unsere Heldin, obgleich sie Eigenschaften des Körpers und Geistes genug besaß, um stolz darauf sein zu können, war nicht blind bei der Betrachtung ihrer Unvollkommenheiten. Sie hatte wesentliche Fortschritte in der Philosophie gemacht, sie wußte, daß sie eine große, rothe Nase hatte und — war demüthig. Ach! warum hat der Schöpfer nicht alle Schönheiten der Welt mit rothen Nasen begabt?

Mit einer Menge unschätzbarer Vortheile stieg Maria von der Leiter ihres achtzehnten Lebensjahres herab und noch immer wollte ihr kein junger Mann seine hilfreiche Hand bieten, die Ehestandsleiter zu besteigen. Hatte sie ja zuweilen einen entfernten Anbeter, so erschien ihre jüngere Schwester Charlotte und sie, die arme, ältere hatte Unrecht. Ihre rothe Nase war ein grausames, unaufhörlich folterndes Leiden für sie. Hätte sie annehmen können, daß Thränen die Flamme dieser unheilbringenden Nase verlöschen und ihre Dimension verringern würden, gewiß, sie hätte gern alle Thränen geweint. Aber sie war zu vernünftig, Wunder zu ihren Gunsten zu erwarten. Keines der tausenden Universalmittel vermochte ihre kupferne Nase zu versilbern. Sie trug sie demnach mit Geduld.

Handelte es sich um eine Versorgung in der Familie, so gebührte unstreitig Marien als der ältern, der Vorrang. Eine Parthie fand sich, aber leider war nicht sie die Auserwählte. Freiwillig trat sie ihr Erbrecht an Charlotte ab, und ließ großmüthig dieselbe sich zuerst verheirathen. „Die Ehestandsbahn“ — sagte nur die bescheidene Tochter oft zu sich selbst — „ist jetzt für mich frei von allen Hindernissen — meine unglückselige Nase ausgenommen!“

Kurze Zeit darauf wird ein ausgezeichneter Buchhalter eines großen Handelshauses in London mit Namen Conway angemeldet und bei der Familie eingeführt. Herr Conway war ein ganz schöner, großer, junger Mann, Blondin, in einem grünen Frack mit goldnen Knöpfen. Kaum gewahrte Maria nur den Kragen dieses hoffnungsfarbnen Kleides, als sie schnell mit ihrem Taschentuche den Theil ihrer Gestalt bedeckte, den Ihr leicht errathet. Verzeihen wir ihr diesen unschuldigen Scherz, weiter war es ja nichts.

Conway wurde von der so harmonisch-symmetrischen Gestalt der jungen Dame bis zum Entzücken gerührt. Er konnte nicht aufhören, sie zu bewundern. — Ein Mann ist doch ebenso bereit, sich zu verlieben, als aufzuhören, verliebt zu sein. Einige Augenblicke Unterhaltung mit diesem liebenswürdigsten aller Wesen reichten hin, dem armen Buchhalter den Kopf zu verdrehen. — Sie fühlte ja Alles so fein, so lebhaft! Ihr Geist war so groß und erhaben. Ihre Einbildung so zart! Sie stimmte nie eher bei, bis sie Alles begriffen! Sie dankte nie einfältig mit einer von Artigkeit eingegebenen Schmeichelei! Sie vermied alle Komplimente und wich ihnen aus, kurz, sie war ein Engel! — Du guter Conway, Du hast nur die Nase noch nicht gesehen! —

Conway setzte nun täglich seine Besuche fort; die behutsam verschleierte Gesichtsbildung der Maria hatte sein männliches Herz erweicht. Er war besiegt. Zu ihren Füßen niedergefallen, bat er um Erhörung! — Da plötzlich, o Schrecken! ändert sich die Scene. — Maria wurde albern, gemein, häßlich — der Vorhang öffnete sich ein Wenig und ließ die Nase sehen. Conway biß sich in die Lippen, empfahl sich bestens und ging.

Maria erkannte wohl die plötzliche Verwirrung, welche sie im Innern ihres wankelmüthigen Anbeters verursacht hatte. Aber sie war selbst Schuld daran. Warum war das Taschentuch herabgefallen? Konnte es einen unglücklichern Fall geben? — Nun zweifelte sie nicht mehr daran, daß sie wegen ihrer vermaledeiten Nase auf ewig Jungfrau bleiben müßte. Länger vermochte sie ihre Thränen nicht zurückzuhalten. — Nicht etwa, als ob sie von dem leicht entzündbaren Blondin bezaubert worden wäre, nein, ihr war ein Mann so lieb, wie der andere. Aber dieser übereilte und fürchterliche Rückzug! Sie mußte sich nun das Heirathen aus dem Sinne schlagen, und sich gleich einer Nonne der ewigen Jungfrauschaft weihen. Welches Schicksal! Wie? eine treue Protestantin, die Tochter eines Vicars der anglicanischen Kirche, sollte gleich einer katholischen Nonne das Leben verdammen.

„Ach! Mutter! warum fuhrst Du denn auch, während Du mich unter Deinem Herzen trugst, bei dem sehnsüchtigen Gedanken, im Winter Himbeeren essen zu wollen, an die Nase?“ — Was hatte sie gesagt? Gerechter Gott! eine Sünde. — Aber zu welchen Verirrungen reißt nicht der Schmerz hin, Jungfrau bleiben zu müssen.

Herrn Conway konnte man von dieser Zeit an nichts Recht machen. Bekam er hartes Butterbrod, hatte er weiches bestellt, wollte er sein Bette tief gemacht haben, war es hoch, wollte er die braunen Beinkleider anziehen, so hatte man die schwarzen ausgebürstet, kurz, nichts stand ihm an, seine Erbitterung war aufs Höchste gestiegen, immer rief er laut: „die abscheuliche Nase, die fürchterliche Nase, die alte, häßliche rothe Nase, die unerträgliche, ekelhafte Nase! Das allerliebste Kind hat schöne Anlagen und würde eine Frau werden, wie noch keine existirt; aber, o Himmel! die verwünschte Nase, welche allen Glanz verdunkelt, mit dem sie umgeben ist. — Nein, Maria, Du magst sagen oder thun, was Du willst, ich kann Dich nicht bewundern.

Dies war natürlich die Sprache eines Verliebten — ach, ich wollte sagen, eines Verrückten, denn noch war er von seiner Liebe nicht ganz geheilt.

Ich weiß nicht ganz genau mehr wodurch, kurz aber Herr Conway wurde bewogen, wieder zum Vicar nach Kensington zu gehen. Diesmal wurde die Thüre weiter geöffnet, man nöthigte ihn, seine Besuche zu wiederholen, so oft und welche Stunde er nur wolle. Merkwürdig genug — er kam und zwar häufiger, wie ehedem. Was bewog ihn dazu? Er liebte ja nicht mehr? Zog ihn doch kein Magnet mehr an; aber gleichwohl, er kam. Saß er in Mariens Nähe, so überlief ihn eine unüberwindliche Kälte. Wie hatte er sich verändert! Er sprach ganz geradezu, kaltblütig. Er hörte Marien ohne Interesse an, er dehnte sich auf dem Sopha, wie zu Hause. Brachte man Thee, so aß er in der Zerstreuung die schön aufgebaute Pyramide der fettgeschmierten Butterschnitte allein. — „Ach, er liebt mich nicht mehr!" — sagte das verlassene Mädchen zu sich selbst.

„Der Teufel soll mich erwürgen," — dachte Conway bei sich — „wenn ich noch verliebt bin. Nur in London ist mir's so bange um's Herz, komme ich nach Kensington, so bin ich ruhig und kalt, wie ein Frosch. Liebe ich, so ist es gewiß nicht Maria. Allen Respect vor ihren ausgezeichneten Kenntnissen, die ich immer höher achten und schätzen lerne, und die mich sie höchst liebenswürdig finden lassen, aber — der verwünschte rothe Fleck im Gesicht, den ich nicht mehr auszusprechen wage! Welcher von Gott und allen Weibern verlassene Mann, würde sich jemals mit einem Mädchen verbinden, das durch einen solchen Rüssel athmet? Nein, ich will nicht an diese Maria denken!"

Und indem er jedesmal bei dem Weggang aus seiner Wohnung dieselben Betrachtungen wiederholte, dachte er nur an Marie. Der Gedanke an sie begleitete ihn auf sein Comtoir, schlief mit ihm ein und erwachte mit ihm.

(Beschluß folgt.)

Die Folgen eines Witzes.

Novelle
von
Lebrun.
(Fortsetzung.)

2.

Am 2. Mai gegen Abend ging eine Frau, deren Alter man auf 50 anschlagen konnte, langsam eine jener ruhigen und wenig besuchten Straßen hinab, wie man sie in Brüssel häufig in der Nähe der alten Klöster antrifft. Sie war in einen schwarzseidenen Mantel von altmodischem Schnitt eingehüllt, und hatte den weiten Kragen desselben über eine Spitzenhaube gezogen — die gewöhnliche Kopfbekleidung der Frauen in unsern kleinen Städten, — indem sie diese Art Schleier dicht über das Gesicht hielt, um nicht erkannt zu werden. Am Ende der Straße angekommen, stand sie still, um die Hausnummer zu suchen; und als sie die rechte gefunden hatte, schellte sie an einer Thür, welche sich sogleich aufthat.

Kann ich die Ehre haben, Herrn *** den Magnetiseur zu sprechen? „Treten Sie ein, Madame, ich bin bereit, Sie anzuhören."

Herr *** führte die Fremde in ein halberleuchtetes Zimmer, in welchem ein junger Mensch, von anscheinend sehr zartem Körperbau, auf einem Ruhebett ausgestreckt lag, und wie es schien, in tiefen Schlaf versunken war.

Ich wünschte Sie ohne Zeugen zu sprechen, bemerkte die Dame, indem sie einen Seitenblick nach dem Ruhebett warf.

Wir sind hier ohne Zeugen, antwortete der Magnetiseur. Der junge Mensch da hört, für den Augenblick, nicht mehr als ein Todter.

Die Dame, indem sie ihre Kopfbedeckung lüftete, heftete einen besorglichen Blick auf Herrn ***, aber dieser blickte sie mit ruhiger und selbstvertrauender Miene an.

Mein Herr, sagte sie, indem sie sich niedersetzte, wenn das Journal, welches ich täglich lese, die Wahrheit über Ihr Talent aussagt — und ich habe Grund zu

glauben, daß es gut unterrichtet ist, — so können Sie mir einen Dienst erweisen.

Rechnen Sie auf meine Bereitwilligkeit, Madame, und lassen Sie mich gütigst wissen, womit ich Ihnen dienen kann.

Ich komme, um Sie wegen eines jungen Mädchens in Rath zu nehmen, bei der ich zugleich Tante, Pathe und Vormünderin bin, und welche ich wie mein eigenes Kind liebe. Ohne ernstlich krank zu sein, ist sie unaufhörlichen Leiden unterworfen, und unterliegt einer wahrhaft verzweiflungsvollen Schwermuth. Wir haben die besten Aerzte befragt; aber ich lernte ihren Orakelsprüchen mißtrauen; und jetzt hoffe ich nichts mehr von denselben.

Nach diesen Worten hielt die Fremde einen Augenblick inne, und zog einen Haarwickel aus der Tasche, indem sie hinzufügte: Hier ist eine Locke ihres Haares; man versichert mich, daß es Ihnen darnach leicht sein wird, die Ursache des Uebels zu entdecken und das Heilmittel anzugeben.

Ich will den Versuch machen, gab der Magnetiseur zur Antwort, und indem er den Schläfer rüttelte, hielt er ihm den Haarwickel nahe an die Stirn, mit der Frage:

Was ist dies?

Der Schlafwandler richtete sich auf, betrachtete den Haarwickel ohne die Augen zu öffnen, und sagte dann mit Lachen: Das ist ein Witz! Ein Witz! — Sehen Sie genau hin! ... Der Schlafwandler richtete abermals seine Aufmerksamkeit auf das Stück Papier, und wiederholte mit Zuversicht:

Ein Witz ist's, wie ich Ihnen sagte!

Aber was für einen Witz sehen Sie darin? fragte Herr *** voll Ungeduld.

Sehen Sie näher hin und Sie werden es finden, entgegnete der Schläfer, indem er den Kopf auf die Lehne des Kanape's sinken ließ, als wenn er in Schlaf verfiele.

Ach, ich verstehe Sie, sagte Herr ***, indem er den Haarwickel näher betrachtete; in der That, das ist ein Witz! „Man sucht für einen Freund eine Frau von 20 bis 25 Jahren, ein angenehmes Aeußere, die Kenntniß der Orthographie.“ Sie sehen wohl, Madame, daß das ein Witz ist.

Mein Himmel, rief die Dame aus, es ist ein Stück meines Journals von gestern, welches ich in der Zerstreuung zerrissen haben muß. Sie wickelte das Papier auseinander, las den ganzen Artikel laut vor, und steckte es dann wieder in die Tasche, nachdem sie die Haarlocke herausgenommen hatte, welche sie dem Magnetiseur einhändigte.

In diesem Augenblick schien der Schlafwache wiederum sich zu ermuntern und er begann laut zu lachen.

Warum lachen Sie immer fort? fragte ihn der Magnetiseur, indem er ihm die Locke vorhielt, um sie ihn genauer betrachten zu lassen.

Ich lache, weil diese Frau da zu uns kommt, um ein Heilmittel zu suchen, das sie selbst in der Tasche hat.

Die Dame griff in eine unter ihrem Mantel verborgene Tasche und zog aufs Neue das Stück des Journals heraus, nebst einer silbernen Dose, woraus sie eine reichliche Prise des duftigen Pulvers schöpfte.

Gewiß, fuhr der Schlafwache unter Lachen fort, sie begehrt ein Heilmittel für das Fräulein, dem sie die Locke abgeschnitten hat. Das Heilmittel ist leicht zu finden, es bietet sich von selbst in dem Wickel an; es ist ein Ehemann.

Der Arzt hat mir ganz das Nämliche gesagt, bemerkte die Dame, während sie die Locke wieder einwickelte.

Aber sagen Sie mir doch, ob das Fräulein große Lust hat, sich zu vermählen; fragen Sie den Hellsehenden.

Dieser gab zur Antwort, daß er, um dies zu wissen, die Dame selbst sehen müsse.

Sie sollen Sie den Augenblick sehen, sagte der Magnetiseur, stellte einen Spiegel vor das Gesicht des Hellsehers, berührte leise seine Stirn und sprach:

Sehen Sie hin, da ist sie.

O, wie schön sie ist! blond! blaue Augen! aber sie ist blaß und leidend!

Es ist nicht schwer, alles das zu errathen, wenn man eine Probe ihres Haares gesehen und von mir vernommen hat, daß sie krank ist, — dachte die Dame, welche allgemach zu glauben anfing, daß man Comödie mit ihr spiele.

Der Magnetiseur bemerkte dies wahrscheinlich, denn er sagte zu dem Hellseher:

Könnten Sie nicht, um uns zu beweisen, daß Sie sie deutlich sehen, und sich nicht irren, den Ort angeben, wo jenes Fräulein sich gegenwärtig aufhält.

Hm, meinte die Dame, indem sie abermals aus ihrer Dose schöpfte.

Der Schlafwache wandte sich nach dem Fenster zu, durch welches man den St. Michaelsthurm des Stadthauses bemerkte; seine Augen, zurückgewandt in ihrer Höhlung und blinzelnd wie die Augen einer Fledermaus beim Anblick eines hellen Lichtes, starrten einige Minuten

lang in dieser Richtung; sodann sagte er, indem er den Zeigefinger der rechten Hand ausstreckte:

Dort ist sie.

Wie viel Meilen von hier? fragte die Dame.

Der Schlafwache lächelte ironisch und erwiderte:

Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß sie in Brüssel ist, Madame.

Die Dame ließ die Prise fallen, welche sie im Niveau ihrer Adlernase hielt.

Sie ist seit ganz kurzer Zeit in Brüssel, fuhr der Schlafwache fort. Eben jetzt öffnet sie ihren Reisekoffer, und nimmt ein grünes Büchlein mit goldenem Schnitt heraus.

Das ist ihr Lamartine, den sie immer bei sich führt, dachte die Dame, deren Erstaunen immer zunahm.

Ich sehe die erste Seite des Buchs, ich sehe es so genau, daß ich von hieraus den Namen, der darin geschrieben ist, buchstabiren könnte; er heißt M.. A.. R..

Genug! unterbrach ihn die Dame, vor Erstaunen zitternd und fast athemlos. Herr *** lassen Sie es mit dieser Vision gut sein, ich bitte Sie!

Der Magnetiseur legte dem Hellseher Stillschweigen auf, der mit triumphirender Miene lächelte und sich wieder auf das Ruhebett legte; sodann wandte sich jener mit folgenden Worten an die Fremde:

Mein Mann da ist heute Abend mit außerordentlicher Hellsicht begabt; wenn Sie noch einige Fragen an ihn richten wollen, so ersuche ich Sie, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, die sich vielleicht nicht zum zweitenmal wieder darbietet. Sie haben von ihm nicht die geringste Indiscretion zu befürchten; ist er einmal aufgewacht, so hat er alles vergessen; was mich betrifft, so können Sie darauf zählen . . .

Wohlan, unterbrach ihn die Dame, wiederholen Sie meine Frage, ob das Fräulein große Neigung hat, sich zu vermählen?

Herr *** wiederholte die Frage vor dem Hellseher. Nein, lautete die Antwort — bis jetzt hat Niemand ihr dazu Neigung eingeflößt; sie hat sogar alle Vorschläge der Art zurückgewiesen.

Er ist ein Zauberer, sagte die Dame leise für sich.

Aber zwischen ihr und dem jungen Mann, von dem das Journal spricht, findet eine magnetische Sympathie statt. Es würde das größte Unheil nach sich ziehen, wenn sie einander nicht kennen lernten. Daß dies geschehe, dazu bedarf es nur von Ihrer Seite des guten Willens.

Was ist zu thun? fragte die Dame lebhaft.

Nichts anders, als dem jungen Manne einen Brief mit dem eigenhändigen Namen des Fräuleins, und eine Locke ihres Haares zuzustellen. Beobachten Sie sorgfältig diese beiden Bedingungen; wenn man sie buchstäblich erfüllt, so wird die junge Dame gerettet sein.

Und wenn man sie nicht erfüllt? fragte die Dame voll Besorgniß.

So wird sie sterben, antwortete der Hellseher mit düsterem Tone.

Die Fremde stieß einen Schrei aus, und war einer Ohnmacht nahe. In diesem Augenblick verließ den Schlafwachen die magnetische Extase; wie betäubt schaute er um sich; er hatte von allem, was vorgefallen, nicht die geringste Erinnerung behalten.

Aber die Dame vergaß keinen Umstand des Auftrittes, der zwar im magnetischen Leben keine Seltenheit, aber für diejenigen fast unglaublich ist, welche niemals dergleichen Versuchen beigewohnt haben.

Sie bezeigte Herrn *** ihren aufrichtigen Dank und kehrte auf dem längsten Wege nach Hause zurück, um mit Muße nachzudenken, und in der Kühle des Abends die fieberhafte Aufregung zu beschwichtigen, welche sie noch empfand. — Es ist doch ein kleiner Widerspruch in den Worten dieses Zauberers, sagte sie für sich, indem sie den Haarwickel, in welchem sie die Locke wieder verwahret hatte, zwischen den Fingern drehete. Erst sagte er lachend: es ist ein Scherz; aber nachher scheint er doch den Scherz ernsthaft genommen zu haben, weil er aufs bestimmteste erklärte, daß die Kranke verloren sei, wenn man keine Rücksicht darauf nähme. Doch will ich seinem Rathe Glauben beimessen, ungeachtet derselbe mit den Vorschriften der Ärzte übereinstimmt. Und wie sollte ich mich des Glaubens daran erwehren? Hat er nicht das Buch gesehen, welches wir diesen Morgen, vor unserer Abreise, in den Koffer gelegt haben? Hat er nicht die ersten Buchstaben meines Namens angegeben? Ich muß mich entschließen, seinen Rath zu befolgen... Aber wie erhalte ich ihre Unterschrift für solch einen Brief?... Wie soll ich es vermeiden, den Namen meiner Nichte preiszugeben? ...

Die gute Frau, der es weder an Klugheit noch an Erfindsamkeit fehlte, und welche ihre Nichte von ganzem Herzen liebte, überließ sich hundert Einfällen, von denen einer noch abentheuerlicher als der andere war. Plötzlich öffnete sie ihre Tabacksdose mit einer zuversichtlichen und lächelnden Miene, welche bewies, daß sie einen Plan gefunden, mit welchem sie vollkommen zufrieden war.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Ein rechter Weinphilosoph kann aus den Weinsorten, welche die Leute zu sich nehmen, schon so ziemlich einen logischen Schluß ziehen, weß Geistes Kind sie sind. Der blasse, säuerliche Graves ist ein treues Bild des gemeinprosaischen Alltagslebens; seine Consumenten sind daher meistens grundehrliche, hausbackene Philister, fleißige Oekonomen und Hauswirthe, die sich um Nichts in der Welt den Kopf zerbrechen. Die Medoctrinker besitzen im Durchschnitt schon ein sinnigeres Gemüth; sie schweifen schon etwas hinüber in das Gebiet des Wissens und der Aesthetik. Es sind meistens Pädagogen, angehende Aerzte, Theologen und Juristen, Sprachlehrer, Apotheker und Weinreisende u. s. w. Die Verehrer des Rheinweins sind meistentheils tiefe Geister, Antiquitätenkrämer, Cameralisten, Novellenschreiber, Autoren von Räuber-, Ritter- und Geister-Romanen und nicht selten Austernesser. Die Vergeuder des sprudelnden, perlenden Champagners sind in der Regel wackere Brüder, leichte Subjecte ohne besondere Tiefe des Charakters, die sich selten um den kommenden Tag bekümmern, den lieben Gott sorgen lassen und in das Blaue lustig hinein, nicht in die Länge, sondern in die Breite leben; ihres Zeichens meistens Kunstgenies, Schauspieler, Musiker, Lustspiel- und Baudevillen-Dichter, Compositeurs von Trinkliedern, Romanzen und Operetten, die unsere Erde nur für ein großes Wirthshaus und den Himmel für ein ausgespanntes Restaurationszelt ansehen. Die Verkoster des edlen Burgunders aber, das sind Leute bei der Spritze, ächte Respektspersonen, deren Nasen wie Laternenträger leuchten; es sind tiefdenkende Staatsmänner und Gelehrte, Künstler de première qualité. Die Liebhaber der spanischen Secte und Portweine, des Syrakusers, Xeres und Malaga sind größtentheils arge Mystiker oder Jesuiten, Kopfhänger, Grillenfänger und heimliche Sünder, oft aber auch nur faselnde Gecken und Halbmänner. Die wenigen Auserwählten aber, welche alle erdenklichen Sorten ohne Beschwerden mit Behaglichkeit hinabgleiten lassen, das sind die eigentlichen Prachtexemplare der Schöpfung, komplette Universalgenies.

(Putz.) Gewiß, je einfacher Ihr Putz, meine schönen Leserinnen! desto schöner sind Sie selbst! Recht passend spricht ein Schriftsteller bei einem gleichen Thema zu den Damen: Wir haben nichts dagegen, wenn sich ein einfaches, dunkles Bändchen um den Hals schlingt und so die Weiße des Teints noch erhöht; mag ein einfaches Bändchen das schöngeringelte Haar aufhalten, daß es nicht verwildert um die Schultern flattere: was will aber der Putz sagen, wenn er das schöne Haar unter einem seidenen Kästchen, das bunt mit Blumen und Federn herausstaffirt ist, und das sie einen Hut nennen, versteckt? Was will der Putz sagen, wenn er den schönen Hals mit Fransen- und Kragentüchern bedeckt; wenn er den weißen, schwellenden Arm oft durch unförmliche Bausche von Spitzen und Tüll und Bändern unsichtbar macht!? — Wie mancher Mann, den Sie in Ihrem Prunk anblicken, wendet sich von Ihrem Glanz ab und schenkt dem einfachen, armen Mädchen im Hauskleide sein Augenmerk!

Das größte Geheimniß des Putzes ist die Einfachheit. Verwunderlich dünkt es uns, daß in unserer Zeit nicht schon eine Aesthetik für Toilettenwesen erschien! Der erste und letzte Paragraph, alle müßten von Einfachheit sprechen. Die Kunst lebt Minuten, die Natur Aeonen!

Möchten doch die Frauen in Etwas den Blumen gleichen in ihrer Garderobe, die nur alle Jahr ein Mal Toilette machen, alle Jahr ein Kleid tragend; und fiel es jemals Einem ein, mit der Rose zu hadern, weil sie stets das nämliche Gewand trägt, indeß die Frauen alle Augenblicke ihre Putzmaschinen wechseln?

Seht die Ros', wie Morgenröthe,
Hold die Blättchen, grüne Seid';
Und so fromm, wie im Gebete,
Hat sie jährlich nur ein Kleid!

Hat die Rose einen Spiegel?
Höchstens einen Tropfen Thau,
Eine Thrän', als Schmuckinsiegel,
Schlummernd auf der Morgenau!

Wo ist an der Rose Hofe
Ihre reiche Toilett!
Wo die kluge Kammerzofe,
Wo ihr gold'nes Himmelbett?

Wo ist ihre Garderobe?
Schminke, falsche Zähn' und Haar? —
Ob gerecht ich Röschen lobe? —
Werd' es loben immerdar!

Könnt' ich solch' ein Mädchen finden,
Wie im Röschen ich's gezeigt:
Müßt' uns Beide Lieb' verbinden,
Wär' Ihr ewig zugeneigt.

Und verpflanzen, — keine Mythe!
Wollte ich mit treuem Scherz:
Sie als meines Lebens Blüthe
Aus dem Garten in mein Herz! —

— Tietz in seinen „Skizzen" erzählt: „Das lithauische Dragoner-Regiment, aus trefflichen Reitern und Pferden zusammengesetzt, stand in einer der Hauptschlachten gegen Napoleon beinahe eine halbe Stunde ganz dem Feuer der französischen Kanonen ausgesetzt, wodurch mehrere Menschen und Pferde getödtet wurden. Ein Dragoner, Namens Kubilis, schwankte auf seinem Pferde. Ein unsern stehender Offizier, der dieses sah, und ihn verwundet glaubte, kommt herzu und fragt, was ihm fehle? „Nichts, mein Herr Lieutenant", antwortete Kubilis, „mir wurde während des unnützen Schießens die Zeit lang und da bin ich ein Bischen eingeschlafen."

— Corneille de la Pierre erzählt in seinen Erklärungen über die heilige Schrift, die zu den vielen interessanten, gegenwärtig mit Unrecht vergessenen gelehrten Werken gehören, daß von einem Mönche behauptet und gepredigt worden, das feine Wildpret wäre lediglich allein für die Geistlichkeit geschaffen, und daß, wenn Rebhühner und Fasane schreien könnten, sie schrien würden: „Esset uns, Ihr Diener Gottes, damit unsere in der Euern verkörperte Substanz an jenem Tage mit Euch zur Herrlichkeit auferstehe, und nicht mit den Sündern zur Hölle fahre!"

— Ein grober Postillon fing mit seinen Passagieren Händel an. Endlich gab ihm Einer ein Paar derbe Ohrfeigen. Der Geschlagene zog den Hut ab und sagte höflich: Vor Euer Gnade habe ich Respekt.

— Bei dem Professor Röhl zu G. erschien ein junger Studiosus mit der Anrede: „Herr Professor, ich komme, um Ihnen meine Aufwartung zu machen.“ Röhl erwiederte: „Guter Mann, das verstehe ich nicht.“ Entrüstet entfernte sich Jener und erzählte den Vorfall einem Commilitonen. Dieser versprach ihm glänzende Satisfaction, zog sich elegant an und erschien bei Röhl, wo sich nun folgendes Gespräch entwickelte: „Daß dich! wie haben Sie sich geputzt.“ Das macht, Herr Professor, weil ich komme, um Ihnen meine Aufwartung zu machen. „So? das verstehe ich nicht; aber bringen Sie es mir gefälligst bei; ich komme sonst in Verlegenheit, denn gestern war ein Herr in derselben Absicht bei mir, und als ich ihm sagte, ich verstände das nicht, ging er ganz aufgebracht fort.“ „Topp, Herr Professor! Röthigen Sie mich auf das Sopha!“ „Setzen Sie sich! Klingeln Sie, Herr Professor.“ Der Bediente erscheint. „Lassen Sie Wein auftragen und Confect.“ Es geschieht. „So, Herr Professor, nun unterhalten Sie mich.“ Der Professor und der Student sprachen von gleichgültigen Dingen, während der Letztere sich Wein und Confect trefflich schmecken läßt. Als Beides verzehrt, muß der Professor Thee auftragen lassen, und als auch dieser ausgetrunken, spricht der Student aufstehend: „So, Herr Professor, das heißt Jemandem seine Aufwartung machen.“ Röhl schlägt ihm auf die Schulter und spricht: „Schön, alter Freund, bedanke mich tausendmal; aber sagen Sie nur Niemandem, daß ich das gelernt habe; es möchten zu Viele kommen.“

— In unserer heutigen Tanzkunst berühren sich die Extreme: entweder man galoppirt rasend einen Walzer, oder man geht eine langweilige Quadrille spazieren. — Während unsere jungen Mädchen leidenschaftlich tanzen und den Sommer, der ihnen die Blumen zu Füßen legt, weniger lieben, als den Winter, der ihnen die Blumen in's Haar flicht, — wollen unsere jungen Männer einen Tanz nur anführen, den Mädchen zu gefallen, und wollen im Tanz nur gefallen, um ein Mädchen anzuführen. — Die Kunst, zu tanzen, ist in unserer Zeit zugleich die Kunst, reich zu werden, und Niemand schwingt sich jetzt so hoch — wie eine Tänzerin. Wenn Columbus jetzt zur Welt käme, so könnte er Amerika nicht mehr finden, weil es die Fanny Elßler verrückt hat; — für eines Columbus große That bekommt eine Colombine den Lohn. Die Köpfe der griechischen Weisen würden nicht hinreichen, die Leute alle gescheidt zu machen, die Fanny Elßler närrisch machte, und der Taglioni werden in St. Petersburg so oft die Pferde ausgespannt, daß man ihr ein Dandy-Gestüt angelegt hat.

— Eine etwas laute Trauer pflegt bei den Arabern im Gebrauche zu sein; denn wie ein Reisender erzählt, so wurde der Sohn eines Araberhäuptlings, der in der Schlacht gefallen war, folgendermaßen betrauert: „Alle Araber legten gleich am frühen Morgen ihre schlechtesten Kleider an, die jungen Kameele, die Kälber und Lämmer wurden an den Zelten des Scheiks angebunden, während man die Mütter dieser jungen Thiere auf die Weide getrieben hatte. Man kann sich wohl das ohrenzerreißende Geschrei dieser Thiere vorstellen. Dann kamen die Frauen in die Zelte, bedeckt von Lumpen, mit aufgelöstem Haar, und auch diese schrieen und weinten aus Leibeskräften; die Männer aber saßen steif und stumm an der Erde, das Haupt mit Sand bestreut; die Knaben aber schlugen und mißhandelten die zahlreichen Hunde in der Niederlassung jämmerlich, nur damit sie recht heulen möchten. Dieses Höllenconcert dauerte einen ganzen Tag und wurde während drei Wochen täglich ein Paar Stunden lang wiederholt.“ Auch eine schöne Gegend!

— Was schon der große Dr. Linné an seinem eigenen öfters durch Gicht geplagten Körper erfahren, daß nämlich der Genuß von Erdbeeren äußerst heilsam auf ihn wirkte, hat sich auch in der neuesten Zeit wiederum an mehreren kranken Individuen bestätigt, und wir können daher dieses angenehme Mittel einem Jeden anrathen, welcher an Gichtbeschwerden leidet.

— Drei Viel und drei Wenig sind dem Menschen höchst schädlich. Viel reden und wenig wissen, — viel verthun und wenig haben, — viel sich dünken und wenig gelten.

— Die Leidenschaften in uns sind gerade, was der Pöbel im Staate ist; gewinnt er die Oberhand, so besticht er alle Sinne und alle Seelenkräfte; die höhern Stände müssen ihm dienen, und zuletzt guillotinirt er Alles, was sich nicht fügen will, und selbst den König oder den Verstand.

— Unangenehm mußte es den Leser der traurigen Berichte aus Hamburg berühren, daß die meisten Correspondenten nur von der Rettung der Börse mit Emphase sprachen: „Gottlob, die Börse ist gerettet!“ — „Die Börse hofft man zu erhalten!“ — „Die Geschäfte auf der Börse werden ihren Fortgang haben.“ — Von den tausend verlorenen Menschenleben wird in diesen Berichten nicht so viel Aufhebens gemacht, wie von einem einzigen geretteten Handels-Gebäude! Gott Merkur läßt selbst die Flügel nicht sinken, wenn er sie auch schon zur Hälfte verbrannt hat.

— Eine arme Frau aus der untern Volksklasse in B. begegnete auf der Straße einer ihrer Freundinnen. Die letztere fragte nach allgemeinen Erkundigungen, wie es ginge, was ist denn aus ihrem ältesten Sohne geworden, er muß nun schon hübsch groß sein? — „O, der spielt mit in der Komödie.“ — „Das ist wohl nicht möglich? soll er denn Komödiant werden?“ „Ne, das nicht — er macht nur manchmal den Affen in der Zauberflöte. Er bekommt dafür jedesmal sechs Groschen — es ist nicht so sehr um des Verdienstes Willen, denn oft wird die Zauberflöte nicht gegeben, aber es ist mir nur lieb, er kommt doch unter Menschen und lernt Lebensart.

— Als Kaiser Joseph einst in einem Mönchskloster vernahm, es sei über zweihundert Mann stark, erstaunte er. Ganz unbefangen versetzte darauf der Pater Guardian: „Wir sind freilich sehr zahlreich, Ihro Majestät, allein wir haben auch vier benachbarte Nonnenklöster zu bedienen.

(Englische Sitte.) In Newmarket boxten sich Bungaren, zubenannt der Australier, und John Broome. Der Kampf dauerte nur 55 Minuten, Bungaren starb sogleich nach demselben, während sein Gegner die Wetten im Belauf von 300 Pfd. Sterl. einstrich und mit seinen Freunden sich zu einer wohlbesetzten Tafel setzte. Hätte Broome ein Pferd oder einen Esel mißhandelt, so würde die englische Empfindelei laut geworden sein, die Menschen- und Thierfreunde wären in Harnisch gerathen und die Strenge der Gesetze hätte ihn sicher erreicht. Allein seine Geschicklichkeit als Boxer, wenn sie gleich einem Menschen das Leben kostete, wird gefeiert und trägt ihm Geld ein.

(Ein königl. Picknick.) Der Graf de la Garde erzählt seit einiger Zeit in dem Globe eine große Menge von Anekdoten von seinem Aufenthalte in Wien während des großen Congresses in der Kaiserstadt, darunter auch die nachstehende: „Eine der merkwürdigsten Versammlungen während des Congresses war ohne Zweifel das Diner oder Picknick, zu welchem der Admiral Sir Sidney alle damals in Wien anwesenden Souveraine einlud, um dabei eine Gelegenheit zu erhalten, eine Sammlung zum Loskaufen christlicher Sklaven in den afrikanischen Raubstaaten zu veranstalten. Es wurden viele Billets abgesetzt, von denen eins 3 Dukaten kostete, und der Wirth im Augarten übernahm das Diner. Alle Souveraine waren der Einladung gefolgt; die meisten übrigen vornehmen Personen, Minister, Generale, Gesandte folgten ihrem Beispiele, so daß die Zahl der Gäste sich auf 150 belief. Nach der Beendigung des Mahles ging ein Kellner mit einem goldenen Teller herum, um von jedem Gaste die drei Dukaten einzukassiren, und dabei kam eine interessante Episode vor. Der Kellner gelangte zu dem geliebtesten aller regierenden Könige, zu dem vortrefflichen Könige Max von Baiern. Er hielt ihm den Teller vor und der König griff in die Tasche seiner Weste, dann in die des Fracks; vergebens: alle Taschen wurden durchsucht und nirgends fanden sich die drei Goldstücke! Ohne Zweifel hatte Max, dieses Muster aller Könige, unterwegs den Inhalt seiner Börse in die Hand eines Armen geschüttet, der ihn angesprochen, wie er es fast alle Tage zu thun pflegte. Der ersten Untersuchung der Taschen folgte eine zweite noch sorgfältigere, aber gleich fruchtlose; es war kein Geld zu finden. Der König wurde verlegen und sah sich nach seinem Kammerherrn, als seinem Retter um, aber dieser war eben in einem lebhaften Gespräch mit dem Herrn von Humboldt begriffen und bemerkte den Blick und Wink seines Königs nicht. Dieser sah fortwährend von dem Kellner zu dem Kammerherrn und von dem Kammerherrn auf dem Kellner, und seine Verlegenheit wurde so groß, daß er nahe daran zu sein schien, wie Richard III. von England auszurufen: „Drei Dukaten! drei Dukaten! Ein Königreich für drei Dukaten!“ Man lächelte an der Tafel und Gott weiß, wie der treffliche Max sich aus der Verlegenheit befreit haben würde, wenn nicht sein Nachbar sich beeilt hätte, ihm zu Hülfe zu kommen. Schon war der Prinz Eugen aufgestanden, um den Kellner zufrieden zu stellen, der nicht wich und wankte und fortwährend den Teller hinhielt; aber der Kaiser Alexander kam ihm zuvor; er winkte dem Kellner und schüttete den ganzen Inhalt seiner Börse auf den Teller, während er in ein herzliches Lachen ausbrach. Alle andern Anwesenden lachten auch und der gute Vater Max stimmte endlich fröhlich selbst mit ein. — Nun, wenn sogar Königen bisweilen das Geld ausgegangen ist, so darf ich mich nicht wundern, wenn dies auch bei mir öfters der Fall ist, nur wollen bei mir die Kaiser Alexanders mit ihren dargebotenen Börsen nicht erscheinen.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Nicht blos in den Möbeln und den Verzierungen der Wohnungen will man den Geschmack früherer Zeit, das Rococo, wieder in die Mode bringen; die pariser Elegants gehen schon weiter; mehrere haben sich Fracks von Seide machen lassen und sind öffentlich in denselben erschienen. Man fand, daß diese Neuerung allerdings sehr gut kleide und für die warme Jahreszeit vollkommen passe. Unsere Vorfahren hatten Anzüge für jede Jahreszeit und das war ein verständiger Luxus; wir dagegen tragen einen und denselben Frack im Winter und im Sommer.

Sonst tragen die Herren wenig ausgeschnittene Fracks, so daß sie fast ganz wie Röcke aussehen, mit goldenen Knöpfen, schmalem, niedrigem Kragen, breiter Klappe und engen Aermeln ohne Aufschläge mit kleinen goldenen Knöpfen; bunte Cravatten, mit breiten, langen Enden; weiße Piquéewesten; Beinkleider von klein-carrirtem Sommertuche.

Auch sieht man viele hellfarbige Sommerröcke mit sehr langer Taille und Klappentaschen vorn an den Schößen, dazu bunte Cravatte, Piquéeweste ohne Shawlkragen, gestreifte Beinkleider ohne Fußrieme, Gamaschenstiefeln und brasilianischer Basthut.

Damen-Mode. Kleider mit drei Falten, die bis in die Höhe der Kniee reichen, mit halbweiten Aermeln, Marquisen-Manschetten und einem faltigen Schneppenleibchen, und dazu eine Crispine von schwarzen Spitzen; um den Hals ein breiter Spitzenstreifen, der einen doppelten Kragen bildet. Auch sieht man Kleider mit staffelförmig aufsteigenden schiefen Streifen, halblangen Aermeln à la Maintenon und dazu einen Mantillen-Shawl. Dieser Langshawl oder diese Mantille z. B. ist von indischem Muslin, mit himmelblauem Taffet gefüttert und mit handbreiten Spitzen garnirt. Der Reißstrohhut zu dieser Toilette war à la veille, d. h. sehr tief auf der Stirn geneigt und hatte gedrehte lange Federn als Aufputz.

Die Oberröcke macht man mit knappem, hoch hinaufgehendem Leibchen. Dieses Leibchen, wenn es von indischem Nankin z. B. ist, wird mit kirschrother Schnure besetzt. Auf dem Kopfe eine weit über das Gesicht geneigte Capote. Eine Nankin-Pelerine, die ihr über die Ellnbogen reichte, vervollständigt diesen Anzug.

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 3. (Sonnabend, den 16. Juli.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers M. Büchner.

Dritter Jahrgang. Dritter Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Folgen eines Witzes.

Novelle
von
Lebrun.
(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage, gegen Abend, erhielt Paul von seinem Freunde, dem Journalisten, einen versiegelten Brief, welchen ich hier wörtlich mittheilen will.

„An Herrn Z. X. Z. — Wenn das Portrait Ihres Freundes nicht zu schmeichelhaft ist, so ist es unbegreiflich, daß Sie zu einem so außerordentlichen Mittel haben greifen müssen, um eine Frau für ihn zu finden. Der Einfall ist von so seltsamer Art, daß man an dem gesunden Verstande desjenigen zweifeln möchte, welcher ihn zur Ausführung gebracht hat. Indessen wenn die Anzeige ernstlich gemeint war, was im Grunde nicht ganz unmöglich ist, so ersuche ich Sie, gegenwärtigen Brief Ihrem Freunde zu übersenden, und ihn zu bitten, die nachfolgende Mittheilung nicht unbeachtet zu lassen: — Im Umkreise von 8 Stunden, Brüssel zum Mittelpunkt genommen, befindet sich eine reizende Anhöhe in der Nähe einer kleinen Stadt, von wo man eine herrliche Aussicht genießt. Daselbst steht eine Kapelle der Jungfrau Maria. Jeden Sonnabend, um die Vesperzeit, kommt ein junges Mädchen, dort zu beten.

„Glücklich derjenige, dem sie ihre Liebe schenken wird

„Wenn Ihr Freund der ist, wie Sie ihn beschreiben, so müssen die beiden jungen Leute für einander passen.

„Er wird sie, wenn Gott es so fügen will, an folgenden Zeichen erkennen:

„Schön wie die Rose des Haines.

„Bescheiden wie das Maßliebchen der Wiese.

„N. S. Sie finden hier angeschlossen eine Locke ihres Haares. Es ist ein Talisman, welcher die Verbindung mit dem jungen Manne zu Wege bringen wird." —

Dieser Brief, wie man sieht, war ohne Unterschrift. Paul errieth leicht, daß es eine Antwort auf jene lustige Anzeige im Journal von vorgestern sei, und steckte ihn, zu öffnen, in die Westentasche, um ihn später mit den übrigen Briefen zu lesen, die, wie er meinte, noch einlaufen würden. Aber es kam kein anderer, und er vergaß gänzlich den, welchen er in der Tasche trug, da er nicht begierig war, den Inhalt desselben zu erfahren.

3.

Margarethe Desprès gehörte einer angesehenen Bürgerfamilie aus Lille an; sie hat'e kaum ihren Vater gekannt, welcher wenige Jahre nach der Geburt seines einzigen Kindes gestorben war. Zur Zeit, als sie ihre Bildung in einem der besten Pensionate von Paris beendigt hatte, traf sie das Unglück, ihre Mutter zu verlieren; so

daß sie, im Alter von 19 Jahren, sich zu einer Tante, der Schwester ihrer Mutter, der einzigen noch lebenden Verwandten, begab, welche in einer kleinen Stadt Belgiens lebte. Margarethe van ***, eine Frau von einem vortrefflichen Herzen und einem Geiste, der in ihrer Jugend durch Romanenlesen allerdings ein wenig gelitten hatte, war eine Wittwe ohne Kinder, und besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen: sie faßte bald eine solche Zuneigung zu ihrer Nichte, über welche sie die Vormundschaft führte, daß die junge Waise, welche der Verlust der Mutter tief erschüttert hatte, bei ihr die Sorge und Zärtlichkeit wiederfand, welche die mütterliche Liebe ihr gewährt hatte. Obgleich von Natur zärtlich und von reizbaren Nerven, schien sie sich doch einer blühenden Gesundheit zu erfreuen; aber nach Verlauf eines Jahres empfand sie ein unerklärliches Leiden, für welches die Aerzte zwar viele Benennungen, aber nicht das geringste Linderungsmittel ausfindig machten. Einige von den boshaftesten waren der Ansicht, daß ein trefflicher Ehgemahl allein eine völlige Heilung bewirken könne — ein alltäglicher Rath, über welchen sie die Schultern zuckte. — Oft zog sie sich in ihr Zimmer zurück, um zu weinen, jedoch ohne zu wissen, warum sie weinte. Ihr Herz schlug mit Heftigkeit, langangehaltene Seufzer entstiegen ihrer beklemmten Brust. Kurz sie ward jenen fieberhaften Krankheitsanfällen zur Beute, welche bei jungen Mädchen nicht selten sind. Abgesehen von ihrer Blässe, hatte ihre in der That seltene Schönheit keineswegs gelitten; woraus man gemeiniglich schloß, daß sie vielmehr schwermüthig als krank sei. Die jungen Leute, vornehmlich diejenigen, deren Anträge sie abgewiesen, hatten ihr außerdem den Namen die Unbegreifliche, beigelegt, und diese ironische Benennung war nicht ohne Grund. Aber war es denn ihre Schuld, wenn diese jungen Herren sie nicht zu begreifen vermochten? War es die Schuld dieser armen Blume, daß sie auf einen Boden verpflanzt war, wo sie verkümmerte und erblich! — Wie viel Männer giebt es nicht, für welche, in einer ähnlichen Lage, das Leben eine Bürde ist? — Freilich sind diese nicht, wie die Frauen, an den Boden gebunden; sie können nach den Gegenden ziehen, wohin die Bedürfnisse ihrer geistigen Organisation sie rufen; an Orte, wo sie Wesen finden, deren Natur mit der ihrigen übereinstimmt, die sie trösten und zum Leben ermuthigen. Niemandem fällt es ein, die unbegreiflichen Männer lächerlich zu finden, weil man ihre Ueberlegenheit fühlt; aber wo ist der Mann, der gerecht genug wäre, um die Ueberlegenheit einer Frau anzuerkennen und sich zu gestehen? —

Die junge Französin verkümmerte in ihrer kleinen Stadt. Die edlen Eigenschaften, mit denen sie begabt war, ein heller Verstand und eine tiefe Empfindsamkeit ließen sie nur noch mehr das Unglück, die Oede ihres Zustandes fühlen. Wie oft ergoß sie ihre Seele in Zeilen, welche Georges Sand selber nicht verleugnet haben würde! Aber leider hatte sie niemanden, dem sie diese Zeilen hätte mittheilen können, nicht Eine mitfühlende Seele, um die Erlebnisse ihres Innern auszutauschen. Ihre früheren Genossinnen aus dem Pensionat waren zerstreut, und keine dachte noch an sie. Gegen ihre Tante hütete sie sich wohl, die Gedanken ihrer Seele auszusprechen; sie würde ihr nur eine nutzlose Sorge bereitet haben. Ihre Tante war so gut gegen sie; Margarethe klagte sich selber an, daß sie sie nicht genug liebe, daß sie das Glück, welches sie ihr zu verschaffen bestrebt war, nicht zu genießen im Stande war.

Bisweilen pflegte die Tante sie mit nach Brüssel zu führen, wo sie einige Tage damit zubrachte, die Stadt zu durchwandern und in den glänzenden Läden Einkäufe zu machen. Die Zerstreuung, welche diese Reise gewährte, gab ihr gewöhnlich einige Heiterkeit, und erfrischte ihre Gesundheit auf mehrere Wochen. Sie fand Vergnügen daran, in dem schönen Park sich zu ergehen, in jener glänzenden Königsstraße, auf den prächtigen Boulevards, welche Brüssel zu einer der schönsten Hauptstädte Europa's machen. In dieser Umgebung erwachte ihre Einbildungskraft, denn alles rief ihr die Orte ins Gedächtniß, wo sie eine glückliche Kindheit verlebt hatte; Paris, die große Stadt, und Lille, wo sie bei einer geliebten Mutter gelebt hatte! — Dies junge Mädchen hatte ein reines Gefühl des Schönen und Großen; — eine edle Eigenschaft, welche sich zu erhöhen und zu entwickeln strebte, die aber, in dem engen Kreise ihres Lebens niedergedrückt wurde, gleich dem Palmbaum der Wildniß, dessen Gipfel durch das Glasdach eines erstickenden Treibhauses niedergehalten wird.

Eine dieser Reisen nach Brüssel gab die Veranlassung dazu, daß die Tante, für Margarethens Gesundheit fortwährend besorgt, einen Magnetiseur um Rath fragte, dessen Versuche und wunderbare Curen seit langer Zeit in den Tagesblättern gerühmt wurden.

4.

Jenen Abend ging Paul ins Königliche Theater, wo man Menschenhaß und Reue gab, ein Schauspiel von Kotzebue, welches man, vielleicht nicht mit Unrecht, heutzutage lächerlich finden will, das aber nichts desto weniger vor den Schauspielen der Herren Dumas, Soulié und ihrer Geistesverwandten den Vorzug verdient.

Als er in die Loge trat, fand er, daß er sich verspätet hatte und daß das Stück zu Ende ging. Zwei

Frauen gingen gerade hinaus; er bemerkte sie jedoch nicht. Die Oper, die bald hierauf begann, interessirte ihn, und er überließ sich den Träumen, welche eine gute Musik gewöhnlich bei erregbaren Naturen hervorbringt. Der Vorhang wurde endlich niedergelassen, und er gewahrte, daß er fast allein in dem Saale geblieben sei; er beeilte sich seine Loge zu verlassen; aber im Augenblick, wo er die Thüre aufmachte, fühlte er etwas unter seinen Füßen; er hob es auf, es war ein kleines Buch; er steckte den Band in die Tasche, da die Aufschließerin, welche beauftragt ist, verlorne Sachen in Gewahrsam zu nehmen, nicht zu finden war.

Als er zu Hause angekommen war, und sich niedergelegt hatte, untersuchte er seinen Fund.

„Vergoldeter Schnitt!" „In Maroquin gebunden!" — „Ich wette, daß dies Buch einer Dame gehört." Zu gleicher Zeit schlug er es auf, und las auf der ersten Seite: „Poetische und religiöse Betrachtungen von Alphonse Lamartine." Dem Titel gegenüber, auf dem weißen Blatt, war der Name: Margarethe Despres geschrieben.

Ich habe es wohl gerathen, daß es eine Frau sei, sagte er zu sich selbst. Siehe da ein Gedicht, welches sie mit einem noch ganz frischen Veilchen bezeichnet hat: es ist die Einsamkeit... welch schöne Verse!

Er vertiefte sich in dem Durchlesen dieses rührend melancholischen Gedichtes, obgleich er es ganz auswendig wußte, las er es doch von neuem, bis seine Einbildungskraft, in luftige Träume verloren, ihn in eine weite Ebene versetzte, die, gleich den Ebenen von Flandern von Wald und Wiesen durchschnitten war. Eine ziemlich bedeutende Anhöhe, — eine Seltenheit in diesen Gegenden, — war in der Ferne, hinter grünen Kornfluren und blühenden Rebsfeldern sichtbar. Er ging auf die Anhöhe zu, und als er daselbst angelangt war, sah er deutlich eine Kapelle, die von dem gewölbten Laubdach eines Baumes beschützt war, an dessen Fuß eine junge Dame auf einem Steine saß. Ein himmlischer Ausdruck ruhte auf dem blassen Gesicht dieser Dame; aber ihr trauriger Blick irrte über die weite Landschaft hin, welche sich jenseits des Thales ausdehnte. Paul betrachtete lange Zeit diese engelgleiche Gestalt, und sein Herz ward zugleich mit tiefer Wehmuth und innigstem Mitleid erfüllt. Es däuchte ihn, daß er gekommen sei, um ihren stummen Schmerz zu lindern, und eine schöne Seele, die im Begriff war, sich ihrer reizenden Hülle zu entschwingen, wieder an das Leben zu fesseln. Er nahete sich leise, senkte sein Knie auf den Boden, streckte die Arme aus... in diesem Moment glaubte er einen Tropfen heißen Oeles auf seiner Hand zu fühlen; er erwachte; es war ein Flämmchen der knisternden Lampe; er löschte sie aus. Aber den folgenden Morgen, eben ehe er die Augen aufschlug, befand er sich noch auf derselben Anhöhe, neben einem reizenden und edeln Wesen, welches er Margaretha nannte, und welches ihn mit dem Namen Paul anredete.

Indeß verlöschte sich dieser Eindruck nicht; er empfand ein lebhaftes Verlangen, diese Margaretha kennen zu lernen, welche er im Traum gesehen zu haben glaubte. In dieser Absicht ging er zu der Logenaufschließerin; diese sagte ihm, daß ein Bediente nach dem verlornen Buche gefragt habe, welches einem Fräulein gehöre, das mit einer Verwandten im Brabanter Hof logiere. Paul nahm sofort seinen Weg nach diesem Gasthof. Eine Dame, von einem jungen Mädchen, das sich auf ihren Arm stützte, begleitet, trat aus dem Hause. Das Fräulein war von schlankem Wuchs; ihr Gang war langsam, ein Schleier verhüllte ihre Gesichtszüge. Paul zitterte und sagte für sich: das ist sie! — Eine Viertelstunde nach dieser Begegnung war er erstaunt, sich im Gefolge dieser zwei Damen auf dem Königsplatze zu finden, er, der Zeit seines Lebens es sich nicht hatte einfallen lassen, einem Frauenzimmer auf dem Fuße zu folgen. Sie gingen ins Museum, und er that ein gleiches; sie besuchten die Gemäldegallerie, und er besuchte gleichfalls die Gallerie, obgleich er sie auswendig wußte. Aber eine unüberwindliche Schüchternheit, welche indeß bei ihm nicht gewöhnlich war, hinderte ihn, ihnen das Buch zu übergeben, welches er in der Hand hielt. Schon waren sie bis in die letzten Säle gekommen, und er hatte es nicht einmal gewagt, nahe genug zu treten, um die Züge Derjenigen zu sehen, welche seit zwölf Stunden seine Einbildungskraft in Thätigkeit setzte. Endlich standen sie vor einem Gemälde still: es war gerade jenes, welches nach dem Kataloge die Einsamkeit darstellen sollte. Die jüngere Dame betrachtete das Gemälde aufmerksam, und Paul, der diesmal es über sich vermocht hatte, ihr von rückwarts nahe zu kommen, hörte, wie sie zu ihrer Begleiterin sagte: Mein Dichter ist viel wahrer! — O, daß ich sein Buch nicht hier habe! —

Da ist es, mein Fräulein, sagte Paul mit niedergeschlagenen Augen, und mit lebhaft erröthendem Gesicht.

Sie stieß einen Ruf des Erstaunens aus, und zögerte, den Band anzunehmen.

Ich habe es gestern Abend im Theater gefunden, sagte er; die Logenaufschließerin hat mich zu Ihnen gewiesen, meine Damen, verzeihen Sie mir, daß... Aber er konnte den Satz nicht zu Ende bringen, er hatte die Augen aufgeschlagen, die Gestalt seines Traumes stand vor ihm: — edel und anmuthsvoll, bleich und leidend,

wie das Bild eines Engels, welcher am Lager einer Sterbenden sitzt.

Indem sie das Buch aus der Hand des jungen Mannes nahm, konnte sie die tiefe Theilnahme bemerken, welche in dem auf sie gehefteten Blicke sich aussprach.

(Fortsetzung folgt.)

Die rothe Nase.

Humoreske, frei nach dem Französischen bearbeitet
von
Friedrich Herrmann Langguth.

(Beschluß.)

Um dieselbe Zeit wurde ihm in einem großen Banquierhause die Stelle als erster Buchhalter angetragen, welche einen beständigen, strengen Aufenthalt im Comtoir erheischte. — „Welcher Engel hat mich aus meiner Verlegenheit gerissen?" rief er bei dieser frohen Nachricht aus. „Das ist der Weg zu meinem Heile; ich will doch lieber den Gipfel des Glücks erklimmen, als mich in den Abgrund einer lächerlichen Heirath stürzen. Der müßte blödsinnig sein, welcher ein Amt mit 1000 Guineen Einkommen dem Alpdrücken einer wahnsinnigen Liebe opfern wollte. Ich nagle mich gewiß am Lehnstuhle meiner Kasse fest und komme mit keinem Beine mehr zu Hargrawe." — Mit diesen goldenen Worten auf den Lippen kehrte er aber schon der Altstadt den Rücken zu und schritt emsig nach Kensington hin.

Dort angekommen, blieb er plötzlich stehen und stützte sich mit sehr nachdenklicher Miene auf seinen Stock, die vorübergehenden Leute glauben zu machen, er sei ein sehr beschäftigter, eifriger Dichter oder ein Mitglied des Parlaments, das seine Rede für den folgenden Tag einstudire.

„Was fang ich an?" — rief er endlich aus — „wenn ich die mit Kupfer beschlagene Nase heirathe, was wird die Stadt dazu sagen? Was werden alle meine bekannten Miß und Mistreß sagen? Was werden alle stählernen, spitzigen Zungen meines Sprengels sagen? In welchem Zustand wird man wohl diese erbärmliche Nase erscheinen lassen, welche sich Mistreß Conway nennt?"

Eine solche Zukunft schuf sich die furchtsam gemachte Einbildung Conways. Ja hätte ihn der heiße, heftig wehende Wind nicht längs der Straße fort in Bewegung gesetzt, gewiß — er hätte „Rechts um kehrt" gemacht und wäre vielleicht zu dem festen Entschluß gekommen, ewig Junggesell zu bleiben. Aber der Heirathsteufel behielt das Uebergewicht.

Die Freundschaft, welche Herrn Conway mit der Familie des Herrn Hargrawe verbunden hatte, war nach und nach in eine intime Vertraulichkeit übergegangen, worin man deutlich den künftigen Schwiegersohn witterte. Er war Familienglied geworden und hatt in Allem freies Spiel; seine Meinungen, Vorurtheile, kurz seine ganze Person war stets willkommen. Am Abende eines der letztern Besuche war der junge Mann auffallend zerstreuter, als früher. Beim Eintritte trat er die Katze auf den Schwanz; als er vom Sopha, wo er ungefähr eine Stunde geschlafen, aufstand, hatte er den neuen Hut des Herrn Hargrawe so breit wie den dünnsten Königskuchen in der Zerstreuung darnieder gedrückt. Er wollte heute durchaus den Thee selbst kochen, setzte aber den Theekessel auf den Tisch und die leere Kanne über's Feuer. Er warf die Butter in die kochende Bowle und verzuckerte sich drei Tassen mit Salz. — Darob hüpfte Mariens Herz vor Freude. „Ich glaube wahrhaftig" — sagte sie zu sich selbst. — „er erinnert sich nicht mehr an die Unregelmäßigkeiten meiner Person."

Den folgenden Tag durchlief Conway alle Gewölbe der geschicktesten Fleckausmacher in der Altstadt, ein vollkommenes Mittel zu suchen, wodurch man die hartnäckigsten Flecke vertreiben könnte. — Aber: „um was für Flecke handelt es sich?" fragten mit wichtiger Miene die Fleckdoctoren. — „Haben Sie einen Fleck in Ihrer Wäsche?" — Nein — „In Ihren Kleidern?" — Nein — „In dem Kleide Ihrer Frau Gemahlin?" — Nimmermehr, ich bin ja gar nicht verheirathet, und will es erst werden, deshalb muß ich meine Zuflucht zu den Heilmitteln Eurer Kunst nehmen. Habt Ihr keine Essenz, welche die gute Eigenschaft besitzt, die rothe Nase eines achtzehnjährigen, übrigens wohlgebildeten Mädchens weiß zu färben? — Doch weil die Londoner Fleckausmacher Leute von ernstem Charakter und zu wenig fähig sind, die Verirrungen des menschlichen Verstandes zu beurtheilen, so war nicht einer unten ihnen, der den armen Conway, wenn gerade ein Constabler vorübergegangen wäre, in's erste beste Irrenhaus hätte abführen lassen wollen.

„Meine Unentschlossenheit wird mich noch vollends zu Grunde richten" — rief Conway; — „ich werde gewiß den ganzen Verstand noch verlieren," setzte er hinzu und ging scharfen Schrittes aus der Altstadt nach dem Ufer hin, die Hände kreuzweise auf den Rücken gelegt. — „Nein, ich bin nicht zum Glück geboren, sonst lief ich gewiß nicht nach dem elendsten Sandstein. Ihr Mächte des Himmels! mein Segensbecher ist bis an den Rand

gefüllt; Ihr habt ihn in meine Hände gegeben, ich darf nur trinken und wage es nicht, meine Lippen diesem köstlichen Getränke zu nähern. Und warum nicht? Weil ich auf eine rothe Nase stoße, welche das ganze Gesicht einnimmt. O ich Dummkopf, ich Einfältiger; bilde mir wohl ein, diese Nase sei ein Vulcan, der große Vesuv, der einen baldigen Ausbruch drohe?"

„Ja, es sei," — fuhr er mit ernstem Willen fort — „ich hole mir mein Theil" — und wühlte bei diesen Worten mit seinen Händen in den Hintertaschen des grünen Fracks. — „Ich kann eben noch Widerstand leisten; ich bin gewaltig verliebt. Ich heirathe Marien und sollte mich auch die ganze Bürgerschaft am Vorabende meiner Hochzeit mit einer scheußlichen Katzenmusik zu beglücken die Lust anwandeln, und mögen alle Miß und Mistreß in ein vieltöniges Lachconcert ausbrechen."

Doch als er diese Worte gesprochen, war er in's Freie gekommen, und eben versuchte es die Sonne sich durch den London stets umgebenden Nebel eine Bahn zu brechen. Wie schauderhaft roth sah sie, gerade wie Mariens Nas — — er bebte, und fuhr erschrocken einige Schritte zurück. Diesmal vertagte er seinen Heirathsantrag, begab sich auf sein Comtoir und vergrub sich tief in seine Handelsbücher.

Dadurch, daß wir immer und immer wieder einen Gedanken in unsern Geist aufnehmen und über denselben nachdenken, entfernen wir alle Rauhheiten desselben und glätten ihn so ab, wie der Ozean einen Kiesel abglättet, den er immer wieder ans Ufer spült. Dasselbe ging im Innern des Herrn Conway vor. Er hatte das Bild Mariens so oft und lange in seinem Gedächtnisse hin und her geworfen, bis selbst die kleinsten Ecken und Spitzen von demselben entfernt waren. Nur noch dunkel erinnerte er sich an eine Unvollkommenheit, welche einst seine Innigstgeliebte verunstaltet habe, aber er wußte nicht einmal recht genau mehr, worin dieser Fehler eigentlich bestanden. Sein Gedächtniß, das ungetreue, ließ ihn beim Forschen darnach ganz im Stiche. Maria trug aber auch nach Kräften dazu bei, den sie verunstaltenden Fehler zu bemänteln und vergessen zu machen. Sie war jetzt stets auf ihrer Huth und nie fiel das Tuch herab, sondern blieb auf seinem Posten als treue Schildwache stehen.

Es mag nun Schuld daran sein, was da will, genug, die Besuche des Herrn Conway in Kensington verlängerten sich von Tag zu Tag auf enorme Weise. Er kam jetzt zur Frühstückszeit zu Hargrawe und entfernte sich erst nach dem Abendessen.

„Nun habe ich fast ganz gewiß einen Mann" — sagte jetzt je zuweilen die überglückliche Maria zu sich selbst — „aber es fehlt dazu nur noch eine wesentliche Ceremonie." — Ebenso hielt sich auch der seufzende Glückliche oft für verheirathet und erstaunte allemal bei dem Gedanken, daß er es noch nicht sei und jede Nacht noch sein einsames Lager besteigen müsse, über sich selbst.

Wenn aber ein Verliebter darüber erstaunt, noch nicht verheirathet zu sein, so geschieht es gewiß bald, und er will aufhören, Junggeselle zu bleiben. An einem schönen Morgen wurde endlich das längstersehnte, unauflösliche Bündniß geschlossen.

Bei dem Ausgang aus der Kirche fing plötzlich ein schlecht gekleidetes Kind, welches an der Thüre stand und bettelte, an zu schreien: „O die schöne Dame und die rothe Nase!" — Und sogleich verschloß jenen Theil Maria, welche nun von der alten Gewohnheit, die Nase zu verbergen, sich emanzipirt glaubte, fast unwillkührlich hermetisch mit ihrem Taschentuche.

„Eine rothe Nase? theure Freundin" — wiederholte umherblickend, der neue Ehemann — „Was soll diese Flegelei bedeuten?"

Miscellen und Anekdoten.

(Raubmord in Berlin.) Ein schauderhaftes Verbrechen hat sich leider wieder in unsern Mauern zugetragen. Es ist ein Raubmord verübt worden. In einem Hause in der Unterwasserstraße wohnte im zweiten Stockwerke die beinahe 80jährige Schiffseigner-Wittwe Haake. Die alte Frau wohnte ganz allein. Eine Aufwärterin, welche des Morgens kam, besorgte ihr den Vormittag über ihre kleine Wirthschaft und begab sich in der Regel gegen Mittag wieder hinweg. Am 27. April Morgens wurde dieser Aufwärterin nicht geöffnet. Auch eine andere, der Haake sehr bekannte Frau, welche bald darauf diese zu besuchen kam, erlangte keinen Einlaß. Sie glaubte befürchten zu müssen, daß der alten Frau, welche schwerlich schon ausgegangen war, ein Unglück zugestoßen sei, und zeigte ihre Besorgniß dem Polizeicommissarius des Reviers an. Dieser begab sich sogleich an Ort und Stelle, und ließ, als auch ihm nicht geöffnet wurde, die Thür zur Schlafstube mit Gewalt öffnen. Am Boden in der Schlafstube lag die Witwe Haake, auf dem Gesichte, etwas auf die linke Seite gewendet, mit dem Kopfe nach der Küchenthür gekehrt. Die Kleider, welche sie am Leibe trug, waren in kleine Stücke gebrannt und sie selbst durch Brandwunden auf das Entsetzlichste entstellt. Hals und Rücken waren theilweise verkohlt, auf einem Bretterstuhl fand man einen Stein von der Größe einer starken Mannsfaust, welcher in seiner Fläche mit Blut bedeckt war. Die Anhaltpunkte zu Ermittlung des Thäters waren freilich schwach, zumal die alte Frau ihre Vermögensverhältnisse vor Jedermann, selbst vor ihren nächsten Verwandten, stets geheim gehalten hatte. Es mußte daher ein auf verschiedene Personen lenkender Verdacht mit gleicher Aufmerksamkeit nach allen

Seiten hin gleichzeitig und rasch verfolgt werden. Aber schon am 7. Mai wurde der vermuthliche Raubmörder ermittelt und verhaftet, nachdem er bereits alles so vorbereitet hatte, um am nächsten Tage mit dem geraubten Gelde und den für einen Theil desselben angeschafften Kostbarkeiten und seinen Kleidungsstücken — was Alles jetzt vom Criminalgerichte in Beschlag genommen ist, Berlin mit einer neuen Heimath zu vertauschen, um dort durch Etablirung und Heirath (er hatte bereits die Trauringe angeschafft) ein geträumtes Glück zu begründen. Am nämlichen Abende noch wurde sein Geständniß erlangt, wonach der Mord und Raub schon vor dem Tage der Ausführung fest beschlossen war. Minder vollständig ist bis jetzt noch sein Geständniß über die Brandstiftung. Der Name des Verbrechers ist Karl Ludwig Fritze. Er ist 35 Jahre alt. Seit 4 Jahren etwa hielt er sich in Berlin auf. Schon zwei Male: Zuerst als Soldat und sodann nach seiner Entlassung vom Militair, hat er sich des Diebstahls schuldig gemacht und dafür die Strafe erlitten. Er hat früher in dem Hause, worin er jetzt seine Schandthat verübt, gedient, und damals die Wittwe Haake, so wie ihre Vermögensverhältnisse und wohnliche Einrichtung kennen gelernt.

(Von zwei Uebeln das Schlimmste.) Ein bekannter Edelmann wollte sich einem gegebenen Heirathsversprechen entziehen. Er verließ also den Ort, wo die Dame wohnte. Unterwegs, noch ehe er seine Heimath erreicht hatte, holten ihn aber die Brüder der Dame ein und einer von ihnen stellte ihm die verfängliche Frage:

„Haben Sie nichts in dem Orte, den Sie verließen, vergessen?"

Der Ritter that, als ob er sich besänne, stützte die Hand unters Kinn und sah an die Stubendecke; dann rief er plötzlich:

„Ei wahrhaftig! jetzt fällt mir's bei! Ich vergaß Ihr Fräulein Schwester zu heirathen!"

Und sogleich kehrte er um und heirathete die Verlassene.

Dieser Geschichte ist eine andere an die Seite zu setzen. Auch in K. wollte ein junger Mann seines Versprechens sich durch die Flucht entziehen. Ein Vetter der Verlassenen verfolgt und erreicht ihn.

„Sie werden nicht weiterreisen!" redet dieser den Andern an, Sie hätten denn erst ein wichtiges Geschäft in's Reine gebracht. Verstehen Sie mich?"

„So ziemlich."

„Ich erwarte Sie also morgen an einem zu bestimmenden Ort oder am Altare mit meiner Cousine. Wählen Sie!"

„Ich bin immer ein origineller Mensch gewesen —"

„Haben Sie entschieden?"

„Zwischen zwei Uebeln wählte ich immer — nicht wie Andere, das Kleinste — sondern nur das Größte."

„Sie werden sich also mit mir schlagen?"

„Nein — sondern ich will Ihre Cousine nehmen!" — —

— Im Danziger Intelligenzblatt kündigt ein Gastwirth aus Ohra an: er werde die Anwesenheit Sr. Majestät des Königs durch die Einweihung einer neuen Kegelbahn feiern. Bei uns, wo eine Liebe König und das Volk verbindet, kann man eine solche Art der Feier höchstens nur als nicht eben sehr passend bezeichnen, eine ähnliche Annonce in Frankreich aber, wo der König immer durch eine Kugel bedroht ist, würde als politische Satyre gewiß hart gerügt werden.

— Als zur Zeit der demagogischen Umtriebe die Pässe in Frankfurt am Main sehr scharf visirt wurden, kam auch ein Oesterreicher auf das dortige Fremdenbureau, und da er, auf die Frage nach seinem Passe, versetzte: er habe keinen, fuhr ihn der Beamte an: Wie können Sie denn ohne Paß reisen? — Verzeihen's, Ew. Gnoden — entgegnete der Oesterreicher — i hob holt ghöet, daß me jetzo mit den Pässen gor z' viel Umständ' hätt, und i will mi nirgend lang aufhalten.

— Ein schlechter Reiter, der nicht auf sein Pferd kommen konnte, rief Gott um Hilfe an und sprach: „Lieber Gott hilf!" wobei er sich aber einen so gewaltigen Schwung gab, daß er auf der andern Seite des Pferdes wieder herabfiel; da rief er wieder: Lieber Gott hilf, aber nicht zu viel!"

— Ein Herr, welcher eine galante Gemahlin besaß, verbrannte sich eines Abends, indem er dem Lichte etwas zu nahe kam, ein Büschel Haare. Ein Freund, welcher bald ins Zimmer trat, sagte in aller Unschuld: „Hier riecht es fast wie verbranntes Horn."

— Saphir bemerkt im Humoristen: Der Witz ist gar vielerlei Art. Wir haben Mutterwitz und nicht Vaterwitz, man sagt Muttersprache und nicht Vatersprache, denn man kann überzeugt sein, wenn ein Kind witzig ist oder viel spricht, es hat diese Eigenschaft eher von der Mutter, als vom Vater, denn daß der Vater schweigen muß, wenn die Mutter spricht, das ist eben der allgemeine Mutterwitz!

(Das verrätherische Parfüm.) Eine bekannte Dame in Paris zeichnete sich durch ihre unglückliche Leidenschaft für starke Parfüms, namentlich für eine besonders von ihr eigne Erfindung aus. Es war dies eine Mischung von Rosenöl und Moschus. Da die noch immer schöne, wenn auch nicht mehr in der ersten Jugend stehende Frau viele Gesellschaften besuchte, so war ihr unglückliches Parfüm so bekannt, daß man ihre Anwesenheit durch den Geruch bemerkte, sobald sie irgendwo erschien. Eines Morgens nun kam ihr Gemahl zu seinem Freunde, dem Grafen X., und kaum hatte er das Zimmer betreten, als ihm ein Geruch auffiel, den er nur zu gut kannte und deshalb fragte:

„Ist meine Frau hier?"

„Nein," antwortete der Graf, „wie sollte ich zu der Ehre kommen?"

„Du lügst, aber sie ist doch hier, und wenn ich sie suchen will, werde ich ihrer Spur leicht nachgehen können."

Die beiden Freunde ereiferten sich mehr und mehr und es kam bald so weit, daß sie auf der Stelle zu den Degen griffen. Während sie einander gegenseitig verwundeten, entschlüpfte die Dame. Dieser Unfall, sagt man, hat sie von ihrer Vorliebe für ihr eigenthümliches Parfüm gänzlich geheilt.

— Die Spielkarten in Rußland dienen der Erhaltung der Erziehungshäuser in den beiden Hauptstädten, und die Russen thun ihr Möglichstes dafür. Bis 1832 betrug die Anzahl der Spielkarten im Durchschnitt ziemlich gleichmäßig 116,644 Dutzend Spiele; seit jener Zeit aber ist das Bedürfniß so gestiegen, daß 1840 schon 197,661 Dutzend verbraucht wurden; und es stieg trotz Mißwachs und Theuerung in dem genannten Jahre, in folgendem um ein Bedeutendes. Von 1820—41 sind im Ganzen 3,082,346 Dutzend Spiele in Rußland gefertigt und dazu 316,500 Ries Papier verbraucht worden.

Merkwürdiger Fall. In dem eine Stunde von Pera entfernten Dorfe Talkakli, ereignete sich den 13. Mai d. J. ein merkwürdiger Vorfall. Herr Joseph von Horvath, Hauseigenthümer, ließ sein mit Rohr bedecktes Haus abdecken; während der Arbeit fand sich zwischen dem Rohre eine Bombe, die im Jahre 1809, als die österreichischen Soldaten jene Stadt gegen die Soldaten Napoleons vertheidigten, durch die französische Artillerie hingeschossen wurde. Der 15jährige Sohn des Hausinhabers bemerkte durch die Oeffnung der Bombe, daß sie etwas gefüllt sei, und wollte den Inhalt mit einem eisernen Nagel herausnehmen, brachte auch eine von Werg gemachte Stoppel hervor; als die Füllung der Bombe durch die verursachte Reibung zu brennen anfing. Der Vater will das Feuer mit Wasser dämpfen, kaum gießt er aber etwas drauf, als die Bombe zerspringt, — das Gesicht des alten Mannes wird verbrannt, der Fuß einer 85jährigen Großmutter zerschmettert, ein Stück Bombe fährt durch das Dach des nebenstehenden Hauses — der 15jährige Knabe wurde zwar nicht beschädigt, erschrak aber dermaßen, daß er eine Stunde nichts sprach und noch immer krank danieder liegt.

Seltsame Begründung. Bekanntlich weiß die pariser Speculation sich jedes Ereigniß des Tages zu Förderung Ihrer Interessen zu Nutzen zu machen: am Auffallendsten zeigte sich dieses bei Gelegenheit des letzten Unfalls auf der Versailler Eisenbahn, wiewohl die dabei angewandten Motive höchst sonderbar klingen. So lesen wir in einer von der großen Lebens-Assecuranzanstalt in Rue St. Honoré No. 10, so eben erlassenen Kundmachung folgende Aufforderung: „Die Versorgung seiner Angehörigen und die Sicherstellung seiner pecuniären Interessen werden immer das Hauptaugenmerk kluger Familienväter bleiben; bei der Nothwendigkeit nun, sich des herrlichen Communicationsmittels der Eisenbahn auf Reisen zu bedienen, bei der Leichtigkeit dagegen, in den kräftigsten Jahren auf einer Lustparthie nach einem der beiden Ufer der Seine zermalmt oder asphirirt zu werden, bleibt der Eintritt in eine Lebens-Assecuranzanstalt für jeden Minderbemittelten eine gebieterische Pflicht rc. rc.!“

— Bei einer pietistischen Herrschaft in Berlin diente ein funfzehnjähriges Mädchen. Ihr Brotherr wollte ihr mehr die himmlische Speise, als die tägliche Nahrung reichen und ihr den Ausspruch klar machen: Noth lehrt beten. Das arme Kind betete aber gern still im Herzen den Gott der Liebe an, der ihr in einem schmucken Neufchateller personifizirt entgegen getreten war und weigerte sich, wie es ihre Herrschaft wollte, jeden Abend niederzuknieen und Gebete herzuplappern. Deßhalb jagte diese sie einst im strengsten Winter im bloßen Hemde auf den Corridor hinaus, damit das verlorene Schaaf durch Reue und Buße in den rechten Stall zurückkehre. Endlich verstand sie sich, vor Kälte klappernd, zu Allem, was man verlangte. Sie mußte mitten im Zimmer niederknieen und betete leise. Als man sie fragte, was sie gebetet habe? erwiderte sie: Ich habe Gott gebeten, daß er meine Peiniger für ihre Grausamkeit züchtige! — Man denke sich, in welche Zuckungen und Augenverdrehungen die Frommen über diese Sündhaftigkeit verfielen. Doch das Mädchen machte der Polizei Anzeige, und diese dictirte den Gläubigen eine Strafe, in die sie sich mit eben nicht sehr lobenswerther Ergebenheit fügen mußten.

— In 14 Jahren sind es genau vier Jahrhunderte, seit die osmanischen Türken Konstantinopel eroberten, und dem griechischen Kaiserthum den jüngsten Tag brachten. Dieser Zeitraum ist deshalb merkwürdig, weil sich an ihn die alte Prophezeiung knüpft, die wohl verdient, aufgefrischt zu werden. Einige Stunden nach der Ueberwältigung Konstantinopels ritt nämlich Muhamed II. mit allem grausamen Uebermuthe eines asiatischen Siegers in die mit Weibern, Kindern und Greisen überfüllte Sophienkirche und ließ seinen Hengst und die Rosse seiner Begleiter alles niederstampfen und zertreten, was ihm im Wege stand und nicht ausweichen konnte. So machte er sich durch das Gedränge Bahn bis zum Hochaltare, wo der Patriarch mit der Monstranz in den Händen, umgeben von seinen Diakonen, welche Kreuze, Reliquien und heilige Gefäße hielten, kniete, und um Gnade bat. Statt diese dem Unglücklichen angedeihen zu lassen, hieb Muhamed mit dem Säbel nach dem Bischof, daß dieser, schwer am Haupte getroffen, in sein Blut sank. Als der Greis einige Sekunden still gelegen, richtete er sich mit halbem Leibe noch einmal empor, und rief mit schreckhaftem Ausdruck: „Das soll an Dir gerächt werden, und an Deinem Volke, verfluchter Heide! der Geist Gottes verkündet mir, daß Ihr vierhundert Jahre herrschen werdet über dies Land, aber dann wird man Euch in vier Theile zerreißen; und von der Erde vertilgen. Nach vierhundert Jahren wird der falsche Prophet aus diesem Tempel verbannt, und der letzte Götzenpriester hier verbluten, wo ich mein Ende fand!“ Nach diesen Worten starb der Mann, und die nächste Folge seiner Prophezeiung war nun natürlich die Niedermetzelung aller in der Kirche befindlichen Christen. — Im Jahre 1856 ist der Zeitpunkt da, in welchem es sich zeigen muß, ob der sterbende Patriarch wirklich in die Zukunft gesehen, oder ob er den Sultan durch die Weissagung blos schrecken und verletzen wollte.

— Zwei Dragoner von der Reichsarmee standen hinter ihres Obersten Zelt und zählten Geld. Einer, der ein Goldstück hatte, fragte den Andern, warum man dieses Goldstück Friedrichsd'or nenne? Der Andere wußte es nicht, allein ein Offizier, der ihnen zugehört hatte, wollte den armen Leuten aus ihrer Unwissenheit helfen. Er ruft ihnen also zu: Kinder, das will ich Euch sagen, sie werden in Berlin unter dem Friedrichsthore geschlagen, das weiß der Tausendste nicht.

Für Badereisende. Ein Kranker besucht mit traurigem Gesicht einen Badearzt und spricht: „Bester Herr Doktor, — ich falle so ab, — glauben Sie wohl, daß Ihr Brunnen mich ein wenig stärker machen wird?“

Der Arzt. Trinken Sie fleißig, baden Sie auch und Sie werden erstaunen, welchen Umfang Sie gewinnen.

Der Kranke thut, wie ihm geheißen, magert aber immer mehr ab und er beklagt sich auf's Neue.

Der Arzt. Aber, wo denken Sie hin? Sie müssen die Cur länger gebrauchen. Baden und trinken Sie nur immer zu und Sie werden dick und fett werden.

Eines Tages sitzt der Patient im Bade und hört vor seiner Thür sprechen. Es ist der Badearzt und ein Fremder.

„Nun bade ich schon über drei Wochen,“ sagte dieser, „und noch immer verliere ich nicht meinen Bauch. Ich glaube, ich werde alle Tage dicker, trotz Trinken und Baden.“

„Ach,“ erwiederte der Arzt, „wo denken Sie hin? drei Wochen? Nur fort und fort Trinken und Baden, und Sie werden gewiß Ihr Fett verlieren.“

Der andere Patient sprang erschrocken aus der Badewanne, als er dies vernommen, trocknete sich schnell ab und sah im Spiegel, daß er wirklich bedeutend magerer geworden war. Zur selben Stunde verließ er den Badeort.

— Ein Mann ging in tiefer Trauer. Ein Bekannter fragte ihn, um wen er traure? — Um Niemand, erwiederte er, ich bin blos Wittwer geworden.

Originelle List. Ein englischer Schauspieler reiste einmal nach Bath, das wegen seiner Mineralquellen bekannt und besucht ist; aber nicht blos von wahrhaften Kranken, sondern auch von vielen eingebildeten Patienten aufgesucht wird. Während der Reise kam das Gespräch auf die Wirksamkeit und Heilkraft der Quellen. Die Reisenden befragten einander um ihre Leiden, der Eine hatte die Gicht, der andere den Appetit verloren, ein Dritter den Spleen. Man fragte auch den Schauspieler, warum er in's Bad gehe, und er antwortete, daß er von einem wüthenden Hunde gebissen sei, man habe ihm daher die Bather Quellen angerathen, welche dem Ausbruche der Wasserscheu vorbeugen sollten, allein er fürchte, daß es schon zu spät sei, indem er schon die vorhergehenden Anzeigen dieser Krankheit verspüre. Diese Aeußerung versetzte die ganze Gesellschaft in Bestürzung, und man erkundigte sich angelegentlich nach der Beschaffenheit dieser Anzeigen. „Manchmal“ gab der Gefragte zur Antwort, „werde ich von einem Husten befallen, der ganz dem Gebell eines Hundes gleicht, und ich fühle in solchen Momenten unwiderstehliche Lust, alles um mich herum zu beißen.“ Bei diesen Worten wuchs die Aengstlichkeit der Reisenden außerordentlich. Der Patient beruhigte sie, indem er versicherte, daß er das Herannahen des Hustens vorher fühle, und Jedermann warnen könne. Nach einigen Stunden hielt der Wagen an, um die Passagiere ein Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Der Schauspieler, welcher fürchtete, dies möchte für so viele Personen zu mager ausfallen, und daß wahrscheinlich die auf ihn fallende Portion mit seinem Appetite in keinem Verhältniß stehe, fing, als aufgetragen war, auf unnatürliche Art zu husten an. Die Reisenden, in der Furcht gebissen zu werden, sprangen wie rasend auf, flüchteten aus den Zimmern, und ließen den verschmitzten Künstler allein, der, nachdem er seinen Appetit vollkommen gestillt, zu dem Wagen eilte, und seinen Reisegefährten versicherte, daß er niemals die Beißwuth gehabt, und sie auch niemals zu bekommen fürchte, zumal nach einer so guten Mahlzeit, wie er so eben eingenommen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die weißen Kleider herrschen vor; viele haben fünf breite, etwas abstehende Falten auf dem Rocke; die letzte berührt den Boden und die erste befindet sich nicht weit unterhalb des Gürtels. Der Hals bleibt wenig bedeckt und der Ausschnitt ist ziemlich herzförmig. Drei Bausche übereinander bilden die kurzen Aermel.

Die Crispine ist dieses Jahr im Allgemeinen Mode; die von schwarzem Taffet, eine Nothwendigkeit am Vormittag, ersetzt bei den eleganten Damen den Langshawl von Taffet; sie müssen sehr einfach, groß und mit einer schmalen Franse besetzt sein. Bei größerem Putz trägt man die Crispinen von schwarzen Spitzen, die mit schönen Spitzen garnirt und mit Taffet gefüttert sind, oder auch nicht; wer nur eine Crispine hat, wählt eine von Spitzen, die mit Taffet gefüttert ist, oder eine von Moirée, oder mit Spitzen garnirtem Taffet und sie paßt dann zu allen Anzügen. Man hat auch recht hübsche, die mit Schnuren rc. besetzt sind.

Herren-Mode. Die Herren tragen meist Sommerpaletots aus grauem Drill oder Doppelmerinos. Sie haben einen ganz andern Schnitt als die Winterpaletots. Die Beinkleider dazu sind meit ohne Fußriemen. Die Fracks sind ziemlich weit, mit langen Schößen und breiten glattaufliegenden Kragen. Diese Fracks für den Sommer werden durchaus nicht gefüttert, noch weniger natürlich wattirt. Den Beinkleidern ohne Fußriemen giebt man einen kleinen Einschnitt an der Seite, wie es vor zehn Jahren Mode war. Andere Sommerbeinkleider werden dicht auf dem Fuße aufliegend getragen.

Erwiderung.

In Bezug auf die im Tageblatte an mich ergangene Aufforderung, daß ich meinen Lesern, nachdem sie nun schon Jahre lang auf meiner **papierenen** Eisenbahn gefahren, auch einmal das Vergnügen machen möchte, für sie eine Extra-Fahrt auf der **wirklichen** Eisenbahn (nach Dresden zum Vogelschießen auf den 31. Juli) zu veranstalten, diene hiermit zur Nachricht, daß ich keineswegs abgeneigt bin, den Antragstellern zu willfahren, wenn sich bis zum 25. Juli die erforderliche Anzahl Fahrlustiger in der Expedition (Petersstraße Nr. 31./58., 1. Etage) dazu gemeldet haben werden. Die Fahrt à Person hin und zurück würde 1 Thlr. 22½ Ngr. betragen und um ¾ 5 Uhr hier abgehen und von Dresden den Montag darauf, Abends 7 Uhr, was dann bei der Anmeldung noch bestimmter angegeben werden würde.

Der Redakteur.

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 4. (Sonnabend, den 23. Juli.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Drittes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der offene Himmel.

Ich habe den Himmel einst offen gesehn
In jugendlich blühenden Tagen;
Ich konnte von Leiden und Noth nichts verstehn,
Ich kannte nicht Kummer noch Plagen.
Als sorgend für mich noch einst And're gewacht,
Da hat mir das Leben so rosig gelacht;
Da sah den Himmel ich offen! —

Und als ich des Denkens mir wurde bewußt
Mit offnem Herzen und Sinnen;
Da träumte Natur ich an deiner Brust
Und staunte der Allmacht Beginnen:
Am sonnigen Morgen, im schimmernden Glanz,
Wald, Blumen und Bäume im blühenden Kranz;
Da sah den Himmel ich offen! —

Mein Sommer erschien, und im jubelnden Schall
War Freude und Welt ganz mein eigen; —
Da reichte die Liebe den Götter-Pokal
Und führt' mich zum himmlischen Reigen! —
Ich schloß sie entzückt an die klopfende Brust,
Und weinte vor Wonne und weinte vor Lust;
Da sah den Himmel ich offen! —

Und als nun mein Himmel gar dräuend umflog
Mit dunkeler Wolken Gekreise;
Kein Rather und Helfer entgegen mir zog
Auf dorniger schwerlicher Reise;
Da hab ich vertrauend zum Vater gesehn,
Und fühlte der Hoffnung beglückendes Wehn;
Da sah den Himmel ich offen! —

Der Glaube an Gott und an ewiges Sein
Soll stets meine Seele durchschimmern;
Ist der mir ganz eigen und nenn' ich ihn mein,
So falle die Welt auch in Trümmern;
Denn hab' ich den treulich im Herzen gepflegt,
Dann sehe ich einstens zur Ruhe gelegt,
Dann sehe den Himmel ich offen! —

C. W. Sabjezki.

Aus der Rede eines Menschenfressers,

gehalten in der Sitzung eines Mäßigkeitsvereins.

Ich hoffe durch die Beispiele, die ich theils selbst erlebt habe und theils aus der Geschichte der gebildeten Völker entnommen, klar und faßlich darzuthun, wie gering das Vergehen des rohen Naturmenschen, der sinnlich einem sinnlichen Triebe folgt, gegen die raffinirte Zehrsucht einer hyper-gebildeten Generation — zu achten sei, und schmeichle mir, nicht allein alle Skrupel dieses würdigen Vereins in den betreffenden Punkten zu beseitigen, sondern auch das schöne Ziel meines Strebens, dereinst ein würdiges Mitglied dieses Vereines zu werden, zu erreichen, innerlich überzeugt, daß alle diejenigen, die darauf angewiesen sind, sich vom — Menschen zu ernähren, auch die einzigen sind, die in Wahrheit verdienen, in einem Mäßigkeitsverein aufgenommen zu werden! (Hört! Hört!)

Wäre ich nicht tiefer eingedrungen in die socialen Verhältnisse der Civilisation, als gewisse Franzosen in deutsche Zustände, so wäre ich vielleicht schwach genug, aus gewissen Ausdrücken die reelle Menschenfresserei der verfeinerten Nationen zu beweisen, aber ein Menschenfresser ist kein heidelberger Studiosus, wir geben nicht Ruhe, bis wir nicht so zu sagen in succum et sanguinem unsern Gegenstand erfaßt haben, und wenn ich die Ausdrücke gewisser Gebildeter: „Der liegt mir im Magen," oder: „den habe ich mit Löffeln gefressen," hier nicht als incriminirende Zeugenaussage anführe, so geschieht es, weil ich einer Nation angehöre, die von einem Nebenmenschen, der ihr zu einem köstlichen Diner verhalf, nicht hinterher schamlos behaupten kann: „Dieser Mensch ist unverdaulich!" —

Ich werde um einen Schritt weiter gehen. Die Philosophie, diese gefährliche Gevatterin und Hebamme all Eurer Brotstudien, hat selbst gegen Experimente nichts einzuwenden, die auf Kosten des Menschenfleisches gemacht werden, und wenn exaltirte Kunst-Narren ein unschuldiges wehrloses Modell verwunden, um die Leiden am Kreuze treffender zu schildern, wenn Sanctorius von seinem eigenen Fleisch und Schweiße zehrt und täglich seinen Abgang wiegt, warum soll es uns wundern, wenn ein Professor der menschlichen Transchirkunst, die sie schulgerecht Anatomie heißen, zuweilen auf die bizarre Idee kommt, eine Gattung Fleisches zu kosten, wovon' er weniger satt als berühmt wird!

Wir gehen nach diesen wenigen Vorbereitungen auf die eigentliche und weit gefährlichere Menschenfresserei, die wir zum Unterschiede die ideale nennen wollen, über. Die aufgeklärten Nationen allein verstehen es, den Menschen wie die Krebse und wie der Krebs von innen heraus zu essen, und mancher wandelt unter Euch: ein lebendiges Gespenst, seine Blutfreunde haben ihn ausgesogen!!!

Hohle Menschen! Kennt Ihr sie nicht? Sie begegnen Euch aller Orte, sie machen die schönsten Gedichte für alle Zeitschriften, sie sind die Elite aller Gesellschaften, wo die Langeweile ihren Riesenthron aufgeschlagen; sie sind die Freunde aller schlechten Lokaldichter — und die geschwornen Feinde des gesunden Urtheils, sie wissen Jedem zu rathen, der ihres Rathes nicht bedarf, und finden überall Anklang, weil sie eben — hohl sind!

Die gebildeten Menschenfresser aber sind keine gemeinen Menschenfresser! — Sie verachten die unedlen Theile ihrer unglücklichen Opfer und Mißgeschöpfe, diese Gourmands; sie verachten den geistvollen Kopf des Dichters und des Denkers, die milde Hand des huldvollen Gebers — Alles, Alles! bis selbst auf den Fuß des Freundes, der für sie steht. Das Herz ist's, wonach sie Alle streben — das Herz allein, woran sie Alle — nagen!

Eine eigene Art haben die gebildeten Völker, ihre großen Männer zu behandeln und, nach ihrer Sprechweise, zu genießen. Der große Mann gehört der Zeit, dem Jahrhundert — kurz seiner Nation! Wieviel kömmt aber auf den Mann, wenn eine Nation einen einzelnen, auch noch so großen Mann in sich aufnehmen will? Blutwenig; aber auch hier hat der Geist der Zeit ein merkwürdiges Auskunftsmittel gefunden, und wir wollen uns die Mühe nehmen, es zu beleuchten.

Nichts schätzt der Gebildete mehr, als seinen großen Mann! Aber der große Mann seiner Zeit wird auf eine barbarische Weise zur Unsterblichkeit vorbereitet, durch eine — Hungerkur. Wir Wilden, wenn wir unsern Feind (auch der große Mann ist gewöhnlich der Vorläufer, wenn nicht Feind seiner Peiniger und respectiven Zeitgenossen) genießen wollen, füttern ihn und versüßen ihm doch die wenigen Tage seines Lebens, und achten so den Mann, der die Trophäe unseres Ruhmes und unser Walhallamahl zugleich ist; aber die Cultur mißt das Verdienst seiner gefeiertsten Lieblinge nach dem Hunger, den sie ausstanden, und das Monument ist dem am sichersten, der durch frühzeitigen Hungertod der leichengierigen Mitwelt eine passende Gelegenheit gegeben, sich an seinem Sterbetage den Magen zu verderben!

Wahrlich gut ist es, daß Ihr nicht wisset, wo Eure großen Männer begraben liegen; wie die Hyäne würdet Ihr sie aus Ihrem ewigen Todesschlafe scharren, um schlimmer als die Wilden an ihrer Leiche und bei ihrem Sarcophage zu schmaußen! Nationen würden in Kampf gegeneinander auftreten, um das heilige Recht — eines Mittagsmahls aus dem Blute erwürgter Brüder zu beweisen!

Aber die Todten lächeln selig, Eure Achtlosigkeit wird Eure Strafe, und Eure Undankbarkeit schafft ihnen doch wenigstens im Tode die Ruhe, die Ihr ihnen im Leben nicht gönntet!

Der Pachter und der Raubmörder.

Ein Probestück seltener Tapferkeit und Entschlossenheit.

Im Jahre 1823 trieb im Agramer Comitate, an der Grenze von Krain, besonders im Gebiete der Herrschaften Szeverin, Brod und Verbovsko, eine Räuberbande, unter Anführung eines gewissen Johann Spitznagel, auch Maje genannt, ihr Unwesen und verübte die schrecklichsten Räubereien und Mordthaten mit einer Kühnheit,

wie sie kaum in den Zeiten des Faustrechts vorgekommen sein mochte. Alle Anstrengungen von Seiten der Behörden und Obrigkeiten zur Ausrottung dieser gefährlichen Räuber blieben eine geraume Zeit ohne Erfolg. Auf den Kopf des Anführers wurde ein Preis gesetzt und die Gerichte in der ganzen Gegend auf das Strengste zur Wachsamkeit aufgefordert. Alle Bemühungen schienen fruchtlos zu sein. Die verwegensten Räubereien fanden, wie zuvor, fortwährend Statt. Endlich gelang es dem Grenzbezirke der Herrschaft Polland in Krain, seiner bei einem Streifzuge habhaft zu werden. Während er im Kerker saß, erhob er eines Nachts ein jammervolles Geschrei. Der Gefangenwärter kommt herbei; Spitznagel stellt sich ohnmächtig, seufzt, stöhnt und betheuert mit gebrochner, schwacher Stimme, daß seine letzte Stunde gekommen sei. Er fleht weinend um Mitleid und um die Begünstigung, sich beim warmen Ofen im Zimmer des Gefangenwärters nur ein Stündchen erwärmen, erholen und reuig sammeln zu dürfen, vor seinem gewissen baldigen Hintritte in die Ewigkeit. Den Gefangenwärter rühret die Zerknirrschung des Verbrechers, er fühlt Mitleiden mit seinem Elende und führt ihn, ohne demselben die schweren Ketten abzulösen, aus dem kalten, düstern Kerker mit sich in's Zimmer an den warmen Ofen. Spitznagel dankt mit erheuchelten Thränen und bittet nach einiger Zeit um einen Trunk frischen Wassers. Der Gefangenwärter geht, um dieses zu holen, in die Küche. Diesen Augenblick benutzt der Verbrecher, ergreift eine im Zimmer befindliche Axt, stellt sich hinter die Thür und streckt damit den Rückkehrenden todt zu Boden. Er eilt nun in den ersten Stock desselben Hauses, um den dort wohnenden Bezirksrichter zu ermorden, wird aber von einem großen, vor der Thür des Zimmers liegenden Vorstehhunde bellend angefallen und verscheucht. Er sucht jetzt das Freie zu gewinnen, um von Neuem an der Spitze seiner Bande ein Schrecken der Umgegend zu werden. Spitznagel entkam früher schon einige Mal aus den Händen der Gerichte, theils durch eigene List und Verschlagenheit, theils durch Hilfe seiner anhänglichen Mitgenossen, und er benützte dieses öftere Entkommen auch dadurch zu seinem Vortheile, daß er dem Landvolke den Wahn beibrachte, als ob er stich- und kugelfest sei und seiner Gewalt Schloß und Riegel weichen müsse. Um das erstere zu beweisen, hielt er oft auf der Straße irgend einen Bauern an, gab ihm eine seiner Pistolen in die Hand, ließ selbe auf sich aus ganz geringer Entfernung losfeuern und — warf ihm dann die wirkungslose Kugel nach Taschenspielerart lächelnd in's Gesicht. Solche Blendwerke, eines Cartouche würdig, wiederholte er unzählige Male und an verschiedenen Orten, so daß am Ende unter dem ungebildeten Volke die Meinung sich allgemein verbreitete, Spitznagel sei mit einem Wesen aus der Unterwelt im Bunde und aus diesem Grunde unverletzbar. Ein panischer Schrecken zog vor seinem Namen her, und die Meisten gingen ihm aus dem Wege, statt ihn zu verfolgen. Das Landvolk beherbergte, bewirthete ihn und hielt es für lebensgefährlich, ihn anzuzeigen oder zu verrathen. Reichere Bewohner schlossen förmliche Conventionen mit ihm ab, um nur Ruhe vor der gefürchteten Bande zu haben. Er spielte die Rolle wie ein geborner Räuberhauptmann. Er beraubte die wohlhabende, bessere Classe, beschenkte die Armen, welchen nichts zu nehmen war, strich unter allerlei Verkleidungen umher, hatte allenthalben eigene Spione, wohnte Hochzeiten, Taufschmausereien und Volksunterhaltungen bei und gab sich am Ende, wenn von ihm die Rede war, plötzlich zum Schrecken aller Anwesenden zu erkennen. Er war aus Krain gebürtig, lebte in seiner Jugend als Viehhirte, endlich als Schleichhändler, ein Gewerbe, das auf geradem Wege zum Räuberhandwerk führt, in welchem er es in kurzer Zeit zum Chef einer furchtbaren Zunft brachte.

Neuerliche Aufforderungen von Seiten der Behörden und des Gerichts, aus dessen Gefängniß Spitznagel kürzlich entsprungen war, an alle Obrigkeiten der Umgegend, um auf den vogelfrei erklärten Räuberhauptmann ein wachsames Auge zu richten, gelangten auch an den Pächter der gräflich Oriet'schen Herrschaft Szeverin, Herrn Joseph Fleischmann, einem ehemaligen k. k. Offizier, dessen Pachtgebiet Spitznagel in letzterer Zeit gleichsam zum Centralpunkt seiner verbrecherischen Operationen gewählt zu haben schien.

Eines Tages waren bei Fleischmann mehre Comitatsbeamte als Gäste versammelt, und unter andern wurde auch der gefürchtete Räuberchef ein Gegenstand des Gespräches. Mehre dieser Herren wünschten nichts so sehr, als mit dem Räuber irgendwo zusammenzutreffen, um ihn zermalmen zu können, und priesen ihren Wirth glücklich, weil Spitznagel mit seiner Bande eben jetzt in dessen Pachtgebiete verweile und er dadurch Gelegenheit bekäme, eine Bravour bei seiner Verfolgung auszuüben. Als Gatte und als Vater einer zahlreichen Familie, sprach der Pächter, will ich den Räuber eben nicht herausfordern oder aufsuchen, aber sollte er es wagen, Hand anzulegen an dem mir anvertrauten Gute, oder sollte ich zufällig mit ihm an einem Orte zusammen kommen, würde ich den Unhold wohl aus dem Wege zu räumen suchen.

Die aufwartende Dienerschaft mochte die Rede gehört haben. Einige Tage darauf kam der Potaschenmeister der Herrschaft aus dem Gebirge zu Herrn Fleischmann

und berichtete, er sei eigens von Spitznagel abgesendet, um zu erkären, daß er vernommen habe, wie der Pachter unlängst bei der Tafel den Entschluß ausgesprochen, ihn aus dem Wege zu räumen, er möge daher auf seiner Hut sein, längstens binnen 14 Tagen sollte seine letzte Stunde geschlagen haben; dies habe Spitznagel bei dem Monde und den Sternen geschworen, und dieser Schwur wäre ihm unverbrüchlich.

Als Antwort auf diese seltsame, aber keineswegs erfreuliche Botschaft ließ Herr Fleischmann dem Räuberhauptmann erwiedern: derselbe möge von dieser Stunde an für seine eigene Person auf der Hut sein, und wenn er zu erscheinen wage, würde er in jeder Hinsicht, wie sich's gebührt, empfangen werden. Dem Boten selbst wurde die strengste Geheimgehaltung in dieser Sache aufgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Folgen eines Witzes.

Novelle
von
Lebrun.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick blieben sie, stumm und bewegungslos, eins dem andern gegenüber stehend; beide furchtsam, schienen sie sich doch mit den Blicken zu suchen und zu durchdringen. — Sollte dies der vom Magnetiseur bezeichnete Mann sein? — fragte sich die alte Dame. Dann sagte sie zu ihm: Wie? Sie haben sich die Mühe gegeben, bis hierher zu kommen? So viel Güte beschämt mich… Margaretha sagst Du dem Herrn nicht Dank?

Mein Herr, beeilte sich Margaretha zu sagen, es lag mir sehr viel an meinem Lamartine; ich bin Ihnen tausend Dank schuldig.

Paul verneigte sich; in der Absicht die Unterredung zu verlängern, lenkte er die Aufmerksamkeit der beiden Damen auf das Gemälde, welches sie vor Augen hatten, indem er bemerkte, daß sie, da ihnen die Verse Lamartines bekannt wären, ohne Zweifel der Ansicht wären, daß der Gedanke des Dichters sehr schlecht auf dieser Leinwand ausgedrückt sei.

Das ist gerade die Bemerkung, welche meine Nichte eben machte, entgegnete die alte Dame, welche mit Vergnügen den Gegenstand der Unterhaltung aufgriff.

Wenn sie malen könnte, fügte sie hinzu, so bin ich überzeugt, daß Niemand besser als sie ein Bild der Art machen würde.

Ich wünschte sehr den Gegenstand gemalt zu haben, so wie ich ihn geträumt habe, sagte Margarethe.

Und ich habe ihn auch im Traume gesehen, und zwar die letzte Nacht, fiel Paul ein. — Und weil er sah, daß diese halb vertrauliche Aeußerung das Erstaunen der Dame erregte, glaubte er fortfahren zu können:

Ich hatte die Stelle gelesen, welche in Ihrem Buche bezeichnet ist. Ich hatte einen Traum. Ich stand auf einer Anhöhe, wo sich eine Kapelle befand, bei welcher eine weibliche Gestalt saß, deren Bild ich ganz deutlich behalten habe. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich dieselbe Gestalt Zug für Zug, nicht im Traum sondern in der Wirklichkeit wiederfand.

Wissen Sie, wer es ist? fragte die Tante sichtlich bewegt.

Ihr Buch hat mich ihren Namen kennen gelehrt, erwiederte Paul.

Die beiden Frauen sahen sich betroffen an, und Margarethe wurde nachdenklich.

Aber nach kurzem Besinnen glaubte die Tante das Räthselwort gefunden zu haben: — Das Buch, welches Sie vor dem Einschlafen in der Hand hielten, hat zwischen Ihnen und meiner Nichte einen Rapport hervorgebracht. — Dergleichen Visionen, fügte sie mit Nachdruck hinzu, entstehen sehr leicht, besonders durch die Berührung einer Haarlocke: sogar ein geschriebenes Wort reicht hin; ein solches Verhältniß zu bewirken.

Während sie diese Anspielung auf den an Herrn Z. Y. X. gerichteten Brief machte, heftete die abergläubische Dame einen durchdringenden Blick auf den jungen Herrn, welcher jedoch keine Ueberraschung merken ließ.

Es ist der bezeichnete Mann nicht, sagte sie für sich, seine Bewegung würde ihn verrathen haben.

Von dieser Zeit an, zeigte sie sich zurückhaltender gegen ihn. — Sie gingen zum zweiten Mal durch die Gallerie. Paul redete, als Kenner, von den schönsten Gemälden, und Margarethe nahm an dem Gespräch einen Antheil, dessen man sie, in Betracht der Abspannung ihres ganzen Wesens, nicht für fähig gehalten hätte. Er mochte immerhin dies junge Mädchen nach seiner physiognomischen Methode prüfen, er fand an ihr nichts als Zeichen der Sanftmuth, der Bescheidenheit und eines fühlenden Herzens. — Aber die kalte Höflichkeit schreckte ihn doch zurück, er wagte nicht um die Erlaubniß zu bitten, den Damen aufzuwarten, deren Wohnung ihm überdies völlig unbekannt war.

Den Tag darauf ging er auf Erkundigung aus; aber er konnte nichts erfahren. Die Tante war am Morgen

mit ihrer Nichte abgereist. Man hatte vernachlässigt, sie in's Fremdenbuch einzuschreiben, und sie hatten nicht gesagt, wohin sie reisten.

5.

Im Alter von 30 Jahren ist man nicht mehr romantisch. In diesen Jahren haben die meisten Menschen schon ein abgenutztes Herz. Allein Paul, der nie bisher eine wahre Liebe empfunden hatte, überließ sich einer tiefen Betrübniß, zu deren Rechtfertigung man nur anführen kann, daß ihm dies Frauenzimmer als die Verwirklichung eines Traumes erschienen war, nicht des Traumes von voriger Nacht, sondern jenes Traumes, den jeder Mann im achtzehnten Jahre anfängt und den eine lange Reihe von Täuschungen kaum im vierzigsten vernichten kann. Er glaubte die Ausnahme, welche er suchte, gefunden zu haben, die Ausnahme von jener allgemeinen Regel, welche er in seinem Urtheil so ausgedrückt hatte: „jede äußerlich schöne Frau ist innen schlecht." — Woher kam nun diese günstige Meinung von Margarethen? Ohne Zweifel aus jenem Instinct des Herzens, welcher einigen bevorzugten Menschen eigen ist, und den die Leute gemeinen Schlags abläugnen.

Gewisse Menschen hält man für unempfindlich, weil sie, ohne ein Liebesverhältniß zu erfahren, ein gesetztes Alter erreicht haben. Diese Folgerung ist oft im höchsten Grade ungerecht. Es giebt Menschen, welche im Grunde ihres Herzens eine unendliche Liebe verbergen, und die, eben aus dieser Ursache niemals geliebt haben, weil ihnen kein Weib begegnet ist, das fähig wäre, die Unendlichkeit ihrer Liebe zu theilen und zu begreifen.

Wie sehr immerhin Paul sich betrübte, so war er doch nicht der Mann dazu, sich aufzumachen, um die Spur einer schönen Unbekannten wieder aufzusuchen. Er versuchte sogar, mit Hülfe seiner Feder und seines Pinsels, sie zu vergessen; aber er konnte sich nicht enthalten, das Museum häufiger als gewöhnlich zu besuchen, und jedesmal betraf er sich bei der Betrachtung eines gewissen Gemäldes, welches keineswegs würdig war, den Blick eines Künstlers auf sich zu ziehen.

Nach Verlauf eines Monates hatte er ein kleines Gedicht und ein Staffeleigemälde vollendet. Ich sage nicht, ob die Verse gut oder schlecht waren, weil ich sie nicht gelesen habe. Der Gegenstand des Gemäldes ist aus der poetischen Betrachtung, welche *Einsamkeit* benannt ist, entlehnt. Dies Gemälde ist ein Meisterstück; man möchte sagen, daß der Künstler darin seine ganze Seele und die ganze Poesie der *Mediationen* niedergelegt habe. Das junge Frauenzimmer unter einer laubigen Eiche sitzend, auf dem Gipfel eines Berges, erregt in höchstem Grade die Aufmerksamkeit der Kenner; doch werfen sie dem Maler vor, daß er eine Gegend vorgestellt habe, welche mehr den lachenden Ebenen Belgiens als den finstern, mit Felsen und Wald bedeckten Landschaften gleicht, welche der Dichter so trefflich geschildert hat. Paul entgegnete nichts auf diesen gerechten Tadel; aber er ruft sich einen Traum in's Gedächtniß zurück, wo er diese Landschaft so, wie sie auf der Leinwand steht, erblickte, und er bringt ganze Stunden damit hin, jene schwermüthige Frauengestalt zu beschauen, welche ein treffendes Abbild derjenigen ist, die er im Herzen trägt.

Unter den Personen, welchen er in seinem Atelier Zutritt gab, war ein flamändischer Dichter, welcher beim Anblick dieses Bildes eine lebhafte Ueberraschung zu erkennen gab. — Diese Gegend ist mir bekannt, sagte er.

Sie sind glücklicher als ich, versetzte Paul, ich habe sie nur in der Einbildung erblickt.

Ist es möglich!... dann hat Ihnen Ihre Einbildungskraft besser gedient, als vielen Andern das Gedächtniß. Dies hier ist in seinen Hauptumrissen das Abbild der Anhöhe bei Grammont.

Und die junge Dame? fragte Paul.

O, was die betrifft, das ist eine Engelsgestalt, welche keine Anhöhe der Erde dem menschlichen Auge zeigen kann.

Das habe ich auch lange geglaubt; aber eines Tages ist mir diese Engelsgestalt erschienen.

Und Sie sind ihr nachgefolgt, wie der Schatten dem Körper; — und sie hat Ihnen angehangen, wie der Epheu sich an dem Eichbaum festhält? — fragte der Dichter.

Sie ist wie ein Schatten verschwunden, und ich finde sie nirgends mehr, als auf diesem Bilde.

Der Dichter schwieg einige Augenblicke still; alsdann rief er mit theilnehmender Stimme:

Dichter bedeutet Wahrsager. Auf mein Dichterwort, ich will Ihnen ein Geheimniß offenbaren.

In dieser ganzen Sache sehe ich eine wunderbare Wirkung der Sympathie. Lachen Sie nicht über dies Wort; nur noch die Unwissenden und die Academien der Medicin dürfen heutiges Tages die Erscheinungen der Sympathie und des Magnetismus abläugnen. — Ich behaupte, daß zwischen Ihnen und diesem Frauenzimmer eine geheimnißvolle Beziehung statt findet; und diese Anhöhe, diese Kapelle müssen Ihre Vereinigung herbeiführen.

Anfangs war Paul von dem exaltirten Tone des Dichters fortgerissen worden; sobald dieser weggegangen war, fragte er sich selbst, ob er nicht ein Thor sei; die Vernunft antwortete ihm: ja; aber eine innere Stimme flüsterte ihm nein zu. — Dies war ohne Zweifel die Stimme

der Hoffnung: und sobald einmal die Hoffnung geredet hat, ist die Vernunft unfähig, ihr Stillschweigen zu gebieten.

Das Ergebniß dieses ungleichen Streites war, daß an einem schönen Tage, dieser so verständige und gesetzte junge Mann aus Brüssel, durch das Ninover Thor zog, auf dem Vordersitz einer jener schwerfälligen Maschinen sitzend, welche man, ohne Zweifel ironischer Weise, Diligencen nennt. In einiger Entfernung vor dem Thore begegnete er seinen beiden Freunden, Paul II. und dem Journalisten, welche er seit dem Vorabende des ersten Mai nicht wiedergesehen hatte.

Diese Herren waren auf dem Wege nach Anderlecht, um Erdbeeren mit Milch zum Frühstück zu essen. Der Letztere sagte zu Paul: Wo, zum Henker, gehst Du hin, Präsident? Ohne Zweifel zum Stelldichein, welches man Hrn. Z. Y. X. gegeben hat. Gute Reise und gut Glück zur Sache!

Paul erinnerte sich an den Brief, welchen er in seiner Westentasche gelassen hatte; er wollte ihn auf der Stelle lesen; es wäre das ein Mittel gewesen, sich die Zeit zu vertreiben, während der Postwagen sich langsam fortbewegte; aber jenes Gilet lag im Koffer und der Koffer war schon aufgepackt; er mußte sich darein ergeben, das leere Geschwätz des Conducteurs und eines Pferdehandlers anzuhören, die rauchend neben ihm saßen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Die vier Berliner Komiker.) Beckmann, Gern, Rüthling und Schneider, die Quadrupel-Allianz der Berliner Komik, beschlossen kürzlich, nach Beendigung der Theatervorstellung eine Partie nach Treptow zu machen, um dem Feuerwerke daselbst beizuwohnen. Die Droschken, welche sonst schockweise auf den Halteplätzen anzutreffen sind, wenn man nämlich keiner bedarf, waren auch diesmal unsichtbar geworden; man mußte sich also entschließen, bis zur Jakobsstraße zu gehen, um sich dort einem jener weitläuftigen Personenwagen anzuvertrauen. Das lustigste Quartett von ganz Berlin saß bereits in dem Wagen, als der phlegmatische Fuhrmann sie ersuchte, nur noch ein Viertelstündchen verweilen zu wollen, weil er unter zwölf Personen nicht abfahren könne. Die Komiker waren augenblicklich entschlossen, die noch fehlenden Personen zu ergänzen; ihr Plan wurde noch durch die bereits eingetretene Dunkelheit begünstigt. Der leichtfüßige Schneider war der Erste, welcher unbemerkt vom Wagen stieg, und, von der andern Seite kommend, vor den Fuhrmann als ein kleines buckliches Männchen mit der Frage trat: Ist noch Platz? — „Die schwere Menge, steigen Sie man ein!" — Während Schneider einstieg, hatte sich bereits Beckmann herausgewunden, und erschien nun mit der bescheidenen Frage, ob er noch mitfahren könne. — „Immer 'rein, mein Herr!" erwiederte der Kutscher. „Sehen Sie, meine Herren, jetzt sind's schonstens sechs, es fehlen man noch sechs lumpige Perschonen." Gern und Rüthling erschienen gleichzeitig, der Eine als personifizirte Hopfenstange, der Andere mit süßlicher Garçonmiene, und wurden mit Freuden vom Kutscher aufgenommen. Das Auf- und Absteigen schien kein Ende nehmen zu wollen, der Kutscher berechnete bereits seine Einnahme, während Schneider und Beckmann von Neuem als zwei Benebelte erschienen waren und mitzufahren wünschten. Der Kutscher hatte schon die Zügel in den Händen, da der Wagen mit zwölf Personen nun vollständig besetzt war; jedoch Gern, in dem Wahne, es fehle noch die zwölfte Person, stieg von Neuem hinaus, um noch einmal das Experiment zu machen. Man denke sich seinen Schreck, als der Kutscher ihm bemerkte: „ne, die Polizei hat mir uf'n Strich, ich darf nicht mehr als zwölf Perschonen ufladen," und davon fuhr. Einen so liebenswürdigen Collegen konnte man unmöglich zurücklassen; man bat also den Kutscher, daß er den einen Herrn nur noch mitnehmen solle, zumal er so dünn sei, daß er nur wenig Platz einnehme. — Man hat wohl nicht nöthig, noch zu sagen, wie sehr der Phaeton erstaunte, als in Treptow anstatt 13 Personen nur 4 aus seinem Wagen stiegen. — „I! da muß ja glei der Deibel drin schlagen! bin ich denn behext? Von 13 kann wohl Eener sterben, aber doch nicht 9!" Der Kutscher erhielt sein Fahrgeld und war höchst gerührt. Wie es jedoch zugegangen, weiß er heutigen Tages noch nicht.

(Figaro.)

— Es giebt in Deutschland keine komischeren Schauspielernamen als in Merseburg. Nach dem Alphabet heißen sie so: Böhne, Gebe, Hide, Kriete, Lede, Mende, Oeke, Picke, Quese, Reme, Sese, Tase und Zuse, und die Frauen Kriete-Oeke, Böhne-Lede und Mad. Harzwalterstarrlan, erste Sängerin. Also durchaus zweisylbige Namen und nur ein fünfsylbiger. Bis die Harzwalterstarrlan gerufen wird, bis man ihren Namen ausspricht, können die Andern sammt und sonders schon nach Hause gefahren sein.

— Die Muckerei mit ihrem ganzen Gefolge von religiösem Unsinn, Mysticismus und geläutertem Luther- und frommheiligem Ultrathum hat, einer Correspondenz im Planeten zu Folge, seit langen Jahren in Erlangen ihren Heerd, ihren Verfechter und Lehrer gefunden und seit einigen Jahren sind zwei oder drei junge Leute als Opfer dieser gefährlichsten aller Schwärmereien gefallen, ja neuerdings erst hatte man wieder ein Opfer zu beklagen. Der anerkannt talentvolle Student der Theologie Stempel aus Rheinbaiern ist nämlich von den „Frommen" (hier die „Ochsen" genannt, weil sie in dem Gasthofe zum Ochsen ihre Zusammenkünfte hatten) glücklich bis zum vollständigen Wahnsinn hineingefrömmelt worden. Der Unglückliche, glaubend, der Teufel sitze ihm auf dem Rücken, entkleidete sich auf einem öffentlichen Vergnügungsort im Beisein vieler Damen, um die drückende Last los zu werden, wurde aber, noch ehe er weitere Excesse begehen konnte, gebändigt, und vor der Hand in das dasige Krankenhaus gebracht. Hier aber brach der Wahnsinn bald zur förmlichen Wuth aus, so daß er geknebelt und endlich in eine namhafte Irrenanstalt im Würtembergischen, die schon einen Erlanger Mucker besitzt, gebracht werden mußte.

Der Erlanger Student und der Commis. In derselben Correspondenz wird uns eine Scene des auf dem Walpurgisberg am 1. Mai, wohin die benachbarten großen Städte Erlangen, Fürth, Nürnberg, Bayreuth, Bamberg rc. den lebenslustigen Theil ihrer Bewohner gleichsam als Repräsentanten hinaussenden, gefeierten Volksfestes folgendermaßen geschildert: „Hier

um den langen Tisch zechen unter heiterm Gelächter die fröhlichen Musensöhne des benachbarten Erlangens, dort lockt eine Trompete und Trommelschlag die geputzten Landleute zu den derben Späßen der Polizinelle, hier schäkert ein Student mit einer schönen Bauerdirne und erkauft sich durch Ueberreichung eines Blumenbouquets, das ihm eine Putzmacherin für den doppelten Preis aufgedrungen, einen schnalzenden Kuß und hier wiederum schwänzelt ein Nürnberger Ladenjüngling um ein paar Damen, auf die prachtvolle Aussicht aufmerksam machend; er hat dabei den Schiller schon fünfmal recitirt und versichert, daß ein Gespräch über die Schönheit der Natur bei weitem interessanter sei, als die unhöfliche Unterhaltung der Studenten. Die Damen glauben das nur halb, denn ihre Augen richten sich unwillkührlich auf die kräftigen Männergestalten der Studirenden, denen die spitzen Schnauzbärtchen „gar zu allerliebst lassen." In der That, wendet er sich zu der großäugigen Dame, die ihn mit ihren Blikken am meisten verfolgt hat, „Europa kann stolz sein, Sie seine Bewohnerin nennen zu dürfen und wenn ich so glücklich sein könnte, einen Kuß auf Ihre Pfirsichlippen zu pressen, so würde ich Ihnen die ganze Blumenboutique der Putzhändlerin dort in meiner linken Hand präsentiren."— „Ach!" seufzet diese zur Antwort, „Ihnen Ihre Güte ist sehr schmeichelhaft, allein sehn Sie denn gar nicht, daß mein Verhältniß neben mir steht?" — „Wo ist Ihr Verhältniß?" ruft der immer wärmer Werdende, „wo ist es, damit ich es mit diesem Ziegenhainer umbringen kann?" — Der arme Ladenjüngling weiß nicht, was er darauf erwiedern soll. Todesangst und Eifersucht lassen ihn endlich die Worte ausstoßen: „Ich bin kein Verhältniß, mein Herr, sondern Commis in der Strumpfwaarenhandlung von Weib u. Comp. in Nürnberg und heiße Peter." Der wilde Student scheint das aber nicht glauben zu wollen, er giebt dem zweifelhaften Verhältniß einen unzweideutigen Puff, embrassirt die halb Gewährende und applicirt ihr unter dem Gelächter der Umstehenden einen langen Kuß. Es ist das zwar nicht artig, allein man verzeiht ihm, weil man weiß, daß das Bier von Erlangen sehr stark ist.

Damencigarren. Ob sich denn auch bei unsern Damen noch einmal die Mode des Cigarrenrauchens einschleichen wird? In keinem Falle wohl eher, als bis sie etwa über den Rhein aus Paris hergelangt; denn sonst müßten wir sie schon lange über Berlin her haben. Dort äfft man gern alles Russische nach. Man gehe nur in das große Magazin der Eleganz und Mode von Gropius und sehe, was hier Alles von russischen Artikeln feilgeboten wird. Aber die Petersburger Damencigarrettos scheinen noch nicht munden zu wollen. Und doch werden sie in der nordischen Residenz häufig geschmaucht. „In kleinen intimen Zirkeln" berichtet ein trefflicher Beobachter daher, „sitzen oft fünf, sechs Frauen am Theetisch, reden und rauchen, haben den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand geld gebrannt und gleichen mit ihrem ohnehin den asiatischen Sitten sich hinneigenden Wesen den Odalisken der türkischen Harems."

— In England giebt es Familien, in denen die Schwindsucht erblich ist. Die Mädchen davon sind von so wundervoller Schönheit, daß man sie „Töchter der Feen" nennt. Und in der That, sie scheinen Geister zu sein der zartesten Art, gehüllt in Körper aus Blumenfasern. Eine Röthe, weit schöner als die der jungen Rose, ist wie ein Hauch über ihre Wangen gegossen und ein Auge blitzt wie Feuer, das verzehren würde, wenn es nicht zugleich etwas von der Flamme des Genius an sich hätte, die erwärmt aber nicht verbrennt. Diese Mädchen bringen es selten über 18 Jahre, aber in diesen 18 Frühlingen ist aller Zauber einer Frauenseele zusammengedrängt. Die höchste Sinnenreife bei der größten Gefühlstiefe; ein ewiges Keimen und Fluthen der Kräfte, die, indem sie der Vernichtung entgegen arbeiten, die berauschendsten und köstlichsten Lebensblüthen entfalten. Ein mitleidiger Gott entzieht ihnen das langsame Verwelken, das Erstarren, die prosaische Natur des Alters. Ihr ganzes kurzes Frühlingsdasein ist nur eine Illusion. Sie sinken mit allen bräutlichen Hoffnungen des Lebens geschmückt in das Grab. Wenn diese Mädchen lieben, und sie lieben fast ihr ganzes Leben hindurch, so soll diese Liebe das Süßeste sein, was ein Herz geben und empfangen kann.

— Die Schneider in Calcutta sind weit besser gestellt als die unsrigen, da für den Credit, den sie geben, jährlich 10 Proc. Zinsen gezahlt werden müssen. Dies ergab sich neulich aus der Klage eines angesehenen Schneiders in Calcutta, der in London eine Rechnung über 800 Rupien von einem Offiziere einklagte, der Ostindien verlassen hatte. Er machte nebst diese 800 Rupien noch auf 10 Procent Zinsen seit 1838, aus welcher Zeit die Rechnung sich herschrieb, Anspruch und sein Advokat versicherte, daß dies in Calcutta so gebräuchlich sei. Die Geschwornen erkannten ihm nun zwar nicht 10, aber doch 5 Procent Zinsen zu.

— London bedeckt jetzt eine Bodenfläche von 18 (engl. Meilen) im Quadrat und mißt von Osten nach Westen 7½, von Norden nach Süden 9 Meilen und hat einen Umfang von 30 M.

Ein Rosenmädchen. Eine der hübschesten und beliebtesten Schauspielerinnen von Paris hat seit einiger Zeit einem der reichsten und ausgezeichnetsten Dandies der Weltstadt, der einige Stunden von Paris ein sehr schönes Schloß besitzt, eine gewaltige Liebschaft eingeflößt.

An den Tagen nun, an welchen die junge Schauspielerin auf ihrem Theater nicht beschäftigt ist, befindet sie sich in dem Schlosse ihres Anbeters. Dort legt sie allen Luxus ihrer pariser Toilette ab, zieht eine sehr bescheidene Tracht an und gilt in dem Dorfe, welches an das Schloß stößt, für eine Waise aus guter Familie ohne Vermögen, welche der Herr des Schlosses aus mitleidigem Herzen zu sich genommen hat. Das junge Mädchen, das sich in dem Dorfe Ursula nennen läßt, verbreitet in der ganzen Gegend Wohlthaten, besucht die Kranken und beschenkt die Kinder mit Kuchen; ihr bescheidenes, züchtiges Benehmen wird den Mädchen im Dorfe zum Muster aufgestellt und die ganze Gemeinde liebt das Mädchen so sehr, daß der Maire auf den Gedanken kam, sie zum Rosenmädchen zu ernennen und ihr den Tugendpreis zuzuerkennen.

Der junge Herr und die Schauspielerin fanden den Gedanken sehr belustigend und gingen bereitwillig in denselben ein; der Erstere erbot sich sogar, alle Kosten des Festes zu übernehmen und das Rosenmädchen auszustatten, im Fall sie in dem Dorfe einen Mann fände.

Die Ceremonie fand vor wenigen Wochen wirklich statt und Ursula wurde von dem Stutzer mit dem Tugendkranze gekrönt im Beisein der Dorfbehörden und aller Einwohner.

Aber man denke sich den Zorn und das Erstaunen des Maire, als er vor Kurzem durch Geschäfte nach Paris berufen wurde, sich dabei auch einmal das Vergnügen machen wollte, eine thea-

tralische Vorstellung mit anzusehen, und sein Rosenmädchen als ausgelassene Soubrette auf den Bettern wiedererkannte.

Wie man versichert, will der zornige Maire dem Rosenmädchen einen Prozeß anhängen und sie verurtheilen lassen, in Gegenwart des ganzen Dorfes den Tugendkranz zurückzugeben.

— Es ist ein fröhlich Ding um aller Menschen Sterben!
Es freuen sich darauf die gerne reichen Erben!
Es freuet sich, wer kann dadurch genießen;
Die Würmer freuen sich an einem guten Bissen;
Die Engel freuen sich, die Seelen heimzuführen;
Der Teufel freuet sich, im Fall sie ihm gebühren.

— Der Stadtschreiber der Stadt London hat ein Jahreseinkommen von 2000 Pfd. Sterl. (24,000 fl.) Nun hat ein Buchhändler in Paternoster-row sich dem Gemeinderath erboten, dieses Amt für 400 Pfd. Ster. jährlich zu versehen; gleich darauf aber ist ein Anderer gekommen, der sich mit 200 Pfd. jährlich und einem Nösel Wein täglich begnügen will. Der Morning Herald bemerkt, der sich heruntersteigernde Patriotismus dieser Herren sei noch gar nichts im Vergleich mit dem des seligen William Cobbet, der an Georg IV. schrieb, er wolle den Posten des ersten Ministers versehen und verlange nichts dafür als seine tägliche Ration Brod und Käse.

Seltsamer Fund und noch seltsamerer Proceß. Ein reicher Capitalist in Paris, Namens Thibeaudard, hatte eine gemiethete Wohnung in der Stadt, wohnte aber gewöhnlich auf dem Lande. Im verflossenen April starb er und hinterließ seine Wittwe als Universalerbin. Nach einigen Tagen kam die Dame nach Paris, und da sie sich unwohl fühlte, ließ sie Feuer im Kamin machen, der Rauch aber wollte nicht aufsteigen und füllte das Zimmer an, so daß man einen Kaminkehrer kommen ließ, der hinaufstieg und in einer Höhe von 6 Fuß ein ledernes Felleisen fand, das 20,000 Fr. in alten Louisd'ors und Doppellouisd'ors und eine Menge ungefaßter Edelsteine enthielt. Jetzt verlangte der Kaminkehrer die Hälfte davon nach dem Gesetz, das die Hälfte eines endeckten Schatzes dem Entdecker überläßt, der Eigenthümer des Hauses verlangt seinerseits die Hälfte in Kraft desselben Gesetzes und Madame Thebeaudard spricht als Universalerbin ihres Mannes das Ganze an.

Stahl und Stein.

Mein Herz ist Stahl, spricht Adelheide:
Und meins, fiel Kleon hurtig ein,
Und meines, schönes Kind, ist Stein.
Was meinst Du, wenn wir sie nun beide
Zusammenschlügen? Wie? bei meinem Leben!
Das müßt' einmal ein Feuer geben!

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man trägt sehr viele weiße Pelerinen, sie sind rund mit einer breiten kleingefältelten Garnitur. Bisweilen sind sie wie ein umgekehrtes V offen, wie die Camails, bisweilen auch grade und mit Knöpfen zugemacht.

Es versteht sich von selbst, daß die Langshawls zu diesen Pelerinen besser stehen, als die Crispinen.

Die gestreiften, die marmorirten Stoffe werden nur noch zu Phantasiekleidern, zu Promenade-Anzügen gebraucht. Man trägt dagegen viel einfarbige Stoffe, Foulards, Taffete und besonders einen allerliebsten Stoff, naturellfarbigen Foulard. Die Foulards stehen überhaupt wieder sehr in Gunst, da sie den doppelten Vortheil haben, daß sie sich nicht zerknüllen und dabei sehr wohlfeil sind.

Die Hüte werden mehr auf der Stirne liegend getragen, so daß sie den Hinterkopf entblößen, weshalb der Nackenschirm an ihnen größer ist als sonst.

Herren-Mode. Die Herrenmoden haben sich nicht geändert; die weiten Kleidungsstücke, die Sommerpalletots von ausgezeichneten Stoffen werden noch immer vorzugsweise von den eleganten Herren getragen; aber diese Kleidungsstücke müssen, um nicht in das Gemeine zu fallen, sowohl durch Schnitt als Stoff ausgezeichnet sein. Die Fracks haben einen ganz geringen Ausschnitt vorn, folglich mit sehr breiten Schößen. Der Kragen ist schmal und niedrig; die Revers dagegen sind ziemlich breit, die Aermel eng und ohne Aufschläge, und die Manschetten werden übergeschlagen. Manche Fracks haben keine Knopflöcher, aber zwei Reihen goldener Knöpfe und außerdem noch in der Mitte zwei, die durch ein Kettchen verbunden werden, wodurch der Frack zusammengehalten wird. Die Röcke haben sehr breit liegende Kragen, weit zurückgeschlagene Revers, enge Aermel ohne Aufschläge und breite Klappen, mit Taschen an den Hüften. Piquewesten mit breiten Shawlkragen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 4. (IV. Jahrgang III. Quartal.)

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

Beiliegt ein **Modenkupfer** und eine **Extra-Bildbeilage:** Der Brand von Hamburg, Ansicht über die Binnen-Alster, nebst Plan der Stadt. Eine ausführliche Schilderung des furchtbaren Brandunglücks enthält die Eisenbahn.

No. 5. (Sonnabend, den 30. Juli.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Pachter und der Raubmörder.

Ein Probestück seltener Tapferkeit und Entschlossenheit.

(Fortsetzung.)

Jetzt wurden im herrschaftlichen Schlosse, welches der Pachtherr bewohnte, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um vor einem nächtlichen Ueberfall von Seiten der Bande gesichert zu sein. Uebrigens aber ritt Fleischmann, wie gewöhnlich, in seinem Pachtgebiete, jedoch mit der größten Vorsicht umher, um sowohl seine Geschäfte zu besorgen, als auch seinen Dienstleuten nachzusehen. Das Ende der gefürchteten vierzehn Tage nahte, ohne daß sich etwas Widerwärtiges ereignet hätte.

Der 15. October 1823 war erschienen, der letzte Termin, welcher vom Räuberhauptmann bestimmt wurde. Dieser Tag sollte, wenn die furchtbare Drohung in Erfüllung ginge, auch den Tod des Pachters herbeiführen. Dieser Tag sollte aber zugleich ein feierlicher sein, weil solcher mit dem Namensfest der geliebten Gattin zusammentraf. Der zärtliche Gatte hatte nämlich nach alter Familiensitte alle Anstalten zur Feier dieses Tages getroffen und zu diesem Behufe viele Freunde und Bekannte eingeladen. Es hatte den Anschein, als ob gar kein Spitznagel auf der Welt und der Pachter selbst stich- oder schußfest wäre. Weder die Gattin, noch sonst Jemand im Hause, ahnete etwas von der drohenden Gefahr, in welcher das Familienhaupt seit vierzehn Tagen schwebte. Die Mittagstafel begann, und die Gäste wurden immer aufgeräumter und fröhlicher. Der Festgeber vergaß in seiner heitern Stimmung beinahe auch die ganze Drohung und den vierzehnten Tag. Plötzlich wurde er von einem Diener hinausgerufen und erhielt hier die Nachricht, daß Spitznagel eben auf der nahen Dreschtenne gewesen und sehr angelegentlich um den Pachtherrn und um die Zahl der Gäste gefragt, dann aber unter furchtbaren Drohungen, daß er heute wiederkehren würde, um Allen den Hals umzudrehen, sich wieder schnell entfernt habe. — Fleischmann gebot dem Diener über diesen Vorfall Stillschweigen, traf schnell einige Vorsichtsmaßregeln im Schlosse und kehrte mit dem größten Gleichmuthe im Gesichte zu seinen Gästen zurück, welche eben in warmer Begeisterung einen Toast auf die Gesundheit der Hausfrau ausbrachten. Da fiel ein Schuß. Alles erschrak, fragte, — und der Name Spitznagel, welcher unwillkührlich einem der Gäste entfuhr, brachte panischen Schrecken unter die fröhliche Gesellschaft. Spitznagel! rief wieder eine Stimme; und wieder donnerte ein Schuß, und der Räuberhauptmann stand vor Aller Augen auf einer Anhöhe in der Nähe des Schlosses, auffallend durch seinen rothen Mantel und durch seine Mütze mit dem wehenden Federschmucke. Er feuerte noch einige Male seine Pistolen auf das Schloß ab, machte mit der Hand eine drohende Bewegung und entfernte sich, um hundert Schritte weiter auf der nahen Luisenstraße eine vorüberfahrende Kutsche, in welcher eine Hauptmannsgattin ohne Begleit-

tung saß, anzuhalten und dann die Dame und den Kutscher auszurauben. Dieser Vorfall konnte sehr deutlich von dem Speisesaale des Schlosses aus beobachtet werden. Nun sah man den Räuber in dieselbe Kutsche steigen und als Gesellschafter der angstgefolterten Dame fortfahren. Die Gäste bekamen wieder Muth, tranken Wein, und einige wollten sogar das Blut des Raubgesellen fließen lassen. Als sich aber bald darauf die Gattin mit den Kindern und den eingeladenen Frauen zurückgezogen, und Fleischmann seinen muthigen Freunden den ganzen Zusammenhang der Sache erzählte und seinen Entschluß bekannt gemacht hatte, den Häuptling heute noch in seinem Schlupfwinkel selbst aufzusuchen, da war unter den vielen Muthigen keiner, der sich anbieten wollte, das gefährliche Abenteuer mit ihm zu bestehen. Ehe eine halbe Stunde verging, war das Schloß von Gästen leer.

Noch aus seinem Kriegsleben her überzeugt, daß man, um sicher siegen zu können, angreifen müsse, — ließ sich der wackere Pachtherr nicht von seinem Vorsatze trotz der Furchtsamkeit seiner Gäste abbringen, sondern gab dreien seiner Diener den Auftrag, sich sogleich zu einer Bärenjagd zu rüsten. Er selbst versah sich zu seiner vorhabenden Jagd auf Leben und Tod mit den nöthigen Waffen; denn heute sollte, seinem festen Entschlusse gemäß, er oder der Räuber erliegen. Als er im Innern des Schlosses sowohl als außerhalb desselben alle Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung jedes Ueberfalls und jeder Brandlegung getroffen hatte, trat er mit etwas schwerem Herzen vor seine Gattin, entdeckte ihr sein Vorhaben und die unvermeidliche Nothwendigkeit der Ausführung, beschwichtigte durch ermuthigende Worte ihre Klagen und empfahl sich Gott und ihrem Gebete.

Einige Schritte vom Schlosse stieß ein Freund zu ihm, ein ehemaliger Kriegsgefährte, der ihm eben einen Besuch machen wollte, und der sich mit Vergnügen entschloß, den Strauß bestehen zu helfen.

Fleischmann wußte durch Kundschafter, daß der Räuberhäuptling oft in einem an der Louisenstraße gelegenen einsamen Wirthshause, das von Gebirge und Waldungen umgeben war, allein oder mit einigen seiner Spießgesellen einkehrte und daselbst seine Trinkgelage zu halten pflegte. Dorthin richtete er also seine Schritte. In einiger Entfernung von dem Wirthshause wurde Halt gemacht und nun den Dienern mitgetheilt, wer das eigentliche Ziel der heutigen Jagd sei. Eine Schaar von Hausirern zog vorüber, welche so eben ausgeraubt waren. Von diesen erfuhr Fleischmann, daß Spitznagel gerade im Wirthshause sich befinde. Die fünf Schützen rückten dem berüchtigten Orte vorsichtig näher. Endlich konnte man durch die Fenster in's Gemach sehen. Der Räuber war nicht zu erblicken. Man rief die Wirthin heraus. Diese erzählte, Spitznagel sei erst vor 5 Minuten fort, habe hier mehre Hausirer ausgeraubt und ihrem Manne beinahe den Hals abgeschnitten; er wäre überhaupt sehr ergrimmt gewesen, und seine Aeußerungen gegen seinen Begleiter gingen oft dahin, daß heute Nacht noch der Pachter von Szeverin sterben müsse. Die Wirthin wußte übrigens die Richtung nicht anzugeben, welche Spitznagel eingeschlagen hatte. Fleischmann wollte also unverrichteter Sache nach seinem Schlosse zurückkehren, um dort während eines gefährlichen Besuches von Seiten des Räubers mit seinen Begleitern bei der Hand zu sein.

Nicht weit gegangen, gab ihnen ein Bursche, welcher Pferde hütete, und den sie befragten, die Auskunft, daß eben zwei Männer an ihm vorbei und in das nächste, an der Louisenstraße gelegene Dorf (Lakovboll) gegangen wären. Die Beschreibung in Bezug auf die Person des Einen stimmte ganz mit Spitznagels Anzug und Statur zusammen, und bald stand Fleischmann mit seinen Begleitern am Eingange des Dorfes. Er ging jedoch ganz allein in dasselbe, um desto unbemerkter umherspähen zu können. Alles im Orte war bereits im tiefen Schlafe, nirgends war ein Licht zu bemerken. Endlich sah er aus dem ersten Stockwerke eines Schenkhauses ein Licht flimmern. In diesem Augenblicke stand auch schon einer seiner zurückgebliebenen Diener an seiner Seite, während die andern einzeln als Reserven nachfolgten. Leise schritten sie dem Hause näher, in welchem das Licht brannte, und als sie um eine Ecke desselben herumbogen, erblickten sie auf einer Steinbank sitzend einen stämmigen Kerl, welcher eine Waidtasche um die Schulter hangen hatte. Der Pachter faßte diesen schnell wie ein Blitz mit gewaltiger Faust bei der Kehle, indeß ihm der Jäger die Spitze seines Hirschfängers drehend an das Genick setzte. Nach einigen Ausflüchten bekannte er, daß sein Hauptmann im ersten Stocke des Hauses sei, um Wein zu holen. Jetzt löste ihm Fleischmann die Waidtasche ab, drückte ihm wieder die Kehle zu und schickte seinen Jäger ab, damit die übrigen Begleiter herbeikommen möchten. Diese erschienen in möglichster Eile. Er hatte ihnen den Auftrag gegeben, den Spießgesellen Spitznagels zu fesseln, was jedoch unvorsichtiger Weise nicht befolgt wurde und großes Unglück hätte herbeiführen können. Fleischmanns Entschluß war gefaßt, den Räuberhäuptling nicht erst zu erwarten, sondern ihn im Zimmer ohne Begleitung anzugreifen. Vergebens baten seine Diener sammt dem Freunde, dieses Wagestück wenigstens nicht allein auszuführen. Der wackere Pachtherr blieb bei seinem Vorsatze, weil, seiner Aeußerung nach, es ewig drückend

für sein Gewissen wäre, wenn Jemand seinetwegen unschuldiger Weise Schaden erleiden oder wohl gar das Leben verlieren sollte. Noch hielt man ihn zurück und gab ihm den Rath, den Räuberhauptmann an's Fenster zu locken und ihn dann zu erschießen. Aber dieser Vorschlag verletzte sein Rechtlichkeitsgefühl, und er sagte, Meuchelmord sei selbst gegen den verworfensten Räuber ein Verrath an der Menschheit. — Er trat also in das Haus, dessen Thür nur angelehnt war. Eben als er die erste Stufe zum obern Raume betreten wollte, öffnete sich daselbst ein Gemach, und heraus schritt ein altes Weib, eine Leuchte in der linken Hand tragend, und hinterdrein mit dem halben Leibe über sie hervorschauend, der Räuberhäuptling, in der linken Hand einen Weinkrug, in der rechten ein flimmerndes türkisches Messer haltend, ein sogenannter Stutzen hing über seine Schulter. „Mich laß vor, alte Hexenmutter!" schrie er gebieterisch, und die Alte bog sich an die Seite, um ihn vortreten zu lassen. Nun war der Gefürchtete in Fleischmanns Gewalt. So nahe der tödtenden Kugel war kaum jemals ein vogelfrei erklärter Feind. Aber der Pachter verschmähte den Meuchelmord und wollte seinen Gegner Aug' im Aug' besiegen. Er zog sich wieder in's Freie zurück und faßte Posto einige Schritte vom Eingange, aus welchem in wenigen Secunden der Räuberhauptmann zum Vorschein kam: „Da! trink! rief er, die Kameraden werden bei Pachter schon — — das Wort erstarb ihm auf der Lippe, als er seinen Genossen in fremden Händen erblickte. Ergib Dich! donnerte Fleischmann und legte seine Doppelflinte an. Der Räuberhauptmann ließ Krug und Messer fallen und hatte mit einem Griffe die Pistole schußfertig in der linken Hand. Der Mond beleuchtete silberhell diese erwartungsvolle Scene. Nun ließ sich in der Nähe ein Pfiff vernehmen, dem Mehrere antworteten. Ergib Dich, schrie abermals Fleischmann, welcher sich aber in demselben Augenblick von einer mächtigen Faust rückwärts am Rockkragen gefaßt fühlte. Ein Anruf, der Anfall von Spitznagels Begleiter, welcher mit Gewalt den Händen der Jäger entsprang, und das Krachen der losgedrückten Doppelflinte war das Werk eines Moments. Der Räuberhauptmann, durch Fleischmanns verirrten Schuß nur gestreift, stürzte wüthend auf ihn los, erhielt aber die zweite Ladung und sank unter Flüchen zu Boden, da inzwischen sein Raubgeselle auch wieder von zwei Jägern bewältigt und niedergerissen wurde. Mit aller Gewalt strebte der Häuptling, sich empor zu richten und schrie wiederholt: Kommt und haut zu! Gewiß waren seine Helfer in der Nähe, aber Niemand erschien. Fleischmann riß ihm schnell den Stutzen vom Leibe und schnitt ihm den breiten Gürtel ab, worin noch Pistolen und Messer zu sehen waren. Ein Aufseher, durch den Schußlärm aufmerksam gemacht, eilte von der nahen Louisen-Straße herbei, sprang wüthend auf den Räuber los, von dem er vor einigen Stunden ermordet zu werden in Gefahr war, und machte durch einen heftigen Kolbenschlag mit seiner Muskete seinem Leben ein Ende.

(Beschluß folgt.)

Die Folgen eines Witzes.

Novelle
von
Lebrun.
(Fortsetzung.)

6.

Grammont ist eine recht schöne Stadt, reinlich, gesund und gut gebaut, wie alle flandrischen Städte; die Einwohner haben ein Ansehen von Wohlhabenheit, womit das nette Aeußere ihrer Häuser übereinstimmt; mehrere unter diesen Häusern sind wahre Hotels, welche zu dem Brüsseler Park nicht übel stehen würden. Doch ist die Ansicht dieser Stadt nichts weniger als lachend, besonders wenn man zur Abendzeit dahin kömmt: einige junge Leute, die Thonpfeife im Munde und die Mütze in's Gesicht gedrückt, gehen nach dem Wirthshause; einige Frauen, von keineswegs graziösem Wuchs, kommen aus der Kirche; eine verspätete Diligence rasselt durch die Straßen; das sind die einzigen Lebenszeichen, welche Grammont alsdann dem Auge des Fremden darbietet.

Paul verließ sogleich das Wirthshaus, wo der Wagen angehalten hatte; aber, sobald er allein war, und durch die fast verödeten Straßen irrte, obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, fühlte er sein Herz gepreßt; er, der sich nicht gescheut hätte, mit seinen Büchern und seinem Pinsel in dem Winkel eines Waldes zu leben, schauderte bei dem Gedanken, sich, wenn auch nur auf wenige Tage, in einem kleinen flandrischen Städtchen lebendig zu begraben. Armes Mädchen, dachte er, wenn es wahr ist, daß Du hier Deine Tage verlebst, so begreife ich wohl, warum Du die Blässe der kranken Blume angenommen hast. Und so oft er ein Gebäude mit spanischem Giebel, welches vereinzelt wie ein Kloster lag, sah, sagte er zu sich selbst: vielleicht ist sie hier!... Und so oft ein geheimnißvolles Fenster sich aufthat, schaute er hin, ob nicht eine schlanke, bleiche Gestalt ihm erscheinen würde. Aber er sah nichts, als schwarze Gestalten, in widerwärtige Kappen gehüllt, welche kaum das Auge zeigten, ohne daß man hätte

wahrnehmen können, ob die Form, die daraus hervorschaute, jung oder alt, schön oder häßlich war.

Man möchte sagen, daß die Frauenzimmer in den belgischen Städten, alles mögliche thun, um sich häßlich zu machen, so wie die jungen Leute alles aufwenden, um einfältig zu werden, vermittelst der Pfeife, des Biers und des Kaffeehauses.

Paul hatte bald die Stadt durchwandert, und, in seiner Zerstreuung, langte er auf der Höhe an, ohne zu bemerken, welchen schönen Spaziergang er gemacht hatte. Doch hatte dieser Gang und die frische Abendluft sein Gemüth erheitert und seine Phantasie abgekühlt. Er fragte sich selbst, welche plötzliche Bewegung, die so wenig zu seinem Wesen stimmte, ihn habe fortreißen können, auf das Wort eines überspannten Versemachers hin, ohne vernünftigen Zweck, eine Wanderung von 10 Stunden zu unternehmen, die doch nur einen lächerlichen Ausgang haben konnte. Er schämte sich fast seiner Abenteuerlichkeit, und gelobte sich im Herzen, daß dies der letzte thörichte Streich seiner Jugend sein sollte. Bei der Kapelle angekommen, erkannte er wohl, daß die Gegend der Landschaft, die er in Begeisterung gemalt hatte, völlig entsprach; doch fand er, um diese Aehnlichkeit zu erklären, tausend Gründe, die ihm bisher nicht eingefallen waren. Er erinnerte sich, daß er in seiner Kindheit durch Grammont gekommen sei; sollte es nicht möglich sein, daß er diese Anhöhe, diese Kapelle, diese Bäume bemerkt habe, und daß dieses erloschene Bild sich später in seiner Seele wieder belebt habe; eine Erscheinung, welche die Kraft der Wiedererinnerung, womit der menschliche Geist begabt ist, nicht selten darbietet. Diese ruhige Ueberlegung befreite ihn von aller Selbsttäuschung, und von der Art war ihre Wirkung, daß er, obgleich Künstler, Dichter und leidenschaftlicher Bewunderer schöner Naturscenen, jetzt kalt und empfindungslos vor dem prächtigsten Bilde stand, welches die Ebenen Flanderns um die Stunde, wo die Sonne in purpurnen und goldenen Wolken verschwindet, uns zeigen können.

Er warf kaum einen Blick in die Kapelle, welche gewöhnlich um diese Zeit menschenleer ist. Da nichts darin seine Aufmerksamkeit angezogen hatte, so ging er weiter, und schlug, weil die Nacht hereinbrach, einen Fußweg ein, der ihn, wie er glaubte, nach der Stadt zurückführen müßte. Beim Hinabsteigen des Hügels vernahm er plötzlich durch die tiefe Stille der ländlichen Umgebung, einen lieblichen Gesang, welcher aus der Kapelle zu kommen schien. Er stand still, um zuzuhören, und kehrte dann bis nach der Kapelle um, welche er inwendig von Wachskerzen erleuchtet fand. Fünf bis sechs verschleierte Frauen knieten auf hohen Lehnstühlen, den Kopf über ihre gefalteten Hände senkend. Ein Kind sang in der Mitte dieser Gruppe, bald allein, bald im Chor mit den Frauen.

Auf den Stamm einer hundertjährigen verkrüppelten Ulme gestützt, welche mit ihrem Laubdache die Schwelle des Gotteshauses beschützte, betrachtete Paul, aus geringer Entfernung, diese religiöse Handlung, welche durch den letzten Schimmer der Abenddämmerung und durch die bleichen Strahlen des aufgehenden Mondes beleuchtet wurde.

Er erinnerte sich, dieses Lied zur Ehre Maria's gehört, und es einst selber mitgesungen zu haben.

Seine Mutter pflegte in einem Walde, ebenfalls nahe bei der Kapelle der Jungfrau Maria, mit ihm, als er noch ganz klein war, beten zu gehen.

Und jetzt war Paul erwachsen, er war ein Mann, und stand allein in der Welt; er hatte keine Mutter mehr!... Diese Erinnerungen, diese niederschlagenden Gedanken bewegten ihn auf's tiefste; er fiel auf die Knie, auf dem thränenbefeuchteten Boden, und, indem er seine Stimme in den Gesang der Weiber mischte, wiederholte er im Innersten seines Herzens die Worte, deren Sinn ist: Bitte für uns! Paul war mit einem Male wieder fromm geworden wie in den Tagen seiner Kindheit. In diesem Augenblicke würde es erschrecklich für ihn gewesen sein, keinen Glauben zu haben; aber der Zweifel der Hoffnungslosigkeit war weit aus seinem Geiste verbannt, und als der Gesang zu Ende war, stand er beruhigt und getröstet auf; denn es schien ihm, daß sein Gebet erhört sei, und daß seine Mutter ihm vom Himmel herab zulächelte.

Mit unbedecktem Haupte trat er der Schwelle des Gotteshauses näher: die fromme Versammlung hatte sich entfernt, mit Ausnahme einer Frau, welche ihr Gebet noch beendigte. Sie erhob sich und tauchte die eine Hand in das Weihbecken, während sie mit der andern ihren Schleier zurückwarf. In diesem Momente stand sie Paul gerade gegenüber. O, welche Ueberraschung; es war Margarethens Tante. Er erkannte sie auf der Stelle beim Scheine der Kerzen; aber sie erkannte ihn nicht, und erwiederte seinen Gruß nur durch eine leichte Verbeugung. Paul folgte ihr eilig nach, zitternd und außer sich, und als er sie wieder eingeholt hatte, grüßte er sie abermals, und fragte sie, ob sie ihn wiedererkenne. Sie sah ihn starr an, und entgegnete: — Ihr Gesicht ist mir nicht unbekannt, aber ich kann mich nicht entsinnen, wo ich sie gesehen habe.

Auf dem Museum zu Brüssel, es ist etwas länger als einen Monat her.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sarg des Herzogs von Orleans.

Vom Invalidendome,
Die Glocke zwölfmal schlägt;
Da ist's, als ob sich's seltsam
Im Trauersaale regt';
Es lispeln Geisterstimmen,
Es tönt wie Geistersang
Um Mitternacht am Sarge
Des Herzogs Orleans.

Die Garden sich entsetzen,
Und schultern das Gewehr —
Denn leis' mit Geisterschritten
Der Kaiser kommt daher.
Er trägt sein kleines Hütchen,
Es ist sein Herrschergang,
Mit dem er tritt zum Sarge
Des Herzogs Orleans.

„So hast auch Du geendet,"
Spricht er mit dumpfem Ton,
„In Deiner Jahre Blüthe,
„Du armer Königssohn!
„Mich wecken aus dem Grabe,
„Die Klagen, schwer und bang,
„Die Thränen, die Dir fließen,
„Du Herzog Orleans!"

„Ich schlief im fernen Eiland;
„Da brachte über's Meer
„Mich an die Küste Frankreichs
„Ein Orleans daher.
„Ich ruh' im Vaterlande,
„Das heischet meinen Dank:
„D'rum komm' ich selbst, zu holen
„Dich, Herzog Orleans."

„Vergiß die Königskrone,
„Die Dir umsonst gewinkt;
„'S ist eine Dornenkrone,
„Die Keinem Rosen bringt.
„Ich habe sie getragen
„Viel schwere Jahre lang —
„Will sie Dir nimmer wünschen,
„Du Herzog Orleans."

„Jetzt weinet heiße Thränen
„Dein Frankreich zwar um Dich;
„Doch bald wird's Dich vergessen,
„Wie es vergessen mich.
„Es lastet eine Zukunft
„Auf Frankreich schwül und bang;
„Wohl Dir, daß Du gestorben,
„Du Held von Orleans!" —

Und als er es gesprochen
Das ernste Kaiserwort,
Mit leisem Geistertritte
Der Kaiser schreitet fort. — —
Er trug sein kleines Hütchen,
Es war sein Herrschergang,
Mit dem er ging vom Sarge
Des Herzogs Orleans. —

Miscellen und Anekdoten.

Zur Geschichte der Damenschuhe. Rhodope, ein schönes Mädchen aus Thracien, machte ihr Glück durch einen Schuh. Denn eines Tages, als sie sich badete und ihre Mägde bei ihren abgelegten Kleidern saßen, kam ein Adler aus der Luft herabgestürzt, ergriff einen von den Schuhen der schönen Badenden und trug ihn fort bis nach Memphis. Hier saß der König Psammetichus auf dem Richterstuhle und sprach Recht; da ließ der Adler ihm den Schuh auf den Schooß fallen. Der König bewunderte den schönen Schuh, schloß von demselben auf den Fuß der Besitzerin, gab Befehl, sie aufzusuchen, und nahm sie, als sie erschien, von ihrer Schönheit entzückt, zur Gemahlin. — Kaiser Vitellius zog seiner schönen Gemahlin Messalina die Schuhe selbst an und trug einen derselben vom rechten Fuße stets auf der Brust, zog ihn oft hervor und küßte ihn mit Entzücken. — In Ungarn wird noch zuweilen bei Gastmählern ein Schuh der schönen Gastgeberin als Pokal benutzt und Tokayer daraus getrunken. — Im siebzehnten Jahrhundert waren die Schuhe der Damen oft mit fußhohen Absätzen von Kork versehen, besonders in Frankreich. Ein Mann, der seine Frau nach der Hochzeit fast um die Hälfte kleiner wie als Braut fand, fragte sie daher ganz verwundert, wo sie ihre andere Hälfte gelassen habe? — Sie zeigte ihm ihre Schuhe und der Mann schwieg.

Berlin, von England aus gesehen. Ein britischer Tourist (heißt es jetzt in einem Artikel der Berliner Nachrichten) giebt folgende, eben nicht schmeichelhafte Schilderung unserer Stadt.

„Berlin hat das Ansehen einer Hauptstadt eines Königreichs von gestern. Keine gothische Kirchen, keine enge Straßen, phantastische Giebel, kein Stein oder Gemäuer, kein Ueberbleibsel einer pittoresken Zeit erinnern an das Alterthum. Voltaire in Atlashosen und gepuderter Perücke, Friedrich der Große im Zopfcostüm und die französische classische Zeit Ludwig's des Vierzehnten, das sind die Gestalten und Perioden, welche Berlin vor die Einbildungskraft der Reisenden heraufbeschwört. Dessenungeachtet kann man Berlin eine freie Stadt nennen, — aber — wie das Zeitalter, von welchem sie ein Bild giebt, — fein und schmutzig. Berlin ist eine Stadt von Palästen, d. h. ungeheuren kasernenähnlichen Gebäuden mit Säulen, Statuen und allem dem Trödelwerk von Stuckaturarbeit aus der Flitterschule, die man classische französische Architectur zu nennen pflegt. Die Gegenstände, welche in Berlin das Auge des Beschauenden auf sich ziehen, sind unförmliche Façaden, plumpe Ornamente, plumpe Bildwerke, plumpe Inschriften, ein Uebermaß von Vergoldungen, Wachstuben, Schilderhäuser; an lebender Staffage, Schildwachen, die aller Augenblicke das Gewehr präsentiren, Officiere mit Federhüten und Orden, die unaufhörlich hin- und herlaufen, rasselnde Droschken und eine gute Zahl wohlgekleideter Leute. Die Straßen sind grade und breit, mit geräumigen Dämmen zu beiden

Seiten für Fußgänger, und ein Band von ebenen Steinen (die Trottoirs), welches sich hindurchzieht, macht das Gehen weit bequemer als in den meisten Städten des Continents. Aber die Bürgersteige werden von den Fahrwegen durch offene Rinnsteine getrennt, welche der Nase unaussprechliche Dinge zu erzählen wissen. Diese Rinnsteine sind nur hin und wieder vor den Hausthüren bedeckt, damit Wagen ungehindert passiren können, und müssen einen besondern Reiz für die Einwohner Berlins haben, denn daß sie im Allgemeinen angenehm seien, kann man eben nicht sagen. Die Gewohnheit versöhnt mit Beschwerden, denen leicht abzuhelfen wäre. Ein stiller, aber ansehnlicher Strom, die Spree, schleicht sich stockend durch die Stadt, und das, was für Sandsteinbildwerke und äußere Verzierung der Häuser darauf geht, würde zweckmäßiger dazu zu verwenden sein, die Rinnsteine zu bedecken, das Wasser aus dem Flusse durch Maschinen zu heben und es läuternd durch jede Straße und ihre Abzugskanäle zu führen. Könnten Bronce und Marmor riechen, so würden Schwerin und Ziethen, Blücher und Bülow auf ihren Piedestals sich eher die Nase zuhalten als nach dem Schwerte greifen."

Soweit der Engländer. Da gegenwärtig so häufig über das, was unserer Stadt, die soviel besitzt, noch fehlt, in den Tagesblättern von Einheimischen verhandelt wird, so kann es wohl nicht schaden, uns einmal in dem Spiegel zu beschauen, den uns ein Fremder vorhält. Hitzig.

Hinter meinem Rücken. Ein Marquis hatte bei einer Gelegenheit mehrere Schläge mit einem Stock über den Rücken erhalten, ohne daß er jemals daran gedacht, deshalb Genugthuung zu begehren. Als ihn nun ein Bekannter fragte, wie er es mit seiner Ehre für verträglich halte, dies so hingehen zu lassen? antwortete er: „Ich! ich bekümmere mich nie um etwas, das hinter meinem Rücken vorgeht."

Der Emporkömmling.

Da geht er in dem Hute
Fürwahr ein Hütchen fein!
Das paßt zu seinem Kopfe,
Wie zu dem Essig Wein!

Der Rock, nach neustem Schnitte
Und von dem feinsten Tuch:
Riecht nach der achten Bitte,
Die heißt: „Herr, mach' mich klug!"

Das Westlein, wie gewoben
Aus Licht und Blumenduft,
Es gleicht den grünen Hügeln,
Die bergen eine Gruft.

Denn kahl und leer ist's drunter,
Kein fühlend Herz dort schlägt,
Im Busen nicht ein Fünkchen
Sich der Begeist'rung regt!

— Ein englischer Landkrämer, welcher sich vorzüglich durch den Handel mit Rum und andern geistigen Getränken ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, lebte seit einiger Zeit als Gentleman und Mitglied mehrerer Mäßigkeitsvereine auf einem comfortablen Landsitze. In seiner letztern Eigenschaft suchte er alle Trinker der Nachbarschaft zu bekehren, und ihnen die Vorzüge des Thees einleuchtend zu machen. „Nachar Tom," sagte er unter andern zu einem seiner vormaligen besten Kunden, „wenn Ihr nicht so viel Rum und Wachholderbranntwein getrunken hättet, so könntet Ihr Equipage halten." — „Ganz recht," erwiederte Tom, „und Ihr wäret dann vielleicht mein Kutscher gewesen."

Wunderbare Rettung. Während des letzten Winters hatte ein Reisender, der durch einen größern Wald in Polen fuhr, das Unglück, von der Nacht überrascht zu werden und die Axe seines Wagens zu zerbrechen. Er ward dadurch genöthigt, auszusteigen, und während der Kutscher bei dem Geschirr zurückblieb, ein Obdach und menschliche Hülfe zu suchen. Ein Licht, welches von fern durch die Bäume blinkte, leitete den Reisenden. Er ging dem Schimmer nach und gelangte in der That an den Ausgang des Waldes und in die Nähe eines Dorfes. Kaum trat er jedoch aus dem Dickicht hervor, als ihm drei ausgehungerte Wölfe entgegenstürzten. Der erschrockene Mann suchte vergebens nach einem Vertheidigungsmittel, kein Stock, kein Dolch, nicht einmal ein Messer war ihm zur Hand und die Wölfe starrten ihn mit gräßlichem Gesicht entgegen. Er besann sich, daß man diese Raubthiere häufig durch Feuerschlagen vertrieb, aber er vermißte Stahl und Stein — er wollte sie durch sein wildestes Geschrei verscheuchen, aber das Entsetzen schnürt ihm die Kehle zu. Noch ein Moment, und er war verloren, denn der Hunger, der die Bestien peinigte, machte sie blutdürstiger als Tiger. In diesem verzweifelten Augenblicke griff der Reisende (es war ein Weinhändler) in seine Brusttasche und zog mechanisch seinen Preiscourant hervor. Das Papier entfaltend und den Wölfen vorhaltend sagte er: „Wäre es Ihnen gefällig, meine Herren, mich mit einer Bestellung zu beehren? Vielleicht ein Ohm Unkensteiner oder Pfaffenberger?" — Die Wölfe schüttelten die Köpfe. Schauder erfaßte sie. Sie schienen die Sorten des Reisenden zu kennen, wendeten um und liefen heulend davon.

Neue Völkerwanderung. Die Auswanderungen aus Europa werden noch zu wahren Völkerwanderungen. Im vorigen Jahre sind aus Britannien über 118,000, aus Deutschland über 50,000 Menschen ausgewandert, und nach dem jetzigen Auswanderungsstrom zu schließen, wird die Zahl derselben in diesem Jahr nicht geringer. Neulich ist aus Hessen eine ganze Gemeinde mit Pfarrer und Schullehrer, und aus Westphalen allein sind im vorigen Monate 260 Menschen ausgewandert.

Ein hübsches Dilemma. Vor einigen Jahren sprach man in einer Gesellschaft viel von den Einbrüchen, die in mehrere Landhäuser in der Umgegend von P. geschehen waren, und machte besonders einem alten Junggesellen, der grade diesen Sommer in einer Landwohnung zubrachte, bemerklich, er möge sich nur gut vorsehen, denn in seiner Nähe sei erst vor Kurzem ein bedeutender Diebstahl mit Einbruch verübt worden. Die scherzhafte Bemühung, dem Junggesellen recht viel Furcht einzuflößen, hatte guten Erfolg, denn er sagte: „Ja es ist wirklich traurig! Ich muß mir nun entweder einen Hund halten, oder heirathen!

Heilung eines Hagestolzen. Von einem in Paris sehr geachteten und schon einigermaßen gesetzten Junggesellen, welcher sich kürzlich zu heirathen entschloß, erzählt man folgendes als Veranlassung zu letzterem Schritte. Der gute Herr war von jeher ein Freund des schönen Geschlechts gewesen, und haftete aus alter Zeit in drei verschiedenen Fesseln. Nun besuchte er eines

Tages die Fessel Nro. 1 und ward von ihr aufgefordert, sie in die Vorstellung der Teufelspillen zu führen, was er natürlicher Weise that; am andern Tage forderte die Fessel Nro. 2 und am dritten Nro. 3 denselben Dienst, und er mußte also dieses Stück, welches ein Mann von Bildung zur Noth ein Mal sehen kann, drei Mal zu sich nehmen. Diese Pille nun curirte ihn; er entschlug sich seiner Fesseln und — heirathete, um ähnlichen Opfern nicht ferner ausgesetzt zu sein.

Der schuldig bleibende Creditor. Jemand redete einen Freund auf der Straße an, und bat, er möchte ihm 10 fl. leihen. Der Andere entschuldigte sich, daß er nur 5 fl. bei sich habe. — „Thut nichts," versetzte Jener, „geben Sie mir einstweilen diese 5, und bleiben Sie mir die andern 5 schuldig."

Anekdote. Ein bei seinem beträchtlichen Vermögen zu sparsamer Geheime-Rath, beschwerte sich einst gegen einen Universitätsfreund, einen Dichter, daß ihm seine Gattin sehr viel koste. Du, als ein alter Junggeselle, hast nicht den zehnten Theil dieser unnützen Ausgaben, die einem Ehemanne abgeschmeichelt, abgemault und abgetrotzt werden, setzte er hinzu.

„Da bist Du in einem großen Irrthume!" erhielt er zur Antwort: „mir fallen so manche unnütze Ausgaben der Artigkeit zur Last, die man von einem Ehemanne nicht begehrt," und mit Pathos deklamirte er darauf aus dem Stegreif:

„Es ist des Mannes Loos auf Erden,
Geplündert von dem Weib' zu werden;
Dies lehrt das erste Menschenpaar.
Denn Adam, als er nackt noch war,
Ward durch sein Evchen schon geschoren,
Durch sie — so schreibt's die Bibel klar —
Ging eine Ribbe ihm verloren."

— Wer nichts hat — ist ein Mensch, den man gar nicht kennt, nicht nennt, nicht achtet, ja nicht einmal ansieht.

Wer einige tausend Thaler hat — ein ganz erträglicher Mensch. Sie qualificiren den Besitzer, wieder gegrüßt zu werden, wenn er einen Gewichtigen grüßt.

Wer 10,000 Thlr. hat — ein braver Mann, ein Mann von Verstand, vor dem man den Hut abzieht.

Wer 25,000 Thlr. hat — ein herrlicher, geistvoller Mann mit großen Gaben.

Wer 50,000 Thlr. hat — ein kluger, würdiger, witziger, feiner Mann, vor dem Jeder den Hut tief abnimmt.

Wer 100,000 Thlr. hat — ein großer Mann.

Wer 200,000 Thlr. hat — ein Mann, der mit demüthiger Bewunderung und Verehrung angestaunt wird.

Wer eine halbe Million und drüber hat — ein wahres Monstrum jeglicher Vollkommenheit.

Die theure Entschuldigung. Auf dem Ball der Geldaristokraten in Paris trat der Marquis von T.. dem Herrn M....., einem der reichsten Banquiers auf die Füße. Der Marquis wandte sich alsbald lebhaft um und half sich in der Verlegenheit durch die Entschuldigung: „Mein Gott, Herr ..... ich wollte von Ihnen eine Million.." Der Getretene, gleichfalls in Zerstreuung, erwiederte, ohne den Treter anders zu lassen: „Gehen Sie zu meinem Cassirer." Als die Beiden nach Kurzem wieder zur Besinnung kamen, löste sich die Verlegenheit durch ein herzliches Gelächter und einen warmen Händedruck. Die Antwort des Banquiers war aber manchen Ohren nicht ungehört erklungen. Der Banquier ward von einer so großen Zahl Ballgäste auf die Füße getreten, welche ihn auf Rechnung des mehr oder minder derben Tritts um eine Million ersuchten, daß er sich endlich entschloß, sich und seine wundgetretenen Füße von dem Ball zurückzuziehen.

Neun Monate eines Verheiratheten.

(Aus den hinterlassenen Papieren eines Reisedieners.)

Im Monat October nahm ich mir ein Weib
Sie schien mir nicht häßlich an Geist und an Leib;
Im Monat November ging Eifersucht an,
Ich fühlte zu sein ein unglücklicher Mann!
Im Monat December hat's schon eingetroffen,
Was man mir gleich sagte, das hatt' ich zu hoffen.
Nun kam das liebe neue Jahr.
Mein Gott! da wurde ich's erst gewahr,
Wie sehr ich mich hatte betrogen.
Der Februar war auch nicht gut,
Genommen war mir schon aller Muth,
Es war mir das Leben zuwider.
Im März und April,
Da ging es ganz still,
Denn! sie hat oft in vielen Wochen,
Ein Wörtchen zu mir nicht gesprochen.
Im Mai! nun — da dacht' ich, es kann Dir nichts nutzen,
Du mußt sie am Ende doch wieder wegputzen.
Und so ward im Juni durch Gotteshand,
Ich wieder versetzt in den ledigen Stand.

— Ein Bauer wurde durch einen wilden Heerde-Ochsen gefährlich verwundet, und starb an den Folgen dieser Verwundung. Der Tischler und Dichter des Dorfes bildete auf dem Kreuze, welches er für den Verstorbenen setzte, den Bauern neben dem Ochsen nach dem Leben ab. Aus dem Munde des Ersteren flossen folgende Worte:

Durch eines Ochsen Stoß
Komm' ich in's Himmelsschloß!
Muß ich gleich jetzt erblassen,
Und gar mein Leben lassen;
So komm' ich doch zur Ruh
Durch Dich! Du Rindvieh Du!

— Dr. Wiest theilt in dem Rheinland Druckfehler-Curiosa mit: Einmal schrieb ich in einer Theater-Recension: „Auf unserer Bühne geht es seit einiger Zeit sehr lebhaft zu, die Zahl der Gäste beläuft sich in diesem Monat schon auf sechs." Mein Setzer aber setzte: „die Zahl der Gäste besäuft sich in diesem Monat allein zu sechs. In einer naturhistorischen Notiz schrieb ich: „Somit wäre der Alte nie auf diesen bedeutenden Fund gekommen, wenn sein Sohn nicht gewesen wäre." Der Setzer aber meldete: „Somit wäre der Alte nie auf diesen bedeutenden Hund gekommen, wenn sein Sohn nicht gewesen wäre." Einmal schrieb ich in einer Novelle: „Unter mächtigem Segen hatte der Himmel das Ehepaar vereinigt." Mein guter Setzer machte daraus: „Unter mächtigem Regen hatte der Himmel das Ehepaar vereinigt."

Stadttheater zu Leipzig.

Freitag den 24. Juni 1842 zum ersten Male:

„Der Sohn der Wildniß"

dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Fr. Halm.

Die deutsche Bühne borgt allzuviel vom Auslande und läßt dabei die ächt deutschen Dichter ungenannt und ungekannt meist einsam ihre Straße ziehen. Wir können es nicht in Abrede stellen, daß mancher wirklich begabte Dichter durch seine dramatischen Arbeiten eben keinen glücklichen Erfolg erringt, aber noch schlagender und betrübender ist die Wahrnehmung, daß der Geschmack im Vaterlande ein meist verderbter und unnatürlicher geworden ist. Die Kunst ist durch Hülfe des Auslandes zur zeitverkürzenden Buhlerin gestempelt worden und die Menge möchte unser Theater gern in eine Lachbude, die auch voll von Gemeinem und Zweideutigem ist, verwandelt sehen. Ja, wollten wir über die Versunkenheit der dramatischen und theatralischen Kunst Ausführlicheres berichten, wir würden kein Ende finden. — Hier und da taucht ein Drama auf, das uns ruhig und mild stimmt und die heißen Schläge unseres Herzens besänftigt. Die jüngern Dichter, die sich an ein junges Deutschland anlehnen, haben nur mit dem Verstande und mit klügelnder Berechnung für die Bühne geschrieben; ihren Productionen mangelt Lebenswärme, Lebensweisheit, Lebenstiefe; ihre Dramen sind schön ausstaffirte Beispiele zu abstracten Theoremen. Das Drama will aber volles, rasch und menschlich pulsirendes Leben, keine Puppen und Scheinmenschen. — Halm, der mit seinem wahren Namen Münch-Bellinghausen heißt und als Regierungsrath in Wien lebt, hat uns in seinem Sohn der Wildniß auch einen Zwiespalt in der Menschennatur zur Anschauung bringen wollen. Rohe, ungebändigte Natur, die aber die edelste Mannheit und Tugend birgt, gewinnt jedwede Humanität und Grazie durch die ewige Flamme einer reinen edlen Liebe. Der Träger dieser starren Naturkraft ist **Ingomar**, dem gegenüber die Feigheit, Hinterlist und Niederträchtigkeit der civilisirten Griechen fast allzugrell hingestellt ist. Madame **Rettich**, vom Hofburgtheater zu Wien, war als Parthenia eine liebenswürdige Erscheinung, aber ihr Gemahl, der anfangs rohe Ingomar, ist ein mittelmäßiger Schauspieler, der schwerlich ohne seine Gattin zu irgend einem Rufe gelangt wäre. Die Nebenrollen verliefen sich sehr bald, obschon sie gut repräsentirt waren; namentlich verdient Madame Brüning, als Mutter der Parthenia, rühmliche Anerkennung. Das Stück wurde im Laufe des Gastspiels noch zweimal wiederholt und erfreute sich einer höchst beifälligen Aufnahme. Während der zwei ersten Darstellungen war der Dichter, der von einer Rheinreise zurückkehrte, hier anwesend, und es steht zu erwarten, daß der Sohn der Wildniß dieselbe Runde über die deutschen Bühnen machen wird, wie seine berühmte „Griseldis", die jetzt in mehrere Sprachen übersetzt worden ist.

Die neue Wiener Posse mit Gesang:

„Einen Jux will er sich machen"

von Nestroy, Musik von Müller, hat einigemal das Publicum erheitert und zu regem Beifall gestimmt. Nestroy ist Volksdichter durch und durch; er weiß das Treiben und Leben aufzufassen, und verbunden mit Phantasie und stetem Humor stellt er uns ein Ding hin, über das der größte Murrkopf lachen muß. Der zweite Act ist der vorzüglichste und es finden sich darin Witze ein, die man wirklich gediegen nennen kann.

Fräulein Günther und die Herren Lortzing, Berthold und Ballmann haben die Hauptparthien, und sind sonach die Träger des Ganzen. Vorzüglichen Beifall erhielt die von Lortzing geschaffene Einlage, Parodie auf sein berühmtes Czaarenlied.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Schneppenleibchen sind noch immer sehr modisch, doch meist nur an Kleidern zu vollem Staate. Leibchen ohne Schneppen trägt man an Kleidern zur Promenade, und zur Morgentoilette steht nichts so gut als ein Gürtel mit langen flatternden Enden. Die Promenadenkleider macht man meist von Atlas, Pekin, Pouz de Soie oder aus leichteren Stoffen, wie indischem Muslin und persischem Bareges. Die Aermel daran sind meist à la jarginière, das Leibchen in Falten gelegt und der Rock unten mit drei Falten verziert. Auf manchen Röcken der Kleider, besonders von weißen Organdi, wenn sie gestickt sind, befinden sich zwei breite Falten, welche zu dem Leibchen vorn hinauflaufen, begleitet von einer Stickerei. Die Aermel sind kurz und vorn ebenfalls gestickt. Anzüge aus Muslin macht man in folgender Art: das Leibchen niedrig mit Revers, Falten und eingesetzten Spitzen; die Aermel einfach und sehr kurz, vorn mit zwei Falten und Spitzeneinsatzstreifen; den Rock sehr lang, so daß er eine Art Schleppe bildet, mit neun Falten, und zwischen denselben Einsatzstreifen von Spitzen.

Herr Oudinot, der Erfinder der Crinoline zu Unterröcken, hat wieder einen neuen Stoff erfunden, den er Pedrierine nennt, und aus welchem Schuhe für Herren und Damen verfertigt werden. Dieser Stoff übertrifft durch sein Gewebe, die Schönheit der Farbe, die Feinheit, Leichtigkeit und namentlich seiner Frische alle bisher bekannten Stoffe zur Sommerfußbekleidung.

Man trägt sehr viele Pelerinen. Die kleinen Taschen sind sehr modisch; man macht sie von Cashmir oder von gesticktem Gros de Naples, besonders aber von Silber-Filigran. Seit die Wärme den fast allgemeinen Gebrauch von leichten Stoffen nöthig gemacht hat, sind die großen Volants von den Stoffen des Kleides wieder zum Vorschein gekommen und mit diesen Volants kehrten die lang vergessenen Puffen zurück, die man auch Muscheln nennt.

Herren-Mode. Dunkelgrüner oder schwarzer Frack ohne Ausputz, mit seidenen Knöpfen in derselben Farbe, breiten langen Schößen und großen platt aufliegenden Revers; Beinkleider von weißem Piquée; Weste von gleichem Stoffe mit kleinen goldenen Knöpfen; weißer Cravate mit klein gestickten Bouquets. Die Fracks macht man mit fast gar keinem Ausschnitt mehr, vorn mit **einer** Reihe goldener Knöpfe; niedriger schmaler Kragen und kleinen kurzen Revers; enge Aermel ohne Aufschläge mit übergeschlagenen Manschetten.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 5. (IV. Jahrgang III. Quartal.)

Expedition: Petersstraße Nr. 31/33. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 6. (Sonnabend, den 6. August.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers M. Büchner.

Dritter Jahrgang. Drittes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der Pachter und der Raubmörder.

Ein Probstück seltener Tapferkeit und Entschlossenheit.

(Beschluß.)

Der muthige Pachter hatte durch diese That nicht nur sich und seine Familie aus drohender Lebensgefahr gerettet, sondern auch der ganzen Umgegend einen sehr wichtigen Dienst erwiesen, deren furchtbare Geißel der Räuber durch eine geraume Zeit gewesen. Obwohl indeß dem tapfern Fleischmann, nach gerichtlicher Erhebung des ganzen Vorganges von Seiten der löblichen Behörden und von dem größten Theile der Bevölkerung die gebührende Anerkennung gespendet wurde, so gab es doch Manche, die an der That selbst nicht nur allerlei auszustellen, sondern auch zu entstellen hatten.

Die lautesten Gegner waren gerade Diejenigen, welche aus Furcht vor Spitznagels Besuch fast Tag und Nacht bei verschlossenen Thüren zubrachten und um keinen Preis es gewagt hätten, dem gefürchteten Räuber entgegenzugehen. So geschah es denn, daß, während alle Bewohner der Umgegend freier athmeten und ruhiger schliefen, der wackere Pachter allein nicht nur in gerechter Furcht vor der Rache der Spießgesellen Spitznagels leben mußte, sondern auch noch böswilligen Deutungen liebloser Menschen ausgesetzt war.

Fast ein ganzes Jahr lang lauerten ihm an verschiedenen Orten die Mitgenossen des Räuberhäuptlings auf, um den Tod ihres Anführers auf eine blutige Art zu rächen, und der Bedrohte entkam diesen Nachstellungen nur immer durch glückliche Zufälle, wie sie die Vorsehung denen bereitet, die sie in ihren Schutz nimmt.

Eines Tages befand sich Fleischmann im Gebirge auf der Jagd und war gezwungen, ohne Gefährten, nur von sechs Jagdhunden umgeben, sein Nachtlager daselbst aufzuschlagen. Die Nennung seines Namens weckte ihn aus dem Schlafe, und, sich erhebend, sah er bewaffnete Männer in seiner Nähe, welche ihm mit barschem Tone befahlen, ihnen ohne Weigerung sogleich zu folgen. Bald stand er in der Mitte einer zahlreichen Räuberbande, die gerade ihre Mahlzeit zu verzehren im Begriff war. Er wurde nun dem Hauptmann vorgestellt. „Bist Du's," redete ihn dieser mit rauher Stimme an, „der den Spitznagel erschlagen," und als Fleischmann bejahete, betrachtete er ihn von oben bis unten, zog eine Pistole hervor und sprach: „Da! nimm dies als Angedenken von mir, Du hast recht gethan, ich selbst hatte den Vorsatz, den Grausamen niederzuschießen. Uebrigens," setzte er hinzu, „habe von nun an keine Furcht, Spitznagels Leute sind theils gehangen, theils in meinem Dienst, und zwei davon, die ich nicht brauchen konnte, ließ ich gestern als unnütze Creaturen erschießen; doch, sollten ich oder meine Gesellen manchmal ein Schaf aus Deiner Schäferei holen, so mache gegen uns keine feindlichen Bewegungen, wenn wir ferner in Eintracht leben sollen." — Fleischmann ging nun seines Weges, um seine Jagdgefährten

aufzusuchen, denn der Morgen war eben angebrochen. Unten im Thale setzte er sich an der Straße neben ein hölzernes Kreuz nieder und ließ sein Jagdhorn erschallen, während er, von manchen Gedanken über das erlebte Abentheuer bewegt, dem prachtvollen Schauspiele der aufgehenden Sonne seine Blicke zugewendet hatte. Da stand plötzlich ein alter, hochgewachsener Greis mit einer Art unter dem Arme vor ihm, betrachtete ihn einige Augenblicke forschend und sprach dann: „Ihr seid der Pachter, der den Räuberhauptmann erschossen, es war mein Sohn! — Seht, hier bei diesem Kreuze hat er nach eigenem Geständnisse den ersten Raub begangen; hier habe ich ihn verflucht, und hier bete ich nun täglich am frühen Morgen, seit er todt ist, für seine arme Seele." Der Greis schluchzte, kniete hin und betete; Fleischmann aber selbst, bis zu Thränen gerührt und im Innersten ergriffen, warf seine Börse in den Hut des alten Mannes, drückte ihm die Hand und entfernte sich, ohne seine Jäger abzuwarten.

Von diesem Tage an hatte Fleischmann keine Ruhe mehr in dieser Gegend; er verließ bald darauf die Herrschaft und machte sich in einer anderen Gegend ansässig. Aber in seiner Erinnerung lebt immer fort das Bild des alten, unglücklichen Vaters, welcher vor dem Kreuzdenkmal für den verirrten todten Sohn betet.

Selbstbetrachtungen eines dreißigjährigen Junggesellen.

Von

Friedrich Herrmann Langguth.

Als ich funfzehn Jahre zählte, hielt ich alle fünf und zwanzigjährigen Menschen für schon viel zu vernünftig; und wirklich, in meinem fünf und zwanzigsten Jahre blickte ich auch auf die achtzehnjährigen Jünglinge, wie auf Kinder herab, ein solcher Dünkel bemächtigte sich Meiner! Jetzt, im dreißigsten Jahre, bin ich zu der Einsicht gekommen, man sei gerade auch noch nicht alt und klug genug, vielleicht könne das vierzigste Jahr heranrücken, ehe man zu klug und gescheidt werde.

Nach und nach bin ich aber nun auch zu der festen Ueberzeugung gekommen, der beste Freund für einen Dreißiger sei — eine Frau, darum möchte ich nun auch anfangen, mich zu verlieben. Die Geliebte — Notabene, die vernünftige, bescheidene — ist für einen Liebhaber ein Magnet, der ihn von manchem Unrecht auf den Weg des Rechtes bringt; sie ist für ihn ein Wachtmeister, der ihn nöthigt, sein Haus zu hüten; sie ist für ihn ein Sporn, seine Thätigkeit zu vergrößern, sich zu bemühen, selbstständig zu werden; sie ist für ihn eine Sparkasse, denn dadurch, daß sie ihn an sich fesselt, hält sie ihn von verschiedenen Ausgaben ab; sie ist für ihn der Beichtvater, denn sieht sie ihn mit liebevollem Auge scharf an, so pocht sein Gewissen und er muß bekennen, kurz eine gute Geliebte ist für den Liebhaber — Alles.

Nur hält es jetzt schwer mit der ewigen Liebe und Treue; aus Paris und London kommen immer zu viel Moden zu uns und da viele junge Mädchen einen Jüngling für ein Möbel halten, so meinen sie, mit den Männern wie mit den Kleidern wechseln zu können; die armen Geschöpfe, sie wechseln und wechseln, bis die Jahre kommen, wo sie es nicht mehr können und bleiben sitzen. Wer ist nun wohl schlimmer daran, der Betrogene oder die Betrügende?

Merkwürdig, je älter man wird, desto inniger liebt man sehr junge Mädchen. Im achtzehnten Jahre gefallen uns Alle; im fünf und zwanzigsten finden wir vielleicht Geschmack an einer hübschen Dreißigerin; im dreißigsten Jahre aber wählen wir eine aufblühende Sechzehnjährige. Natürlich, an ihr hat man im Alter die treueste Stütze und sorgsamste Pflegerin.

Aber, wo findet man jetzt ein bescheidenes junges Mädchen? Ist sie nur mittelmäßig von der Natur ausgestattet, so überhebt sie sich schon und hält sich für eine ausgezeichnete Schönheit. Kommt nun noch dazu, daß sie vom Glücke mit irdischem Mammon versehen ist, dann lasse sich es Keiner, der nichts als gesunden Verstand und Kenntnisse besitzt, einfallen, ihr mit Liebe zu nahen, er würde von ihr höchstens mit Nasenrümpfen betrachtet und als gemein abgewiesen. Darum ist es höchst niederschlagend, nichts zu besitzen. Einer armen hübschen Bürgerstochter darf man nahen, findet vielleicht auch Erhörung, aber kaum hast Du sie, da fängt sie auch an stolz zu werden und namentlich auf Dich. Nimm Dich dann in Acht, daß Dir der Stolz nichts koste.

Daß die liebe Bescheidenheit so ganz von der menschlichen Gesellschaft verbannt ist, das schmerzt arg. Im dreißigsten Jahre allenfalls fängt man an, bescheiden sein Stückchen Brod zu essen, man läßt Jeden ruhig seine Bahn wandeln und strebt nach nichts weiter, als nach einem eigenen Heerd. Wie glücklich mag wohl der sein, welcher eine bescheidene Gattin gewonnen? Ich beneide Jeden darum, denn ein größeres Glück kann ich mir nicht denken, als wenn Gatte und Gattin in Demuth und Geduld Freude und Leid zusammen ertragen und das Eine dem Andern seine Last erleichtert!

Je älter man wird, desto mehr Erfahrung sammelt man ein, aber desto mehr verschwinden auch unsere süßesten Träume. Durch die Erfahrung werden wir gegen alle Welt mißtrauisch; die goldenen Träume aber machten uns glücklich, wir verlieren mehr, als wir gewinnen. Nur in der Liebe können wir eine kleine Entschädigung für diesen Verlust wieder finden.

Denkt man im dreißigsten Jahre an die unschuldigen Jugendstreiche, die man gemacht hat, wie gern möchte man da wieder Kind sein, wie gern möchte man noch so unschuldig, so befangen sein, ja man kränkt sich — klüger geworden zu sein, weil man, je mehr man weiß, sich in ein Chaos verwirrt, aus dem man selten mit Ruhe den Ausgang findet. Darum ist es nicht gut, allein zu bleiben, denn nur eine Mittelsperson ist im Stande, uns den Ausweg aus diesem Irrgarten zu zeigen.

Sehr wahr ist daher Göthe's Wort: „Die Welt ist so leer, wenn man sich nur Bäume, Städte, Berge und Flüsse darin denkt, aber ein geliebtes Wesen zu wissen, das mit uns empfindet und denkt, dem wir unser Herz aufschließen können, das macht dieses Erdenrund zu einem Paradies." — Das lernt man im dreißigsten Jahre am Besten einsehen; im funfzehnten Jahre ist uns die Welt zu klein, man denkt nicht daran, noch Jemand außer sich zu bedürfen — wie öde und leer kommt uns im dreißigsten Jahre die Welt vor, wenn man so allein da steht! Wie sehnsüchtig blickt man da nicht auf jedes junges Ehepaar oder auf zwei Liebende, denen sich der Himmel aufthut!

Drum sage mir Jemand vor, was man will, z. B. der Ehestand sei ein Wehestand, mit der Ehe beginnen die Sorgen, in der Ehe allein schwinde die Zufriedenheit und Gott weiß, was noch Alles, ich glaube an nichts mehr, ich bin im Gegentheile der Meinung, daß, wo zwei gleichgestimmte Seelen sich gefunden, der schönste Einklang herrschen muß. Darum — es mag werden, wie es will, ich mag nicht als Hagestolz die Erde verlassen, ich — fange an, zu lieben und dann — zu heirathen. Aber wo den Gegenstand meiner Liebe finden? Diese Aufgabe zu lösen, hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht. Vielleicht werde ich bald dafür entschädigt. Dann — o Welt! — sollst Du von mir erfahren, wie sich es lebt; dann sollst Du von mir hören das Leben loben und die Liebe; — bin ich aber betrogen worden, dann erfährst Du nichts.

Die Folgen eines Witzes.

Novelle
von
Lebrun.
(Fortsetzung.)

Sie sind es also, der meiner Nichte damals ein Buch, welches sie verloren, wiedergebracht hat?

Allerdings.

O, mein Herr, seit jener Zeit habe ich viel Kummer gehabt. Meine arme Margaretha!... für sie haben wir so eben Litaneien gesungen; es ist heute der letzte von neun Bettagen.

O mein Gott! rief Paul, mit einem Ausdruck, welcher seinen Schrecken verrieth.

Sie ist sehr krank! fuhr die Dame fort. Schon als wir uns in Brüssel trafen, war sie eine Zeit lang leidend gewesen. Auf den Rath der Tagesblätter befragte ich einen Mann, einen Arzt, welcher, wie man versichert, wunderbare Curen verrichtet. Er gab mir viel Hoffnung. — In der That, unsere kleine Reise schien dem armen Kinde gut bekommen zu sein. Nach unserer Rückkehr ließ sie keinen Tag verstreichen, ohne auf jene Anhöhe einen Spaziergang zu machen. Aber auf einmal bekam sie einen Rückfall; ihre Krankheit, die erst chronisch war, ist nun, wie die Aerzte sagen, bleibend geworden. Jetzt hat sie kaum noch so viel Kraft, sich aufrecht zu halten, und wenn sich nicht, binnen weniger Tage, eine günstige Krisis einstellt, so bleibt mir keine Hoffnung mehr!

Schluchzen unterbrach die Rede der alten Dame.

Paul war wie vernichtet. Aber plötzlich belebte sich sein Gesicht, und er rief aus:

Hoffen Sie, Madame, hoffen Sie, verlassen Sie sich auf meine Ahnung, sie wird gerettet!

Die Dame war über diesen Ausbruch seines Gefühls sehr erstaunt, aber sie erwiederte:

Möge Gott und die heilige Jungfrau sie erhören! — Ohne Umstände nahm sie den Arm an, welchen Paul ihr anbot, um den Hügel hinabzusteigen, und, in dem Thale angekommen, schlug sie einen Weg ein, der, in einiger Entfernung von der Stadt, an die Thür eines schönen Hauses, einer Art Villa, führte, welche von einem mit Waldreben bedeckten Gitterwerk von gemaltem Holze eingeschlossen war.

Hier ist unsere Wohnung, sagte sie. Kommen Sie morgen zu uns, wenn Sie noch in der Stadt sind. Ihre Gegenwart wird Margaretha zerstreuen; ich entsinne mich, daß Ihre Unterhaltung ihr Vergnügen gemacht hat. Hier in der Stadt giebt es so wenig Leute, die sie zu verstehen

fähig wären; denn sie besitzt Geist. Ach, ich glaube sogar, daß sie dessen zu viel besitzt.

Als Paul im Gasthofe angekommen war, konnte er, die ganze Nacht hindurch, nicht die geringste Ruhe finden. Furcht und Hoffnung wechselten schnell in seiner Seele. Das religiöse Gefühl erwachte wieder im Grund seines Herzens und steigerte sich fast bis zur Ueberspannung.

Mit Anbruch des Tages war er schon von seinem Lager auf, ehe noch irgend Jemand im Gasthause aufgestanden war. Um neun Uhr hatte er schon drei Gänge um die Stadt gemacht; endlich ging er nach der Wohnung Margarethens, wohin er den Weg schon so gut kannte, als wenn er von jeher in Grammont gewohnt hätte. Als er die Glocke zog, fühlte er sich wie von einem Schwindel ergriffen; und als er von einem niedrigen Saale aus, der auf einen großen Garten ging, zwischen dem Laube eines Gebüsches, den Saum eines weißen Kleides bemerkte, das auf dem mit Maasliebchen bedeckten Boden sich hinschleppte, zitterte er unwillkürlich. Fünf Minuten nachher ersuchte ihn das Mädchen, welches ihn angemeldet hatte, in den Garten zu treten, wo die Kranke, während der kühlen Stunden des Tages, in einem Armsessel sitzend, in Gesellschaft ihrer Tante verweilte. Er folgte der Führerin, und kam, nicht ohne Mühe, bis an das Gebüsch. Als er Margarethens ansichtig ward, die bleich, leidend und entkräftet da saß, blieb er eine Zeit lang unbeweglich und stumm.

Da ist ein Herr, welcher unsere Einsiedelei zu besuchen wünscht; glaubst Du nicht, ihn schon gesehen zu haben, Margaretha?

Die gute Tante hatte den Besuch ihrer Nichte nicht vorhergesagt, um ihr eine angenehme Ueberraschung zu bereiten.

Die Kranke schlug die schmachtenden Augen auf, welche plötzlich einen ungewöhnlichen Glanz annahmen; zu gleicher Zeit entfuhr ihr ein leiser Ruf, ähnlich wie damals, als Paul sie durch Ueberreichung des Buches überraschte. Dann lächelte sie, und zog aus einem Arbeitsbeutel, den sie auf dem Schooße hielt, ihren Lamartine, welchen sie dem Fremden mit den Worten zeigte: ich habe es nicht vergessen.

Ich habe es auch nicht vergessen, mein Fräulein, sagte Paul mit dem Ausdrucke eines tiefen Gefühls; und zum Beweise...

Er rief einen Burschen aus dem Gasthause, der ihm hatte folgen müssen, nahm aus seiner Hand eine viereckige, mit Leinwand überzogene Tafel, und nachdem er die Umhüllung abgenommen hatte, zeigte er Margarethen ein herrliches Gemälde.

Ach, rief die Kranke, indem sie mit begierigem Auge Pauls Gemälde überblickte; das ist mein Berg, das ist meine Einsamkeit, das bin ich! —

Sie legte die Hand auf's Herz, und reichliche Thränen flossen auf die Leinwand.

Paul betrachtete sie mit stummer Theilnahme. In diesem Moment hätte er sein Talent nicht für alle Schätze der Welt gegeben.

In demselben Augenblicke ließ sich ein ältlicher Herr, in schwarzem Kleide sehen.

Er betrachtete den Auftritt mit Rührung, und da die Tante über die plötzliche Erschütterung ihrer Nichte bestürzt war, und sich bemühte sie zu beruhigen, klopfte er ihr vertraulich auf die Schulter, indem er mit leiser Stimme sagte: Lassen Sie sie nur weinen. Nach dieser lakonischen Vorschrift, welche er mit einem bedeutenden Blicke begleitete, zog sich der Aesculap, denn ein solcher war es, auf den Fußspitzen gehend, zurück, um andere Kranke zu besuchen. Die alte Dame gehorchte, und beeilte sich, diesen Zufall durch die Nervenkrankheit erklärlich zu machen, wodurch Margarethe überaus reizbar geworden war. Zu gleicher Zeit jedoch fragte sie sich leise: — Sollte es nicht vielleicht eine Wirkung des Magnetismus sein, und sollte ich nicht in diesem Manne Herrn Z. Y. X. vor mir haben?

Um dieses räthselhafte Problem der Lösung näher zu bringen, stellte sich die gute Tante, als pflückte sie einen Strauß, und ließ die jungen Leute allein mit einander reden.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit berichten, was sie einander sagten; allein ich weiß, daß Paul das unbegreifliche Mädchen vollkommen verstand, sowie er selbst von demselben verstanden wurde.

Er schilderte ihr mit jener Beredsamkeit, welche das Herz eingiebt, die Gefühle, welche am Abend vorher auf dem Berge ihn durchdrungen hatten, und Margaretha, welche an demselben Orte hundertmal ähnlichen Gefühlen nachgehangen, hörte ihn mit jenem Entzücken an, welches aus dem vollkommenen Einklange zweier verwandter Gemüther entspringt.

Die Malerei, die Poesie, vornehmlich die ihres Lieblingsdichters, machten zum großen Theil den Inhalt ihrer vertraulichen Unterredung aus; und ein jedes dachte bei sich: dies ist das gleichfühlende Herz, von welchem ich geträumt habe.

Als die gute Tante von ihrem botanischen Gange mit einem großen Strauße von Reseda, Rosen und Vergißmeinnicht zurückkam, war sie erstaunt, eine große Veränderung auf dem Gesichte der Kranken zu sehen; denn schon schien ein Strahl des Glückes die düsteren Wolken der Schwermuth verscheucht zu haben. Ihre Verwunderung ward noch größer, als sie beim Mittagessen, wozu Paul

eingeladen war, ihre Nichte ihren Antheil am Mahle nehmen sah, freilich einen geringen Antheil, der aber nichts desto weniger ein sicheres Zeichen einer schleunigen Genesung zu sein schien.

Die heilige Jungfrau hat mein Gebet erhört! sagte sie zu Paul, indem sie die Augen nach dem Hügel erhob, welchen man von der Thürschwelle aus sehen konnte.

Dies Wort machte ihn im höchsten Grade glücklich, und er entfernte sich mit dem Versprechen, am Tage darauf wiederzukommen.

7.

Diejenigen, welche die physiologischen Erscheinungen gewisser überaus reizbarer Naturen, die man gemeinlich nervöse Temperamente nennt, beobachtet haben, werden sich ohne Mühe die plötzliche Verwandlung erklären, welche sich in dem Befinden der Kranken, unmittelbar nach dem vorhin beschriebenen Auftritt, kund that. Das unerwartete Erscheinen eines gleichfühlenden Wesens hatte das niedergeschlagene Gemüth des jungen Mädchens neu belebt. Der Austausch von Gedanken und Empfindungen, die lange Zeit im Innern der Seele verschlossen waren, hatten das krankende Herz erweitert, und alle die mächtigen Organe, welche vom Herzen abhängen, hatten dieselbe wohlthuende Wirkung erfahren. Für reizbare Personen aber, sind Erweiterung und Gesundheit, Beengung und Krankheit, völlig gleichbedeutende Worte.

Zum erstenmale seit langer Zeit legte sich Margaretha zur Ruhe, ohne die Länge jener schlaflosen und beängstigten Nächte zu fürchten; und als die warmen Strahlen der Junisonne sie zu später Stunde erweckten, erhob sie sich mit der heiteren Leichtigkeit eines Vogels, der sein Nest verläßt. Sie öffnete ein Fenster ihres Zimmers, welches in den Garten ging, und die Aussicht auf das Feld hatte, und athmete die Balsamdüfte der Reseda und der Waldrebe mit einem bisher ungekannten Vergnügen. Die Grasmücke, die sie jeden Morgen mit ihrem Liede begrüßte, schien ihr eine poetische Sprache zu reden, deren Sinn sie anfing zu begreifen. Sie schaute nach dem fernen Horizonte mit jenem süßen Herzklopfen, welches der Wanderer empfindet, wenn er, nach langjähriger Abwesenheit, den ersten Blick auf das Vaterland wirft, welches er nicht mehr gehofft hätte wieder zu sehen. Es war ihr, als hätte sie bisher nicht gelebt, und als ob heute erst das große Buch der Natur sich ihrer Seele eröffne, um liebliche Worte und trostreiche Offenbarungen ihr mitzutheilen. Eine Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß sie einen bedeutenden Abschnitt ihres Lebens angetreten habe, wo Tage des Glückes auf die lange Reihe von Schmerzen und getäuschten Hoffnungen folgen sollten. In Zukunft sollte sie nicht mehr einsam in der Welt stehen. Der Himmel hatte ihr eine verschwisterte Seele zugesandt, welche sie bei der ersten Begegnung verstanden hatte, welche sie gestärkt und vom Rande des Grabes erhoben, welche ihre Lebenskräfte wieder erneut und verdoppelt hatte. Welchen Einfluß mußte nicht eine tägliche, ja stündliche Berührung mit dieser befreundeten Seele auf ihr ganzes Wesen ausüben! Welche Kraft mußte sie nicht aus dem Beistande dieses überlegenen Geistes schöpfen, und aus diesem Herzen, dessen Fibern alle mit den ihrigen im Einklange schlugen!

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Wem geht das Herz nicht auf, wenn er nur den Namen Lazzarone hört. Die Lazzarone ist eine unsern Ländern so fremde für sich eigenthümliche Gestalt, daß ihm wohl Niemand sein Interesse entziehen kann. Ich glaube dem Leser einen Dienst zu thun, wenn ich ihm aus Meyer's „Neapel und die Neapolitaner" das Abendgebet eines Lazzarone mittheile, in dessen Eigenthümligkeit das ganze Wesen dieses Menschen auf die anziehendste Weise sich ausspricht.

Santa Madonna!
Habe Dank, Gebenedeite
Droben aus dem Sternenthrone,
Für die Schüssel Maccaroni,
Für das große Stück Melone,
Gieb auch morgen Deinem Knechte
Maccaroni — mehr als heut',
Gieb mir süßes Eis, Cigarre,
Puppenspiel, das mich erfreut,
Santa Madonna!

Santa Madonna!
Bei den steifen Engelländern,
Die gespickte Börsen führen,
Und nicht Christen sind, beim Bacchus!
Laß mich morgen was bugsiren;
Laß mich dann am kühlen Abend,
Wenn Gesang und Spiel erwacht,
Mit Pepina Tarantella
Tanzen bis in tiefe Nacht.
Santa Madonna!

Santa Madonna!
Auf der Schwelle der Kirche
Streck' ich jetzt zum Schlaf mich nieder.
Breite Deinen heil'gen Schleier
Gnädig über meine Glieder,
Daß mich nicht der Huf des Maulthiers
Treffe, das vorübergeht,
Daß nicht böser Zauber spreche
Einer, der am Wege steht.
Santa Madonna!

— Ein englischer Lord wünschte lange, den Dichter Johnson kennen zu lernen; er bat ihn also zur Tafel. Johnson erschien, wurde aber wegen seiner nachlässigen Kleidung vom Pförtner abgewiesen. Es entstand ein Zwist unter ihnen, und endlich kam der Lord dazu. Als er den Streit erfuhr, sah er den Dichter an und sagte: „Es ist unmöglich, daß Sie Johnson sind! Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht Mäh zu einem Schaafe sagen." — „Mäh!" rief Johnson und sah den Lord starr an.

Curiosum. Ein deutscher Calculator, welcher viele Jahre in Frankreich gelebt, hat in nachstehender Auszählung der Jahreszahlen die Zeitpunkte der merkwürdigsten Begebenheiten Frankreichs folgendermaßen ausgerechnet:

1794 Sturz Robespierre's
1794
1815 Sturz Napoleons.
1815
1830 Sturz Karls X.
1830
1842 Sturz des Herzogs von Orleans.
1842
1857 ? ?

Diesem Schema zufolge würde dem Reiche Frankreich im Jahre 1857, wenn der jetzt 4 Jahr zählende Graf von Paris, der Thronfolger Frankreichs, das 19te Jahr erreicht hätte, wieder eine Catastrophe bevorstehen.

„Amüsantes. Sie sollten sich daguerreotypiren lassen," sagte ein Herr zu einem Kahlköpfigen, „Ihnen kommt es doch wohlfeiler zu stehen, als sonst Jemandem." — „Warum?" fragte dieser. — „Weil Sie schon die Platte mitbringen."

Ein mißlungenes Quidproquo. Auf der Chaussee d'Antin in Paris wohnte ein junger Lion, der den Grafentitel führte, und zu dessen anderen fashionablen Gewohnheiten auch eine große Unbeständigkeit gegen das schöne Geschlecht gehört. Vor einigen Tagen nun wollte eine junge Dame, Namens Rosita, mit der er eben gebrochen hatte, ihn in seinem Hotel besuchen; der Graf ließ sich aber verleugnen und verreiste, da sie ihn in einem Billette ersuchte, sie Abends zu Hause zu erwarten, nach Fontainebleau auf's Land. Unterdessen kam der Bediente unsers Helden, der in den Papieren seines Herrn gestöbert und da Rositas Briefchen gefunden hatte, auf den Einfall, sie statt seines Herrn zu empfangen. Er warf sich in des Letztern Kleider, brachte in dem Zimmer durch Rouleaux ein künstliches Helldunkel hervor, und hatte beim Eintritt der Schönen ihr den Rücken zugekehrt. Wie unangenehm fühlte er sich aber überrascht, als diese eine mächtige Reitpeitsche hervorzog und damit dem vermeintlichen Treulosen Gesicht und Rücken furchtbar bearbeitete. Sein Geschrei half der Schönen aus dem Irrthume; nun wendete sie aber ihren Zorn gegen das Meublement, und zerschlug unbarmherzig Spiegel, Gläser und Porzellan. Bei seiner Rückkehr war der Graf nicht wenig entrüstet über die Verwüstung in seinem Hause und jagte seinen Doppelgänger fort. Dieser verklagte nun Rosita vor dem Zuchtpolizeigerichte, welches indeß, in Betracht der besonderen Umstände, die leidenschaftliche Schöne lediglich zu 25 Franks Buße und eben so viel Schadenersatz an den unglücklichen Diener verurtheilte.

Effekt.

Die jungen Männer jetzt besitzen keine Felder,
Sie haben Häuser, Wiesen, Gärten, Äcker nicht;
Doch sie besitzen ungeheure Wälder,
Um Nase, Mund, und Kinn und Angesicht;
Und dieser Wald ist oft so wild und dicht bedeckt,
Daß man oft gar nicht weiß, was denn für 'n Bär d'rin steckt;
Doch bei Beleuchtung macht so ein Wald Effect.

Die Frau zankt mit dem Mann, das trifft sich schon zuweilen,
Der Mann brummt, wie ein Löw', das trifft sich auch,
Er will, was sie will, ihr durchaus nicht ertheilen,
Da fällt in Ohnmacht sie und schließt das Aug',
Dies Mittel hat der Satan ausgeheckt,
Zwar ist's verbraucht, die Finte längst entdeckt,
Allein ich weiß, sie macht immer noch Effekt!

Wohl manche Aktien sind faule, faule Leute,
Sie heben sich im ganzen Jahre nicht empor,
Und dennoch lesen wir gestern, morgen, heute
Den Ausweis, wie das Unternehmen steigt im Flor!
Zwar hat so ein Ausweis niemals noch bezweckt,
Daß ein Aktionär sich aus weiß, wenn er in Aktien steckt.
Allein, das kostet wenig, und macht dennoch Effect.

Ausverkauf. Kaufleute, die im Schwanken, oder noch öfter, die bereits ihr Schäfchen im Trocknen haben, veranstalten zum Finale einen sogenannten „Ausverkauf!" Hängt die Tafel mit den inhaltsschweren Worten vor dem Gewölbe, dann ist es auch gleich den ganzen lieben Tag mit Käufern und Käuferinnen belagert, die sich um Waaren herumbalgen, welche sie aus der nächst besten Handlung eben so gut, eben so billig, und mit aller Kommodität beziehen können. — Oft dauert der „Ausverkauf" ein Paar Wochen, es wird stets in schwerer Menge ausverkauft, und das Gewölbe bleibt immer noch so voll, wie am ersten Tage. „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Gewölbe noch ein Gewölbe gebären!" — Woher kommt das? Nun das Geschäft geht jetzt erst so gut, wie niemals früher, man verkauft sehr viel und zu scheinbar billigen Preisen aus, und läßt sich daher vom Fabrikanten allabendlich eine Partie Waare nach der andern zuschicken. Und so „Ende gut, Alles gut!"

Vereinszersplitterung. Beharren wir nicht (heißt es jetzt im Berliner Gesellschafter) in einer immerfort gebärenden Krisis? Und welche Ergebnisse entwinden sich ihr? Keine andern, als daß von Zeit zu Zeit ein Vereinsmäuschen dem kreisenden Gesellschaftsberge entschlüpft. So fängt in Malten's Weltkunde ein Aufsatz über unsre vereinsfruchtbare, an Einigkeit unfruchtbare Zeit, über die bis zum Lächerlichsten sich vermehrende Vereinszersplitterung unsrer Tage an. — Fünf dritteldutzend gute Bekannte und Gevattersleute — in den Ländern, deren Strafgesetze regelmäßig constituirte Verbindungen über zwanzig Personen ohne vorher eingeholte höchste Genehmigung verpönen, — thun sich zusammen zur Bildung eines Mäßigkeits- oder Gegenthierquälereivereins, damit das Localblatt hinterher einen rühmenden Aufsatz veröffentliche und die Leute ihre Namen gedruckt sehen. Wissenschaftliche, industrielle, ökonomische, belletristische, erbaulich christliche, Gesang-, Lieder-, Gartenbau-, Georginenausstellungs-, Hyazinthen-, Kunst-, Musik- und Vergnügungsvereine und noch mehr findet man jetzt in jedem Krähwinkel und

Schilda neben einander. **Was wirken diese Vereinssplitter? Was** sind sie? Diese Vereine sind Brennpunkte, um die Zersplitterung unseres Volkslebens zu beleuchten, ihre Wirkung ist die, daß man die Ohnmacht und Unergiebigkeit unserer zerfetzten Geselligkeit so dicht vor den Augen hat, daß man sich den Kopf daran stoßen kann. Nur aus einer Vereinigung, Einheit und Zusammenwirkung dieser Vereine kann etwas Großes und Völkerbeglückendes hervorgehen.

Napoleon und der Marquis von Saint-Simon. Nach der Kapitulation von Bayonne hatte Madrid von den französischen Truppen geräumt werden müssen, und Joseph Bonaparte hatte sich nach Burgos zurückgezogen, um hier die Unterstützung seines Bruders abzuwarten. Napoleon, der die Bedenklichkeiten dieser Ereignisse vollkommen erkannte, beschloß, einen entscheidenden Schlag zu vollführen. Die Garde wurde auf der Post an Ort und Stelle transportirt, und er selbst rückte im Sturmschritt vor, indem er Alles zermalmte, was sich ihm in den Weg stellte. Bei Sommo-Sierra hatte sich der Feind auf einem Bergrücken verschanzt, aber während die französische Infanterie hinaufströmte, erklimmten die polnischen Lanciers, unter dem heftigsten Kugelregen, mit ihren Pferden die steilen Höhen und eroberten die feindlichen Batterien. Die Spanier zogen sich nach Madrid zurück. Napoleon verfolgte sie und kam fast gleichzeitig mit ihnen vor den Thoren der Hauptstadt an. Der Widerstand war hier organisirt worden, und die Soldaten, welche von den Bürgern unterstützt wurden, vertheidigten sich mit vielem Heldenmuthe. Sie erlagen, aber die Franzosen hatten den Sieg theuer erkaufen müssen. Napoleon ließ den städtischen Behörden nun eine Kapitulation antragen, welche diese auch annahmen.

Unter den Namen, welche unter der Kapitulation standen, bemerkte Napoleon den des Marquis von Saint-Simon. „Dieser Offizier, sagte er zum Fürsten von Neufchatel, ist ein Franzose; er hat gegen sein Vaterland gefochten. Er muß festgenommen und nach der Strenge unserer Kriegsgesetze gerichtet werden. Ich verbiete ausdrücklich, sich für ihn zu verwenden."

Auf einen so bestimmten Befehl war nichts zu erwidern. Berthier begab sich zum General Belliard, der zum General-Gouverneur von Madrid ernannt worden war, und überreichte ihm den Befehl. Dieser wollte verschiedene Milderungsgründe zu Gunsten des Marquis geltend machen; er berief sich auf die Kapitulation, welche ratificirt worden war, aber Berthier erwiederte ihm: „es ist der Wille Napoleons."

Da unter diesen Umständen nichts weiter zu thun war, so wurde um 11 Uhr Abends ein Kriegsgericht zusammenberufen, vor welches der Marquis von Saint-Simon berufen wurde. Es war ein 70jähriger Greis von würdevoller Haltung. Zu seiner Vertheidigung gab er folgende Lebensskizze: „Als Sohn des Marquis von Saint-Simon hatte ich mich seit meiner frühesten Jugend dem Kriegshandwerk gewidmet und glaube nie die Gesetze der Ehre aus den Augen gesetzt zu haben. In dem amerikanischen Kriege habe ich den Admiral Cornwallis mit seinem ganzen Armeecorps gefangen genommen. Im Jahre 1789 erklärte ich als Adelsdeputirter mich offen gegen das Decret, welches die Vorrechte meiner Kaste aufhob; ich verweigerte meine Zustimmung und verließ mein Vaterland. Als spanischer Grande erster Klasse und seit 1770 naturalisirter Spanier begab ich mich nach Spanien und nahm hier Dienste. Mehrere ehrenvolle Wunden bezeugen, daß ich gegen mein Adoptiv-Vaterland nicht undankbar gewesen bin. Später wurde ich ohne mein Zuthun von der Emigrantenliste gestrichen. Ich benutzte diese Gunst der Umstände, mich nach Paris zu begeben, wo ich eine offizielle Ausfertigung dieses Beschlusses forderte; aber man wollte mich verpflichten, den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ich verweigerte diesen, weil ich das Land meiner Wahl nicht aufgeben wollte. Als dem Minister meine Bedenklichkeiten hinterbracht wurden, entschied er, daß ich die Ausstreichung erlangen könne, ohne den Eid zu leisten. Ich kehrte nach Spanien zurück und nahm an der Vertheidigung meines neuen Vaterlandes Theil."

Das Kriegsgericht war der Meinung, daß der Marquis von Saint-Simon die Eigenschaft als Franzose nicht verloren habe; er wurde einstimmig zum Tode verurtheilt.

Seine Tochter hatte, als sie die Einziehung ihres Vaters erfahren, sich nach dem Generalstab begeben. Als sie des Generals ansichtig wurde, stürzte sie auf ihn, um ihn über das Schicksal ihres Vaters zu befragen. Dieser wollte es ihr anfangs verhehlen, konnte aber ihren dringenden Bitten nicht widerstehen und sagte zu ihr: „Ja, Fräulein, Herr von Saint-Simon ist verurtheilt worden, aber alle Hoffnung ist noch nicht verloren. Sollte ich auch den Zorn Napoleons auf mich laden, so werde ich Ihnen doch behülflich sein, die Begnadigung Ihres Vaters zu erlangen. Steigen Sie augenblicklich mit meinem Adjutanten in meinen Wagen und suchen Sie zu Napoleon zu gelangen, der bei Tagesanbruch eine Musterung über seine Garden hält."

Sie kam noch zu rechter Zeit an, denn als Napoleon durch die letzte Reihe seiner Grenadiere schritt, stürzte Fräulein von Saint-Simon aus dem Wagen, fiel vor dem Pferde Napoleons mit dem Ausrufe: „Gnade! Sire, Gnade!" und sank dann ohnmächtig hin.

Napoleon hielt an und fragte mit dem Tone übler Laune: „Wer ist diese junge Dame? und was will sie?" Da trat der Adjutant vor und sagte: „Sie ist die Tochter des Marquis von Saint-Simon, der in dieser Nacht zum Tode verurtheilt worden ist. Der General Belliard hat die Hinrichtung aufgeschoben und ich sollte" — — „Ich hatte den Befehl ertheilt," erwiederte Napoleon mit schrecklicher Stimme.

Aber der Blick Napoleons war auf das junge Mädchen gefallen, das bewußtlos zu den Füßen seines Pferdes lag, und sein Zorn machte einem wohlwollenden Mitleiden Platz. „Mein Herr," sagte er, „man trage Sorge für Fräulein von Saint-Simon und sage ihr, daß die Strafe ihres Vaters gemildert ist."

In der That wurde der Marquis von Saint-Simon zur Haft in der Citadelle von Besançon verurtheilt. Seine Tochter begleitete ihn und pflegte ihn mit der größten Zärtlichkeit. Die politischen Ereignisse des Jahres 1814 gaben Beiden die Freiheit.

Stadttheater zu Leipzig.

Das Rettichsche Ehepaar trat unter andern auch in der Jungfrau von Orleans auf, ich will aber nur noch in Kürze eine Vorstellung erwähnen, die unstreitig die wichtigste während der Anwesenheit der Gäste war. — Das sittlich reinste Stück in der dramatischen Literatur Göthe's:

Iphigenia auf Tauris.

Wenn im ganzen Bau der Iphigenia der Genius der Kraft in den Rosengarten der Anmuth gefesselt erscheint, so spiegelte sich dieser Gast des Ganzen mit schönem Glanze in dem Spiel der Darstellerin, welche der Iphigenia mit erhabener Kunstbildung

gebot. Man kann fast mit Gewißheit behaupten, Mad. Rettich ist jetzt die beste Darstellerin dieser hervorragenden Parthie, wie groß auch die Crelinger dastehen mag. Unter ihren Meisterhänden wurde Alles zum herrlichsten Ausdruck, zur beredtsten Sprache. Nebst der melodischen Haltung, der sich jeder Vers erfreute, müssen wir die Erzählung an Thoas, und das Lied der Parzen als ausgezeichnet gelungen, hervorheben. Herr Rettich spielte den Orest. Obgleich der Orest untergeordnet dasteht, so war die Aufgabe für den Gast doch so hoch. Ein Publicum wie das Leipziger, ein academisches Parterre will keine Versuche, es will Vollendung, will das Höchste in so Poetischgroßen. Ludwig Löwe, Rott und Emil Devrient können uns solche Rollen vorführen. Herr Rettich spielt in Wien aber nur Nebenrollen. Seine Gemahlin ist ein glänzender Stern, er aber nur ein kleiner kühler Trabant, der ihr folgt auf ihren Bahnen. — Herr Reger, als König Thoas stellte uns einen martigen Scythenkönig vor, und zeigte abermals dem Publicum, was er in der höhern Tragödie vermag. Herr Heese, als Pylades spielte mit Wärme und Empfindung. Die Weichheit, die meistens seine Rollen athmen, war hier ganz an der Stelle, mit einem Wort, Herr Heese hat bewiesen, daß er Künstler sein kann und die ohnlängst wieder zur Anschauung gebrachte Darstellung des Don Carlos ist ermächtigt, Ansprüche auf einen Raum zu machen, wo sich sein Talent, unterstützt mit trefflicher Persönlichkeit, weiter vor den Blicken eines Publikums entfalten, dessen Achtung er sich in der kurzen Zeit seines Hierseins in hohem Grade erworben hat. Zu was in aller Welt das Rollenmonopol. Ein Kunstinstitut ist keine Handwerksgilde, wo Rechte und Privilegien herrschen. Wer die Kraft hat, es besser zu machen, den stellt hin. Der Geist ist Sieger der Welt; nur Gedächtniß-Invaliden aber treiben das Publikum aus dem Theater. — Herr Stürmer als Arkas verdient ebenfalls Lob. Seine Rolle ist klein und unbedeutend; springt aber ein Glied von der Kette, so löst sich das Ganze, darum Anerkennung seinem Streben.

Nun aber noch ein Wort. Das Publikum war diesen Abend ein kleines, kleines Häuflein. Wahrlich, die Zeit ist hereingebrochen, wo der Sinn für das Erhabene und Große gestorben. Die Antigone lockte Tausende in das Theater, aber es war zur Mode geworden, die Antigone anzusehen, denn Jeder wollte sich den Sinn für das Classische nicht nehmen lassen, einzig und allein weil es die Mode mit sich brachte. Wenn nur einmal die Franzosen, unter deren Vormundschaft die Deutschen stehen, tugendhaft würden, und das so in Masse, binnen vier Wochen wimmelte Deutschland von Heiligen.

4.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die letzten etwas regnerischen und kühlen Tage haben uns die Moden bereits unter einem Ansehen gezeigt, welches den Herbst ahnen läßt, z. B. Röcke mit zwei Reihen von Knöpfen, von denen die untern zugeknöpft sind, ebenfalls halb zugeknöpfte Fracks, Beinkleider von dichteren Stoffen und Cashmirwesten. Die Röcke behalten kurze Schöße und enge Aermel; der Kragen und die Revers sind mit einem dünnen Schnürchen besetzt. Die Knöpfe sind mit Seide übersponnen, flach und von mittlerer Größe. Schwarz ist eine besonders beliebte Farbe. Die Cashmirwesten mit einer oder mit zwei Knopfreihen sind am beliebtesten. Man sieht viel vorn auf den Hüften rund ausgeschnittene Fracks mit breiten Schößen, die mit Seide gefüttert sind, schwarze halbweite in den Hüften in Falten gelegte Beinkleider, Westen von weißem Piqué und eine lange Cravatte von weißer Seide mit rothen oder violetten Carreaux.

Damen-Mode. Die Ueberröcke sind von schwarzer Seide, mit Schnure besetzt, entweder mit breiter oder mit runder. Die letztere Schnurenart ist die neuere und deshalb die elegantere; sie hebt sich recht gut von dem Wollenstoffe hervor, und man wird im Herbst die Kleider von Cashmir und feinem grauen Merinos damit besetzen. Sonst ist Alles, wie es längst gewesen ist. Ueberall in den Modehandlungen herrscht die größte Thätigkeit. Die Kleider werden unten mit drei, vier bis fünf Falten besetzt; an den leichten Kleidern hebt man diese Falten durch eine schmale Spitze mehr heraus. Die Breite der Falten selbst ist nach ihrer Zahl verschieden, muß aber immer so berechnet sein, daß die Spitze der ersten 30—40 Centimeter von der Taille entfernt ist. Ich habe einige flache schiefe Streifen, drei an der Zahl, gesehen; diese Art Besetzung trägt man besonders auf dicht gemusterten Kleidern und auf solchen mit weitauseinander stehenden Streifen, auf dicken Stoffen, auf denen die Falten nicht genug hervortreten würden; auf Kleidern von Barege, von Muslin und Balzarin, dagegen herrschen die Faltenbänder vor und sehen ganz vortrefflich aus. Ich habe letzthin berichtet, die Volants kehrten zurück und es ist allerdings wahr, aber nur auf Promenaden- oder Visitenkleidern. Man setzt zwei Volants auf, von denen der obere minder breit ist als der untere. Auch zwei oder drei kleine Volants, mehr an einander gerückt, suchten sich geltend zu machen, aber diese Mode scheint mir noch nicht recht fest zu stehen.

Die Leibchen an den Zeugkleidern werden glatt gemacht; das Vordertheil hat vier Nähte; der Rücken ist halbhoch, der Gürtel, oder der untere Theil leicht gestreift, aber ohne Schneppe. Die dünnen Kleider haben à la vierge ausgeschnittene oder à la Marie Stuart in Falten gezogene Leibchen; die Zugfalten gehen nicht um das ganze Leibchen herum, sondern nehmen nur einen kleinen Raum vorn in der Mitte ein und gehen spitzzulaufend nach unten. Es giebt auch einige vorn offen übereinandergehende, im Gürtel faltige Leibchen, aber diese Form ist seltener und steht nicht allen Personen. Die Aermel an den festen Zeugkleidern sind eng mit Ellenbogen, am ganzen Vorderarme offen und da mit Knöpfen besetzt. Die dünnen Kleider haben bauschige Aermel. Besonders aber trägt man kurze Aermel von jeder Form, ganz kurze glatte Aermel, Aermel mit breiten Engageanten oder mit doppeltem Bausch oder endlich auch Großmutter-Aermel, die oben eng und unten weit sind. Dazu halblange Handschuhe ohne Finger. Die dicken Kleider sind meist ohne Gürtel, aber oft legt man einen Gürtel mit langen Enden um, der vorn in eine Schleife gebunden wird. Die Muslinkleider müssen einen Gürtel mit langen Enden haben. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß man nie einen Gürtel mit langen Enden tragen darf, wenn das Kleid vorn irgend einen Besatz hat, Knöpfe, Spitzen und dergl. Die Kleider mit Schnurenbesatz und Pelerine von gleichem Stoff dürfen niemals einen solchen Gürtel haben. Die Crispinen sind mehr als je in der Mode; es ist soweit gekommen, daß eine Dame ebensowenig ohne Crispine ausgehen kann, wie ohne Hut.

Berichtigung.

In dieser Nummer, vorletzte Seite, ist in dem Artikel über das Stadttheater zu Leipzig zweite Spalte, von unten zweite Zeile **Geist** statt Gast zu lesen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 6. (IV. Jahrgang III. Quartal.)

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 7. (Sonnabend, den 13. August.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Folgen eines Witzes.

Novelle
von
Lebrun.
(Beschluß.)

Diese süßen Erwartungen leuchteten aus ihrem Gesichte, wie aus einem brennenden Spiegel, hervor, als sie, in einfacher Kleidung, in den Saal trat, um das Gemälde zu betrachten, welches Paul ihr gelassen hatte. Die Tante, welche ihr heiteres Aussehen und ihren leichten Gang bemerkte, konnte einen Freudenruf nicht zurückhalten.

Beim Himmel, Margaretha, da bist Du wieder, schön wie die Rose des Haines, und völlig genesen, wie es scheint.

Margaretha bejahte dies lächelnd.

Ah, ah, ein Strohhut und ein grüner Schleier! hast Du etwa schon Lust, heute auf den Hügel zu gehen, mein Kind?

Ja, liebe Tante. Ich muß der heiligen Jungfrau Dank sagen: ihr und Ihnen verdanke ich meine schleunige Genesung.

Es ist wohl noch eine andere Ursache dabei, dachte die schalkhafte Dame, indem sie eine Prise nahm, und einen Seitenblick auf das Gemälde warf.

Gleich darauf sagte sie:

Das ist ein schönes Bild! Aber, im Ernste, können wir dies Geschenk von einem jungen Manne annehmen, dessen Namen wir nicht einmal wissen?

Hier steht der Name! rief Margaretha, welche die Buchstaben eines Namens entzifferte, den sie auf dem Vordergrunde des Gemäldes entdeckt hatte.

Madame, da ist Ihre Zeitung, unterbrach sie die Magd, welche in den Saal trat, zwischen Daumen und Zeigefinger ein zusammengeschlagenes Blatt haltend, das sie auf den Tisch legte, wo man das Frühstück aufgetragen hatte.

Um keinen Preis der Welt hätte die Dame das Lesen ihrer Zeitung um eine Minute verschoben. Sie zerriß den Papierstreifen, womit das Blatt umschlossen war, entfaltete dasselbe mit ängstlicher Sorgfalt, und setzte sich zum Thee und zur Lectüre nieder, während Margaretha beschäftigt war, alle Einzelheiten des Gemäldes genau zu untersuchen. Schon war das Frühstück länger als eine Stunde abgetragen, und diese stumme Scene dauerte noch fort, bis endlich die unerschütterliche Leserin das Stillschweigen brach.

Welchen Namen hast Du eben herausbuchstabirt, mein Kind?

Paul Wauters, liebe Tante.

Siehe da, der Name steht in meiner Zeitung! höre nur!

„Der König, in der Absicht, Herrn Paul Wauters einen Beweis seiner besondern Achtung für das

höchst ausgezeichnete Talent dieses Künstlers zu geben, hat denselben zum Ritter des Leopoldsordens ernannt."

Beim Himmel, rief Margaretha mit lebhafter Freude aus, das ist herrlich!

Es ist noch nicht alles, fuhr die Tante fort; höre: „Man versichert, daß das letzte Werk dieses Künstlers, welches die Bezeichnung: Einsamkeit trägt, Herrn Paul Wauters jene Auszeichnung erworben hat. Gewiß ., daß der König den Wunsch hat merken lassen, daß man dieses Werk für das Brüsseler Museum ankaufe.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Saales, und ein Bedienter meldete Herrn Paul Wauters an.

Margaretha stand unbeweglich und nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck an.

Der Künstler grüßte mit Herzlichkeit, aber ehe er noch die Zeit fand zu reden, sah er die Spalte einer Zeitung vor seine Augen gehalten, und einen Zeigefinger darauf, welcher zu sagen schien: lesen Sie!

Aber während er las, gab sein Gesicht nicht das geringste Zeichen einer Bewegung zu erkennen.

Wie? Sie sagen nichts dazu?

Ich danke dem Könige von Herzen, Madame; aber ich habe keinen Ehrgeiz; für mich liegt dort nicht das Glück.

Wo ist es denn? erkühnte sich die alte Dame zu fragen.

Der junge Mann sah Margarethen, ohne zu antworten, an. Diese schlug die Augen nieder, und blickte nachher auf die Tante. Beide waren sprachlos und bestürzt, wie Kinder.

Es ist nicht zu bezweifeln, dachte die Tante, das muß der verheißene Mann sein; doch möchte ich einen sicheren Beweis dafür haben. Nach kurzer Ueberlegung sagte sie:

Was halten Sie vom Magnetismus, mein Herr?

Ich glaube daran, Madame.

Meine Zeitung enthält darüber sehr merkwürdige Dinge; doch, bei Gelegenheit der Merkwürdigkeiten in der Zeitung, sagen Sie mir doch, haben Sie eine höchst originelle Anzeige gelesen, in welcher man eine Frau suchte? Die Antwort sollte an Herrn Z. Y. X. geschickt werden.

In der That, ich erinnere mich derselben, stammelte Paul, und mit einer unbedachten Bewegung suchte er etwas in seiner Westentasche, und zog den Brief, der noch darin stak, halb heraus.

Aber diese Bewegung wurde von der schlauen Dame nicht unbemerkt gelassen; sie erkannte das Billet, welches sie nach ihrer Art zusammengeschlagen und versiegelt hatte, und sah recht wohl, daß das Siegel noch unerbrochen war.

Geben Sie mir das Billet, Herr Wauters, ich bitte Sie, sagte sie eiligst.

Paul und Margaretha sahen sie beide mit verwunderten Augen an.

Geben Sie mir dieses Billet, wiederholte sie lebhaft; ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht einmal die Aufschrift lesen will.

In seiner Bestürzung hatte Paul nicht den Muth, diese sonderbare Bitte abzuschlagen; er gab der Dame den Brief, welche ihn auf der Stelle zerriß, und die Stücke mit der größten Kaltblütigkeit aus dem Fenster warf. Hierauf nahm sie ihre Nichte und Paulen bei der Hand, und zu Beider größtem Erstaunen, sprach sie zu ihnen:

Jetzt meine Kinder, bin ich versichert, daß der Himmel Euch für einander bestimmt hat. Wohlan, umarmet Euch, und damit gut.

Margaretha und Paul sahen sich verwundert an; sie glaubten, die Alte habe den Verstand verloren.

Sehet da, fügte diese hinzu, das ist mir ein galanter Herr, der die Dame, welche er liebt, nicht einmal zu umarmen wagt, wenn die Tante und Vormünderin selbst es ihm erlaubt.

Margaretha ward bleich und sank in die Knie. Aber Paul nahm sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen.

Eine Stunde später hielt Paul noch Margarethens Hand in der seinigen; Margaretha lächelte erröthend, und die gute Tante sagte: Ich bin Euch, trotz meines Alters, ziemlich thöricht vorgekommen, meine Kinder; aber Ihr sollt später die Gründe kennen lernen, die mich geleitet haben; auch sehet ihr schon an den Folgen, daß sie gut sind.

Paul blieb vierzehn Tage zu Gramment, und besuchte täglich die Kapelle. Doch kam er nicht allein dahin; ein frommes und zartes Mädchen betete mit ihm, wie früher seine Mutter mit ihm gebetet hatte.

Das Bild kam nicht auf das Museum. Es blieb einstweilen in Margarethens Zimmer neben dem Fenster hängen, wo, eines Morgens, ihr die Zukunft lachend, eben und glänzend erschienen war, wie eine flandrische Landschaft, die von der Julisonne beschienen wird.

Nach vierzehn Tagen, als Paul durch das Ninover Thor zurückkehrte, immer Cigarren rauchend, auf dem Vordersitze des Postwagens, begegnete er seinen zwei Freunden, Paul II. und dem Journalisten, welche gewöhnlich in dieser Gegend spazieren gingen; und da der Wagen am Thore hielt, rief der erste ihm zu: Ah, da bist Du ja, Präsident, Du hast viel Zeit gebraucht, sie zu suchen!

Dafür habe ich sie auch gefunden, versetzte Paul; und ich rechne auf Euer Beider Unterschrift auf dem Stadthause: es wird am ersten des nächsten Monats nöthig sein.

Da der Wagen fortfuhr, konnte er nichts mehr sagen.

Er schien es ernstlich zu meinen, bemerkte der Journalist.

Er scherzt niemals, bemerkte Paul II.

So glaubst Du denn, daß wir bei unserm nächsten Abendschmaus am Vorabende des ersten Mai, eine Präsidentin haben werden? fragte der Journalist.

Das ist möglich, und sogar wahrscheinlich, versetzte Paul II.

Der Journalist fügte noch hinzu: Er muß mir diese Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählen: ich will die Sache, wie es gehen will, zu Papier bringen, und zum Titel will ich nehmen: Ein Witz und seine Folgen.

Liebe.

Wer unter uns hätte noch nicht geliebt, wer nicht dem geliebten Gegenstande das Beste und Theuerste bereitwillig zum Opfer gebracht? Die Liebe ist das schönste Wort und die schönste Empfindung der Erde, sie allein verknüpft den Sterblichen noch während seiner irdischen Wanderschaft mit seinem Schöpfer. Ein Mensch ohne Liebe muß ein Ungeheuer sein, das seine Umgebung verpestet; ein Mensch ohne Liebe ist hierorts schon ein Teufel. Schöner und treffender hat die Liebe wohl Niemand bezeichnet, als Paulus, aber auch den Liebelosen keiner und besser wie er; denn er nennt ihn, auch wenn er alle Weisheit besäße, und selbst die Sprache eines Engels reden würde, ohne Liebe ein tönendes Erz, eine klingende Schelle, natürlich, weil aus dem kalten Gemüthe kein harmonisches zum Herzen dringendes Wort entsprießen kann. Die wahre Liebe wird heut zu Tage sehr sparsam angetroffen, und doch ist ohne sie keine eigentliche Glückseligkeit gedenkbar. Bei vielen Menschen scheint sie wie eine Waare betrachtet zu werden, die jetzt in der Mode und im Werthe ist, jetzt wieder im Preise herabsinkt; bei den Egoisten steigt und fällt sie wie der Cours oft in wenigen Stunden, und ist eigentlich ein Object der Spekulation, gar viele haben sie beständig im Munde, aber selten im Herzen, und wiederum gar viele wissen gar nicht, was lieben heißt.

Echt gutmüthige Menschen, die es mit der ganzen Welt aufrichtig meinen, werden von liebelosen Schlauköpfen gewöhnlich zu Realisirung gewisser, blos ihnen vortheilhafter Projecte gemißbraucht, und wenn das geschehen, wie ein unnützes Spielzeug auf die Seite geworfen; wahre Menschenfreunde, die, obschon oft hintergangen, dennoch neuerdings mit Rath und That dem bedrängten Mitmenschen beistehen, werden auf's neue betrogen, und den Narren gleich gehalten. Häufig auch ist es der Fall, daß Leute, denen man Wohlthaten erwiesen, uns dafür verläumden und sogar unsere Feinde werden, — daher das Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn. Aber es mag kommen, wie es will: das Herz von wahrer Liebe erfüllt, und auch nach Kräften darin thätig, ist dennoch glücklich, und kümmert sich nicht um den Lohn, den diese Welt giebt.

Ein Praktikus, der, wie Göthe sagt, viele Lebensschulen durchschmarotzt hatte, stellte in einer einsamen Stunde zwischen zwei Gattungen von Liebe eine Parallele, und benützte dazu die Buchstaben, woraus dieses Wort zusammengesetzt ist. Er sagt: die wahre Liebe zwischen zwei Personen, die rein und innig ihre Herzen verknüpft, beginnt mit

Lauterkeit, steigert sich zur:
Inbrunst, verbindet sich mit:
Ehrbarkeit, hat im Gefolge die:
Beständigkeit, und erzeugt aus allen diesen eine **glückliche**
Ehe.

Die Liebe aus Spekulation oder Konvenienz aber beginnt nach ihm mit:

Listigkeit, erheuchelt die:
Innigkeit, kleidet sich in die Maske der:
Ehrlichkeit, plaudert viel von:
Beharrlichkeit, und hat zum Resultat eine **unglückliche**
Ehe;

und der Mann hat sicher wahr gesprochen.

Hochzeitrede

aus dem ersten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt
von
Friedrich Herrmann Langguth.

Nachfolgende Hochzeitrede soll wirklich, wie im Curioso, erschienen 1731, erzählt wird, bei der Verehelichung eines reichen Juristen, der aber die Jura an den Nagel gehangen und auf seinen Gütern Oeconomie trieb, früher aber auf der Universität die Freuden des Lebens in ziemlich starken Zügen genossen, auch schon den Vorschmack der Ehe kennen gelernt hatte, von seinem ehemaligen Stubenburschen, einem mehr dem Bacchus und der Venus als den Symbolen und der Bibel ergebenen, lieber schlin-

genden als singenden, lieber den Bauch mästenden, als eine Predigt abfassenden, lieber Wildpret als den gläubigen Seelen nachjagenden heiligen Candidaten der Theologie gehalten worden sein.

Sie sticht freilich hinsichtlich der heutigen Eleganz und Schmeichelei, die bei uns Modernen stets Angesichts der Betreffenden eine Hauptrolle spielt, hinter deren Rücken aber in Schimpfen, Schmähen, Lästern und dergleichen ausartet, bedeutend ab, doch mögen damals die darin enthaltenen Wahrheiten gewiß gut aufgenommen worden sein. Sie lautet also:

Wohledle, Ehrenfeste, nach dem Essen Wohlgemäste Herren, wie auch Ehrbares, hartes und keusches, weiches und niedliches Frauenzimmer,

Freude! Freude! Freude! und abermal Freude! und wenn es Ihnen nicht zuwider wäre, so sagte ich nochmals Freude! Jedoch, ehe ich meine Freude recht vor Dero Füßen ausbreite, so werde ich die Schwachheit meiner Zunge entschuldigen, die dem weiland berühmten Ciceroni an Beredsamkeit nicht dürfte gleichkommen, indem sich meine kunstdurstige Seele noch nicht heute in dem Aqua vitae der wahren philosophischen Eloquenz vollgesoffen. Doch will die Schuldigkeit erfordern, zu gehorsamen, und gegenwärtig hohem, der Jungfernschaft Adieu sagendem Paare im neuerwählten Ehestand anzupreisen. Allein womit soll ich den Ruhm des Wohl-Edlen, mit der höchsten Weisheit gefüllten Herrn Max Brummbärs, des weltberühmten Vielosophi zu Krauthan, und die wohlriechende Tugend der Wohlgebornen Fräulein Brigittin, aus dem Hause Rumpelskirchen, allhier vergleichen und der Welt offenbar machen? Ich bitte derowegen Geduld! Geduld! Geduld! So wiederhole ich denn mit allerseits hoher Anwesenden Erlaubniß, meine Freude, und sage: Freude! Freude! und abermals Freude, und noch zweimal Freude! Freude oben, darauf Freude dem Herrn Bräutigam! Freude der Jungfer Braut! Freude von allen anwesenden Hochzeitgästen, Freude zu allen Aufwärtern, Haus-Genossen, großem und kleinem Vieh, Rindern und Schaafen, Hühnern und Tauben! und in specie Freude über alle Federwärmer, barfüßige Gänschen, die nutzbaren und werthen Thierchen! Speck zur Merte schicket sich nach dem gewöhnlichen Sprichwort so wenig, als Küh-Quarck zum gebratenen Hasen. Allein, wer wollte in Abrede sein, daß eine hochedle Dame sich nicht vor einen gelehrten Philosophum schickete; und haben wir an unserm Paar nicht ein lebendiges Exempel, das sich zusammengefunden? Ich könnte nun Ew. Liebden den Ehestand mit einem Butter-Faß vergleichen! Alleine, der Satz wäre richtig, wenn dieses nur ein Leben hätte. Eine Orgel hat gewiß eine starke Verwandniß mit dem Ehestande: Denn sie pfeifet und schnarret bald grob, bald klar, wie Mann und Weib. Es giebet auch zuweilen Tremulanten, Ventil, Wind-Lade und andere Dinge sind in dem Ehestande zu finden. Allein, ich wende bei diesem Hoch-Adlichen Hause billig meine Gedanken auf zwei nutzbare Thiere und vergleiche den Bräutigam mit einem Schaf-Bock, die allerliebste Jungfer Braut aber wegen ihrer blauen Augen, mit einer Gans. — Gleichwie ein Schaf wegen seiner Wolle nutzbar zu achten: Was wird der Herr Bräutigam mit seiner Philosophie bei der Jungfer Braut sich beliebt machen? Ein Schaf-Bock hat einen Bart; diesen hat unser Philosophus auch. Ein Schaf-Bock hat ein Paar Hörner; vor diese aber wird ihn die Jungfer Braut schon zu bewahren wissen, und nimmermehr geschehen lassen, daß andere Böcke das Horn auf dem Wetzstein ihrer Keuschheit ablaufen und er der Frau gehörnter Brummbär genannt werde. Ein Ziegen-Bock hat schlanke Beine und thut hohe Sprünge: Hat unser Herr Bräutigam gleich keine Waden; so darf ihm die Jungfer doch seine hohen Sprünge nicht in Zweifel ziehen. Ich meine, es gehört ein hoher Sprung zur Staffel der Weltweisheit, und was ist er nicht gesprungen, ehe er endlich den Ehestand ersprungen? Wie viel wird er noch bei dem Tanze springen müssen, ehe er sich endlich durch den rechten Freuden-Sprung feste in den ersten einspringet, daß ihn kein anderer Springer noch Voltigirer aus dem Sattel heben kann! Vermehret ein Schaf-Bock sein Geschlecht vermerklich, wie vielmehr wird sich Herr Brummbär dahin bearbeiten, daß Kinder und Kindeskinder wir von ihm ersehen. Ein Schafbock wird geschoren und hält geduldig still. So wird auch unser Herr Bräutigam sich darein zu ergeben wissen, wenn die Winde der Anfechtung in die Laterne seines Ehestandes blasen, und sich allerhand Ehestandes-Noth und Widerwärtigkeit ereignet. Ein Schaf-Bock wird endlich geschlachtet und sein Fleisch ist auch nach seinem Tode nutzbar. Wird nun endlich der grimmige Streckbein das Messer unserm Herrn Brummbär an die Kehle setzen, wer weiß, was für herrliche Legata er machen wird. — Es ist aber Zeit, daß ich die Jungfer Braut auch nach ihrem Stande unter dem Bilde einer Gans vorstelle: Dero Tugenden und Lob mit der brabandischen Ellen aller meiner Beredsamkeit auszumessen, erachte mich zu wenig; immassen Sie nunmehro, nach vielem Zureden resolviret, dem Herrn Brummbär das Einfaßband ihrer rühmlichen Keuschheit zerreißen zu lassen. Die meisten Gänse sind weiß! allen aber thut es unsere Jungfer Braut vor. Ist sie nicht ein Ausbund

aller Schönheit! pranget eine Gans mit einer hohen Brust! So besitzet gewiß Jungfer Braut ein solches Liebes-Stück im höchsten Grade! Wie nun eine Gans ihren weißen Hals gerade trägt, so muß man solches auch an unserer Jungfer Braut rühmen. Schnattert eine Gans gern: So lässet gewiß unsere Jungfer Braut ihre annehmliche Stimme gegen Hohe und Niedere hören. Giebt eine Gans Federn, damit alle Gelehrten solche zu ihrem Gebrauch haben: Was wird unser Herr Brummbär nicht zum allgemeinen Besten seine Feder nunmehro in das unbefleckte Tintenfaß seiner allerliebsten Ehe-Gans eintunken? Und wer wollte es ihm verargen, wenn alle Räder des Bratenwenders seines verliebten Herzens losgingen und er wünschete, daß die Stunde schon angebrochen, da er dergleichen ruhmwürdiges Gänschen an den Bratspieß stecken, den Geruch ihrer Tugend, so alle gebratenen Gänse übertriffe, empfinden und vor dessen Fett die Finger lecken sollte? Wird eine Gans berupfet: So hat ja die liebe Jungfer Braut ihm bereits den ganzen Edelhof Rumpelskirchen übergeben, und was soll er dagegen thun, als daß er ihr verspricht, gleich einer fetten Gans, sie mit den Kastanien seiner Liebe und dem Beifuß angenehmer Geberden beständig zu füllen. — Dieser Magnet hat seine Wünsche an sich gezogen; Sie ist der Hafen, wornach die Hoffnung seines Schiffes stehet; nun soll er seine vielmächtige Venus besitzen. Er soll den Canari-Zucker ihrer Liebe lecken! O erstes süßes Stelldichein, das angestellet werden möge bald zu langedauernder Freude! Freude! Freude! Amen.

Miscellen und Anekdoten.

— Bei einer Sonntags-Parade, die Friedrich der Große abhielt, hatte sich eine große Menge Volkes versammelt, die selbst den König sehr eng umstand und in's Gedränge brachte. Als der König nun aus seiner Dose eine Prise Schnupftabak nahm, hatte sogar ein Zuschauer die Dummdreistigkeit, ihm über die Schulter zu langen und auch eine Prise zu nehmen. Friedrich nicht wenig erstaunt hierüber, sah sich nach dem kecken Menschen um, konnte ihn aber aus dem Gedränge nicht herausfinden, weshalb er seiner Umgebung befahl, den Mann auszumitteln und ihn nach dem Schloß zu bringen. Es ergab sich, daß jener Mann ein alter Schuhflicker war. Er wurde vor den König beschieden und war darüber nicht wenig erschrocken. Als er nun vor Friedrich dem Großen erschien, fragte ihn dieser: wie er sich habe unterstehen können, aus seiner königlichen Dose eine Prise zu nehmen. — „Ja, Eure Majestät," antwortete der Schuster, der sich wieder etwas gefaßt hatte, „das war ganz nach der Prisen-Ordnung." — „Also eine Prisen-Ordnung giebt es auch?" fragte der König. „Was hat denn diese für Gesetze?" — „Nach der Prisen-Ordnung, Eure Majestät unterthänigst aufzuwarten, bezeichnet der Schnupfer, wenn er vor dem Oeffnen der Dose einmal drauf klopft, daß er allein eine Prise nehmen will; klopft er aber zwei Mal darauf, so ist der Nachbar auch mit eingeladen." — „I das ist mir ja noch was ganz Neues!" sagte der König. „Aber das war bei mir nicht so gemeint. Ich schnupfe nicht mit All' und Jedem aus meiner Dose, und damit Er nicht einmal wieder in Versuchung kommt, so nehm' Er diese, aus der Er einmal geschnupft hat, zu Seinem Gebrauch hin, und komm' Er mir nicht wieder!"

— Ein englischer Schiffscapitain hatte einen Affen, der sich durch seine drolligen schadenfrohen Streiche besonders auszeichnete und der Liebling des Schiffsvolkes war. Der Capitain glaubte seine Wildheit einigermaßen durch eine Verehelichung zu bändigen und sah sich demnach nach einem Weibchen für ihn um.

Zu derselben Zeit wurde England durch ein wunderliches Versehen mit Affen überschwemmt. Ein berühmter englischer Botanist wollte nämlich seinen Correspondenten in Brasilien beauftragen, ihm für das londoner Conservatorium die zweihundert Arten des Mimulus, der Affenpflanze, wie sie in englischer Sprache heißt, einzusenden; durch ein Versehen schrieb er aber blos Affen und ließ das Wort Pflanze weg. Diesem Auftrage zu Folge erhielt er von dem Correspondenten einen Brief, worin er ihm meldete, daß es ihm nur geglückt sei, 173 Affenarten aufzutreiben und zu überschicken, dies seien alle, die man in Rio und der Nachbarschaft kenne, er zweifle aber nicht, daß er den Auftrag mit Hilfe seiner Agenten, im Innern des Landes dennoch werde vollziehen können.

Ehe der unglückliche Botanist sich noch hatte umsehen können, wo er seine Affen unterbringen sollte, empfing er einen andern Brief mit einem unglückschwangern Inhalt, halb gedruckt und halb geschrieben; es war ein Connaissement in gewöhnlicher Form: „Unter dem Geleite Gottes und in gutem Zustande senden wir Ihnen, mit dem Schiffe, die freundliche Bemühung genannt, 173 Stück Affen 2c. 2c." Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken ein wenig erholt hatte, ging er zur Lesung des Briefes über. Es war der Schiffskapitain, der ihn benachrichtigte, daß er mit einer Ladung von 169 statt 173 Affen glücklich in der Themse angelangt sei, denn 4 waren unterwegs gestorben, und ihn bat, die Landung bald möglichst zu bewerkstelligen, da sie vielen Unfug anrichteten. Sie wurden nun in thunlicher Eile gelandet und untergebracht, und die Affen fielen auf dem Markte unversehens im Preise. Sie wurden in die entferntesten Gegenden von England geschickt, und unter diesen war ein Weibchen, das nach Portsmouth gebracht wurde und das der Capitain seinem Liebling zugesellte.

Einige Zeit schien das junge Paar in vollkommener Zufriedenheit mit einander zu leben; während der Flitterwochen lief die Fregatte auf eine Sommer-Kreuzfahrt aus. Das Männchen wurde indessen bald gleichgültig, und auf diese Gleichgültigkeit folgte bald Abneigung. Er gab dies durch falsche Blicke, Zähnefletschen und selbst durch Schläge zu erkennen, während das Weibchen noch immer ihn zu schmeicheln fortfuhr. Alle waren über das unglückliche Ausfallen einer so vielversprechenden Verbindung getäuscht. Endlich fand jedoch eine anscheinende Veränderung in dem Betragen des Männchens statt, worüber die ganze Schiffsgesellschaft ihr Vergnügen äußerte, was aber von kurzer

Dauer war; denn der Schelm, der eines Tages sein Weibchen auf die Vordeamen des Schiffes gelockt hatte, als ob er ihm etwas in der See zeigen wollte, und sich mit ihm auf der Stange niedergesetzt hatte, warf es über Bord.

— A. Die Frauen können kein Geheimniß bewahren.

B. Eins ausgenommen.

A. Das wäre?

B. Man wird sie nie hören ihr Alter verrathen!

Ein Ehegespräch. Sie: Wir reisen doch dies Jahr wieder in's Bad, liebes Kind? Er: Ich dächte, wir blieben diesmal zu Hause, meine Liebe! Sie: Aber warum willst Du nicht, mein Schatz! Er: Ich habe keine Lust, mein Engel! Sie: Keine Lust, mein Bester! Er: Ich kann es nicht bestreiten, liebes Herz! Sie: Warum nicht bestreiten, lieber Mann! — Er: Es kostet entsetzlich viel, liebe Frau! — Sie: Entsetzlich viel! Unser Freund Weber ist doch mit seiner ganzen Familie hingereist, wie Du weißt, Mann! Er: Freund Weber ist ein Narr und seine Frau nicht besser als er, Frau! Sie: Sie sollten doch von meinen Freunden nichts Böses reden, mein Herr! Er: Ich will das Beispiel Ihrer Freunde nicht nachahmen, Madame! — Sie: Wenn Sie nicht hinreisen wollen, so will ich, damit Punktum, Herr Gemahl; Er: Reisen Sie! Aber wer Ihnen nicht einen Heller zur Reise giebt, das bin ich! Und damit Punktum, Frau Gemahlin!

— Die Herren Schriftsetzer mache ich auf einen Artikel in No. 186 und 187 der Abendzeitung aufmerksam, geschrieben von Joseph Mendelssohn, einem ihrer ehemaligen Kunstgenossen, anjetzt Schriftsteller.

Geschichtliche Notiz. Der Tod des Herzogs von Orleans macht auf eine merkwürdige geschichtliche Thatsache aufmerksam. Seit 1643 nämlich, also seit 200 Jahren, hat in Frankreich kein Kronprinz oder Sohn des unmittelbar vorhergehenden Monarchen den Thron bestiegen. Auf Ludwig XIV. folgte (da ihm Sohn und Enkel noch während seiner Regierung starben) erst sein Urenkel Ludwig XV., auf diesen wieder nicht sein (ebenfalls früher verstorbener) Sohn, sondern sein Enkel Ludwig XVI. Dessen unglücklicher Sohn Ludwig XVII. starb unter den Mißhandlungen eines Schusters, dem er während der Revolution in die Lehre gegeben war, und gelangte nie auf den Thron. Napoleon setzte sich die Kaiserkrone auf das Haupt, aber auch sein Sohn beerbte ihn nicht, sondern starb im Auslande. Ludwig XVIII. hatte keine Kinder, ihm folgte sein Bruder Karl X., dessen Sohn, der Herzog von Angoulême, dem Throne entsagen mußte. Ludwig Philipp wurde König, aber auch er verlor den Sohn, und ihm wird ein Enkel folgen.

Braut oder Leiche? Der Courier der Vereinigten Staaten gibt von einem merkwürdigen Prozesse Meldung, der zwischen einer Londoner Lebensversicherungsgesellschaft und einem Amerikaner zu Buffalo jetzt anhängig ist. Der Nordamerikaner, dessen Name nicht gemeldet wird, hatte das Leben seiner Tochter in London zu 10000 Dollars versichert. Jetzt brachte der Vater selbst eine Todtenanzeige nebst rührendstem Nachrufe ins Bureau des Commercial, der zu Buffalo erscheint. Die Verwandten und Freunde des Hauses wurden zum Begräbniß der Tochter eingeladen und hiernach die Lebensversicherungsgesellschaft zur Zahlung des Geldes aufgefordert. Diese weigerte sich, angebend, daß die gesetzlichen Beweise fehlten, und gab ihrem amerikanischen Agenten Auftrag, die Sache weiter nachzuforschen, da sehr starke Zweifel an Miß . . Tode berechtigt zu sein schienen. Es ergab sich nun, daß kein Arzt einen Todtenschein ausstellen konnte, weil keiner die Tochter todt gesehen; der Todtengräber erklärt, die Familie habe der Tochter selbst das Leichenhemd anlegen wollen, weshalb er nichts gesehen habe. Auch der Geistliche hat nichts von der Todten gesehen, da der Sarg bereits geschlossen war, als er gerufen wurde. Nun sollte eine Ausgrabung stattfinden, doch, auf das Gesetz gestützt, widersetzt sich der Vater einer solchen Profanation. Die Fama sagt, die Verstorbene befinde sich sehr wohl und stehe auf dem Punkte, sich in der Ferne zu verheirathen: die 10,000 Dollars sollten ihr zur Mitgift dienen. (Mainz. Z.)

Nordamerikanische Civilisation. In den vereinigten Staaten duellirt man sich mit besonderer Vorliebe; man schlägt sich auf Pistolen, Degen, Flinten, Carabiner gewöhnlich auf 25 Schritte. Es ist leicht begreiflich, daß man seine Proben abgelegt haben müsse, um für einen Bramarbas in diesem Lande zu gelten, wo Jedermann den Eisenfresser spielt. Dennoch war es einem Herrn G. gelungen, sich diesen Ruf zu erwerben, und ihm verdankte er den Vorzug, in seiner Eigenschaft als Journalist, stets ziemlich frei von der Leber weg reden zu dürfen. Indessen schrieb er eines Tags in seinem Journal, daß Hr. L., ein Bretagner von guter Familie, Schulden mache, und sie nicht bezahle. L. kommt am folgenden Morgen zu G. Ihr Artikel mißfällt mir, sagt er zu diesem, wenn Sie ihn morgen früh wiederholen, so ohrfeige ich Sie morgen Abend. — Mich! schrie G. bleich vor Zorn und Gleichgültigkeit affectirend. — Sie selbst! — Sie denken etwas spät daran, der Artikel ist beim Drucker, und ich habe die Gewohnheit, nie die Probebogen zu corrigiren. — So! Ganz wohl. Also morgen auf der Börse. — Sie finden mich dort. — Am folgenden Morgen, um halb zwölf Uhr, war ganz New-York auf der Börse. G. erwartete ihn in der Mitte des Saales. Fünf Minuten vor zwölf Uhr, trat L. ein, nach der Uhr sehend. Sogleich bildet sich ein ungeheurer Kreis; alle Blicke richten sich auf die beiden Antagonisten. Es schlägt zwölf: L. geht auf G. zu. — Ich mache sie aufmerksam, ruft der Letztere, daß ich Feuer gebe, so bald Sie die Hand aufheben. — Bei diesen Worten streckt er seinem Feinde zwei gespannte Pistolen entgegen. L. lacht, als drohte ihm ein Kind. Er hatte nicht einmal ein einfaches Stöckchen in der Hand, besaß aber dafür alle physischen Eigenschaften eines Bretagners. Waffen! schrie er, Sie haben also Furcht! Und seine Hand fällt auf G's Wange. Ein Pistolenschuß ist die Replik. — Einer zweiten Ohrfeige antwortet ein zweiter Pistolenschuß. Bei der dritten Ohrfeige zieht G. einen Dolch und durchbohrt seinen Gegner zu wiederholten Malen. Beim vierzehnten Stich fällt der Franzose todt nieder. Und ganz New-York wohnte diesem Morde wie einem Schauspiele bei. Das ist die liebenswürdige Civilisation der vereinigten Staaten. (W. A. Z.)

— Der Oberzollbeamte in Nantes erhielt vor einigen Tagen von dem Zollaufseher folgenden Bericht der Zollstücke zu . . . .

Eingegangen 3 Fässer Branntwein;
6 Fässer Zucker;
5 Ballen Kaffee;
1 einbalsamirter Marquis.

Der Beamte wunderte sich nicht wenig über den letztern Artikel, erkundigte sich und erfuhr, daß die Zollaufseher in dem Berichte als überseeische Waare die Leiche des Banquier Aguado, Marquis von Morismas, aufgenommen hatten, die man nach Frankreich gebracht.

— In Friedrich Halm's neuestem Drama: „der Sohn der Wildniß," das als ein wahrhaft poetisch-dramatisches Kunstwerk gerühmt wird, kommt folgendes Lied vor, das Friedrich Kücken bereits componirt hat:

„Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe, sag!
Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!
Und sprich: Woher kommt Liebe?
Sie kommt und sie ist da!
Und sprich: Wie schwindet Liebe?
Die war's nicht, der's geschah.
Und wann ist Lieb' am reinsten?
Die ihrer selbst vergißt.
Und wann ist Lieb' am tiefsten?
Wenn sie am stillsten ist.
Und wann ist Lieb' am reichsten?
Das ist sie, wenn sie giebt.
Und sprich: Wie redet Liebe?
Sie redet nicht, sie liebt."

— Die neuesten Modeherren tragen bereits Damenkleiderärmel mit Damenkleidermanschetten an ihren buntgeknöpften Fracks. Guter Putz für den weibischen Theil unter den modernen Jünglingen und für die jungen Greise.

Grund zur Generosität. Der reiche Lord H... ließ seine verstorbene Gattin zur Erde bestatten. Man brachte ihm die Rechnung der Beerdigungskosten. „Mein Himmel!" rief er aus, „600 Pfund Sterling für ein Begräbniß." „„Ja, so viel beträgt es, bedenken Sie, das prächtige Gefolge, die Menge Wagen, die große Anzahl Leidtragenden — glauben Sie, daß man das Alles umsonst hat? — Nicht Ein Schilling ist zu viel angesetzt."" „Gut quittiren Sie die Rechnung. Sie sollen Ihr Geld haben. Wenn ich es recht überlege, so bin ich überzeugt, meine Frau hätte noch einmal so viel für mein Begräbniß bezahlt, und ich mag ihr an Generosität nicht nachstehen."

Der arme Schulmeister auf Reisen,
als er an einer üppig blühenden Wiese vorüberging.

Des schönen Grases viel auf Ehre
A wer doch hier ein Rindvieh wäre!

— Bei der wunderschönen Stelle in dem „Sohn der Wildniß," wo die ausgezeichnete Künstlerin Mad. Rettich die Liebe mit den Worten erklärte: „Zwei Herzen, ein Schlag!" sagte ein schnippisches Dienstmädchen zu ihrer Freundin: Dös kann recht schön sein, aber es ist nit war, denn in unserm Hause geht's oft Schlag auf Schlag! und vom Herzen ist gar keine Red'. —

— Herr L.... frug neulich den Hofmeister seines Söhnleins, wie er seinen Eleven finde? „Ich hätte sonst Ursache mit ihm zufrieden zu sein," erwiederte der Hofmeister, „aber am Judicium fehlt's ihm." „„Lieber Gott!"" rief der Papa, „„warum haben Sie es ihm denn nicht auf dem letzten Jahrmarkt gekauft? Sie wissen ja, daß ich keine Kosten scheue, aus meinem Sohn einen ganzen Kerl zu machen.""

Geographische Bemerkung eines Ehemannes.

Es ging die Liebe meiner Frau
Von Süden aus, und zog nach Norden;
Erst war sie glühend heiß, dann lau,
Und endlich ist sie kalt geworden.

Erklärung.

Daß nie Jugend Tugend habe,
Präget uns das Sprichwort ein;
Darum pflegt auch bis zum Grabe
Manche Dame jung zu sein.

Der Muthige.

Nur wer die Frau von Rapps nicht kennt,
Kann ihres Gatten Muth verdächtig machen,
Er, den man eine Memme nennt,
Kämpft Tag für Tag mit einem Drachen.

Die Zeitungsleserin.

Die Zeitung sagt: „Bei Lyon soll ein Heer
Von zweimal hundert tausend Mann erscheinen."
Da seufzt die alte Margareth ganz schwer,
Und ruft: „Ach hätt' ich doch nur Einen."

Verschiedene Sichten. Es kommt manchmal im Leben der Fall vor, daß man ohne Absicht in einen schlimmen Handel verwickelt wird, aus welchem man sich jedoch durch kluge Einsicht bald wieder befreien kann. — Die Letzte giebt dem praktischen Manne eine gewisse Zuversicht, die Erste zu erreichen, und er erfreut sich bald einer schönen Aussicht, die ihm die Verwirklichung seines Unternehmens nahe stellt. Ist er in Hinsicht der deßhalb einzuschlagenden Wege manchmal im Zweifel, so theilt er einem andern vernünftigen Manne seine Ansicht mit, und Beide überlegen nun die Sache mit Umsicht. Wer die ihm gestattete Sicht fruchtlos verstreichen läßt, gegen den beobachtet man in der Regel wenig Rücksicht, wohl aber stellt man ihn häufig unter Aufsicht, wo er auf jede angenehme Fern- und Rundsicht nothgedrungen Verzicht leisten muß.

Richtiger Schluß. Eine Frau war im Wasser verunglückt und man konnte sie, aller Mühe ohngeachtet, nicht finden. Da ihr Mann dieses hörte, befahl er stromaufwärts zu suchen; denn, sagte er, es sollte mich sehr wundern, wenn meine Frau sich nach ihrem Tode geändert und dem Strome nicht Widerpart gehalten haben sollte!

Aus der Schule des Lebens.

Auf der Weiber Wimmern und der Krämer Schwören
Soll ein kluger Mann nicht hören.

Zwei Hähne im Hof und zwei Frauen im Haus,
Die jagen einander meistens hinaus.

Das Trauerpaar. Der schwedische Gesandte, Graf Sprengporten in Kopenhagen, gab im Jahre 1778 bei der Geburt des schwedischen Kronprinzen (nachherigen König Gustav IV.) dem Kopenhagener-Pöbel unter andern einen gebratenen Och-

sen zum Besten, der zuvor zur Schau umhergefahren wurde. Ein Paar modische Zierbengel hatten sich daher eine Kutsche gemiethet, um den ganzen Aufzug in voller Gemächlichkeit zu genießen, und vorzüglich, um die Töchter des Landes zu mustern, die, wie gewöhnlich, schöner, als Italiens Tapeten, alle Fenster und Altane schmückten. Die Kutsche fuhr dicht hinter dem Ochsen und mußte natürlicherweise wegen des Menschen Gewimmels oft halten. Eine solche Pause benutzte ein Matrose. Er sprang rasch auf den Kutschentritt und fragte die Herren durch das offene Fenster sehr ernsthaft: Sagt mir doch, wie nahe seid Ihr denn mit dem Verstorbenen verwandt, weil Ihr das erste Trauerpaar ausmacht?

Auf einen Boten.

Hier liegt der Röger Bot',
O Du mein lieber Gott,
Gib ihm das ewige Leben,
Er hätt' Dir's auch gegeben,
Wär' er der liebe Gott
Und Du der Röger Bot'.

Euer Majestät, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut. König Friedrich II. erzählte folgende Anekdote selbst: Als er im letzten schlesischen Kriege eine Nacht in einem schlesischen Dörfchen zubrachte, und des Abends in der Stube, die im Erdgeschoß war, umherging, und seine Flöte spielte, bemerkte er, daß der Schulmeister im festlichen Staate vor dem Fenster lausche, aber sich sorgsam an die Mauer drücke, um nicht gesehen zu werden. Der König öffnete das Fenster: „Was will er?" — Bis zum Tod erschrocken, stotterte der gute Mann: „„Euer königliche Majestät — dero unterthänigster Knecht — bin ein großer Liebhaber von der edlen Musik — da konnte ich denn dem Triebe nicht wiederstehen."" — „Nun so bleib Er stehen," sagte der König und spielte noch eine Weile fort. Der ehrliche Alte hörte entzückt zu. Endlich legte der König die Flöte weg, und wollte das Fenster wieder zumachen. Mit großem übereilten Entzücken rief der Schulmeister: „Nein, Euer Majestät, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut!"

Ein General, der sich gewaschen hat. Man machte dem französischen Marschall Soubise den Vorwurf bei der Schlacht von Roßbach sich nicht an der Spitze seines Heeres, sondern in der Badewanne befunden zu haben. — Sogleich erschien eine holländische Medaille, welche auf einer Seite die Schlacht von Roßbach, auf der andern Seite aber den Prinzen Soubise in der Badewanne mit der Unterschrift darstellte: „Das ist ein General, der sich gewaschen hat."

Grabschrift auf einen Schullehrer.

Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,
Der Orgel, Schüler, Weib und Kinder schlug.

Rechtfertigung der Frauen.

Verläumder seid ihr, wißt ihr's recht,
Ihr Männer, die ihr stets das weibliche Geschlecht
Den Ursprung alles Uebels nennt.
Ein Mann, der so wie ich, desselben Unschuld kennt,
Wird ehrlich mit mir eingesteh'n:
Der Mann hat vor dem Weib gefehlet,
Obgleich die Bibel uns erzählet,
Der erste Fall sei durch ein Weib gescheh'n.
Den ersten Mann schuf Gott von allen Sünden rein,
Und zwar, im Anfang ganz allein,
Das ist und bleibe unwidersprochen!
Nun, hätte dieser nicht gleich Anfangs was verbrochen,
So hätte Gott, bei meinem Leben!
Ihn nicht so hart gestraft und ihm ein Weib gegeben.

Pariser Modenbericht.

Die Façon der Kleider ist noch immer fast dieselbe wie bisher; doch trägt man gegenwärtig viele Leibchen à l'enfant und die garbenförmig in Falten gezogene Röcke sind modischer als früher. Die Ueberröcke mit glattem Leibchen sind bisweilen vorn offen und haben große Revers, die an jeder Seite zurückfallen. Zu einem solchen Leibchen paßt recht gut eine Guimpe, die sich in einer Rüche endigt.

Die ganz engen Aermel sind wieder gebräuchlicher als die halbweiten und man muß die Ungunst, in welche die engen Aermel gerathen, dem Gebrauche der leichten Stoffe zuschreiben, die man in großer Menge trägt, doch liebt man bei Kleidern aus solchen Stoffen auch die Amadisärmel, die sich am Ellenbogen in einem oder mehrern Volants oder in einer Garnitur à la vieille endigen.

Die mehr oder minder langen Pelerinen sind noch immer sehr modisch; manche Nähterinnen machen durchaus keine Kleider ohne eine Pelerine von demselben Stoffe, aber sie ist dann nicht sehr groß.

Die Rücken der Kleider werden noch immer kürzer und man besetzt sie mit Falten, mit Einsatzstreifen, mit Volants, Fransen rc.; oft indeß zieht man dieser Art Ausputz, welche den ganzen Rock umgiebt, eine schürzenartige Garnitur vor, die sich besser für die dicken und reichen Stoffe eignet, welche man zu Negligees anzuziehen benutzt.

Als eine Neuigkeit müssen wir die Sonnenschirme und Fächer von Spitzen erwähnen.

In keiner Zeit standen die Strohhüte in so großer Gunst als jetzt; man putzt sie sehr einfach aus, wie schön auch das Stroh sein möge. Besonders trägt man häufig Band, das in tausend verschiedene Arten geordnet ist, hauptsächlich in Blumen, wie Camelien, Dahlien rc. Man trägt die Hüte sehr abstehend und obgleich der Nackenschirm etwas größer geworden ist, so kann man doch leicht die Haarflechten darunter sehen, die bis auf den Nacken reichen. Die Zeughüte sind mit Blumen ausgeputzt, theils in Halbkranz, theils in Bouquets, die man an der Seite anbringt; die Blumen sind unter den Spitzen halb verborgen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 7. (IV. Jahrgang III. Quartal.)

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. solchen Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 8. (Sonnabend, den 20. August.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 1/2 Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Bilder aus dem Leben.

Von A. P.

I.

Der Bräutigam.

Ein junger Mann bekommt ein Amt. Man vermuthet, daß er bald heirathen werde. Jedermann — oder eigentlich Jedermännin — interessirt sich für ihn, und den annoch unbekannten Gegenstand seiner zukünftigen Wahl. Mütter und Tanten nennen ihn einen Phönix der Männerwelt; Mädchen, junge und alte, reiche und arme, schöne und minder schöne, erblicken in ihm einen Adonis; und selbst junge Elegants — denen ein eigner Heerd noch etwas fern liegt — schauen mit Augen des Neides auf ihn, als auf einen unangenehmen Nebenbuhler. Alles ist gespannt! — Wen wird er nehmen!

Seltsame Menschen! Ihr sehet doch, daß der Lenz kommt zu seiner Zeit mit all' seinen Blüthen und Düften; daß die Rose nicht eher blüht, als bis der heiße Sonnenstrahl schmeichelnd die Blätter ihr aufküßt. Die zarteste Blume ist aber doch die der Liebe; ihr heiliger Boden ist das Herz; ihre Wurzeln die geheimsten Gedanken und Empfindungen der Seele; ihr Thau die süßen Sehnsuchtsthränen zärtlicher Augen. Wollet ihr vielleicht gar euch diese Blume durch künstliche Wärme und künstlichen Regen zeitigen?;

Freilich! — Giebt es doch überall Treibhäuser! — Der junge Mann hat wenig Bekanntschaften. Dem ist abzuhelfen.

„Er steht mit Dir in einiger Geschäftsverbindung, lieber Mann," spricht Madam, deren Töchtern auch das Eine fehlt, was Noth ist; „lade ihn doch zum Essen ein. Der arme Mensch! Er scheint mir so gesetzt, so sinnig und sittig zu sein; es würde ihn gewiß freuen." —

Es geschieht. Der junge Mann erscheint; artig, bescheiden und — wie es in der Jugend geht — gewaltig hungrig.

Man setzt sich. Der junge Mann zwischen Papa und Mama; ihm gegenüber die Töchter.

Er ißt mit vortrefflichem Appetite — und mit mütterlichem Wohlgefallen betrachtet ihn die Hausfrau. „Meine Töchter sind die Köchinnen," beginnt sie, ihm Bratenschüssel und Sauce präsentirend; „sie sind nach Grundsätzen sehr streng und häuslich erzogen und besorgen das Hauswesen ganz allein; sie machen uns wirklich recht viel Freude."

Diese Lobsprüche dauern eine Weile fort, untermengt mit einigen Seitenhieben auf die und jene, welche nicht nach Grundsätzen so häuslich erzogen und darum nicht so perfekte Köchinnen geworden sind.

Man kommt auf Musik zu sprechen. Rosa und Alma singen und spielen herrlich. Nach Tische soll der junge Mann eine Probe hören. Rosa zeichnet auch aus-

nehmend schön, während Alma niedlich stickt. Der junge Mann muß einige Muster bewundern. Er erfährt n ebenbei, daß Beide im Nähen und in allen übrigen weiblichen Kunstfertigkeiten gar nicht unerfahren seien; die Mutter läßt einige Winke fallen von feiner Wäsche, Ausstattung und dergl. Der junge Mann besinnt sich, daß er noch unverheirathet und einer Ausstattung eben so bedürftig sei, als einer Frau. Er seufzt unwillkührlich.

Man fällt scherzhaft über ihn her und fragt nach der Ursache dieses Seufzers. Papa entpfropft noch eine Flasche bescheidenen Landweins; Rosa und Alma, sonst keinen Wein trinkend, nippen auch aus dem halb mit Wasser, halb mit Wein gefüllten Glase. Man stößt an. Man möchte gern wissen, ob etwa eine unberufene Jemandin das Herz des jungen Mannes schon eingenommen habe. Er soll beichten. Er erröthet, verlegen ob der ungewöhnlichen Theilnahme, die er nicht verdient zu haben meint. Er verneint es, je schon geliebt zu haben, und erröthet wegen dieser Lüge noch mehr. Darum glaubt man ihm nicht; man nennt ihn einen Schäker; man wird herzlicher, man spricht vertraulicher. Die Mutter legt ihre Hand auf des jungen Mannes Arm und nöthigt ihn, etwas Backwerk — „Rosa buk es“ — zuzulangen; Papa klopft des jungen Mannes Knie und schenkt ein. Der junge Mann schwört bei sich, es sei doch eine ganz charmante Familie, in die er gekommen sei.

Man fragt dringender und bestimmter, ob ihm nicht schon diese oder jene Dame bekannt geworden sei? — Er erwiedert schüchtern: „er habe Fräulein N. an dem und dem Tage bei der und der Gelegenheit kennen gelernt.“ — Man erschrickt; die Gesichter verlängern sich.

Man spricht in abgebrochenen Sätzen Alltägliches über Fräulein N. und erwähnt, daß sie liirt gewesen oder noch sei mit Herrn E. Dann kommt die Rede auf Fräulein Y., die allem Vermuthen nach ein Verhältniß habe mit Herrn X. Der Bruder des Herrn X. aber stehe in zärtlicher Verbindung mit Fräulein Z., deren Cousine eine heimliche Braut sei des Herrn Tz. in B.

Dem jungen Manne wird ängstlich zu Muthe bei diesen Relationen. „Alles paaret sich und liebet,“ spricht er leise bei sich, und blickt zerstreut auf, in Rosa's holdfliges, von Rabenlocken umnachtetes Angesicht, die die Wimper über das brennend schwarze Auge senkt und schämig mit der Serviette spielt.

Genug! — Man wünscht sich gesegnete Mahlzeit und trinkt den Kaffee in der Gartenlaube, wo der junge Mann eine leichte Cigarre anzündet, während Rosa den Fidibus ihm darreicht. Er schwört noch einmal: „es sei doch eine charmante Familie, die ihn, den Unbekannten, so zuvorkommend aufgenommen habe in ihr sinniges, häuslich-stilles und gemüthliches Familienleben.“ —

Der junge Mann geht und kommt wieder, dringender eingeladen, wieder zu kommen, je öfter er erscheint. Er denkt und sinnt: — „Mama so herzlich, Papa so gut, die Töchter so — —,“ und hat wegen der vielen Einladungen u. s. w. gar nicht Zeit, lange zu überlegen, und spricht: „es ist doch am Ende nicht anders; was soll ich machen?“ —

Kurze Zeit darauf ist der junge Mann Rosa's Bräutigam. Er geht aus, am Arme eine junge, siegesstolz lächelnde Dame führend, und stellte sie seinen Freunden vor als „das Mädchen seiner Wahl.“

In ruhigen Augenblicken aber weiß er selbst nicht, wie es eigentlich kam, daß er so schnell Bräutigam wurde. — Ich weiß es. —

II.

Ein Abend auf dem Balle.

Wir si..d auf einem Balle; da wir selbst nicht mehr tanzen, so kommt uns begreiflicher Weise das ganze Thun und Treiben etwas lächerlich vor. Wir können nicht einsehen, wie vernünftige und gebildet sein wollende Menschen an solchem Herumspringen und resp. Umhertoben Vergnügen haben können; wir belächeln die wichtig thuenden, geschäftigen und erwartungsvollen Mienen, die auf diesem und jenem Gesichte zu lesen sind. Wir wollen aber keineswegs unsere individuelle Ansicht Jemandem aufdringen, sondern zünden uns stillschweigend eine Cigarre an, eben dadurch dem geehrten Publiko als Nichttänzer uns präsentirend. Etwas zusehen aber wollen wir. —

Die Hallen füllen sich. — Schon sitzen die Damen, ein blühender Kranz, harrend der Dinge, die da kommen werden; weiß gekleidet, bald die Augen siegessicher aufschlagend, bald sie züchtig in den Schoos senkend; bald eine gewisse naive Gleichgültigkeit heuchelnd, lächelnd und lachend, lispelnd und wispernd, bald das Kleid der Nachbarin musternd; bald den eignen Kopfputz ordnend, bald mit dem gestickten, süß duftenden Tuche Kühlung sich zufächelnd und dabei mit Grazie den schönen, vollen Arm bewegend. — Ihnen gegenüber, — in ernster Haltung, gleich Napoleons unsterblicher Garde, todtesmuthig, in dunkle Farben gehüllt — die Schaar der Tänzer.

Betrachten wir uns vorzugsweise jenen Elegant im hellbraunen Frack! Wie fällt sein Haar in wallenden Locken so anmuthig auf das rechte Ohr hernieder, duftend von ätherischen Oelen! Wie pikant klemmt sich die Lorg-

nette zwischen Nase und Augenbraunen! Wie hingegossen steht er da, niederblickend zur Erde, ob die neue Hose auch straff genug sitze; nachlässig spielend mit dem weißen Glacée-Handschuh; an der Cravatte zupfend und den sparsamen Backenbart schalkhaft streichelnd. „Ach, welch' ein schöner Mann bin ich doch," denkt er, und versucht daher Gluthblicke zu werfen nach jener Ecke, wo diejenige sitzt, der er sein Herz zu weihen gedenkt. Rasch durchläuft er noch einmal im Kopfe ....s Complimentirbuch, und bemerkt zu seiner großen Zufriedenheit, daß er die Anreden beim Anfange und beim Ende des Tanzes, sowie sonstige zärtliche und ehrerbietige Phrasen wohl inne habe. In seinem Gott vergnügt, schwört er: „daß er sie schon anzubringen wissen werde!" — Leise summt er:

Hab' ein Herz ich mir erwählt,
So muß es sich ergeben. —

Doch, horch! — Der erste Bogenstrich — die Polonaise ertönt! —

Als ob ein Wettlauf beginnen, als ob irgend ein heiliges Palladium kämpfend errungen werden sollte, so scheinen die tanzlustigen Jünglinge auf die harrenden Tänzerinnen losstürzen zu wollen. Aber der Lauf wird gehemmt; eine galante Verbeugung — „mein Fräulein, könnt' ich die Ehre haben?" — und dahin schweben friedlich die Paare, in anmuthigen Schwenkungen dem Takte der Musik und dem Vortänzer folgend.

Sehen wir uns nach dem interessanten braunen Fracke um. Sieh', dort stolzirt er an der Seite seiner erwählten Tänzerin. Noch hat er ein Wort nicht gewagt; nur geseufzt hat er und durch Blicke gesprochen. Zu seinem Verdrusse glaubt er eine Lücke in ....s Complimentirbuche zu bemerken; die Anleitung, „eine Dame während der Polonaise angenehm zu unterhalten," scheint ihm darin zu fehlen. — Glücklicher Weise endet der Tanz; er geleitet seine Tänzerin zu ihrem Sitze, giebt ihr die Enveloppe um, und will, kühn gemacht durch einen süßen, dankenden Blick, einen Händedruck wagen, der jedoch verunglückt. Nichts desto weniger höchst zufrieden mit sich selbst enteilt er, ein leichtfüßiger Asahel, durch die wogende Menge.

Er stürzt ein Paar Gläser Punsch hinab, sich Muth zu machen und die träge Zunge zu beflügeln. Aus dem Punschglase tauchen schalkhafte Genien zu ihm herauf; seltsame Ideen dämmern in seinem Gehirne — es wird Licht! Der muntere Schottisch führt ihm die Erwählte wieder zu. Nunmehr wagt er es, seine Gefühle in Worte zu kleiden.

„Es ist sehr heiß, mein Fräulein," flötet Er. „„Ja,"" lispelt Sie. „Auch sehr voll." — „„Erstaunlich."" — „Die Musik ist übrigens ganz passabel," fährt Er mit Kennerblicken fort und spielt dabei an seiner leicht vergoldeten Uhrkette, „und die Beleuchtung gut." Sie sieht sich um, streicht die blonden Locken zurück und wispert: „„Wunderhübsch."" — „Ich sah sie gestern, mein Fräulein," lispelt Er zärtlicher. — „„Ich wüßte nicht, wann — wo —", sagt Sie, die Verlegene spielend. „O, besinnen Sie sich doch, Fräulein," spricht Er kühner, das Wort „Fräulein" anmuthig betonend. — „„Ach ja, ich war — ich ging —."" „Ganz recht; schon lange hatte ich mit Sehnsucht gehofft, sie einmal zu sehen, Fräulein." — „„O, das bezweifle ich recht sehr."" — „Sie sind grausam, Fräulein!" — „„Sie schmeicheln nur immer so."" — „Ich schmeicheln? Bei Gott, Fräulein, es ist die Wahrheit — — ich versichere — —"

Schade, daß der Tanz endet; wir können diese interessante Unterhaltung nicht länger belauschen. —

Tanz reiht sich an Tanz. Die Locken der Damen lösen sich auf; straff und feucht flattern sie um die erhitzten Wangen. Auch die Cravatten der Herren hängen die Flügel und die Manschetten sind zerknittert. Unreiner entströmen die Töne dem müden Orchester; schläfriger wird der Bassist; unmelodischer ertönt die Trompete; trüber flackern die Lampen. —

Wer ist die matte, blasse Schöne, die dort neben der sorglichen Mutter erschöpft in den Sessel sinkt? — Die Königin des Balles. Sie hat keinen Tanz ausgesetzt, und wurde 15 Mal im Cotillon geholt. Welch' Götterglück! Das Leben ein Tanz! — Mag auch das frühe Grab eine schaurige Pause machen und die Todtenglocke gleichsam als das Echo ihrer Lieblingstänze erklingen — was thut's?! — Das Leben ist der Güter Höchstes nicht! —

Und dort im Winkel das Mädchen mit dem trüben melancholischen Lächeln? — Eine Nichttänzerin. Nicht ein einziges Mal hat sie getanzt. Wie vom Hagel zertrümmert, liegen alle die Hoffnungen darnieder, mit denen sie in den geschmückten Ballsaal trat. Verschmäht — ach, es thut wehe! — Ich schelte darum die Thräne nicht, die sie heimlich mit den Wimpern zerdrückt, als sie, Abschied nehmend von den glücklicheren Schwestern, mit der Mutter nach Hause zu gehen, sich anschickt. Aber dennoch preise ich sie glücklich. Morgen werden frische Rosen der Gesundheit auf ihren Wangen blühen und ihre Augen in ungetrübtem Glanze strahlen. Und — wir haben diese Bemerkung irgendwo gelesen — ein Mädchen kann sich einen Mann ersingen, erreden, erseufzen, erlaufen, erkochen — aber keines hat je sich einen ertanzt! —

Der braune Frack, in den wärmenden Mantel gehüllt, führt die Geliebte nach Hause. Schon strahlt die



Morgenröthe der schlummernden Welt entgegen; matter glühen die Sterne. Ein Druck der Hand — ein Kuß — „gute Nacht, mein Engel!" —

Er hat sich göttlich amüsirt! —

Etliches zum Lobe der Neuzeit *).

(Von einem Buchbinderlehrpurschen.)

Und wenn Alles stumm bleibt, wenn von den Vielen, die mit der Gegenwart zufrieden zu sein volle Ursache haben, Keiner mit der Sprache herausgehen will, wenn selbst die Papiermüller schweigen, so will ich meine Stimme erheben, und die neue Zeit rühmen und loben nach Möglichkeit.

Ob ich dazu Beruf habe? — das wollte ich meinen. Niemand in der Welt hat einen so intimen Umgang mit Büchern aus allen Theilen des menschlichen Wissens, mit Büchern in allen Sprachen und Formaten, als der Buchbinder, und mit Recht ist daher der Buchbindermeister von jeher als ein Dreiviertelsgelehrter betrachtet worden. Hieraus folgt von selbst, daß ein Buchbindergesell für einen halben, und ein Buchbinderlehrpursch, zumal wenn er, wie ich, fast am Ziele seiner Lehrzeit steht, wenigstens für einen Viertelsgelehrten angesehen werden muß. Wie aber heutzutage Hunderte, die kaum zum vierten Theile mit Gelehrsamkeit beschlagen sind, frischweg schreiben und schriftstellern, so muß mir das Recht zustehen, mich einmal schriftlich auszulassen. Ja auch für mich ist das Prager Schnelldintenpulver erfunden worden, auch für mich sind die Leipziger Stahlfedern neuerfundener Masse gewachsen, und gleichwie die Natur so viel Wein alljährlich hervorbringt, daß auf jeden Menschen wöchentlich zum mindesten eine Flasche kommt, so wird auch von dem Maschinenpapier mit und ohne Ende so viel fertig, daß auch ich mit allem Fug einige Bogen für mich in Anspruch nehmen darf. Will ich nun auch nichts dawider haben, daß mir mein Meister des Sonntags die von der Natur auf meine Person gerechnete Flasche Wein wegtrinkt, so soll mir doch Niemand meinen Papierantheil wegschreiben. Hierzu kommt noch, daß, da mit der Papiermüllerei natürlich auch die Buchbinderei sich gehoben, mein Meister selbst ein ungemeiner Freund der Neuzeit ist, und mir daher, als er mein Vorhaben, ein Belobungsdecret für dieselbe abzufassen, erfuhr, seine Unterstützung hierbei zugesagt, und versprochen hat, mir Dies und Das, was etwa über meine jungen Jahre hinausgeht, selbst unter den Fuß zu geben. Die Hauptsache bei meinem Unternehmen ist aber das Gefühl der Dankbarkeit, welches die Neuzeit mir und meinen sämmtlichen bei den übrigen Zünften fungirenden Herren Collegen eingeflößt, und meine Feder mit unzurückhältlicher Dinte gefüllt hat. Ist doch die Neuzeit selbst eine höchst dankbare Zeit. Sie kommt aus den Jubel- und Dankfesten nicht heraus, sie durchspäht mit unermüdlichem Fleiß die Geschichtsbücher, um nur immer neuen Stoff zu lauten Dankbarkeitsäußerungen aus ihr sich zu erholen und setzt überall, wo sie nur weiß und kann, dankfüchtig Monumente, und wo es neue nicht zu setzen giebt, da werden alte von der Zeiten Zahn benagte aufgefrischt und nachgebessert, und es ist ein solcher Fall, — um unter vielen nur eines zu gedenken — erst neulich eingetreten allhier im deutschen Vaterlande am deutschen Rheine. Selbige Restaurationsangelegenheit soll, wie mit aller Gewalt behauptet werden will, durchaus eine allgemeine deutsche sein, und es ist daher auch Alles, was deutsch heißt, mag es in Rom, mag es in Wittenberg sein Heil suchen, zu reichlichen Beiträgen mit ungemeiner Herzlichkeit aufgefordert worden. Ich, ein junger deutscher Aufstreber, war der Erste im Hause, der sein Scherflein mit vielem Vergnügen abentrichtete. Auch mein Meister wollte mit vielem Vergnügen seinen Scherf beitragen, und es wäre auch gegangen, aber — es ging nicht; denn meine Meisterin — eine Meisterin im Protestiren, so oft ihr des Mannes Thun nicht convenirt, und daher in der ganzen Stadt vorzugsweise die Protestantin genannt, protestirte heftig dagegen, sprach von deutscher — Alfanzerei, von verdecktem Essen und faulen Fischen, und meinte, wenn er nun einmal einen Thaler Geld wegzuwerfen hätte, solle er sich lieber einige Flaschen kölnisches Wasser kommen lassen, damit er daran fleißig riechen und so seinem Verstande etwas mehr Schärfe zu Beurtheilung deutscher Angelegenheiten zuführen möchte. — Da schloß der Meister kleinlaut seinen Thaler wieder in die Kommode. Ich aber ließ mein Geld in den Händen des Sammlers, und wie ich dies dem grauen Alterthume schuldig zu sein glaubte, so hatte ich mich auch verbindlich, in meiner Qualität als Lehrjunge, der grünen Neuzeit eine Ehrensäule — sei es auch nur auf papiernem Grunde, — dankerfüllt zu errichten.

Denn welchem Turbiren, Schikaniren und Tyrannisiren mag, wie man hört, die Lehrjugend vor Zeiten aus-

*) Aus: Humoresken und Possen, in allerlei Glossen über die Neuzeit von Geka, im Verlag von Reinhold Beyer, ein Büchelchen, das in ächt-humoristischer Bearbeitung uns eines der launigsten Bilder von der Gegenwart giebt und Freunden heiterer Lectüre empfohlen werden kann.



gesetzt gewesen sein, und wie gleicht dagegen jetzt unser Leben so ganz den Büchern, die die Herren Buchhändler, zur Bequemlichkeit der Käufer, bei uns broschiren lassen. Völlig ungebunden kann man sie nicht nennen, aber mit der Gebundenheit ist es — das weiß ich am besten — auch nicht weit her; ehe man sich's versieht macht sich ein Bogen nach dem andern von dem nur locker angezogenen ungewichsten Zwirne los. Nun, auch wir ästimiren scharfes Anziehen und große Gebundenheit nicht sonderlich, und vom Durchwichsen darf gar nicht die Rede sein; höchstens im ersten Halbjahr läßt man sich Einiges gefallen, und sich von der Frau Meisterin zum Kinderwarten, zum Holz- und Kartoffelhacken, zum Wasser-, Syrop- und Kartoffelholen gebrauchen; wenn's aber weiterhin kommt, dann macht man sich, wie weiland die Viertelsmeister bei dem Rathsumtritt (dies hat mir mein Meister unter den Fuß gegeben) nur zu einem Gehorsam „in ziemlichen und billigen Dingen" und noch weiterhin am liebsten zu gar keinem Gehorsam anheischig, und so führen wir von Lehrjahr zu Lehrjahr ein immer freieres lockeres und loseres Leben, ein Leben voller Wonne. Bei dem Staate brauchen wir uns freilich deshalb nicht groß zu bedanken, der schenkt uns nichts, und glaubt genug für uns gethan zu haben, wenn er in den General-Innungsartikeln, (wovon mir letzthin ein altes Exemplar aus unsrer Innungslade zu Gesicht gekommen ist,) anordnet, daß wir von dem Meister nur nicht über die Gebühr hart gehalten werden. Das ist doch in der That wenig genug. So hat es auch nach dem neuen Gewerbsteuergesetz ganz den Anschein, als ob ein Einzelner von uns gleich gar nichts werth wäre; denn erst, wenn wir unser Zwei gleichzeitig und gleichortig in dem Kataster vorkommen, nimmt man von unserm Dasein Notiz, aber auch alsdann müssen wir uns gefallen lassen, nur für einen Mann gezählt zu werden. Ja, tröste uns der Himmel, nach dem, was ich von unserem Polizeier letzthin vernommen habe, figuriren wir armen Lehrpurschen in einem besonderen Paragraphen des neuen Gesetzes, welches an die Stelle des zeitherigen Bettelmandats gekommen ist. Immer besser! Ueberfällt uns etwa ein angenehmer Durst oder ein Drang nach sonstigem Genuß, da sollen wir nach diesem regenerirten Bettelmandate es geschehen lassen müssen, daß wir aus jedem Wirthshause, von jedem Tanzsaale weggewiesen werden, gerade, als ob wir noch zur Schuljugend gehörten. Nein, da lobe ich mir den Geist der Neuzeit! Ihm allein gebührt der Dank. Der hat eher ein Einsehen. Wohl erwägend, daß ein Lehrjunge so gut ein ehrenwerthes Mitglied der großen Staatsgesellschaft ist, wie ein freier Reichsbaron, wohl erwägend ferner, daß, wie zur Zeit beim Lehrstande, so auch im Nährstande gar bald ein störender Mangel an Meistern eintreten würde, wenn es in der Schöpfung keine Lehrjungen gäbe, ist und bleibt es ihm Ernst mit unserer völligen Emancipation, möge auch diese, wie bei den Juden nur successive erfolgen. Vernünftig und nachsichtig, wie jener Stadtsoldat gegen den tabackrauchenden Studenten, antwortet auch er, auf unsere Fragen: „darf man Dies — darf man Jenes thun!" — freundlich und mild: „Mer därf nich, mer thut's adder!" Und so ist denn das Nächste, was man als Lehrpursche thut, daß man in den Besitz einer Tabackspfeife oder eines Cigarrenbehälters zu kommen sucht, wenn man nicht schon aus der Schulzeit her dergleichen haben sollte, und der erste als Trinkgeld eingenommene Silbergroschen wird flugs verpafft oder großartig verglimmstengelt. Der Polizeidiener sieht's — sieht aber weg, denn auch in ihm hat der liberale Geist der Neuzeit Wohnung genommen. — Finden sich am Sonntage einige unsers Gelichters zusammen, deren Beutelgehalt vielleicht über den Cigarrenbedarf noch hinausreicht, so findet sich auch dann ein speculativer Wirth, der uns incognito verstattet, innerhalb seiner vier Pfähle bei Bier und Schnaps mit Karte und Würfel den Nachmittag vergnüglich hinzubringen. — Mer soll nicht, aber — —; und drängt es uns, Abends einen Tanzvergnügungsort zu besuchen, der uns, wie eben jenes gravirliche Gesetz will, vom Wirth nur dann erschlossen werden soll, wenn Vater oder Meister uns begleiten, wir sorgen nicht, auch ohne sie wird uns ja wohl ein Nachschlüssel ins Paradies eröffnen, und auch der gewissenhafte Wirth, still ahnend, daß unser Geld kein Blech sei, weiß es so einzurichten, daß er mit seiner Legalität nicht in's Gedränge kommt, und wer dableiben darf, — das sind wir. — Mer därf nicht, aber — —. Und auch zu einem Liebchen wird Rath, eh' noch der Lehrjahre letztes Vergang genommen, uud der barmherzigen alten Seelen giebt es wohl unterschiedliche, die das stille süße Einverständniß zweier jungen Seelen begünstigend, den Liebenden zum traulichen Beisammensein ihr Stübchen bereitwillig überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

Lehren des Herrn Pomali an seinen Enkel den Musje Tutswitt. Du hast bereits die Knabenschuhe ausgezogen, mein lieber Tutswitt, und trägst das Verlangen in dir,



ein wenig in der Welt herumzuschwänzeln. Ich will dir diese Idee nicht ausreden, denn auch ich war in deinen Jahren ein Springinsfeld, und immer lieber anderswo, als im Vaterhause. Es ist auch gut, wenn der Mensch, um Erfahrungen zu machen, die heimathlichen Gefilde auf unbestimmte Zeit verläßt, und seine Stiefeln und Röcke auswärts oder in der Fremde abnützt, weil er da zur Einsicht gelangt, wie sauer und bitter diese Lebensutensilien anzuschaffen sind. Doch will ich dir, als dein getreuer und dich liebender Großvater einige Lehren auf deine Wanderschaft mitgeben, bei deren Befolgung du vielen Mißfällen entgehen kannst. Höre also:

Laß dir anfangs beim Marschieren Zeit, geh' pomali! Wer einen starken Anlauf macht, ermattet bald, bekommt Schwielen und Wasserblattern, muß seine Stiefeln ausziehen, und per pedes Apostolorum wandeln. In zwei bis drei Tagen ist der hitzige Geselle erschöpft, und muß Rasttage halten, während der Pomali-Wanderer seinen ehrsamen und gleichen Schritt dahinschlendert, nicht erschöpft wird, und mit jedem Wanderungstage seine Glieder besser zum Ausmarschiren einrichtet. Der stolze und rasche Vorwärtsdränger hat zwar für die erste Zeit ein hübsches Stück Weg vorwärts gemacht; nun sitzt er aber im Scart, und wenn du gemächlich vor ihm vorüber schreitest, kannst du ihm zurufen: Guten Abend, Musje Tutswitt, der Herr Pomali geht ihnen jetzt voran!

Siehst du auf deiner Wanderschaft ein schönes Mädchen, und es gefällt dir, und hat auch das Mädchen an dir ein Wohlgefallen, so falle mit deiner Meinung nicht gleich mit der Thür in's Haus. Rasche Liebe pflegt selten gut zu gedeihen, wohl aber hat sie häufig die Reue zum Geleite, und kostet Geld und Zeit. Da mach' es wie dein Großvater Pomali, der während seiner Jugend in diesem Punkte sehr bedächtig gewesen, und deshalb seine Kraft und Gesundheit bis in sein hohes Alter noch immer erhalten hat. Das Lied ist sehr gut, welches heißt:

> D'rum Preis dem Manne, dem es wohl gelingt,
> Sein rasches Blut in Schranken einzuschließen,
> Doch wer mit Hopfen durch das Leben springt,
> Der kann des Lebens Lust nur halb genießen!

Glaube mir als einem erfahrnen Manne, nicht alle Weiber und Mädchen

> „Flechten und weben
> Himmlische Rosen in's irdische Leben."

Gar manche sind wankelmüthig und undankbar. So lange noch Geld und Lebenskraft im Ueberflusse vorhanden ist, sind sie die Liebe und Ergebenheit selbst, fehlt aber eines oder das andere, da werden sie mürrisch und launenhaft, — boshaft, grob und hinwegwerfend aber, wenn dir einst beides fehlen sollte. Bleib' also in der Liebe fein Pomali, so dauerst du lange aus, und kannst dir doch noch einst eine treue Lebensgefährtin, eine wackere Freundin erringen.

Traue dem Schmeichler nie, er ist ein Fallenleger, der durch süße Worte dein Ohr kitzelt, und durch diese Pforte in dein Herz einschleicht, um dich zu verderben. Ein Schmeichler ist nie dein Freund, denn er hat eigennützige Absichten mit dir, und nie wirst du wahrnehmen, daß die Schmeichelei ihre Kunstgriffe an arme und unbedeutende Menschen verschwendet, es sei denn, daß ein augenblicklicher Nutzen daraus entspringen kann. Wie viel hohe und edle Gemüther sind durch die Schmeichelei zu Grunde gegangen, und sinken noch dahin! Nähert sich dir eine solche glatte Schlange, lobt sie deine Gestalt, deinen Verstand, deine Erfahrung u. s. w., dann denke bei dir selbst: Kleiner Satan, du wirst mich um mein Paradies nicht bringen! Rede, was du willst, weder meine Tugend noch mein zeitliches Glück sollst du haben. Hier sei demnach mit der Erwiederung deiner Neigung nie Tutswitt, sondern ewig Pomali!

Pomali sei auch im Spiele, im Zorn, im Genusse geistiger Getränke, in der Eröffnung deiner Geheimnisse, und im Reden überhaupt; aber Tutswitt sei und bleibe im Verzeihen einer erlittenen Beleidigung, im Wohlthun, im Umkehren bei einer von der Tugend abweichenden Bahn und in Arbeit und Gebete; und wenn du diese wenigen pomalischen großväterlichen Lehren auf deiner Wanderschaft befolgst, so wirst du als ein glücklicher Tutswitt wieder in das väterliche Haus zurückkehren.

Der Vater und der Freier.

(Zweigespräch.)

Vater.

Sie wollen meine Tochter haben:
Ich bin zu redlich, Sie zu hintergeh'n!
Mein Kind hat von Natur sehr schlechte Leibesgaben.

Freier.

Sie scherzen! Sie ist zum Entzücken schön.

Vater.

Scherz? ei! Sie haben sie nie recht angeseh'n;
Sie ist verwachsen, bleich und schon für Sie zu alt.

Freier.

Mir scheinet sie von blendender Gestalt,
Und höchstens zwanzig Jahr würd' ich ihr zugesteh'n.

Vater.

Auch ihr Verstand ist zu gemein. —

Freier.

Erlauben Sie, den find' ich fein,
Sie hat viel Mutterwitz, ihr Kopf ist offen.

Vater.

Selbst ihr Vermögen ist nur klein
Und nichts, fast nichts hat sie zu hoffen.

Freier.

Wie? Nichts? und ist so dumm, verwachsen, widerlich?
Ihr Diener! ich empfehle mich!

— Eine empfindsame Dame, die noch nicht lange aus dem Ausland nach Wien gekommen war, sah einst ihrer Köchin zu, wie sie Krebse kochte, und machte ihr Vorwürfe darüber, daß sie die armen Thiere so lange quäle. „O Euer Gnaden," antwortete die Köchin, „das macht ihnen gar nix, das sein d' Krebsen bei uns in Wien schon g'wohnt."

Der reiche Handelsjude P., der als ein witziger Mann bekannt war, wollte kürzlich nach Pesth reisen, und bestellte sich Extrapost. Der Postbeamte wollte sich einen Spaß mit ihm machen, und schlug ihm vor, statt zwei Pferde lieber vier zu nehmen, weil er damit noch einmal so geschwind an den Ort seiner Bestimmung kommen würde. „Also würde ich, wenn ich acht Pferde nehme, um so viel geschwinder dahin kommen?" „„Allerdings,"" versetzte der Beamte. „Gut," antwortete P., „geben Sie mir also gleich zwei und dreißig Pferde, so brauch ich gar nicht erst aufzusitzen."



Grabschrift auf einen Weiberfreund.

Hier ruht in finst'rer Grabesnacht
Graf R., der gute, edle Herr,
Ein Weib hat ihn zur Welt gebracht,
Und viele brachten ihn hieher.

— Die hübsche Mehlhändlerin in der H*gasse, eine junge Witwe, hatte eine Menge Anbeter. Eine gute Freundin fragte sie unlängst, ob sich denn aus der Schaar ihrer Verehrer nicht bald ein Ehegemahl herausfinden würde? „Was hilft das," war die Antwort, es sind wohl hübsche Männer darunter, aber lauter flatterhafte Zeiserln. Mein Mehlhandel lockt Jeden, aber vermählen will sich keiner mit mir."

Die Grotte der heiligen Rosalie. Auf dem Berge Pellegrino bei Palermo befindet sich eine Grotte, in welcher die heilige Rosalie gelebt haben und gestorben sein soll. Jetzt befinden sich in dieser Grotte zwei Altäre; einer davon ist der heiligen Jungfrau, der andere der heiligen Rosalie geweiht. Eine Marmorstatue derselben stellt ein schönes, schlafendes, junges Mädchen vor, das den Kopf in die eine Hand stützt und in der andern ein Crucifix hält. Das Gewand, mit dem sie bekleidet ist, ein Geschenk des Königs Karls III., kostete 5000 Piaster; am Halse trägt sie ein Diamant-Halsband, an allen Fingern Ringe und auf der Brust an einem schwarzen und an einem blauen Band das Malteserkreuz und den Marie-Theresien-Orden. Diese Grotten-Kapelle ist der Zufluchtsort der verfolgten Liebe. Gelingt es den Liebenden, die man trennen will, eines Tages zusammenzukommen und man holt sie auf dem Wege zwischen Palermo und dem Berge nicht ein, so sind sie gerettet, denn sobald sie in die Grotte eintreten, hören die Elternrechte auf und die der Heiligen beginnen. Der Priester, welcher sich in der Grotte aufhält, fragt sie, ob sie getraut sein wollen und auf die bejahende Antwort lieset er ihnen eine Messe. Ist diese beendigt, so ist das Paar ein Ehepaar; sie können am hellen Tage, Arm in Arm nach Palermo zurückkehren, denn die Aeltern dürfen nichts mehr gegen die Verbindung sagen. Auch sind solche Trauungen gar nicht etwa selten, denn der Geistliche versichert, es vergehe keine Woche ohne eine solche Ceremonie.

Contraste. Einst kämpften deutsche Jünglinge mit Bären — jetzt trinken sie kuhwarme Milch. — Man denke sich in folgenden Contrast hinein. Der deutsche Jüngling in der Vorzeit — ein Bärenfell seine einzige Bekleidung, die Keule in der nervigen Faust — durchstreift er Germaniens Urwälder, oder sitzt im Rathe der Männer schweigend als Lehrling, oder schmettert Tod herab auf den Römer, seiner Freiheit Feind, als muthiger Krieger; aber plötzlich verändert sich die Scene, sie stellt einen Lustgarten vor, statt Odins Statue steht auf einer Erhöhung ein Musikdirector, und der deutsche Jüngling, mager wie ein Affe, statt der Keule einen Spazierstock in der einen, einen Operngucker in der andern Hand, das trübe Auge mit einer Brille bewaffnet — ein Zierbengel mit der Vatermörder-Cravatte, eine Cigarre im Munde, steht vor dem Orchester unbeweglich und gedankenlos da. Blos wenn ein neuer Walzer beginnt, gibt er durch heftiges Stoßen mit seinem Stocke seinen Beifall kund, oder wenn ein paar moderne Gänschen vorüber wandeln, blickt er ihnen, den Operngucker fest an die Brille gedrückt, mit schmachtender Sehnsucht nach. Wie sich die Zeiten ändern!

Die Welt eine Apotheke. Die Welt hat mit nichts eine so große Aehnlichkeit, als mit einer Apotheke. Die Menschen sind die Kunden darin, ihre guten und bösen Tage die wohlschmeckenden und bittern Medikamente. Das Schicksal ist der Arzt, der sie vorschreibt, seine Recepte versteht nur der Apotheker zu lesen. Die Ehe ist in dieser Apotheke eine Latwerge, zusammengestellt aus süßem Muß und bitteren Ingredienzen. Die Sanftmuth ein Palliativ, das die Menschen das Leben ertragen lehrt. Die Tugend eine heilsame Medicin, die als herbe nicht sehr in Ansehen steht. Das Laster aber Arsenik, es sieht wie Zucker aus, tödtet aber den, der es genießt. Schmeichelei ist angenehmes Räucherpulver, Revolution ein Brechmittel. Thränen sind Scheidewasser, Freude ein Räucherkerzchen, das nicht lange brennt, und dann Asche wird. Freundschaft und Liebe sind Bindemittel. Der Provisor in dieser Apotheke pflegt sich häufig zu vergreifen und den Kunden statt verlangter süßer Medikamente, die aller unschmackhaftesten Säftchen zu geben. Das ganze Leben aber ist eine Pille, welche die Kranken oft nur ungern einnehmen, und Mancher wegen ihrer Bitterkeit thörichterweise ungenossen wegspuckt.

(Neu eröffnetes Curiositäten-Cabinet.) Herr Schludriwutzky, Raritäten-Sammler aus der chinesischen Schweiz, ist eben hier angelangt und hat nachfolgende Raritäten zur Schau ausgestellt:

1. Einen Hausherrn in Spiritus, der durch 40 Jahre keine Parthei gesteigert oder gepfändet hat. (Ist sehenswerth, weil derlei bald zu den Mährchen der Vorzeit gehören wird.)

2. Eine Frau, welche bereits den zweiten Ehemann hat, und während ihrer zweiten Ehe nicht ein einziges Mal des ersten Mannes als Muster aller Männer erwähnte. (Seltenheit.)

3. Ein Advokaten-Gewissen, mit Eisen beschlagen, das aber sehr abgenützt ist. (Wäre annoch als Amboß zu brauchen.)

4. Die Zunge einer echten Kaffeeschwester, welche als Pfriem, oder als Rasiermesser gebraucht werden kann. (Hat auffallende Aehnlichkeit mit dem Zünglchen einer Klapperschlange.)

5. Das Skelett eines dereinst berühmten Hunde-Narren, welcher sich einbildete, in gerader Linie von einem Bullenbeißer abzustammen, und seinen alten Mops wie einen Sohn liebte. (Gehört dem 19. Jahrhundert an.)

6. Der Kopf eines modernen Romanen-Dichters in Plutzerbier aufbewahrt; an der Stelle des Gehirns bemerkt man eine kleine Portion Kälbernes mit geröstleten Erdäpfeln. (Ganz neue Erscheinung.)

7. Einen Hausmeister, der wegen seiner Höflichkeit öffentlich belobt wurde, und die Partheien seines Hauses das ganze Jahr hindurch grüßte. (Das einzige in Europa befindliche Exemplar.)

8. Einen Schauspieler, der Ansagerollen spielte, sich für keinen Talma hält, und nicht über die Recensenten schimpft. (Ein Ueberbleibsel aus Thespis Zeiten.)

9. Ein Barbiergeselle, der nie einen seiner Kunden warten ließ, und sogar auch das Neujahrwünschen vergaß. (Kann als der letzte dieser Art betrachtet werden.)

10. Eine alte Jungfer, und einen detto Hagestolzen, die keine abgeschmackten Eigenschaften haben, keinen Tabak schnupfen, nicht die Leute ausrichten, nicht in die Lotterie spielen, nicht Branntwein trinken, keinen Hund besitzen, und nicht die alte Zeit loben. (Werden in Bälde gar nicht mehr zu finden sein.)

11. Einen ehemaligen modernen Dandy, aus dem ein ver-

nünftiger, arbeitsamer Mensch geworden ist. (Der erste Fall der sich je ereignet hat.)

12. Einen Zeitungsschreiber, der nie eine Lüge niederschrieb, und das Wort „Bestechung" nicht einmal dem Namen nach kennt. (Ein Fall, der noch nie vorgekommen ist.)

Gute Lehre für manche Dame.

Ein Pfau im Putze niemals sei,
Im Sprechen nie ein Papagei,
Eß' niemals wie der Storch so lang
Und gleiche nie der Gans im Gang.

Klage einer alten Jungfrau, die im Theater stehen mußte.

Heißt das Lebensart besitzen,
Und auf feine Sitte seh'n?
Erst ließ man mich Arme sitzen,
Und nun läßt man gar mich steh'n.

Gebet eines Hungrigen ohne Geld.

Lieber Himmel, schaffe mir Credit,
Oder nimm mir meinen Appetit!

(Was ist der Mensch ohne Geld?) Also spricht der gelehrte Numismathograph Pauperius Sinepecunia. Der Mensch ohne Geld ist ein Wagen ohne Räder, ein Haus ohne Fenster, ein Stuhl ohne Füße, ein gedeckter Tisch ohne Speisen, eine Champagner-Bouteille ohne Champagner, eine Nadel ohne Spitze, ein Ey ohne Dotter, eine Lampe ohne Licht, eine Bratwurst ohne Pfeffer, ein Witz ohne Salz, eine Violine ohne Saiten, ein Tenorist ohne Stimme, ein Besen ohne Stiel, ein Baum ohne Blätter, ein Mädchen ohne Liebhaber, eine Ehe ohne Zufriedenheit, eine Posse ohne Spaß, ein Schneider, dem der Faden ausgegangen ist, eine Uhr ohne Zeiger, ein Winterrock ohne Futter, ein Hemd ohne Zwickel, eine Tabakspfeife ohne Rohr, ein Hut ohne Krempe, ein Gedicht ohne Inhalt, eine Dose ohne Schnupftabak, ein Mahler ohne Pinsel, ein Zeitungsschreiber ohne Lügen, ein Stiefel ohne Sohle, ein Faß ohne Boden, eine Liebhaberin ohne Tänzer, ein Brief ohne Unterschrift, ein Teich ohne Fische, eine Brille ohne Gläser, ein Recensent ohne Galle, ein Reiter ohne Pferd, ein Pfau ohne Federn, ein Liebesbrief ohne Schmeichelei, ein Schloß ohne Schlüssel, ein Schauspieler ohne Souffleur, eine Schauspielerin ohne Schminke, eine Tänzerin ohne Grazie, eine Choristin ohne Coquetterie, eine Oper ohne Text, ein Student ohne Zeugnisse, ein Redacteur ohne Pränumeranten, ein Billard ohne Ballen, ein Dampfkessel ohne Heizung, ein Korporal ohne Stock, ein Kamm ohne Zähne, ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, ein paar Würfel ohne Augen, ein Lotteriezettel ohne Nummer, ein Buch ohne Titel, ein Almanach ohne Kupferstiche, ein Jäger ohne Pulver, ein Sekretär ohne Feder, ein Doctor ohne Patienten, ein Advokat ohne Prozesse, ein Bräutigam ohne Braut, ein Stutzer ohne Cigarre und Lorgnette, ein Gastwirth ohne Schwefelapparat, ein Nachtwächter, der heiser ist, ein Liebhaber, der die Adresse seiner Geliebten nicht weiß, ein Dichter, dem der Stoff fehlt, und endlich wenn ein Mensch ohne Geld schon etwas sein soll, so ist er — — — Nichts.

Pariser Modenbericht.

Es ist eine neue Mode zu Tage gekommen, welche jedoch nur für die jugendlichsten, anmuthigsten und schönsten Gesichter paßt, die Mode nämlich, einen Gazeschleier von der Farbe des Bandes zu tragen, mit welchem der Hut ausgeputzt ist. Man sieht deshalb Damen mit grünem, lila'¸, blauem Schleier, welche dem Teint einen gleichen Farbenschein geben.

Das Schwarz, das seit vierzehn Tagen so allgemein getragen wird, hat zu allerliebsten Anzügen Veranlassung gegeben. Wir sehen z. B. ein Kleid von schwarzem glasirtem Taffet, das unten auf dem Boden und an der Pelerine mit sehr vielen Sammetstreifen besetzt war, welche an Breite allmählig abnehmen. Unten am Saume sind sie ungefähr zwei Finger breit und in der Mitte des Rockes etwa hören sie mit einem Sammtbändchen von nur einigen Linien Breite auf. Die Camails, welche man dazu trägt, sind von schwarzem Tülle, glatt oder mit Mustern, und haben eine ähnliche Besetzung von seidenem Band, was neu ist und sehr gut aussieht. Die Mazarin-Aermel, aus schmalen Spitzenstreifen bestehend, die an einander gesetzt sind und von den Ellenbogen an bis an das Handgelenk reichen, gehören nothwendig zu dieser Toilette, die sehr zu gefallen scheint und wahrscheinlich selbst im Winter getragen werden wird.

Toilette zum Ausgehen. Ueberrock von weißgrundigem Jaconas mit breiten rosa Streifen; gleiche Pelerine; Capote von italienischem Stroh mit dunkelblauem Bande und blauem Schleier; schwedische Handschuhe, schwarze Stiefelchen; — Kleid von grüngrundigem Barege mit weißen und schwarzen Mustern; Camail von schwarzen Spitzen, mit drei Reihen Spitzen garnirt; Hut von grauem Krepp mit einer Rosenguirlande; Fichu mit Einsatzstreifen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 8. (IV. Jahrgang III. Quartal.)

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

Beiliegt ein Modenkupfer.



No. 9. (Sonnabend, den 27. August.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ⅓ Taler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Ohrringe *)

von **L. M.**

Das Weihnachtsfest war vor der Thüre, und der Festsonnabend fand die Bewohner von B. mit der Bescheerung emsig beschäftigt.

Unter den vielen Häusern, deren Fenster vom durchschimmernden Glanz der Lichter erleuchtet waren, zeichnete sich ein, am Markt stehendes, palastähnliches Gebäude aus. Seine Bewohner hatten sich nicht damit begnügt, dem Innern ein festliches Ansehen zu geben, auch die Außenseite war mit grünen Tannenzweigen geschmückt und rechts und links des Eingangs verbreiteten bunte Lampen weithin ein helles Licht.

Viele Gäste kamen zu Fuß und zu Wagen, um die Bescheerung, welche von den Bewohnern des Hauses bereitet wurde, mit anzusehen. — Es wohnten reiche Leute darin; ein Banquier und ein Kapellmeister.

Das Volk, durch die bunten Lampen herbeigelockt, stand in Haufen umher, staunte die Lichter an, musterte die ankommenden Gäste und es dachte wohl Mancher: Könntest du doch auch hineingehen, und die prächtigen Dinge sehen, oder an dem festlichen Mahle Theil nehmen, oder deinem Bübchen so etwas Weniges von den herrlichen Sachen, die an dem Christbaume hängen, herabholen — — das waren aber eitle Gedanken, und es blieb beim Gucken und Schwatzen.

Das Gebäude hatte, über den Hof hin, ein Hinterhaus, theils im Gebrauch der reichen Herrschaften für Wagen und Bedienten, theils an weniger Bemittelte vermiethet.

Ueber der Wagenremise des Banquiers glänzten die zwei Fenster eines sonst nur spärlich erleuchteten Stübchens heute heller wie gewöhnlich. Vier Lichter brannten auf dem von Akten befreiten Tisch und gegen ein paar Bücher gelehnt, sah man zwei kleine Silhouetten.

Vor dem Tisch saß ein junger Mann, lächelnd die kleinen Gesichter betrachtend, welche selbst in dem unvollkommenen Schattenriß eine Aehnlichkeit mit seinen Zügen wahrnehmen ließen.

Unter dem einen Kopfe stand „Malchen," unter dem andern „Linchen." Es waren die beiden Schwestern des Referendars, Kinder von 10 und 12 Jahren. — Früh waren die Eltern gestorben, und ein Oheim nahm sich der Kinder an, ließ Robert sein Studium vollenden, und unterstützte ihn väterlich, so lange er lebte. Als er aber starb, während Robert noch im Vorbereitungsdienst war, mußten die beiden Schwestern im Waisenhause untergebracht werden, und er erhielt, mit Rücksicht auf die Verdienste seines Vaters, der dem Staate als Beamter lange gedient hatte, den Auftrag, am Kriminalamt zu B. Aushilfe in der Protocollführung zu leisten, wofür er ein Tage-

*) Aus der „Europa."

geld von 36 Kreuzern bezog. — Mit schwerem Herzen drückte er damals, in der Sprachstube der Versorgungsanstalt, die beiden Kinder an's Herz. Seine Thränen fielen auf die grauen Bieberröckchen und die Schürzchen von Linnen, womit sie bekleidet waren. Gar vielmals küßten und herzten sie den lieben Bruder, und weinten dabei, daß er wohl hätte vergehen mögen vor Schmerz und Leid.

Und heute bescheerte ihm der den Kindern bestellte Vormund die kleinen Schwarz-Köpfe, wohl wissend, wie sehr er den Bruder damit erfreute. —

Auch in dem Stübchen über ihm war stille Freude am Christsonnabend. Auch dessen Bewohner waren vom Geschick durch manche Leiden geprüft, daher doppelt glücklich in der Stunde der Freude.

Ein Vater mit seiner Tochter bewohnte das kleine Zimmer.

Früher Ober-Cassirer der Provinz, genoß er allgemeine Achtung und Liebe, denn er war redlich und gefällig. Die Bosheit eines untern Kassenbeamten, dessen Pflichtwidrigkeit er nicht ungeahndet vorübergehen lassen durfte, bereitete ihm Verderben, indem er dessen vorgesetzter Behörde anzeigte, daß Walther das anvertraute Staatsvermögen zu Darlehen benutze — ein Vergehen, welches gesetzlich mit schwerer Körperstrafe und Kassation bedroht war.

Die eingeleitete Untersuchung ergab nur, daß Walther den bedürftigen Pensionären mitunter kleine Vorschüsse, und zwar am Ende des Monats auf die Pension für den folgenden Monat, gemacht hatte, und Walther war weit entfernt, daraus ein Geheimniß zu machen, da er versicherte, jene Vorschüsse nur aus Mitleid, keineswegs gegen Vergütung, gegeben zu haben. — Die Vernehmung der Auskunftspersonen bestätigte dies, ergab aber doch, daß zwei Mal — wie der Zeuge, ein alter Soldat sich ausdrückte — aus Dankbarkeit Obst, eine kleine Parthie Frühkirschen, im Werth von etwa 4 Kreuzern, und einige Pflaumen, etwa zu 2 Kreuzern zu veranschlagen, zugebracht und von ihm angenommen waren. — Auch dies gab Walther zu, und gestand ferner, jene Vorschüsse von dem Staatsvermögen, aus der öffentlichen Kasse, gemacht zu haben, indem er es verschmähte, den ihm von Rechtskundigen gegebenen Rath zu befolgen, und demgemäß zu versichern, daß diese Vorschüsse aus seinem Gehalt stattgefunden hätten.

„Nein, erwiederte Walther, man wird mich nicht verdammen, weil ich mitleidig war, ohne der Kasse zu schaden, ohne mir zu nützen."

Er wurde gleichwohl seines Dienstes entsetzt und zu 3jähriger Festungsstrafe verurtheilt, auch schuldig erkannt, die entstandenen Untersuchungskosten zu bezahlen.

Durch die Gnade seines Fürsten wurden ihm zwei Jahre seiner Haft entlassen, und so zog er, ein hoher Siebziger, an der Hand seines einzigen Kindes, eines 15jährigen Mädchens, vor zwei Jahren in das Stübchen des Hinterhauses. — Er war arm und schwach, die Bezahlung der Kriminalkosten hatte sein kleines Vermögen aufgezehrt und seine Gesundheit zerrüttet.

Seine einzige Stütze war, nächst Gott, seine Tochter. Herrlich erfüllte sie die schwere, doch süße Pflicht, den Vater zu erhalten. Mit seltener Kunstfertigkeit stickte sie Arbeiten, welche jederzeit willige Käufer fanden; und wenn auch oft Habsucht die hilflose Lage der Familie benutzte, um ihr eine Arbeit unter dem Preise abzudringen, so fanden sich doch auch wieder Andere, die weit über den Werth zahlten, weil sie des alten Mannes gedachten.

Die wenigen Stunden, welche Emma kurz vor Weihnachten erübrigen konnte, hatte sie dazu benutzt, ein weißes Halstuch für den Vater zu sticken, und als nun das Mädchen, welches die gröbere häusliche Arbeit besorgte, sich entfernt hatte, da faßte sie die Hand des Greises und führte ihn dicht an die helle Lampe, wo auf einem Kranz von Epheu das Tuch lag, blendend weiß, gar kunstreich gestickt.

„Da, liebes Väterchen, sprach Emma, hier hast Du ein Christkindchen; ich weiß, Du trägst die weißen Tücher so gern, und da habe ich Dir eins gestickt, so gut ich's nur vermochte. Trag's noch recht lange, setzte sie nach einer Pause weinend hinzu, und behalt mich lieb."

„Du gutes Kind, erwiederte der Greis, wie manche Stunde des Schlafes magst Du Dir abgezogen haben, um diese mühsame Arbeit zu vollenden."

Das weinende Mädchen an's Herz drückend, fuhr er mit bewegter Stimme fort:

„Konnte der Allgütige mir einen süßern Trost für die Bitterkeiten des Lebens bereiten, als Dich, mein liebes Kind? Siehst Du, die Menschen haben mir guten Namen, Amt und Vermögen genommen, Dich aber, mein Kind, mußten sie mir lassen. Wie fühle ich mich so glücklich in Deiner Liebe.

Der Eintritt eines Mannes unterbrach den Herzenserguß des gerührten Vaters.

„Ich bedauere," sagte der Eingetretene, dessen Kleidung den Polizeiofficianten verrieth, „daß ich Sie stören muß."

„Was ist Ihnen gefällig?" fragte Walther.

„Erlauben Sie mir," erwiederte jener, „nur einige Fragen an Ihre Mademoiselle Tochter. Waren Sie heute," wendete er sich zu dieser, „im Galanterieladen der Madame P.?"

„Ja wohl," antwortete Emma, „ich kaufte Mehreres, dessen ich bei meiner Arbeit bedurfte."

Nach einigem Zögern sagte der Kommissär: „Es werden in jenem Laden ein paar Ohrringe von nicht unbedeutendem Werthe, seit heute Morgen vermißt."

„Herr!" rief Walther entrüstet.

„Verzeihen Sie, Herr Walther," fuhr jener fort, „ich wage es nicht, irgend eine Beschuldigung auszusprechen, bin aber beauftragt, die Personen, welche heute im Laden der Madame P. waren, zu ermitteln und nach Umständen eine Haussuchung vorzunehmen."

Walther setzte sich, und forderte den Kommissär auf, die Nachforschung zu beginnen." Sie werden bald damit fertig sein," setzte er hinzu. „Diese Stube und diese Kammer enthalten das Wenige, was wir besitzen."

Emma gab die Schlüssel zu Kommode und Schrank, legte das Weihnachtsgeschenk ihres Vaters in's Arbeitskörbchen und trat zu diesem, ohne eigentlich recht zu begreifen, warum der Fremde so geheimnißvoll thue.

Dieser erklärte die Forschung bald für beendigt, that jedoch schließlich, während er Emma's Körbchen in's Auge faßte, eine Frage nach dessen Inhalt.

„Es ist ein Halstuch meines Vaters," entgegnete Emma, erröthend das Körbchen hinreichend, „nebst etwas Garn, einer Scheere und andere solche Kleinigkeiten."

Der Kommissär nahm Halstuch und Kranz heraus, und kehrte das Körbchen um. Es enthielt außer den angegebenen Sache ein zusammengewickeltes Papierchen.

„Darf ich es öffnen?" fragte er.

„Dazu bedarfs wohl unserer Einwilligung nicht," erwiederte Walther, verdrießlich über diese Umständlichkeit bei einer an sich so schonungslosen Handlung.

Groß aber war seine Ueberraschung, als aus dem Papiere ein paar Ohringe zum Vorschein kamen, welche der Polizeikommissär für die vermißten erkannte, und Emma aufforderte, ihm zu folgen, da unter diesen Umständen ihre Verhaftung nothwendig erscheine.

Emma faßte die Hand ihres Vaters, der ihr Zittern fühlte. Er sah ihr in's Auge, küßte sie auf die Stirne, und führte sie dem Officianten mit den Worten zu:

„Wir müssen gehorchen. Hier ist meine Tochter. Ihre Unschuld muß sich entdecken. Ich empfehle sie Ihrer Schonung." —

Die Thüre schloß sich. Walther sank in den Sessel zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Spionirsystem unter Napoleon
in den Jahren 1803—1805.

Nichts hatte sich während der Jahre der Revolution schrecklicher herausgestellt, als die Spionerei in Frankreich, und es ist furchtbar zu hören, daß in dem Jahre 1797, als Fouché Polizeiminister wurde, 150,000 Spione lebten, von denen allein 30,000 auf Paris kamen. Unter Napoleon hatte sich diese Zahl ins Unglaubliche vermehrt; Hausirer, Kesselflicker, Marionettenspieler u. s. w. mußten sogleich bei Lösung ihres Gewerbscheins den Spioneid leisten, und es gab in Frankreich 1803 sogar 220,000 liederliche Dirnen, die von der Polizei in Pflicht genommen waren.

Es gab kein heiliges Vermächtniß mehr, welches nicht besudelt wurde, und selbst der erste Consul hatte seine geheimen Spione gegen seine Gemahlin, Brüder, Schwestern, Minister, Senatoren, ja sogar gegen seine öffentlichen Spione. Alle diese standen unter seiner und Durocs Oberaufsicht. So hatte nun Bonaparte und ein jeder Minister wieder seine Spione, und diese waren wiederum durch die Spione seiner Secretäre u. s. w. bewacht. Es hatte sich auf diese Weise ein ganz eigenes System gebildet, und die erste Ausgabe eines jeden Staatsmannes war die Besoldung solcher Creaturen.

Es konnte denn nicht fehlen, daß auch zuweilen die wunderlichsten Geschichtchen sich zutrugen und so mögen denn hier ein paar interessante Anekdoten folgen, welche zu ihrer Zeit Paris sehr unterhalten haben sollen.

Fouché und T—d waren einmal in Bonaparte's Kabinet über eine Sache sehr uneins. Fouché fand Zweifel gegen seine Sachkenntniß höchst beleidigend, und sagte zu T—d:

„Ich bin so gut bedient, daß ich Ihnen jeden Mann und jede Frau nennen kann, die Sie gestern und heute gesehen haben, wo sie Sie sahen und wie lange sie bei Ihnen geblieben sind.

„Wenn eine solche gemeine Spionerei etwas Verdienstliches hat," entgegegnete ihm T—d, „so bin ich Ihnen selbst darin weit überlegen; denn ich weiß nicht nur, was mit Ihnen und Ihrem Hause schon vorgegangen ist, sondern auch, was geschehen wird. Ich kann Ihnen jede Schüssel nennen, die Sie in dieser Woche bei Ihren Mahlzeiten gehabt haben, wer Ihnen die Gerichte geliefert hat und von wem Sie dieselben morgen und übermorgen erwarten. Im Vertrauen kann ich Ihnen sogar ins Ohr sagen, wer gestern Abend der Madame Fouché zu Füßen gelegen hat, und wer heute Abend sich ihr zu Füßen werfen wird.

Hier unterbrach sie Bonaparte mit seiner ihm eigenthümlichen Kraftsprache:

„Haltet nur Beide das Maul, Ihr seid alle Beide große Gauner, aber ich kann allein entscheiden, wer von Euch der größte ist.“

Ohne noch eine Silbe hervorzubringen, verbeugte sich T—d gegen Fouché tief. Bonaparte lächelte und gab ihnen den Rath, sich hübsch unter einander zu vertragen, wenn sie Lust hätten, ihre Stellen noch länger zu behalten.

Ein Mann, Namens Du Croux, der sich unter Robespierre von einem Bartpfleger zum General aufgeschwungen hatte, nachher aber wegen seiner Unwissenheit abgedankt war, bekam bei Bonaparte den Dienst eines geheimen Spions gegen Fouché, und dieser brauchte ihn wiederum in derselben Eigenschaft gegen Bonaparte. Seine Berichte waren geschrieben und er lieferte sie in die Hände seines Kaisers und seines Ministers. Eines Morgens gab er aus Irrthum den Bericht des Kaisers über ihn selbst, der eigentlich für Fouché bestimmt war, Napoleon. Bonaparte fing an zu lesen:

„Gestern Morgen um 9 Uhr betrug sich der Kaiser völlig wie ein Wahnsinniger; er fluchte, stampfte, stieß mit den Füßen, schäumte, schrie.“

Hier fiel der arme Du Croux ihm zu Füßen und flehte um Gnade für den einfältigen Streich, den er gemacht hatte.

„Für wen,“ fragte Bonaparte, „war diese verrätherische Correspondenz bestimmt? Gewiß für einen englischen oder russischen Agenten, für Markoff oder Pitt. Wie lange habt Ihr schon gegen mich gearbeitet, und wo sind Eure Spießgesellen?“

„Um Gotteswillen, hören Sie mich, Sire!“ rief Du Croux. „Euer Majestät Feinde sind auch immer die meinigen gewesen. Dieser Bericht war für einen Ihrer besten Freunde bestimmt, wenn ich aber seinen Namen nennte, würde er mich vernichten.“

„Sag' ihn heraus, oder Du stirbst!“ schrie ihm Bonaparte zu.

„Nun denn, Sire, es war für Fouché, und für keinen Andern.“

Bonaparte schellte hierauf Duroc, dem er den Befehl gab, Du Croux in ein Loch zu sperren, und Fouché holen zu lassen. Der Minister leugnete alle Bekanntschaft mit Du Croux, welcher, nachdem er auf's Stärkste torquirt war, seinen dummen Streich auf der Folterbank mit dem Leben büßen mußte.

Etliches zum Lobe der Neuzeit.

(Von einem Buchbinderlehrpurschen.)

(Fortsetzung.)

Dies Alles macht die Liberalität und Humanität, die in der Neuzeit nun einmal zu Hause ist. Ja Liberalität, Humanität macht Front nach allen Seiten. Ihr Wahlspruch heißt:

Milde Schonung, schonende Milde!

und in ihrem Schilde führte sie den sanften Heinrich in blaßblauem Felde. Wie der rothe Faden durch das englische Tauwerk und wie das behördliche Ermessen durch die Gesetzgebung, so zieht sich, und dies ist gewiß ein trefflicher Zug im Charakter der Neuzeit, die Humanität durch alle Verhältnisse des Lebens hindurch. Wer mag ihr widerstehen, da selbst Post und Polizei, beide weiland wegen ihrer Manierlichkeit so übel berüchtigt und vielfach verschrieen, ihr entgegenzustreben nicht weiter vermocht haben? Humanität hat die Juden, so weit räthlich, emancipirt; Humanität die Cavillerei der alten Anrüchigkeit entnommen, und wie die Sonne nicht nur über die Guten, sondern in wohlthätiger Weise auch über die Bösen scheint, so läßt die Humanität nicht blos die Ehrlichen, sondern auch insbesondere jene armen Menschen sich empfohlen sein, die das Unglück haben, bei ihrem Thun und Treiben so oder so mit der Gesetzgebung in mehr oder minder gröblichen Conflict und hiernach in eine der großen staatlichen Anstalten zu gerathen, wo sie ein äußerst eingezogenes Leben führen müssen. Mit fast ängstlicher Sorgfalt wird hier darauf Bedacht genommen, die Pflichten der milden Schonung und der schonenden Milde gegen sie zu erfüllen, und dem, von ihnen selbst, im Zustande ihrer Verblendung, mit Füßen getretenen Ehrgefühl, so wenig als möglich zu nahe zu treten, und es würde in der That unbegreiflich sein, und dem Begriffe der Humanität gerade widersprechend erscheinen, daß man den an sich so humanen Brauch, Ankommende mit einem altdeutsch biderben Willkommen zu begrüßen, dort abgeschafft hat, wenn man nicht wüßte, daß es mit dieser Art Willkommen eine eigne Bewandniß der Uneigentlichkeit hatte, in Folge welcher es den Wünschen der eintretenden Gäste selbst mehr entsprechend befunden wird, sie ohne viele Bewillkommnung, ohne große Umstände und so geräuschlos und still als möglich ihren Einzug in das große Haus halten zu lassen.

Dort sind sie geborgen
Vor drückenden Sorgen;

und haben sie dasselbe nach längerer oder kürzerer Zeit verlassen — sie sind drum nicht verlassen — denn ein von

der Humanität aufgerichteter Verein *) widmet ihnen zuvorkommend seine Fürsorge.

Alle Welt will jetzt und alle Welt soll jetzt human behandelt werden. Wer aus dem altväterschen „Er" „Du" „Ihr" sich nicht heraus- und in das moderne „Hör'n Se" sich nicht hineinzufinden vermag, wer sich nicht enthalten kann, im Umgange mit seinen Untergebenen dann und wann noch einen Gellertschen Ochsen oder Esel **), ein Graupelwetter, oder ein Himmeltausend u. s. w. mit herauszulassen, kurz, wer das Strenge mit dem Zarten nicht zu verbinden weiß, der sage ja nicht, daß er es bis zu einer zeitgemäßen Humanität gebracht habe. Denn die neuzeitige Humanität verlangt den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, und mit Recht ist daher auch von ihr die noch bei unsern Vätern einst so beliebte, gegen allerlei Ungehörigkeiten häufig angewendete „ungebrannte Asche" ihres angeblich sehr bittern und penetranten Geschmacks wegen in Verruf gestellt worden. Ich für meine Person habe dieses heroische Heilmittel noch nicht geschmeckt. Ich glaube aber fast selbst, daß es den angenehmen Dingen kaum beizuzählen sein möchte, wenn ich bedenke, wie ungeberdig sich meine Meisterin stellte, als vor einiger Zeit beim Meister die Galle doch einmal zum Ueberlaufen gebracht wurde, und er nun derselben, zu endlicher Heilung ihrer Protestirsucht, eine Dosis davon mit dem langen hölzernen Löffel verabreichte. Die ungebrannte Asche ist zwar noch, sowohl in der Haus-, als in der Schul- und Staats-Apotheke, officinell, der unbeschränkte Gebrauch derselben aber nirgend mehr gestattet. Im Hause darf sie nur mit vieler Vorsicht, in der Schule nur im Fall der höchsten Noth und wo nichts anderes mehr anschlagen will, verschrieben werden, wenn Polizei und Schulinspection den übertriebenen oder voreiligen Gebrauch nicht mißfällig wahrnehmen sollen; im Staate aber beruht die Anwendung derselben, wie bei den Giften, auf vorher einzuholender höherer Genehmigung und es dürfen selbst dann nie mehr als die vom Arzte besonders verordneten und in keinem Kurfalle über 90 Stück Pulver, und auch diese nur nach und nach, verabreicht werden ***).

Wie nun diesem Allen zufolge die Humanität in der vielfachsten Beziehung einerseits als Menschenfreundlichkeit sich ausspricht, so hat sie andrerseits zur hohen Thierfreundlichkeit dermaßen sich gesteigert, daß man schon auf einem sächsischen Landtage sich dagegen mokiren zu müssen geglaubt hat *). Vereine gegen Thierquälerei sprossen überall auf, und wenn dieselben für jetzt und in der Hauptsache ihre Wirksamkeit zunächst nur auf wenige Hausthiere ausgedehnt und es sich zur Aufgabe gemacht haben, darüber mit Sorgfalt zu wachen, daß die Pferde in Futter und Schwanz nicht verkürzet, nicht übermäßig gepeitscht und beladen, auch nicht ohne Noth stundenlang dem Wind und Wetter ausgesetzt, die Hunde zum Ziehen überhaupt nicht gebraucht, und die Kälber in angemessenerer Weise als zeither zur Schlachtbank transportirt, hier aber nebst dem sonstigen Schlachtvieh möglichst kurz expedirt werden, so ist dies Alles wohl nur als ein kleiner Anfang zu betrachten, und man wird zuversichtlich, da die Humanität im Vorwärtsschreiten begriffen ist, sich auch noch bestreben, es früher oder später dahin zu bringen, daß überhaupt alles Incommodiren der Thierwelt von Seiten der Menschen aufhöre. Vielleicht schon die übernächste Generation wird, im Ueberschwange thierfreundlicher Humanität, vor dem Gedanken, ein unschuldiges Thier zu schlachten, ein Stück Wild zu erlegen, zurückbeben; die Kettenhunde werden dann frei, die Vogelbauer groß und klein beseitigt, die Peitschenfabrikanten aus der hochcultivirten Welt verdrängt, und Menagerien, Tanzbäre und Hundecomödien nur noch vom Hörensagen bekannt sein, an Schlachten, Reiten und Jagen wird dann nicht mehr gedacht, höchstens noch hier und da ein Landgut ausgeschlachtet, ein Steckenpferd geritten, und ein figürlicher Bock oder Hecht geschossen werden. Und ist in solcher Weise das schöne Ziel erreicht und auf philozootischem Gebiet etwas zu thun nicht weiter übrig, dann, ja dann wird man mit doppelter Gewissenhaftigkeit es sich zur noch schönern Vereinsaufgabe machen, darauf zu denken, daß auch die Menschheit in ihrer Totalität von keiner Seite gequält, auch ihr, wenn sie drischet, das Maul nicht verbunden werde — sorgen wird man, daß kein Beamter, kein Gewerbetreibender über Pferdearbeit sich beschweren könne, und der Lehrstand förder nicht klagen dürfe, daß er alljährlich 4 Wochen Hundstage, und 48 Wochen Hundetage habe. — Beneidenswerthe Zukunft!

*) Der Verein für Versorgung der aus den Zucht- und Arbeitshäusern Entlassenen.

**) Ihr Esel, die ihr Alle seid,
Euch Ochsen geb' ich den Bescheid u. s. w.
Gellert.

***) Criminalgesetzbuch des Königreichs Sachsen Nr. 23.

*) In der 96. Sitzung der zweiten Kammer ließ der jagdfeindlich gesinnte Abgeordnete Scholze, mißmuthschwanger also sich vernehmen: „Man kann getrost sagen, die unvernünftigen Thiere „werden mehr geschützt als die Menschen. — Geht ein armes „Weib in's Holz und pflückt sich dort im Gehege etwas Gras ab, „so wird sie hart gestraft! aber die Rehe mögen die Wälder ungestraft ruiniren; die Hasen können das Kraut abfressen, so soll „es nach diesem Gesetz nichts zu bedeuten haben. Wenn ich dem „Diebe eine Kugel nachjage, so hat es nicht soviel zu bedeuten, „als wenn ich ein Reh oder einen Hasen todt schieße."

Und wie hell, wie überaus klar und aufgeklärt wird diese sein! Ist doch die Gegenwart schon auf nichts so sehr als auf Licht erpicht! Licht und Glanz soll es geben in der Außenwelt, — Licht und Aufklärung im inwendigen Menschen!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Frauen und Sterne.) Sollten nicht die Sterne die Frauen des Mondes sein, welcher lüsterne Bube sich einen ziemlich angefüllten Harem angeschafft hat! — Der Mond ist ja im Himmel, und wo gäbe es einen Himmel ohne Frauen? — Wir Deutschen haben den Mond zum Manne gemacht, während ihn fast alle anderen alten und neuen Völker für weiblich halten. Darin zeigen wir unsere anständige Artigkeit, daß wir einer Dame nicht das neckische Hineinlugen in allen Lauben und Kämmerlein, wo sich die Liebe für unbelauscht hält, zutrauen, wie es doch die Unsitte des Mondes ist. Oder sollten wir glauben, ein Weib könnte die Liebeshändel nicht so verschweigen, wie es vom Monde geschieht? Oder haben wir deshalb den Mond zum Manne gemacht, weil er Hörner hat? Hinweg mit diesen unsaubern Gedanken! —

Der Mond ist ein Mann, und die Sterne sind die zahllosen Augen seiner zahllosen Angebeteten, die schäkernd auf ihn hinschauen, die er rastlos verfolgt und nie erreicht, darum sieht der arme Gesell so blaß aus und zehrt sich bisweilen ganz ab.

Ihr auf Erden wandelnden Sterne, macht Ihr es denn besser mit uns? — Ihr leuchtet uns lieblich hinein in die Nacht des Lebens, und wir armen Männer werden, statt mondsüchtig, sternsüchtig, und träumen wachend und wachen träumend, bis uns Eure Augensterne zu Liebessternen geworden, die freundlich zu sich hinwinken.

Aber Ihr feurigen Frauen-Sterne, warum werdet auch Ihr oft sternsüchtig? und blicket dem Manne nicht in die Brust, in welcher ein Herz für Euch schlägt, sondern auf dieselbe, ob dort Stern und Orden glänzen? —

Frauen und Sterne! wie viel erfreuliche und unerfreuliche Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten lassen sich zwischen beiden auffinden!

Manche Frauen sind Fixsterne, sie stehen fest in ihren Grundsätzen; manche Frauen sind Fixsterne, sie stehen fest in ihrem Eigensinne.

Wandelsterne sind sie in der Liebe, in der Laune, in der Mode.

Kometen sind die Frauen, welche nur zu glänzen glauben, wenn ihnen ein ganzer Schweif von Bewundern nachfolgt. Doch die Kometen sind nur selten, Frauen, die ihnen gleichen, sind alltäglich, allabendlich, allnächtlich, allüberall zu schauen. —

Sterne glänzen nur in der Ferne, ein edles Weib, ein Stern ihres Geschlechtes, glänzt um so herrlicher, je näher sie uns ist, je genauer wir die Strahlenfülle ihrer Tugenden betrachten. Dem falschen Lichte der Sterne gleicht das Licht der falschen Augensterne, die uns Liebe heucheln; ihre Strahlen dringen nicht herauf von dem Altare des Herzens, es sind matte Strahlen, zurückgeworfen von dem Hohlspiegel der Koketterie.

Die Sonne des Tages verdunkelt die Sterne, sie werden matt und müssen das erborgte Licht zurückerstatten. Trifft nicht dieselbe Sonne auch so manchen Frauen-Stern matt, aller Reize entkleidet, welche die Nacht hindurch geflimmert haben! — Aber schaut dort die treue Gattin, die liebende Mutter! wie begrüßt sie jetzt eben, während Jener Alles öde und wüst erscheint, glühend und glücklich die Ihren, mit dem freudetrunkenen Morgengruße! Sie ist die Sonne, vor der jener Stern erbleicht.

Sterne glänzen am Himmel; in den Augensternen eines liebenden Mädchens, einer liebenden Gattin, einer liebenden Mutter, lachen alle Himmel der Unschuld, der Milde, der Engelsreine. Laßt uns diesen Sternen folgen, sie sind unsere Glücks-Sterne! —

Der Mann, dem es vergönnt ist, einen solchen Stern an seine Brust zu drücken, möchte das Sternenheer aufrufen, seiner Glückseligkeit einen Jubel-Hymnus anzustimmen. Er weiht sich dem Sterne der Freude und des herrlichsten Erdenfriedens, der mit seinem blauen, duftenden Auge ein Himmelszelt über das Herz aufschlägt, worin nur die reinen Accorde der Eintracht erklingen. Da sind dem Glücklichen alle Menschen Brüder, ein liebendes, geliebtes Wesen söhnt ihn mit der ganzen Welt aus, sie ist ja seine Welt, sie ihm der Verein alles Guten und Schönen. Und wenn er sie in dem Gottwerden der Liebesentzückung an die Brust drückt, die ihm plötzlich so weit geworden, so reich an Entzücken und Begeisterung, wenn er auf die Rosen-Lippen, die ihm eine Morgen- und Abendröthe freudiger Verkündigungen sind, den glühenden Ausspruch von tausend Empfindungen, Wünschen und Vorsätzen, den Kuß der Liebe drückt, dann — dann gehört Himmel und Erde und die Sternen-Schaar und die Menschen-Schaar ihm, und er selbst ist nur ein Atom der unendlichen Weltliebe. Der Glücklichste fühlt und ruft in diesem Momente:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!

(Meinungen und Visionen von Adam und Eva.) Als bekannt dürfen wir voraussetzen, daß, als die Welt geschaffen war (und zwar, wie man bestimmt wissen will, den 26. October gegen Abend im Jahre 1), der Schöpfer nicht wollte, daß der ehrliche Mann, Adam, allein sei, und daß er ihm während des Schlummers aus einer seiner Rippen die reizende Eva (im Hebräischen Chaua, der vom Leben entspringt) schuf. Adam erwachte, sah die schöne Braut neben sich stehen und rief aus: „Das ist doch Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Man wird sie Männin (Ischa) heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist.“ Die Rabbinen haben eine eigenthümliche Erklärung des Namens Heva (Eva). Er kommt her, sagen sie, von Chivah, schweigen, plaudern, was die Weiber so gern thun, denn von zehn Theilen der vom Himmel der Welt mitgetheilten Redseligkeit und Sprechlust haben die Weiber neun Theile an sich genommen und den Männern nur den zehnten Theil gelassen.

Der gelehrte Rabbine Akkiva sagt in seinem Buche Othioth: Gott aber erzeigte unserm Adam und seiner Eva viel Ehre, machte zwölf Hochzeitshimmel von lauter Edelsteinen, putzte die Braut mit eigenen Händen und copulirte das Brautpaar. Zum Hochzeitsmahle gab er ihnen dann die lieblichsten Speisen und herrlichsten Leckerbissen des Paradieses und bereitete ihnen einen Tisch von Edelsteinen, deren jeder hundert Ecken lang und sechszig Ellen breit war. Die dienstbaren Engel eilten herbei, koch-

ten, steckten die Braten an die Spieße, kühlten den Wein, trugen auf und beschickten die Tafel. Das sah von weitem die Schlange, welche war der gefallene Engel Sammael in dieser Hülle, wurde neidisch und beschloß, die Neuvermählten unglücklich zu machen, weil er selbst nicht glücklich war und keine Glücklichen sehen mochte. Nach der Verführung aber wurde Eva schwanger und empfing den Kain.

Vorher aber hatte schon Adam mit hübschen Teufelinnen und Eva mit galanten Teufeln geliebelt, wodurch die Untergeistlein der Erde erzeugt wurden. —

Einige Rabbinen wollen wissen, Eva habe von dem Erkenntnißbaume einen Ast abgebrochen und ihn als Prügel benutzt, mit welchem sie ihren Mann gezwungen, von der dargebotenen Frucht zu essen.

Der Rabbine Abarbanel behauptet, nur Adam und nicht sein Weib sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, soll sich aber wenig Freundinnen durch diese Behauptung gemacht haben.

Der Italiener Loredano, nachheriger Doge von Venedig, der die Geschichte Adam's und Eva's aufschrieb (Vita d'Adamo), ein Roman, welcher mehr denn acht Auflagen erlebt hat, versichert sehr ungalant gegen das schöne Geschlecht: Es war eine Wirkung der Güte Gottes, daß er ihn, als Eva aus ihm gebildet wurde, schlafen ließ, weil er wohl wußte, daß er bald in Gesellschaft seiner Frau se'ne Ruhe verlieren würde. —

In demselben Sinne singt auch ein deutscher Dichter:

„O Adam, uns'rer Väter Vater,
Dein erster Schlaf war Deine letzte Ruh!"

Die Jahre des Menschen.

Parabel.
(80 Jahre alt.).

Von den verschiedenen Stufen des menschlichen Lebens zählt man sich folgendes:

Als Jupiter den Menschen schuf, setzte er sein Lebensziel auf 30 Jahre, wie sich aber der Mensch über diese kurze Frist beschwerte, nahm Jupiter 20 Jahre von dem Leben des Esels, 20 von dem Leben des Hundes, und 20 von dem Leben des Affen, um sie dem menschlichen beizufügen. Daher kömmt es, daß der Mensch in seinen ersten 30 Jahren als der eigentlich für ihn bestimmten Lebenszeit munter, gesund und vergnügt ist. Von 30 bis 50 muß er sclaven und arbeiten wie ein Esel. Die Nahrungs- und Haushaltungssorgen, Frau, Kinder und Gesinde alles verursacht ihm unendliche Arbeit. Von 50 bis 70 Jahren nimmt er täglich von der Natur des Hundes an. Er murret und brummt. Die Schwachheiten seines Körpers machen ihm alles zuwider, und er ist sich und andern verdrüßlich. — Von 70 bis 90 Jahren wird er allmählig wieder kindisch und spielt zuletzt mit den Kindern wie die Affen.

— Auf einem Balle beim Sperl trat unlängst ein junger Mann einen andern, der sehr dünne Beine hatte, unversehens auf eines seiner Fußgestelle. Der Getretene zog schmerzlich den Fuß in die Höhe, und rief voll Zorn: Na, Sie grober Mensch, glaubens vielleicht, daß ich meine Füß' g'stohlen hab? — Gott bewahr', war die Antwort, da hätten Sie sich gewiß ein paar Bessere ausg'sucht.

(Verschiedener Zank.) Zank unter Verliebten sind leichte Wölkchen; es fallen einige Tropfen, und der Himmel lacht wieder hell und freundlich.

Zank unter Eheleuten, ist ein vorüberziehendes Gewitter, manchmal vom Donner, kalten Blitzschlägen und wohlthätigen Regengüssen begleitet, worauf die Sonne ehelicher Eintracht um so erquickender leuchtet.

Zank zwischen Weibern ist ein allgemeiner Aufruhr der Elemente. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, Guß auf Guß, Hagel, Erdbeben, Sturmgeheul. Die Wolken haben sich entleert, das Gewitter zieht ab, aber in der Ferne leuchtet noch immer der Blitz, hallet des Donners Gebrumme.

Die aufrichtigen Krämer.

Mit Handschuhwaaren sind zu Markt zwei Krämer,
Der Eine aber, ein geborner Bremer,
Verkauft die Waare um so niedern Preis,
Daß sich's der And're nicht zu reimen weiß
Und spricht: „Was ihr thut, Nachbar, kann nicht Jeder,
„Ich stehle doch zu meiner Waar' das Leder,
„Und kann sie doch nicht geben um das Geld."
Da lächelt der industriöse Held,
Und sagt ihm leise, aber unverhohlen,
Daß er die Waare fertig schon gestohlen.

Stadt-Theater zu Leipzig.

In den Gang der Oper und des Schauspiels brachte in letzterer Zeit der Balletmeister Fenzl nebst Familie und Zöglingen vom k. k. privilegirten Theater an der Wien und Leopoldstadt reges Leben. Seine Vorstellungen fanden vielen Beifall und das Theater war trotz der fürchterlichen Hitze immer besetzt. Vorzüglich gefiel: Der Zauberpfeil oder die Geistererscheinung, sodann „die Nymphe als Schwan." Herr Klempfner war ein vorzüglicher Pierrot.

Am 12. August wurde zum Besten des hiesigen Theater-Pensions-Fonds Göthe's „Götz von Berlichingen" dem Publikum vorgeführt, nachdem das Stück seit sieben Jahren vom Repertoir verschwunden war. Herr Rott, Regisseur des königl. Hoftheaters in Berlin, hatte bereitwillig die Rolle des Götz in Ermangelung eines Helden an unserer Bühne übernommen. Die Vorstellung wurde durch das gemeine Benehmen Etlicher beinah etwas gestört, denn beim Auftreten des Herrn Heese fingen solche Elende an zu pochen, um Rache zu nehmen, da Herr Heese Einen derselben privatim beleidigt haben soll!!! Der Spectakel wurde trotz dem Ruhegebot mehrer Kraftstimmen immer ärger, daß Herr Rott erscheinen und Worte der Sühnung sprechen mußte. Herr Heese spielte nun mit einer Begeisterung, daß bei seinem Abgange ein Applaus erfolgte, wie ihn selten ein Schauspieler erlebt, ja sein Sieg war so groß, daß er förmlich noch einmal erscheinen mußte, um in Beifallsjauchzen und donnerndem Applaudissement die Gewißheit seines Triumphes hinzunehmen.

Den 17. August verkündigte der Zettel zum erstenmale: Werner, oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen von C. Gutzkow.

Schon nach der ersten Aufführung dieses Stückes auf dem Hamburger Stadttheater, sah sich der Verfasser genöthigt, eine Analyse über seine Dichtung im Telegraphen zu geben und es wäre auch wirklich ein jesuitischer Pfiff, die Dichtung in dem „Werner" für constatirt auszugeben. Wo liegt denn in aller Welt die Dichtung? Ich finde nur eine prosaische Prosa, sie wird uns zwar auf der Bühne vorgeführt, sie wird mit Affect, zuweilen sogar im Tone des recitirenden Trauerspiels gegeben; aber wird denn irgend eine Pro'a durch die Declamation zur Poesie?

Fürwahr! es kostet Mühe, die Exposition in dem Stücke halb und halb zu begrenzen, aber der erste und zweite Akt gin-

gen darauf. Ist das eine Exposition nach irgend einer Regel und Kunst?

Schlagt doch nur das bürgerliche Trauerspiel unseres Schillers auf: „Kabale und Liebe." Mit den ersten Worten des alten Miller wissen wir, was da im Gange und Schwange ist. „Ich biete den Junker aus!" In den Worten liegt eine so entschiedene Beschreibung der Verhältnisse, daß jedes fühlende Herz, jeder Kopf, sei es auch kein Spitzkopf, sich schon in die nicht verschleierten Wirren hineinfühlen, hineindenken muß. Die zwei ersten Akte sind förmlich auf Langeweile berechnet und die Frau Schulz mit ihrem Zubettgehen fünf Minuten nach sechs spielt herrlich auf das Gähnen an. Vom Anfang wollen wir auf das Ende gehen und dabei die Frage aufwerfen: Löst der Schluß die Wirren genügend auf? Mit nichten. Dem Publikum wird eine Aufgabe gestellt, die mit dem Buchstabiren im Contrast steht. Es ist ein so ungenügender Schluß, daß man, mit dem besten Willen, die Worte: „Und schweigend horcht das Haus" — nicht empfindet. Fragt man nach Handlung in diesem Stück, so heißt es wieder: Gedulde dich und schweig. Hätte Gutzkow diese Marie Winter doch lieber in eine Novelle gebacken. Nicht eine Ahnung von Katastrophe im ganzen Stück, wo ein Jurist, Heinrich von Jordan, ellenlange Monologe in seiner Expedition hält. Einen Vorzug hat das Stück in der blumenreichen Sprache, auch erfährt das Parterre, wie man einen Lehrstuhl bei der Universität bekommt. Eine sehr feine Weisung für alle Universitäten, und ich hätte wahrlich Lust, mir noch auf meine alten Tage vom Verfasser des Werner das canonische Recht dociren zu lassen.

Von der Bühne herab will man Wahrheit in idealem Gewande und bei der furchtbaren Hitze, die diesen Abend im Theater herrschte, wohl 90 Grad Reaumur, ist es denkbar, daß man all die Verstöße gegen die nackte Wahrheit übersähe. Herr Düringer als Werner strotzte voll Unnatur und mißfiel sehr; eine Wahrheit, in die Jeder einstimmen muß, der noch etwas Vernunft besitzt. Warum das widerliche Weinen und Grinzen? Und die Pausen. Gedächtniß! Gedächtniß! Herr Düringer. Ihre Kunstpausen ziehen nicht mehr, es sind abgenutzte Griffe, die das Publikum nicht länger mehr dulden wird. Fräulein von Tennecker schwebt immer auf dem Cothurn, Prinzessin oder Schneidermamsell, Kaiserin oder Bauermädchen, ihr gilt Alles gleich. Herr Reger und Herr Heese waren ganz an ihrem Platze. Herr Heese hat einen herrlichen Conversationston und bewieß abermals, daß die Direction einen recht braven Schauspieler an ihm besitzt. Herr Köhler, als Rittmeister, störte durch seine Uniform, er sah aus wie ein Trainknecht; ebenfalls gehörte Phantasie dazu, in Herrn Saalbach einen Polizeirath herauszufinden. Herr Saalbach hat sich in den Memoiren des Teufels einen Namen erworben, er suche ihn zu behalten.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Bei den Sommerbällen sieht man Kleider von Tarlatan, deren Falten mit farbigem Krepp gefüttert sind und ganz weiße Kleider mit Ueberwürfen in Rosa, Grün, Blau, Lilas, Gelb, an denen die Röcke fast ihrer ganzen Höhe nach mit Falten oder Volants in großen Zwischenräumen besetzt sind. Auf den Leibchen dieser Kleider finden sich ähnliche Verzierungen. So sind viele Leibchen aus horizontal in Falten gelegten Streifen gebildet, die man durch glatte Bündchen trennt und mit farbigem Krepp füttert.

Beim Ausgehen trägt man mehr als jemals Ueberröcke in der Amazonenform von Leinwand mit schmalen nußbraunen oder orangen Streifen. Diese Ueberröcke sind meist mit Schnürchen in der Farbe der Streifen besetzt und ein Hut von genähtem italienischen Stroh mit Sammetbändern oder eine Grasguirlande mit Blümchen paßt vollkommen zu diesen Ueberröcken. Zur Promenade trägt man entweder gestreifte Seidenstoffe, oder Barege, oder Organdi.

Die weißen Federn stehen mehr als je in Gunst auf italienischen Strohhüten, die russischen Federbüsche machen ihnen indeß den Rang streitig. Wir glaubten einen Augenblick, die schwarzen Spitzencamails würden außer der Mode kommen, aber wir irrten uns. Trotz dem, daß sie allgemein getragen werden, sieht man sie doch bei den elegantesten Damen.

Die jungen Mädchen tragen sehr einfache Langshawls, die trotzdem sehr gut aussehen und sehr wohlfeil sind.

Die kurzen Aermel sind allgemein angenommen. Die schwarzen Kleider sind sehr lang und haben ein glattes ziemlich steifes Leibchen: die kurzen Aermel endigen sich in zwei Bauschen; die langen Aermel dagegen haben immer Jockus, die der Besetzung unten auf dem Rocke ähnlich sind. Die leichten Kleider haben in Falten gezogene Leibchen mit kleinen Bündchen. Zu ihnen gehören Gürtel mit langen Enden. Die vorn offenen Kleider haben oft einen kleinen kurzen Gürtel, der mit einer einfachen goldenen Schnalle zusammengehalten wird. Man trägt auch Maintenon-Aermel und Aermel, die unten weit und oben enge sind, dazu Unterärmel von Batist oder Muslin. Die Promenadenkleider haben oft zwei ungemein breite Volants, die drei Viertel des Rockes bedecken; manche dieser Volants sind auch ausgezackt. Die weißen Kleider sind fast alle mit Schlitzen, Einsatzstreifen und kleinen Falten besetzt. Wir sahen eines von Jaconas, das fünf Reihen Einsatzstreifen hatte, deren jeder von dem andern durch sieben kleine Falten getrennt war; ein anderes von gesticktem Muslin. Zur Promenade oder zu Besuchen auf dem Lande trägt man gern Amazonenkleider von Zwillich, Nankin oder Piquée, die auf der Taille und vorn auf dem Rocke reich gestickt sind.

Herren-Mode. Die Röcke sind noch immer sehr kurz, sehr knapp an der Taille und haben sehr breite Kragen und Revers. Die beliebtesten Farben sind englische Bronze, Schwarz und Flaschengrün. Für Fracks zum Abend giebt man der blauen, bronzenen und schwarzen Farbe den Vorzug; alle diese Fracks haben sehr breite Schöße, die aber weit kürzer sind als im vorigen Jahre. Der Kragen und Revers sind glatt. Viele Fracks mit ganz geringem Ausschnitt vorn, haben schmale niedrige Kragen, enge Aermel und eine Reihe goldener Knöpfe, und vorn Patten in der Länge herab. Eine neue Abwechslung scheint die Mode der Herren zu erfahren, eine Rückkehr zu dem Mittelalter. Wir sahen einen kurzen Rock mit Stehkragen und weiten Aermeln, am Kragen vorn herunter und auf den Patten mit Schnurenbesatz; sehr lange Weste von denselben Stoff wie der Rock, mit Taschen tief unten und gleichsam besetzt, sogenannte Bratenwesten.

Expedition Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 10. (Sonnabend, den 3. September.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Ohrringe

von **L. M.**

(Fortsetzung.)

Robert war am ersten Weihnachtsfeiertage in der Kirche. So erbaulich aber auch der ehrwürdige Geistliche sprach, Robert mußte sich oft den Vorwurf der Zerstreuung machen. Immer und immer wieder musterte er die Bänke der Frauen. Die er suchte, war nicht zu finden. Ist sie vielleicht krank, dachte er, und erinnerte sich jetzt, daß es heute Morgen so ruhig und still über ihm war. Sonst hörte er wohl ihren leichten Fuß.

Nach beendigtem Gottesdienst eilte er nach seiner Wohnung. Ehe er sie jedoch erreichte, kam ihm der Pedell entgegen, und beschied ihn alsbald in's Verhör.

Robert war ärgerlich.

„Am ersten Festtage," erwiederte er; „ist denn der Fall so eilig?"

„Weiß dem Herrn Referendar keine Auskunft zu ertheilen," entgegnete Jener; „der Herr Rath ist schon in Loco."

Robert eilte hin. Kriminalrath Wedekind war bereits zugegen, und die Untersuchung begann mit Vernehmung der Bestohlenen.

Madame P. beschrieb die von ihr vermißten Ohrringe genau, erkannte hierauf die an das Gericht abgelieferten für die ihrigen, und bemerkte sodann, daß sie über die Art der Entfernung keine Auskunft zu geben vermöge, sich nur erinnere, den Schmuck gegen 10 Uhr Morgens noch gesehen und gegen 12 Uhr Mittags vermißt zu haben. Sie gab zugleich diejenigen Personen an, deren Anwesenheit zu jener Zeit ihr noch im Gedächtniß geblieben war, darunter auch Mademoiselle Walther.

„Diese," setzte Madame P. hinzu, „hätte ich wohl am wenigsten für die Thäterin gehalten. Seit den zwei Jahren ihres Hierseins hat sie wohl den ganzen Bedarf zu ihren weiblichen Arbeiten von mir bekommen, und ich habe sie immer für ein fleißiges und äußerst rechtliches Mädchen gehalten."

Dann kam der Polizeiofficiant an die Reihe.

Er gab die näheren Umstände der angestellten Haussuchung an, und erwähnte dann mehrere Momente, die er von Erheblichkeit für die Sache hielt. Er bemerkte unter Andern, daß Mademoiselle Walther, während sie ihm die Schlüssel gegeben, das Arbeitskörbchen mit einem Tuche bedeckt und zu sich genommen habe, und hob schließlich ihr Erröthen bei seiner Frage nach dem Inhalt des Körbchens hervor.

Wedekind ließ nun die Angeschuldigte vorführen.

Emma trat ein, und Wedekind folgte unwillkührlich dem Beispiel Robert's, indem er sie mit einer tieferen Verbeugung begrüßte, als er wohl Anfangs beabsichtigte.

Wie sehr erfreute es Robert, als er den günstigen

Eindruck von Emma's Auftreten bemerkte, welcher Wedekind sogar einen Stuhl reichen ließ. Robert wagte kaum aufzusehen, bis sich endlich doch ihre Augen begegneten, und ihr beiderseitiges Erröthen bewies, daß es nur dieses einzigen Blickes zur Verständigung bedurfte.

Nach den Fragen über Name, Stand, Alter und Religion ermahnte Wedekind die Inquisitin zur Wahrheit in ihren Angaben, hielt ihr im Allgemeinen den aus dem Besitz der Ohrringe gegen sie entstandenen Verdacht vor, und forderte sie dann zur Erklärung über den Erwerb derselben auf.

Die väterlichen Worte des Richters hatten Emma im Vertrauen auf ihr gutes Gewissen bestärkt, und sie erzählte, anfangs etwas unsicher: dann aber klar und bestimmt, was sie wußte; ihren Besuch im Galanterieladen, ihre Einkäufe, die Haussuchung, und schloß mit der Versicherung, daß es ihr unbegreiflich sei, wie der Schmuck in ihr Körbchen gekommen sein möge, da sie versichern könne, daß dasselbe seit ihrer Rückkehr aus dem Laden, wo sie es bei sich geführt, unausgesetzt in ihrer Stube gestanden, und sie selbst diese keinen Augenblick verlassen habe.

Wedekind hielt ihr nun die einzelnen Umstände ihres Benehmens bei der Haussuchung vor.

„Als der Polizeikommissär," bemerkte er, „von Ihnen die Schlüssel zu Kommode und Schrank erhielt, bedeckten Sie Ihr Arbeitskörbchen mit einem Tuche, und nahmen es zu sich."

„Ja," entgegnete Emma.

„Aus welchem Grunde bedeckten Sie das Körbchen?" fragte Jener weiter.

„Ich legte," erwiederte Emma, „das Tuch nicht in das Körbchen, um dessen Inhalt zu verbergen, sondern um nur das Tuch und noch Etwas bei Seite zu legen."

„Was war das Andere?" fragte Wedekind.

„Ein Epheukranz," antwortete Emma leise.

„Ein Epheukranz?" wiederholte der Richter verwundert, „wozu bedurfte es der Weglegung des Tuchs und eines so unbedeutenden Gegenstandes, wie ein Kranz ist?"

Emma schwieg erröthend.

„Auch," fuhr Wedekind fort; „errötheten Sie, als der Kommissar nach dem Tuche fragte, und auch jetzt wieder, Mademoiselle, verräth Ihr Farbenwechsel Ihr böses Gewissen. Sie waren zur Zeit der Entwendung am Ort, wo die Ohrringe entkamen, sie wurden in Ihrem Gewahrsam, in einem Behälter gefunden, in dessen ausschließlichem Besitz Sie sich, Ihrer eigenen Angabe nach, unausgesetzt befanden, Sie suchten, freilich ungeschickt genug, jenes Körbchen dem Auge des Kommissärs zu entziehen, Sie errötheten bei dessen Nachfrage — es liegt klar vor Augen, daß Sie sich eine Entwendung zu Schulden kommen ließen. Sie müssen selbst das Gewicht dieser Gründe fühlen und einsehen, daß Ihnen nur übrig bleibt, durch ein offenes Geständniß dem Gericht zu zeigen, daß Sie noch nicht ganz verstockt sind."

Emma seufzte tief. Bei der unmittelbaren Beschuldigung des Richters wurde zum erstenmale der Gedanke in ihr rege, daß sie selbst für die Diebin gehalten werden könnte, ja gehalten werde, daß es ihr nicht möglich sei, den gegen sie aufgehäuften Verdacht zu entkräften — sie dachte an ihren Vater — an Robert, der neben dem schrecklichen Manne saß, seine Beschuldigungen niederschrieb. Der Athem versagte ihr beinahe, ihre Brust wogte sichtbar und ein Strom von Thränen ergoß sich über ihr bleiches Gesicht.

Diesen Augenblick hielt der Kriminalist für besonders geeignet, sie mit allen Waffen seiner Untersuchungskunde anzugreifen, und als sich nach und nach die Aufregung seiner Inquisitin etwas gelegt hatte, und sie den Mund zum Sprechen öffnete, war er sehr unangenehm überrascht, als er statt des erwarteten Bekenntnisses neue Versicherungen ihrer Unschuld vernahm.

Er erklärte endlich:

„Bisher habe ich Sie mit derjenigen Schonung behandelt, welche Ihre Jugend zu verdienen schien, da jedoch Ihr Benehmen zeigt, daß Sie dieser Schonung unwürdig sind, so werde ich mich genöthigt sehen, zu Maßregeln zu schreiten, deren Anwendung Sie anderen Sinnes machen wird.

Emma sah ihn fragend an.

„Sie scheinen mich nicht zu verstehen," fuhr Wedekind fort; „so mache ich Ihnen denn bemerklich, daß Sie bei fortgesetztem Hinterhalten der Wahrheit körperlich gezüchtigt werden sollen."

Jetzt gerieth Robert, der die ganze Zeit in der größten Spannung geschwebt hatte, in eine ungeheure Aufregung. Er sprang auf, stellte sich neben Emma und während eine brennende Röthe sein Gesicht bedeckte, rief er mit bebender Stimme:

„Nein, das wagen Sie nicht!"

Emma umfaßte seine Hand. Wedekind sagte nach einer Pause:

„Sie vergessen Ihre Stellung, Herr Referendar. Ich bedaure den Ausbruch Ihrer jugendlichen Hitze. Ich breche das Verhör ab, da Sie nach diesem Vorfall die fernere Protocollführung nicht übernehmen können. — Gehen Sie an Ihren Platz," fuhr er fort, als Robert noch immer neben Emma stand, „damit Sie kein Dritter in dieser unwürdigen Stellung wahrnehme."

Emma gab seine Hand frei und Robert trat zurück. Wedekind schellte und ließ Emma in's Gefängniß zurückführen.

„Jetzt kein Wort," bemerkte Wedekind, als Robert sprechen wollte, „Sie sind aufgeregt, ich selbst wage jetzt nicht, Ihr Benehmen zu beurtheilen, und werde davon unsrer vorgesetzten Behörde die erforderliche Anzeige machen."

Robert verließ das Verhörzimmer, gedachte des hilflosen Walther und eilte nach seiner Wohnung.

Alles war still. Nach vergeblichem Klopfen öffnete er leise die Thür der kleinen Stube, welche er zum erstenmale betrat. Walther saß im Sessel, das Haupt tief auf die Brust gebeugt, die Hände zur Seite herabhängend.

Dem jungen Mann fuhr ein schrecklicher Gedanke durch die Seele.

Er faßte die Hand des Greises, sie war kalt; ein Blick in's gebrochene Auge bestätigte seine Ahnung — Walther war todt.

(Beschluß folgt.)

Einiges über gewisse Aerzte.

Harmlose Reflexion.

Es giebt Aerzte, welche nicht eher aus ihrem behaglichen Dunkel hervorgejagt werden, als bis man sie in die Ohren kneipt und auf ihre Dogmen-Leichdorne tritt. Diese Operation wird vollzogen, wenn man ihre mißlungenen Kuren sorgfältig prüft und sie mit der Fackel der Wahrheit und der ewig wahren Natur beleuchtet. Statt langer Reihen gelungener Kuren helfen dazu bei weitem mehr die Musterungen der fehlgeschlagenen. Die Oeffentlichkeit ist überall der mächtigste Hebel zum Bessern; mögen gleich die Praktiker es noch so sehr scheuen, aus ihrem behaglichen Schlendrian aufgerüttelt zu werden. Die praktische Vernunftmäßigkeit des Handelns ist keineswegs eine starke Seite der modernen Heilkünstler. Nicht die wirkende Natur, sondern eine starre Logik, eine dürre Literatur, das ist zumeist noch ihr Compaß. Der Wille der ärztlichen Kaste gleicht einer absoluten Aristokratie, deren Sektensinn gebrochen werden sollte. So weit der Staat Apotheken unter Aufsicht stellt, so sollte er auch den Geschäftsbetrieb der Aerzte unter Aufsicht nehmen. Viele Aerzte schreiben über ihre Krankheitsbehandlungen nichts nieder, oder nur so viel, als erforderlich ist, um den Kranken zu Neujahr einen Conto anhängen zu hängen. Gegen die einfachste, von der ungestörten Natur besiegbare Krankheit wenden sie heroische Mittel an, in der Art, daß sie zu chronischen Uebeln den Grundlegen! Es giebt Aerzte, die kein rothes Gesicht sehen, keinen gereizten Puls fühlen, ohne Blut zu vergießen, die jeder mit Heftigkeit eintretenden Krankheit mit Blutlassen begegnen; sie meinen, das sei seit Jahrhunderten gebräuchlich gewesen, und darum müsse es beim Alten bleiben. — Die Gräber sind stumm, sie decken so friedlich den, der den natürlichen Tod des Alters starb, als die in voller Jugendfrische prangende — und geknickte Braut! Könnten sie reden, diese Gräber, wie oft würden sie ein Anathema den Aerzten zurufen, wenn sie in die Ringmauern des Friedhofes eintreten. Wie mancher Säugling, der nicht sagen konnte, wo es ihn schmerzte, ist durch die vielen Mixturen und das viele Probiren der Aerzte geopfert worden? Hätten diese Gefühl für die durch sie gefallenen Schlachtopfer, müßte sie ein eben so geheimer Schauer auf den Kirchhöfen ergreifen, als wenn ein Feldherr über ein mit Leichen bedecktes Schlachtfeld hinschreitet. Hat dieser es siegreich gedüngt, so wird er mit Orden bedeckt, gleich dem sein Jubiläum feiernden Arzt, wenn er gleich die fleißigste Düngung dem Kirchhofe darbrachte.

(Cursaal.)

Etliches zum Lobe der Neuzeit.

(Von einem Buchbinderlehrpurschen.)

(Fortsetzung.)

Das alte einfache Oellämpchen wird eine immer größere Seltenheit und wäre wahrscheinlich schon ganz aus dem Kreise irdischer Erscheinungen getreten, wenn nicht noch hier und da ein vor Zeiten als Gewinn vom Pfingstschießen heimgebrachtes Exemplar in der Küchenwelt sich herumtriebe. Auch die Talglichte, die gezogenen, so wie die ungezogenen, die heutzutage — es muß dies in der neuzeitigen Witterung liegen — so leicht — Schnuppen bekommen und daher alle Augenblicke geschneuzt werden müssen, kommen mehr und mehr in Mißcredit. Die Neuzeit gab uns Argandsche-, Astral-, Sinombra- und hydraulische Lampen, sie schuf Spermaceti-, Palmwachs- und Stearinlichte mit glatten und mit hohlen Döchten, Apollo- und Millykerzen, lange ätherische Gasflammen und meilenweit in das Land hineinstrahlendes Sideralicht; daneben auch portatives Harzgas in luftdichten Säcken; und die mannigfachsten Maschinen und Vorrichtungen, um durch Drükken, Reiben, Stoßen oder Streichen all jene Lampen und Lichte, sobald wir es wünschen, augenblicklich in Wirksamkeit zu setzen, und wie daher die Schwefelhölzchen in neuer Zeit eine von unsern Vätern nie geahnete glänzende Rolle

spielen, so geht dagegen das Brennglas und das aus dem grauen Alterthum auf uns gekommene langsame und umständliche Zunderzeug, — dessen Zunder, beiläufig gesagt, wenn er tauglich sein und den Funken leicht fangen soll, nothwendig aus einem Stück Leinwand von einem emeritirten Mannshemd gefertigt sein muß — seiner völligen Beseitigung mit immer raschern Schritten entgegen. Nur die eben so langsame und umständliche Zündtrias: Stein, Stahl und Schwamm, dürfte, liebgewonnen und in Ehren gehalten von der ehrsamen Maurerzunft, noch lange dem Andrange der Zeit widerstehen.

Im Hause nicht nur, auch außer dem Hause will man hell es haben bei Tag und Nacht, und wenn in alter Zeit die Städte hauptsächlich dadurch, daß sie Thore hatten, von den Dörfern sich unterschieden, so ist in der neuen Zeit, wo man fast überall die Thore — um den Bürgern ein besseres Auskommen zu verschaffen — weggenommen hat, die Straßenbeleuchtung an die Stelle jenes alten städtischen Merkmals getreten.

Damit aber auch all' dem vielen schönen Lichte Gelegenheit werde, seine Strahlen auf das Glänzendste brechen und entfalten zu können, unterläßt man nicht, Alles zu lackiren, zu poliren, zu decatiren, zu wichsen und zu bronziren, was nur halbweg wichs-, sowie lack-, pol-, decat- und bronzirfähig ist, vom Schuh bis zum Hut, von der Pitsche bis zur Chiffonière, vom Spucknapf bis zur Theemaschine!

Aber erst das Seelenlicht! — Kaum kann das Kindlein lallen, und leidlich fest auf eignen Beinchen stehn, da wird in seinem Köpflein schon, beim kindischen Spiel, manch Lichtlein aufgesteckt *). Ist's aber erst, seiner geistigen Militärpflicht Genüge zu leisten, in das Corps der ABC-Schützen eineangirt, dann kann es dem Illuminiren gar nicht entgehen. Licht dringt von allen Seiten auf dasselbe ein. Die Fibel, dieses so lang', so hoch- und weitgeachtete Geisteswerk mit seinem gravitätischen Kikeriki-hahn und schwarzem unilluminirten Bilderwerk, mit seinem Affen, der possirlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt, — die Fibel, das alte pädagogische Oellämpchen, giebt's nicht mehr her; — auch Luthers Katechismus, weiland das einzige dem Lehrer und Schüler zu Gebote stehende Schul-Talglicht, thut's nicht mehr, sein einfacher Schimmer will nicht mehr genügen. — Lehr- und Lesebücher, angefüllt mit den mannigfaltigsten Mannigfaltigkeiten aus allen Kreisen des profanen menschlichen Wissens — diese wahren geistigen buntfarbigen Spermacetillichte und Millykerzen stehen jetzt in Ehren und verbreiten ein stupendes Licht. Vom Illuminireifer ergriffen, weiß die neuzeitige Elementarvolksschule fast alle existirende Wissenschaften in ihren Bereich zu ziehen, ja in der Stadt, wo meines Meisters Frau her ist, hat auf dem Lehrplan der dortigen Armenschule einen Platz sogar — die mathematische Geographie gefunden. Allah ist groß! Groß und erstaunenswerth aber auch das Wissen, das, nachdem es sich in den jungen Seelen glücklich entwickelt hat, rasch zum Kopfe hinaufsteigt, und dort, so weit es nicht als flüchtiges Gas etwa verdampft, bei Vielen als Weisheit in der Nasenspitze sich verdichtet und ablagert. Selbst die bunten irisirten Umschlagschalen der Schreibebücher weiß die neue Zeit zu benutzen, um durch allerlei darauf angebrachte lehrreiche Bilder Geist und Gemüth der Kinder anzuregen, und haben derartige Buchschalen nebenhin noch das Gute, daß sie bei dem jährlichen Examen mancherlei Unterhaltung den geehrten Mitgliedern der Prüfungscommission gewähren, die sich, wie ich selbst als sonstiger Primaner manchmal bemerkt zu haben glaube, an den Schildereien außerhalb nicht weniger zu ergötzen schienen, als an dem Geschriebenen innerhalb.

Und die Herren Buchhändler, die wohlgeneigten Gönner und Beförderer der Buchbinderei, wie mühen die sich das ganze Jahr hindurch ab, Licht zu verbreiten, und Aufklärung zu befördern in der Welt, und Alles, aus purer Liebe zur Menschheit, Alles, um — „einem längstgefühlten Bedürfnisse menschenfreundlich abzuhelfen." — Zu Weihnachten spenden sie lehrreiche möglichst gemüthliche Schriften mit und ohne Bilder, für die liebe kleine Kinderwelt; zu Ostern: erbauliche Mitgaben für's ganze Leben — und freundliche, zarte Weihgeschenke für angehende Jünglinge und Jungfrauen; zu Pfingsten theilen sie die Kunst mit, in 15 Stunden allerlei fremde Sprachen zu erlernen, damit man, vorkommenden Falls, in geschäftlichen oder andern Beziehungen mit den Parthern und Elamitern, den Cretern und Arabern, sowie mit denen von Cyrene und Tiflis sich gehörig zu verständigen, in Stand gesetzt werde; zu Johannis und Michaelis bis wieder zu Weihnachten beschenken sie uns mit populären Astronomien, populären Mathematiken und Chemien, so wie mit sehr gründlichen Anweisungen zu Diesem und Jenem für den schlichten Bürger und Landmann. — Auch widmen sie dem Speciellen ihre Sorgfalt, und geben heute „das Ganze der Semischgerberei;" morgen „das Ganze der Seifensiederei" und einen vollständigen „Unterricht in der Pfefferkuchen- und Fastenbrezelbäckerei," zum Besten, und

*) Vor Kurzem erst wieder (Dresdner Anzeiger 1842 No. 120.) kündigt der D. Höfer und Frau in Dresden, — und weiterhin auch der D. Döring daselbst die Eröffnung einer Vorschule, d. i. einer Erziehungs-, Spiel- und Beschäftigungsanstalt, für Kinder vor dem 6. Lebensjahre, an.

übermorgen muß „der Bautischler" — „der allzeit fertige Tafelschneider" und „der wohlunterrichtete Kunst-, Waid- und Schönfärber" von den nöthigen erläuternden Kupfertafeln begleitet, in die literarische Welt hinaus. Rechnen wir zu dem Allen noch die große Zahl der Tageblätter und Wochenschriften, die, fast insgesammt, vor lauter Erleuchtungstendenz, oft nicht wissen, wo sie Stoff genug auftreiben sollen, und die sich daher alle bereitwillig und nachdrücklich aushelfen, so daß man das, was man schon in vieren gelesen hat, im fünften zu mehrer Gedächtnißimprimirung noch einmal wiederholen kann — so sage mir Einer, ob da nicht Aufklärung kommen muß, sie mag nun wollen oder nicht.

Und sie ist gekommen — freuen wir uns — sie ist da mit Sack und Pack!

Da seht diese Armenschüler! Kaum haben sie in der mathematischen Geographie die Lehren von den Wendekreisen, von der Ortslänge und Ortsbreite zu vernehmen das Vergnügen gehabt, so haben sie keine Ruhe mehr daheim im Vaterhause; es drängt sie hinaus — die Erde genauer kennen zu lernen, sie wenden sich im weiteren Kreise, heute nach Ost und Süd und morgen nach West und Nord, und suchen eifrig alle in diesem Striche gelegenen Dörfer ihrer Länge und Breite nach durchzumessen, und so die Theorie mit brodbringender Praxis zu verbinden, und gewiß gern würden sie schärfer noch jene hohe Wissenschaft betreiben, wär' nur der Herr Gensd'armes ein Wenig weniger scharf.

Seht diese Elementarvolksschüler! Ihr mögt sie fragen, was ihr wollt, auf Alles wissen sie Bescheid zu geben, von Allem etwas zu erzählen. Die eleusinischen, ingleichen auch die physiologischen und hundert andere Geheimnisse sind insgesammt für sie Oeffentlichkeiten geworden. Nur weniger Jahre bedurfte es, um ihnen den Glauben beizubringen, daß sie sich wohl als der pädagogischen Zucht und Anweisung entwachsen ansehen könnten. Die Aufklärung hat sie vor der Zeit mündig gemacht, und kein Lehrer wird ihnen das Zeugniß versagen können, daß sie wirklich den Mund gehörig zu gebrauchen und denselben mitunter so voll zu nehmen wissen, als ob sie die volle Mündigkeit erlangt hätten. — Aus der Rechtslehre, die Manche von ihnen daheim, aus gelegentlichem Diskours treuer Eltern, kennen gelernt, haben sie erfahren, daß wie der Lehrer, so auch der Schüler seine Rechte habe, und die Weisheit in der Nasenspitze läßt sie daher, wenn es gilt, zu keiner Zeit um eine spitze Rede oder Antwort verlegen sein. —

Seht das junge Deutschland, wie es so frisch und lebensmuthig im Sonnenglanze der Aufklärung sich bewegt! Wie so rüstig es nach immer größerer Selbstständigkeit ringt! Wieviel geläuterter und freisinniger gegen sonst seine Begriffe von Bescheidenheit, Gehorsam rc. sich gestaltet haben! Der Gehorsam, wie er ehedem verlangt wurde, ist ebenso, wie die alte Bescheidenheit als nutzlos, unbequem und der Neuzeit völlig unangemessen von unsrer Jugend dem alten Eisen beigesellt worden. Nur keinen Zwang! darum Gehorsam nur — wenn's gefällig ist; Bescheidenheit nur — wenn's nicht genirt. — Und wozu Lehre annehmen? Muß doch das Ei, von der Aufklärung bebrütet, um ein gut Stück klüger sein als die Henne. Meine Meisterin, deren Geburtstag, unter uns gesagt, noch in das vorige Jahrhundert fällt, kann sich freilich mit diesem neuen Wesen gar nicht recht befreunden, desto besser aber kann ich es, und auch unsre Hanne scheint gut einschlagen zu wollen. Seitdem diese im vergangenen Winter zu einem Gesellenball als Fräulein Hannchen eingeladen worden, mag auch sie vom Dienen und Vermiethen nichts mehr wissen. Sie conditionirt jetzt, wie sie sagt, und ist von Michaelis d. J. an bei einer andern Herrschaft — engagirt. Ich, wie gesagt, habe im Geringsten nichts dawider, aber wenn's die Meisterin hört — die wird ihr wohl das Conditioniren einstreichen, und sie beengagiren.

Seht aber nun auch das ältere Deutschland in seiner Erleuchtung! Meister Krispin hat sich zum Herrn Krispin — der Schulmeister zum Schullehrer oder gar zum Cantor — der Gastwirth zum Gasthalter — der Schänkwirth zum Cafétier — der Gutsverwalter zum Guts-Inspektor — der Taschenspieler zum Professor der Magie hinaufgeschwungen; der ehrliche und ehrenwerthe Bauer ist Oekonom geworden, und spricht gelehrt von „rationellem" Betrieb der Landwirthschaft; der eben so ehrliche und ehrenwerthe „Schneidermeister" hat sich in einen „Kleiderkünstler," in einen „Modisten" umgekleidet, das Maasnehmen und Zuschneiden auf feststehende anatomisch-transscendental-technische Regeln zurückgeführt, und so sein Metier wissenschaftlich begründet. Alles Folge der Aufklärung. —

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Eine zahlreiche Nachkommenschaft.) Der englische Gesandte in Persien, Sir Gore, bat bei seiner Abschiedsaudienz den König von Persien, ihm gnädigst zu sagen, wie viel Kinder er habe, um über einen so interessanten Umstand seinem

eigenen Monarchen Rechenschaft geben zu können, wenn dieser sich darnach, wie zu vermuthen stehe, erkundigen sollte. „Hundert vier und funfzig Söhne," erwiederte der Schach. — „Darf ich nochmals Ew. Majestät zu fragen wagen, wie viel Kinder?" Das Wort Mädchen durfte er nach der orientalischen Etikette nicht aussprechen und die Frage überhaupt war schon nach dortigen Ansichten fast eine Beleidigung. Der König indeß, der Sir Gore sehr wohl wollte, nahm es nicht übel auf. „Aha, ich verstehe," lachte er ihm zu und rief nun seinen obersten Verschnittenen herbei: „Musa! wie viel Töchter habe ich?" — „König der Könige," antwortete Musa, sich auf sein Angesicht niederwerfend, „fünfhundert und sechzig."

Bruchstück aus der Jobsiade von D. A. K.

Um ein verliebtes Mädchen zu bewachen,
Dazu gehören 50 Riesen und 20 Drachen
Und eine viermal ummauerte Burg,
Und wenn es will, so geht es doch durch.

— Wer will ein frommes Mädel han,
Der seh' erstlich die Mutter an.
Ist die fromm und von guten Sitten,
So mag er wohl um die Tochter bitten.

— Ein Candidat des Predigtamts, welcher immer zurückgesetzt wurde, weil er keine Verbindungen hatte, meldete sich beim König Friedrich II. Der König fand ihn eben so gewandt als unterrichtet und trug ihm auf, vor ihm über einen Text zu predigen, welchen er aber erst auf der Kanzel erhalten solle. Der Candidat hielt ein treffliches Gebet, sprach das Vaterunser und erhielt nun durch den Kirchendiener ein versiegeltes Blatt. Er öffnete es. Es stand nichts in demselben. Jetzt hob er an: „Hier ist nichts und da ist nichts und so spreche ich denn über das inhaltreiche Wort Nichts." Und nun hielt er über die Nichtigkeit aller irdischen Güter und über den Hang der Menschen, dieses Nichts gleichwol immer für etwas zu halten, eine so herrliche Predigt, daß der König wirklich bewegt war. Dieser schrieb an das Consistorium, er, der König, nehme diesen Candidaten zu seinem Vetter an und verlange für ihn eine der besten Pfarrstellen. Nach einigen Monaten war der Candidat sehr gut versorgt.

— Ein sein wollendes Dichterlein rühmte sich kürzlich mit vieler Arroganz: „Den Vorzug hab ich doch, daß ich mit Schiller an einem Tage geboren worden bin." „„Ei,"" versetzte ein ein Witzbold, „„so sind Sie ja die erste Niete nach dem großen Loose!""

— Was muß ich Ihnen monatlich bezahlen, wenn Sie meiner Tochter Unterricht auf dem Pianoforte geben, fragte neulich ein Hausherr einen Musiklehrer. — „Für den ersten Monat fünf Gulden, für den zweiten vier, für die folgenden Monate aber immer nur drei Gulden," war die Antwort. Gut, sagte der Hausherr, so wollen wir gleich beim dritten Monat anfangen.

— Sag' mir doch Lenzel, hackst denn du für den Kameral-Rath D... kein Holz mehr, frug ein Holzhacker den andern. „O schon lang nicht mehr" war die Antwort, „ich bin ja mit ihm gespannt."

(Sonderbares Amüsement.) Der Vicekönig von Egypten, Mehmed Ali macht sich zuweilen das Vergnügen, seine schönen Cirkasiererinnen in einer Barke auf dem See seines Lustschlosses umherzuschiffen, und sie an den tiefsten Stellen Schiffbruch leiden zu lassen. Die armen Schönen schrien und zappeln dann aus Leibeskräften, bis Eunuchen herbeischwimmen, und sie retten. Mehmed Ali steht unterdeß am Bord seines Schiffes, und hält sich den Bauch vor Lachen. Eine echt türkische Belustigung. Wahrscheinlich vertreibt er sich durch diesen Zeitvertreib die Grillen, welche ihm die europäische Diplomatie macht.

Wenn die Königin von Spanien trinken will, so winkt sie der ersten der bei Tisch hinter ihr stehenden drei Damen, welche die Serviette zierlich über der Schulter tragen. Die erste Dame winkt nun der zweiten, diese der dritten, und diese dem Major Domo. Der Major Domo winkt einem Pagen, der Page winkt einem Diener im Zimmer. Dieser sagt halblaut: „draußen!" Dann gehen beide hinaus zum Schenken. Einen bedeckten vollen Becher in der Rechten, einen goldenen Kredenzteller in der Linken kehrt der Page zurück, bis an die Thür, begleitet ihn der Diener, bis an die Stufen der Major Domo, die Dame endlich bis vor die Königin, wo Beide niederknieen, die Dame prüft nun das Getränk, doch nur, indem sie etwas davon in den Deckel schüttet, und wohl in Acht nimmt, daß sie auch ihn nicht etwa mit dem Munde berühre. Jetzt endlich kommen auch Ihre Majestät an die Reihe, und stillt ihren Durst, wenn sie nicht während des Instanzenganges des Ceremoniels verdurstet ist. Die Rückreise des Bechers geschieht auf ähnliche Art.

— Der berühmte Theaterdirector ...., berühmt dadurch, das er weder lesen noch schreiben kann, befand sich einst am Table d'hote, wo eine goldne Uhr ausgespielt wurde. Jeder der Gäste gab zwei Thaler, schrieb seinen Namen auf einen Zettel, warf ihn in einen Hut und dann sollte gleich gezogen, und die Sache abgemacht werden. Der erwähnte Theaterdirector war in nicht geringer Verlegenheit, da er seinen Namen aufschreiben sollte; um sich aber keine Blöße zu geben, that er, als ob er schriebe, rollte das leere Blättchen zusammen, und warf es in den Hut. Das Glück wollte, daß grade dieses gezogen wurde. Allgemeines Staunen, als das Blatt aufgerollt, und leer befunden wurde. Doch der anwesende Komiker B. ließ es sich geben, und kaum hatte er es betrachtet, rief er aus: Ich kenne diese Züge, das ist die Handschrift unseres Theaterdirectors.

(Gehorchen und Gebieten.) Prinz Heinrich (nachmals König Heinrich V.), Sohn des Königs Heinrich IV., hatte einen Bedienten, Kammerjunker oder dergleichen, der ihm troz mancher Kammerjunkerstreiche sehr lieb war. Der Junker ward eines Tages vor dem höchsten Gericht (court of Kings-Bench) angeklagt und ohne Umstände verhaftet. Prinz Heinrich ärgerte sich, daß man so wenig Rücksicht auf Leute nähme, die zum Dienste seiner eigenen Person gehörten, flog straks zum Gerichtssaal, und gebot, seinen Diener auf der Stelle in Freiheit zu setzen.

Sir William Gascoyne war Präsident des Gerichtshofes und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurtheilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König, denn das Gesetz giebt dem Könige das Begnadigungsrecht."

Prinz Heinrich wollte den feinen Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen, beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungeberdig, schimpfte und drohte.

„Halt!“ rief der Lord-Präsident. „Prinz, Sie sind strafbar, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Königs, des Gesetzes und an der Stelle des Souverains, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir doppelten Gehorsam schuldig. — Prinz! ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor Gesetzen zu geben. Und wegen Verletzung dieser Ehrfurcht werden Sie sich den Augenblick in Gefangenschaft begeben, wo Sie so lange zu bleiben haben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund geben wird.“

Seine königl. Hoheit stand vor der gesetzlichen Hoheit des Richters so verblüfft, daß er an die Umstehenden seinen Degen abgab, eine tiefe Verbeugung machte, und sich, ohne ein Wort weiter zu sagen, in den Verhaft führen ließ.

Der König erfuhr den Vorfall. Die Höflinge waren in heiligem Zorn gegen die Anmaßungen des Richters. König Heinrich aber hob Hände und Augen gen Himmel, und rief, wie im Entzücken: „O gütiger Gott, wie soll ich Dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich nicht fürchtet, streng gerecht zu sein, und gabst mir einen Sohn; der nicht nur zu gehorchen versteht, sondern seinen Zorn selbst für die Pflicht des Gehorsams aufopfert!“

Nun standen die Höflinge ganz verblüfft um den König, faßten sich aber bald, und konnten die Rechtlichkeit ihres Herrn, die sie eine göttliche Gemüthshoheit nannten, nicht genug vergöttern.

— Ein Dieb zieht einem alten Herrn auf der Straße das seidene Schnupftuch aus der Tasche. Ein Mädchen sieht's und schreit: „Halt auf!“ Der Kerl dreht sich um, läuft dem Herrn nach und sagt: „Verzeihen Ew. Gnaden, Sie haben Ihr Schnupftuch verloren, hier ist es, ich bitte mir ein Trinkgeld aus.“ Er erhält es und geht ruhig ab, sich in's Fäustchen lachend.

(Die Deutschen in Amerika.) Die Auswanderer bringen doch am Ende noch ein zweites Deutschland zu Stande, ohne Hilfe der Staaten. Man sieht es schon werden, wenn man folgende Schilderung nach dem „Moniteur Belge“ liest: „Die deutschen Zeitschriften von Nordamerika scheinen die Verstärkung von 40 bis 50,000 Einwanderern, welche jährlich das deutsche Element in den vereinigten Staaten vermehrt, noch nicht für hinlänglich zu halten, weil die englische Bevölkerung sich in demselben Maße verstärkt. Dies Jahr werden sie zufrieden sein, denn Alles verkündet, daß die Zahl der deutschen Auswanderer größer sein werde als jemals, sie wird gar einen neuen Charakter annehmen. Ganze Dörfer, Reiche und Arme, wandern in Masse aus; drei ganze Dörfer in Oberhessen werden bald leer stehen. Jüngst zog eine ganze Dorfgemeinde durch Mainz, vom Schullehrer und Pfarrer begleitet. Die Auswanderung hat, seitdem man in Masse zieht und sicher ist, in dem neuen, amerikanischen Deutschland Verwandte, Freunde, deutsche Sprache, deutsche Sitten und Gebräuche wieder zu finden, ihren frühern, abschreckenden Charakter verloren. Die deutschen Einwanderer in Amerika haben die Gewohnheit, ihren neuen Niederlassungen Namen von deutschen Städten und Dörfern zu geben, weshalb sich die Nürnberg's, Frankfurth's, Hamburg's u. s. w. so vermehrten, daß die Postbeamten in Verzweiflung sind. Wenn die Sachen so fortgehen, unterliegt es keinem Zweifel, daß man in funfzig Jahren zwei Deutschland's vorfindet, deren Karten, ausgenommen, daß mehrere Namen drei, vier und fünf Mal auf der nordamerikanischen vorkommen, eine auffallende Aehnlichkeit zeigen werden.“

(Der Londner Bankier in vormaliger Zeit.) „Banks and bankers,“ von Daniel Hardcastle (London 1842), enthält neben vielem, nicht für Bankiers allein Lehrreichen und Amusanten eine kleine Schilderung des vormaligen Londoner Bankiers, die — kann sein — von A bis Z auch auf Bankiers anderer Städte paßt. Es heißt in Hardcastle's Buche: „Der Londoner Bankier aus der alten Schule hatte mit dem der Jetztzeit wenig gemein. Er war ein ernsthafter Mann, kleidete sich einfach, betrug sich stets gesetzt und beobachtete Formalitäten auf das Strengste. Wer ihm ins Gesicht sah, fand darin leserlich geschrieben, daß seine Lebensmaxime, der Inhalt aller seiner Gedanken, der Strebepunkt aller seiner Handlungen, lediglich die war, daß Derjenige, dem andere Leute ihr Geld anvertrauen sollen, gerade so aussehen muß, als verdiene er das Vertrauen, daß er der bürgerlichen Gesellschaft ein ostensibles Muster sein muß von Rechtlichkeit, Pünktlichkeit, Mäßigkeit und Decenz. Wenn nicht das ganze Jahr, verbrachte er doch den größern Theil desselben auf seinem Comptoir, erschien mit dem Schlag der Geschäftsstunde und war immer am Pulte. Nach den fashionablen Kreisen im Westende, nach den Vergnügungen der Vornehmen zu verlangen, fiel ihm nicht im Traume ein und er hätte es unbedingt für das non plus ultra des Wahnwitzes gehalten, auch nur die Möglichkeit von so viel menschlicher Verwegenheit sich zu denken, als nothwendig sei, wolle ein Bankier des Abends im Foyer des Opernhauses umherschlendern, oder vierspännig zu einem Wettrennen fahren, mit einem Korbe hintenauf, worin Perigordpasteten, Frühlingshühner und Champagner in Eis.“

(Bl. f. lit. Unterh.)

— Kästner erzählt: Ich lese in einer Beschreibung: „Bei ihren Heirathen sehen sie nicht auf Reichthum sondern auf Witz, Schönheit und Annehmlichkeit, so daß öfters die Tochter eines armen Mannes das Oberhaupt einer Nation bekommt.“ Dieses Volk, würdig, von einem Theokrit oder Geßner besungen zu werden, wie heißt es? — — Hottentotten!

(Eine Annonce, sogenannter englischer Puff.) Die kostbaren Auslagen in den Verkaufsläden in Paris und London reizen oft zum Diebstahle. So wußte vor wenigen Tagen eine junge, schöne Dame, die in Equipage in dem glänzenden Verkaufslokale der Herren Holmers und Lebatard ankam, einen Cashmirshawl von nahe an 3000 Thaler an Werth zu eskamotiren. Da jedoch das ganze Lokal mit Spiegelglas belegt ist, so hatte man den Diebstahl bemerkt. Die Dame, die einer hochgestellten Familie angehören soll, gestand ohne Zögern: da es ihr vor der Hand unmöglich gewesen sei, den Gegenstand ihrer Sehnsucht zu kaufen, so habe sie der Versuchung nicht widerstehen können, sich denselben durch Diebstahl zu verschaffen. Herr Lebatard war so edelmüthig, die Dame ungehindert gehen zu lassen, bereute es aber bald. Vierzehn Tage darauf erschien in dem Laden ein Fremder, der mehrere Orden an sich trug, und bat, ihm in seine Wohnung einen Shawl zu senden, den er bezeichnete und den er sogleich bezahlen würde, wenn er der Frau Marquise von ... gefalle. Man schickte einen Commis in das bezeichnete Haus; ein Kammermädchen erklärte, die Dame sei eben im Bade, man solle ihr aber den Shawl, den sie mit Sehnsucht erwarte, zeigen. Einige Minuten darauf kam das Mädchen mit

dem Packete zurück und sagte, der Frau Marquise gefalle die Farbe nicht, sie würde sich im Laufe des Tages einen andern Shawl aussuchen. Im Laden machte man das Packet auf und statt des 3000 Thaler-Shawls befand sich darin ein alter schlechter mit dem Briefchen: „Sie sind der galanteste Mann und haben alle meine Wünsche erfüllt, indem Sie mir den herrlichen Shawl sandten, nach dessen Besitz ich mich so lange gesehnt habe. Ich war entschlossen, alles zu unternehmen, um ihn zu erlangen, im Nothfalle Sie zu ermorden. Genehmigen Sie u. s. w." — Klingt das nicht schauerlich? Und die ganze Sache ist ein — englischer Puff, den die Herren Holmers und Lebatard anwenden, um das Publikum auf ihr vorzügliches Shawl-Lager aufmerksam zu machen, das, wie zum Schlusse des Artikels — den alle Zeitungen für baare Münze gehalten haben — angedeutet wird, mit dem ersten Schiffe aus Indien eine Sendung neuer und noch schönerer Shawls erwartet.

— Sonst lachte man über den preußischen Kurialstyl, in welchem das Obergericht an eine Gräfin schreiben mußte: „Liebe Besondere!" und an eine Baronin nur: „Besondere Liebe!" Jetzt entstehen über das entgegengesetzte Verfahren Beschwerden, wie folgende: „Auf eine achtungsvolle Eingabe, worin meine Frau, die wegen rheumatischer Leiden nicht selbst zum Termine kommen konnte, bei jetzigem Wetter und grundlosem Wege nach Z. und deshalb auf ihre Kosten auf einen Deputirten nach D. antrug, erhielt sie einen Bescheid auf ein Stück grobes Papier, worin sie kurzweg: Supplikantin ist zu erwiedern u. s. w. — beschieden ward; nicht einmal „Frau Supplikantin," was am Ende eine Schusters-Frau zu erwarten hätte. — Ueberhaupt aber scheint mir der Ausdruck: „Supplikantin" selbst einer Schuhflickers-Frau gegenüber von Seiten der Justiz, die nur das Recht und nicht Gnade zu üben hat, und bei welcher mithin nur das Recht und nicht Gnade nachzusuchen und somit um Nichts zu suppliciren ist, ganz unpassend. Ich beabsichtige dies merkwürdige Aktenstück an den Herrn Justizminister und nöthigenfalls an den König einzusenden, damit endlich höchsten und allerhöchsten Orts die Art bekannt werde, wie hier der gebildete Stand behandelt wird, für sein schweres Geld. — Gleichheit vor dem Gesetze ist unerläßlich, weil sonst keine wahre Gerechtigkeit möglich ist, aber es leuchtet nicht ein, warum überhaupt das Publikum so behandelt werden soll. Auch eine Schuhflickers-Frau will nicht: Supplikantin genannt sein, wenn sie gesetzlich begründete Anträge zu machen hat. Nur an den König reicht man Suppliken ein, und selbst an einen Minister nur Vorstellungen oder Eingaben." (Der Kameralistischen Zeitung mitgetheilt durch den Herrn Geh. Justizrath —e—.)

(Der getäuschte Enttäuschte.) Am 11. Juli ereignete sich vor der Mairie des eilften Pariser Arrondissements ein Fall, der wohl einzig in seiner Art ist. Herr Felix P. fuhr mit Fräulein Louise D. zur Mairie, um sich mit derselben zu verheirathen. Wie gewöhnlich saßen die Eltern und nächsten Verwandten beider Familien mit im Wagen. Ein Herr Pri., der sich früher um Louisens Hand beworben und einen Korb bekommen hatte, hielt den Wagen an und fragte eilig nach dem Bräutigam. Dieser steckte den Kopf aus dem Wagenfenster und Herr Pri. flüsterte ihm zu: „Herr P., ich will Ihnen einen Freundschaftsdienst erzeigen! Wenn Sie noch einen Schritt weiter gehen, so sind sie geprellt." — „Wie so? reden Sie deutlicher!" — „Der Mann, dessen Schwiegersohn Sie werden wollen, ist banquerott, morgen bricht der Skandal los. Sie wissen jetzt, wie die Sachen stehen, thun Sie nun, was Ihnen beliebt." Die Betroffenheit des angehenden Schwiegersohnes war beispiellos. Doch endlich einen raschen Entschluß fassend, erklärte er kurz und bündig, aus der Heirath könne heute nichts werden. Eine Verständigung unter beiden Theilen war unerläßlich, sie wurde im höchsten Grade stürmisch. Dem Vater der Braut war es nun zwar ein Leichtes, den Beweis Schwarz auf Weiß zu führen, daß sein Geschäft vortrefflich stehe und nicht er, sondern der enttäuschte Bräutigam der Getäuschte sei, zugleich erklärte er aber, daß der Mann, welcher ihn einer solchen Niederträchtigkeit fähig gehalten habe und die Braut nur des Geldes wegen habe heirathen wollen, nie sein Schwiegersohn werden solle. An eine Heirath ist also nicht mehr zu denken und der Exbräutigam hat jetzt den Verläumder seines Exschwiegervaters verklagt.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Die Façon der Hüte ist so ziemlich dieselbe wie früher; der Kopf daran ist rund und ziemlich groß; meist bestehen sie aus leichten Zephirstoffen, wie Krepp, Tüll, Phantasiegaze und sind am Rande mit Falten von demselben Stoffe besetzt, sowie mit kostbaren schattirten Federn ausgeputzt, wie unter dem Schirme mit Blumen. Die Hüte von Phantasiegaze, weiß, rosa oder blau, putzt man mit Blonden oder Spitzen aus und der Kopf erhält sehr leichte Rosen. Jede dieser Rosen ist mit Spitzen umhüllt und von der andern getrennt. Das Innere putzt man entsprechend aus. Auch dürfen wir nicht vergessen zu erwähnen, daß die Nackenschirme schmäler werden. Die Hüte von italienischem und von Reisstroh werden ebenfalls noch zahlreich getragen; die ersten sind meist mit schattirten Federn ausgeputzt und die letztern mit glasirter Seide, weiß und rosa, gefüttert und haben einen Zweig von weißen und rothen Akazienblüthen. Nur bisweilen sieht man auf denselben außen eine schöne tiefhangende russische Feder; in diesem Falle ist der Schirm unten mit leichter Blonde ausgeputzt.

Leichte Stoffe sind noch immer am beliebtesten, so wie die schönen leichten Seidenstoffe mit verschiedenen Streifen; ferner Batiste, Wollenmuslin, Bajaderenstoffe und endlich die zarten Balzarinen. Die schweren Stoffe sind die Ninon, Moirés, Pompadour-Moirés, die Pekins mit schmalen schattirten Streifen und Blümchen in blasser Farbe, und die glasirten Taffete. Die schwarzen Anzüge bleiben aber immer am beliebtesten, weil Schwarz der Taille gut steht, indem es schmächtiger macht und das Gesicht gut kleidet, da es den Teint weißer erscheinen läßt.

Herrenmode. Beinkleider halbweit ohne Fußriemen. Westen mit Shawlkragen. Die Kragen an den Fracks und Röcken sind sehr schmal, die Schöße dagegen sehr breit und fast ohne Falten.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 10. (IV. Jahrgang III. Quartal.) Hinrichtung des 21jährigen Mörders Johann Heinrich Ernst Seifarth. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen und Anekdoten. — Leipziger Allerlei (Fortsetzung).

Expedition: Petersstraße Nr. 31/38. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

No. 11. (Sonnabend, den 10. September.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Ohrringe

von **L. M.**

(Beschluß.)

Robert floh in's Freie. Er war in der größten Aufregung. Bisher war sein Leben sanft dahin gezogen. Noch am vorigen Abend gab er sich beim Anblick des Weihnachtsgeschenkes einer schmerzlich süßen Freude hin. Mit Wehmuth zwar hatte er der verstorbenen Eltern gedacht, sich auch seiner eigenen, beinahe hilflosen Lage erinnert, aber in dem Gedanken an die beiden Schwestern hatte er seine Haltung wieder gefunden. Er fühlte sich berufen, ihnen das zu ersetzen, was sie verloren hatten.

Welch' ein Sturm war dieser Ruhe gefolgt! Gestern noch schlummerte das gewaltigste Gefühl des Menschenherzens in seiner Brust — jetzt war es mächtig geweckt, gewaltsam hervorgerissen durch die hilfebedürftige Lage des Gegenstandes seiner rasch zur Leidenschaft gewordenen Neigung; es hatte alle Schranken überwältigt und ihn an die Seite der Geliebten geworfen; es hatte ihn als Richter dem Manne gegenüber gestellt, dem er eben noch in der abhängigsten Lage als Werkzeug diente. — Durch die imponirende Ruhe seines Vorgesetzten, durch den in seiner Stellung zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam von Emma's Seite weggescheucht, von der Seligkeit der ihm offenbar gewordenen Gegenliebe trunken, fand er Todeskälte, da, wo er die Wärme eines Vaterherzens suchte. Es war ein altersschwacher Greis, der Vater seiner Geliebten, zu dem er eilte, und er fand das Auge gebrochen, das gestern noch mit freudiger Hoffnung auf dem geliebten Kinde, auf seiner Emma ruhte.

Die Sterne beleuchteten den einsamen Pfad seiner Rückkehr, hell glänzte der Schnee auf den Wiesen, die er anfangs hastig, dann langsamer durchschritt, die Landschaft war ruhig und still.

Allmählig wich auch das Gewoge seiner Leidenschaften geordneter Betrachtung. Wie waren die gegen Emma's Unschuld gehäuften Verdachtsgründe zu zerstören? Wie konnte das Dunkel aufgeklärt werden, welches über dem Thäter des unseligen Vergehens lagerte? Vor Allem war Rücksprache mit Emma nöthig, denn die im Verhör zur Sprache gekommenen Thatsachen genügten wohl dem, der ihre Unschuld für erwiesen annahm, nicht aber ihm.

Er eilte zum Gefängniß und begehrte Einlaß, fand aber unerwarteter Weise Widerstand in der Festigkeit, womit der Schließer ihn auf die Instruction verwies, der zufolge ihm bei Kassation verboten war, Zutritt zu den Gefangenen ohne schriftliche Erlaubniß des Inquirenten zu gestatten.

Eine solche zu erlangen, durfte Robert nach dem heutigen Vorgang nicht hoffen. Nachsinnend schlug er den Weg nach seiner Wohnung ein.

Noch war bei Walters Alles unverändert. Der Tod des Mannes erforderte Manches, wobei er die Hilfe einer

Bedienung vermißte. Die Aufwärterin Emma's fiel ihm ein. Ihre Wohnung, ja ihr Name waren ihm unbekannt. Während er über den Hof ging, erkundigte er sich bei dem Kutscher des Banquiers.

„Ach," erwiederte dieser, „Sie meinen die Katharina. Sie fragte nach Ihnen und war dann in Ihrem Zimmer. Sie bestellte bei mir, daß sie oben einen Brief hingelegt habe, was ich beinahe vergessen hätte."

Robert eilte dahin. Auf dem Tisch lag ein zusammengefaltetes schmutziges Papier. Er riß es auf. Wie ergriff ihn der Inhalt.

Mit dem Ausruf: „Dank Dir, gütiger Himmel!" machte er seinem Herzen Luft.

Die paar Zeilen der kaum lesbaren Handschrift lauteten so:

„Die arme Mamsell dauert mich, und der alte Mann hat mich so schrecklich angesehen, daß ich keine Ruhe habe, ich gehe in's Wasser, Gott sei mir gnädig, ich bin's gewesen."

„Nein," rief Robert, „auch diese Nacht nicht, keine Stunde mehr sollst Du in Deinem schmachvollen Kerker bleiben."

Er stürzte zu Wedekind. „Hier," rief er, vor ihn tretend, und das Blatt in die Höhe haltend: „hier ist das Document ihrer Unschuld."

Wedekind sah ihn erstaunt an, deutete auf einen Stuhl und erwiderte dann:

„Wenn Sie beabsichtigen, mir eine, auf einen obschwebenden Kriminalfall bezügliche Mittheilung zu machen, wie es mich bedünken will, so muß ich bitten, mit der erforderlichen Ruhe, Klarheit und Umfänglichkeit sich auszudrücken, welche die Wichtigkeit der Sache erheischt."

Nachdem es Robert gelungen war, den unerschütterlichen Kriminalrichter von den Umständen in Kenntniß zu setzen, wunderte er sich sehr, denselben nicht in gleichem Entzücken zu finden.

Den Zettel wieder, und immer von Neuem ansehend, sagte er endlich:

„Es läßt sich nicht verkennen, daß die von Ihnen hervorgehobenen Momente von Erheblichkeit sind. Ja, ich gestehe Ihnen, junger Mann, daß ich es schmerzlich bedaure, davon nicht früher Kenntniß gehabt zu haben. Die Sache hat eine sonderbare Gestalt angenommen, und sollte es sich bestätigen, daß nicht jenes unglückliche Mädchen, sondern die Verfasserin dieser Zeilen die Diebin der Ohrringe ist, so habe ich den Abend meines Lebens mit einer schmachvollen That befleckt."

„Sie können Alles wieder gut machen," fiel ihm Robert in's Wort.

„Sie wissen nicht, was geschehen ist," fuhr Wedekind fort, während sein Blick sich umwölkte. „So erfahren Sie denn, daß ich heute Nachmittag das Verhör fortsetzte, daß ich das Mittel in Anwendung gebracht habe, womit ich sie im ersten Verhör bedrohte."

Robert's Gesicht bedeckte Todesblässe.

„Hören Sie mich ruhig an," sprach Wedekind weiter, „wie es einem Jüngling ziemt, der von einem Manne meines Alters eine so schwere Beichte vernimmt. — Das Mädchen fiel unter dem ersten Streich zu Boden. Ihrem Munde entströmte Blut. Ich ließ sie unter Obhut des Arztes im Gefängniß zurück."

Lange standen Beide schweigend einander gegenüber; endlich ergriff Robert die Hand des Mannes und ging nach der Thüre.

„Noch Eines," sprach Wedekind, ihn am Arm fassend, „der Vorfall im Verhöre heute Morgen wurde von mir bereits höheren Orts angezeigt; ich fürchte, daß dies Ihre Entlassung zur Folge haben wird."

„Denken Sie jetzt nicht an mich," erwiederte Robert ihn fortdrängend.

„O schwerster Gang meines Lebens!" seufzte Wedekind, und Beide eilten dem Gefangenhause zu.

Der Schließer benachrichtigte sie, daß der Arzt bei der Kranken sei.

Sie traten leise ein. In der Ecke der kleinen Zelle stand ein Holzgestell mit einem Strohsack und einer wollenen Decke. Vor diesem Lager des Elends stand der Arzt. Das auf dem Fußboden stehende Oellicht verbreitete einen spärlichen trüben Schein. Die Hand der Kranken niederlegend, trat der Arzt zu den beiden Männern, und zuckte die Achseln.

„Ist Gefahr da?" fragte Wedekind mit bebender Stimme.

„Der Blutsturz hat repetirt," flüsterte jener, „sie liegt in den letzten Zügen."

Robert lehnte sich an die Wand.

Ein tiefer Seufzer vom Krankenlager rief den Arzt dahin zurück — er hob das Licht empor; da lächelte ihnen Allen aus Emma's bleichen schönen Zügen der milde Todesengel entgegen, der sie sanft und schmerzlos umfing.

Nagender Kummer kürzte die Tage des alten Inquirenten, dessen Bildung in jener Zeit wurzelte, wo die Tortur mit dem spanischen Stiefel, mit der Leiter, den Daumenschrauben und all' dem schrecklichen Apparat menschlicher Rohheit und Grausamkeit aus den blutgetränkten Sälen der Justiz zwar verbannt wurde, dagegen der Stock, als Universal-Surrogat, seinen triumphirenden Einzug hielt.

Wo sonst jene Marterwerkzeuge Schrecken und Angst verbreiteten, da fielen jetzt die gräßlichsten Streiche auf die Leiber der Menschen, die so unglücklich waren, vor den Richterstuhl der Barbaren gezogen zu werden, die mit derselben Ruhe eine Prise Tabak nahmen, mit der sie 20 Stockprügel diktirten.

Ausweislich der, von einem Kollegen Wedekind's fortgesetzten Untersuchung hatte die durch Selbstmord dem weltlichen Richter entgangene Aufwärterin Emma's kurz vor ihrem letzten Schritt, von Gewissensbissen gepeinigt, mehrern ihrer Bekanntinnen gestanden, daß sie im Laden, neben ihrer Herrin stehend, um deren Einkäufe abzunehmen, die Ohrringe ergriffen, eingewickelt, und durch ein zufälliges Nähertreten der Verkäuferin erschreckt, in das Körbchen ihrer Herrschaft geworfen habe, wo sie blieben, um, wieder zu Tage gekommen, gleich der geöffneten Pandorabüchse Unheil und Verderben zu bereiten.

Robert wurde wegen seines „dienstunwürdigen Benehmens entlassen. Die Sorge für die Geschwister hielt ihn aufrecht. Er fand in P. bei einem Jugendfreunde, der als Anwalt einer ausgebreiteten Praxis vorstand, Gelegenheit, durch seine tüchtigen Arbeiten für sich und seine Schwestern Unterhalt zu gewinnen. Doch als die älteste derselben, zur blühenden Jungfrau herangereift, die Gattin seines Freundes wurde, und so auch die Zukunft der jüngern Schwester gesichert war, da rief ihn ein mildes Geschick zu seiner geliebten Emma.

Madame Lätitia und die Reliquien.

Niemand von der ganzen Napoleonischen Familie war religiöser und bigotter, als Napoleons Mutter, und ihr war der Zustand der Gottlosigkeit auch ein solcher Gräuel, daß sie täglich zu ihren Lieblingsheiligen betete, von Frankreich den Atheismus abzuwenden. Als daher endlich im Staatsrath die Einführung des Christenthums beschlossen war, glaubte Lätitia, die Heiligen hätten es bewirkt.

Napoleon war nun selbst derjenige, welcher das Christenthum am meisten favorisirte. Er befahl deshalb seiner Gemahlin, sich einen Kaplan zu ernennen und regelmäßig die Messe zu besuchen. Josephine hielt es für Scherz und lachte. Allein Napoleon's Ernst überzeugte sie bald, und aus Reue ging sie Tages darauf mit Madame Lätitia zur Messe. Die fromme Dame war über diese plötzliche Umwandlung ihrer Tochter so gerührt, daß sie die Bekehrung der Sünderin einem ihrer Lieblingsheiligen, St. François, zuschrieb.

Als Pius VII. in Paris war, stand daher auch Niemand von allen Bonapartes in solcher Gunst bei ihm als Madame Lätitia. Jeden Abend um 6 Uhr hielten sie ihre Zusammenkünfte. Beim Eintreten des Pabstes knieten alle Personen auf den Boden nieder, um seinen Segen zu empfangen. Dann wurde Thee, Eis, Liqueur und Konfekt herumgegeben. Auf dem Ehrenplatze standen drei Lehnsessel, wo sich Se. Heiligkeit zwischen dem Kaiser und der Kaiserin niederließen und selten sprach er zu Jemand, den der Kaiser nicht vorher schon angeredet hatte. Man unterhielt sich von Bonaparte's Thaten.

Wenn der Pabst nun in sein Zimmer zurückgekehrt war, stand es der Madame Lätitia frei, seinen einsamen Erbauungen beizuwohnen. Ihre Galanterie war früher in Korsika bekannt, allein sie wurde alt, und, von einer Unzahl Gauklern und Heuchlern umgeben, zur Frömmlerin. Sie hatte daher auch ein ganzes Museum von Reliquien, und es ist kein berühmter Kalenderheiliger, der nicht einen Finger, einen Knochen, ein Stück Zeug u. s. w., darin von sich geliefert hätte. Selbst ein Ueberrest der Beinkleider von St. Mathurin wurde bei gewissen Gelegenheiten von ihr verehrt. In ihrem Testamente sollen, da aus ihrer Familie keiner heilig genug ist, alle diese Reliquien nebst 179 Gebetbüchern und 466 Bibeln dem Pabste vermacht sein. Ihr liebstes Brevier empfing sie vom Kardinal Maury in Rom; der heilige François soll es eigenhändig glossirt haben.

Folgende Anekdote beschäftigte lange die Salons:

Es kam ein Priester vom heiligen Jerusalem mit Empfehlungen der dasigen Klosterbrüder, unter denen er seine Jugend zugebracht habe. Nachdem er sich dem Pabste zu Füßen gelegt, machte er Madame Lätitia seine Aufwartung. Er erzählte ihr, daß er die berühmte Reliquie, den Schulterknochen Johannis des Täufers, aus Syrien mitgebracht habe, daß er aber auf seiner Reise in Geldverlegenheit gerathen sei und von einem griechischen Bischof in Montenegro 200 Louisd'or darauf geborgt habe. Diese Summe und noch 100 Louisd'or außerdem wurden ihm zugestellt, worauf er denn nach 3 Monaten, und zwar, nachdem eine beträchtliche Summe nachgezahlt war, die kostbare Reliquie in Lätitia's Hände lieferte.

Ungeachtet diese Dame nun aus ängstlicher Sorgfalt keinen, weder weiblichen noch männlichen Geschlechts, in ihre Dienste nahm, der nicht ein Certificat seines Christenthums und seinen Beichtschein von dem Pfarrer seines Sprengels hatte, so wurde sie doch oft beraubt, und namentlich hatten die Diebe eine große Neigung zu den Reliquien, welche in Gold und Diamanten gefaßt waren, weil sie die heiligsten sein sollten. Einstmals beschuldigte

sie sogar ihre Tochter, die Prinzessin Borghese, die sich oft über die Devotion ihrer Mutter lustig machte, daß sie ihr Streiche dieser Art gespielt habe, die Prinzessin unterrichtete aber Napoleon sowohl von dem Verluste ihrer Mutter, als von ihrer Unschuld, und bat ihn, durch die Polizei den Dieb aufsuchen zu lassen, der sich gewiß unter den heiligen Gauklern befinden würde, die um Lätitia wären.

Den folgenden Tag wurde Madame Lätitia zum Essen bei Napoleon geladen, und unter der Zeit erhielt Fouché Befehl, auf's strengste untersuchen zu lassen. Er fand nichts; allein eine andere Entdeckung machte er, die Madame Lätitia höchst unglücklich machte. Ihr erstes Kammermädchen, Rosina Gaglini, besaß ihr ganzes Vertrauen; sie war wegen ihrer Frömmigkeit berühmt und soll sogar eine Lieblingin der heiligen Jungfrau gewesen sein, durch deren Gnade sie Wunder that, als: verlorene Kinder nachwies, weissagte u. s. w. Rosina, eben so reliquientoll, als ihre Herrschaft, wußte kein anderes Mittel, sich Reliquien zu verschaffen und theilte so mit ihr. Heimlich schnitt sie sich ein Stückchen Ueberbleibsel aus Lätitia's Sammlung ab, legte das Köstliche in ein Kästchen, kniete während des Gebets darauf und benutzte es in der Nacht als Kopfkissen. Auf jeden dieser heiligen Lappen hatte sie den Namen geschrieben, daher kam die Entdeckung.

Madame Lätitia war wüthend und trotz aller Vorsprache wurde Rosina fortgejagt.

Die Polizei indessen unterließ nicht, diesem Diebstahle ferner auf die Spur zu kommen; Madame Genlis war eben so große Liebhaberin und bei ihr fand man die vermißten Gegenstände. Sie nannte als Verkäufer den Jerusalemitischen Priester, Abbé Saladin. Er wurde als verdächtig eingezogen und eingesperrt. In der Untersuchung ergab es sich denn, daß er ein Betrüger sei, und daß auch der Schulterknochen des heiligen Johannes, den er mit 12,000 Livres bezahlt bekommen hatte, nichts sei, als der Kinnbacken eines Wallfisches.

Es kostete Madame Lätitia viele Thränen, dies theure Stück aufzugeben, und es wurde mit großen Ceremonien versenkt. Madame Genlis soll sich nachher keiner besondern Gunst zu erfreuen gehabt haben. Saladin wurde bestraft.

Etliches zum Lobe der Neuzeit.

(Von einem Buchbinderlehrpurschen.)

(Fortsetzung.)

Im Lichte der Aufklärung stellt sich dermalen auch der Sonntag als ein Tag dar, an welchem man wirken und handthieren muß, so lange es — Vormittag ist; im Lichte der Aufklärung tanzt man aus dem Sonnabende in den Sonntag, aus dem Donnerstage in den Bußtag, aus der stillen Fastenzeit in das fröhliche Ostern hinein, wohl wissend aus der populären Astronomie, daß auch die Sterne am Himmel ihren Sphärentanz halten, Jahr aus Jahr ein, ohne zu gewissen Zeiten oder an bestimmten Tagen zu pausiren; im Lichte der Aufklärung weiß man jetzt das Andenken an werthe Verstorbene auch im lichten Kleide zu ehren; denn wozu das finstere Schwarz? — Die Aufklärung führt Paare und Pärchen zusammen, welche noch von der Schule her, in der Geschichte des wilden Thierreichs wohlunterrichtet, sich auch ohne Trauen durch die eheliche Welt zu kommen getrauen; ja die Aufklärung soll es sogar gewesen sein, die unterm 8. Februar 1834 ein sehr toleranzreiches Gesetz über — gewisse, nicht geistige Vergehen abgefaßt hat. Es mag, wie man so hört, der Aufklärung alle Ehre machen. Ich selbst kenne es nicht, vermag mich auch nicht darüber auszulassen; genug — — — die Aufklärung, die Intelligenz und hohe Bildung der Neuzeit ist nirgend zu verkennen und in ihrem Gefolge sind denn auch die hehren Musenkünste nicht dahinten geblieben. Musik und Gesang stehen jetzt in der schönsten Blüthe. Ueberall Singvereine, Liederkränze, Musik- und Gesangfeste, reisende Operisten, Tyroler-, Alpen- und Pyrenäensänger, Sängerinnen mit süßen Nachtigall- und vollen Plattmönchskehlen, — Sängerinnen mit Gurgeln, aus welchen neben dem Sopran auch Tenor und Baß ganz unvergleichlich tönt *), — überall Concerte und Concerte und — Concerte. Wohl ist der Dudelsack verschollen, die Drehorgel auf Markt und Messe fast überall verstummt, aber die an allen Ecken, an allen Orten und Enden in den schmelzendsten Akkorden erklingende Mundharmonika und der Brezeljungen neu hervorgesuchte Papagenopfeife bringt tausendfältigen Ersatz. Tausendmal schon habe ich's bereut, daß ich, statt unter die Buchbinder, nicht lieber unter die Künstler oder Künstlerinnen gegangen bin. Himmel, haben die es gut — jetzo! Mit etwa einem Dutzend perfekt eingeübter Paradestückchen versehen, gehen sie hin in alle Welt, um die darin befindlichen Publika mittelst ihrer Kehlen, Finger oder Füße zu beglücken und zu entzücken. Der fingerfert'ge Künstler winkt, und Gulden in Masse und neue Doppelthaler fliegen, wie commandirt in seine Taschen! Bei 4000 Thlr. jährlichen Gehalts gewährt man Sängerinnen und Tänzerinnen gern noch das Recht, allwöchentlich einigemal heiser sein und resp. den Klamm in die Füße bekommen zu dürfen. Und haben solche Hochgefeierte einmal 2 Stunden

*) Audiatur: Madame Schn!.

lang das Publikum beglückt, entzückt und von der Erde zum Himmel verrückt, wer mag da dem Enthusiasmus wehren, daß sie nicht vergöttert, daß sie als „geniale Dämonen" nicht angebetet werden? Ja mit dem prangenden Doctorhut schmückt man des Fingerfert'gen stolzes Haupt, mit dem Ehrensäbel umgürtet man des diabolischen Künstlers göttliche Lenden, und so mit hochwürdig=martialischer Majestät bekleidet, steht der Hocherhabne, von Welhrauchdüften dicht umhüllt, herrlich und hehr, wie Donnergewölk Zeus; — und seht! der himmlischen Sängerin fliegen Gedichte und Blumen in zahlloser Menge um den Kopf herum, Lorbeerkränze drängen sich der Tänzerin zwischen die zauberreichen Beine, und wonneberauscht erheben sich am Schluß die Anbeter und Verehrer, und ziehen, ergriffen von holdtaumelnder Pferdedienstfertigkeit, mit eignen vom Beifallklatschen wundgeschlagenen Händen, die Heroen der Kunst, bei strahlendem Fackelglanz, jauchzend durch die Straßen! — Mohrenschwenzelenze!

Auch die anspruchlosere Poesie hat zu keiner Zeit sich so vieler warmer Verehrer zu erfreuen gehabt, als in der unsern. Jedes neue Jahr bringt neue Naturdichter; jedes Land, jede Stadt hat ihren Hans Sachs, ihren Hiller! In Leipzig ist's ein Hutmacher, — in Eisleben ein Schneider, — in Nimes ein Bäcker, — in Karlsruhe ein Glaser — welche alle mit den Hunderten, von denen öffentlicher Lärmen gerade nicht gemacht wird, als gewerbsteuerfreies Nebengewerbe die Dichterei mit betreiben; und wo ist eine Sommer= oder Wintergesellschaft, eine Concordia, eine Harmonie, eine Eunomia, die nicht in ihrem Schooße zahlreiche Improvisatoren trägt, welche bei Gelegenheit geselliger oder wohlthätiger Zweckessen wetteifern, gereimt, reimlos und ungereimt ihren vorräthigen Gefühlen freien Lauf zu geben? Wehe dem Vorstand, wenn er ein Tischlied zu besorgen außer Acht gelassen. Ein Tischlied, das in jeder Strophe so recht von Sympathie und Harmonie, von Herzlichkeit und Einigkeit, von Frohsinn, Lust und Freude, von Freundschaft, Wein und Liebe, auch wohl, zum Schluß der Tafel, von Fett und Bratenbrühe trieft, ist des geselligen Mahles beste Würze. Nichts ohne dieses! — Und mit wie geistreichen und gemüthlichen Versen wissen die neuzeitigen Wirthe ihre Gäste auf Speckkuchen, frische Wurst und Wellsuppe, Käsekeulchen, böhmische Wuchteln, genudelten Gänsebraten und andere Edulien einzuladen?

> Kommt, ihr Gäste, kommt herbei
> H'naus zu mir den 4ten Mai,
> Die Witt'rung wird wohl günstig sein,
> D'rum stellet euch recht zahlreich ein!

oder:

> Heut' giebt's Kartoffeln frisch und neue,
> Neue Häring' auch dabei.

oder:

> Wollt ihr euch des Lebens freu'n,
> so sprecht heut' zahlreich bei mir ein,
> glaubt mir, es wird euch nicht gereu'n,
> denn ein sehr angenehmer Gegenstand wird euch erfreu'n
> in der Baierschen Einbockbude.

Nun, wer da nicht geht, der — bleibt gewiß zu Hause.

Vom Dichten komme ich auf natürlichem Wege zum — Trachten, von der Poesie der Neuzeit auf deren vielgepriesene Industrie. Wer möchte auch leugnen, daß dieselbe nicht nur die höchste Höhe erreicht hat, sondern noch ein gut Stück darüber hinaus gedrungen ist?

Was ist Industrie? Da ich es selber nicht weiß, so habe ich das Brockhaus'sche Conversationslexikon — den Helfer in allen literarischen Verlegenheiten — zu Rathe gezogen, und in ihm steht wörtlich:

„Industrie ist diejenige Kraftäußerung, welche ein Ur= „produkt — rohes Produkt — in eine andere Gestalt um= „wandelt, wodurch jenes Produkt entweder überhaupt erst „zu einem Genußmittel wird, oder wenigstens die Eigen= „schaft eines andern neuen Genußmittels erhält. Ob die Neu= „heit der Gestalt in der Veränderung des einzelnen Urstoffs, „oder in der Zusammensetzung mehrerer Urstofftheile bestehe, „ist in dieser Hinsicht gleichgültig, und hat auf den Be= „griff der industriellen Produktion durchaus keinen Ein= „fluß; ihr Wesen beruht lediglich darauf, daß die Genieß= „barkeit überhaupt oder diese Gattung von Genießbarkeit „ausschließlich aus der neuen Form hervorgeht —"

Meine Schuld ist es durchaus nicht, wenn der eine oder der andere Leser in dieser Definition wenig Genießbarkeit finden, ihm vielmehr dieselbe als etwas sehr erhaben und überhorizontlich vorkommen sollte, soviel aber zeigt sich klar, daß sie viel zu eng und die Neuzeit ihr völlig entwachsen ist. Unsre Industrie weiß nicht blos aus Urprodukten etwas zu produciren und zu fabriciren, sie versteht auch die Produkte zu reproduciren, und die Fabrikate zu refabriciren. Ihr ist es ein Leichtes, mit und ohne Dampf in und außerhalb Lößnitz den auf unsern vaterländischen Bergen producirten und fabricirten Wein in ächten Burgunder, ja in sprudligen Champagner zu refabriciren, aus 40 Stück alten Louisd'oren 41 Stück neue zu prägen, und aus 17 alten Büchern auf dem Wege der Reproduction ein achtzehntes ganz neues zu fertigen, und es ist bei so außerordentlichem Streben nun schon dahin gekommen, daß mancher Witz der Altzeit jetzt einen prophetischen Anschein gewinnt.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Ein eleganter Ehemann.) Ein Amerikaner Namens Bird nahm sich kürzlich die Freiheit, die Fesseln der Ehe zu drückend zu finden. Um sie zu lösen, erdachte er das sinnreiche Mittel, seine Frau in einen Lehnstuhl festzubinden, diesen anzuzünden und sie auf diese Weise sachte zu braten. Aber die Vorsichtsmaßregeln, welche er genommen, um an einen Selbstmord glauben zu machen, waren unzulänglich gewesen und des Mordes ohne Vorbedacht überwiesen, nahm sich die Jury die Freiheit, ihn seiner Freiheit lebenslänglich verlustig zu erklären mit gebührender Begleitung noch drückenderer Fesseln und den diätetischen Maßregeln des zu schwerem Kerker Verurtheilten.

(Ein merkwürdiger Geheimraths-Beschluß.) In einem Dörfchen des Fürstenthums ** wurde ein neuer Schulmeister angestellt, jährlich mit 40 Thalern nebst Kost, doch nur bei den Bauern. Das Ding geht gut, aber als die Ferien kamen, wollten die Bauern den Schulmeister nicht füttern; da beschwerte sich der Schulmeister bei dem Geheimerath und dieser decretirte: „Daß der Schulmeister während der Ferien nichts zu essen bekommen soll! Er könne eine Erholungsreise machen, wozu die Ferien für den Schullehrer da wären."

— In einer böhmischen Kreisstadt heirathete kürzlich eine 85jährige Witwe einen Jüngling von 29 Jahren. Die Braut war erst seit vier Monaten Witwe und mußte deshalb laut gesetzlicher Anordnung durch Physikats-Zeugniß darthun, daß kein Posthumus den Frieden des neuen Ehestandes stören werde.

(Bevölkerungs-Zunahme.) Alle Haupt- und Residenzstädte in Deutschland haben ohne Ausnahme ungeheuer an Einwohnerzahl zugenommen, Berlin und Wien seit 20 Jahren um mehr als 100,000 und München kam in dieser Zeit von 60,000 auf beinahe 110,000 Einwohner. So ist's verhältnißmäßig mit fast allen Haupt- und Residenzstädten geschehen. Diese Steigerung wird durch Eisenbahnen so sehr gefördert, daß man für alle Hauptknoten des Eisenbahn-Netzes Uebervölkerung auf Kosten der Zwischengegenden und der von den Bahnen eingeschlossenen Räume, an denen die Locomotiven gleichgültig oder aussaugend vorüberbrausen, fürchten muß. Leipzig zählt jetzt beinahe 60,000 Seelen.

(Beduinische Heilkunst.) Wie sehr die Kunst des Galen und Hippokrat in den Wüsten Saharas noch in der Wiege liegt, mag der nachstehende Vorfall beweisen. Das Theater Porte St. Martin in Paris hatte zu einem eigens verfaßten Stücke Paul de Koks eilf Beduinen verschrieben, die nach beendigtem Gastrollencyclus ihre Heimreise antraten. In Toulon erkrankte eines der Mitglieder dieser Bande, und schon am zweiten Tage fehlte den Söhnen der Wüste, als sie die Häupter ihrer Lieben zählten, ein theures Haupt. Was hatten sie aber auch gethan, um den Schmerz des Kranken zu heben. Als linderndes Mittel bei einem Bluthusten applicirte ihm die Boerhave Afrika's tiefe Einschnitte in den Unterleib mit einem Rasirmesser und zur Abwechselung Umschläge mit rothglühendem Eisen. Wenige Stunden nach dieser Behandlung par force starb der Gemarterte mit großer Ergebung und sein Uebel war wohl die geringste Ursache dieses Todes. Aber der Moslim verehrt das Fatum und glaubt fest, daß, wenn das Schicksal wolle, man einem Menschen auch den Kopf abschneiden könnte, und der dennoch lebendig bleiben müßte.

(Putz- und Modesucht.) Ueber die Putz- und Modesucht der Frauen und Töchter klagen die armen Männer und Väter und hoffen, sie werden, wenn sie recht Predigten dagegen halten, in sich gehen und ablassen von den ewigen Contributionen, womit sie ihre Beutel heimsuchen. Thörichte Hoffnungen! — Was in Jahrtausenden nicht besser geworden, wird durch unsre Predigten auch nicht besser werden. Die jüdischen Damen vor Christo — waren sie nicht schon gleich den jetzigen? — Denn so steht geschrieben beim Propheten (Esaia c. 3, v. 16 ff.): Der Herr spricht: „Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen, und haben köstliche Schuhe an den Füßen, so wird der Herr den Scheitel der Töchter Zion kahl machen, und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen, und die Häfften, die Spangen, die Ketten, die Gebräme, die Schnürchen, die Bisamäpfel, die Ohrspangen, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Borden, die Kittel, und wird Stank für Geruch sein, und ein los Band für einen Gürtel, und eine Glatze für ein Kraushaar und für einen weiten Mantel ein enger Sack."

(Die Heuschrecken im Orient.) Eine Geißel des Morgenlandes sind die Heuschrecken, von deren Verwüstungen schon die Bibel spricht, und die von einem Reisenden in der neuesten Zeit, Herrn Delaborde, als das schrecklichste Uebel dieser Zone beschrieben worden. Plötzlich, erzählt dieser in seinen Reiseerinnerungen, erscheinen Legionen dieser hungrigen Insekten, herüber kommend aus den öden Wüsten, und sich nun herabsenkend in das fruchtbare Land, das Canaan dieser gefräßigen Feinde; es ist eine verwüstende Wolke; das Gras fällt und verschwindet, die Bäume werden entlaubt bis auf das letzte und unscheinbarste Blättchen. Dieses schwache, kaum bemerkbare Insekt, läßt bald dem Landmann nur seine verwüsteten Fluren zurück, und fliegt weiter, sich neue Nahrug zu suchen. Oft hat unser Reisender ganze Völker vor den Heuschrecken fliehen und ihnen das Terrain überlassen sehen; umsonst zündet man große Feuer an, umsonst setzt man ihnen mit Wasser gefüllte tiefe Gräben entgegen; sie löschen das Feuer aus, indem sie sich hineinstürzen, sie füllen die Tranchéen mit ihren Leichnamen, über die neue Colonnen hinübergehen. Von schwarzer oder violetter Farbe, von durchaus trockenem, magerem Aussehen, führen diese Maraudeurs Hunger und Verzweiflung in ihrem Gefolge; bald kommen sie mehrere Jahre hintereinander, bald vergehen Jahrzehnte, ehe man sie wieder sieht. Wenn die Heuschrecken Syrien durchzogen haben, als Würgengel alles Lebendigen, da wirft sie der Wind in's Meer, sie ertrinken, die Wogen werfen diese Milliarden von Cadavern an's Ufer und aus ihren verwesenden Atomen entwickelt sich die Pest.

— Die Sitzungen deutscher Gerichtshöfe, bei denen jeder seine Akten und seine Meinung geschrieben vor sich liegen hat, haben durchaus etwas Eingeschneites und Eingefrornes, und der Verbrecher, der sein Urtheil empfängt und hier zum ersten Male seinen Richtern persönlich vor Augen kommt, erscheint nur wie ein Aktenstück, dessen Anblick keine menschliche Mitleidenschaft entzündet, oder höchstens ex post, wenn es zu spät ist. — Der Eindruck, den ein Verbrecher durch sein ganzes Beneh-

men und besonders durch sein Geständniß auf den Untersuchungsrichter macht, und wodurch dem letztern Gelegenheit gegeben wird, einen tiefen Blick in das Innere des Verbrechers zu werfen, geht für den urtheilenden Richter, der blos Akten liest und den Verbrecher nicht vor Augen bekommt, ganz verloren. Daher ist denn nicht blos sein Urtheil kalt, sondern auch seine Entscheidungsgründe sind es. (Humorist. Blätter.)

(Ein russischer Prozeß. Der Oberst Iznoskoff hatte einen vorzüglich schönen schwarzen Jagdhund mit 1000 Rubeln erkauft und war stolz auf den Besitz des Thiers. Dem Lieutenant Seochin aber gefiel der Hund des Nachbars auch und er wußte ihn an sich zu locken. Der Oberst ließ aus Verdruß über den Verlust des Hundes seine Jäger auspeitschen, schickte sie dann nach allen Richtungen hinaus, den Hund zu suchen und drohte Jedem mit einer tüchtigen Anzahl von Knutenhieben, wenn er den Hund nicht zurückbringe. Nach einigen Wochen fand Einer der Jäger den Hund unter der Meute Seochins, aber derselbe hatte die Farbe gewechselt und war grau geworden. Seochin ließ dem Jäger, der den Hund mitnehmen wollte, die Knute geben und ohne den Hund aus dem Dorfe jagen. Der Oberst Iznoskoff klagte und so kam die Sache vor Gericht. Der Lieutenant Seochin antwortete: Es ist durch kein Gesetz verboten, den Hund eines Andern an sich zu locken und er habe keinen schwarzen Hund. „Dem Jäger Iwan habe ich die Knute geben lassen, weil es mir beliebte; sollen sich aber zwei Edelleute eines solchen Menschen wegen veruneinigen?" Der Hund wurde gebracht und erkannte seinen Herrn, worauf Seochin fortfuhr: „Wenn der Hund Ihr Eigenthum ist, Herr Oberst, so behalten Sie ihn. Auch wird er seine Farbe wieder erhalten, wenn Sie ihn mit Branntwein und Seife waschen lassen werden."

Die beiden Edelleute umarmten einander darauf als Freunde und der Richter verurtheilte den Jäger Iwan zu 200 Knutenhieben, weil er nachlässig gewesen in der Bewachung des Hundes, der ihm anvertraut worden, so wie zu 100 weitern Hieben, weil er den Herrn Seochin beleidigt und gesagt habe, der Hund sei von demselben gestohlen worden. Man fand dieses Urtheil höchst gerecht und die beiden Edelleute trennten sich als die besten Freunde. Der Jäger Iwan aber gab seinen Geist auf unter den Knutenhieben.

— Heinrich Heine ist wieder aufgewacht. Lange Zeit klangen seine neuen Dichtungen nur wie Verspottungen seiner selbst. Folgende Verse aber, womit er Franz Dingelstedt, den kosmopolitischen Nachtwächter, in Paris begrüßte, zuerst in der in Köln erscheinenden „Rheinischen Zeitung mitgetheilt, sind wieder ganz Heine's würdig.

Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört hierher gerannt;
Wie geht es zu Hause den lieben Meinen?
Ist schon befreit das Vaterland?

„Vortrefflich geht es; der Freiheit Segen,
Er reift im wohlgehüteten Haus!
Und sicher und ruhig auf stillen Wegen
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus."

„Nicht oberflächlich, wie Frankreich, blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt."

„Der ferne Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt:
Die Schweizer binden ihm die Füße,
Die Holländer halten fest sein Haupt."

„Der Kölner Dom, des Glaubens Freude,
Ein edler König baut ihn aus;
Das ist kein modernes Kartengebäude,
Kein sündiges Deputirtenhaus."

„Bald wird das gesammte Volk der Germanen
Umschlingen dasselbe Bruderband;
Dieselbe Linie von Douanen —
Die Zöllner reichen sich freundlich die Hand."

„Auch eine Flotte wird Gott uns bescheeren;
Die patriotische Ueberkraft
Wird rüstig rudern auf deutschen Galeeren —
Die Festungsstrafe wird abgeschafft."

„Der Frühling knospet; es platzen die Schoten;
Wir athmen frei in der freien Natur;
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
Verschwindet am Ende von selbst die Censur."

(Dampfboot.)

— In einer Gesellschaft erzählte ein berühmter Reisender, daß es in einem Reiche Asiens zu den Pflichten der Gastfreundschaft gehöre, daß der Herr des Hauses jedes Möbel, oder jeden Gegenstand, welchen ein Gast besonders lobt, diesem sogleich zum Geschenk mache. O, rief ein eben anwesender Ehemann seiner Gattin zu, die aller Orten, nur nicht zu Hause, höchst liebenswürdig war, dahin reisen wir, mein Engel!

— Die Damen beobachten in der Liebe die vier Weltgegenden, gleich der Sonne. Der erste Kuß ist der Osten ihrer Liebe; den Tag vor der Hochzeit stehen sie im Süden; einige Monate darnach neigen sie sich gegen Westen. Ist ein Jahr vorüber, heißt es mit der Liebe gewöhnlich gute Nacht!

— 100,000 Thaler müssen nach der Berechnung des Dombauvereins jährlich durch Beiträge zusammenkommen, wenn endlich in 50 Jahren, also Anno 1892, der vortreffliche Dom vollendet sein soll. Und man redet sich wirklich ein, daß diese erkünstelte Dombauexaltation werde in Deutschland 50 Jahre lang anhalten und zwar so, daß jährlich 100,000 Thaler dafür zusammenkommen?

— Wie die Naturforscher, Philologen und andere, wollen nun auch die Advokaten eine jährliche Versammlung halten, die erste soll diesen Herbst in Cannstadt stattfinden. Während einer solchen Versammlung wird immer Deutschland seine schönsten glücklichsten Tage verleben, denn so lange werden doch alle Prozesse ruhen.

Stadt-Theater zu Leipzig.

Wenn an und für sich schon in der Jetztzeit die Oper die Seele im Körper des Theaters bildet, so war es für die Besucher des Theaters um so reizender und anziehender, in der letzten Zeit die italienischen Hofopernsänger von Kopenhagen auf der hiesigen Bühne zu hören, die sich einer vorzüglich günstigen Aufnahme erfreuten

was sich durch vielfachen Applaus und steten Hervorruf der Sänger bewährte. Von den Opern ging „Belisario“ dreimal und Rossini's Meisterwerk: „Il Barbiere di Siviglia“ (Barbier von Sevilla) viermal in Scene. Von den Sängern ist besonders hervorzuheben: Sign. Gio. Batta Montresor, ein schöner kräftiger Tenor, der, wie wir hören, den Winter über hier bleiben wird, um in den Gewandhaus-Concerten zu singen. Sign. Carlo Rocca, ein braver Bassist und Schauspieler im wahren Sinne des Worts. Sign. Paltriniere, Baritonist und Signa. Carmela Marziali, die Primadonna. Obgleich Letztere eine tüchtige Sängerin ist, so fehlte ihr doch manchmal etwas an der Verschmelzung der Töne, an dem Chiaroscuro des Vortrages, an wahrem interessantem Ausdruck des Gefühles.

Wenn wir den Italienern überhaupt das Uebergewicht über deutsche Sänger zugestehen und vorzüglich ihrem Ensemble und dem Vortrag der Recitation Lob spenden müssen, so dürfen wir doch die deutschen Sänger nicht vergessen, zumal wie wir am 31. August Gelegenheit hatten, eine Schülerin des tüchtigen Gesanglehrers Polenz, Fräulein Meier, als Julie in „Bellini's „Romeo und Julie“ zu hören. Wenn eine jugendliche Sängerin den ersten theatralischen Versuch wagt und in die Oeffentlichkeit heraustritt, so ist Alles gespannt auf den Erfolg. Die Debutantin, im Besitz einer schönen Stimme, sang mit einer Sicherheit, die wirklich in Erstaunen setzte. Vom Spiel kann man bei einer Anfängerin, der das Theater noch eine ganz unbekannte Welt ist, freilich nicht die Rede sein, denn es fällt kein Meister vom Himmel. Schon nach dem zweiten Acte wurde Fräulein Meier gerufen, so wie auch nach reichem Applaus am Schlusse ein stürmischer Ruf die junge talentvolle Sängerin und Madame Schmidtgen begehrte.

Madame Schmidtgen zeigte abermals, daß sie in der Parthie des Romeo wirklich den Ruf verdient, der ihr schon früher zu Theil geworden. Nach der Schröder-Devrient ist sie in Deutschland vielleicht die beste Darstellerin dieser Rolle.

Herr Ahlers, ein junger Mann mit einer herrlichen Tenorstimme, sang zum ersten Male den Tebaldo, und das reich versammelte Publikum erkannte die Vorzüge des Sängers besonders an.

Ein werther Gast, Herr Baumeister vom Großherzogl. Hoftheater zu Schwerin, der früher Mitglied der hiesigen Bühne war, und das gute Andenken durch ein Gastspiel vor zwei Jahren erneute, erschien am 4. Septbr. als Garrick in Deinhardsteins vieractigem Lustspiel: „Garrick in Bristol. Früher hatten wir Gelegenheit, Ludwig Löwe aus Wien in dieser Rolle zu bewundern, der durch sein Gastspiel in dieser Parthie diesem Stücke auf deutschen Bühnen eigentlich erst Eingang verschaffte. Der Träger des Ganzen ist die Parthie des Garrick und Hild. Sind diese nicht vorzüglich besetzt, so muß das Stück zusammenfallen, denn es entbehrt den Kern des eigentlichen Lustspiels. Herr Baumeister, im Besitz einer herrlichen Theaterfigur und eines kräftigen Organes, zeigte als Garrick, daß er bedeutend auf der Künstlerbahn fortgeschritten und nicht gesäumt, nach Vervollkommnung zu ringen. Der Garrick ist eine Rolle, wo die Niederlage näher liegt als der Sieg, zumal der Schauspieler zwei heterogene Personen darstellen muß. Trefflich gelang ihm der Kritiker Johnson und vorzüglich auffällig war das völlige Verschwinden seiner Persönlichkeit. Obgleich Johnson, wie bekannt, mehr Pedant war und in einem näselnden Tone gesprochen haben soll, so stellte Herr Baumeister neben der Genialität des großen brittischen Mimen doch ein recht anschauliches Bild dieses gefürchteten, von Gicht und Zipperlein geplagten Gelehrtens hin.

Herr Ballmann, als Hild, mit welchem Hr. Löwe den Ruhm theilen mußte, wurde gleich bei seinem Erscheinen mit Applaus empfangen. Es ist wahr, Ballmann ist Komiker durch und durch. Sieht das Publikum nur seinen Schatten, so ist ungeheure Heiterkeit da und in der Darstellung des Hild schafft er ein Meisterwerk. Worte, an deren Bedeutung der Dichter vielleicht gar nicht gedacht, gewinnen durch seinen Vortrag Geist und Leben. Vorzüglich ist die Scene, wo er sich so nach und nach einen Rausch andudelt, wo seine Beine schwer werden und die Zunge anfängt, ihm den Dienst zu versagen. Nicht minder ergötzlich war das Erblicken und das Spiel mit dem Lorbeerkranze. Hier, so wie in dem darauf folgenden Gespräch mit Garrick in dem Vorzimmer des Theaters sah man den denkenden Künstler. Das volle Haus rief Herrn Baumeister nach dem zweiten Acte und am Schluß zugleich mit ihm den erklärten Liebling — Ballmann.

Ueber das Gastspiel des Herrn Baumeister als „Ingomar“ im „Sohn der Wildniß“ u. s. w. nächstens mehr.

Pariser Modenbericht.

Auf Bällen bemerkt man viele weiße Kleider von indischem Muslin oder Organdi. Viele Leibchen dieser Kleider endigen sich in einer etwas abgerundeten Schneppe ohne Gürtel.

Man macht jetzt sehr hübsche Hauben ohne jenen Luxus von Band, mit dem man sie sonst überlud. Viele dieser Häubchen sind ohne Backen; andere haben lange Backen, die an der Seite durch eine goldene Nadel aufgenommen werden. Die sogenannten Wiener Häubchen werden von sehr dünnem Muslin gemacht; der Backen ist aus einem Stück mit Nackengarnitur und die vordere Garnirung, die ziemlich breit ist, legt sich auf der Stirne um, erweitert sich dann und endigt in einer Rosette unten an den Wangen.

Die beliebtesten Capoten sind gezogen und von afrikanischem Sammt, lilas, mit einem schiefen Streifen von Brüßler Tülle in derselben Farbe.

Zu Kleidern liebt man den italienischen Taffet mit kleinen Carreaux sehr; sie haben ein glattes Leibchen, ganz enge Aermel und Puritaner-Manschetten.

Sehr elegante Langshawls hat man von Filet, einer Mischung von silberweißer Seide und himmelblauer Wolle oder auch in Weiß und Rosa. Einige Damen haben für den Augenblick die Gürtel ganz aufgegeben; andere tragen dergleichen von Band mit langen flatternden Enden.

Die großen Volants auf schweren Kleidern sind wieder modisch geworden; auf den halbleichten Stoffen bringt man dagegen nur eine große Falte an. Auch die Faltenleibchen à la vierge oder in Garbenfalten scheinen wieder beliebt zu werden; diese Façon hat viel Vorzüge und steht den meisten Taillen gut. Daß die meisten Aermel kurz sind, finde ich durch die drückende Hitze gerechtfertigt; doch sehen auch die halblangen Aermel à la Maintenon recht gut aus, namentlich bei Kleider von Barege und ähnlichen Stoffen; unter denselben trägt man meist Unterröcke von gesticktem Organdi.

Neuester Jagdanzug. Strohhut mit breiten Krämpen und rundem Kopfe; Jagdrock von Tuch mit einer Reihe silberner Knöpfe und Taschen vorn auf der Brust und auf den Hüften; carrirte Beinkleider ohne Fußriemen und Gamaschen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 11. (IV. Jahrgang III. Quartal.)

An sämmtliche Feinde des Cigarrenrauchens. — Charakteristik unseres Jahrhunderts. — Hinrichtung des 21jährigen Mörders Johann Heinrich Ernst Seifarth (Fortsetzung). — Der Bär auf dem Balle. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen und Anekdoten. — Leipziger Allerlei (Fortsetzung).

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmer in Leipzig.

No. 12. (Sonnabend, den 17. September.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Drittes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Mode-Kupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart
Preis 1/2 Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Deutsche Frauen-Benennungen.

Das erste Wort unter den weiblichen Benennungen, dessen Ursprung und Bedeutung sie interessiren dürfte, — ist das Wort „Frauenzimmer" selbst. Ohne Zweifel bedeutet es ursprünglich so viel, als bei den Morgenländern der Harem, — einen abgesonderten Theil des Hauses zur Wohnung für das weibliche Geschlecht. In dieser Bedeutung finden Sie es in Luther's Bibelübersetzung, im zweiten Kapitel des Buches Esther. Auch in verschiedenen Gegenden Europa's hatten in den älteren Zeiten die weiblichen Glieder einer Familie, besonders unter den vornehmen und höhern Ständen, in dem gemeinsamen Hause ihre eigenen Appartements, worin sie — wenigstens des Tages, von dem männlichen Geschlechte abgesondert wohnten. Diesen für das weibliche Geschlecht bestimmten besondern Theil eines Hauses nannte man das oder die Frauenzimmer. Es läßt sich begreifen, daß nachher, in Folge dieser Einrichtung, der Name des Wohnortes auf die Bewohnerinnen selbst überging. Vielleicht nannte man zuerst die weiblichen Personen, die sich in einem Hause, in dem Frauenzimmer sich aufhielten, dann — auch andere, und endlich das ganze schöne Geschlecht das Frauenzimmer, so wie man auch unter dem Namen anderer Gebäude, z. B. der Kirche, der Schule, dem Hause und andern, diejenigen Personen versteht, die darein gehören, oder sich dort aufhalten. — Auf diese Weise gebrauchte man das Wort Frauenzimmer anfangs blos collectiv, d. i. als eine gemeinsame Benennung des weiblichen Geschlechts überhaupt, jedoch auch schon gleich mit der Einschränkung, die noch heutigen Tages dabei stattfindet, — daß man es nämlich lieber auf vornehmere als niedrige weibliche Personen anwendet, ohne Zweifel, weil das ganze Wort sich ursprünglich aus den vornehmeren Ständen herschreibt. Zu welcher Zeit man aber angefangen, das Wort individuell, oder von einzelnen Personen zu gebrauchen, das läßt sich, aus Mangel an bestimmten Daten, nicht genau angeben. Vielleicht geschah es am Ende des sechzehnten Jahrhunderts; in dem auch in den vornehmeren Familien die weiblichen Glieder schon längst nicht mehr besonders wohnten, wie in den steiferen vorigen Zeiten. Wenigstens gebraucht schon Opitz in seinen poetischen Wäldern, die in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts geschrieben worden, das Wort — Frauenzimmer, individuell, Luther aber, in der deutschen Bibel noch nicht.

Lassen Sie uns jetzt den einzelnen Benennungen, zuerst der verheiratheten, und dann der unverheiratheten Personen des schönen Geschlechts nachspüren.

Der älteste deutsche Name des verheiratheten Frauenzimmers ist unstreitig das Wort: Weib, oder in der plattdeutschen Sprache: Wif. Erschrecken Sie nicht, meine Liebe! — Dieses Wort heißt ursprünglich so viel, als — eine Weberin. In den Zeiten unserer Ur-Ur-Ur-Großmütter war die Hauptbeschäftigung des verheiratheten Frauen-

zimmers, auch in den vornehmeren Ständen, nichts anders, als — die Spindel und der Webestuhl. Dagegen waren in jenen Olimszeiten das Schwert die ausschließliche Beschäftigung des Mannes, desfalls auch in alten Schriften die Verwandten von dem Vater die Schwertseite, und die von der Mutter die Spill- oder Spindelseite genannt werden. Von ihrer vorzüglichen häuslichen Beschäftigung, von dem Weben bekam also das verheirathete Frauenzimmer den Ehrennamen — Weib. Noch zu Luther's Zeiten enthielt dieser Name nichts Niedriges oder Gemeines, — wie Sie ohne Zweifel aus seiner Bibel-Uebersetzung wissen, wo dieses Wort in einem edlen Sinne vorkommt. Nachher, da die verheiratheten Frauenzimmer in den höhern Ständen aufhörten, sich mit Spinnen und Weben zu beschäftigen, verlor sich auch die alte Benennung, und — die Frau trat an deren Stelle. Der Name Weib blieb nur den niedern Ständen eigen, und wurde fast bis zum Schimpfworte erniedrigt. So sehr auch einige neuere Dichter und sonstige Geniemänner sich bemüht haben, das Wort Weib wieder hervorzuziehen, und in seinem alten edlen Sinne von den Todten auferstehen zu lassen, so wenig ist es ihnen bis jetzt noch gelungen; daher auch Schiller — nicht die Würde der Weiber, sondern der Frauen zu besingen für gut befunden. Vor einigen Jahren sprach man in einer vornehmen Gesellschaft von dem Buche: Ueber die Weiber. Eine Dame rückte ihren Stuhl und sagte mit höhnischer Miene: „das Buch mag immer gut sein, indeß wäre es der Mühe werth, daß eine von uns auch ein Buch schriebe, unter dem Titel: Ueber die Kerls." —

Das Wort Frau wurde in der Zeit des Mittelalters, vorzüglich in den vornehmern Ständen, der geltende Name der verheiratheten Frauenzimmer. Ursprünglich bedeutet es einen Herrn oder Gebieter. In dem ältesten deutschen Buche, in der gothischen Bibelübersetzung des Bischofs Ulphilas, aus dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, heißt der Spruch, Matth. Kap. 6. V. 24: „Niemand kann zweien Herren dienen," nimana mag twaim frauian skalkinon, eine Frau heißt also eigentlich so viel als eine Herrscherin oder Gebieterin. Eine Bedeutung, — wogegen unsere Damen ohne Zweifel nichts zu erinnern finden.

Daß die Namen: Dame, Madame, Demoiselle und Mademoiselle, — den Franzosen gehören, habe ich nicht nöthig, Ihnen zu sagen. Ursprünglich rühren sie aber aus der lateinischen Sprache her. Die Römer nannten einen vornehmen Mann, vorzüglich als Herrn im Hause — Dominus und dessen Gemahlin, als die Frau vom Hause — Domina. In der Folge der Zeit wurden diese Namen, auch ohne Hinsicht auf die Hausherrschaft, als bloße Titel angesehener Männer und Frauen gebraucht, unter der allgemeinen Bedeutung eines Herrschers oder Gebieters, und einer Herrscherin oder Gebieterin. Die Völker, die nachher von den Römern ihre Sprache erhielten, übernahmen auch die Titel, mit der ihnen eigenen Veränderung der altrömischen Wörter. Der Spanier formte aus der Domina — Donna, der Italiener Dama, der Franzose Dame. Das Wort Dame ist also nach seinem ursprünglichen Sinn mit Frau gleichbedeutend, und heißt soviel als eine Herrscherin oder Gebieterin. Anfangs war jedoch der letztere Name in Frankreich ein ausschließlicher Titel der Mutter Gottes, die daselbst auch jetzt noch, — oder eigentlich jetzt wieder — notre Dame genannt wird. Nachher gab man auch der Königin dieses Prädikat, und in der Zeit sank es auf die adeligen Frauen, demnächst auf die Bürgerfrauen, und endlich sogar auf die Damen der Halle herab. Noch blieb zugleich das Wort Madame in Frankreich ein ausschließlicher Titel der Schwiegerin des Königs, — namentlich der Gemahlin seines ältesten Bruders, so wie seiner unvermählten Schwestern und Tanten, welche man durch Beifügung ihrer Taufnamen, z. B. Madame Elisabethe, Madame Therese zu unterscheiden pflegte. Uebrigens war und ist die beziehende Anrede Madame, worin die Galanterie des Franzosen das Beiwort ma hinzugefügt hat, in Frankreich eine allgemeine weibliche Benennung, die der Holländer durch sein Mevrouwe nachzuahmen sucht, — ein Titel, der in Holland nur Damen vom Stande gegeben wird, dagegen sich die niedriger rangirten Frauen mit Juffrouw (Jungefrau) begnügen müssen.

Vermittelst des dreißigjährigen Krieges, ungefähr um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, kam die Benennung Madame durch die französischen Kriegsvölker nach Deutschland. Sie fand bei den Deutschen, so wie jedes überrheinische Meteor, bald eine sehr günstige Aufnahme, und erhielt, vorzüglich im achtzehnten Jahrhundert, das sogenannte Bürgerrecht in der deutschen Sprache, womit der Genius der Deutschen, besonders in den neueren Zeiten, nur gar zu freigebig war. Doch wollte, wie es scheint, die fremde französische Benennung den deutschen Frauen nicht gleich allgemein gefallen; wenigstens ist uns noch die Stimme eines alten deutschen Poeten, des Johann Laurenberg, der um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, übrig geblieben.

Die französische Madame erhielt den Sieg über die deutsche Frau, — erst unter den adeligen, dann unter den bürgerlichen, bis in die Krämerladen und Gasthöfe.

Die Benennung Fräulein und Jungfrau, und das aus dem Letztern zusammengezogene Jungfer, — in unsern Zeiten, versteht sich, was die Namen betrifft, ein großer Abstand! — bedeuten ursprünglich eins und dasselbe,

eine kleine oder junge Gebieterin. Fräulein ist die verkleinerte Form der Frau. Beides war anfangs der Name junger, unverheiratheter Frauenzimmer, die über die eigentlichen Mädchen-Jahre hinaus sind. Luther läßt, wie Sie wissen, in seiner deutschen Bibelübersetzung die junge Eva, als ein Fräulein aus der schaffenden Hand Gottes hervorgehen, und gebraucht auf diese Weise das Wort in seiner ersten natürlichen Bedeutung, die freilich in der Folge der Zeit ganz verloren gegangen ist. Das Wort Fräulein wurde zu einem bloßen Titel, der jedoch bis in's siebenzehnte Jahrhundert nur den unvermählten Königs- und Fürstentöchtern gegeben wurde.

Nachher, seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten und vollends im achtzehnten Jahrhunderte, wurden die bisherigen Fräuleins, die Töchter der Könige und Fürsten — in Prinzessinnen, und die unverheiratheten Gräfinnen, die mitunter auch schon Fräuleins genannt waren, — in Comtessen umgetitelt.

Etliches zum Lobe der Neuzeit.

(Von einem Buchbinderlehrpurschen.)

(Beschluß.)

„Lieber Sohn!
Hier schickt Dir die Mutter einen alten Rock, laß „Dir einen neuen daraus machen —"

Wer hätte so etwas früher, bei dieses Witzes Erfindung, für etwas mehr als bloßen Witz gehalten? Jetzt weiß der Witz der Industrie dem alten Witz Realität zu geben; denn wer hat's nicht gelesen, wie man jetzt zu Reudnitz bei Leipzig und zu Chamille in Frankreich alte tuchne Fracks und Beinkleider in Wolle, diese Wolle in Garn, und dieses Garn in neues Fracktuch, und die tuchnen Beinkleider sogar in Bukskin und anderes beinkleidernes Hosenzeug umzufabriciren weiß? Und in Apolda — so erzählt der Anzeiger der Deutschen, ein durchaus zuverlässiges Blatt, welches nicht, wie so manches andere, mitunter Spaß treibt und schlechten Witz macht — in Apolda kocht ein Schuhmacher altes Leder und gießt neues daraus. Wie der alte Phönir aus seiner Asche neu hervorgeht, so geh'n alte Stiefelschäfte, alte Schuhe und Papuschen als neue Schuhe, neue Stiefeln und neue Papuschen aus des superindustriösen Schuhmachers Kessel hervor; — nur noch einen Schritt weiter und der alte Witz von der Weibermühle, wo der Mühlknappe unjunge Frauenzimmer oben aufschüttet, die unten als frische liebenswürdige Jungfern wieder herauskommen, wird eine Wahrheit werden.

Die neue Industrie, mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln nicht zufrieden, sucht allerwärts neue Kräfte sich dienstbar zu machen. Außer dem Dampfe hat sie auch den Magnetismus und den Galvanismus sich neuerdings zur Seite gestellt, betriebsame Flohe und haspelnde Mäuse müssen mit schaffen und wirken, und selbst die hehre Sonne, obgleich sie des Segens so viel schon der Erde spendet, muß sich gefallen lassen, daß man sie zwingt, als Nebenbeschäftigung auch noch kleine Bilderchen für die großen Menschen zu fabriciren. Dabei fährt die Industrie mit verdoppelter Aufmerksamkeit fort, jeden Zeitpunkt, der ihr vortheilbringend erscheint, klüglich wahrzunehmen, und alle Vorkommnisse in der Welt, die nur einigermaßen von Bedeutung sind, bestens für sich zu benutzen. Wie es früherhin und bevor ich in die Welt getreten, Suwarowstiefeln, Nelsonhüte, Kosakenmützen und Karbonarimäntel gegeben haben soll, so hat es später Eichbergerkragen, Hambacher- und Nemourmützen und Preciosacattune und vor 2 Jahren Guttenbergmützen und mitten im warmen Sommer Fausthandschuhe gegeben, so giebt es jetzt Eisenbahnflanelle, Gros d'Algèrekleider und Kabyletücher, Kronen- und Victoria-, Marien- und da Gloriahauben und so werden auch noch im Laufe dieses Jahres die pfiffigen Berliner Fabriken es gewiß nicht an allerlei lißt'gen Gegenständen fehlen lassen, um mittels derselben die Welt, ganz à la Liszt, nicht nur zu enchantiren, sondern auch verdientermaßen zu rançonniren. —

Auch darin hat die neue Industrie vor der alten einen wesentlichen Vorzug, daß, wie sie unausgesetzt neue Modesachen liefert, sie auch redlich dafür sorgt, daß wir uns immer in dem Falle befinden, mit der Mode gleichen Schritt halten zu können. Die alte Industrie — das hat mir mein Meister oft erzählt — lieferte, selbst schwerfällig, auch nichts als schwerfällige, eine halbe Ewigkeit dauernde Erzeugnisse. Der Bräutigamsrock des Vaters und das Brautkleid der Mutter erbten auf Kind und Kindeskind, bevor sie die Papiermühlreife erlangten; jetzt aber weiß es die Industrie darauf anzulegen, daß mit dem wechselnden Modeschnitt auch der Modestoff rasch veralte und zerfalle, und somit in der kultivirten Welt ein gewisses allgemein elegantes Wesen in stetem angenehmen Schwange erhalten werde. Hält doch auch die Industrie für sich selbst auf möglichste Eleganz. Wie weiß sie alle ihre Erzeugnisse herauszuputzen, mit schönen goldenen und silbernen Bildern und Aufschriften zu bekleben und mit dem zierlichsten Umschlag zu versehen, der oft mehr werth

ist als der Inhalt. Kaufe Dir, lieber Leser, ein Glas Parfüm für 8 Gr., und Du wirst 2 Gr. auf das Parfüm und 6 Gr. auf das elegant geschliffene Exterieur zu rechnen haben, gerade wie man auch bei manchem Menschenkinde ¾ auf das elegant geschliffene Exterieur, und ¼ — — doch, bleiben wir, damit wir nicht Eins in's Andere reden, bei unserer Industrie stehen. Das lauteste Lob, die höchste Achtung verdient dieselbe ganz besonders wegen ihres redlichen Strebens, die Welt mit aller Gewalt für das diesseitige Leben glücklich zu machen. Nur Muth und etwas Geld als Nest=Ei, und Du kannst goldene Eier in Fülle bekommen. Nur zugelangt! Hier präsentirt Dir die Industrie Actien der verschiedensten Art, und alle mit neunprocentigen Verheißungen! — Hier giebt's Loose, nur 5 Thlr. kostet eins, Du kannst aber eine ganze böhmische Herrschaft mit Feldern und Wäldern, mit Dörfern und Städten und mit vielen Tausenden von Menschen- und Thierseelen, die, wenn Du der Glückliche bist, alle unter Deine Botmäßigkeit kommen, gewinnen; — hier wieder andere Loose, auf denen ein schönes Wiener Palais schön abgebildet ist, eine halbe Million Gulden an Werth, rings umher ein schöner Garten, im schönen englischen Geschmack, mit schönen Lauben, schönen Springbrunnen und schönen Irrgängen — wage nur 3 Thlr. und in 4 Wochen kannst Du Palaisbesitzer sein; oder willst Du Dein Glück lieber im Vaterlande erspielen, auch hier sind Dir statt der sonstigen nur dreißigtausendthälerigen Aussichten und Hoffnunungen hunderttausendthälerige eröffnet worden. Und auch Euch, bei denen das Geld, der nervus rirum rarum, nur unhäufig vorkommt, und die Ihr daher mit Glücksspielen Euch zu befassen nicht im Stande seid, auch Euch wollen die Jünger der neuen Industrie warm= und barmherzig unter die Arme greifen. Von reiner Nächstenliebe beseelt, geht ihr ganzes Streben dahin, auch Euch

zu herabgesetzten Preisen

und für ein Billiges allerlei Luxus und Genuß zugänglich zu machen; ihren eigenen Vortheil opfern sie willig auf, um nur Euch die Wohlfeilheit in ihrer ganzen Süße schmecken zu lassen, und damit kein christlicher Mitbruder, keine christliche Mitschwester den ihr gebotenen Vortheil übersehe, wie mühen sie sich auf alle nur erdenkliche Weise ab, ihre diesfälligen menschenfreundlichen Verkündigungen schwarz auf weiß möglichst augenfällig hervorzuheben! Der christliche Levi Schmul lenkt des Lesers Aufmerksamkeit durch dicke ellenlange Lettern auf sein:

Spottwohlfeil.

der Moses Itzig erhebt beide Hände und bittet mit weit vorgestrecktem Zeigefinger, seine Ankündigung ja

☞ Nicht zu übersehen!!! ☜

Freundlich mahnend bedeutet der christliche Saul Ascher unter Beifügung dreier wohlgenährter Ausrufungszeichen seine geehrten Abnehmer:

So etwas kommt nicht gleich wieder!!!

und der Abraham Hirsch setzt die Welt im neuesten geschmackvollen Gummielastikum=Druck in Kenntniß, daß er alle seine Vorräthe

ENORM BILLIG

zu verkaufen gesonnen sei. Ein fünfter Industriemann

macht seine
merkantilischen
Menschenfreundlich-
keit in querschrift-
lichen Ankündi-
gungen Luft!

Bei einem Sechsten müssen, um die Sache auf die Spitze zu treiben, die Lettern

auf den Kopf zu stellen,

und von einem Siebenten (damit die heilige Zahl voll werde,) werden bald „dringende Umstände“ bald „schnelle Abreise“ bald der, bei immer stärker anwachsender Bevölkerung, mehr und mehr um sich greifende

Mangel an Platz

auf's Glücklichste benutzt, das große Publikum mit allerlei spottwohlfeilen Utensilien zu versorgen.

Auch der



um halbes Geld, dies vielversprechende Kind der neuzeitigen Industrie, gedeiht und veredelt sich zusehends. Seine anfängliche Einfachheit aufgebend, hat er weiterhin zum wirklichen — dann zum zuverlässigen und neuerdings zum unwiderruflichen, ja sogar zum gänzlichen sich gestaltet, und schon viele Menschen für weniges Geld um viele Erfahrungen reicher gemacht.

So gehen eng vereint Geldzuweisung und Geldersparung Hand in Hand und die Frucht einer so schönen Vereinigung kann nur Geldüberfluß sein, der durch die unermüdlichen Bemühungen der Industrie den

Menschen zugeführt werden soll. Aber auch hiermit ist unsre Industrie noch nicht zufrieden. Wohlerwägend, daß das Geld für Kranke nur halben Werth hat, widmet sie auch der Gesundheit der Menschen ihre volle Aufmerksamkeit. Mit wahrhaft mütterlicher Sorglichkeit läßt sie für den Brustschwachen Malzsyrop, Malzbonbons und Brustknaster — für den Gichtischen Gesundheitsfilzsohlen und Maitrank, — für Dünnhaarige „haarwachsende" Essenzen und Pomaden — für alle sonstige Preßhafte aber gedruckte allo- und homöopathische Rathgeber in allen Leibesnöthen, wasserdichte Palletots, präparirten Gerstenkaffee, Pulswärmer, Sommersproßenwasser, Rosenmilch, Fliegenleim und Wanzentod fertigen. Beim Himmel, mehr ist doch nicht zu verlangen!

Darum Preis dir und Ehre, du liberaler, humaner, hocherleuchteter, kunstsinniger, industriöser Geist der Neuzeit! Im Munde der Lehrjugend hast du dir Lob bereitet. Bleibe bei uns und halte ferner deine Flügel ausgespannt über das laufende Jahrhundert, damit ich auch einst noch, wenn ich Meister geworden bin, dein Lob verkündigen und dich preisen könne und rühmen — aus allen Prädicamenten!

Jugend, Schönheit, geistige Bildung, Sittsamkeit 2c.

oder

Wenn sie kein Geld hat, bleibt sie leider doch sitzen.

(Humoristische Betrachtung über ein tragisches Thema.)

Mit echt ritterlichem Muthe schwinge ich den gespitzten Gänsekiel zum Kampfe und zur Vertheidigung für das bedaurungswürdige schöne Geschlecht. „Bedaurungswürdig," sagte ich; allerdings! schon seines Anwaltes und Ritters wegen, der ich selber bin. Wenn aber die Jugend verkannt, das Verdienst gespottet, das Höchste und Edelste gering geschätzt, ist es da Zeit, bescheiden zu sein? Wenn auch nicht Jeder das Recht hat, das Recht zu vertheidigen, wer das Unrecht darthut, hat niemals unrecht. — Schlagt auf die Blätter der Geschichte! Schaut zurück in die graue Vorzeit! was findet Ihr? — Der Patriarch Jakob hat nicht weniger als vierzehn Jahre um seine Geliebte als Knecht gedient, von einer Mitgift aber war bei seinem Schwiegervater Laban gar keine Rede. Paris hat die Helena entführt, blos ihrer Schönheit wegen. Die tapfern Recken des Mittelalters mußten um ihre Damen kämpfen und turniren, und wurde traun! so Manchem der blecherne Deckel weidlich ausgeklopft, und pflegten Einem beim Schimpfierspiel auch männiglich die Rippen zu knacken; und wenn sich die edle Burgjungfrau auf dem Söller zeigte, so stand der minnesüße Kämpe die halbe Nacht im feuchten Grase, war des andern Morgens enrhumirt, und durfte keinen Nierensteiner saufen! Und wenn er sie endlich glücklich erkämpft hatte, so durfte er sie heimführen auf seine ritterliche Veste; und das war Alles; sonst kriegte er selten einen rothen Heller. — Bei vielen unkultivirten Völkern, Heiden, ist es noch Sitte, daß die Braut dem Vater abgekauft wird. Man muß etwas Korn, Hausgeräthe, eine Kuh für sie geben; obgleich Letzteres zwar ein elendes Aequivalent ist, so zeigt es doch, daß sie Ehrgefühl genug besitzen, eine Frau nicht umsonst zu verlangen. — Der unglückseligen Sklavin selbst, die von ihrem Herrn gekauft wird, bleibt der Trost, daß sie ihm wohlgefällt, der Stolz, daß er einen Preis für sie bezahlt hat! Wo haben, frage ich in allem Ernste, unsere Damen einen Trost, welcher dem jener letzten Sklavin gleich kommt? Welchem Frauenzimmer heutzutage wird die stolze Beruhigung, daß sie der Mann ihrer selbst wegen heirathet, und nicht vielleicht — wie wahrscheinlich — aus irgend einer andern tiefgemüthlichen gottgefälligen Absicht? entweder weil ein Mann von Ehre sich Schulden halber nicht darf einsperren lassen, oder weil er keine andere Ressource hat, eine kostbare Liaison zu soutenіren, oder weil er letzte Michaelis-Auszugszeit seinem Hausherrn geschworen, bis kommenden Georgi selber einer zu sein. — Ist es nicht herzzerreißend, wenn ein holdes Wesen, ein süßes Blumenwesen, eine zarte Sensitive, von roher Hand erfaßt wird, vor welcher Berührung sie verblaßt und verwelkt? Dem schönstem, reinsten Gemüthe eines tugendhaften Frauenzimmers naht der Mann blos wie einem Spiegel, um im Vorübergehen sich selbstgefällig zu repräsentiren; die reinste Tugend des Mädchens, wie der reinste Spiegel sind ihm unsichtbar, nur die Flecken an Beiden bemerkt er, und nur wenn Beide in prachtvolle Goldrahmen gefaßt sind, fesseln sie seine Aufmerksamkeit.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Die kluge Wittwe.) Man liest in einem Blatte: „Eine Wittwe, 49 Jahre alt, kinderlos, Erbin eines Vermögens von ohngefähr 300,000 Gulden, wünscht einen Mann, der nicht zum Handelsstande gehört und Gesellschaft und Vergnügen liebt. Auf Ver-

mögen wird nicht gesehen. Man melde sich Straße die und die und in frankirten Briefen unter der Adresse so und so." — Eine köstliche Anzeige (bemerkt hierbei die Europa), die uns so zwischen frischen Häringen, Eisenbahnactien, Wohnungsveränderungen und Stearinlichteren entgegenblinkt. Wir wollen sie ein wenig zergliedern. Zuerst: „49 Jahre," welche bewundernswerthe Vorsicht in dieser Angabe, die mit geistreicher Coquetterie auf der letzten und gefährlichen Gränzscheide des Alters schwebt. Zweitens: „kinderlos!" holde Melancholie ruht in diesen Worten einer einsam im Leben dastehenden Wittwe, die Hymen's Fackel auf's Neue anzünden will, um die Wonne der Mutterschaft zu kosten, die ihrem ersten Ehebunde versagt ward! Drittens: „ein Mann, der nicht zum Handelsstande gehört!" Ein Wunsch, von dem besten Geschmack eingegeben; Strumpfwirker, Gewürzkrämer, Zuckerbäcker, — fi drei! Viertens: „der Gesellschaft und Vergnügen liebt!" Edel anmuthige Philosophie! Liebenswürdiger Epicurismus, der Mann soll den Freuden der Welt angehören und die Frau bei ihnen einführen. Fünftens, welche Weisheit diktirte den Ausspruch: „Auf Vermögen wird nicht gesehen." Es ist recht, die erbärmlichen Gaben des Glücks zu verachten, womit die Göttin mit verbundenen Augen sie schon ohnedies so überschüttet hat. Und nun zum Schluß: „in frankirten Briefen:" Weise und nützlich! denn die Zahl der Candidaten dürfte leicht so groß sein, daß in Betracht des theuren Porto's die 300,000 Gulden darin aufgehen könnten. — Wir zweifeln nicht daran, daß die heirathslustige Wittwe, im Besitz so reizender Verlockungen und von so bescheidenen Ansprüchen, ihren Zweck erreicht haben wird, ehe das halbe Jahrhundert über ihrem Kopfe verflossen ist.

(Musik und Politik.) Die „Dorfzeitung" sagt: An die Stelle der Politik ist die Musik getreten. Auf dem weiland berühmten Hambacher Schlosse war dieses Jahr ein großes dreitägiges Musikfest, das ohne alle Politik, aber ganz fröhlich ablief." Der Gesellschafter macht hierzu folgende Bemerkung: „Die Musikraserei dringt jetzt bis in die untersten Stände, und wer genöthigt ist, sein Söhnchen oder Töchterchen in eine Freischule zu schicken, läßt es dennoch für schweres Geld ein Instrument erlernen. Geht man in eine Gesellschaft, um was dreht sich die Unterhaltung? Gesang, — Musik! — Geht man in's Theater, — wohin? Natürlich in die Oper! — Dann spricht man von Musik, man denkt, man träumt Musik und das ganze Leben wird nichts als ein geistloses Umherschwanken in musikalischem Nebel, ein kraftloses, genußsüchtiges Verbringen der Stunden, in welchem die Theilnahme für höhere Interessen erstirbt. Auch dieser Musikparoxismus ist ein Affenthum, aber bei uns wird's gewaltig übertrieben, wie das so die Eigenschaft der Nachahmung ist. O, liebe Deutsche, ihr habt sehr gescheidte, sehr gelehrte Köpfe, braucht ihr denn immer Nachtmützen darüber?"

— Die Herausgeber des „Berliner Wohnungsanzeigers" senden bei dem jedesmaligen Beginn des letzten Quartals Boten nach den verschiedensten Theilen der Stadt mit dem Auftrage, vorzüglich die Namen auf den neuen Aushängeschildern der Gewerbetreibenden in einer Liste aufzuzeichnen, um so ihr gemeinnütziges Buch auf das Beste zu vervollständigen. Einer dieser harmlosen Boten, welcher das Spandauer Viertel zu revidiren hatte, kam in der Spandauer Straße vor dem Hause Nr. 68 vorüber, wo so eben ein Schild mit goldenen Buchstaben enthüllt wurde. Es war dieses die Denktafel Mendelsohn's, auf welcher bekanntlich die Worte stehen: „Hier lebte und wirkte Moses Mendelssohn." Der gewissenhafte und mit den Namen berühmter Männer wol nicht sehr vertraute Bote öffnete sogleich seine Liste, und da hier der Name Mendelssohn fehlte, verzeichnete er: „Moses Mendelssohn, Weber und Wirker." Der gute Mann hatte anstatt lebte und wirkte — webte und wirkte gelesen.

(Napoleonisches.) Chateaubriand sagt über Napoleon's Grab auf St. Helena: „Die Einsamkeit des Exils und des Grabes von Napoleon haben über ein so glänzendes Andenken etwas Wunderbares verbreitet. Alexander starb nicht unter den Augen Griechenlands; er verschwand fern in dem pomphaften Babylon. Bonaparte ist nicht gestorben unter den Augen Frankreichs; er hat sich verloren an dem prächtigen Horizonte der heißen Zone. Der Mann von mächtiger Realität ist wie ein Traum verschwunden; sein Leben, welches der Geschichte angehörte, hauchte er in der Poesie seines Todes aus. Er schläft für immer wie ein Eremit oder wie ein Paria unter einer Weide, in einem engen Thale, umgeben von steilen Felsen, am Ende eines einsamen Fußsteiges. Die Größe des Schweigens, welches auf ihm ruht, gleicht dem Grade des Geräusches, das ihn umgab. — Die Nationen sind fern, ihre Menge hat sich zurückgezogen. Der Vogel der Tropen, wie Büffon schön sagt, an den Sonnenwagen gespannt, schießt von dem Gestirne des Lichtes herab, ruht sich einsam einen Augenblick aus auf der Asche desjenigen, der einst den Erdball wanken machte. — Bonaparte durchschiffte den Ocean, um sich nach seinem letzten Exil zu begeben, er machte sich wenig aus dem schönen Himmel, welcher Christoph Columbus, Vasco und Camoens entzückte. Auf dem Hintertheil des Schiffes liegend, bemerkte er nicht, daß über seinem Haupte unbekannte Sternbilder glänzten; ihre Strahlen begegneten zum ersten Male seinen mächtigen Blicken. Was machte er sich aus Sternen, die er nie über seinen Bivouacs sah, welche nie über seinem Reiche geglänzt hatten? Und dennoch fehlte kein Stern seinem Schicksale, die eine Hälfte des Firmaments glänzte über seiner Wiege; die andere Hälfte war ausgespannt, um sein Grab zu beleuchten."

(Der Brand von Hamburg, in Musik gesetzt.) In den B. N. lesen wir die folgende Concertanzeige: „Mittwoch, den 17. August, in Sommers Etablissement auf vieles Begehren: Der Brand von Hamburg, componirt von Sommerlatt. Entrée drittehalb Silbergroschen." —

(Geld regiert die Welt.) Bei einem fröhlichen Male (in W.) von armen Dichtern, Malern, reichen Kaufleuten und muthigen Kriegern kam die Rede auf den Werth des Geldes. Ein reicher Jude behauptete, Geld regiere die Welt und das Geld überwiege Muth, Talent u. s. w. Ein Maler gerieth in Eifer und wollte dem Juden eine Flasche an den Kopf werfen. Dieser retirirte sich, indem er vor einen kostbaren Spiegel hintrat, und rief: „Sie zerschlagen den Spiegel!" Der Maler schimpfte, und stellte die Flasche weg. „Ei," sagte der Jude, „sehen Sie, daß Geld die Welt regiert, wenn Sie vor dem Spiegel gestanden hätten, ich würde Ihnen die Flasche an den Kopf geworfen und den Spiegel bezahlt haben."

— Wie Vieles, worüber man sonst lachte und es zu Krähwinkliaden benutzte, ist durch den Fortschritt der Zeit als angestauntes Wunder großartig hervorgetreten. Man kann dabei sagen: Vom Lächerlichen zum Erhabenen ist nur ein Schritt. Wer hätte es vor 100 Jahren ohne Lachen angehört: ein Schiff

sei mit Rädern auf dem Wasser gefahren? wer nicht noch vor zehn Jahren als kolossalste Lüge verspottet, daß der Schatten einer **Camera obscura** auf Papier sei befestigt worden? Nun wird die bekannte Anekdote von den Schildbürgern, welche die Fenster an ihrem Rathhause vergessen hatten und die Lichtstrahlen der Sonne in Säcke auffingen und hinein trugen, bald auch nicht mehr als so gigantische Dummheit erscheinen. Der geniale Professor Moser in Königsberg hat die Entdeckung gemacht, daß die Körper noch so viel Licht im Dunkeln ausströmen, daß die Daguerrotypie auch ohne unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgeübt werden kann. Nur noch etwas weiter, und wir fangen die Sonne am Tage auf, um sie als Nachtlicht zu benutzen. Uebrigens möchte ich wohl wissen, ob ein Pietist und ein Serviler auch durch das Daguerrotyp im Dunkeln porträtirt werden könnten? daraus würde man ersehen, wie mächtig die Sonne ist, daß ihre Strahlen selbst wider Willen und trotz des hartnäckigsten Widerstrebens eingesogen werden müssen.

— Ein Tölpel machte mit seinen Eltern eine Reise nach Rom und Neapel. Nach seiner Zurückkunft wurde er in einer Gesellschaft aufgefordert, doch etwas von seinen Reisen zu erzählen, allein er erwiederte: „Halten's zu Gnaden, das kann i nit." — Und warum nicht? fragte man. — „Ja schaun's, i hab halter rücklings g'sessen und da hab i gar nix g'sehn."

— In dem vorjährigen Feldzuge gegen einen tief im Innern wohnenden arabischen Volksstamm, welcher mit den Franzosen noch nicht viel in Berührung gekommen war, aber gleichwohl den allgemeinen Nationalhaß in hohem Grade theilte, fiel eine kleine Abtheilung Franzosen den Arabern in die Hände und alle jene, welche nicht auf der Stelle niedergemacht oder gefangen genommen wurden, sahen sich genöthigt, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Die Musikbande des Regiments befand sich mit bei dieser Truppenabtheilung und die Musiker zogen sich nebst den Uebrigen nach dem Tempo eines rauschenden Prestissimo zurück. Einer der Klapphornbläser wurde indessen durch sein großes schweres Instrument (das Ophikleid genannt) sehr belästigt und war schon im Begriff, dasselbe wegzuwerfen, als er zu seinem Schrecken einen nachsetzenden arabischen Reiter erblickte. Eine weitere Flucht war unnütz, es blieb nichts übrig als zu fechten oder sich zu ergeben. Eine schreckliche Alternative, denn sein kurzes Seitengewehr konnte ihm wenig nützen gegen die Lanze seines Verfolgers und andererseits war die Aussicht auf langjährige Sklaverei nichts weniger als erfreulich. Diese verzweiflungsvolle Lage gab dem Musiker einen eben so seltsamen als muthigen Entschluß ein. Er hob das umfangreiche Instrument wie eine Muskete auf die Schulter, erwartete mit drohender Geberde den verfolgenden Feind, und als er sich näherte, legte er das Ophikleid wie ein Gewehr auf ihn an. Der Araber schien plötzlich von einem panischen Schrecken ergriffen; er hielt das hellglänzende Instrument, welches ihm seine weite dunkle Oeffnung entgegenstreckte, ohne Zweifel für eine neue Teufelserfindung, für eine Art Höllenmaschine, womit die Giaurs seinen Stamm vernichten wollten. Er bedachte sich keinen Augenblick, sondern kehrte eilends um und entfernte sich in gestrecktem Galopp von dem gefährlichen Instrumente, welches er für die Urgroßmutter aller Musketen halten mochte. Der Musiker aber zog sich nebst den Uebrigen in guter Ordnung zurück; Alle erreichten glücklich das französische Lager und dieser Vorfall diente lange zur besonderen Belustigung der französischen Armee.

(Die alte Frau und der Schuhflicker.) Vor einigen Jahren starb der Mann einer alten adeligen Dame, die auf dem Lande in Schottland lebte, ziemlich schnell, ohne ein Testament gemacht zu haben, und die Witwe würde bei dem Mangel dieser nothwendigen Vorsichtsmaßregel das Vermögen an einen Nebenzweig der Familie haben übergehen sehen müssen, hätte sie nicht das folgende seltsame Auskunftsmittel erdacht, um den Verlust des Erbes abzuwenden. Sie verheimlichte den Tod ihres Mannes und vermochte einen alten Schuhflicker, ihren Nachbar, welcher dem Verstorbenen einigermaßen ähnlich war, in ihrem Hause sich in das Bett zu legen und ihren Mann vorzustellen, um als solcher ein Testament zu dictiren, und darin der Witwe das Landgut zu vermachen. Es wurde demnach nach einem Advokaten geschickt, die Witwe äußerte sich bei seiner Ankunft in hohem Grade besorgt über die Gefahr ihres Mannes, begann aber sogleich ihren angeblichen Mann zu befragen, um auf diese Weise die erwünschten Antworten zu erhalten. Der alte Schuhflicker ächzte und stöhnte auch wirklich als wie Jemand, der bald den Geist aufgeben soll, und antwortete mit schwacher Stimme: „ich habe die Absicht, Dir die Hälfte meines Vermögens zu vermachen und glaube, der arme alte Schuhmacher, unser Nachbar, verdient die andere Hälfte, denn er ist immer ein guter Nachbar gewesen." Die Witwe stand da wie vom Blitz getroffen, als sie eine so ganz andere Antwort erhielt, als sie erwartet hatte, wagte aber nicht zu widersprechen, um nicht das Ganze zu verlieren, während der schlaue alte Fuchs, der Nachbar Schuhmacher selbst, sich in's Fäustchen lachte und mit ihr die Frucht eines Planes theilte, den die Wittwe zu ihrem alleinigen Vortheil ersonnen hatte.

(Geistesgegenwart auf der Jagd.) Ein amerikanischer Jäger erzählt folgende ihm passirte Anekdote, die wir allerdings nicht verbürgen mögen: „Ich ritt eines Abends spazieren ohne alle Waffe, nicht einmal mit einem Messer versehen. Plötzlich schießt in der hochbewachsenen Steppe ein Reh an mir vorüber, von Schrecken gejagt. Im dichten üppigen Grase verliere ich es bald aus den Augen. Plötzlich sehe ich nicht weit von mir einen Kopf aus dem Grase hervorragen, den ich für den eines Wildes halte. Ohne Waffe, wie ich war, und doch von Jagdlust entbrannt, entschließe ich mich, das Thier zu beschleichen, und wo möglich mit den Händen zu fangen. Im Nu war ich vom Pferde, und fange an, im hohen Grase ungesehen, mich kriechend dem Thiere zu nähern, das unbeweglich bleibt. Jetzt bin ich ihm nahe, will eben emportauchen, um meine Beute von rückwärts zu ergreifen. — In dem nämlichen Augenblicke dreht sich das Thier, und wie ich es näher in's Auge fasse, starrt mich ein mächtiger Panther mit glühenden Augen an. Der entsetzliche Anblick raubte mir die Besinnung, und unbeweglich, ohne es zu wissen, was ich thue, starre ich meinerseits das entsetzliche Thier an. Was in ähnlichen Fällen die Erfahrung und Besonnenheit als einziges Rettungsmittel angiebt, nämlich dem Blick des Thieres, mit festem, unverwandtem Auge zu begegnen, das brachte bei mir die Furcht, das Entsetzen hervor, und mein starrer, nichts weniger als berechneter Verzweiflungsblick hatte die nämliche erwünschte Wirkung, eine Zeitlang erwiderte der Panther meinen unfreiwilligen Gruß, gewiß ohne die entfernteste Ahnung, mit wem er es zu thun habe, dann fing er an mit den Augen zu blinzen, und plötzlich machte er Kehrt, und galoppirte lustig in's Dickig. Nach und nach kam ich zu mir, bestieg mein Pferd, und galoppirte nun ebenfalls gewiß noch leichteren Herzens als der Panther, nach Hause.

— Wissen Sie wohl, wie viele Finsternisse es giebt? Ich weiß deren vier, als: Sonnenfinsterniß, Mondfinsterniß, Geistesfinsterniß und Brieftaschenfinsterniß. Diese Finsternisse werden wieder eingetheilt in partiale und totale. Die Sonnen- und Mondfinsternisse sind gewöhnlich partial, die Geistes- und Brieftaschenfinsternisse jedoch meistens total.

— Ein Reisender erzählt, daß man schwerlich eine prächtigere Abtei finden könnte, als die der Benedictiner in Catanea, die im vorigen Jahrhunderte mit allem erdenkbaren Luxus gebaut worden ist. Es könnten Hunderte von Menschen bequem in dem Palaste leben, wo sich 40 Mönche, die ein jährliches Einkommen von 340,000 Livres haben, gemächlich zum Tode vorbereiten. Die guten Väter haben ein Museum, eine Bibliothek, einen sehr schönen Garten, Säle mit kostbaren Gemälden und sie bringen selbst in die Buße Raffinement, denn sie haben zwei Refectorien, eines zu den fetten Tagen, ein anderes zu den Fasttagen. Dieses Kloster, in dem nur adelige Mönche wohnen, hat sehr bedeutende und zahlreiche Vorrechte. Jeder dieser vierzig Mönche hat eine eigene Equipage.

Stadt-Theater zu Leipzig.

Abermals wurde uns durch das Gastspiel des Herrn Baumeister vom Hoftheater zu Schwerin Halms herrliches, obgleich von der Critik vielangefochtenes Drama:

„Der Sohn der Wildniß“

vorgeführt. Es ist nicht zu leugnen, daß Herr Baumeister in der Darstellung des Ingomar treffliche Momente entwickelte. Das Rauhe, Ungebändige in dem Sohne des Waldes und der Natur, welches nach und nach durch die Liebe zur Parthenia in eine Weichheit umgeschmolzen wird und sich in die schönsten menschlichen Formen gießt, ist überhaupt ein Stoff für einen Schauspieler, wenn er das hier und da Gebrechliche des Dramas durch den lichten Geist der poetischen Reproduction zu formen versteht. Herr Baumeister war ganz Herr seiner Rolle und schon sein festes markiges Auftreten, das beim ersten Blick eine Heldennatur erkennen läßt, zeigte uns, daß der Künstler wohl befähigt ist, dieß hohe Gebild auf eine Art zu entfalten, die ihm den Beifall des Publicums sichert. — Madame Dessoir, im Besitz der Parthenia, erinnerte unwillkührlich an Madame Rettich, die uns diese Rolle und die inwohnenden Schönheiten derselben zuerst erkennen ließ. Obgleich behauptet wurde, Madame Dessoir copire die frühere Darstellerin, so möchte die ruhige klare Besonnenheit doch dagegen protestiren, denn Madame Dessoir ist im Besitz so reicher Mittel, daß sie durchaus nicht nöthig hat, sich andere Darstellungen zum Muster zu nehmen. Im Spiel der Madam Dessoir entscheidet immer der Moment und sie trifft so zu sagen gewöhnlich den Nagel auf den Kopf, weshalb öfters die Critik da ein tiefes Studium und Eindringen in den Geist der Rolle wittert, wo sich die Darstellerin ungezwungen gehen läßt und — es gelingt. Die uns gegebenen Darstellungen der Parthenia von Madame Dessoir verlangt ein „Bravo!“ verlangt die gerechteste Anerkennung. Die Krone des Verdienstes wird ihr bleiben, wenn auch noch so viel fremde Schauspielerinnen es wagen wollten, in dieser Parthie auf unserer Bühne ihre Kunst zu entfalten. Herr Baumeister wurde nebst der Mad. Dessoir gerufen und mit reichem Applaus begrüßt, wie denn überhaupt diese Vorstellung sehr gerundet über die Bühne ging.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Hüte werden im nächsten Wint[er] eine Veränderung erleiden; wir haben bereits Modelle gesehen, welche der Neigung der Damen entsprechen, wieder höhere Haarputze zu tragen. Die Veränderung in dem Schnitt der Hüte wird deshalb hauptsächlich die Länge der Schirme und die Größe wie die Form des Nackenausputzes betreffen. Es wäre möglich, daß der Letztere in manchen Fällen ganz wegfiele. Die reichsten dieser Hüte werden mit Marabuts und Federn in einer ganz neuen und unerwarteten Anordnung ausgeputzt sein.

Die sogenannten Josephinenkämme werden immer häufiger getragen; diese so soliden Kämme von reeller Eleganz hat man in zwei Arten, mit einer Galerie von Gold oder vergoldetem Silber mit eingesetzten Steinen, so daß sie zu den reichsten Toiletten passen, oder die andere Art, die ganz von Schildkrot ist mit durchbrochener Galerie, die indeß aus einem Rücken mit den Zähnen bestehen muß.

Trotz der großen Menge von Camails von schwarzer Seide, die man mehr oder minder reich trägt, ist dieses Kleidungsstück doch immer sehr ausgezeichnet. Aber es erfordert nothwendig einen sehr guten Schnitt und eine passende Spitzengarnitur. Den Vorzug verdienen die Camails von weißer Seide. Auch macht man seit einiger Zeit dergleichen von aragonischer Stickerei, d. h. aus einer Mischung von Muslin, Batist und Spitzen.

Herren-Mode. Einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen dem Schnitte dieses Jahres und jenem des vergangenen sind die Schößen, die noch immer so breit, aber minder lang sind. Die Klappen liegen platt auf, die Aermel sind eng und die Knöpfe auf der Taille stehen weit auseinander. Die schwarze Farbe oder überhaupt jede sehr dunkle wird vorzugsweise getragen und gilt für das Ausgezeichnetste. Man sieht viele Westen von Cashmir, die zum Theil klein carrirt sind und übereinandergehende Klappen haben. Die Westen von weißem Piquée läßt man sehr weit offen stehen, sie mögen einen Shawlkragen haben oder nicht. Am häufigsten sieht man darauf kleine goldene Knöpfe, die bisweilen einen guten Stein in der Mitte haben.

Die Beinkleider sind fast alle von Wollenstoffen in hellen Farben, entweder glatt oder mit kleinen Rippen oder auch mit kleinen Carreaux.

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von A. M. Kretschmar in Leipzig.

Beiligt ein **Modenkupfer.**

No. 13. (Sonnabend, den 24. September.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Drittes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die graue Schwester.

Louise weinte!

Der Perlenthau ihrer Thränen träufelte auf die Nachtschatten, die ihr vom Lichte des Mondes beschienenes Fenster umrankten.

Olivier war geflohen, ihm galt der Zähren Quell, aufgethaut im tiefgekränkten Innern, ihm, dem Treulosen!

Die blühende Rose hatte er liebend an den Busen gedrückt, die geknickte, entblätterte, verlassen.

Der Verzweiflung überlassend ein gebrochenes Herz, weilte er ferne, ferne! Louise weinte! ihr Schluchzen, das Pulsiren ihrer raschbewegten Schläge des Herzens durchwogten die Stille; die Arme! nur der Schauer der Mitternacht hörte ihre Klage, hörte die Seufzer der Verlassenen.

Wie ein düsteres, drohendes Schattenbild entrollte die Erinnerung der Gequälten die Momente der Vergangenheit.

Die Mutter, die liebevolle, sieht sie aus dem Grabe steigen, die Hand zum Fluche erhebend gegen den heiligen Schwur ewiger Lieb' und Treue, den ihr Olivier gethan. Er ist entweiht — gebrochen! —

Die Tage der Kindheit sieht sie vorüberziehen, blumenbekränzt, rosig und heiter; ihrer Seele Reinheit, ihres Gemüthes Ruhe, ihres Daseins Hoffnung.

Alles — alles ist dahin, die Rosen sind gewelkt, die Dornen drangen mit ihrem Stachel tief in ihr blutendes Herz, nicht Lilie, nicht Myrthe schmückt ihr Lockenhaupt — bald vielleicht die letzte Zuflucht ein Kranz von Rosmarin!

Ihren Vater sieht sie, wie er einst warnend vor ihr stand, ihre Gespielinnen, die sie schäckernd umhüpften, ihre Freundinnen, die Glücklichen, ohne Gram und Weh', all' die Lieben, die sie liebend umfingen, den Geliebten, um dessen Willen sie allem entsagt was ihr theuer; und nun — nun steht sie allein, verlassen, allein! nur des Grames Wucht, — bittere Kränkung, und getäuschter Liebe Schmerz sind ihre Gefährten.

Die Liebe hatte ihr Alles gegeben, — die Liebe Alles genommen!

Schwarze Wolken verdüsterten das Mondlicht, ein Gewitter zog herauf in der schwülen Sommernacht. —

Im Wetterleuchten erglühte das Firmament und dumpf rollte der Donner. — Wie die Elemente in jäher Gährung sich bekämpften, so tobte auch der Kampf in Louisens Brust, der Kampf der Ehre und — des Lebens. — An die Stelle ihrer Thränen trat stumme Resignation, dieser folgte Verdrossenheit, ahnende Wehmuth, Zerfallenheit mit sich selbst und dem Geschick; der Hoffnungsengel senkt verlöschend die Fackel, und die Verzweiflung breitetihre Arme aus, zu umfangen die Gefallene.

Krampfhaft faltete sie ihre Hände, ihr Blick war wüst und starr, ihre entfärbte Lippe bebte.

Blitze durchzuckten die Luft, die Windsbraut heulte, und peitschte die Wogen des See's, deren schäumender Gischt hoch emporspritzte zu den Fenstern des Schlosses am Uferrand, als wollte er zu Gaste laden das bleiche Mädchen, zu sich in den Pallast seiner salzigen Tiefe.

Die Liebe hatte ihr eine Welt voll Freuden geschaffen, die Liebe kredenzt ihr den vollen Kelch des Leidens. „Fluch Dir, Olivier, fluch Dir; — doch nein — nein, nicht Dir fluch ich — nicht Dir Verräther, zu dem die Liebe mich hinzog, mir selbst, und meinem Geschick, die Liebe gab mir Leben, die Liebe gibt mir den Tod!" und schon wollte sie sich hinausschwingen über die Fensterbrüstung zum Sturze in die tobende Fluth, da trat Luna aus dem Dunkel des dahinziehenden Gewitters und es fiel ihr Silberglanz durch die geöffneten Scheiben auf des Vaters, auf der Mutter Bild — auf die göttliche Barmherzigkeit, versinnlicht durch den Pinsel van Dyks, durch den Genius des Trostes strahlend in Himmelsglorie mit der grünenden Palme über der treuen Samaritannin, pflegend arme Kranke; auf das Gemälde, welches an der Wand des Salons hing.

Wie ein elektrischer Funke durchzuckte diese heilige Mahnung Louisens Brust, sie warf sich nieder vor dem Bilde auf die Knie, reumüthig, zerknirscht, betend in stiller Andacht.

Olivier, fehlerhaft aus Leichtsinn, leichtsinnig aus Vorsatz, ein Dandy nach modernsten Grundsätzen, schlendert indeß, eine Romanze aus der Bretagne trillernd, auf den Boulevard's der Weltstadt.

Er spöttelt über Treue, er lächelt über gebrochene Herzen, er tändelt mit dem Seelenfrieden.

Nemesis, die Unsichtbare, die Jeden ereilt, früh oder spät, oft im Greise straft, was der Jüngling verbrochen, sie folgt dem Spötter von Schritt zu Schritt.

Thränen verführter Unschuld, Aelternfluch, Intriguen aller Art treiben den Unstäten fort, nach England will er ziehen.

Er wird ein Verschwender, die stille Mitternacht findet ihn an der Roulette, seine Züge sind geisterhaft verzehrt, er ist nur mehr der Spielball der Leidenschaft.

Das Geld zerrinnt in seiner Unglückshand, doch ruft er wild va Banque! alles springt auf, er wird überwiesen, er ist ein falscher Spieler.

Wuthentbrannt steht er seinem Gegner gegenüber im ungerechten Streit, die Pistole knallt, er opfert ein Menschenleben.

Er flieht! Eile, eile, die Vergeltung eilt mit dir!

Der eigene Vater verstößt den verlornen Sohn, doch er, er will nicht Vaterliebe, nicht Vatersegen, nur Gold, seines Vaters Gold.

Statt Kindestreu' zu bieten, umschleicht er das väterliche Haus mit Banditenhaß; er sinnt nach dem gräßlichsten Verbrechen, die Religion, der Glaube an eine Ewigkeit ist von ihm gewichen, er ist verloren. Des Sohnes Hand bohrt den Dolch in die Brust des schlafenden Greises, er ist Vatermörder.

Jetzt streckt die vollziehende Nemesis den Arm nach ihm aus. Im Bagno zu Brest, angethan mit der kurzen doppelfarbigen Jacke, den groben Schuhen, das Haupt kahl geschoren, sitzt er hohläugig und abgemagert und drehet Schiffstaue. Hu! wie gräßlich klirren die Ketten an seiner Hand, wie drückt der eiserne Reif die Brust, der um seine Mitte die Klammer bildet, damit er nicht entfliehe seiner verdienten Qual. Zwanzig Jahre! und ich bin wieder Mensch — werd' ich's erleben? Zwanzig Jahre — und wild rüttelt er an seinen Ketten!

Zwanzig Jahre!

Die Thurmuhr von Notredame kündete die Mitternacht. In den Salons de Manger, den Cafféterien verloschen die Gasflammen, die Straßenlaternen flackerten hie und da noch im spärlichen Lichte; ein scharfer Nordwind durchwehte die Straßen.

Da schlich ein dunkler Schatten an den Wänden der Häuser heran, mühsam bis zu dem Klostergebäude, dessen graue Wände ehrwürdige fromme Nonnen bergen, sich weihend der Krankenpflege der leidenden Mitmenschen.

Bis zum Portale des Eingangs, wo in einer Nische vor dem Marmorbilde der Gottesmutter das ewige Lämpchen flammt, schleppt er sich kriechend.

Jetzt erhebt er sich in letzter Kraft, er zieht an der Glocke, die in den geweihten Gängen dumpf wiederhallt, und stürzt, einen tiefen Seufzer ausstoßend, auf der zweiten Stufe zusammen. Wie er zittert, wie er stöhnt! Im Fieberfrost schlottert sein Gebein, sein hohles Auge, matt und gebrochen, hat keine Thräne mehr, auf dem Schädel des Frühgealterten wuchert spärlich grauweißes Haar, seinen Körper, das Bild der Erbarmniß, decken ärmliche Lumpen. Armer! wer bist du, wo kommst du her? — hast du keinen Namen? so verlassen, so allein, mit deinem Elend, deinem Schmerz! Er klagt nicht, nur ein leises Wimmern zuckt über sein blasses Antlitz; seine abgezehrte Rechte preßt er an die schmerz-

erfüllte Brust, sie hält krampfhaft ein kleines Medaillon fest, wohl sein einzig, sein theuerstes Gut; den letzten, schwachen Hauch seiner kalten Lippen sucht er darauf zu küssen und gedenkt, zu sterben! — Da öffnen sich die Pforten des geweihten Asyls, die irdischen Samaritans, die Vertreter göttlicher Barmherzigkeit nahen.

Eine warme Hülle umschließt seine froststarrten Glieder, ein wohlthätig Labniß netzt seine vertrocknete Zunge; die Güte des Höchsten hat Erbarmen mit dem Bedrängniß des armen Sterblichen, und sendet von den Himmelshöhen seinen Engel in Gestalt der grauen Schwester an sein Krankenbett.

Den Engel des Glaubens, daß er stärke das Gemüth des Leidenden zum Vertrauen an Gottes Rathschluß; den Engel der Hoffnung, daß er dem Genesenden winde den Kranz der Seelenruhe aus den Palmen des Friedens, und diesen Talisman ihm mitgebe, auf seine fernere irdische Pilgerfahrt, oder den Scheidenden damit bekränze im Grabe.

Den Engel der Liebe, daß er treu an seinem Krankenlager stehe, die Schweißtropfen ihm trockne mit liebevoller Hand, die der Stirne des Leidenden entquillen; liebend die Hand ihm falte zum letzten Gebet, wenn sein Stündlein schlägt, und nachahmend dem Vorbild göttlicher Liebe, das Auge ihm schließe, zum ewigen Schlafe.

Den Engel des Trostes; daß er ihm Balsam träufle in sein wundes Herz, den Balsam männlicher Duldung, christlicher Ergebenheit, bis er gesund an Körper an Geist; daß er ihm tröstend zur Seite sei, wenn er scheiden soll, wenn weinend zum Letztenmal der Gatte bei der Gattin steht, wenn zum Letztenmal das Kind des sterbenden Vaters Hand ergreift, wenn zum Letztenmal im Dasein der Geliebte den Kuß der Trennung auf die blassen Lippen der Geliebten drückt; daß er da im letzten Todeskampf ihm zur Seite sei, durch den Balsam des beseligenden Wortes, daß wir uns Alle einst jenseits wiedersehen!

Den Engel der Barmherzigkeit, der an seinem Leidenbette mit mütterlicher Angst über ihn wacht, mit der Liebe des Kindes ihn pflegt, mit der Treue des Freundes ihm beisteht und beruhigt, mit Anhänglichkeit unbegrenzter Geduld bei ihm ausharrt; bis er des Leidens Prüfung überstanden, genesen das Asyl der Hilfe verläßt, oder bis sein Geist entflieht zur überirdischen Heimath, wo kein Leid mehr ist und keine Trennung! — —

Der Ohnmächtige schlägt das Auge auf, der Arzt, der so eben seine Pulse gefühlt, verläßt ihn schweigend.

Sein Schweigen kündet den Tod. Die Schwestern, die edlen, umstehen sein Lager, an seinem Haupte kniet die Oberin, sie betet.

Ein einzig Flämmlein brennt neben ihm, es ist das letzte Licht.

Marthe, die Schwester, betet, ihr Antlitz ist so blaß wie jenes des Sterbenden, ihr Auge so trüb wie seines, ihre Züge so gramerfüllt, wie das Bild dessen, der bald ausgerungen.

Das Sterbeglöcklein tönt, leise und schauerlich.

Es nahet der Priestergreis, er bringt die letzte Wegzehrung für die weite Reise.

Die Schwestern zogen sich zurück und sprachen knieend im Kapellenraum des Krankensaales das „Requiem äternam da ei Domine!“

Nur Marthe und die Oberin blieb bei dem Priester.

Marthe kniete etwas seitwärts, der Greis neigte sein Haupt zu dem Kranken, und gab ihm den priesterlichen Segen, sühnend, lösend jede Erdenschuld.

Der Sterbende erhebt den Blick noch einmal, er heftet ihn fest auf Martha's Antlitz, er holt tief Athem, eine scheinbare Röthe umgibt seine Wange, er preßt die Lippen zusammen, er will sprechen in größter Anstrengung, ein Wort nur scheint er herausstoßen zu wollen, er kann nicht mehr. Zum Herzen führt er krampfhaft die Rechte — ein tiefer Seufzer entströmt seiner Brust.

Er ist nicht mehr!

Marthe vollendet ihr Gebet; nun steht sie auf, tritt leise zu dem Entschlafenen, zu üben die letzte Pflicht, den weißen Linnen zu ziehen über des Entseelten Haupt.

Gott! sie wankt, sie wird leichenblaß, sie sinkt.

Auf der Brust des Dahingeschiedenen ruht ein kleines Medaillon mit ihrem Haar, der Jugend Liebesgeschenk. Den Todten hält eine Sterbende fest umschlossen, Louise die graue Schwester und Olivier.

Die Thurmuhr schlug „Eins,“ gerade fünf und zwanzig Jahre; seit der Treulose entflohen im Leben, der nun todt in ihren Armen ruht.

Jugend, Schönheit, geistige Bildung, Sittsamkeit ꝛc.

oder

Wenn sie kein Geld hat, bleibt sie leider doch sitzen.

(Beschluß.)

Wäre ich ein solches Frauenzimmer und es hielte ein Mann nicht bei mir, sondern bei meinem Vater, und nicht einmal bei meinem Vater, sondern bei seinem Geld-

kasten um meine Hand an, so würde ich ihm Folgendes schreiben: „Mein Herr! Sie geben vor, sich in mich verliebt zu haben, und wünschen mich zu heirathen; Sie könnten mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie sich ein anderes Brot suchten; wenn Sie aber kühn genug sind, darauf zu bestehen, so werden Sie meine Einwilligung nur unter der Bedingung erhalten, daß Sie keine Mitgift verlangen, wozu Sie gewiß bereitwillig sein werden, weil Sie in mich verliebt sind rc. rc." Was könnte ein Mann wohl darauf erwiedern? Ein gewöhnlicher Mensch würde vielleicht folgende Antwort schreiben: „Mein Fräulein! Ihre sinnigen Zeilen haben mich wunderbar erbaut und gerührt! Sie schreiben einen köstlichen Styl! ich kann Ihnen aber nur kurz antworten, denn ich bin so eben im Begriff, eine kleine Reise nach den Sandwichs-Inseln zu unternehmen, wohin noch keine Post geht, und unsere Correspondenz leider vor der Hand unterbrochen ist. Uebrigens befinde ich mich wohl." — Ein poetisches honettes Gemüth aber, dem das liebe Kind wirklich nicht gleichgültig war, würde vielleicht folgendermaßen antworten: „Mein schönes Kind! Sinnverklärend, gemütherhebend, wonnedurchgeisternd ist die majestätische Pracht der untergehenden Sonne, der Anblick eines schlafenden Kinderengels, und der reiche tiefe Himmel eines freundlich-milden schönen Mädchenauges! aber eine Sekunde verklingt im Weltenall, und die majestätischen Abendwolken haben sich eines naßkalten Herbstregens entlastet; der schlafende Kinderengel beginnt schauderhaft zu weinen; und das süße Frauenauge ist nachtumzogen, schmollverdunkelt! da brauchen wir einen freundlichen Salon, eine feine Gouvernante und einen eleganten Schmuck; und dazu braucht ein honetter Gatte ein unsinniges Geld! Als noch die ehrsamen Gesponsinnen bei Beleuchtung einer Kienfackel die Kunkel dreheten, da hatte ein Gatte und Vater ein gutes Leben; wenn aber unsere Frauen mit geringem Unterschiede — Stubenmädchen und Bediente, Equipagen und Logen, Stadt- und Landsalons, Gold und Juwelen, Sammet und Seide, Glanz und Ueppigkeit von Rechtswegen fordern, so ist es nicht allein billig, sondern auch höchst nöthig, daß sie das Geld dazu mitbringen." — — —

Es ist aber Alles nicht wahr! Verläumdung ist's und fürchterliches Unrecht! An den meisten Fehlern des Weibes ist der Mann schuldig. Die Wünsche, die er befriedigen muß, hat er gewaltsam hervorgerufen. Von tausend Männern weiß vielleicht kaum einer eine tugendhafte Frau zu würdigen, daß sie nicht Einer verdient, ist gewiß; und wenn Ihr eine früher unbescholtene Frau verdammen müßt, so macht nur auch gleich dem Manne den Proceß. Den Frauen fehlt nur jene Eigenschaft, für welche dem Mann der Sinn abgeht. Die reichsten und schmerzlichsten Opfer bringt das Weib mit wunderbarer Seelengröße, und verlangt dafür nichts als — Anerkennung. In der Erfüllung ihrer schwersten Pflichten findet sie zugleich ihre süßeste Erholung. Zur Entfaltung der reinsten Tugend braucht sie nichts als — die Gelegenheit. Die Liebe des Weibes ist unerschöpflich. Der Verbrauch vermehrt sie, nach jedem gebrachten Opfer ist sie reicher. Wie ohnmächtig aber ist das Geld, wenn das liebeleere Herz sich doch endlich nach einem andern theuern vergebens sehnt! wenn das einsame Auge vergebens ein zweites liebendes sucht! Nach Euern Salons müßt Ihr freilich die Frauen nicht beurtheilen; die Frauen sind wie Wohlthaten, die stillen und verborgenen glänzen am reinsten und hellsten. Frauen und Sterne sind die Lichtaugen des Himmels, mit welchen er gnädig auf die Menschen blickt!

Ahnenprobe.

Wenn man die Natur der Gesellschaft und der Familie nachdenkt, so findet man, daß jede Ahnenprobe mit Großeltern und Urgroßeltern völlig abgeschlossen ist, weil alles Weitere über „Menschengedenken" hinausliegt, und „Menschengedenken" ist für die Gesellschaft der größte historische Abschnitt für jede Generation, und wird es ewig bleiben. Wer war sein Vater? Ein Beamter. Wer sein Großvater? Ein Kaufmann. Wer sein Urgroßvater? Ja das weiß Niemand mehr.

Jeder Mensch hat 2 Eltern; 4 Großeltern; 8 Urgroßeltern; 16 Ururgroßeltern; 32 Voreltern in der 5. Generation; 64 in der 6.; 128 in der 7.; 256 in der 8.; 512 in der 9.; 1024 in der 10.;

In der 16. hat jeder schon 65,532 Voreltern. Sechzehn Generationen nehmen einen Zeitraum von 500 Jahren ein. Unter den 65,532 Voreltern, die jeder der lebenden Menschen im 13. Jahrhundert hat, sind Menschen aus allen Ständen und Klassen. Dienstleute, Ritter, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Bettler rc, gerade so, als wenn man jetzt 65,532 Menschen durcheinander nimmt, so wie sie des Sonntags aus der Kirche kommen, wo man auch Menschen von jedem Stande und von jedem Alter hat. Ebenfalls sind unter den 65,532 Menschen Personen von allen möglichen Gesichtsfarben und Gesinnungen, gute und schlechte, ehrliche Leute und Schelme, kleine und große, blonde und braune, gerade

und verwachsene, so daß wir, wenn wir wirklich mit unsern Voreltern bis in's dreizehnte Jahrhundert zurückgehen, wohl so ziemlich eben so gute und eben so schlechte haben, ohne daß einer eine große Ursache hätte, dem andern auf seine 65,532 viel herauszugeben.

Könnte man rückwärts seine Voreltern bis auf Christi Geburt aufzählen, so würde man die sonderbarsten Familiennachrichten haben. Bald würde man seine Familie in sehr guten Glücksumständen finden, indeß zu gleicher Zeit einen andern Theil am Bettelstabe. Einige Generationen weiter würden wir die Voreltern von diesen reich, und jener die ihrigen arm finden. Bald würde man einen Elternvater auf dem Throne finden, und zu gleicher Zeit einen andern, der uns eben so nahe verwandt, auf der Galeere.

Absteigend geht es eben so, und nach 16 Generationen haben wir Enkelkinder unter den Reichen, indeß Andere ihren Unterhalt mit Betteln finden. Eben so belehren dann einige die Menschen als Bußprediger auf der Kanzel und andere als Bußprediger am Galgen, an den man sie des Beispiels wegen gehangen.

Das unterirdische Bettler-Gelag.

„Als ich in London war," — erzählte ein bekannter Reisender — „führte mich Herr Schuter, ein berühmter Schauspieler, der sich vorgenommen hatte, die niedrigste Menschenklasse zu studiren, in einen Speisekeller. Die Magd, welche uns empfing, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir hinunterstiegen, und zog solche wieder hinauf, damit wir ihr ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubre Tische, woran Messer und Gabeln an langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa 4 Loth Rindfleisch mit Senf, einen Erbsen-Pudding mit etwa 6 Loth Speck, zwei Stück gutes Brod und zwei Gläser Bier vor. Die Wäscherin forderte vor der Mahlzeit unsere Hemden, um sie während derselben zu waschen und zu trocknen. Für alles dieses und mit Einschluß der geschwinden Wäsche, bezahlten wir zwei Pence (15 Pfennige sächs.). Des Sonnabends wird kein Hemd gewaschen, dafür aber ein halb Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln aufgesetzt. In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft lauter ächter Gassenbettler, und da wir uns vorher eine dazu schickliche Kleidung vom Trödelmarkte gemiethet hatten, so wurden wir bald mit ihnen vertraut, und man that uns leicht die Ehre an, zu glauben, daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern Kirchspiele wären. Allein wie sehr erstaunten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensweise dieser Bettler erblickten! Erstlich zählte ein jeder seinen Gewinnst vom Tage, und besonders ließen die wirklichen Blinden ihre Einnahme von zweien Sehenden öffentlich und auf ihre Ehre zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden möchten. Es war keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreimal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein jeder nach Gewohnheit einen Bumper mit starkem Porterbier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleert wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch sogar einige, die des Tages über lahm gewesen waren, mit einander tanzten. Die kräftigsten Gassenlieder folgten auf diese Bewegung, bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward vom heißen Porter und Rum ein starker Punsch gemacht, die Zeitung dabei gelesen, und der Abend bis drei Uhr Morgens mit Trinken und politischen Urtheilen über das Ministerium auf das vergnügteste zugebracht.

Miscellen und Anekdoten.

(Höchst origineller Theater-Zettel.) Dieser stammt aus dem Jahre 1796 und lautet folgendermaßen:

Mit hoher Bewilligung wird die im Gasthofe zum Hirschen sich delectirende Schauspielergesellschaft die Ehre haben, aufzuführen und zwar auf allgemeines Verlangen der Frau

Werschim:

Ritter Adelungen und Klara von Hoheneichen oder: Er liebt sie, und wird wegen ihr eingesperrt und sie liebt ihn und kann ihn nicht habhaft werden. Original-Trauerspiel von Herrn Spieß, Verfasser von Kotzebues Sonnenjungfrauen und Menschenhaß und Reue. In fünf Akten.

Seitenstück zu Agnes Bernauerin von Iffland.

Personen:

Ursmar, Graf von Adelungen. Ritter allda: Hr. Renmar.
Klara von Hoheneichen, ermordete Wittwe weilands Hugo von Hoheneichen, seine heimliche Inclination; Mad. Sausing.
Benjamin ihr kleiner Sohn, Kind von zwei Jahren: die siebenjährige Tochter des Herrn Direktors.
Ritter Bodo, der Neidhard, schlechter Charakter, voller Tücke, Vorsicht, Hinterlist und Nebenabsicht; Hr. Bruckner.
Willibald, alter Knabe und Knappe Trunkenbold, jedoch händelsüchtig: Hr. Rindsheim.
Otto, ein unbekannter Ritter, dessen ungeachtet offenherzig und freundschaftlich: Hr. Fallner.
Der Gefangenwärter auf Heinrichs Veste. Eitler Mann,

jedoch interessirt, aber äußerst riegelsam: Hr. Scott Vater.
Adeline, Klaras Zofe, folgt ihr in Noth und Tod. Etwas langsam: Hr. Gauerheim d. ä.
Ein Knappe redet nichts: Hr. Gauerheim d. j.
Ritter, Knappen, Knechte, Volk.

Wer im dritten Akte auf dem Theater einen Reisigen macht, kann den vierten umsonst sehen. Anfang 6 Uhr. Ende 10 Uhr wenn es voll ist, ansonst um 8 Uhr.

— Vor einigen Jahren lebte in einer kleinen Residenz Thüringens ein Cantor, welcher sich durch seine Virtuosität im Biertrinken, wie durch eine überaus kräftige Baßstimme auszeichnete. Häufig unternahm er kleine Wanderungen in die Umgegend seines Wohnortes, um die verschiedenen Biere, die es da gab, kennen zu lernen. Einst besuchte er in gleicher Absicht ein benachbartes preußisches Städtchen, und fand hier ein ganz vortreffliches Bier in einer der geringsten Schenken. Als er die ersten 24 Stunden beim Bierkruge verzecht hatte, fragte er den Wirth, wie stark sein Vorrath von diesem Biere sei?

„Gegen 7 Eimer werde ich davon noch im Keller haben," erwiederte dieser.

Der Cantor zog seinen Beutel, überzählte sein Geld, besann sich eine Weile und fuhr dann schnell mit den Worten heraus: „Ihre 7 Eimer sind mein. Hier ist das Geld dafür. Sie schenken nun von diesem Augenblicke an Niemand mehr davon."

Der Wirth strich das Geld ein und fragte, wohin er das Bier schicken solle.

„Das Bier bleibt hier, ich trinke es bei Ihnen," antwortete der Cantor, der nun nicht aus der Wirthsstube wich, und nach acht Tagen — es scheint unglaublich, ist aber buchstäblich wahr — hatte er die sieben Eimer geleert.

Dieser gewaltige Bierzecher zeichnete sich auch, wie erwähnt, durch eine ungemein kräftige Baßstimme aus. So stark war diese, daß, wenn er mit voller Kraft in ein hohes Bierglas schrie, dasselbe Sprünge erhielt.

(Unverschämtheit und Glück!) „Um einen Begriff zu geben," erzählt Graf Segur in seinen Memoiren, „wie unvorsichtig die Einwohner von Petersburg, die gastfreiesten Menschen der Welt, die Fremden unter der Regierung der großen Catharina aufnahmen, will ich eine Begebenheit erzählen, deren Held ein eben so listiger als unverschämter Abenteurer war.

„Dieser verwegene Betrüger führte, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, den Namen eines Grafen Verneuil, er schien ziemlich reich zu sein und reis'te seit mehrern Jahren in den Hauptstädten Europa's herum. Da er anfangs, seinen Aeußerungen zufolge, nicht Willens war, nach Rußland zu kommen, so hatte er sich mit keinem Schreiben an unsere Gesandschaft versehen und zeigte nur einige nichtsbedeutende, angeblich von polnischen oder deutschen Damen an ihn geschriebene Briefe vor. Da er ein sehr gewandter Gesellschafter war, Anmuth besaß, mit Heiterkeit erzählte, angenehm sang und sich selber am Piano accompagnirte, so fand er, wie man mir sagte, in Petersburg Mittel, in vielen glänzenden Gesellschaften Zutritt zu erhalten. Einige Zeit hindurch glückte ihm alles, und sein gesellschaftlicher Kreis erweiterte sich von Tag zu Tag; bald aber bemerkte man in dem einen Hause das Verschwinden einiger silberner Bestecke, in andern Häusern fehlten Uhren, und noch an andern Orten fehlten Dosen und Kleinodien von hohem Werth. Da nun gerade in den Häusern, welche der vornehme Gauner besuchte, diese verschiedenen Gegenstände nach und nach verschwanden, so erregte dies Verdacht, und man theilte sich gegenseitig diesen mit. Unser Held wurde angezeigt, er sollte verhaftet werden, allein er war schon abgereis't. Nun aber muß man wissen, daß man in Rußland, in diesem einer absoluten Gewalt unterworfenen Reiche, doch einer, vielen Völkern verweigerten Freiheit genoß. Man fragte die Fremden, welche aus- und eingingen, nur an den Gränzen nach ihren Pässen; so lange man aber auf diesem ungeheuren moscowitischen Terrain blieb, konnte ein Jeder nach seiner Willkür, und ohne verzögert oder aufgehalten zu werden, von den Ufern des baltischen bis an die des schwarzen Meeres, von der Diwina bis nach Kamschatka reisen. Nur wenn man von Petersburg aus nach einem fremden Lande reiste, mußte man acht Tage vorher einen Paß verlangen, denn dies Nachsuchen um einen Paß wurde öffentlich bekannt gemacht und benachrichtigte die Gläubiger, um sie vor jeder unangenehmen Ueberraschung zu sichern.

„Man sieht leicht ein, daß es dem angeblichen Grafen nicht leicht war, diese Förmlichkeiten zu erfüllen. Er überging dieselben auch und kam, ohne eben recht zu wissen, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollte, ganz ohne Papiere an die Grenze. Er stieg in einem Gasthofe ab und lustwandelte in der Stadt herum; hierauf begab er sich zum Gouverneur, nannte sich und verlangte mit ihm zu sprechen. Ein Kammerdiener sagte ihm, Se. Excellenz verließen eben das Bett, kleideten sich an und bäten den Herrn Grafen, zu warten. Nach Verlauf einiger Minuten stellte sich der Herr Graf sehr unruhig und zornig, schrie, schwur, fluchte auf die Unhöflichkeit des Gouverneurs und sagte, er würde Polen nicht verlassen haben, wenn er geglaubt hätte, in Rußland weiter nichts zu finden, als ein barbarisches Volk, unverschämte Diener, und Provinzial-Gouverneure ohne Erziehung. Der aufgebrachte Kammerdiener ging schleunig wieder zu Seiner Excellenz und benachrichtigte dieselbe von dem Zorne des Fremden und seiner gegen Sie ausgestoßenen Schmähungen. Der Gouverneur, außer sich vor Wuth, befahl nun seinen Leuten, den unverschämten Reisenden auf eine Kibitke zu packen und außerhalb der Grenze auf das polnische Gebiet zu werfen, das er so sehr vermisse."

„Dieser Befehl ward schleunig vollzogen, und — drei Minuten darauf kam ein Courrier von St. Petersburg mit der Depesche, welche dem Gouverneur zu spät befahl, den feinen Betrüger festzuhalten."

War hier mehr Unverschämtheit, Feinheit oder Glück im Spiele?

— Louis XI. befand sich einst auf dem in der Nähe von Tours gelegenen Schlosse du Plessis. Er beansichtigte am Abende die in demselben befindlichen Zimmer, und gelangte auch zufällig in die Küche, wo er einen Knaben von fünfzehn Jahren antraf, der am Herde stand, den Bratspieß drehend. Der König, erfreut über den Fleiß des Kleinen, frug ihn: „wie er heiße? woher er wäre? und wie viel er verdiene?" — Der Küchenjunge, welcher den König nicht kannte, sagte zu ihm, ohne in Verlegenheit zu gerathen: „Ich heiße Christian, bin aus Bourg, und verdiene mir eben so viel als der König." — Was verdient denn eigentlich der König? frug ihn

Louis lächelnd. — „Seine Ausgaben," versetzte Christian, „und ich die meinigen." Durch diese lakonische und freimüthige Antwort gewann der König den Knaben lieb, und machte ihn, als er Mann geworden war, zu seinem Kammerdiener. —

— Hunde und Jagd gehören zu den leidenschaftlichen Liebhabereien des Engländers, von denen kein Stand frei ist. Der Friedensrichter Wingard in Gloucestershire begleitete seine verstorbene Frau im langen Trauermantel und Flor zu ihrem Begräbnisse, als aus dem nächsten Zaun ein Hase durch die Prozession sprang. In dem Augenblick hetzte er, der leidenschaftliche Jäger, seine beiden Hunde, die ihn beständig begleiteten, auf den Hasen, warf seinen Trauermantel ab, und folgte den Hunden nach, bis sie den Hasen gefangen hatten, worauf er zu dem Leichenzuge zurückkehrte und traurig seinen Weg fortsetzte.

— Die Geschichte des Hamburger Brandes, mit Wünschen für das neue Hamburg, von Friedrich Saß, enthält meisterhafte Schilderungen; z. B. Der Anblick des brennenden Thurmes war von erhabener Majestät. In grüner, rother und gelber Flamme leckten und spiegelten die Flammen um diesen herrlichen Bau. Und es war, als käme jetzt Leben in den Thurm, als wäre es ihm so wehe, so bange, daß er, durch mehre Jahrhunderte dieser Stadt treuer Wächter, jetzt verenden solle, unter der Macht des grausigen Elementes. Er wurde beredt, er sang sein Schwanenlied über der geliebten Stadt. Während der Brand immer zerstörender um ihn wüthete, begann — Grauen und Wehmuth überwältigte alle Gemüther — sein herrliches Glockenspiel den feierlichen Choral über die brennende Stadt hinauszuspielen. Thränen rieselten über viele Wangen, mancher rohe Ungestüm ward durch die Anmahnung der Geisterstimme gebändigt, und man sank nieder auf die Kniee und flehte den Himmel um Erbarmen an. Da verstummte der Choral. Aber nach kurzer Pause, während die Glocken schon glühend leuchteten, und die große Glocke in Kupferstrahlen zerschmelzend niederfloß, ließ der Thurm auf's Neue, und dies Mal ein heiteres Lied hören, und dann ein drittes, worin die Töne nur immer leiser und immer geheimnißvoller, immer wunderbarer, erschütternder klangen. Darauf senkte der Thurm sein Haupt, seine Kuppel und sein Leben erstarb. Die Wehmuth, mit der man dieses ergreifende Schauspiel betrachtete, glich jener Wehmuth, mit der Kinder das Sterbelager eines geliebten Vaters umstehen.

— Für Leute, welche gern Schulden machen, ist der Aufenthalt in China anzuempfehlen, denn dort wird man wenigstens nur eine kurze Zeit von Gläubigern belästigt. Mit dem Ende des alten Jahres nämlich werden alle alten Rechnungen mit Handwerksleuten, Krämern und dergleichen in's Klare gebracht; lange Phalangen von Kaufmannsdienern belagern die Wohnungen der Schuldner mit langen Rechnungen in den Händen, mit einem Vorrath von Bitten, Vorwürfen und Schmähungen im Kopfe; läßt sich der Schuldner sehen, so betäuben sie ihn mit ihren Forderungen und sind geneigt, alle Arten von Ueberredungsmitteln, die physischen nicht ausgeschlossen, anzuwenden. Nicht selten verbirgt sich ein solches, durch Prassen arm gewordenes Herrchen vor diesen Verfolgungen im Hause eines Freundes, und wenn er sich auch auf die Straße herauswagt, so blickt er doch scharf umher nach seinen Gläubigern, stets bereit, sich im ersten Seitengäßchen zu verbergen. Die Regierung wagt der chinesische Gläubiger nicht um Hilfe anzugehen, da er nur allzusehr die großen Ausgaben fürchtet, und weiß, daß es dem Schuldner viel leichter ist, sich bei den Richtern freigebig zu bezeigen und folglich Recht zu erhalten. Kaum hat indeß das neue Jahr begonnen, so enden alle Verfolgungen, und jeder Gläubiger, der den Tag vorher noch seinem geehrten Schuldner die Augen auszukratzen im Begriff stand, begegnet ihm jetzt mit einem freundlichen Lächeln und der gewöhnlichen Begrüßung Da-Si (große Freude). Von der Schuld ist keine Erwähnung mehr — bis zum neuen Feste.

Stadt-Theater zu Leipzig.

Sonntag den 11. September

„Hamlet, Prinz von Dänemark."

Trauerspiel in 5 Aufz. v. Shakespeare.

Im Sinne der Schillerschen Worte: „Dem lieben Gotte weich nicht aus, findst du ihn auf dem Weg" pilgerte ich freudig in das Schauspielhaus, denn ist nicht die Poesie selbst auch ein sich offenbarender und fleischgewordener Gott! — In unsern poetischen Tagen, wo sich der Wille von der Kraft, wo sich das Leben von der Erscheinung, wo sich der Geist von dem Worte geschieden, in einer Zeit, wo das dichterische Wort eigentlich zum armen Waisenkinde geworden; da thut es wohl, wenn uns ein Genius mit seinem großen stillen Gottesauge freundlich anblickt und uns die volle, innige, heilige Poesie mit offenen Liebesarmen umfängt.

Hamlet, der Träger, der Rhapsode, die Memnonssäule dieses reinen und weltinnigen Gedankens, Hamlet, der ironische, der in der Skepsis seiner eignen großen Weltgedanken sich zerstörende Held, wurde heute durch Herrn Baumeister repräsentirt. Obgleich der verehrte Gast sich gewiß nicht bergen kann, daß er an einzelnen Stellen nach dem Schimmer des Effektes gehascht, so sah man doch auf der andern Seite mehrentheils Natur, Wahrheit, Zusammenhang und deutliches Verkörpern der unsterblichen Dichtung. Bei der Stelle, wo Polonius den Hamlet fragt: „Was leset Ihr, mein Prinz?" war die Antwort: „Worte, Worte, Worte" wohl zu monoton. Das erste dieser Silbenpaare spricht E. Devrient, anerkannt als trefflichster Darsteller des Hamlet, mit gedämpfter, wehmüthiger Stimme, den Blick in das Buch geheftet, das zweite mit wildem leidenschaftlichem Tone, indem er sein Auge gen Himmel richtet, das dritte, seitwärts auf Polonius schauend, leicht hingeworfen, abfertigend, als würdige er den langweiligen Hofmann und Speichellecker des Königs keiner vernünftigen Antwort. Der Engländer Warburton vermuthet, Hamlet habe hier den Juvenal in der Hand und die folgende Stelle von den alten Männern mit grauen Bärten und runzlichen Gesichtern, deute auf dieses Dichters zehnte Satyre. Wahrscheinlich liest aber Hamlet wieder in dem Taschenbuche, worin er die Worte schrieb, daß Einer lächeln könne, und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Den berühmten Monolog: „Sein oder Nichtsein," über dessen Sinn so viel Ausleger Shakespeares in Zweifel gerathen sind, sprach Herr Baumeister anfänglich mit brütendem Tiefsinn und philosophischer Klarheit, nur gegen das Ende wurde er etwas zu leidenschaftlich. Im Ganzen aber verdient der Gast das Lob und den Beifall, der ihm von einem reich versammelten Publikum oft und wohlverdient gespendet wurde.

Madame Dessoir, als Ophelia, gab uns abermals Gelegenheit, ihr eminentes Talent zu bewundern. Es ist wahr, diese Künstlerin ist eine Perle, ein Edelstein, der nicht genug geschätzt werden kann. Die Wahnsinnsscene machte auf das Publikum (Notabene ein Sonntagspublikum) solchen Eindruck, daß eine Ruhe im gefüllten Hause herrschte, die mehr, weit mehr zu schätzen ist, als ein donnernder Beifallssturm, womit sich das Parterre so gern Luft macht. Allgemeine Anerkennung verdient die Direktion, daß sie die Todtengräberscene nicht ge-

strichen hatte. Wahrlich! eine mächtiger ergreifende Scene wie diese giebt es in keinem andern Trauerspiel, sei es geschrieben, in welcher Sprache es wolle, denn hier erscheint das Dramatische bis zur wahren Hoheit des philosophischen und poetischen Gedankens erhoben. Herr Ballmann spielte den Einen von diesen abgestumpften Clowns, die mit Schädeln spielen, ganz trefflich. Dazu der Hamlet, auf dessen ruhigen Gesichte alle Würde des Ernstes, alle Macht der Ironie, alle Skepsis der Weltbetrachtung hervortritt, wahrlich, eine Scene voll so tiefen Glanzes hat kein anderes Drama in der Welt aufzuzeigen. Sie ist das wahre Eden dieses Hamletparadieses.

Herr Linke gab sich alle Mühe, ist aber kein Horatio. — Horatio, der treue biedere Freund Hamlets, ist das Echo all seines Denkens, seine weichere Nebenform, der Gegenton, der nichts besagt, als daß der erste Ton verstanden ist. Zugleich aber auch ein Gegenton, der wieder in der eigenen Ironie des Verständnisses den Gedanken weiter führt.

Herr Baudius, als Polonius, war ganz an seiner Stelle, ebenso Herr Stürmer, als Geist des alten Dänenkönigs und Herr Reger, als Claudius, obgleich sein Kostüm allzubunt war. Roth vom Kopf bis zur Zehe, roth hinten und vorn. Nein! das heißt das Auge auf Latten legen. Warum spielte nicht die Madame Brüning die Königin? Es war der allgemeine Wunsch. An Herrn Hesse wurde diesmal das Feuer und die Gluth vermißt, die dem Laertes inne wohnen müssen.

Shakespeare, die große, gewaltige, lichtklare Idee, muß jeden Schauspieler durchleuchten und durchzittern, der nur ein paar Worte in dieser unsterblichen Dichtung zu sagen hat. Hier sollte Jeder an seine Brust schlagen und rufen: „Herr! sei mir armem Sünder gnädig! damit ich nicht die Leidenschaften in Fetzen zerreiße, daß die Lumpen davon in's Parterre fliegen. Laßt Euch schon in der Probe von dem Geisterstabe der Dichtung berühren, damit sich nicht die Lauheit, die oft in Euch wohnt, abspiegelt, wie die hohle Pracht des falschen Königthums, die uns hier anhaucht wie Grabeshauch, wie Kirchhofseinöde, wie Element des Nichtseins um der Vergänglichkeit.

Herr Baumeister wurde am Schluß gerufen, ingleichen Mad. Dessoir, die aber bereits das Haus mit Herrn Kindermann verlassen hatte.

Pariser Modenbericht.

Es ist eine wohl zu beachtende Thatsache, daß selbst in Artikeln für Damen Veränderungen jetzt nicht mehr plötzlich, mit einem Male, sondern allmählig erfolgen; so wird es auch mit den für den Winter vielleicht bevorstehenden Umwandlungen der Fall sein.

Man glaubt nicht, daß die Taillen werden kürzer werden; so wie sie jetzt sind, ist ihre Länge anmuthig und steht allen Damen gut; wären sie länger, so würden sie übertrieben erscheinen, wären sie kürzer, müßten sie lächerlich erscheinen. Die ewige Aermelfrage bleibt immer ein Gegenstand des Streites und der Rivalität; so getheilt aber auch die Ansichten darüber sein mögen, zu den übermäßig weiten Aermeln will Niemand zurückkehren. Uebrigens sind die Aermel à la Ludwig XIV. und à la Richelieu dazwischen getreten, um dem Streite gleichsam ein Ende zu machen. Wenn die erste Aermelgattung so ziemlich gleichweit ist von oben bis unten und bei kalter Witterung also wohl nicht zweckmäßig sein dürfte, so verengt sich der Aermel à la Richelieu nach seiner Oeffnung zu, macht aber im Ganzen denselben Effekt. Da diese beiden Aermelarten weit sind und nicht über die Mitte des Vorderarms reichen, so wird es nothwendig, Vorder-Aermel zu tragen, deren Form nach der Laune oder nach der größeren Fülle und Rundung des Armes verschieden ist; man macht sie mit einzelnen Bauschreihen übereinander, mit Zügen oder auch blos von oben bis unter gefalten und mit einem Bündchen und einer Molière-Manchette. Im Winter gedenkt man die Vorderärmel, die gegenwärtig aus Organdi, aus indischem Muslin, und besonders aus Tarlatan bestehen, durch wärmere Zeuge von einer abstechenden Farbe zu ersetzen. Wir können uns vorstellen, daß Vorderärmel von Atlas in derselben Farbe wie der Auspu[t]z und das Futter recht gut aussehen müssen.

Es läßt sich erwarten, daß die Schleppen an den Kleidern, mit deren Wiedereinführung man schon längst umgegangen ist, im nächsten Winter in vielen Salons zum Vorschein kommen werden. Die Weite der Röcke ist noch immer außerordentlich groß, und gibt der Länge derselben nichts nach.

An unsere geehrten Abonnenten!

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Um Irrungen vorzubeugen, sei hier bemerkt, daß die Preisermäßigung von 20 Ngr. bei Zusammenhalten beider Journale, des **Gutenberg's** und der **Eisenbahn**, nur den Abonnenten der **Stadt** zukommt, wenn sie, ohne an den Sammler geleistete Anzahlung, sich direkt in der Expedition gemeldet haben. Abonnenten der umliegenden Ortschaften können nur dann an dieser Preisermäßigung Theil haben, wenn sie sich auf eigene Kosten die Blätter in der Expedition abholen lassen und wenn sie keine Anzahlung geleistet haben. Ist dies geschehen, so können sie nur erst im folgenden Quartal in den Genuß derselben treten, vorausgesetzt, daß die Blätter auf eigene Kosten abgeholt werden. Sonst bleibt für Auswärtige der Preis: Eisenbahn 11¼ Ngr., Gutenberg 15 Ngr.

Für das neue Quartal liegt eine reiche Auswahl der anziehendsten Erzählungen und Geschichten bereit und werde ich mich bestreben, auch das Humoristische nicht ganz auszuschließen, wie denn überhaupt unser Blatt dergestalt in der Gunst des Publikums gestiegen ist, daß ich in den Stand gesetzt bin, dasselbe immer splendider herzustellen.

Der Herausgeber.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 13. (3. Jahrgang. III. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 1. (Sonnabend, den 1. October.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Untergang des Dampfschiffes „der Präsident."

Nachdem man nun schon seit einem Jahre ängstlich auf eine sichere Nachricht über das traurige Schicksal des Dampfschiffes „der President" gewartet und beinahe schon alle Hoffnung auf irgend eine Auskunft darüber aufgegeben hatte, kommt jetzt endlich eine Kunde aus einer Gegend, von woher man sie wohl nicht erwartet hätte. Aus den dichten Wäldern von Nordamerika ist nämlich nach Montreal die Nachricht gekommen, daß an der Küste von Cap Breton (südlich von Newfoundland) eine Flasche an's Land getrieben, worin sich ein Bericht über den Schiffbruch des President gefunden. Durch ein Handlungshaus in Montreal ist eine Abschrift des Originalmanuscripts nach Hamburg gelangt, wo dasselbe so eben als Broschüre öffentlich erschienen, aus welcher wir hier folgenden Auszug mittheilen.

Der unglückliche Verfasser des schriftlichen Nachlasses war, wie aus diesem hervorgeht, ein Geistlicher Namens G. G. Cookmann, dessen fromme Zaghaftigkeit vielleicht nicht den angenehmsten Eindruck auf den Leser seines Tage- oder vielmehr Stundenbuchs hinterläßt; doch verdanken wir wahrscheinlich seiner Aengstlichkeit und bösen Vorahnung, die allerdings nicht ohne guten Grund gewesen sind, den frühen Beginn seiner Mittheilung, die eben dadurch umfassender wurde, als es später, da die Begebenheit sich schon zur Katastrophe neigte, hätte der Fall sein dürfen.

Am Bord des Presidenten, den 15. März 1841. So ist nun der letzte Schimmer von der Küste meines Vaterlandes dahin geschwunden! — Herr, mein Gott, nimm mich in deinen väterlichen Schutz. Ich habe der Veste deiner Erde entsagt und mich vermessen auf eine von Menschenhänden erbaute Welt gewagt. Es ist ein hölzern Haus und du hast kein ander Theil daran als den Segen, der von deiner Hand auf Menschenwerk herniedergeträuft. O, ich bin sehr geängstet, da ich nur Himmel und Wasser sehe, aber wenn ich hinaufblicke, zu der grauen unendlichen Decke dort oben, gedenke ich meines Gottes, der sie über uns ausgespannt wie ein Zelt; und wenn ich die Wogen betrachte, die der Wind zu Bergen erhebt, gedenke ich dessen, der auf dem Wasser wandelte und seinen Jüngern Trost zurief. — O, daß auch meine Seele Trost fände, dessen sie so sehr bedürftig ist! —

Ich weiß nicht zu sagen, was in mir vorgeht; unaufhörlich flüstert eine Stimme in mir: „Du siehst dein Vaterland nicht wieder." — Diese Menschen, meine Umgebung, flößen mir Grauen ein, da sie so gleichgültig sind und so heiter, als ob sie in ihren Häusern säßen, die auf Pfeiler gebaut sind und auf der Veste der Erde ruhen. Ich sitze in meiner Cajüte (Cabin) und denke an Gott. Die Bibel ist mein einziger Trost, und da ich sie

eben aufschlage, lese ich im 104ten Psalm: „Du wölbst es oben mit Wasser; du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittigen des Windes; der du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen."

Herr, gieb, daß ich diese Worte nie vergesse und ihr Trost bei mir bleibe in der Stunde der Prüfung.

Den 16. März, Morgens 7 Uhr. Herr mein Gott, welch' eine Nacht habe ich gehabt! Ich könnte diese Menschen hassen, die bis 12 Uhr beisammen saßen, Wein tranken und weltliche Lieder sangen, die sie schön nennen, göttlich sogar, weil sie von Comödianten herstammen, — während wir in einem offenen Grabe dahin schwimmen und der Tod in Gestalt von Feuer oder Wasser vielleicht an unserer Thür lauscht. Nur eine deutsche Familie nahm keinen Theil daran; sie ist mein Wandnachbar und ich verstehe glücklicher Weise so viel von ihrer Sprache, um an ihrer Unterhaltung Theil nehmen zu können. — Erst redeten sie von ihrer Familie in der Heimath und an jeden Namen knüpften sie angenehme Erinnerungen und freudige Erwartungen; dann mußte ein kleines Kind beten und ich ließ eiligst mein Gebet mit dem der Unschuld zu Gott emporsteigen. — Dennoch gestattete mir meine fürchterliche Beklommenheit nicht einzuschlafen, es war, als ob Berge auf meiner Brust rasteten. Ich öffnete erst ein Fenster, und da das nicht half, stieg ich auf's Verdeck, um frische Luft zu schöpfen. Der Steuermann kam mir in den Wurf und ich fragte ihn in der Verwirrung, ob wir denn bald in England wären? — Er lachte wie verhöhnend laut auf und ich verbesserte mich schnell, um dem gerechten Spotte zu entgehen, fragend, wo wir eben jetzt wären? — Er antwortete: „unter dem 43. Breitengrade," und ich seufzte wie im Vorwurf über die unendliche Größe der Welt. Diese Nacht erschien mir im Traume meine Mutter. Ihre Miene war traurig und verwirrt und in ihren Händen trug sie ein Leichenhemde, das sie mir darbot. — Ich schrie laut auf und erwachte von einem Schmerz am Kopfe, mit dem ich in der Angst mochte irgendwo angerennt sein. Obgleich ich mich nun aber völlig ermunterte, sah ich dennoch die Gestalt noch immer in meinem Zimmer; sie saß auf der kleinen Bank hinter dem Tische und das Gewand in ihren Händen, sah ich, wurde von einer dunklen Flamme verzehrt. Jetzt eilte ich auf sie zu, und da ich ihr ganz nahe war und meine Hände nach ihr ausstreckte, verschwand sie wie eine Wolke, an meinen Händen aber war es, als ob ich eine Eisscholle ergriffen hätte. — O mein Gott, mein Gott, mit welcher Qual habe ich den Morgen herangewacht! Aber ich weiß jetzt, was uns bedroht; ich weiß auch, was zu beginnen. Ich werde den Kapitain bei Allem, was ihm heilig ist, beschwören, daß er die Reise nicht fortsetzt, sondern zurückkehrt, denn unser Untergang ist beschlossen, aber so vielleicht noch abzuwenden.

8 Uhr. So sei denn nun der Himmel uns gnädig! — Jeder verlacht mich, dem ich von meiner Vision erzähle, und zu derselben Zeit, da mir das Herz vor Angst zerspringen will, ist Alles so gewöhnlich, so sicher und behaglich im großen Saal, als ob wir sämmtlich in Abraham's Schoos säßen. Ein ungeheurer Nebel ruht über dem Meer; dieses Meer erscheint mir wie ein ungeheures Chaos und nie sind mir die Worte des Propheten Moses: „und die Erde war wüste und leer," — begreiflicher gewesen als eben heute.

Es schwimmen uns große Eisschollen vorbei und der Kapitain steht auf dem Ruderkasten (Paddlebox) und schaut mit verlegenen Blicken hinaus auf's Meer. Jeden Augenblick winkt er dem Matrosen am Steuer und ein anderer nahe am Bugspriet wirft von Zeit zu Zeit das Bleiloth und ruft mit heiserer Stimme: „die Knoten ab." — Das dumpfe Stöhnen der Maschine, vereint mit diesem jämmerlich einförmigen Ruf des Matrosen aus der Ferne, hat etwas unbeschreiblich Grauenhaftes für mich und doch kann ich ihm nirgend entlaufen, denn die Luft ist in diesem Augenblicke so still wie im Grabe, an das ich immer und immer denken muß, wohin ich meine Gedanken auch richten mag, denn das unheilvolle Gesicht dieser Nacht verfolgt mich allenthalben hin und in jeder nächsten Minute erwarte ich das Todesurtheil des unerbittlichen Geschicks.

Seit zwei Tagen sitzt ein großer schwarzer Vogel auf der Spitze eines Mastes, wo er mit begierigen Augen auf uns hernieder sieht. Man sagt, es sei ein europäischer Rabe, der Unheil bedeute, doch weiß Niemand zu sagen, wie er hierher gekommen. Daneben erzählte mir Mr. Thorndicke, daß seit eben so vielen Tagen einige große Haifische uns begleiten, die, wie ich längst weiß, ihre Beute schon, wenn sie noch am Leben ist, wittern und gewiß nicht vergebens uns armen verlassenen Schiffer umkreisen.

Allmächtiger Gott, nimm mich in deinen gnädigen Schutz, und solltest Du unsern Untergang wirklich beschlossen haben, so mache uns dann den Kelch nicht allzubitter.

Abends. Gott sei gedankt, ich bin gestärkt! — Eine Predigt, die ich abgehalten, war es, was mich so erquickt hat, denn ich ließ nicht ab mit Bitten, bis man mir erlaubte, das Wort des Herrn zu verkünden. Ich er-

wählte Corinther 11, V. 26: „Ich habe oft gereiset; ich bin in Fährlichkeit gewesen zu Wasser, in Fährlichkeit unter den Mördern, in Fährlichkeit unter den Juden, in Fährlichkeit unter den Heiden, in Fährlichkeit in der Wüste, in Fährlichkeit unter den falschen Brüdern." — O, wie hat es mich gestärkt, einmal wieder von Herzensgrunde reden zu können. Alle hörten mir andächtig zu, sogar einige Juden, die mir tief erschüttert von der Schönheit unserer Religion zu sein schienen. Man sprach viel von Ventilen und von doppelter Kraft. — Herr des Himmels, was mag das nur zu bedeuten haben! Fragen darnach werden überhört und nicht beantwortet; indem ich darüber nachdenke, überfällt mich wiederum eine fürchterliche Angst. — Ich will beten.

Nachts zwölf Uhr. Ein entsetzliches Unheil hat sich zugetragen; nicht eins, nein zwei, drei! — Unser Untergang ist nun gewiß, obgleich der Kapitain schwört, es sei nichts zu befürchten, und uns Allen befohlen hat, das Verdeck zu meiden. — Ich werde mein Wort lösen; ich werde halten, was ich meiner Familie beim Abschiede versprochen, die Geschichte meiner letzten Stunden werde ich den Wogen des Meeres anvertrauen und die Hand des Herrn, die schwer auf mir lastet, wird Barmherzigkeit üben an der Botschaft, die ich seinen Wellen übergebe. O, Ihr Geliebten, wo soll ich Worte hernehmen, das Schreckliche zu verkünden, das sich über meinem Haupte zugetragen, während ich auf den Knieen lag und betete. Es ruht sichtbar ein Fluch auf diesen Brettern. Herr, mein Gott, bist du denn nicht auf dem Meere mit deinem Knechte?

Meine Hand zittert vor Angst und Zagen, aber es sei! — Um 9 Uhr also hörte ich über meinem Haupte plötzlich ein Lebendigwerden der Gesellschaft, ein Rennen und Laufen, ein Begegnen und Fragen, dann ein lautes Jammern und Klagen in der Ferne; daneben stockte oder veränderte sich das dumpfe, immer so gleichmäßige Getöse der arbeitenden Maschine und hörte dann plötzlich ganz auf. — Neubegier und Angst vor der kommenden Minute machten, daß ich mein Gebet unterbrach und hinauf eilte. Der erste Anblick, welcher sich mir darbot, war eine Gruppe von Menschen, die, durchaus gemischt, sich zum Rande jener Oeffnung drängte, die in einem ungeheuren Viereck über der Maschine, den Arbeitern unten Licht und Luft gewährt. — O, du Allmächtiger, was mußte mein Ohr vernehmen, mein Auge bezeugen! — Dahinunter, zwischen die unerbittlichen Räder und Walzen waren in einem und demselben Augenblick zwei Menschen gestürzt, zwei junge Matrosen, und die ungeheuren eisernen Arme hatten sie zermalmet. — Haarsträubend soll das knirschende Zerknittern ihrer Glieder nach einem kurzen Weheruf gewesen sein. Todtenbläſſe des Entsetzens liegt noch auf allen Gesichtern und ich bin entflohen von dem Orte des Schreckens, wo man eben die Glieder sammelt, um sie den begierigen Hayen auf Abschlag zur Speise zu geben. — Herr, Herr! wer erforschet deine Wege! Aber ich bete dich an, ob ich auch gleichwohl nicht verstehe, was du willst.

(Beschluß folgt.)

Der holländische Pflanzer auf der Insel Surinam.

Herr Brüggemans, der holländische Pflanzer auf Surinam, schnarchte laut in seinem Bette, das ein feines Gazegewebe von allen Seiten umschloß. Vor demselben kauerte Tippo, ein schwarzer Sklave, und wehete mit einem Pfauwedel seinem Herrn Kühlung zu, von sich aber dichte Schwärme Muskitos ab, die sich mit großer Gier über die nackten Körpertheile des Negers herwarfen. Der Mensch mit seinem Wedel glich dem Perpendikel einer Wanduhr, der in unermüdlicher Thätigkeit sich hin und her bewegt. Zuweilen zwar schloßen sich seine Augen, doch nur für wenig Sekunden, wobei aber der Arm in gewohnter Thätigkeit blieb und sein Geschäft fortsetzte. Ein lautes Gähnen des Langschläfers zeigte endlich sein Erwachen an. „Welche Zeit, Tippo?" fragte Brüggemanns.

„Halb sieben, Herr!" versetzte dieser.

„So will ich aufstehen —" hieß es zurück.

Tippo schellte, und der Pflanzer wurde von drei Negern angekleidet, welche das Amt eines Haarkünstlers, Barbiers und Kammerdieners versahen. Nach einer halben Stunde saß er im Garten vor dem Hause, Kaffee trinkend und Tabak rauchend. Der Sklavenaufseher erschien und machte seine Meldung über den Zustand der Pflanzung und deren Bewohner.

„Martha," sprach er, „hat gestern Mittag ein Knäblein geboren und darum 3 Stunden nicht arbeiten dürfen. Christinens linker Fuß war in die große Walze der Zuckermühle gerathen; ein glücklicher Hieb Jokos mit dem breiten Messer befreite sie noch, so daß der Fuß blos bis zum Knöchel fehlt."

„Wann werden die Weiber endlich vorsichtiger werden!?" zankte Brüggemanns. „Gut, daß es nur der Fuß und nicht die Hand ist. So kann sie doch noch arbeiten, wenn schon nicht mehr laufen."

„Milo, Kiruli und Dabbes gedachten sich diesen Morgen schon um drei Uhr fortzuschleichen, um ihre

Weiber und Kinder drüben auf Osterlohs Pflanzung zu besuchen. Ich habe sie gepeitscht und eingesperrt."

„Recht so!" lobte Brüggemanns, „Ordnung muß sein und gehorchen ist die erste Sklavenpflicht. Laß die drei Kerls nur heute nicht von dannen, auf daß sie ein andermal besser folgen lernen. Sind die neuen Sklaven gebrannt worden?"

„Ja, Herr!" entgegnete der Aufseher. „Die Achsel ist noch etwas geschwollen, doch das Zeichen rein und deutlich aufgeprägt."

„Hat sich der wilde Wisti endlich in sein Schicksal gefügt?"

Der Aufseher verstummte. Scheu senkte sich sein Auge vor denen des Pflanzers, welcher nun Unrath merkte und seine Frage hastiger wiederholte.

„Er hat seine Zunge verschluckt und sich so erstickt," gestand der Aufseher ein.

„Verdammt!" rief Brüggemans wüthend, „thät' es nicht Noth, man risse solchen Trotzköpfen lieber gleich und zu ihrem eigenen Besten die Zunge aus, da man sie nicht anbinden kann? Wieder 600 Gulden dahin! Noch zum armen Manne werde ich am Ende!"

„Ich habe desto mehr Steine unter den Kaffee gemischt, den Indigo befeuchtet und die Baumwollenballen geschickt beschwert, um den Verlust Wistis wieder zu ersetzen."

„Alles Lumperei!" versetzte Brüggemans, „und ohnehin Eure Schuldigkeit. Wo ist meine Frau? Ist sie schon angezogen?"

Eben kam dieselbe im vollen Sonntagsstaate herab, gefolgt von drei Dienerinnen, welche die Gesangbücher, ein Fußbänkchen und einen Sonnenschirm ihrer Herrin nachtrugen; ein farbiger Bedienter und ein Negerknabe — beide in bunter, augenfälliger Kleidung — waren für den Pflanzer bestimmt.

„Nun," hob Madame Brüggemans lächelnd an, „gefalle ich dir so? Werde ich wol den andern Weibern in der Kirche nachstehen oder sie übertreffen? Wenn du etwa einen blinden Fleck auf meinem Seidenkleide bemerkst, so sage mir's ja. Die ungeschickte Suppi trat mir beim Ankleiden darauf; ich selbst habe sie aber dafür ausgezahlt, daß sie einige Tage lang nicht wieder auftreten können soll."

„Ich entdecke nichts," antwortete Brüggemans, seine Frau musternd. „Wird Johannes uns begleiten?"

„Wenn ich zur Kirche reiten darf," sprach das hoffnungsvolle Söhnchen selbst, das die Frage vernommen hatte und rasch auf seinem Pferde daher getrabt kam. Dasselbe aber war ein — Neger, dessen Seiten bereits die blutigen Spuren von Johannes silbernen Sporen trugen.

„Nein, das geht nicht an!" sprach Madame Brüggemans. „Was würden die Leute sagen? Der Prediger eifert ohnehin nur stets von der christlichen Nächstenliebe — als wenn wir hier Nächste hätten!"

„So bleibe ich daheim!" erklärte Johannes trotzig und trieb sein schwarzes Pferd dem Parke zu.

Der Pflanzer aber mit seiner Frau gieng dem Gotte der Liebe zu dienen.

Ein Glück, daß die Brüggemans jetzt viel seltener sind als vormals! (Nierit Volksk.)

Der Verurtheilte.

In einem Zimmer des Gefängnisses Newgate zu London, wo die schwersten Verbrecher in Haft sich befanden, sah es eben nicht gefängnißmäßig aus. Keine Eisenringe, in feuchte, dicke Mauern geschmiedet, keine Ketten, Halseisen, Hand- und Fußschellen — wol aber Gegenstände, wie sie in einem wohnlichen Raume angetroffen zu werden pflegen. Die Inwohner, sämmtlich aus bereits Verurtheilten bestehend, unterhielten sich mit Tabakrauchen, Sprechen, Lesen oder Kartenspielen. Nur zwei von ihnen saßen tiefsinnig und in sich gekehrt auf ihrer Bank. Die ganze Verbrechergesellschaft ließ sich nicht im geringsten stören, als der Aufseher in Begleitung einiger Fremden erschien, welche das berüchtigte Newgate zu besichtigen kamen. Ihre Aufmerksamkeit nahm zuerst ein junger Mensch von etwa 18 Jahren in Anspruch, welcher auf der Fensterbrüstung saß und laut in einem Buche las. Dasselbe war eine französische Grammatik und das Zeitwort parler die Aufgabe, die er eben zu lösen bemüht war. „Phipps!" rief er freudig aus, indem er sich an einen Gefangenen von eben so jugendlichem Alter wendete — „überhöre mich doch! Bis zum Gerondif kann ich es auswendig."

„Er hat eine Bäuerin auf der Straße angefallen und sie des Erlöses ihrer Marktwaare beraubt —" erzählte der Aufseher, auf Befragen nach des Sprachforschers Verbrechen. „In drei Tagen wird er gehenkt."

„Und weiß er dies?" fragten die Fremden voll Erstaunen.

„Allerdings! sonst würde er nicht hier sein. Auch die beiden eifrigen Kartenspieler da gehen demselben Tode entgegen."

„Und die beiden Tiefsinnigen?"

„Der Wohlgekleidete ist Sir Beaumont Smith,

welcher für 2 Millionen Thaler Schatzkammerscheine verfälscht hat und lebenslänglich deportirt wird. Der andere war Briefträger und entwendete aus einem Brief einen Penny." (Ein Geldstück, 8 Pfennige an Werth.)

„Und seine Strafe!" fragte der Deutschen einer.

„Gleichfalls lebenslängliche Deportation."

„Nicht möglich! eines einzigen Pennys wegen!"

„Doch, Gentlemen! —" sagte der Engländer kalt — „unser Gesetz spricht diese Strafe aus, und der Schuldige ist auf dieses Gesetz vereidet worden."

„Aber was konnte ihn nur zu diesem geringfügigen Diebstahle bewegen?"

„Dawis, der Briefträger, läuft gerade in seinem Berufe, als ihn sein ältestes Töchterchen auf der Straße um einen Penny anspricht, den sie für die kranke Mutter zu Blasenpflaster verwenden will. Das Mädel macht die Sache dringend, als hinge der Mutter Leben davon ab; der Mann hat noch keinen Penny verdient, liebt seine Frau über alles und — stiehlt den Penny aus einem der ihm anvertrauten Briefe."

„Und hat der Aermste keine Milderung der Strafe — keine Begnadigung zu hoffen?" fragten mit innerm Entsetzen die Fremden, indem sie ihre Blicke mitleidsvoll auf die gramerfüllten Züge des Dawis richteten. Der Engländer zuckte stumm die Achseln — die Deutschen gingen.

Eine Woche später gab es auf den Schiffswerften zu Harwich ein anziehendes Schauspiel, welches viele Tausende von Zuschauern herbeigezogen hatte. Mitten durch die dichtgedrängten Schaaren brachen sich einige Konstabler, einen Gefangenen mit sich führend, mühsam die Bahn. Wer dem Manne in's leichenblasse Antlitz mit den verstörten Zügen schaute, hätte meinen sollen, daß er zum Tode geführt werde. Und gleichwol war der Bau, welcher sich dort hoch in die Lüfte erhob, kein Schaffot, sondern — eine neuerbaute, höchst zierliche Fregatte von 48 Kanonen, welche heute ihre Taufe und erste Weihe erhalten sollte. Sobald man die vorgespannten Seile erreicht hatte, welche die Zuschauer von der Werft schieden, erhob der Gefangene das trübe Auge und warf einen Blick des Erschreckens auf das riesige Gebäude, das mit seinem hohen Kiele auf einem Balkengitter ruhete. Den beiden Seiten seines gewaltigen Bauches hatte man gerade noch so viel Stützen gelassen, als nöthig waren, um das Gleichgewicht desselben zu erhalten. Auf den Koloß zu schreiten die Konstabler, wo sie ihren Gefangenen einem handfesten Manne übergeben und sich dann aus dem Berriche der Fregatte ziehen. Dawis — es war der Gefangene — blickt empor zu dem Kriegsschiffe, das, einem leblosen Ungeheuer ähnlich, in entsetzlicher Länge, Breite und Höhe über ihm sich erhebt und jetzt schon ihn zu zermalmen droht. Sein befangenes Auge wollte in jeder der offenen Stückpforten bereits die Mündungen von 48 Schiffskanonen entdecken, die bestimmt sind, mit all ihrer Centnerschwere auf seinem Leibe zu lasten. Doch der Mann an seiner Seite gönnt ihm nicht Zeit den ganzen Umfang der Gefahr in Betracht zu ziehen. Er führt den ehemaligen Briefträger zur Spitze des Schiffes hin, dessen ganze Last nur noch auf einem einzigen Stücke Holze ruht, welches gegen den Kiel gestemmt ist und den Namen „Schlüssel" führt. Durch das Hinwegschlagen desselben sollte Dawis der Fregatte den Weg zum Meere öffnen, sich selbst aber die Freiheit oder — den Tod geben!

Der Schiffsbaumeister legte ihm jetzt einen schweren Hammer in den Arm. „Hier, Dawis —" sprach er barsch — „und nun muthig zugehauen mit kräftigen Schlägen ohne Zaudern. Kaltes Blut und nichts weiter ist erforderlich, um deine Aufgabe glücklich zu lösen. Unter fünfen gehen höchstens zwei drauf und dies noch meistens durch ihre eigene Schuld. Vergiß nicht, daß diese paar Hiebe ein ganzes Leben voll Elend aufwiegen." Damit ging er, seine Person in Sicherheit zu bringen.

Dawis starrte das verhängnißvolle Stück Holz an, welches auch für ihn ein Schlüssel zur Lebens- oder Todeskammer war. Er verglich seine Kraft mit derjenigen der Fregatte, wenn sie fesselfrei über die mit Unschlitt gestrichenen Baustämme hinabschießen würde zum Meere. Er blickte über sich, wo der Fregatte Spiegel gleich einer braunen Höhle sich wölbte und ihn beim möglichen Umfallen wie einen Wurm zu zerdrücken drohte. Da schnürte es ihm Brust und Kehle zu, und der Hammer entsank seiner zitternden Hand. Mit erlöschendem Blicke schaute er sich um. Alle Augen der vielen Tausende umher hafteten mit ungeduldiger Neugier auf ihm und seinen Händen. Gespannte Erwartung — kein Mitleiden — lag in allen Zügen ausgeprägt, so weit er die Runde machte mit seinen Augen. Doch ja! dort, dicht an der zurückdrängenden Leine kniet ein Weib, 5 Kinder zu ihren Seiten, mit verzweifelnder Geberde, mit hochgerungenen Händen. „Für mich geht er in den Tod!" und: „Vater! lieber Vater!" hört er durch die stillen Lüfte daher zittern.

Dawis weint bitterlich. Er kann sich nicht losreißen von dem Anblicke der Seinen, die er vielleicht zum letztenmale hier auf dieser Erde sieht. Da nähert sich mit drohenden Blicken der Schiffbaumeister dem zögernden Verbrecher. Mechanisch greift dessen Hand nach dem entfallenen Hammer. Er schwingt ihn hoch empor. „Smith

2 Millionen und du einen Penny!" spricht er bitter zu sich selbst; und grimmig läßt er den Hammer auf das Holzstück niederfallen. Und sonder Rast schlägt er fort und fort, bis der Schlüssel dröhnend niederstürzt. Da knackt es in allen Fugen der Fregatte, die, sich schüttelnd, alle noch vorhandenen Stützen wie Spreu von sich streift, daß sie donnernd zu Boden stürzen. Ein tausendstimmiger Beruf begleitet ihren Fall. Eine Sekunde lang steht Dawis betäubt — erstarrt. Das Stöhnen des Schiffsungeheuers vor ihm bringt ihn zu sich zurück. Schnell wirft er sich platt zu Boden, zwischen die dicken Stämme hinein, welche die Fahrgeleise der Fregatte bilden. Diese schießt ein Stück Weges fort, steht wieder, schwankt wieder rechts und links, erhebt sich und bringt mit immer steigender Schnelligkeit vorwärts. Vor den Augen des Verbrechers schwindet des Tageslichtes Schein; Nacht wird's um ihn, und über ihm hin schreitet unter dumpfem Gebrüll die Fregatte mit gigantischen Schritten, daß die Balkenlager neben ihm prasseln und rauchen. Der schwankende Schiffsboden mit seinem ungeheuern Luftdrucke nascht von seinem halbnackten Körper, indem er ihm die Haut blutig ritzt. Dawis wünscht sich in die Erde einkratzen zu können. Ein Alp, wie nirgends weiter in der Welt, ruht auf seinem Rücken, daß ihm die Sinne entschwinden. Ein unermeßlicher Jubelruf gibt ihm die Besinnung zurück. Es ist wieder hell vor seinen Augen; schüchtern erhebt er das Haupt — eben theilt die Fregatte die Meeresfluthen auseinander, daß sie über derselben rauschend zusammenschlagen. Und in langen Sprüngen kommen Frau und Kinder herangehüpft und umhalsen jauchzend den wiedergeschenkten, nun straffreien Gatten und Vater. Und Dawis ältestes Töchterlein kommt später als alle übrigen nach, ihren Vater zu umarmen; denn — sie hatte an ihrer Schürze hüten müssen, welche die Zuschauer für das ihnen gegebene Schauspiel mit großen und kleinen Geldstücken gefüllt hatten.

Der Lump.

Von Eduard Born.

Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß es nicht unsere Absicht ist, den armseligen Lump, der zu den Abonnenten der Rumfortschen Suppen-Anstalt gehört und dessen traurige Lage wir von ganzem Herzen bedauern, der Oeffentlichkeit Preis zu geben. Nein, wir beabsichtigen, das Konterfei der vornehmen in Ueberfluß schwelgenden Lumpen zu entwerfen. Auch ihrer würden wir nicht gedenken, wenn nicht sociale Verhältnisse uns mit ihnen zuweilen in Berührung brächten, weil die Klugheit gebietet, mit ihnen in gutem Vernehmen zu sein. Leider sind wir alle mehr oder minder durch unsere Stellung in den Strudel eines zur Gewohnheit gewordenen Luxus hingerissen und gezwungen, bis zum letzten Athemzuge unsere Thatkraft dem Erschwingen endloser Bedürfnisse zuzuwenden. Wir sind keine Diogenesse mehr, die mit hohler Hand Wasser schöpfen, unsere Frauen keine Even, die mit einer Robe von Feigenblättern fürlieb nehmen. Wir wollen leben und gut leben, und dieses Leben ist bei den gesteigerten Ansprüchen unserer cultivirten Zustände so schwierig geworden, daß wir sammt und sonders dadurch unsere Unabhängigkeit eingebüßt haben und Sklaven wetterwendischer Gunst und hoher Protektion geworden sind. Bücklinge und Kratzfüße werden erfordert, unserem Erwerb Vorschub zu leisten, damit wir ein minder sorgenvolles Stückchen Brod genießen mögen. Trauriges Loos der Erwerbenden, daß unter den vornehmen Residenz-Männern auch manchmal Lumpen sich befinden! Durch den allvermögenden Mammon ist das Vergeben von Aemtern und Stellen in ihren Händen, und ein zweideutiges Nicken ihres Kopfes bestimmt über Wohl und Weh ganzer Familien. Selbst Begüterte sind von ihnen abhängig; sie haben Söhne, Töchter, Muhmen und Vettern, die sie poussiren möchten, und das Wohlwollen jener ist der Centralpunkt, um den sich Alles dreht und wendet. Daher ist es Noth, sie nicht zu Gegnern zu machen, mit ihnen in Frieden und Freundschaft, versteht sich äußerlich, zu leben; doch sei uns gestattet, ihre Kennzeichen hervorzuheben, da wir doch ihre Rohheit und schmutzige Denkweise ertragen lernen müssen, wollen wir nicht Opfer ihrer Ränke werden.

Betrachten wir den zinsenverzehrenden Jonathan Puhst, diese kleine schwammige Figur, mit der gemästeten nichtssagenden Fleischlarve, in welcher zwei baschkirenartig geschlitzte Augen, platte Nase, großer Mund, um dessen Winkeln ein dummes Lächeln anwidernd sich zieht; im Ganzen ein Spiegelbild von Unempfindlichkeit und Stumpfheit! Dieser Jonathan ist ein Prachtexemplar eines Lumpen. Seine Denk- und Handlungsweise ist schmutzig und kleinlich. Mit beredtem Einwenden weiß er sich der kleinsten Gabe zu entziehen, wo es gilt, dem Gemeinwohl ein Scherflein beizusteuern. Was geht mich die Nachwelt an, ruft er mit wegwerfendem Hohne aus, was hat sie für mich gethan? und gibt nichts. Mit derselben herzlosen Härte weist er Unglückliche zurück, und nur, wo seine Mildthätigkeit auf einem Subscriptionsbogen die ganze Stadt durchzieht, spendet er grandios, um seiner Eitelkeit zu fröhnen und Bewunderung und Neid

zu erregen. Dichter und Künstler sind ihm Subjekte, welchen der Staat das Indigenat verweigern sollte, weil ihre Leistungen ihm nutzlos erscheinen. Wo er etwas ersieht, feilscht er knickerig mit dem armen Handwerker, der am Ende einen leichten Dukaten über Werth annehmen muß. Am Spieltische erlaubt er sich heimlich kleine Uebervortheilungen und schleicht sich überall ohne Trinkgeld zu geben fort. Er gibt nichts desto weniger jährlich seine zwei brillante Diners, als gezwungenes Rembourfement vielfacher Einladungen, bei welchen trotz aller Ueppigkeit eine gewisse Knauserei nicht zu verkennen ist, die das Lumpige charakterisirt. Während er in Kleinigkeiten knickert, ist er zuweilen für sich verschwenderisch; er läßt es sich harte Thaler kosten, seinen theuren Leichnam zu pflegen, während er seine nächsten Verwandte darben sieht. In Ehrensachen ist Jonathan eben nicht sehr empfindlich, und wenn er auch weiß, daß ihn die ganze Stadt einen Lumpen nennt, so entschädigt ihn das Bewußtsein, auf dem Papiere gut und der unabhängig reiche Mann zu sein, dem alle Welt den Hof machen muß. Vaterlandsliebe, Großmuth und Edelsinn sind ihm überspannte Schwärmereien, er nennt Kodrus, der sich für sein Vaterland freiwillig opferte, einen Verrückten, während er den schmutzigsten Vasallen Merkurs, der mit Glück gewagt hat, als einen großen Mann betrachtet. Mit der Wahrheitsliebe ist er fortwährend über den Fuß gespannt, obgleich die Versicherung „auf Ehre" oder „bei Gott" ihm zur Gewohnheit geworden ist — Redefiguren, bei denen er gar nichts fühlt oder denkt. Sagt ihm Jemand: Jonathan, schämst du dich deiner schmutzigen Handlungsweise nicht? so belächelt er des Freundes Mahnung und fügt lakonisch hinzu: Will ich denn gentil sein? —

Aber zuweilen ärgert es ihn doch, wenn sein nichts weniger als reicher Nachbar gesellige Bevorzugungen und allgemeine Achtungsbezeigungen genießt, während er trotz seines großen Vermögens Zurücksetzungen und Kränkungen ertragen muß. In einsamen Stunden macht er seinem Aerger in Selbstgesprächen zähneknirschend Luft und empfängt auf diese Weise eine momentane Strafe für seine niedrige Gesinnung.

Miscellen und Anekdoten.

— Man hört jetzt die Herren Damenkleider-Verfertiger sehr häufig über den geringeren Verdienst klagen, den sie gegen früher haben, und sie vermeinen, der jüngste Tag müsse bedeutend näher gerückt sein, denn mit rechten Dingen könne dies sonst nicht zugehen! — Aber wer ist daran Schuld, als ihr selbst, ihr Herren tailleurs des Dames! Warum lehrt ihr eure Kunst nicht eures gleichen, sondern lieber den hübschen drallen, vollbusigen rothwangigen Kindern, die man Schneidermademoiselles nennt? So lange es dergleichen niedliche Finger giebt, die in euer Handwerk pfuschen, werdet ihr es keinem zärtlichen Ehemanne, und verliebten Jünglinge verbieten können, bei den so unschuldigen und keuschen Schneiderdamen die Präsente für Gattin und Braut fertigen zu lassen! Verbindet euch mit diesen Nähnadel-Grazien, macht sie zünftig, belegt sie mit Gewerbe-Abgaben, mit der Erwerbung des Bürgerrechtes, mit dem Eintritte in die Bürgergarde und dem Wachtdienste, und ich versichere euch, die oben erwähnten Klagen werden bald verschwinden. Also frisch an's Werk, ihr Herren Damen-Schneider-Meister!

— Die verschiedenen Nationen haben auch verschiedene Arten, sich ihre Sorgen zu erleichtern: der Deutsche vertrinkt sie; der Franzose vertrillert sie; der Spanier verbetet sie, der Engländer vertanzt sie; der Russe verflucht sie; der Pole verspielt sie, und gewinnt sich dadurch neue Sorgen; der Italiener verschläft sie; der Ungar verraucht sie.

— Ein berüchtigter Straßenräuber in England wurde eingefangen, und da bereits früher der Anführer einer andern Bande festgenommen war, wurden beide confrontirt. Der Richter fragte letztern: Gehört dieser Kerl auch zu Eurer Bande? „Ja," antwortete der Befragte, „aber so viel ich weiß, war er nur Ehrenmitglied."

— Professioneller Styl: Bei einem Pariser Restaurat speisten jüngst einige alte Bekannte, die sich lange Zeit im Strudel der Ereignisse aus den Augen verloren hatten, in aller Herzlichkeit zusammen. Jeder erzählte, wie er sich in der Welt zurecht gefunden. „Mich hat das Glück," sagte ein Wechselmäkler, immer über Verdienst begünstigt; ohne viel Ungemach fand ich mich eines schönen Morgens im Besitze eines hübschen Vermögens." — „Mir ist es nicht so leicht ergangen," sprach ein Lustspieldichter, „doch hab' auch ich es zu etwas gebracht, und es vergeht kein Tag, wo man mich nicht auf ein bis zwei Bühnen spielt. Und Du, Doktor, wie steht es denn mit Dir?" — „Liebe Freunde," antwortete dieser, der bis jetzt bescheiden zugehört hatte, „ich hatte Anfangs harte Proben zu bestehen; aber durch Ausdauer kommt man schon zum Ziele. Das Glück scheint mir endlich doch zu lächeln, und ich bekomme Kundschaft: in diesem Augenblicke habe ich ein Nervenfieber, zwei Lungenentzündungen, fünf bis sechs Grippen, ein gebrochenes Bein, und heute Morgen hat man mich auf drei Kirchhöfen begraben."

— Als in einem kleinen Städtchen Deutschlands ein Waldschütz vereidigt wurde, fiel dem Justizbeamten, der ihm den Eid abgenommen hatte, das Bedenken ein, ob der Mann mit seiner Familie von den sechs Thalern und den Pfandgeldern oder Rügegebühren, die das Aemtchen eintrug, werde ehrlich leben können. „Komm Er noch einmal her," sagte er zu ihm, „Er muß auch noch schwören, daß er seinen Eid halten will." — „Nein, Herr Amtmann," rief der Mann, „das kann ich nicht."

— Der General Tivaroles hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren. In der Schlacht bei Neerwinden riß ihm abermals eine Kanonenkugel das hölzerne Bein weg.

„Die Narren, sagte er ganz gelassen, „sie wissen nicht, daß ich noch ein halbes Dutzend unter meiner Equipage habe.“

— Folgender Fall, welcher unlängst in der französischen Armee in Afrika vorkam, beweist, wie die Controlle über den Personenstand derselben geführt wird. Ein Officier sagte zum Sergeant: „Hört einmal, Sergeant, der Mann, welchen Ihr als in der letzten Affaire gefallen anführt, ist ja blos schwer verwundet.“ — Sergeant: „Sehr wohl, Herr Lieutenant, ich will meine Dummheit verbessern,“ und er schreibt: „Todt — aus Versehen.“ — Einige Tage darauf sagt der Offizier zum Sergeant: „Apropos, derselbe Mann, von welchem ich Euch sagte, ist in der Ambulance gestorben; notirt das.“ — „Sehr wohl,“ und er schreibt am Rande: „Wieder todt.“

Orientalische Indolenz. Wie viel das Temperament der Orientalen dazu beigetragen hat, sie in religiöser Hinsicht zu Fatalisten zu machen, leuchtet aus einer Anekdote hervor, welche kürzlich uns erzählt wurde. Ein hindostanischer Muselmann erkrankte und sagte zu seinem Diener: „Geh' und hole mir etwas Medicin von einem Doctor.“ — „Aber es könnte sein, daß der Doctor nicht zu Hause wäre,“ antwortete der Bediente. — „Du findest gewiß einen zu Hause.“ — „Aber, wenn ich ihn auch finde,“ versetzte der Diener, „so gibt er mir am Ende keine Medicin.“ — „So nimm diese Banknote,“ erwiderte sein Herr, „und er wird Dir welche geben. — „Ja,“ hatte der Bursche wiederum einzuwenden, „er kann mir vielleicht Medicin geben, aber wenn sie nun nicht hilft?“ — „Schuft!“ antwortete der Kranke, dem die Geduld ausging, „wirst Du nun gleich thun, was ich Dir befehle? — „Lieber Herr,“ entgegnete ruhig der Diener, gesetzt auch den Fall, daß die Medicin wirkte, was hülfe es am Ende? Wir müssen zuletzt doch Alle sterben, und ist es da nicht einerlei, ob heute oder morgen?

— Zu den vielen Wohlthätigkeitsgesellschaften ist in Indien eine bisher noch nicht dagewesene hinzugekommen, nämlich, eine Gesellschaft zur Wiederverheirathung von Witwen. Eine solche würde auch in Europa gern gesehen werden, die indische hat aber vorzugsweise den Zweck, die Selbstverbrennung der Hindus-Witwen zu verhindern, welche sich meist den Tod nur deshalb geben, weil sie nach dem Tode ihres Mannes gänzlich verlassen sind, und jener schändlichen Sitte gern entsagen würden, wenn sie wiederum Beschützer fänden, was die erwähnte Gesellschaft vermitteln will.

Pariser Modenbericht.

Seit sich eine kühlere Witterung eingestellt hat, sind die kurzen Aermel von den Negligeanzügen verbannt und man denkt bereits an bequemere und wärmere Crispinen. Man fängt deshalb an, die Crispinen von italienischem Taffet zu wattiren; diese Watt eist nach einem neuem Verfahren aber nur halb so dick, als bisher. Die Stepperei des Futters stellt außerordentlich reiche Guipuremuster dar.

Als Hauptregeln lassen sich angeben: die sehr langen Röcke sind mit zwei oder drei großen Falten auf Kleidern von durchschimmernden Zeugen garnirt; die Kleider von dichten Stoffen und jene zum Halbputz sind entweder ganz glatt oder haben eine Reihe Knöpfe, welche dem Kleide das Aussehen eines Ueberrockes geben, oder zwei Reihen großer Knöpfe, oder Garnirungen von Posamentirarbeit, die am Gürtel sich vereinigen und nach unten zu auseinanderlaufen. Volants tragt man häufig auf Staatskleidern und zwar einen einzigen und zwei sehr große, so daß oben kaum ein Drittel des Rockes unbedeckt bleibt; unten reicht der erste Volant so ziemlich bis an den kleinen Saum.

Die gerade emporgehenden und mit Knöpfen oder Borten besetzten Leibchen, je nach dem Kleide, sind à la vierge gefalten oder regelmäßig in Garbenfalten bei leichten Kleidern gelegt. Die Putzkleider haben entweder gerade, d. h. von dem Aermelloche an die Leibchennath, oder schiefe, d. h. von der Achsel auslaufende Falten, die sich in der Mitte der Taille vereinigen.

Man trägt viele kurze Aermel, die eng und mit zwei Volants oder Bauschen von Spitzen garnirt sind. Die Aermel von leichten Stoffen sind aus drei Zügen oder Bauschen gebildet, an welche man entweder Aermel à la Maria Stuart oder Unterärmel von gesticktem Batist anfügt, wenn die Witterung etwas frischer wird.

Die langen Aermel sind meist eng, mit zwei Nähten und oben mit Jockeys versehen, die durch Knöpfe oder Schnuren gehalten werden.

Die Hauskleider sind weit, in greller Farbe gefüttert und haben Pagodenärmel, die durch eine Schnur aufgenommen werden und sich zusammenziehen lassen.

Die Hüte trägt man noch immer nach vorn garnirt und man muß gestehen, daß diese Mode nicht ohne Reiz ist,

Nach dem, was man sieht, wird man im nächsten Winter viele Sammethüte tragen, wie man dieselben auszuputzen gedenkt, ist noch ein Geheimniß.

Die Mode der Täschchen ist wieder zurückgekehrt; die Täschchen sind glatt und flach und endigen sich in drei Spitzen, an deren jede sich eine lange seidene Troddel befindet, gerade wie die Täschchen im zwölften Jahrhundert. Man macht sie von Cashmir und sie werden reich gestickt, entweder mit Gold oder mit Seide. Jedenfalls werden diese Täschchen allgemein.

Im Herrenanzuge scheint man in der nächsten Saison alles groß tragen zu wollen, breite Kragen und Revers, breite Schößen, lange Taillen und sehr breite Palten auf den Hüften, sowohl an den Fracks als an den Röcken.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 1. (3. Jahrgang. IV. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.



No. 2. (Sonnabend, den 8. October.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **N. Büchner.**

Dritter Jahrgang. **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Untergang des Dampfschiffes „der President."

(Beschluß.)

Den 17. Morgens. Keine Minute Schlaf stärkte meine Glieder. Ich habe mir die Lippen wund gebeten, aber meine Angst verläßt mich nicht. Bis 5 Uhr wälzte ich mich auf meinem Lager und eben begann der versöhnende Engel des Schlafes mich leise zu fächeln, als ein fürchterliches Getöse an den Seiten der Schiffsplanken wie mit ungeheuren Sägen arbeitete. Das Kind meines Nachbars begann laut zu weinen und zu schreien und es war nicht anders, als ob unser Breterhaus mitten auseinander bersten sollte. Erschütternde Stöße und Schläge folgten in kleinen Zwischenräumen, und von Angst beflügelt, eilte ich auf's Verdeck. Gott im Himmel, was mußte ich erfahren! Fast alle Passagiere mit bleichen Gesichtern standen versammelt, größtentheils im Negligee, und starrten fragend zu Kapitän und Steuermann auf, die jeder an einer Seite auf dem Räderkasten standen. Der Morgen dämmerte eben herauf und beide starrten mit ihren Fernröhren rings umher. Es stürmte heftig aus Nordost und es ist erwiesen, daß wir zwischen zwei große Eisflächen eingeklemmt sitzen. Der Kapitän beschwor uns heftig, Allesammt zur Ruhe zu gehen und ihn durch unsere ängstlichen Fragen nicht zu stören, es gelte ein gut Stück Arbeit, aber Gefahr sei nicht vorhanden, das Eis schwimme vorüber. Einige gingen, kehrten aber wieder zurück, da sie sahen, daß Andere blieben; nur Wenige stiegen zu ihren Frauen hinab, diese zu trösten. Herr Warburg, ein Deutscher, versicherte, mit dem Untersteuermann geredet und von diesem erfahren zu haben, daß wir uns in großer Gefahr befänden. — Die Sache verhält sich so: Seit 24 Stunden ist die unablässige Thätigkeit der beiden Commandeure bemüht, den unglückseligen Eismassen, die sich hoch im Norden gelöst haben müssen, auszuweichen, zu welchem Ende die Kraft der Maschine oft sehr erhöht werden muß, um durch schnellere Fahrt freies Wasser zu gewinnen. Zugleich aber haben wir auch die ganz in der Nähe befindliche St. Georg-Sandbank zu vermeiden, auf der zu stranden eben so gefährlich ist, als durch Eis zerschnitten zu werden. Durch das unselige Ereigniß mit den beiden verunglückten Matrosen aber hat die Maschine gelitten, sie entwickelt nicht die frühere gewohnte Kraft und vor Allem kann das Rückwärtsfahren, was zum Ausweichen so nothwendig ist, nicht so schnell und erfolgreich, als gewünscht, bewerkstelligt werden. Schon während dem Ereigniß, wodurch die Aufmerksamkeit des Kapitäns für einige Minuten abgelenkt wurde, gingen Vortheile verloren und wir befanden uns gleich darauf in einer förmlichen Bay von Eis eingeschlossen, aus der wir uns nur durch die verstärkte Kraft der Maschine hätten retten können. Ihre Thätigkeit versagte indeß die

gewohnte Hilfe und so wurden wir denn endlich so, wie es jetzt der Fall ist, eingeklemmt. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir zugleich mit diesem Ereigniß auf die Sandbank festgerathen, doch kann ich nichts mit Gewißheit darüber sagen, da man uns die eigentliche Gefahr verhehlt und die Erschütterungen, die wir deutlich spüren, ebensowohl von dem Anprallen der Eisschollen als durch Grundstöße verursacht werden können.

So ist denn nun unser Ende beschlossen, wie könnte ich nach allen mir gewordenen Vorzeichen nur noch länger daran zweifeln! Es bleibt mir nichts, als mich zum Tode zu bereiten. Ich vermache meine Seele Gott, meinen Leib den Fischen. Und doch fühle ich, daß ich das irdische Leben mehr, als ich billig sollte, lieb habe. O, mein himmlischer Vater! ist es möglich, so lasse du denn diesen bittern Kelch an mir vorübergehen, es ist so schrecklich, fern von seiner Heimath auf dem öden Meere eines gewaltsamen Todes zu sterben.

9 Uhr. So eben komme ich von einem fruchtlosen Versuche, auf's Verdeck zu gelangen, zurück. Der Kapitän hat uns den Besuch oben gewaltsam durch Verschließen des Ausganges versagt, da sein Gebot nicht ausreicht. Nur Einige von uns sind außen geblieben und ein heftiger Wortwechsel dringt zu uns herein. Alle Passagiere sind in den Gängen versammelt. Frauen und Kinder weinen, die Männer trösten vergebens und meine herzlichen Ermahnungen, sich mit Gott zu versöhnen und sich zum Tode zu bereiten, sind durch heftige Zurechtweisungen erwiedert worden. — Herr, du kennst deinen Diener und weißt, daß ich meine Pflicht erfüllt habe, gehe mit mir nicht in's Gericht!

Ich lausche nach oben und suche durch das zu meinem Ohr dringende Geräusch die Minuten zu messen, die ich noch zu leben habe. Die Maschine wird in kurzen Absätzen in Bewegung gesetzt; dann brüllt der Dampf wieder, und den immer stärker werdenden Stößen und Reibungen am Eise nach zu rechnen, verstärkt sich der Sturm. Dann und wann verlasse ich mein Gemach. Die Männer haben beschlossen, den Ausgang zu erzwingen. Man hat Tische zerbrochen und versucht es, damit die Thür zu sprengen. Ich ergebe mich in Gottes Hand. — Ein kleiner Schooßhund in meiner Nähe beginnt in diesem Augenblick ein fürchterliches Geheul. Vor Zittern und Zagen kann ich nur kaum noch die Feder halten. Dieser Zustand ist viel schrecklicher als der Tod. Jetzt kracht die Thür; das Geräusch verliert sich; man ist hinaus; auch ich halte mich nicht länger.

11 Uhr. Noch einmal, — wahrscheinlich zum letzten Male, — ergreife ich die Feder. Wo nehme ich Worte her, die Verwirrung zu beschreiben, die mich auf dem Verdeck empfing. Das erste, was mir, im Freien angelangt, zu Gesicht kam, war eine große schwarze Flagge, die als unser Todessignal von der Spitze eines Mastes flatterte. Aller Augen waren hinauf gerichtet und starr vor Entsetzen fielen sämmtliche Frauen und einige Männer, unter ihnen ich, auf die Kniee und beteten. Eine Mutter faltete ihrem Kinde die Hände, um das Gebet der Unschuld mit dem unsrigen zu vereinen und es dadurch wirksamer zu machen. Den entblößten Degen in der Faust, stürzte ein Officier auf den Kapitän zu, um ihn für unser gewaltsames Einsperren zu bestrafen, und der Rasende würde vielleicht sein Vorhaben, den einzigen Menschen, der uns retten kann, zu tödten, ausgeführt haben, wenn dieser nicht dem Wüthenden geschickt ausgewichen wäre und ihn von der schwindelnden Höhe seines Räderkastens hinab auf's Eis geschleudert hätte, wo er sich zwischen den schroff gethürmten Schollen den Schädel zerschmetterte. Das ist also nun das dritte Opfer. Der Kapitän ist so ruhig dabei, als ob nichts vorgefallen sei, und ermahnt uns flehend, ruhig in unsere Gemächer zurückzukehren und seiner Leitung zu vertrauen. Er versicherte, aus den Bewegungen der Eismassen schließen zu dürfen, daß wir binnen einer Stunde frei sind. Das Schiff, sagt er, sei noch nicht leck; indeß ist man unablässig an den Pumpen beschäftigt und dies und die Nothflagge läßt uns das Schlimmste erwarten und entkräftet jede täuschende Tröstung. Ein Matrose sitzt mit einem Fernrohr im Mast; mehrere andere sind auf dem Eise mit eisernen und hölzernen Hebeln beschäftigt. Passagiere arbeiten mit an den Pumpen und eben, da ich das Deck verließ, um die neuesten Ereignisse niederzuschreiben, war man bemüht, einige Kanonen und schwere Fässer über Bord zu werfen, wahrscheinlich, um das Schiff durch Erleichterung von der Sandbank abzubringen. — Indem ich dieses schreibe, fällt ein Schuß; das wird wiederum ein anderes Nothsignal sein. — Die Luft ist in diesem Augenblicke klar, aber kein Schiff sichtbar. — O, mein Gott, wäre doch nur die Todesstunde erst vollbracht. — Ich eile hinaus, um vom Leidensbecher neu zu kosten.

12 Uhr. Bald ist es vollbracht. — Wo nehme ich Worte her, den Anblick zu schildern, der mich empfing, als ich zum letzten Male hinaustrat. Frauen lagen in Todesangst am Boden und wütheten mit beiden Händen in ihrem aufgelösten Haar; einer derselben saß ein Papagei auf der Schulter und schwatzte allerlei tolles und verworrenes Zeug. Einige Männer hielten volle Flaschen in den Händen und tranken wie Verzweifelnde.

Ein Vater hielt sein weinendes Kind hoch zum Himmel empor und kreischte hinauf: „Herr, mein Gott, um dieses Kindes willen erbarme dich unser! — was hat es denn verbrochen, daß es so früh und schrecklich enden soll?" Einer riß mir meine Bibel aus der Hand und schleuderte sie in's Meer. Ein Anderer schien wahnsinnig zu sein und läutete fürchterlich mit der Schiffsglocke, daß einem die Ohren zerspringen mochten. Wenige nur zeigten sich gefaßt und sahen, wenn auch geisterbleich, doch gefaßt und ruhig in die zermalmende Scene. Der Kapitän steht noch immer wie eingewurzelt auf seinem Posten und kommandirt mit donnernder Stimme in das Getöse hinein, obgleich ihn keine Seele mehr versteht und wenige zu gehorchen scheinen. Seine Stimme ist heiser und krächzend von Anstrengung und jedes Glied scheint ihm fieberhaft zu beben. Es ist nur zu gewiß, daß wir 6 Fuß Wasser im Raum haben. Das Eis hat die Planken durchschnitten und an Rettung ist ohne ein Wunder nicht zu denken. Neben Allem heult der Sturm jetzt wahrhaft fürchterlich; der Dampfkessel brüllt, die Glocke läutet, Kanonen werden gelöst, Planken krachen, Mütter jammern, Kinder weinen, Hunde heulen, Hühner krächzen, Gänse schnattern und zwischen dem allen schwatzen und schreien einige Papageien wie wahnsinnige Menschen. Mein Herz erstarrte in dieser Schreckensscene und wie zur Bildsäule geworden, stand ich da. Ein Herr, — ich mag ihn nicht nennen, obwohl ich's könnte, ein Mann, der, nach seinem runden Bäuchlein zu schließen, ungern mit dem Leben abrechnete, — trat boshaft zu mir heran und raunte mir in's Ohr: „Pfaff, wo bleibt Dein Gott? Siehst Du, wie er Dich im Stich läßt! Du Lügner, es gibt keinen Gott, alle Euer Geschwätz ist Lug und Trug! Gute Nacht, Windbeutel!" Schaudernd sprach ich: „Der Herr hat den Menschen die Erde gegeben und den Fischen das Meer! Wer sich tollkühn hinauf wagt, muß erwarten, was da kommt. Ich sterbe mit Gott versöhnt; nur das Laster verzweifelt an sich und seinem Gott."

Bis hierher habe ich noch in meinem Gemache mit Dinte und Feder geschrieben und sofort werde ich es einer schützenden Flasche übergeben. Ich gehe jetzt hinaus, dem Tode entgegen, und wenn der Herr mir Kraft verleiht, werde ich auch die letzten Minuten unseres gemeinschaftlichen Daseins der dunklen Vergessenheit zu entreißen trachten.

(Das von nun an Folgende stand auf einem besondern Stückchen Papier mit Bleifeder geschrieben.)

Abends 5 Uhr im Rothboote, kurz vor meinem und unser Aller Tode. Als ich nach 12 Uhr auf's Verdeck trat, war die Scene etwas beruhigter. Der Kapitän verhehlte den Passagieren, die eben um ihn versammelt standen, die Gefahr nicht länger und traf Anstalt, die letzten Rettungsversuche anzuordnen, da, so weit ein Fernrohr reichte, kein Fahrzeug, das uns hätte aufnehmen können, sichtbar war. Lebensmittel wurden zusammengetragen, Jeder ermahnt, sich mit warmen Kleidern zu versehen, und zugleich wurden vier Rothbööte, nachdem dieselben paarweise zusammen verbunden worden, um ihnen auf dem Eise Aufrechthaltung zu verschaffen, hinunter gelassen. Der tapfere Kapitän erklärte uns, er sei entschlossen, einen letzten verzweifelten Versuch, das Schiff vom Eise zu befreien, zu machen und zu einer etwa hundert Schritte entfernten freien Wasserstelle zu gelangen suchen, doch müßten die ihm anvertrauten Passagiere das Dampfboot zuvor verlassen, damit er die Verantwortung ihres Todes nicht mit zum Jenseits hinüber zu nehmen habe. Ohne ihn ganz zu verstehen, ergaben sich Alle schweigend in seinen Willen. Aus dem spätern Ergebniß wurde uns klar, daß er entschlossen sei, die Maschine bis zur äußersten Kraft arbeiten zu lassen, so lange der Kessel nicht überwältigt und zerspringen würde, um so das Fahrzeug aus dem Eise herauszuarbeiten, oder mit ihm in die Luft zu fliegen. Uebrigens stieg das Wasser 5 Zoll in der Stunde, und er versicherte, daß, wenn wir nur den ferneren Zerstörungen des Eises bald entgingen, durch Pumpen vielleicht dem Untergange so lange vorzubeugen wäre, bis ein rettendes Fahrzeug sich nahe.

Hierauf hielt er noch eine kurze Anrede an uns, worin er seine Unschuld an dem unglücklichen Ereigniß auseinandersetzte und uns bat, keinen Groll auf ihn zu werfen und, wenn nun unser Untergang wirklich von Gott beschlossen sein sollte, ohne Vorwurf aus der Welt zu scheiden. Hierauf nahm er eine feierliche Miene an und theilte schweigend ein Medikament unter uns aus, das er dann zu genießen empfahl, wenn jeder Funken von Hoffnung erloschen sei, worauf uns dann die letzte bittere Minute erleichtert, ja unfühlbar gemacht werden würde. Begierig nahmen es Alle entgegen; Keiner aber fragte, was es sei. Dann küßte der vortreffliche Mann die Kinder und drückte Jedem von uns der Reihe nach die Hand, so wie wir die Leiter hinab auf's Eis und in die Böte stiegen, wobei ihm Thränen über die Wangen liefen. — Wir Männer griffen sämmtlich mit an, die Böte bis dahin, wo das Wasser frei war, zu schieben; doch geschah es nicht vollends, da die unruhigen Wogen uns sofort an dem Rande der großen Eisscholle zerrieben haben würden, indem uns der Wind entgegen ist. Wir

rasteten also auf dem Eise und ich begann dieses letzte Vermächtniß meiner Hand nieder zu schreiben. Kaum waren zehn Minuten unter einem dumpfen, brütenden Schweigen vergangen, wobei nur die Frauen leise schluchzten, als eine starke Rauchsäule aus dem Schornsteine des Dampfschiffes aufwirbelte, von dem wir jetzt etwa funfzig Schritte entfernt sind. Die ungeheuren Schaufelräder knirschten im Eise; einige Stäbe brachen, andere verbogen sich, aber das Schiff bewegte sich nicht von der Stelle. Jeder Blick hing an dem schwarzen stöhnenden Ungeheuer, das uns dem Verderben in die Arme geliefert hatte. Plötzlich erhob sich mit einem fürchterlichen Krachen das Obertheil desselben in die Luft und ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung gellte von unsern Böten auf. Deutlich sah man Stücken menschlicher Gliedmaßen, Holz und vorzüglich den Schornstein in der Luft wirbeln und wieder niederstürzen. Eine leuchtende Gluth und dicker Qualm stieg augenblicklich von dem Schiffe auf; das Feuer verbreitete sich bald nach allen Theilen desselben und unsere elende Lage hat also nun, indem ich dieses mit blutenden und zerquetschten Fingern niederschreibe, fast den höchsten Grad erreicht. Verzweiflung bemeistert sich neuerdings meiner Umgebung und ich unterbreche einen Augenblick, um den Trost der Religion zu spenden.

6 Uhr. Es ist Abend. — Das Schiff brennt noch immer fort, aber durch die Erleichterung wahrscheinlich flott geworden, kommt es sichtbar in's Treiben. Wir sind, Gott weiß durch welchen Umstand, längst vom Eise ab und in freies Wasser gekommen. Die See geht hohl und eine neue gegen uns angeschwemmte ungeheure Eisscholle droht uns jeden Augenblick zu zerdrücken. Alle vier Bote sind leck und vergebens ist das Ausschöpfen. Es ist entschieden, in einer Viertelstunde ruhen wir sämmtlich im Abgrunde des Meeres. Während ich diese letzten Worte schreibe, umarmt man mich zum Abschiede. Alle tragen mir Grüße auf an die auf Erden zurückgelassenen Verwandten und Freunde, die ich hiermit auf dieses Blatt niederlege. — Man bedient sich der Gabe des hilfreichen Kapitäns, ich selber nicht ausgenommen; es ist Opium.

Etwas später. Jetzt schlafen Alle, mir selber fallen die Augen zu; wir sitzen mit halbem Leibe im Wasser. — Gute Nacht, Welt! Ich sterbe ohne Vorwurf gegen die Vorsehung. Lebt wohl Alle, an denen mein Herz hängt; betet für meine Seele; ich habe ausgelebt. Mein letztes Werk ist das Verschließen dieses Blattes in die bergende Flasche. Gott sei mit ihr.

Die Fahrt in den Rabenauer Grund.

Kein Rococo-Bild, von J. P. Lyser*).

1.

Es pochte an meine Thüre.

„Herein! — Wer will mich wieder plagen?"

Die Thüre wurde aufgerissen und in's Zimmer und an meine Brust stürzte Herr Wenschuh, Partikulier aus Berlin, ehemals Bierbrauer.

„Na, da bin ich, rief er, nachdem er mich dreimal auf die rechte und zweimal auf die linke Wange geküßt hatte; „und mein erster Jedanke in Dresden waren Sie, und mein erster Jang in Dresden war zu Ihnen, jöttlicher Mensch! Was sajen Sie?"

„Herzlich willkommen in Dresden! Sie sehen sehr munter aus!"

„So so! Lala! — Wissen Sie schon, daß ich Kommerzienrath jeworden bin?"

„Ich gratulire."

„Hähä! ich danke; und wissen Sie schon, daß ich mir verheirathet habe?"

Im Ernst?"

„Freilich, im Ernst, denn mir ist jar nicht spaßerlich dabei zu Muthe! Und wissen Sie, was meine Frau für eine Jeborne ist? Hähä! Sie kennen sie! Sie sind vor zwei Jahren mit ihr auf der Schnellpost von Torjau nach Berlin jefahren."

„Was?" fragte ich erstaunt; „doch nicht etwa Fräulein ***?"

„Ja, die Nämliche!" lautete die Antwort. „Hähä! Nicht wahr, ich habe Jeschmack! — Indessen aber," fügte er nach einer Weile mit einem kleinen Seufzer hinzu: „Kein irdisches Jlücke ist janz unjetrübt. Ich bin ein juter Berliner, ein janzer, denn ich bin Kommerzienrath und Partikulier! Was braucht man da mehr, um jlücklich zu sein? Ja, da liejt der Hase im Pfeffer! Ich meinte, ich müßte auch noch eine Frau haben, damit ich wie Schiller sagen könnte:

„Ich habe jenossen das irdische Glück,
Ich habe jelebt und jeliebet!"

Na, nu! meine Frau ist allerliebst, das wissen Sie, und ich wünsche sie mich jar nich anders, ausjenommen ein Bisjen, denn, wie jesagt, ich bin Berliner! Dieses ist mein Stolz, denn, wie es im Fest der Handwerker sehr richtig heißt:

„Die Berliner sind pfiffig und lustig und fein! —
Ja! — ja! — das mag wohl sein!"

Was aber meine Torjauische betrifft, so ist sie ei-

*) Aus dem Humoristen.

jentlich im Meißnerlande jeboren, und zwar hier in Dresden. Hiermit ist jenug jesagt, um zu bejreifen, wie wir oft von einander sehr verschieden sind, wie Müllner sagte:

„Pohlen sind sie, eines Stabes,
Doch die Ochsen trennen sie! —"

Diese Ochsen sind nehmlich allegorisch zu nehmen, als unsere personifizirten Ansichten, Neijunjen und Jemüthsstimmungen. Kurzum, damit ich es kurz saje; sie ist mich zu schwärmerisch, zu poetisch, oder vielmehr zu sentimental, und ich will mir amüsiren."

„Sich zu amüsiren, wenn man verheirathet ist, ist allerdings eine Kunst, die nicht Jeder versteht."

„Ich bin Kommerzienrath! — Apropos! Jibt es in Dresden auch Kommerzienräthe?"

„Wie Sand in der Elbe!"

„Das freut mir! denn ich jehe jerne mit meines Jleichen um, und Sie müssen auch noch Kommerzienrath werden."

„Wie käme ich dazu?"

„Na! wie bin ich denn dazu jekommen?"

„Das weiß ich freilich nicht."

„Aber ich, ich weiß es! Kommen Sie nur einmal vier Wochen nach Berlin, und lassen Sie mir machen, ich bin Partikulier, und ich sage Ihnen, wie Jettino Doria:

„Du sollst Kommerzienrath werden!"

Jetzt aber kommen Sie mit mich in die Stadt Berlin! Sie müssen meine Frau sehen! Sie müssen ihren Cicisbeo machen, ich bin nicht eifersüchtig auf Sie, und morjen müssen Sie mit uns in den Rabenauer Jrund! Es soll eine sehr schöne Jegend dort sein."

Und da half „kein Sträuben und Ach!" ich mußte mich ankleiden und mit ihm in die Stadt Berlin gehen, wo die kleine hübsche Frau mich hold erröthend als eine alte Postwagenbekanntschaft begrüßte.

2.

Das Städtchen Rabenau ist eins der kleinsten in Sachsen, der sogenannte Rabenauer Grund ist ein wildes, enges Felsthal, welches sich in vielen Krümmungen von dem Dorfe Hainsberg im Plauenschen Grunde bis hinter Rabenau hinzieht. Am Ende des Grundes befindet sich eine Mühle, so wie vortreffliche Parkanlagen. Diese Mühle ist gewöhnlich das Ziel aller Besucher, welche während der schönen Jahreszeit in großer Menge von Nah und Fern dahin wallfahrten.

Es war am frühen Morgen des mir stets denkwürdig bleibenden dritten Juli des Jahres 1840, als ich mich, verabredetermaßen, vor der Stadt Berlin einfand, um meinen Berliner Freund und seine junge Gattin nach Rabenau zu geleiten. Der Wagen, welcher uns bis Hainsberg bringen sollte, stand schon vor der Thüre des Hotels, und nachdem ich meine Ankunft hatte melden lassen, erschienen meine Freunde sofort.

Diese Pünktlichkeit rührte mich, denn in der Regel kann ein armer Freund, der das leidige Geschäft übernimmt: „ein junges Ehepaar früh Morgens zu einer Spazierfahrt abzuholen," sich darauf gefaßt machen, eine halbe, eine ganze, ja nach Umständen anderthalb bis zwei Stunden harren zu müssen, bevor das junge Ehepaar zur Abfahrt bereit ist. In meine dankbare Rührung mischte sich Sturm, als ich bemerkte: welch' elegante Toilette die kleine Kommerzienräthin gemacht hatte. Ehrlich gesagt, so war diese Toilette zu elegant, nicht nur für eine Tour in das wilde, enge Felsthal, sondern auch für das Wetter, welches trüb und windig mit Regen drohte.

Wir nahmen, nachdem wir einander mit einigen herkömmlichen Redensarten begrüßt, in dem Wagen Platz, und fort ging es, zum Falkenschlage hinaus.

Kaum hatten wir die noch schlummernde Residenz im Rücken, so zündete mein Kommerzienrath sich sein Pfeifchen an, und begann heftig zu dampfen; daraus, so wie aus dem Umstande, daß er heute sehr Berlinerisch sprach, ersah ich (da mir seine Eigenheiten wohl bekannt), daß er etwas übler Laune sein müsse, und ich nahm mich in Acht, ihn nicht noch „kratzbürstiger" zu machen, wohl wissend, daß ein Berliner bei guter Laune oft sehr liebenswürdig sein kann, wogegen es kein unerträglicheres Geschöpf gibt, als einen Berliner bei schlechter Laune, ausgenommen etwa einen Dresdner Löwen, der auf dem Linkeschen Bade „Gerschguchen" (Kirschkuchen) frißt.

„Is datt eene Tabajie?" fragte mich mein Freund vor dem Falkenschlage, nach einem etwas entfernt liegenden Gebäude, rechts am Wege, mit dem Pfeifenrohre deutend.

„Nein!" versetzte ich, „es ist die Scharfrichterei, und diese Wiese da ist die ehemalige Richtstätte, wo noch vor wenigen Jahren die Mörder der Frau von Schönburg hingerichtet wurden."

„Dett is eene dumme Jeschichte!" brummte der Kommerzienrath, „wie kann man den Schindanger und die Schinderei so dicht an die Chaussee hin verlegen, datt man die Schinderei für eine Tabajie zu halten versucht wird? Et is eene dumme Jeschichte," und größere

Dampfwolken entströmten seinem Munde und dem Kopfe seiner Pfeife.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Dicht an dem großen Feldlager bei Düsseldorf führt die Chaussee von Neuß nach Cöln vorüber. Die benachbarten Dörfler wetteifern natürlich jetzt in ihrer Industrie und die beim Lagerbau Beschäftigten waren in diesen Tagen Zeugen eines sinnreichen Zweiges derselben. Die Straße entlang kam nämlich ein zahlreicher Wallfahrerzug nach Kevelaer und sofort fanden sich am Rande des Weges drei krüppelhafte Bursche aus dem nahen Dorfe ein, der eine lahm, der andere blind, der dritte gar nur mit einem Arme, den er, Mitleid erregend, unter allerlei Verrenkungen in der Luft schwenkte. Vor den jungen Krüppeln waren Tücher ausgebreitet, die milden Gaben zu empfangen, die namentlich von der Frauenzimmerprozession, die den wohl 4000 Menschen starken Zug eröffnete, reichlich flossen. Nun aber kamen die Männer an die Reihe und bald verbreitete sich ein seltsames Flüstern durch ihren Zug; alle Blicke richteten sich auf die armen Krüppel und plötzlich sprang ein stattlicher Wallfahrer auf den armen Einarmigen los, knöpfte ihm ohne weitere Erörterungen Jacke und Hosen auf und zog daraus den zweiten ganz gesunden Arm hervor. Aller Wanderstöcke erhoben sich, die drei Krüppel aber waren noch flinker wieder ihrer Glieder mächtig geworden, rafften die milden Gaben zusammen und entgingen glücklich durch die Schnelligkeit ihrer Beine der verdienten Züchtigung.

— Es wird immer ärger; jetzt schicken die Berliner Kleiderfabrikanten, Kostümiers, Bekleidungskünstler, oder wie sie sich nennen mögen, sogar Reisende aus, die, nach der neusten Mode gekleidet, mit einem eleganten vergoldeten Maaße von Maroquin in der Tasche, die Provinzen durchziehen, den Honoratioren ihre Aufwartung machen, bei Bestellungen ihnen Maaß nehmen, dies in ihr Portefeuille eintragen, eine sauber lithographirte Empfehlungskarte überreichen und in ihr Hotel erster Classe zurückkehren, um an der Wirthstafel ohne Maaß gut zu essen und zu trinken und auch da nach Kunden sich umzusehen.

(Zur Charakteristik der Frauen.) Bei Revolutionen feuern sie voll Rachgier oder sonst voll glühender Leidenschaft die Menge zum Angriff und Gemetzel an, und wenn das Blut fließt, verbinden sie voll Mitleids die Wunden der Feinde wie der Freunde. Sie folgen heute der Fürstin jubelnd, die zum Schaffot geführt wird, und streuen morgen mit Thränen benetzte Blumen auf den Weg ihres Gemahls, der ihn zu demselben Ziele führt.

Dagegen sind die Frauen stets in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Alles dient ihnen zum Ausdruck ihrer Gefühle, eine Bewegung, ein Blick, ein Seufzer, ein Verstummen, ein Lächeln ersetzt lange Reden. Sie besitzen meist einen höheren natürlichen Geschmack und einen feineren Takt als die Männer, dabei eine wunderbare Gabe, sich zu verstellen, und die größte Umsicht, die stets zu feinen Combinationen bereit ist; man verbirgt wahre Schmerzen, man heuchelt nie empfundene; hinter einem Lächeln lauschen Thränen und das Auge weint, während das Herz lacht: man verschmäht, um begehrt zu werden, man flieht, um sich verfolgt zu sehen, man vertraut Anderen tiefe Geheimnisse, in der Hoffnung, daß sie dieselben verrathen werden.

Ein Hauptreiz des weiblichen Gemüths ist die Keuschheit; wir meinen nicht die, welche sich begnügt, überall zu erröthen, zu verstummen, aufzuschreien und an Allem Anstoß zu nehmen, sondern die, welche jede Verletzung des sittlichen Gefühls flieht, vor jeder Möglichkeit der Befleckung des Rufes sich ernst bewahrt und den Männern durch ihre eigenthümliche Würde die Scheu einflößt, die ihnen an sich jede Sünde gegen die Zartheit unmöglich macht. Charakteristisch ist ferner für die Frau ihre große Eigenliebe. Viele von ihnen verdammen bereits Alle, von denen sie nur Achtung zu gewinnen, die sie nicht zur Leidenschaft zu entflammen vermögen. Sie möchten noch heute voll Erbitterung das Schloß anzünden, in dem Bussy einst litt, der unglückliche Bussy, welcher zwanzig Jahre gefangen saß, weil er gesungen hatte, das Fräulein von La Vallière habe einen großen Mund.

Wo die Frauen das Scepter führen, da verfeinern sich die Sitten, die Sprache wird reiner und zarter, doch die Literatur entnervt sich und kommt in Gefahr, frivol zu werden. Man vermeidet umfangreiche Arbeiten, sucht Alles zu popularisiren und die tiefsten und ernstesten Probleme der Wissenschaft werden nur unerschöpfliche Gegenstände von Epigrammen. Man strebt, überall geistreich zu sein, doch Nichts bis zum Grunde zu durchdringen. Es scheint demnach gut, wenn sie auf die Regierung der Staaten verzichten; wir wollen dafür, wenn sie die Grenze ihrer häuslichen Macht einmal überschreiten, gern ein Auge zudrücken.

(Der Mensch.)

Als er geschaffen war, so erzählen uns alte Rabbinen
Und im grotesken Gedicht finden wir tieferen Sinn, —
Als er geschaffen war, da dehnte sich Adam von einem
Ende der jungen Welt bis zu dem anderen aus.
Doch er fiel, von der Schlange berückt; es legte Jehova
Drückend die Hand auf ihn und der gigantische Mensch
Sank zum jetzigen Maaß der menschlichen Größe herunter;
Aber auch so noch fühlt er den gigantischen Trieb.
Immer strebt noch und ewig der Mensch wie einst vor dem Falle
Weit in das Weite hinaus, hoch in die Höhen empor,
Geistig umspannt er die Welt, vom Nordpol bis zu des Südens
Unbewohnbarem Pol streckt er die forschende Hand.
Lande, getrennt vom Meer, durch's Meer vereint er sie wieder
Und das fernste Gestad hört sein gebietendes Wort.
Auch die Alles verzehrende Macht, er bändigt das Feuer,
Ihm zu fröhnen, er zwingt herrisch das harte Metall.
Mit ikarischem Flug beschifft er die Höh'n des Olympus,
Fernhin und schnell wie der Blitz schreibt er hinaus in die Luft,
Gräbt in die Tiefen der Erde hinab nach lockenden Schätzen,
Holt aus dem Grunde des Meer's selber noch Schätze herauf.
Siehe, wie fliegt er im dampfenden Schiff! Ja, schnell wie Gedanken
Führen auf eiserner Bahn dampfende Wagen ihn fort.
Glücklicher, armer Mensch, du bezwingst gewaltige Kräfte,
Ach, nur der eigenen Brust wilde Dämonen nicht auch;

Wunderbar bringst Du nah' wie im Traum die weiteste Ferne,
Aber, o strebender Mensch, nähern die Herzen sich auch?
J. G. Zimmermann.

(Hamburg) Traurig ist es zu berichten, daß die Polizeibehörde noch immer mit Herbeischaffen beim Brande entwendeter Gegenstände beschäftigt ist, und man kann annehmen, daß die bis jetzt aufgefundenen einen Werth von 50,000 Mark haben. So ward vor einigen Tagen von einem Frachtwagen eine nach Kiel bestimmte Kiste, als verdächtig von dem Thorbeamten mit Beschlag belegt. Man öffnete sie und fand eine reiche Sammlung Andenken an die Feuersbrunst des 5 Mai. Die Untersuchung ergab, daß die Kiste von einem Zimmergesellen abgesandt war, der beim Brande tüchtig gerettet hatte, d. h. für sich. Dieses menschenfreundliche Individuum scheint ein leidenschaftlicher Raucher zu sein, denn man fand in der Kiste auch unter andern eine auserlesene Sammlung von Pfeifenköpfen, bemalt und unbemalt, ja selbst ordinaire hat der uneigennützige Retter nicht verschmäht, daß er für seine Lebenszeit daran genug haben würde. Es dürfte aber nun noch einige Zeit vergehen, ehe der Zimmergeselle sein Pfeifchen in Ruh und Freiheit wird rauchen können.

(Kölner Dombau.) Seit dem 3. Juli ist die erste Nummer des zuvor angekündigten Kölner Domblattes erschienen, um als Organ des Vorstandes vom Centraldombauvereine zur Förderung dieses großartigen Unternehmens und für die gänzliche Vollendung zu wirken. Hiernach betragen die für die Ausführung des Ganzen erforderlichen Kosten in abgerundeten Zahlen:

a) für den Ausbau des Schiffes, einschließlich der Portale auf der Nord- und Südseite, jedoch mit Hinweglassung der Strebebogen	1,200,000	Thlr.
b) für den Bau der Strebepfeiler und Bogen, welche zu dauernder Erhaltung des Ganzen und zur Stütze der Gewölbe nothwendig erscheinen	800,000	=
c) für die Vollendung des südlichen Thurmes ungefähr	1,200,000	=
d) für den Neubau des nördlichen Thurmes, rücksichtlich der vorhandenen Fundamente und eines östlichen Theiles über der Erde	1,800,000	=
In Summa:	5,000,000	Thlr.

Nimmt man nun an, daß jährlich 100,000 Thlr. zur Verwendung gestellt werden, so würden 50 Jahre nöthig sein, um den ganzen Dom mit seinen beiden vordern Riesenthürmen zu vollenden. Bis jetzt sind aber nur eingegangen: 19,580 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf. Nun sammle zu, Deutschland!

(Gedanken.) Die Liebe ist der Stern im Morgenlande, der uns verkündet, daß in der Tiefe unsers Gemüthslebens der erwartete Heiland erschienen sei. Die Liebe ist eine Perlenmuschel im Lebensocean, welche desto mehr Perlen gibt, je mehr Wunden sie erhalten. —

Die Hoffnung ist das Meer in der Lebenswüste. Die Hoffnung ist ein Anker, der unsern Lebenskahn fest und sicher über den schäumenden und heulenden und brandenden Wogen hält. Die Hoffnung ist ein Leuchtthurm am Ufer der zweiten Welt. —

Das meiste Interesse findet ein großer Theil der Menschen an den Interessen der angelegten Capitalien. Gewiß ein Interesse, welches auf einem goldnen Grunde und nicht auf Sand basirt ist.

— Die Bank von England ist eine der stärksten Festungen der Welt. Der Sun bemerkt bei Gelegenheit eines neulich in London vorgefallenen lärmenden Auflaufs: Das Dach ist eine vollkommene Batterie, reichlich mit Geschützen versehen, und Schießscharten können augenblicklich angebracht werden. Auch ist stets ein Wachposten vorhanden, der jeden Angriff zurückweisen kann. Würden auch sämmtliche Bücher der Bank vernichtet, so hätten die Staatsgläubiger doch nicht den mindesten Nachtheil zu erleiden. Vor vielen Jahren schon sind Vorsichtsmaßregeln für die Möglichkeit eines solchen Ereignisses getroffen worden.

— In einem neuen englischen Roman kommt folgender seltsame Vergleich vor. „Lebhafte, gutgelaunte, alte Frauen verhalten sich zu jungen Frauen wie Rosinen zu frischen Trauben. Sie sind zwar zusammengewelkt, halten sich so aber auch länger und werden überall gern gesehen.

(Doch gewirkt.) Die Frau eines Bewohners von Itsatsou bei Bayonne gerieth neulich in die größte Verzweiflung. Der Lohn ihrer Ersparnisse und Mühen, ihr Stolz und ihre Freude, ein Stück Leinwand, ward ihr von der Bleiche gestohlen. Alles Nachforschen war und blieb vergebens, und in der Verzweiflung bat sie ihren Mann, zum Wahrsager zu gehen. Der Mann glaubte nicht an die Hexerei und meinte, mit der Leinwand sei genug verloren, man brauche nicht noch das Consultationsgeld hinterdrein zu werfen. Doch die Frau ließ ihm keine Ruhe und so machte er sich auf den Weg. Unterwegs kamen ihm neue Zweifel, und er beschloß, das Geld, das nun einmal darauf gehen sollte, lieber sich, als dem Wahrsager zukommen zu lassen. Er brachte den Tag über in einer abgelegenen Schenke zu und kam total betrunken nach Hause. Nur eins war ihm noch gegenwärtig, daß er Frau und Bekannte täuschen müsse. So rief er denn Jedem, der es hören wollte, zu, er komme vom Wahrsager, kenne den Dieb, und es solle ihm schlecht gehen, wenn das Stück Leinwand morgen nicht wieder an Ort und Stelle wäre. Wahrscheinlich hatte der Dieb dies selber mit angehört, genug, am folgenden Morgen fand sich die Leinwand wieder auf der Bleiche. Nun sage einer noch, daß es mit dem Wahrsagen nichts sei!

(Zwei Straßenräuber wenden sich an einen Richter.) Im Jahre 1733 hatten zwei Straßenräuber, die sich über die Theilung der Beute veruneiniget, die Frechheit, sich an das Gericht in London zu wenden, das ihren Streit entscheiden sollte. Der Klagende sagte in seinem schriftlich eingerichten Gesuche, er sei von dem Beklagten in hohem Grade übervortheilt worden; sie trieben ein sehr einträgliches Geschäft mit einander auf den Haiden von Blackpath, Hunslow, Bagshot und anderen Orten: sie befaßten sich hauptsächlich mit Uhren, Kleidungsstücken und Schmucksachen aller Art; machten aber auch ansehnliche Geschäfte in baarem Gelde. Sie wären überein gekommen, den Gewinn gewissenhaft zu theilen, der Beklagte habe aber diesem Vertrage zuwider gehandelt. Etwas

so Unverschämtes sei ihm noch nicht vorgekommen, sagte der Richter, der sich deshalb weigerte, Recht zu sprechen zwischen beiden, und ihnen befahl, sich aus dem Gerichtssaal zu entfernen.

— Wenn Jemand bankerott macht, so hat er bekanntlich kein Geld; um so drolliger ist das Urtheil des Cantons Appenzell a. R., welches Herrn Zellwenger in Trogen wegen seines Bankerotts von 800,000 fl. zu 300 fl. Strafe verurtheilte. — Doch scheint das Gericht zu wissen, daß manche Bankerotteurs gerade recht viel Geld haben.

— Die alte griechische Volkssitte legt einer jungen, eben erst verheirateten Frau ein mehrmonatliches Schweigen auf, wovon sie nur durch einen Act entbunden wird, der das Lösen der Zunge genannt wird. Während dieser Frist ist ihre Unterhaltung ganz allein auf die mit ihrem Manne beschränkt; mit keinem Andern, höchstens ihren Vater und ihre Brüder ausgenommen, darf sie sprechen. Sie lernt dadurch die Rede ihres Gemahls über Alles hochschätzen, und, auch wenn ihr später die Zunge gelöst ist, werden die Uebungen derselben gemäßigt sein in Folge einer so heilsamen Unterbrechung. — Warum erläßt man den neuvermählten Frauen des übrigen Europa eine so heilsame Contumaz?

— Beim Cölner Dombaufeste, das leider zu wenig Volksfest war, machte ein Gedicht von Prutz an den König, das die Rheinische Zeitung veröffentlichte, besonderes Aufsehen. Die nachfolgenden drei Verse verdienen ganz besonders hervorgehoben zu werden.

Warum nicht ihm? warum nur Steine tragen,
Nur Heil'ge meißeln, Wölbungen erbau'n?
Kein Herz wird Dir in diesen Mauern schlagen,
Kein Auge wird aus diesen Säulen schau'n.
Dort aber kannst Du Herzen Dir entzünden,
Zum Tempel dort kannst Du Dein Volk Dir weih'n —
O lockt's Dich nicht, den Tempel auch zu gründen?
Bauherr der Freiheit auch zu sein?

Herr, zürne nicht! Wir wissen, was wir wollen,
Und daß wir's frei bekennen, das ist Pflicht.
Herr, die Geschichte drängt! Die Räder rollen!
Und wollt' es Gott, Gott selber hielt sie nicht!
Gieb frei den Weg! Fürwahr es ist das Beste,
Du baust zugleich, o Herr, den eignen Thron;
So sprich das Wort zum zweiten Dombaufeste,
Sprich aus das Wort: Constitution!

Das ist der Bau, zu welchem Du berufen,
Auf diesen Säulen gründe sich Dein Ruhm!
Hier knie Du mit uns auf denselben Stufen,
Denn auch die Freiheit ist ein Heiligthum.
Paläste fallen, Dome können brechen,
Die Freiheit nur währt ewig, ewig fort,
Und ewig dann zu Deinem Ruhm wird sprechen,
Das heut Dich grüßt, das freie Wort!

Pariser Modenbericht.

Unter den Stoffen, die erschienen sind, und eine glänzende Nachfolge versprechen, sind besonders die glasirten, moirirten Pekins und die widerscheinenden Gros de Tours zu erwähnen, über welche zahllose Blumenbouquets gestreut sind, so wie die minder prächtigen, aber ebenfalls sehr hübschen und neuen Stoffe wie die Gros d'Afrique mit sanftem Schillerglanz, Gros de Neaples, Gros de Chine, carrirte Levantine rc.

In der Zwischenzeit zwischen Sommer- und Wintermoden, in welcher wir uns befinden, läßt sich noch nicht an den Luxus und großen Schmuck denken und wir erwähnen deshalb nur Einiges, was wir bemerkt haben, so z. B. eine Capote von perlengrauem rosa glasirten Sammet mit dazu passenden Marabouts und mit Rosen unter dem Schirme; ein Blondenhäubchen mit einem kohlgrünen Bande und einer Geraniumguirlande darüber; eine Pompadour oder Coiffüre von Blonden und Rosen; eine Clorinde oder offene Coiffüre von schwarzen Spitzen, hier und da mit Träubchen verziert.

Man spricht davon, die Mäntel der Damen dieses Jahr ungewöhnlich weit zu machen und man hat hie und da bereits einige Modelle gesehen. Die halb und ganz wattirten Crispinen werden namentlich sehr groß und reich mit Stickereien und Borten- oder Schnürchenbesatz geziert sein.

Man darf sich nicht wundern, wenn die Mode in der nächsten Zeit Seltsamkeiten vorschreibt. Die Franzosen müssen in Allem, was sie thun, etwas Besonderes haben, und so haben sie sich seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, sich nach besonderen Jahrhunderten zu kleiden. Man erwartet deshalb Moden à la Marie Antoinette, d. h. Farben und Schnitt der Anzüge, wie sie jene unglückliche Königin trug; Häubchen und Fichu à la Charlotte Corday haben wir bereits.

Die Manschetten, die man vorzugsweise jetzt gern trägt, sind aus zwei Reihen Spitzen gemacht, welche ein Band trennt, das ein Bündchen vorstellt; eine Spitzenreihe fällt auf den Aermel, die andere umfaßt die Hand.

Die Pelerinen sind hinten sehr lang und vorn halb offen.

Viele Häubchen haben keinen Boden, so daß man den Haarputz und den Kamm mit der Gallerie oben sieht, wie man sie jetzt sehr häufig trägt.

In Bezug auf Herren-Moden läßt sich blos berichten, daß sich die Franzosen immer mehr verengländern; so tragen sie auf der Jagd meist rothe Fracks mit kurzen weißledernen Beinkleidern, Stolpenstiefeln mit kleinen Sporen von Stahl und eine Mütze von schwarzem Sammet.

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 3. (Sonnabend, den 15. October.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Fahrt in den Rabenauer Grund.

Kein Rococo-Bild, von J. P. Lyser.

(Fortsetzung.)

„Sie werden, lieber Freund! eine sehr interessante Bekanntschaft machen!" flüsterte mir die junge Frau zu, nicht umsonst habe ich meinen Gatten bestimmt — obgleich das Wetter nicht das günstigste ist, die Lustpartie in den Rabenauer Grund zu unternehmen! Ich habe eine Ueberraschung für ihn, denn wie ich in Dresden durch Zufall erfuhr, hält sich eben jetzt in der Mühle ein uns Beiden theurer Freund auf." Erröthend schlug sie die Augen nieder und fragte mich dann laut, aber mit ungewisser Stimme: „Kennen Sie vielleicht einen jungen Engländer: Esquire Dearling? — Freilich," fügte sie trübe hinzu, „lebt er erst seit wenigen Wochen in Dresden — da ist es kaum möglich, daß Sie ihn kennen."

„Sie irren, Beste!" versetzte ich, „der Esquire Dearling ist mir allerdings bekannt."

„Wir haben ihn in't jroße Opernhaus kennen jelernt!" brummte verdrießlich der Ehemann, „als die „Hujenotten" jejeben wurden. Er saß in eenen Sperrsitz, und hat mir schändlich jeärjert, weil er so jräßlich „Bravo!" brüllte, wenn die Schröder-Devrient piano sung. Et is eene janz bumme Jeschichte, so eenen Engländer neben sich in'n den Sperrsitz zu haben, un nun jar so 'nen Enthusiastischen: Un dieser is wie rasend uff den Mayerbeer versessen! — Der kann mir aberst jestohlen werden, und ich mache mich nicht so viel daraus." — Und paff — paff — paff — blies er immer größere Dampfwolken aus seiner Pfeife und blickte ingrimmig seitwärts.

Die Kommerzienräthin flüsterte mir aber, verstohlen lächelnd, zu: „Mein guter Ferdinand ist etwas eifersüchtig auf den Esquire, und doch hat er durchaus keinen Grund."

„Gewiß nicht den mindesten! wenn Sie es selbst sagen! versetzte ich, und die kleine Kommerzienräthin schien unendlich erfreut, daß ich ihren Worten Glauben schenkte.

Der herrliche, plauensche Grund war zur Hälfte durchfahren, und Hainsberg erreicht. Wir stiegen aus, ließen den Wagen zurück, und nahmen unsern Weg nach dem nahen Dörfchen, von wo aus der Fußpfad in den Rabenauer Grund führt. Der Kommerzienrath guckte nach dem Himmel, welcher mit schweren Wolken bedeckt war, während eine drückende Schwüle über die Landschaft ausgebreitet lag. Er zuckte mit den Schultern, schüttelte das Haupt, dampfte heftiger und sprach endlich:

„Ick lasse mir todtschlajen, wenn dett Alles nicht uff eene janz bumme, eenfältige Wasserpartie rauslaufen duht. Et is Unsinn, bei solchem Wetter eene Landpartie

zu unternehmen. Aber wer will den Weibern Vernunft predigen, wenn sie die Köppe uffsetzen?

> Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
> Verderblich ist des Tigers Zahn;
> Jedoch das Schrecklichste der Schrecken
> Das ist der Mensch in seinem Wahn!"

Wie Schiller sehr richtig jesagt hat, und ich füje hinzu: et is janz engal, ob dieser Mensch eene Pariser Dame von der Halle, oder aber eene jebildete, deutsche Kommerzienräthin ist. — Apropos, Kommerzienräthin!" rief er seiner Gattin zu, hast Du Deine Butterbämmen ooch nicht verjessen? Ick habe jehört, datt man in diesem Rabenjrund dreiachtel Stunden herumkrebsen muß, bis man an die Mühle kommt, und datt bis dahin keene menschliche Wohnung existiren soll."

„Sei ruhig, mein Freund," versetzte die Kommerzienräthin milde, und hielt einen mächtigen Strickbeutel, welcher bis zum Zerplatzen angefüllt schien, triumphirend in die Höhe, worauf der Kommerzienrath, den Regenschirm unter'm Arme, voraus schritt, rufend: „Na, nu! Man vorwärts denn!" und meiner Wenigkeit es überließ, seine junge Gattin zu führen.

Ich bin zu ernst und leider auch schon zu alt, um mich noch mit Glück in die Rolle eines Cicisbeo einer jungen, hübschen Frau zu versuchen, und ich beklagte deshalb schon heimlich die kleine Kommerzienräthin, für welche weder ihr Gatte noch das Schicksal sonderlich gesorgt zu haben schienen. Doch sollte ich bald erkennen lernen, wie überflüssig mein Mitleid war. Eine junge hübsche Frau bedarf keiner fremden Fürsorge, wo es gilt, sich nach Neigung Unterhaltung zu verschaffen. Jugend und Schönheit sind die besten Werber zu Gunsten der Freude und der Liebe.

Die kleine hübsche Frau hatte das Gespräch bald so gelenkt, daß sie mich, ohne, daß es mir sonderlich auffallen konnte, fragen durfte: ob ich Squire Dearling genauer kenne? wie lange er schon in Dresden? wie lange er schon in den Rabenauer Grunde reite? ob er heiter oder traurig sei? und endlich: ob ich nicht bemerkt habe, daß er zu irgend einer hiesigen Dame in einem zarten Verhältniß stehe?

Ich berichtete ehrlich, was ich wußte: Squire Dearling sei vor ungefähr vier Wochen von Berlin in Dresden eingetroffen, und weile jetzt seit etwa vierzehn Tagen in der Mühle des Rabenauer Grundes, angeblich, um eine Milchkur gegen ein Brustübel zu gebrauchen. Ich selber kenne ihn nicht genau, doch durch einen Bekannten, einen jungen Maler, seinem steten Begleiter, habe ich erfahren, daß er die meiste Zeit mehr melancholisch als heiter sei, daß ihn irgend ein verborgenes Leid zu drücken scheine. Von einem zarten Verhältnisse zu einer Dresdner Dame sei mir nicht das Mindeste bekannt, und schiene mir Squire Dearling auch gar nicht der Mann darnach, um ein flüchtiges Liebesverhältniß einzuleiten und zu unterhalten.

Die kleine Kommerzienräthin lauschte mit großem Interesse, und schien von Allem, was ich ihr sagte, sehr angenehm berührt. — Dann aber brach sie dieses Gespräch ab, und begann über das Theater zu reden. Eben ergoß sie sich in begeistertes Lob des Lustspiels „Fesseln" von Scribe, welches sie in Leipzig hatte darstellen sehen, als die dichten Regenwolken, welche, ohne daß wir es bemerkt hatten, immer grauer und schwerfälliger geworden waren, sich in einen derben Platzregen aufzulösen begannen.

Der Kommerzienrath, ein rüstiger Fußgänger, war uns mit dem Regenschirm um ein gutes Stück voraus, und das wirksamste Sturzbad, so stark es nur immer ein neuer Wasserdoktor verordnen mag, schien uns ganz wider unsern Willen bereitet. Doch zum Glück erblickte ich wenige Schritte von uns eines jener kleinen Felsthore woran der Rabenauer Grund so reich ist, dahin zog ich die kleine Frau, und glücklich erreichten wir den Zufluchtsort, bevor der Regen in seiner ganzen Wuth niederstürzte. Wie interessant wäre mir eine solche Situation nicht vor zehn Jahren noch erschienen! und vollends vor zwanzig Jahren! Jetzt aber war es mir mit dem besten Willen nicht möglich, sonderlich viel Poesie in diesem Abenteuer zu finden, ich vergaß fast mein schönes Vis-à-vis, und stellte mir dagegen den nicht schönen aber dicken Kommerzienrath vor, unter dem triefenden Regenschirme hastig vorwärts trabend, dampfend und brummend: „dett is eene janz dumme Jeschichte!" oder irgend einen Vers von Schiller, Göthe, Angely oder Glasbrenner citirend. Und als der Regen nun gar nicht aufhören wollte, übermannte mich die tödtlichste Langeweile, ich seufzte laut.

„Haben Sie Hunger?" fragte mich die Kommerzienräthin mitleidig.

O Himmel! Vor zehn oder zwanzig Jahren hätte sie mir gewiß eine ganz andere Frage gestellt, (NB. wenn sie damals schon so alt wie jetzt gewesen wäre!) Ich aber entgegnete mit der Resignation eines echten Weisen:

„Ja, verehrte Kommerzienräthin, mich hungert!"

„Das freut mich, sprach sie gutmüthig lächelnd, öffnete den großen Strickbeutel und zog eine Butterbämme und eine Dresdner Knackwurst hervor, welches Beides sie mir mit unbeschreiblicher Huld darbot.

Und ich nahm die Butterbämme und die Wurst;

und während ich von beiden abbiß, rief ich: „O Kommerzienräthin! — das Leben ist doch schön!"

Die junge, hübsche Frau, ermuthigt durch mein Beispiel, langte für sich ebenfalls eine Bämme und eine Wurst hervor, und während draußen die Elemente kämpften, der Donner rollte, feurige Blitze zuckten und der Regen in Strömen niederprasselte, standen wir Beide friedsam im Trockenen, mit vollen Backen kauend, schluckend, und das erhabene Naturschauspiel stumm bewundernd.

Endlich hatte das Wetter ausgetobt, und hell und warm schien die Sonne wieder vom reinen, blauen Himmel herab. Wir traten aus dem Felsthore und setzten unsern Weg fort, nicht anders denkend, als der Kommerzienrath sei mit dem Regenschirm weit voraus, vielleicht gar schon in der Mühle angelangt.

Aber kaum waren wir zwanzig Schritte gegangen, so sahen wir ihn beim Umbiegen um ein Felseck unter einem Vorsprung sitzen, welchen hier ein weit über den Weg schwebender, ungeheurer Steinblock bildete.

Die Pfeife war dem Armen ausgegangen, und um das Unglück voll zu machen, hatte er unterwegs beim Ueberspringen einer Wasserstelle seine Schwammdose verloren, so daß er keine neue Pfeife anzünden konnte. Dies hatte seine üble Laune nicht rosenfarbener gemacht, und so wie er uns erblickte, rief er uns zu:

„Ick habe et wohl vorher jesagt, dett diese Lustpartie eene janz dumme Jeschichte werden würde, und ich bin nur sehr verwundert, daß Euch Beede der Platzrejen nicht total überschwemmt hat."

„Ein halbes Wunder ist es allerdings," versetzte die Kommerzienräthin etwas gereizt, „da Du mit dem Regenschirme immer vorausgegangen bist, und es nicht der Mühe werth gehalten hast, zu uns zurück zu kehren, als der Regen begann."

„Ach was!" rief der Kommerzienrath lächelnd; „der Doktor" (er deutete auf mich) „is een Seemann jewesen, der macht sich aus eenen Platzrejen nicht so viel."

„Und auf mich nimmst Du gar keine Rücksicht?"

„Ih, je, ja doch! Aber von eenem Bischen Rejen wirst Du doch nicht gleich sterben." Und somit schritt er wieder so rasch vor uns, daß wir ihm kaum folgen konnten. Nach einiger Zeit jedoch stand er plötzlich, uns erwartend, still, und als wir herangekommen waren, sah er seine Frau ernsthaft an und sprach:

„Et muß schon lanje Mittag sein und die verwünschte Mühle läßt sich noch immer nicht blicken. Ick muß Dir sajen, dett ich das Hungern satt habe! Also thu' Deinen Pompadour uff, un lanje mich eene Semmel und eene Wurst heraus."

Die Kommerzienräthin öffnete den Strickbeutel — aber, o Götter! welch' ein Schrecken, aller Vorrath, welchen er enthalten hatte, war von uns Beiden in der Zerstreuung aufgezehrt worden. — Die Kommerzienräthin erbleichte, und der Kommerzienrath, als er merkte, daß für ihn nichts mehr zu essen da sei, fragte mit einem fürchterlichen Gesichte:

„Aber zum Deibel! Wer hat denn alle Würste und Semmeln jejessen?"

Die Kommerzienräthin und ich schlugen verschämt die Augen nieder! Der Kommerzienrath aber, nachdem er sich die Sache einige Augenblicke im Stillen überlegt haben mochte, brach plötzlich in ein fürchterliches Lachen aus und rief:

„Ick verzeihe Euch! denn Euer gesejneter Appetit jibt mir mindestens den Trost: daß Ihr nicht verliebt in eenander seid!"

Unter Lachen und Scherz legten wir den übrigen Theil des Weges zurück, und erreichten endlich fröhlich, wiewohl ziemlich ermüdet und sehr hungrig, die Mühle.

3.

Der Kommerzienrath stürmte sogleich in die Küche, um, wie er sagte:

„Eine Mahlzeit zu bestellen,
Wie kein König noch sie sah!!"

Unterdessen führte ich die Dame in den oberen Saal des Hauptgebäudes. Ich fühlte ihren Arm in dem meinen zittern, als ich mit ihr die Treppe hinauf ging; schob es jedoch auf Ermüdung und Schwäche vom anhaltenden Gehen in der Hitze, bis wir in das Zimmer traten, und ich den Arm der Dame zucken fühlte, als habe ein elektrischer Schlag sie getroffen. — Und mitten im Zimmer ebenfalls bedeutend zitternd, stand der junge Esquire Jonathan Dearling. Seine lange Gestalt schien jeden Augenblick zusammenknicken zu wollen, wie ein Taschenmesser; auf seinem langen, schmalen Gesichte wechselte Todtenblässe mit hoher Röthe; umsonst versuchte er es, zu reden. Mit offenem Munde, und wasserblauen Augen starr auf die Kommerzienräthin gerichtet, rang er vergebens nach einem armen Laut. Endlich schüttelte er hastig das Haupt, daß seine langen, neumodischen Haare ihm um das Gesicht flogen, und sprach: „Yes! dieses Wiedersehen war sehr schön! aber sind Sie gekommen, Lady, ohne Ihrem Gemahl, in Begleitung dieses Freundes von mir?" und dabei wies er auf mich, — Gott verzeih' mir die Sünde! aber mir schien es nicht anders, als betrachte er mich mit mißtrauischen, eifersüchtigen Blicken.

„Mein Gatte ist unten in der Küche!" seufzte die kleine Kommerzienräthin — „Er ahnet noch nicht, daß Sie hier sind." —

„Ahnend noch nicht — wiederholte Dearling — was heißet zu deutsch „Ahnend?" —

Die Kommerzienräthin zog aus ihrem Strickbeutel Böttcher's und Sporschill's englisch-deutsch und deutsch-englisches Wörterbuch hervor, schlug einige Zeit vergeblich nach und übersetzte endlich: „He know not that you are here."

„Yes! ich verstehe!" rief der Engländer — „da wird er sein sehr zornig über meine Gegenwart."

„Erfreut wollen Sie sagen!" korrigirte ich: „Sie sind ja gute Freunde."

„Yes! wir sind gute Freunde! — sehr gute Freunde! Gleichwohl könnte er zornig sein auf mich, wenn er hätte Kenntniß."

Ein bedeutender Blick aus den schönen Augen der Kommerzienräthin traf hier den guten Esquire, und mit einem hastigen „Yes!" brach er plötzlich ab.

Ich aber fing nun an Etwas zu merken, ließ mir aber nichts merken, sondern fragte die Dame, ob sie vielleicht wünsche, daß ich ihr eine Aufwärterin sende, und als sie dieses rasch bejahte, verließ ich das Zimmer, um mich zu meinem Freund in die Küche zu begeben, und gelegentlich einem Mädchen zu sagen, daß die Dame oben nach ihr verlange. Meinen guten Kommerzienrath fand ich in der Küche neben der Müllerin stehend, welche „Eier auf Butter" bereitete. Einen ungeheuern Teller mit rohem Schinken hatte er glücklich erobert, und eben berichtete der Wirth; „daß das verlangte, frisch vom Fasse gezapfte Waldschlößchen-Bier heraufgebracht sei."

„Weißbier wäre mich freilich lieber!" meinte der Kommerzienrath, „aber wer auf Reisen jeht, muß mit Allem vorlieb nehmen! Hat sich doch unser großer Nikolai in Italien Monate lang verjeblich nach einem Klexchen Butter jesehnt, und als er's endlich bekommen hat, saßen drei jräuliche Flöhe d'rin, und grins'ten ihn hohnlachend an: „Ersch Nikolai! lasse Dich den Appetit nach Butter man verjehen!"

Die Eier waren fertig. Drei Aufwärter und ein Bierzapfer wurden mit Allem beladen, was zur Leibesnahrung dienlich, und hinaufgesandt, und der Kommerzienrath, mich ermahnend, meine Würde als Künstler und Poet nicht zu vergessen, sondern — tüchtig zu essen, nahm mich untern Arm und führte mich dem Zuge nach, kreuzfidel singend:

„Mir erfaßt — ick weiß nicht wie?
Himmlisches Behajen!"

Als wir in den Saal traten und mein Berliner Freund den Esquire erblickte, schien er etwas verwundert, doch nicht unangenehm überrascht. Er bot ihm freundlich die Hand, indem er ausrief: „Ich hätte mich nich vorjestellt, I h n e n hier zu treffen. Sie haben mir überrascht, jedoch willkommen! Sie nehmen, hoff' ich, Theil an unserm Mahle."

„Yes, ich lasse mich malen," versetzte der Engländer, „Master Fischer fertigt an mein Bildniß, und es wird ihm gelingen sehr."

„Hähähä!" lachte der Kommerzienrath, „ick rede nich von abmalen! E s s e n sollen Sie mit uns, Lord, Beefsteak!"

„Yes — Nein! ich bin schon geladen für zu trinken Milch mit Ihre Lady zum Gesundheiten meiner Brust."

Der Kommerzienrath zuckte spöttisch die Achseln und murmelte: „Nu ja! wenn ich vier Buttersemmeln und fünf bis sechs Knackwürste zu mich jenommen hätte — so würde ich vielleicht auch nichts mehr frühstücken als Milch. Na, Doktor, vorwärts zum Angriff!" Er setzte sich, griff an, und ich folgte seinem Beispiele.

„Sein Herr isset mit großem Appetit!" flüsterte der Esquire der Kommerzienräthin zu, „aber sehr langsam! Wir Britten speisen sehr hurtig."

„Auch ich!" flüsterte die Kommerzienräthin zurück, „alle g e i s t r e i c h e n Menschen speisen rasch, um dieses zwar n o t h w e n d i g e, aber nicht p o e t i s c h e Bedürfniß möglichst bald abzufinden." —

„O Lady!" seufzte der Esquire. „Sie sind geistreich sehr! und meine Inclination for the ist geistreich."

„Geistig wollen Sie sagen!"

„Yes! recht! geistrich! Ich lerne sehr wohl deutsch von Ihm, und Sie fassen sehr gut die englische Sprache für eine deutsch Dame." —

Die geistige, geistreiche Unterhaltung wurde hier durch eine Aufwärterin unterbrochen, welche auf einem Teller zwei mächtige Gläser Milch brachte, und sie der Kommerzienräthin präsentirte. Die Kommerzienräthin bot eines dem Esquire dar, sie selbst nahm das andere und forderte den Esquire mit süßer Stimme auf, zu trinken, indem sie selber das Glas ansetzte.

Der junge Engländer, gehorsam den Befehlen seiner Dame, that einen tüchtigen Zug — aber schaudernd setzte er das Glas wieder hin, und schnitt ein furchtbares Gesicht, indem er ein gepreßtes „God dam!" ausstieß.

„Mein Gott! was fehlt Ihnen?" fragte die Kommerzienräthin erschrocken.

„Was ist dieses, was ich habe genossen so eben?" entgegnete Dearling.

„Nun, Buttermilch! — Kennen Sie keine Buttermilch?"

„Put-der-Mi-l-lich?!" wiederholte Dearling staunend, „was ist das, auf englisch zu reden — Butder-Millich?"

Die Kommerzienräthin suchte in dem Taschenwörterbuch nach, fand endlich das rechte Wort und zeigte es ihrem Freunde.

„God dam!" rief Dearling, wie es schien sehr empfindlich, „solches Getränk genießt kein englischer Gentleman, sondern nur Irländer und Schweine."

Mit einem langgezogenen: „Wie, mein Herr?" trat die Kommerzienräthin, tief verletzt, zurück. Der Kommerzienrath wollte sich ausschütten vor Lachen und rief: „Hahaha, da kommst Du schön an, mit Deiner sauren Milch-Kur!"

Dearling blickte uns Alle erstaunt an, er schien weder von seiner Grobheit gegen die Dame, noch von dem Grunde, weshalb der Kommerzienrath so sehr lache, und die Kommerzienräthin ihm zürnen könne, die geringste Ahnung zu haben. Als ich es ihm auf englisch erklärte, war er tief zerknirscht, aber kein Wort der Entschuldigung kam über seine Lippen und still und traurig wollte er sich entfernen. Doch das gaben wir nicht zu, nach einigen höchst komischen Erklärungen endete ein herzliches Gelächter die „Mißverständnisse" und da das Wetter sich völlig aufgeklärt hatte, unternahmen wir einen Spaziergang in die romantischen Anlagen.

Natürlich hatte ich mein Führeramt an den Esquire abgetreten, und schlenderte mit dem Kommerzienrathe in einiger Entfernung dem sentimentalen Paare nach.

Der Kommerzienrath war satt und folglich bei guter Laune! Nur dann und wann wurde er ärgerlich, wenn er nämlich seine Frau mit dem Esquire e n g l i s c h reden hörte.

„Die will nun mit Gewalt englisch reden lernen!" bemerkte er, „und kann noch nicht einmal ordentlich deutsch, denn anstatt „kennen" sagt sie „gennen" anstatt „gut", „kuth," anstatt „weiß" „weß," und was ihre Schönheit betrifft, so hält sie sich für „scheene."

Man sieht, der Kommerzienrath konnte sehr reines Deutsch reden, wenn er wollte, unglücklicher Weise aber pflückte in diesem Augenblicke seine Gattin ein Gänseblümchen und steckte es vor die Brust. Da rief er wieder im ärgsten Berliner Dialekte:

„Ick bejreife jar nich, warum Du die armen Blümeken nich in Ruhe stehen lassen kannst, und Dir noch mehr Jänsemäßiges aneijnen willst! Jenieße doch mit Bescheidenheit, was Dich beschieden ist, und bejehre nich mehr, als wie Du schonst hast!"

Unmuthig riß die Kommerzienräthin das Gänseblümchen von der Brust und warf es fort.

(B e s c h l u ß folgt.)

Uhren und Frauen.

Ein grundgescheidter Mann sagte einmal: Jede Uhr ist eine Frau und jede Frau ist eine Uhr. Es gibt nicht zwei Dinge, die so heterogen sind, und doch so ähnlich als Uhren und Frauen. Die Uhren g e h e n o f t f a l s c h, die Damen auch. Die guten Damen gehen überall v o r, die häßlichen überall n a c h. Man s t e l l t o f t e i n e U h r n a c h d e r a n d e r n, ebenso gibt es Männer, die einer Dame n a c h s t e l l e n, dann wieder einer andern, und so e i n e r n a c h d e r a n d e r n. Uhren und Frauen haben die größte Aehnlichkeit. Beide g e h e n, wenn sie a u f g e z o g e n werden. Bei Beiden hat man es gern, wenn sie recht r u n d sind. Bei Beiden weiß man immer, w a s d i e G l o c k e g e s c h l a g e n h a t. Bei Beiden ist oft das Gehäuse mehr werth, als das W e r k, an Beiden hängt oft eine K e t t e, auf Beide muß man Acht haben, und bei Beiden ruft man oft, es ist hohe Zeit. Jetzt gehen wir aber zu den verschiedenen Klassen von Damen über, um sie mit Uhren zu vergleichen.

Zuerst betrachte man jene stolzen Damen, zu denen man demüthig hinaufsehen muß, und die immer hoch hinaus wollen. D a s s i n d d i e T h u r m u h r e n.

Zweitens jene Frauen, die zu ungebildet sind, um sich zu unterhalten, die zu keiner Gesellschaft gehen, wenn der Whist- oder Bostontisch nicht bereit steht. D a s s i n d d i e S p i e l u h r e n.

Jetzt kommen wir zu der liebenswürdigsten Klasse der Damen, zu den Ehefrauen, und zwar zu den Ehefrauen, deren Mann den Pantoffel küßt, die immer zanken und schreien, und immer Spektakel im Hause machen, daß einem die Ohren wehe thun. D a s s i n d d i e W e c k e r u h r e n.

Doch wenden wir uns zur vierten und seltensten Klasse von Damen, zu den schönen und keuschen Jungfrauen, die noch dann und wann erröthen, und die mit gluthvollen Strahlen die Herzen der Männer erwärmen. D a s s i n d d i e S o n n e n u h r e n.

Jetzt kommen wir zu den Besucherinnen der sogenannten Kaffeezirkel oder besser Schlechtmacher-Vereine, zu den Damen, die das allen Frauen angeborne Talent des Vielredens im Superlativ besitzen, die aus jeder Familie Geheimnisse suchen, und die nur einer leisen An-

regung bedürfen, um alles zu sagen, was sie auf dem Herzen haben. Das sind die Repetiruhren.

Die fünfte Klasse der Damen ist die gesuchteste, beliebteste, also natürlich diejenige, welche Geld haben. Diese Damen wissen, daß sie die erste Tugend besitzen. Sie richten ihre Sprödigkeit nach ihrem Vermögen ein, und wenn die mit 10,000 Gulden etwas spröde sind, so kann sich bei denen mit 20,000 höchstens nur ein Baron oder Graf in der Ferne sehen lassen, kurz sie berechnen Tugend und Alles nur nach Geld. Das sind die Taschenuhren.

Wir wenden uns jetzt zu den leichtsinnigen Damen, die sich von jedem Windbeutel verführen lassen. Das sind die Sanduhren.

Die siebente Klasse von Damen gibt uns keine bösen Sieben. Die wenigen Ehefrauen, die nicht alle Tage in das Concert und das Theater gehen, sondern fein säuberlich zu Hause bleiben und sich um Wirthschaft und Küche bekümmern. Das sind die Stubenuhren.

Das Wort Damenuhr ist also ein Pleonasmus.

Miscellen und Anekdoten.

(Hübsche Strafe.) Mabillon sah zu Ende des 17. Jahrhunderts auf dem Markte zu Salzbrunn zwei Weiber, die sich gezankt und geschlagen hatten, zur Strafe mit den Köpfen neben einander in ein schweres Bret gespannt. Diese possirliche Strafe ist aber auch auf dem Harze nicht unbekannt. Da wird jedes dieser Weiber in einen Kasten gesperrt, so daß sie nur mit dem Kopfe hervorragen. Beide Kasten werden zwei Nasen lang gegen einander über gestellt. Wenn sich beide in dieser Stellung wieder geschimpft und begeifert haben, werden sie zahm wieder herausgelassen. Diese Strafe nennt man Beißkatzen.

— Vor 15 Jahren verheirathete sich ein junges Mädchen in Pierin in Frankreich mit einem Matrosen, der bald darauf in See ging auf einem Schiffe, das mit Mann und Maus, wie berichtet wurde, verunglückte. Nach dem Verlaufe der gesetzlichen Zeit heirathete die muthmaßliche Witwe wieder, ihr zweiter Mann beging indeß ein Verbrechen und wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Da er sonach bürgerlich todt war, nahm die Frau den dritten Mann, der vor Kurzem starb. Bald nach dem Tode desselben kam ihr erster Mann zurück, der sich von dem verunglückten Schiffe gerettet und mehrere Jahre lang wie Robinson Crusoe auf einer unbewohnten Insel gelebt hatte. Wäre er einige Monate früher gekommen, so würde die Frau drei Männer am Leben gehabt haben, ohne daß sie der Bigamie schuldig gewesen wäre.

— Einige indianische Völkerschaften erproben die Fähigkeit zum Kriegsdienst durch Prügel. Wer ihrer eine gewisse vorgeschriebene Zahl ertragen kann, ohne Schmerzes-Aeußerungen laut werden zu lassen, wird für tüchtig befunden; wer aber ihrer noch einige über die Zahl hinaus erträgt, wird Befehlshaber. Bei uns ist's wohl gerade umgekehrt.

— Die große astronomische Uhr des Straßburger Münsters, an deren Wiederherstellung der Techniker Schwilgue vier Jahre lang gearbeitet hat, soll gegen Ende dieses Monats fertig und zur Zeit des wissenschaftlichen Congresses eingeweiht werden. Dieses Meisterwerk der Mechanik zeigt die Umwälzungen der Sonne, des Mondes und der Planeten an, und setzt durch die sinnreichsten Einrichtungen zu bestimmten Zeiten gewisse Figuren in Bewegung. Sieben dieser Figuren stellen die Wochentage dar; jede derselben erscheint, sobald die Reihe an ihr ist, und nimmt, je nach den verschiedenen Tageszeiten eine andere Stellung ein. Die vier Lebensalter schlagen die Viertelstunden, der Tod, in Gestalt eines Gerippes, die ganzen Stunden. Mittags erscheinen die zwölf Apostel, einer nach dem andern, und neigen sich vor Christus, der ihnen seinen Segen gibt. Zur selben Zeit breitet der Hahn drei Mal seine Flügel aus und krähet dabei.

— Es gibt keine unglücklicheren Wesen, als manche Glückliche, keine ärmeren Teufel, als manche Reiche, keine ruchloseren Bösewichter, als manche Frommen, keine größeren Thoren als manche Weise, keine feigeren Memmen, als manche Helden, keine ärgeren Betrüger, als manche ehrliche Leute, keine ausgemachteren Dummköpfe, als manche Schlauköpfe, keine platteren Prosaisten, als manche Poeten, und keine häßlicheren Geschöpfe als manche Schönen.

— Als der große Condé in einer Kirche die Gemälde betrachtete, und dabei dem Altare den Rücken drehte, erinnerte ihn der Küster daran. Condé erwiederte: „Oh! der liebe Gott ist wie ein Bataillon quarré, man sieht ihm überall in's Angesicht!"

(Größe und Bevölkerung der brittischen Besitzungen in Ostindien.) Die Präsidentschaft Bengalen: 328,000 engl. Geviertmeilen, 57,000,000 Bevölkerung. Die Präsidentschaft Madras: 154,000 □M., 15,000,000 Bevölk. Die Präsidentschaft Bombay: 11,000 □M., 2,500,000 Bevölk. Gebiete in Dekkan ꝛc., seit 1815 erobert, und seitdem theils mit der Präsidentschaft Bombay, theils mit Delhi vereinigt: 60,000 □M., 60,000,000 Bevölk. Unmittelbare englische Besitzungen: 553,000 □M., 83,000,000 Bevölk. — Verbündete und Zinspflichtige der Engländer: Der Rajah von Mysore: 27,000 engl. □M., 3,000,000 Bevölk. Der Nizam: 96,000 □M., 10,000,000 Bevölk. Der Rajah von Nagpour: 70,000 □M., 3,000,000 Bevölk. Der König von Aude: 20,000 □M., 3,000,000 Bevölk. Der Guykwar: 18,000 engl. □M., 2,000,000 Bevölk. Bhopul Katah Bondi: 14,000 □M., 1,500,000 Bevölk. Der Rajah von Sittara: 14,000 □M., 1,500,000 Bevölk. Travankora und Cochin: 8000 □M., 1,000,000 Bevölk. Die Rajahs von Jedpour, Japour, Audipour, Bilkmair, Jessulmair und andere Häuptlinge: Holkal, Sikes, Gonds, Bhils, Kolies und Katties: 283,000 □M., 15,000,000 Bevölk. — Unabhängige Staaten: Gebiete von Seinde: 10,000 □M. 4,000,000 Bevölk. Der Rajah von Nepal: 53,000 □M., 2,000,000 Bevölk. Der Rajah von Lahore: 50,000 □M., 3,000,000 Bevölk. Der Emir von Indien: 21,000 □M.,

1,000,000 Bevölk. Zu dem Reiche Affghan gehörig: 18,000 □M., 1,000,000 Bevölk. Zusammen: 1,280,000 engl. □M.

— Wie würde es wohl aussehen, wenn es keine Unglückliche in der Welt gäbe, wenn kein Druck und keine Noth mehr wäre? Ich glaube, die Welt schliefe ein, die Menschheit muß wie die Fontaine steigen durch Druck. Eine uniforme, überall selige Welt, eine langweilige Welt! Durch Ringen und Kämpfen, durch Auf- und Absteigen, durch Wachsen und Werden, kommt Abwechslung und Freude und Lust. Jedenfalls darf es uns nicht einfallen dem Staate Vorwürfe machen zu wollen, wenn dem Armen z. B der Exekution halber, wegen Schulden die einzige Ziege genommen wird; der Staat kann nicht jeden glücklich machen, ihm die Glücksgüter in den Schooß werfen; es ist des Einzelnen eigene Sache, sie sich zu erwerben.

(Der Dombau zu Köln und die Einheit Deutschlands.) Wohl uns, heißt es in einer Correspondenz aus Berlin in der Eleganten Zeitung, wenn Deutschland das Bedürfniß fühlt, einig zu sein, aber laßt, wenn wir Bedürfniß zu gemeinsamen Schöpfungen fühlen, auch diese selbst dem Gefühle analog und es verkörpernd sein. Warum denn mit solchen edlen Trieben Komödie spielen! Was soll der Symboldienst bei einem Volke, welches Gottlob so weit mündig, daß es die Idee selbst zu begreifen im Stande ist; das Symbol soll nur zur Erkenntniß der Idee führen, ist sie aber als solche erkannt, so ist das Symbol an sich gar nichts mehr nütze, und will man eine Idee durch Thaten verwirklichen oder in's Leben treten lassen, so sollen es bei Gott keine symbolischen Thaten oder Werke sein, sondern solche, die das wahre Leben des Menschen berühren und ihm nützlich sind. — Wenn man eine Kirche, die zur Ehre Gottes erbaut wurde, jetzt zum Heumagazin benutzt, so ist es im Grunde nicht schlimmer, als wenn man den Kölner Dom als Symbol deutscher Einheit erbaut, da man sich überzeugt hat, daß man es aus Liebe zu Gott nicht mehr im Stande ist. Der ganze Unterschied besteht darin, daß die Kirche mit materiellen, der Dom aber mit geistigen Stoffen vollgestopft wird, die beide nicht hineingehören ꝛc. ꝛc. So Herr Hellmann vom künstlerischen Standpunkte aus, was aber den Dombau in Köln betrifft, den wir gegenwärtig mit so großem festlichem Pomp begonnen, so ist es noch viel verwerflicher, wenn der politische Schwindel dabei sein unreines Spiel treibt und eine Heerde blinder Fanatiker sich an die Brust schlägt und den Dombau zur Sache des Patriotismus machen will. — Baut immerhin einen erhabenen Gottestempel, wenn das Geld und der Kunstenthusiasmus ausreichen, aber lügt Euch nicht selbst vor, daß dadurch Deutschlands gespaltenes, wild zerrissenes Haus nur einen Strohhalm breit zusammen rücke, daß unser armes Vaterland darum einiger und freier werde, weil wir guten Deutschen noch immer den ersten Platz unter den Träumern und Geistersehern behaupten und nach wie vor einer Heerde gleichen, die unvergleichlich auf den Ton der Leithämmel hört oder wie Semilasso sagt, immer mit dem Munde die Bewegung des Fressens macht, während sich andere Nationen unter unsern Augen recht stark und satt gegessen haben. Nein, Deutschlands Einheit bedarf anderer geistiger Säulen, die fast in den Himmel ragen, nicht der mittelaltrigen Thürme von Stein und Mörtel, die ein Blitz zermalmen, eine Hand voll Stroh in Feuer aufgehen lassen kann.

Dann heißt es weiter: Die Dürre hat Mißernte hervorgebracht, namentlich sind die Kartoffeln, die tägliche Volksnahrung, fast überall verbrannt in der afrikanischen Sonnengluth, dabei sind die Flüsse so klein, daß nichts in die hungrige, alles verschlingende Hauptstadt kann, und so steigen denn die Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse täglich und machen nun das Doppelte und Dreifache. Berlin mit dem Militär hat jetzt aber wohl 400,000 Einwohner und unter diesen befindet sich ein vollgemessener Theil von Armen und Elenden. Wie soll das nun werden, wenn zur Winterzeit die Arbeit knapp wird und die Nahrung theuer bleibet und theurer wird? Unsere Märkte boten schon letzthin einen traurigen Anblick dar, wo der Scheffel Kartoffeln mit 1 Thaler (in Leipzig 2 Thaler) bezahlt wurde und darüber. Arme Frauen liefen weinend umher und jammerten laut, daß sie mit ihren zahlreichen Familien hungern, vielleicht verhungern müßten. So schlimm wird es nun wohl nicht werden, aber sicher schlimm genug. Man hofft auf den Staat, man verlangt von ihm, er solle das Verbrennen der Kartoffeln zu Branntwein verbieten, aber die Landbesitzer sind überdies schlimm genug daran, ein solches Verbot würde sie ruiniren und den Viehstand der meisten Güter gänzlich vernichten helfen.

— In Berlin werden kommenden Winter die Kirchen geheizt, um in den kalten Herzen etwas religiöse Wärme zu verbreiten. Die Armen werden gewiß fleißig in die Kirchen gehen.

(Die Schulmeister.) Das schlagendste Argument für den Glauben an ein vergeltendes Jenseits ist unstreitig die Existenz deutscher Schulmeister. Dürften die Armen nicht auf eine Belohnung, auf eine ewige Belohnung vor dem gerechten Richterstuhle des Höchsten hoffen; wollte man annehmen, daß ihr Dasein — und somit dasjenige aller bevorzugteren Wesen — in dem kurzen, unholden Verlaufe des Erdenlebens sich erschöpfte: dann müßte man verzweifeln — dann dürfte es keine Schulmeister geben. Nein, diese Bedauernswerthen müssen das Haupt auf einmal emporheben können, nachdem sie es so lange vor den Bauern bückten, um einiges Getreide unter den Wicken- und Trespenunrath zu bekommen, womit ihre Verdienste um die Heranbildung künftiger Geschlechter belohnt werden — nachdem sie es in unendlicher Demuth neigen mußten, weil — weil sie nun einmal arme Dorfschulmeister sind. Sie müssen entschädigt werden für die Schmach des herzzerreißenden Spottes, womit jeder dumme Bauernjunge, nachdem er in die Gemeinschaft der erwachsenen Christen aufgenommen worden, ihren schwarzen, dürftigen Rock verhöhnt; — für den frechen, schamlosen Pöbelwitz, womit er auf Bier- und Schnapsbänken den ehrwürdigsten aller Stände besudelt, welcher ihn von der niedern Stufe der Thierheit emporzog und den ungeschlachten Formen mit unsäglicher Qual und Mühe einige Menschenbildung gab. Sie müssen entschädigt werden für die schneidende Geringschätzung, für den eisigen Hohn, womit der Abschaum des vornehmen Pöbels auf sie herabblickt, entschädigt werden für Hunger, Frost und Grobheit, für all das unermeßliche Elend, welches mit Polypenarmen ihr jämmerliches Dasein umklammert. Sie müssen im Himmel mit Lazarus in Abrahams Schooße sitzen, während ihre vornehmen Tröster, die ihr Gutes schon in diesem Leben empfangen haben, an den Ort des reichen Mannes kommen werden. Daß diese grelle Schil-

derung des Schulmeister-Elendes heute noch wahr ist, lesen wir in der Dorfzeitung: „Der Landrath der Oberpfalz (Baiern) hat die früher bewilligten Zulagen der Schullehrer wieder eingezogen; doch ist denjenigen, die nicht einmal 200 Fl. für sich und ihre Familie haben, gütigst erlaubt, Handwerke zu treiben, am Kanalbau zu arbeiten und zur Erholung zu Tänzen aufzuspielen." Nun, ihr preußischen Schullehrer, die ihr zu einer gewissen Zeit eure Herzen so beschweret und beängstiget fühltet, gehet doch nach Baiern. Zwar giebt es bei uns auch dem oberpfälzigen Landrathe Gleichgesinnte, aber Gott sei gedankt! sie können noch nicht durchdringen, noch nicht.

— Ein Deutscher in Baltimore, Herr Sieberking, hat eine Gedanken-Fixir-Maschine erfunden, welche den Schriftstellern von großem Nutzen sein wird. Es ist nämlich bekannt, daß man schneller denkt, als man schreiben kann, daß die Aufmerksamkeit, welche man auf das Schreiben verwenden muß, dem Denken Einbuße thut, und daß daher oft ein Gedanke, der plötzlich aufgestiegen, entfällt, weil noch das Niederschreiben eines früheren beschäftigte. Durch diese Maschine ist diesem Uebelstande abgeholfen. So wie man denkt, steht es auch schon geschrieben da.

(Rothschildsche Hoffnungen.) Man hat berechnet, daß die Gebrüder Rothschild, wenn sie fortfahren, mit gleicher Geschicklichkeit und gleichem Glücke zu operiren, in weniger als hundert Jahren im Besitze alles in der Welt vorhandenen Geldes sein würden.

Der reiche Bürgermeister.

Könnte Flappert richtig schreiben,
Hätt' er nie sich Geld errafft;
Statt bei „Bürgerschaft" zu bleiben,
Schrieb er immer: „Bürger schafft!" —

(Die billigste Art.) Ein Herr, der auszog, hatte eine Kommode vor die Hausthür bringen lassen und holte sich einen Eckensteher, der dieselbe forttragen sollte. Was wollen Sie dafür haben? fragte der Herr. Zehne! war die Antwort. Ach! nicht wahr? mehr als fünf Silbergroschen geb' ich nicht! Det haben Se ooch nich nöthig, antwortete der Eckensteher, lassen Se se man da stehen un warten Se bis et Nacht is, da trägt se Ihnen eener umsonst weg!

(Der ungehorsame Hund.) Ein Eckensteher hatte einen großen Hund, der einen vorübergehenden Stutzer, welcher mit seiner Reitgerte hin und her focht, anbellte und am Rocke festhielt. Dieser schritt, nachdem er sich von dem Wüthenden losgemacht hatte, zu dem Eckensteher und fuhr ihn zornig an: Wie kann er sich solchen Hund halten? das werd' ich der Polizei melden, das Thier hat mich angepackt. — Verdammte Thöle! rief der Eckensteher, und gab seinem Hund einen Tritt, ick habe dich schon oft jesagt, du sollst dir nich mit All und Jeden inlassen! Der Stutzer ging ruhig weiter.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Es zeigen sich allmählig Atlasmäntel, da sie sich eben so gut für den Herbst als für den Winter eignen. Sie sind meist perlengrau und in prächtigen Mustern reich mit Schnürchen in derselben Farbe verziert. Das Futter ist rosa und der Kragen ist sehr groß; er besteht aus runden Falten und hat oben einen einfachen viereckigen kleinen Kragen.

Die Hüte trägt man noch häufig von Krepp und sie sind unter dem Kinne meist sehr offen; die Bindebänder bringt man so weit als möglich hinten an. Unter dem Schirme ist eine Rüche angebracht, während sich oben entweder eine Bandrosette mit breiten Enden, hoch oben an der Seite, oder ein Halbkranz von Blumen befindet. Locken trägt man bei dem Anzuge zur Promenade.

Die Aermel sind eng und oft mit Schnürchen einfach an der Naht hinauf besetzt; das Leibchen ist ebenfalls knapp und glatt, geht hoch hinauf und hat häufig keine Schneppe; der Rock ist ohne Aufputz, aber oft mit Schnürchen gleich einer reichen Stickerei von dem Halse bis hinunter an den Saum bedeckt. Der Rock ist noch immer sehr lang und ein schmaler Spitzenkragen nebst Manschetten vervollständigen den Anzug.

Wenn auch die neuen Moden noch nicht zum Vorschein gekommen sind, so können wir doch versichern, daß die Hüte diesen Winter weiter an den Wangen hinuntergehen, daß der Nackenschirm klein und daß sie sehr reich mit Federn werden ausgeputzt werden. Schon spricht man als von etwas Neuem in dieser Art von äolischen trauerweidenartig hängenden weißen Straußenfedern, die mit einem Schnee von weißen oder zartfarbigen Marabouts bedeckt sind, so wie von schwarzen großen Federn mit grauen oder violetten Marabouts in verschiedenen Farben, als Aufputz auf Tülle- und Krepphüten und von andern.

Die Kleider werden noch längere schleppendere Röcke haben; auf der Straße aber kann man sie unmöglich noch länger tragen, als sie jetzt schon getragen werden. Mehrere Kleidermacherinnen wollen die engen Aermel beibehalten; andere dagegen werden so oft als möglich die halbweiten auf der Naht in Fältchen gezogenen, so wie die sogenannten Aermel à la Ludwig XIV. anwenden, welche, wie man an den Portraits aus jener Zeit sehen kann, nur bis in die Mitte des Vorderarmes reichten, unter denen sich aber andere längere Aermel von durchscheinenden Stoffen befanden, die reich in Puffen gezogen waren und in Manschetten endigten, was allerdings sehr graziös aussieht.

Das Leibchen der Morgenkleider wird, wie schon jetzt, rund sein, Abends dagegen wird man wie bisher Schneppenleibchen den Vorzug geben. Die Kleider mit runder Taille wird man oft garbenförmig und auch in glatte Falten legen; die Falten gehen sehr breit von der Achsel aus und verschwinden, sich verkleinernd, vorn und hinten unter dem Gürtel. Dieser Schnitt ist besonders vortheilhaft bei starken Stoffen; auch hat er den Vorzug, daß er den Umfang der Achseln erweitert, dagegen die Taille schmächtiger erscheinen läßt.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 3. (4. Jahrgang. IV. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 4. (Sonnabend, den 22. October.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 1/2 Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Die Fahrt in den Rabenauer Grund.

Kein Rococo-Bild, von J. P. Lyser.

(Beschluß.)

4.

Ein neuer Regenschauer trieb uns unvermuthet wieder zurück in die Mühle, was dem Kommerzienrath Veranlassung gab, zu wiederholen, daß die ganze Lustpartie nichts, als eine ganz dumme Geschichte sei.

Die Kommerzienräthin schien sehr angegriffen und erschöpft und sprach davon: die Nacht in der Mühle zu bleiben. Davon aber wollte ihr unbarmherziger Gatte nichts wissen. Er hatte einen Boten nach Hainsberg gesandt, um den Wagen nach Rabenau zu bestellen; der Bote kehrte jetzt zurück und brachte die Nachricht, daß der Wagen in Rabenau harre.

Es wurde Abschied genommen, d. h. der Kommerzienrath und meine Wenigkeit bezahlten die Zeche, die Kommerzienräthin flüsterte mit dem Squire, welcher bedeutend seufzte und stöhnte, und sie bis an den Wagen führte. Als der Kommerzienrath im Wagen saß, kam ihm seine gute Laune wieder. „Gott sei Dank!" rief er, „Gott sei Dank, daß diese Dummheit — die Lustpartie mein' ich! — überstanden ist!" Er lud sogar den Squire ein, mit bis nach Hainsberg zu fahren. Dearling nahm den Antrag mit Entzücken an, und wurde erst wieder melancholisch, als er in Hainsberg zum zweiten Male Abschied von uns nahm. — Unter strömendem Regen langten wir, als es schon ganz dunkel war, in Dresden an. Um den heutigen Abenteuern die Krone aufzusetzen, fand es sich, als die Kommerzienräthin ausstieg, daß sie ihren großen Strickbeutel, so wie Böttcher's „deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch" verloren hatte.

Zwei Tage später besuchte ich den Kommerzienrath wieder. Er war diesmal außerordentlich bei guter Laune, lachte über unsere überstandene Lustpartie und moquirte sich über seine Frau, welche noch immer unziemlich über ihren verlornen Strickbeutel jammerte.

In demselben Augenblicke trat einer jener gelben Portchaisenträger in's Zimmer, welche, außer mit ihrem eigentlichen Amte, sich auch mit Botengehen und Bestellung von Briefen, welche man der langsamen Stadtpost nicht gern anvertraut — einen Theil ihres Unterhalts gewinnen.

Der gelblackirte Bote schritt auf den Kommerzienrath zu, überreichte ihm den verlornen Strickbeutel, Böttcher's „Wörterbuch" und einen Brief, welcher mit großen lateinischen Buchstaben die Aufschrift führte:

An das Commerzrathen aus Berlin
N. N. Wenschuh
augen-Blicklich zu Dresden.
selbst in die Hand von Sie zu ϋpergeben
Sehr eulig franco.
mit noch was Sachen welchen er vergessen in diese Muhle.

Der Kommerzienrath lachte, bezahlte den Boten und öffnete den Brief. —

Staunen ergriff ihn, als er den Brief las! — Er wurde roth — dann wieder blaß, endlich warf er den Brief wüthend zu Boden, indem er wie unsinnig schrie: „Ne! det is mich zu doll! Alle Wetter uff diesen Esquire Beefsteak! und alle Deibel uff diese torgauisch-dresdnerische Jans! Und ick Esel habe mir so schendlich anführen lassen. Et is zu doll! Et is wahrhaftig zu toll!“

„Bester Freund, was haben Sie?“ fragte ich etwas bestürzt.

„Wat ick habe?“ wiederholte er grimmig lachend, „wat ick habe? — Eene Frau habe ick, sehen Sie, dat is Alles! aber ick versichere Ihnen als Kommerzienrath, et is jenug, um mit Dampfwajengelejenheit aus der Haut zu fahren! um sich den Kopp an die erste beste Ecke einzurennen. — Aber ne!“ rief er, plötzlich beruhigt, „den Kopp darf ich nich verlieren, det wäre zu viel — Ick will Ihnen vertrauen! Sie müssen mich rathen da — (er hob den Brief vom Boden auf, und reichte mir ihn dar). Da lesen Sie mal, und dann sagen Sie mich Ihre ehrliche Meinung.“ Er warf die Hände auf den Rücken, und schritt, halblaut brummend, durch's Zimmer. Ich öffnete den Brief, er war, wie die Adresse, mit lateinischen Buchstaben geschrieben und lautete wie folgt:

Theurer Engel!

Ich habe bekommen Deine Briff durü deinen Poten und sende Dir den Strick.sack unt that Buch mit English und Deütshen wie du hast begerrt von mir, in dem Sack sind auch die Poems, welche ich habe verfertiget auf Deine Schönheit und Love zu mich (tome). Es ist ein grossen Unglink, dass du nicht verstehest Eenglish voviel, dass du könntest vertehen meine Poems auf dich welch sehr schön sind ich verstehe sehr wohl das Dütsch, solches Du mir schräubest. Dass du beredet hast deinen Thierrann zu fahren mit dir in die Muhle, daraus erkenne ich deine grosse Love zu mir. Aber diese Kuhnheit lasset mich zittern für dich! denn es ist nicht erlaubt in England, wenn eine verheirathete Lady, welche noch nicht ist geschieden, ihren Sweet-Heart aufsuchet in Begleutung ihres Gatten und ich bitte dich: dass du nicht mehr unternimmst solches, denn dein gutter Name muss mir heilig sein, wie deine Tugend und es darf Niemand über dich reden Böses, denn wir sind beide ohne Schuld und ohne Liebe (mindesten die von mir) bestehet in eine reine poetische Inclination, welches alles du wissen must, denn ich habe es dir gesagt schon oftmals wiederholt. Wenn du wirst seyn befreit von deinem Tyrannen, werde ich wiedersehen dich! sonsten aber nicht, da ich es halte für Unrichtig zu hintergehen einen Mann, der ist dein Gatte.

Ich schreube dieses liegend krank zu Bette, denn ich habe mich verirret, als ich bin von Hainsberg gegangen und habe gelaufen die ganze Nahht in der Wuldniss umher bis ich gekommen bin fruh morgen in der Muhle mit einem sehr grossen Schnupfen. Ich beschliesse diesen Brief überlege dir alles, was ich habe dir gestellet vor, zu deinem eigenen besten! wir dürfen nicht mehr reden von der Lübe ehe, denn dass du nicht bist befreyet ganz — von deine Fesseln!!!

Ewig der Deinige

geschrieben in der Muhle diesen frühen Morgen eulig. — Dearling. Esquire.

Als ich mit dem Lesen des Briefes zu Ende war, trat der Kommerzienrath dicht vor mich hin, sah mich forschend an und fragte: „Nun, was sagen Sie?“

„Ich sage,“ versetzte ich, „ich sage mit Ihren eigenen Worten: Et is eene janz dumme Jeschichte. Dearling, wie Ihre Frau sind ungeheuer überspannt, mußten sich daher zusammen finden, aber dieser Brief bezeugt, daß Beide im Grunde ohne Schuld sind, und daß Dearling ein rechtlicher, ehrenwerther Junge ist.“

„Der Dearling jewiß! aber diese torgauische Dresdnerinnen! oh, ick kenne Dir, Spiegelbergerin! ick weeß, wie kokett sie ist, wie sie's treibt, um immer zu interessiren und anjebetet zu werden.“

„Cosi fan tutte! lieber Kommerzienrath.“

„Ick will Sie betuten.“ Sagen Sie mich mal, wenn Ihre Frau Ihnen auch so ein X für ein U machte, was würden Sie thun?“

„Ganz gewiß, was Vernunft und Ehre mir rathen würden.“

„So, und wat rathen die Eenem in solchen Fällen?“

„Lieber Kommerzienrath! Sie haben mich nur gefragt, was ich im gleichen Falle thun würde. Meine Verhältnisse und auch meine ganze Individualität sind aber so sehr von dem verschieden, was bei Ihnen in Betracht kommen muß.“

„Jenug! ick sehe schon, et muß sich ein Kommerzienrath ein Mal selber rathen! Jewiß, ein merkwürdiger Fall!“

Er ging einige Mal durch's Zimmer, dann setzte er sich an den Schreibtisch, schrieb hastig ein Billet, siegelte es, klingelte und gab, was er geschrieben, dem aufwartenden Kellner. Eben als der Kellner das Zimmer verließ, trat die Kommerzienräthin ein; der Kommerzienrath ging ihr freundlich entgegen, indem er sprach:

„Ah, gut, daß Du kommst! Dein Pompadour hat sich wieder gefunden, Dearling hat ihn gesandt — da ist auch ein Brief für Dich. Besieh' die Aufschrift und Du wirst mich entschuldigen, daß ich ihn gelesen habe."

Die Kommerzienräthin erbleichte, wurde dann feuerroth, nahm zitternd den Brief und schien außer Stande, irgend eine Wahl zu treffen, was nun zu beginnen sei.

„Du brauchst nicht in Ohnmacht zu fallen!" sprach der Kommerzienrath sehr ruhig, „ich habe an Sir Dearling geschrieben, und wenn eine Heirath unter Euch zu Stande kommt, so will ich Dir entsagen, denn ich bin von Natur sehr großmüthig, und verzeihe Dir vollkommen. Ich habe keine andere Bedingung, als daß Ihr alle drei Jahre, am dritten Juli, die Mühle in dem Rabenauer Grunde besucht, und daß Dearling dort ein großes Glas Buttermilch auf meine Gesundheit austrinkt. Dieses muß er mir schwören."

Länger hielt sich die kleine Kommerzienräthin nicht. Sie stürzte dem großmüthigen Manne zu Füßen, nannte ihn ihren Wohlthäter, ihren Schutzengel, ihren treuesten Freund, den sie am meisten auf Erden vertraue, kurz, sie sagte ihm, was unter ähnlichen Umständen jede junge, hübsche Frau ihrem Gatten sagen würde, vorausgesetzt, daß sie, wie die Kommerzienräthin, selbst ohne ein blaues Auge davon käme.

Noch am selben Abend kam Sir Dearling nach Dresden, blaß, blöde, mit einer wahren Armensünderphysiognomie. Aber die Kommerzienräthin ermuthigte ihn, und nicht minder beredt, als die kleine Frau, wußte er endlich sein Glück und die ungeheure Großmuth des Kommerzienraths zu preisen.

5.

Am 3. Julius 1842 besuchte ich in Gesellschaft eines Weltschmerzlers, eines bankerotten Buchhändlers, zweier Mäkler und eines wüthenden Rezensenten abermals den Rabenauer Grund.

Es ist Thatsache, daß ich seit einer Reihe von Jahren mich im Aeußern wenig oder gar nicht verändert habe. Ich war nie hübsch, geschweige denn schön — aber ich bin auch nicht häßlicher geworden, als ich schon vor zehn und mehr Jahren war, und das ist mehr, als die größte Schönheit nach zehn Jahren von sich rühmen kann.

Daher kommt es denn, daß mich Menschen noch nach langer Zeit sofort auf den ersten Blick wieder erkennen, während ich oft mit aller Mühe Jene nicht wieder erkenne, die mich vor wenigen Jahren ihren Herzensfreund genannt hatten. Das ist weder Schuld meines Herzens, noch meines Gedächtnisses, sondern der alles zerstörenden Zeit, und ich bin nicht der Zahnarzt, „welcher der alles zerstörenden Zeit den Zahn ausreißt, oder sich in's Meer der Vergessenheit stürzt."

Als ich in den Salon trat — ich hatte mich von meiner interessanten Reise-Gesellschaft fortgeschlichen — fühlte ich mich plötzlich von zwei Armen umschlungen, die zwei paar Arme gehörten zur Hälfte einem ungeheuer dicken Mann und zur Hälfte einer kleineren noch dickeren Dame an. Beide Personen begrüßten mich als einen lieben, alten Freund. Aber vergeblich mühte ich mich ab, mich zu entsinnen, wo ich Beide schon gesehen hätte, bis plötzlich die Dame ihren Gatten fragte: „Aber Jonathan! willst Du nicht vor Tische Dein Glas Buttermilch trinken?" und der Gatte murmelte: „God dam! ich hätte nicht schwören sollen!" Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, das dicke Paar war Esquire Dearling und Frau!

Ja, sie waren es! sehr dick! und — wie sie einstimmig versicherten, höchst glücklich. — Später aber vertraute mir Jedes, wie es seinem geliebten Gegentheil gegenüber sich unausstehlich langweile! —

„Ich habe verloren alle meine Vivacetät!" versicherte Esquire Dearling, „ich hätte sollen bleiben unvermählt!" und seine Gemahlin klagte: „Die Poesie meines Lebens ist verwelkt, o, in jenem Lande der Nebel und der Beefsteaks hängt zu viel des Irdischen sich an die Fittige des Geistes."

Am heitersten von allen lebt der Kommerzienrath, seiner wiedergewonnenen Freiheit sich freuend, und seiner — Buttermilch-Rache.

Auf hoher See

von Karl Raymund Frühauf*).

Lieber Freund! Ich werde Dir in diesem Briefe ein Erlebniß auf hoher See schildern, das einen ungeheuern, unvergeßlichen Eindruck auf mein Gemüth gemacht hat.

Schon früh sehnte ich mich, das majestätische Meer zu sehen. Endlich sah ich's! Das Schiff hatte, Kapitän und Matrosen mit eingerechnet, mehr als 60 Personen an Bord genommen, und schon längst war das Gestade mit den weißen wehenden Abschiedstüchern unsichtbar geworden. Ein majestätisches Gefühl erwacht in uns, wenn wir, auf dem Schiffe stehend, beide Augen ringsum in's

*) Aus der Wiener Theaterzeitung.

Endlose jagen lassen, und nichts erblicken, als Wasser und Himmel, unter uns in die Unermeßlichkeit ausgegossenes Wasser, über uns in die Unermeßlichkeit ausgegossener Himmel! Welch' eine Tiefe unter uns! Sänke der Stephansdom mit seinem wolkenberührenden Thurme in diese Wasserfülle, nicht einmal sein Adler würde aus dem fürchterlich tiefen Fluthenschooße hervorragen, und das Schiff würde ungeheuer hoch über dem untergegangenen Riesenbaue schweben. Tief unter uns hat der Delphin seine kühle Behausung, der Wallfisch, der Kraken, und an den fantastischen Krallengebilden kriecht die Seespinne empor. Wenn wir uns auf dieser großartigen Wasserwüste befinden, sind wir geneigt, das Mährchen von den Sirenen zu glauben; es ist uns, als müßten die reizenden Wassermädchen auftauchen, mit den wasserschweren, korallen- und perlendurchflochtenen Haaren, mit den sehnsüchtigen Götteraugen, die bleichen Houris des blauen, tiefen Meerparadieses, und ihren Liebesgesang beginnen, der den Wahnsinn bringt und den Tod.

Auf dem Verdecke trippelte ein sehr schöner und zahmer Papagei umher, der dem Lieutenant gehörte, und öfters rief: „Wie lustig ist doch das Leben auf der See!"

In unserer Gesellschaft befand sich eine junge Mutter, deren Kind, ein noch sehr zartes Wesen, erkrankte, und nach Verlauf von einigen Tagen starb. Diese leibliche, entseelte Menschenblume mußte im Meere begraben werden. Der kleine Leichnam wurde also, an den Füßen ein Stein, auf das Todesbret gelegt, das der Matrose quer über den Rand des Schiffes hielt. Ein blüthenweißes Gewand verhüllte den zarten Körper, die Hände waren zum Gebete gefaltet, auf der Brust lag ein kleines, goldenes Kreuz, dessen rothe Seidenschnur um den Hals sich wand; in's feine, aufgelöste Goldhaar waren künstliche Rosen geflochten. Die Augen waren rührend friedlich geschlossen, um den kleinen Mund war das letzte, lieblichste Lächeln zur Mutter eingeschlafen; die Wangen waren noch leise geröthet, und das Kinngrübchen machte die Miene noch sanfter und kindlich freundlicher. Es schien, als sollte Gottes jüngster, liebster Engel in's blaue Meer hinuntergesenkt werden. Als die trostlose Mutter zum letzten Male und mit einem verzweiflungsvollen Blicke zum Himmel ihr Kind geküßt hatte, läutete der Kapitän mit einem Glöckchen, der Matrose schnellte das Bret um, und der weiße, rosenbekränzte Leichnam sank in's blaue Wellengrab hinunter. Die Frauen weinten. Lange herrschte ein bleischwerer Friede auf dem Schiffe.

Endlich trat ein Matrose, um der schwermüthigen Stille ein Ende zu machen, zu einem jungen Polen, mit der Bitte, daß er die Violine nehmen und spielen möchte. Wir hatten nämlich einen Schüler des berühmten Lipinsky unter uns. Der Virtuose war aber jetzt nicht geneigt, die Bitte des Matrosen zu erfüllen.

Ich hatte während meiner Seefahrt einen Freund gewonnen. Dieser war ein Türke und von vornehmer Abkunft. Er hatte vor vielen Jahren sein Vaterland, wo er den Frieden seiner Seele verlor, verlassen, und machte Reisen durch die Welt. Seine Miene hatte sehr viel Ausdruck, und mochte einst schön gewesen sein, aber der Geist der Unzufriedenheit hatte ihr ein befremdend finsteres Gepräge verliehen. Sein Benehmen fesselte mich, und er wurde mir täglich theurer.

Als die Nacht niedersank ging der Mond auf und beleuchtete in seiner ganzen Schönheit das Meer. Er stand über dem Meer wie ein von allen Erdenleiden freies Götterantlitz. Der junge Pole befand sich auf dem Verdeck und spielte eine Komposition des Meisters. Durch die Klänge voll Melancholie wurde der Delphin in die Nähe des Schiffes gelockt. Dem Morgenländer aber ging das Herz auf. Er zog aus der Brust eine goldene muschelartige Kapsel hervor, die mit herrlichen Juwelen besetzt und mit einer türkischen Aufschrift versehen war, und ich bemerkte im Mondlichte die Thräne, die aus seinen düsteren Augen darauf niederfiel. Da ich die türkische Sprache nicht verstand, fragte ich ihn um den Sinn der Aufschrift. Er übersetzte sie mir. Sie lautete: „Gott hat viele herrliche Juwelen im Schooße der Berge niedergelegt. Doch die Wunderjuwelen der ganzen Schöpfung sind zwei schöne Frauenaugen."

Der Türke hatte sich sehr früh verheirathet. Nicht die Liebe war's, sondern die Macht eigenthümlicher Verhältnisse, die ihn zur voreiligen Verbindung mit einer ungeliebten, häßlichen, aber aus einem sehr vornehmen Blute entsprossenen Frau drängte, der die Sanftmuth und noch andere häusliche Tugenden fehlten. Eines Tages trat ihr Mann in seine Gemächer, ließ sich von einem seiner Sklaven den goldenen Becher mit dem köstlichsten Weine füllen, stürzte ihn hinunter und rief, als er sich allein sah: „Gott hat viele herrliche Juwelen im Schooße seiner Berge niedergelegt. Doch die Wunderjuwelen der ganzen Schöpfung sind zwei schöne Frauenaugen!"

Die Gattin, die an der Thür gehorcht hatte, wurde plötzlich von den Klauen der Eifersucht gepackt. In männlicher Kleidung gehüllt, verfolgte sie die Schritte ihres Mannes so lange, bis sie die Entdeckung machte, daß in dem Hause, das er öfters besuchte, eine türkische Sklavin wohne, welche die schönsten, die Männer fast bis zum Wahnsinn bringenden Augen im ganzen Mor-

genlande besitze! Erbittert hinterbrachte sie die Kunde ihrer Mutter, und diese beklagte sich bei ihrem Sohne, dem Pascha.

Als nun der Geburtstag des Türken heranrückte, wurden ihm von den Verwandten zwei arabische Pferde, kostbare Pistolen und andere prächtige Geschenke gebracht. Die Schwiegermutter hatte ihn mit einer goldenen, muschelartigen, mit Juwelen und einer Aufschrift versehenen Kapsel bedacht. Er las die Aufschrift: „Gott hat viele herrliche Juwelen im Schooße seiner Berge niedergelegt. Doch die Wunderjuwelen der ganzen Schöpfung sind zwei schöne Frauenaugen!" Mit Entsetzen erblickte er den Inhalt des Rachegeschenkes, die zwei Augen seiner geliebten Sklavin! Diese war in einen Sack gesteckt und in's Meer versenkt worden.

Mit einem durchschneidenden Schmerze trat er vor seine Gattin und rief, indem er ihr die goldene Muschel vorhielt: „Sieh' hier Dein Werk, Schlange! Wisse, daß ich von Dir scheide, auf ewig, und mit einem grenzenlosen Hasse! Das Wort einer sanftmüthigen Gattin hätte mich vielleicht auf den Weg der Pflicht zurückgerufen, und ich hätte mich bemüht, die zwei schönsten Augen des Orients zu vergessen. Aber Dein Angesicht ist häßlich, und noch hundert Mal häßlicher, häßlich wie die Pest ist Deine Seele, o Du bis in den Tod gehaßtes Weib!

Unsere Seefahrt war so lang eine glückliche zu nennen, bis das Schiff auf eine Eisbank stieß. Die Nacht bedeckte das Meer, und wir befanden uns in unsern Schlafstellen, als der Ruf der Matrosen: Das Schiff sinkt! uns aus der Ruhe auflärmte. Wir hatten nicht Zeit, uns in die nöthigsten Kleider zu hüllen und eilten auf's Verdeck, wo wir die Schiffsmannschaft bemüht fanden, eine Schaluppe sammt einer Barke in's Wasser hinabzulassen. Sogleich sprangen einige Passagiere in die Schaluppe. Eine junge Dame folgte. Der Schiffslieutenant kam zu ihr, mit dem Befehle, daß sie in's Schiff zurückkehren sollte. Sie erwiederte muthig: Warum wollen Sie mir nicht vergönnen, daß ich mein Leben rette? Ich habe Ihnen ja nie in meinem Leben etwas gethan! Der Schiffslieutenant verließ sie, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Die Schaluppe hatte etwa 30 Menschen an Bord. Vier Personen einer schottischen Familie stiegen noch ein, aber eine der Schwestern war auf dem sinkenden Schiffe zurückgeblieben; der Lieutenant kehrte dahin zurück, nahm das junge Mädchen auf die Schulter und ließ sich am Seile, das die Schaluppe an's Schiff band, herunter. Jetzt wurden die Taue der beiden Barken gekappt.

Mehr und mehr füllte sich das Schiff in der Sternennacht mit Wasser. Ich sah die Gruppe der Menschen, die auf dem Verdeck zurückbleiben mußten, um den heranschleichenden Tod zu erwarten. Einer schlug die Hände über dem Haupte zusammen, und blickte zum Himmel empor, als wollte er mit seinen verzweiflungsvollen Augen, wie mit Pfeilen, die Unermeßlichkeit über ihm durchbohren und im grenzenlosen Sonnengarten die Allmacht suchen. Ein Zweiter hatte sich auf die Knie geworfen und betete laut in seiner Angst. Ein Dritter ließ die gerungenen Hände nachlässig sinken und starrte in kalter Verzweiflung auf die Wogen, die ihn bald aufsuchen sollten. Ein Vierter, der nicht den Muth hatte, dem sicheren Tode nüchtern in's Angesicht zu blicken, nahm eine Flasche Wein und stürzte sie hinunter, und lachte zu den Sternen empor, und ging berauscht in die heilige Ewigkeit. Ein Fünfter rief: O meine Mutter, meine Brüder und meine Schwestern, lebt wohl! O ersehntes Grab auf dem Lande! Mich aber wird der gefräßige Hai verzehren und er wird mein lebendiger, meerdurchschwimmender Sarg sein! Einen aber sah ich, der stand ruhig, fest und düster, wie ein ächter Mann; als er bemerkte, daß das schwere Schiff vom Wasser, wie vom Arme des Meergottes, immer tiefer hinabgezogen werde, und der entscheidende Augenblick sehr nahe komme, schlug er seinen Mantel um sich, sah noch einmal den schönen Sternenhimmel an, legte sich mit dem Angesichte auf dem Boden und ruhte unbeweglich.

Jetzt hatte das Schiff genug Wasser getrunken. Der entscheidende Augenblick war da. Ein bedeutender Ruck des Schiffes gegen die Tiefe — ein Aufschrei der Menschen — noch eine Welle aufgenommen — plötzlich versank das wasservolle, lastende Schiff — unter den Fluthen erstarb der Todesschrei der Unglücklichen — noch schwebte die höchste Wimpel über den Wogen — endlich tauchte sie unter — im Sternenschimmer glänzte die letzte Wasserprobe und die Wellenringe verschwanden.

Als es Tag wurde, verlas der Kapitän die Namen der Mannschaft und der Passagiere, die sich auf der Schaluppe befanden, dann trennte sich seine Barke von unserm Fahrzeuge. Den Tag über half Jedermann rudern. Wir hatten einen grauen Himmel über uns, aus dem es jetzt zu regnen begann. Viele zarte Frauen waren nur in ihren Nachtkleidern, wurden vom Regen durchnäßt und zitterten aus Kälte. Da beraubten sich der Lieutenant und die Matrosen einiger Kleidungsstücke, um sie zu bedecken.

Als es Abend wurde, besah der Lieutenant unsern Proviant, schien aber damit sehr unzufrieden zu sein.

Wir hatten nur drei Stück Zwieback, sehr wenig Fleisch und einen kleinen Vorrath Wasser. Wir hatten einen Kompaß und eine Karte, und die Entfernung vom Lande betrug 250 englische Meilen. Das Meer lag ruhig, düster und schwer unter dem traurigen Regenhimmel.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— In der Grafschaft Entlibuch, welche zum Kanton Luzern gehört, lebt ein Engländer, der sich vom Geräusch der Welt zurückgezogen hat, und gegenwärtig nur noch der Natur und ihren Freuden seine Huldigung darbringt. Derselbe hat zugleich beschlossen, seine drei Kinder, ohne Verkünstelung, ganz im Stande der Natur zu erziehen, und ein lebendiges Beispiel aufzustellen, daß die Verzärtelung, Verfeinerung und Verweichlichung der Körper- und Geistesentwickelung gleich nachtheilig ist. Seine Kinder erhielten, dem vorgesteckten Plane gemäß, seit ihrer Geburt keine gekochten Speisen. Sie müssen die Nahrung, sowohl Fleisch wie vegetabilische Stoffe, im rohen Zustande zu sich nehmen, weil sie durch das Sonnenfeuer ohnehin auf dem Heerde der Natur zu einer genießbaren Speise ausgekocht würden. Zum Getränk dient ihnen Flußwasser, kein Brunnenwasser, weil alle Brunnen künstliche, durch Menschenhand gebaute Wasserbehältnisse sind. Die Milch darf nicht kalt getrunken werden, sondern muß warm sein, wie selbe vom Thiere gemolken wird, weil die Natur von einer kalten, gestandenen oder gar saueren Milch nichts weiß. Wenn es regnet, müssen die Kinder im Baumgarten im Grase ohne Kleidung sich herumtummeln; dies gilt als Bad, weil die Thiere auch keine andere als Regenbäder nehmen. Sie schlafen im Sommer unter einem luftigen Baumzelte auf dem Grase, weil die Natur keine Betten und Häuser, wohl aber Baumschieme und Grasmatratzen geschaffen hat, und im Winter in einer Felsenhöhlung, wie die Bären oder Murmelthiere. Baumklettern, Laufen, Springen, Schwimmen sind ihre gymnastischen Uebungen. Der geistige Unterricht wird in der freien Natur betrieben. Wie ist nun das Aussehen dieser Kinder bei solcher ungekünstelten Lebensweise? Sie erscheinen wie Ideale menschlicher Kraft, Schönheit und Gesundheit.

— In einer alten plattdeutschen Bibel ist die bei Trauungen übliche hebräische Formel: „Und er soll dein Herr sein," übersetzt: „Un he schall Deck pinigen und Deck schlan," (und er soll dich peinigen und schlagen). Eine Uebertragung, die den Frauen nicht sehr gefallen dürfte.

Schmeerbauchs Seufzer.

Der Körper ist doch stets ein Joch,
Muß bald sich recken, bald sich biegen,
Ach, bei dem Essen sitz' ich noch,
Könnt' ich nur bei der Arbeit liegen.

— Major Skinner gedenkt in seinen „Streifereien in Ostindien" der Grabschrift einer Prinzessin, Namens Gorah Bezum, welche blos so lautet: „Ach! Ach! Gorah Bezum!" Das ist doch sehr einfach für den blumenreichen Orient. Da verstehen es die Deutschen besser; namentlich auch die Kasselaner. Auf dem Friedhofe zu Kassel findet sich z. B. folgende Grabschrift:

Anna Katharina Schweinebraten heiß ich,
Zu meiner Mutter reis' ich,
Ich sage Vater, Bruder, Gothel und Geliebten gute Nacht,
Und will sehen, was meine Mutter und der Herr Jesus macht.

— Ein Engländer verstand unter der goldenen Bulle Kaiser Karl IV. einen goldenen Ochsen, und unternahm sogar eine Reise nach Frankfurt, um ihn in Augenschein zu nehmen.

(Ein bürgerliches Trauerspiel.) Aus dem pommerschen Städtchen T. wird folgender tragischer Vorfall von den Journalen erzählt. Ein dortiger, in allgemeiner Achtung stehender Beamter, der Gatte einer jungen reizenden Frau, mit welcher er in glücklichster Ehe lebte, hatte in seinem Hause einem Offizier der Garnison ein Zimmer vermiethet. Nach wenig Monaten war es dem gewandten Offizier gelungen, die Frau des Beamten zu verführen. Der betrogene Mann erfuhr Alles, besaß aber die Schwachheit, der Frau, welche er über Alles liebte, zu verzeihen. Doch die Schuldige wollte von ihrem Verführer nicht lassen, und der Mann erhielt kurz darauf durch aufgefangene Briefe neue Beweise von wiederholter Untreue seines schändlichen Weibes. Als ihm diese Nachricht wurde, ertrug er scheinbar gelassen diesen neuen Schlag des Schicksals; er ging auf sein Zimmer und schloß sich daselbst ein. Bis gegen Mitternacht arbeitete er in seinen Berufsgeschäften, ordnete dann seine Privatpiere, ergriff einen Dolch und seine Jagdbüchse und ging auf das Zimmer seiner Frau. Er schloß die Thüre ab und trat zum Bette seiner Frau, und als diese, durch das Geräusch geweckt, sich aufrichtete, stieß er ihr den Dolch in die Brust. Wenige Augenblicke und sie hatte aufgehört zu leben. Als sie den letzten Athemzug ausgehaucht, ergriff der Unglückliche sein Gewehr und zerschmetterte sich den Hirnschädel. Die Nachbarn eilten herbei, fanden aber nur noch zwei Leichen. — Der Verführer wird wahrscheinlich wohl versetzt werden, und nun anderwärts enormes Glück bei den Damen machen. — Solche Ehemänner sind freilich sehr selten; der betrogene Gatte hätte indeß den Buhlen mitnehmen sollen, nur des Beispiels wegen; eine solche Gefahr würde so manchen netten Lieutenant von dergleichen Eroberungen zurückhalten. Immer hübsch auf die Furcht der Menschen gewirkt, das ist das Sicherste. Das wissen die Gewalthaber sehr gut. (Freikugeln.)

(Göthe's Haus in Weimar) soll nun nach den neuesten Nachrichten von einigen der größern deutschen Fürsten für 325,000 Thlr. den Erben abgekauft und als Nationaleigenthum und Denkmal dem deutschen Volke geschenkt werden. Göthe's Enkel, heißt es, haben um des schönen Zweckes willen den Kaufpreis so billig als möglich gestellt.

— Bei einem Duell auf Pistolen, welches neuerlich in der Nähe von Peruggia stattfand, und bei welchem die Gegner auf ein gegebenes Zeichen zugleich abfeuerten, blieben beide unverwundet, indem die Kugeln so genau zusammentrafen, daß sie abgeplattet in der Nähe des Kampfplatzes niederfielen. So steht's wenigstens schwarz auf weiß.

— Dem Spruche des Horaz, nach welchem man sich nicht zu scheuen braucht, wenn man ein artiges Mädchen von niedrem Stande liebt, könnte man zum Besten unserer jetzigen Modewelt Folgendes an die Seite setzen: Es ist besser, man liebt eine Putzmacherin als eine Putzträgerin.

— Kürzlich rannten an dem Strande von Tramore eine kurzsichtige Dame und ein kurzsichtiger Mann aneinander, baten sich um Verzeihung, machten Bekanntschaft und heiratheten sich. — Kurzsichtigkeit ist übrigens der Grund der meisten Heirathen.

(Hamburg.) Die „Posaune" enthält in ihren letzten Nummern einen längern Artikel aus Hamburg, der so manche von den schreiendsten dortigen Uebelständen aufdeckt. Schließlich erzählt der Correspondent, daß „eine gleichsam epidemische Heirathsscheu in Hamburg einzureißen droht. Die Männer schwärmen nicht mehr für die zarten romantischen Ideen, unsere Jünglinge sind nicht sentimental; und doch schwärmen sie allerdings, aber nur nach Sonnenuntergang, am nächsten Morgen sind sie statt sentimental, ganz katzenjämmerlich rational, und bei dem Gedanken an die Ehe berechnen sie vorher, was dieses Institut ihnen kosten könne, wieviel sie an Freiheit täglich verlieren würden. Auf der andern Seite berechnen sie, was das Surrogat der Ehe, ohne das Risiko der Descendenz, kosten könne, und nach diesem Calcul unterbleibt die Ehe sehr oft *), so oft, daß nach einer von dem Mäßigkeitsvereine aufgestellten Berechnung jährlich im Durchschnitt 6 bis 700 Seelen mehr in die ewige Seligkeit wandern, als auf naturgemäßem Wege hervorgehen, und unser Hamburg würde deshalb menschlich ganz in sich selber zusammentrocknen, wenn sich nicht das Ausland über uns erbarmte und die uns fehlende Produktivität ersetzte; wir sind daher auch in dieser Beziehung dem auswärtigen Wohlthätigkeitssinne vielen Dank schuldig, denn es ist gewiß, wo Drei versammelt stehen, sind zwei Ausländer darunter, und eine größere Musterkarte von deutschen Idiomen kann man unmöglich finden, als in Hamburg." —

(Akademische Freiheit.) In Breslau darf jetzt Abends nach zehn Uhr kein Student mehr Durst haben, d. h. er darf schon Durst haben, er darf aber kein Bier mehr trinken, d. h. er darf wohl welches trinken, es darf nur kein Wirth ihm welches einschenken. Dafür steht aber auch die Breslauer Universität unter spezieller polizeilicher Aufsicht.

— In Lyon kam vor Kurzem ein Diebstahl vor, der bis jetzt einzig in seiner Art dastehen dürfte. Ein Herr in Lyon, der ziemlich wohlhabend war und besonders schöne Möbeln rc. rc. besaß, lernte eine junge noch recht hübsche Witwe kennen und bot ihr seine Hand. Der Antrag wurde angenommen und die Heirath nach Vorlegung aller erforderlichen Dokumente feierlich geschlossen. Die junge Frau bezog die schöne Wohnung ihres glücklichen Gatten, der sechs Wochen später auf zwei Tage verreisen mußte. Auf den Flügeln der Liebe kehrte er zurück, aber wie groß war sein Erstaunen, als er seine Frau in der Wohnung nicht fand und sah, daß alle Möbels fortgeschafft, alle Schränke ausgeräumt waren. Ohne Zweifel war er bestohlen worden, hatten die Diebe ihm aber auch die Frau entführt? Er machte sofort Anzeige bei der Polizei und erfuhr bald, daß seine Frau selbst habe ausräumen lassen. Die Frau wurde verfolgt und man ermittelte die Straße, auf welcher sie entflohen war. Endlich fand man sie in Betfort, wohin sie zu ihrem wahren Mann zurückgekehrt war, dessen Todtenschein sie in Lyon vorgelegt hatte. Man bemächtigte sich des liebenswürdigen Paares und es ergab sich, daß die Frau schon mehrmals die junge Witwe gespielt und sich verheirathet hatte, um dann ihren neuen zu bestehlen.

*) Fast dasselbe kann man auch von Berlin sagen, wo sich die Verheirathungen verhältnißmäßig sehr verringern, die Konkubinatsverhältnisse hingegen auffallend vermehren. Daran haben aber nur die zwar sehr schönen, reizenden, gebildeten und höchst liebenswürdigen, aber auch ebenso gefall-, putz- und vergnügungssüchtigen, unwirthschaftlichen, immer über ihren Stand hinauswollenden Berlinerinnen Schuld. Wer nicht in Berlin schon ein ziemlich hohes Einkommen hat, kann gar nicht daran denken, eine Frau zu nehmen.

(Der Puder.) Im Jahre 1795 gab es in Großbritannien ungefähr 50,000 Perruquiers. Angenommen, daß jeder derselben täglich ein Pfund Mehl verbrauchte, so verschwendeten sie des Jahres etwa 18,250,000 Pfund Mehl, aus welchem man 5,314,280 Laib Brod hätte backen können, die, das Laib zu 9 Pence gerechnet, einen Werth von 1,146,421 Pfund St. gehabt haben würden. In dieser Berechnung ist das Mehl nicht begriffen, welches die Soldaten zum Puder brauchten, noch das, welches diejenigen verwendeten, die ihr Haar selbst puderten.

(Missionär-Wirksamkeit.) Vor einiger Zeit kam ein englischer Missionär an der Moskito-Küste an, um die Einwohner zu bekehren und ihnen eine Vorstellung von dem künftigen Leben beizubringen; es wurde bald ein Haus für ihn in Stand gesetzt und er begann seine Predigten. Einige Sonntage gab er jedem Häuptlinge ein Glas Grog, um sie zu vermögen, seine Predigten anzuhören. Eines Sonntags endlich fand sich eine große Anzahl Eingeborner ein, um den weißen Fremden reden zu hören, und der würdige Mann sprach eben in der größten Begeisterung, als einer der Häuptlinge sich erhob, ruhig den Prediger mit den Worten unterbrach: „Lauter Gerede — kein Grog — nicht gut!" und gravitätisch hinausschritt. Ihm folgten alle Eingebornen und der Missionär mußte seine Predigt vor den anwesenden zwei Engländern beendigen.

— Alte Frauen und Weine gleichen sich darin, daß man von beiden nicht die Tauftage erfährt.

— Zwischen Menschen und Blumen kann man viele Vergleiche finden. Böse Schuldner sind: Jelängerjelieber; die Gläubiger: Vergißmeinnicht; reiche Mädchen sind mit ihren schönen Tausenden den Männern: Tausendschön; die Geschäftigthuenden sind: Zeitlose; und das Futter der vierbeinigen Esel: Disteln und Kletten, sind sehr viele zweibeinige Esel.

— Die spitzbübischen Bedienten der alten Theaterstücke sind in neuerer Zeit, durch Concurrenz ihrer Herren, ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei ist für Viele so wenig schändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut Alles selbst und öffentlich.

— Wenn die Morgenstunde Gold im Munde hat, so mag es wohl dasjenige sein, welches die Abendstunde den Leuten aus der Tasche nimmt.

— Der Mond in seiner Fülle ließ sich von einem Schneider das Maaß zu einem Mantel nehmen. Nach acht Tagen kam der Schneider, und — der Mantel war viel zu weit, und mußte umgeändert werden. Da nach neuen acht Tagen der Mond verreiset und nicht zu finden war, so wartete der Schneider noch vierzehn Tage, suchte dann seinen Kundherrn auf, fand ihn, und siehe da! der Mantel war jetzt zu enge. Nun mußten einige Millionen Ellen Tuch nachgekauft werden, um den Mantel zu erweitern. Nach frischen acht Tagen war der Schneider damit fertig und kam, — allein dies Mal war das Kleidungsstück wieder zu weit. Jetzt gerieth der Mond in Zorn. „Wie," rief er, „Ihr könnt nicht einmal einen Mantel machen, daß er mir anpasse?" — „Verzeihen Sie, gnädigster Herr," entgegnete der Schneider, „wer an dem einen Tage nicht ist, wie an dem andern, dem kann man nichts recht machen." Merket dieses, Ihr Großen! und Ihr werdet weniger Ursache haben, mit Euren Untergebenen unzufrieden zu sein.

— Die Liebe ist nur eine Episode in dem Leben der Männer, bei Frauen aber macht sie die ganze Lebensgeschichte aus.

— Ein witziger Mann erzählte: Ich kündigte einst einem Mädchen an, sie werde einen Bräutigam bekommen, und sie erröthete. Erröthen Sie nicht, mein Kind, — sagte ich — wenn Sie nicht geneigt sind, zu heirathen, so sollen Sie keinen Bräutigam bekommen. — Nun erblaßte sie. Ich sehe, — sagte ich wieder — Sie sind nicht entschlossen, ich will Ihnen einige Jahre Bedenkzeit lassen. Darauf ergraute sie.

Pariser Modenbericht.

Die Damen von 30—45 Jahren, deren es sehr viele gibt, ob es gleich sehr wenige gestehen, müssen jede Uebertreibung vermeiden und doch verfallen sie bisweilen in dieselbe. Es gab eine Zeit, in welcher die Mode gewissermaßen Luxusgesetze gemacht hatte und jedem Alter die Stoffe und Farben vorschrieb, welche es tragen sollte. Diese Gesetze sind, wie so viele andere, außer Gebrauch gekommen und herrscht hier vollkommene Freiheit. Gegenwärtig gehört das zarte Blau, das frischeste Rosa ebensowohl der Dame von 50 und 60 Jahren an, wie es dem jungen Mädchen, das eben in die Welt eintritt, der Braut und der jungen Frau angehört.

Auch die Blumen sieht man in unsern Tagen auf allen Köpfen; ich sah Moosrosenknospen in grauem Haare und Scabiosen, die Blume der Witwen, in dem blonden Haar eines jungen Mädchens, das zum ersten Male einen Ball besuchte. Es herrscht Anarchie unter den Blumen.

Die Capoten und Hüte werden nicht mehr so keck rückwärts gesetzt, wie vor zwei Jahren, sie schirmen die Stirn, ohne sie zu bedecken. Die Ueberröcke mit festhaltigem Leibchen, die halbweiten Aermel, die Crispine von schwarzen Spitzen und für die kalte Herbstzeit die Crispine von schwarzgestickten schwarzem Casimir empfehlen wir obigen Damen. Die kleinschirmigen Hüte von grünem Sammet mit weißen Federn über und unter dem Schirme; dann die kleinen Häubchen mit und ohne Backen, jene allerliebsten Dinge, die sich gar nicht beschreiben lassen, eine Verbindung von Gaze, Blumen, Spitzen und Band; alles dies gehört der Dame von 30 Jahren. Die langen englischen Locken stehen den Damen, für die wir heute schreiben, besser als die glatten Streifen; aber diese Locken dürfen nicht zu lang sein, nicht zu weit herunter gehen, weil sie sonst etwas Kindisches erhalten.

Viele Kleider haben ein knappes, halbgesteiftes Leibchen, schiefgeschnittene Aermel und einen langen sehr weiten Rock, der fast eine Schleppe bildet.

Wir werden Mäntelchen sehen, Halbmäntelchen von Spitzen und Mantillen-Langshawls von verschiedenem Schnitte. Die Mäntel werden weiter und länger sein, als im vorigen Jahre. Jedenfalls putzt man sie mit Schnürchen und dergleichen reich aus, da dieser Ausputz an der Tagsordnung ist. Unterdeß macht man noch Crispinen mit siamesischen Aermeln; es ist selbst die Rede davon, innen in diesen Crispinen einen oben unsichtbaren Zug anzubringen, so daß man sich warm halten kann, wenn man sie dicht anzieht. Es ist die Rede davon, den obern Theil der Aermel eng zu lassen.

Die Schirme der Hüte sind der Form nach sehr verschieden; die große Mehrheit der Hüte und Capoten aber hat einen mit dem Kopfe ganz gleichlaufenden Schirm.

Die Tuchüberröcke scheinen bevorstehenden Winter allgemein werden zu wollen.

Die Kämme werden von Neuem fast zu allen Kopfputzen der Damen verwendet werden und im bevorstehenden Winter sicherlich eine große Rolle spielen. Diese Kämme sind meist reicher verziert und kostbarer als man sie bisher getragen hat, indem der obere Theil mit guten Steinen besetzt ist.

Herrenmode. Man sieht bereits überall Palletots, Ueberziehröcke und Röcke mit ziemlich langen Schößen und Revers, die sich fast von oben bis unten umschlagen; diese Röcke mit den breiten Revers und dem Kragen von mittlerer Höhe sehen sehr elegant aus. Die Ueberziehröcke sind eben so gemacht, nur daß ihre Revers noch breiter sind, die Taille tiefer ist, die Taillenknöpfe weiter aus einander stehen und die Revers, der Kragen und die Aufschläge mit Sammet in der Farbe des Tuches gefüttert sind.

Die Fracks haben noch immer glatt liegende breite Revers, und unten viereckige Schöße und enge Aermel; die Kragen werden indeß wie an den Röcken wieder etwas höher gemacht wie bisher.

Man sieht einige außgraue Palletots, aber nur wenige, auch einige Sackpalletots, aber diese müssen, wenn sie elegant sein sollen, ganz neu und reich mit Schnuren und Borten besetzt sein. Uebrigens verlangt auch dieses Kleidungsstück, um ausgezeichnet zu erscheinen, einen großen Luxus in der Fußbekleidung, in Handschuhen, Cravatten und Wäsche.

Man sieht viele Ueberziehröcke mit breitem Kragen, Revers und Aufschlägen von Sammet; darunter einen Frack mit breitem Kragen und großen Revers, vorn wenig ausgeschnitten.

Beiliegt ein **Modenkupfer.**

Expedition: Petersstraße Nr. 31/38. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 5. (Sonnabend, den 29. October.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 1/2 Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Auf hoher See

von Karl Raymund Frühauf.

(Beschluß.)

Der Schiffslieutenant stand mit verschränkten Armen, auf der Schulter seinen Papagei und sah sinnend hinaus über die graue, ungeheure Wasserwüste. Er schien sich eben mit dem Gedanken zu beschäftigen, den er gleich darauf in's Werk setzte. Still besprach er sich mit seinen Matrosen. Er war stark gebaut, und seine Miene hatte milde, keineswegs Grausamkeit verrathende Züge. Sein Blick fiel auf einen entblößten, schneeweißen Frauennacken, welcher der Meereskälte und dem Regen ausgesetzt war; sogleich nahm er sein eigenes Pelzwerk ab, und gab es der Dame. Kaum war dies galante, mitleidige Werk geschehen, so eröffnete er der Gesellschaft, daß die Lage der Dinge sehr traurig sei, und daß die eiserne Noth fordere, Passagiere über Bord zu werfen. Ohne abzuwarten, was für einen Eindruck dieser Entschluß auf alle Gemüther machen würde, ergriff er, unterstützt von dem Schiffskoche, einen Mann, und warf ihn hinaus in's Wellenreich. Entsetzen bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft, nur der Lieutenant veränderte die Miene nicht und die rauhen Matrosen sahen gleichgültig ernst darein, als hätten sie eben nichts weiter gethan, als ein fühlloses Stück Holz in's Wasser geworfen.

Das nämliche Schicksal hatte mein morgenländischer Freund zu erwarten. Als der Lieutenant den Arm nach ihm ausstreckte, sah ihm der Morgenländer ruhig und furchtlos in's Gesicht. Ich faßte des Lieutenants Hand und bat ihn so herzlich, als ich konnte, daß er mir meinen Freund möchte leben lassen. Der Herr der Matrosen aber erwiederte, daß es ihm nicht möglich wäre, meine Bitte zu erfüllen.

Auf unserer Schaluppe befand sich eine Dame, die ein majestätisches Aussehen, ein königlich imponirendes Wesen hatte, und ihre Macht über die Schiffsmannschaft war mir nicht entgangen. Ich hoffte daher die Rettung meines Freundes, als die königliche Dame sich erhob und ihre Fürbitte mit der meinigen vereinte. Neben mir stand ein merkwürdig dicker Mann, mit gemeinen Gesichtszügen und gemeinem Geiste. Das Höchste auf der Welt war für ihn eine gute Mahlzeit. Dieser sprach: Warum denn mit einem Heiden so viele Umstände machen, da doch Christen sterben müssen! Ich blickte ihn mit Verachtung an.

Als der Morgenländer unsere noch immer fruchtlosen Bemühungen sah, sein Leben zu retten, wollte er keine längere Fürbitte dulden und wendete sich zur edelmüthigen Dame, um ihr für ihre Fürsprache zu danken. „Schon oft," sagte er, „habe ich den Tod gesucht und ihn nicht gefunden; jetzt sucht er mich und ich will ihm nicht feige ausweichen." Er kehrte sich dann zu mir, umarmte mich und sprach: „Lebe wohl, mein Freund!

Kommst Du je in's Morgenland, so grüße mir meine Vaterlandsberge und meine Vaterlandsthäler! Grüße mir die Cypressenhaine, die Wasserfälle, die Minarette, auf denen der Muezzin singt, die Gräber mit den steinernen Turbanen unter Trauerweiden, grüße mir die morgenländische Sonne und den morgenländischen Mond. Ich sehe sie nimmer wieder! Ich sterbe nicht schwer. Vielleicht sehe ich sie wieder, die schönste Jungfrau, die einst unter der morgenländischen Sonne gewandelt! Vielleicht wird sie mir als Houri entgegenkommen, ein schwarzäugiges Mädchen des Paradieses, ihr grünes Tüchlein schwenken und rufen: „Komm, küsse mich, denn ich liebe Dich! Ihre Jugend wird unsterblich sein und ihre Houriharfe wird mich bezaubern!

Als nun der Lieutenant mit einigen Matrosen an ihn Hand anlegen wollte, sagte er: „Haltet! Mich soll Niemand in's Meer werfen. Ich selbst werde den Todessprung machen."

Er stellte sich ganz nahe zum Rande der Schaluppe. Die Frauen bedeckten ihr Antlitz. Ich aber sah auf meinen Freund, ich wollte ihn den kühnen Sprung machen sehen. Die Welle rauschte, als sie ihn aufnahm, und als der Turban versank, hatte ich meinen Freund verloren.

Es dauerte nicht lange, und der Lieutenant faßte jenen außerordentlich dicken Mann, dem der Schweiß der Angst schon früher von der Stirne floß. „Ach, rief er, Herr Lieutenant, lassen Sie mich leben! Bedenken Sie, was die Welt an mir verliert! Nehmen Sie lieber einen andern Mann, der nicht so schwer von der Welt scheidet, wie ich, vielleicht jenen dort, mit den eisgrauen Haaren, der schon genug gelebt hat, oder diesen da, den spindelmagern." Er zeigte auf mich. „Er hat ja ohnehin seinen Freund verloren und wird ihm gern folgen."

Er zog einen mit Silber- und Goldstücken gefüllten Beutel hervor und rief: „Sehen Sie, Herr Lieutenant, ich will nicht undankbar sein, meine ganze Habe will ich Ihnen schenken, wenn Sie mich leben lassen."

Der Lieutenant verneinte. „Ach," setzte der Dicke seine unmännliche, komische Klage fort, „so soll ich denn wirklich sterben, im Meere sterben und von den Haien gefressen werden? Warum denn nur Männer in's Meer werfen? Nehmt doch einmal auch eine Dame und lasset mich leben. Der Mann ist ja die Krone der Schöpfung, warum denn also die Männer so verächtlich behandeln? Die Damen sollen auch kosten, wie das Meerwasser schmeckt."

Da der Lieutenant noch immer von seinem Opfer nicht ablassen wollte, rief der Mann des Jammers: „Weh! Soll ich denn nimmer meine schönen Häuser in Liverpool sehen? Herr Lieutenant, ich schenke Ihnen eines dieser Häuser, wenn Sie mich leben lassen. Ach, sein Sie nicht so grausam."

Der Lieutenant erwiederte: „Alles, was Sie sagen, nützt nichts, Sie müssen den Sprung in's Meer machen."

„Ich schenke Ihnen meine zwei Häuser und all mein Geld. Seht nur, seht nur, keine einzige Dame bittet für mich! Und ich bin doch ein Christ, und für den Heiden hat sich ein Frauenmund gefunden. Herr Lieutenant, ich habe auch zwei Weinkeller, darin zwei große Fässer Rheinwein, zwei große Fässer Burgunder, 300 Bouteillen Champagner — Alles das biete ich Ihnen für mein Leben. O, ich sage Ihnen, bester Herr Lieutenant, meine Weine sind köstlich, gar köstlich! Wir wollen bei unsrer Rückkehr trinken."

„Das wollen wir nicht," entgegnete trocken der Lieutenant, „sondern wir wollen jetzt einen Schluck Meerwasser versuchen. Bei diesen Worten faßte er mit den Matrosen unseren Helden. Dieser aber warf sich auf den Boden, umfing des Lieutenants Knie und jammerte. Es war ein höchst unmännlicher Anblick. „Damen! Schöne, edle Damen!" rief er. „Bittet für mich! Welche für mich bittet, der werde ich die Ehre erzeigen und sie zu meiner Frau nehmen. Bedenken Sie, meine Damen, welch' ein Glück! Ich habe zwei Häuser in Liverpool, viele Aecker, Wiesen, Ochsen und Kühe und zwei prächtige Weinkeller. Zwei große Fässer Burgunder! Dreihundert Bouteillen" .... hier packten ihn die fluchenden Matrosen, schwangen ihn über die Schaluppe hinaus, und unter einem gräßlichen Geschrei verschlangen ihn die Fluthen.

Als eine Frau den Lieutenant fragte, ob sie mit ihrer Familie das nämliche Schicksal zu erwarten hätte, antwortete er: „Nein." Ein Mann, den die Matrosen erfaßten, wurde freigelassen, weil er eine Gattin hatte und der Lieutenant sagte: „Mann und Frau dürfe man nicht trennen." Ein Anderer verlangte 5 Minuten Zeit, um zu beten. Als er sein Gebet verrichtet hatte, machte ihn die Todesangst kraftlos, fast ohnmächtig und er ließ sich ohne den geringsten Widerstand in die Fluthen werfen.

Jetzt aber kam ein Auftritt, der sehr tragisch war und einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf mich zurückließ. Es befanden sich nämlich auf der Schaluppe zwei Liebende. Als noch unser Schiff durch die Wellen segelte, sah ich die Jungfrau auf dem Verdecke stehen, um das prächtige Schauspiel des Sonnenaufgangs auf dem Meere zu genießen. Da ging die Sonne auf und überflammte mit ihrem frischen Purpurschein majestätisch die hoch und schlank gebaute Gestalt, daß mir war, als

sähe ich über dem wie mit Millionen Rosen überstreuten Fluthenspiegel die Königin des Meeres stehen! Ihr grüner Schleier wehte im Morgenwinde, ihr Kleid glänzte im jungen Morgenlichte weiß wie Schnee, die Jungfrau wurde von einem lachenden Meere abgemalt. Ich hatte noch nie ein schöneres Weib gesehen! Die Fluth des reichen Haares, schwärzer als die tiefste Nacht des verzweifelten Herzens! Der feine von den blauen Linien der verborgenen Adern reizend gezeichnete Schwanenhals, der mich an das Bild der Maria Stuart mahnte! Der malerische, makelfreie, wie von einer Canovahand aus dem reinsten Marmor gemeißelte Nacken! Die Gürtung, wie am Toilettentischchen der nachlässigen Grazien vollbracht! Das Antlitz endlich war solch eines, wie jenem Künstler vor den Augen der Phantasie geschwebt haben mochte, der zuerst die Gestalt einer überirdisch schönen Venus malte, fertig bis auf das Haupt, herrlich, unaussprechlich, und der die Göttin unvollendet ließ, weil er verzweifelte, dieser Figur eine eben so schöne Miene geben zu können! Neben ihr stand damals der Geliebte, ein hoher, schlanker, kräftig gebauter Mann, und die Liebenden sahen einander in die Augen, als wollten sie, übergossen vom Lichte des Morgens, den Bund für Leben und Tod schließen!

Als nun der Lieutenant diesen Mann ergreifen wollte, um ihn in's Meer zu werfen, wurde das Mädchen plötzlich leichenbleich und umschlang den Geliebten, als wollte sie ihn durch keine Macht des Himmels und der Erde ihren Armen entreißen lassen. Der Geliebte sah auf die Jungfrau und auch aus seinem Angesichte wich die Röthe.

Er sprach zum Lieutenant: „Wenn ich allein stände, ohne diese Jungfrau, die plötzlich bleich wie eine Leiche ist, so würde ich nicht um mein Leben bitten, sondern dem Beispiele des Morgenländers folgen. Aber, weil dieses Mädchen mich liebet, so bitte ich Sie, Herr Lieutenant, verschonen Sie mich, damit nicht zu gleicher Zeit zwei Leben zu Grunde gehen. Ich habe außerordentlich große, jahrelange Schwierigkeiten besiegt, jetzt bin ich bald am Ziele, denn in zwei Monaten wird dieses Mädchen mit mir vom Priester verbunden."

Der Lieutenant entgegnete: Ich kann mit Männern keine Ausnahme machen. Nur die Damen werden verschont, und Mann und Frau, alle andern Männer aber müssen sterben."

Da sank die schöne Jungfrau vor dem Lieutenant auf die Knie und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen.

„Herr Lieutenant, sehen Sie diese Thränen, die für mich inniger bitten, als es jede andere Sprache könnte."

Als der Lieutenant die auf die Knie gesunkene, weinende Jungfrau sah, schien ein neidischer Dämon in seiner Seele zu erwachen. Er betrachtete die fast überirdisch herrlichen Reize der Weinenden und schien dem Manne das Glück der Verbindung mit solch einem Wesen nicht gönnen zu wollen. In diesem Augenblicke wollten sich zwei Matrosen ihres Opfers bemächtigen, und zwar griffen sie es vom Rücken an. Voll glühender Entrüstung über dieses hinterlistige Benehmen und voll unaussprechlicher Angst, das arme Mädchen zurücklassen zu müssen, nach so vielen, ungeheuern, bereits besiegten Schwierigkeiten, drehte sich der Angegriffene blitzschnell um und versetzte mit der geballten Eisenfaust dem einen der Matrosen solch einen gewaltigen Stoß auf die Brust, daß dieser, wie von einem Riesenarme getroffen, rückwärts taumelte, weit über die Schaluppe hinausflog und in den Meeresfluthen ertrank.

Der Ertrunkene aber war der Lieblingsmatrose und Freund des Lieutenants. Ein heftiger Zorn trat auf die Stirn des Seemannes, er fluchte fürchterlich und schwur bei Himmel und Erde, daß der Mörder dieses Matrosen nun von hinnen müßte, und wenn ein Engel vom Himmel stiege, für ihn zu bitten! Jene majestätische Dame, die eine große Macht auf die Schiffsmannschaft ausübte, erhob sich wieder, und mit ihr bat zugleich eine andere Frau den Lieutenant, daß er dieses Männerleben verschonen möchte. Aber alle Bitten, alle Versprechungen und Thränen konnten den Grimm des Seemannes nicht besänftigen. Er wiederholte: „Und wenn ein Engel vom Himmel niederstiege, der Mann müßte dennoch sterben!

„Wohlan!" rief der zum Tode Bestimmte, „weil man denn eine so grimmige Lust nach meinem Leben hat, so will ich nicht sterben wie ein Lamm, das sich nicht wehrt, wenn man es zur Schlachtbank führt, sondern ich will es Euch theuer verkaufen, ihr Seehunde! Meint Ihr, Lieutenant, daß ich in Eure Hand gegeben bin, wie ein Spielball, und daß Ihr mit Menschenleben handeln könnt, wie ein unumschränkter Tyrann?" Unter diesen Worten hatte er aus seinem Gewande einen langen, blitzenden Dolch hervorgezogen, schwang ihn hoch und rief: „Heran, Barbaren! Wer hat Lust an seinem Herzen erproben zu lassen, wie tief die Spitze dieses Dolches dringt? Wer es wagt, mich nur leise mit dem Finger zu berühren, beim Himmel, dem bohr' ich die Waffe bis an's Heft in die Brust!"

Ich darf wirklich sagen, der junge, hohe, starke

Mann stand in der glühenden Schönheit der Verzweiflung auf der Schaluppe wie ein zorniger Heros.

„Da weiß ich ein Mittel!“ rief der Lieutenant. „Den Dolch gleich in's Meer geschleudert, oder“ — schnell hatte er die Jungfrau aufgehoben und hielt sie mit seinen starken Armen in's Meer hinaus, — „oder das Mädchen sinkt unter!“ Die Matrosen hatten sich vor den Lieutenant gestellt.

Der glühende Purpur im Angesichte des verzweifelnden Kämpfers war plötzlich in eine todtenhafte Blässe verwandelt, als er die Geliebte ohnmächtig über dem ungeheuern Wasserabgrunde schweben sah! Der Liebende zitterte, ließ den Arm sinken, schleuderte den Dolch in's Meer und Thränen und ein bitteres Lächeln waren auf seiner Miene. Der ausgestreckte Arm des rauhen Seemannes durfte seine zwischen Himmel und Meer gehaltene Beute nur loslassen und sie war verloren. „Verschont sie,“ flehte er, „ich will sterben! So lebe denn wohl, Du einziges Herz, das ich auf der Welt hatte!“

O, ich werde Vieles vergessen, und man muß Vieles vergessen, wenn man leben will, aber nie werde ich vergessen das bittere Lächeln und das plötzlich hervorbrechende Weinen des Unglücklichen, der sich nun in's Meer stürzte!

Als die Jungfrau die Augen aufschlug, suchte sie ihn ringsum mit ihren Blicken und fragte ängstlich: „Wo ist er?“ Der Lieutenant schwieg und zeigte mit dem kalten Ernste der befriedigten Rache gegen die Tiefe.

Als sie diese Handbewegung sah, raffte sie sich empor. Blitzschnell schien ein unwandelbarer Entschluß in ihrer Seele gewurzelt zu haben. Sie weinte nicht mehr, sie klagte nicht mehr, ihre Miene war unheimlich ruhig und blaß wie die Marmorgestalten bei den Urnen. „Ich lasse Dich nicht allein!“ rief sie. „Ich folge Dir! Keine Macht auf Erden kann uns trennen!“

Sie warf das Pelzwerk ab, das ihr der Lieutenant gegeben hatte, und zwei Arme und ein Nacken wurden sichtbar, schneeweiß und wunderherrlich geformt. Sie stand in einem langen weißen Schlummergewande, bleicher noch als dieses war ihr Antlitz, das schwarze Haar fluthete aufgelöst nieder, ihr melancholisches Auge hatte eine tiefe Gluth, die nicht mehr dem Leben gehörte. Eine hohe schlanke, himmlisch schön gebaute Mädchengestalt! So warf sie sich in die Wogen, schöner als eine Sappho und begeistert von Liebe und Treue, als wäre das Meer nur ein blaues, von jeder Morgen- und Abendsonne purpurn und golden gesticktes Brautbett! Das weiße Gewand blähte sich noch über den Fluthen wie Schwanengefieder, — endlich ging es unter, — noch aus der Tiefe schimmerte es leise herauf, und schwand, und verlor sich wie ein stiller Traum, über den man schwärmerisch weinen möchte.

Auf der Hand des Lieutenants saß wieder der Papagei und rief: „Wie lustig ist doch das Leben auf der See!“

Es hatte aufgehört zu regnen, die Nacht war vorüber, die Sonne ging auf. Der unermeßlich schöne Himmel lachte, und es lachte das unermeßlich schöne Meer. Mitten in dieser seelenlos lachenden Unendlichkeit war mein Herz dumpf schlagend, eine schwermüthige müde läutende Todtenglocke des versunkenen Freundschafts- und Liebelebens.

Noch immer sehe ich den weißen Schimmer unter der blauen Fluth, er sinkt tiefer, er verliert sich. Noch immer sehe ich die leichenbleiche, leichenstille Miene, — die Sonne wird auf- und untergehen, nimmer wird ihr auf- und untergehender Strahl auf diese Miene fallen! Ist es möglich, die goldene Sonne liebäugelt noch mit der schönen, aber grausamen Fluth! Tief unten aber ruht sie im kühlen Meeresgrase, bis den götterschönen Körper die schwimmenden Meerungeheuer finden und ihn verzehren. Auf uns aber wartet der Zahn des Wurmes.

Ein Opfer.

Mädchen, die Ihr Eure Phantasie durch Roman-Lektüre so leicht bestricken laßt, überschlagt vorliegende Novelle nicht. Widmet ihr einen Raum in Eurem Gedächtnisse und laßt nie Euer Herz durch das poetische Opium einschläfern, das in so vielen Schilderungen überspannter Empfindungen und überschwenglicher Liebeleien geboten wird. Wie viele edle Seelen haben die modernen Romanschriftsteller bereits auf dem Gewissen! Flieht diese Lektüre und erhaltet rein den Adel Eures Gemüthes von den berauschenden Träumereien gefährlicher Romantik.

Der ehrwürdige John Derby, einer der aufgeklärtesten und zugleich frömmsten Geistlichen der protestantischen Kirche Englands, starb im Jahre 1812, zur großen Betrübniß aller derer, die ihn entweder in seinem Privatleben oder in der Ausübung seines geistlichen Amtes hatten schätzen gelernt. Unter Allen, wodurch er auf Erden im Andenken der Armen, der Christen und seiner Freunde fortlebte, war der herrlichste Schatz ohne Zweifel seine junge Tochter Karoline. Fühlend, daß sein letzter Augenblick herannahe, beschloß der würdige Mann, sein theuerstes Besitzthum dem liebevollen Eifer eines

frühern Zöglings anzuvertrauen, der für ihn noch immer der Oberst Georges war, während die Welt denselben unter dem Namen Lord und Graf Georges O'Dalit kannte.

Der Graf befehligte zu dieser Zeit in Spanien ein Regiment der spanisch-englischen Armee; zu Vittoria erfuhr er den Tod des ehrwürdigen John Derby, der ihm ein hübsches Kind, um es zu schützen, eine schöne Mündel, um einst ihr Glück zu machen, hinterließ; er nahm in der Ferne das Vermächtniß eines Mannes an, der ihn gelehrt hatte, würdig zu leben und zu sterben. Er schrieb an seine Schwester Mrs. Lowe und bat sie, die Waise, welche er schon liebte, ohne sie zu kennen, einstweilen in ihr Schloß Brandsford aufzunehmen; einige Zeit darauf erhielt der Lord, der in einem Treffen mit der Division des Generals Foy verwundet worden war, die Erlaubniß, nach England zurückzukehren, und Miß Karolinens Vormund eilte nun, die liebenswürdige Tochter seines einstigen Lehrers zu begrüßen.

Der Oberst erwartete in der Wohnung seiner Schwester ein kleines Mädchen zu finden, das noch der Erziehung bedürfe; er fand aber in der Miß Karoline ein schlankgewachsenes Fräulein, dessen Schönheit und Geist Staunen erregten. Sie war ungefähr 18 Jahr alt und in diesem Alter zeichnete Miß Karoline sich durch etwas seltsames in ihrem Wesen aus, durch eine geistige Aufregung, welche ihre Ideen, Gefühlen und Worten eine gewisse Originalität verlieh. In Karolinens Augen war die Welt ein ungeheurer Roman, als dessen bald glückliche, bald unglückliche Heldin sie sich selbst erschien; sie lebte ein Phantasieleben in dem unendlichen Kaleidoskop, das durch den Zauberstab Derjenigen, welche man Dichter nennt, belebt wird. Jung, schön und voll romanhafter Ideen, verdankte Miß Karoline dieser zweiten Existenz des Herzens und des Geistes in einer Welt, welche in der Wirklichkeit nicht gefunden wird, Eindrücke, deren Lebhaftigkeit an's Seltsame grenzte. Die rauhe Wirklichkeit des Lebens hienieden setzte sie in Schrecken, nur zitternd trat sie daher, wenn sie sich lange in den weiten Räumen der Phantasie ergangen hatte, in das reale Leben wieder ein; sie hatte so viel Hang, sich bei dem geringsten Geräusch erschrecken zu lassen, die unbedeutendste Sache konnte sie so leicht in Aufregung versetzen, daß ihre Freundinnen zu Brandsford ihr den Beinamen der Erregbaren gaben.

Der Oberst Georges war ganz erstaunt über Alles, was er sah, über Alles, was er täglich in dem excentrischen Charakter der Miß Karoline entdeckte. Er beunruhigte sich als Vormund darüber, aber er war jung, war Engländer und selbst ziemlich originell, so daß es Niemand wundern wird, wenn wir erklären, daß er bald über die Maßen verliebt wurde in seine romantische Mündel.

Ihrerseits war Miß Derby sehr erstaunt, in dem neuen Beschützer ihrer Jugend nicht einen alten, barschen Krieger zu erblicken, sondern einen schönen Oberst von 30 Jahren, der Geist und Gefühl hatte, und ziemlich geneigt war zu poetischen Thorheiten, die das Vorrecht der Jugend zu sein pflegen. Eine Entdeckung der Art bezauberte Miß Karolinens Herz. Und wiederum bin ich genöthigt, zu erklären, daß das junge Fräulein über alle Maßen verliebt in ihren Vormund wurde.

Die zweifache Gefahr dieser uneingestandenen Liebe konnte weder der Achtsamkeit noch dem Tadel der Mrs. Lowe entgehen; die prosaische Schwester des Lord O'Dalit schwur auf das Evangelium, diese beiden in der Verborgenheit brennenden Flammen, welche weder ihren Grundsätzen, ihrem Stolz, noch ihrer Ueberlegung convenirten, zu ersticken, und wußte ihr feierliches Wort zu erfüllen; sie wandte sich offen an die schöne Schutzbefohlene ihres Bruders, entdeckte ihr Alles, was sie von ihrer thörichten Liebe in Erfahrung gebracht oder gerathen hatte, sie machte ihr die sanftesten Vorwürfe, mahnte sie, an den Abstand zu denken, der das Haus eines demüthigen Dieners der Kirche von dem stolzen Schloß eines künftigen Pairs von England trennen; sie appellirte wechselsweise an ihre Bescheidenheit, ihren Muth, ihre Erkenntlichkeit und Tugend; sie ließ als Vermittler in diesem Streit zwischen Eitelkeit und Liebe, das Gedächtniß eines Vaters, der seine Tochter angebetet, das Andenken an einen würdigen Mann, der sein Kind der Milde und Fürsorge des Lord O'Dalit anvertraut habe, auftreten; genug, die Beredsamkeit der Miß Lowe hatte zuletzt einen Erfolg, der ihre Erwartung übertraf. Miß Karoline versprach ihr weinend, ihren Bruder nicht mehr zu lieben und nicht mehr anzubeten, und um das Mißtrauen der Mrs. mehr zu beseitigen, willigte sie ein, irgend einen reichen Baron aus der Nachbarschaft zu ehelichen.

Die grausame Pflicht, deren Erfüllung man von der Seelengröße der Miß Derby verlangte, rief bei dieser einen der poetischen Fieberanfälle hervor, von dem wir vorher gesprochen haben; in ihrem erregbaren Gemüth hatte die Verzweiflung so gut wie die Hoffnung ihre Illusionen und Träume; statt von ihrer Leidenschaft für Lord O'Dalit zu träumen, dachte sie mit Stolz an die Größe ihres Kummers und ihrer Leiden; sie konnte nicht mehr glücklich sein und fand eine Lust darin, ihr wahrscheinliches Unglück sich noch größer vorzustellen; sie

konnte nun in der Tiefe ihres Herzens den schönen Roman einer Liebe, die mit einer Heirath endet, sich nicht mehr ausmalen, und begann daher in ihrer romantisch gestimmten Seele das Trauergedicht der Entsagung und Aufopferung.

Der Oberst Georges, welcher in der Stille hörte und beobachtete, konnte die plötzliche Umwandlung des jungen Mädchens nicht begreifen. Die Eile, mit der sie die Heirath mit einem alten Baron herbeizuführen schien, erfüllte ihn mit Eifersucht, zu der sich Betrübniß und Unwille gesellten; er zürnte über den schlechten Geschmack der Miß Karoline, und wenn er es ihr auch schon vergeben hatte, daß sie ihn nicht geliebt, so vergab er ihr doch nicht die offenbare Bevorzugung eines ungehobelten Seemannes, eines Baronets von frischem Datum, eines Sir Edward Banister, der den Geist, den Verstand und die Galanterie eines Piraten besaß.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Ein Wink für Damen.) Es fehlt in Griechenland an Hausfrauen, deutsche Beamte, Offiziere und Gewerbtreibende sind in großer Verlegenheit. Die griechischen Mädchen sind nicht alleinin geistiger Bildung unendlich vernachlässigt, sondern sie verstehen auch nicht das Mindeste von der Führung einer Wirthschaft. Der Mann muß sie sogar beim Ankleiden unterstützen, wenn er sie nicht in einem nachlässigen Aufzuge um sich dulden will. Der Verfasser der „Sechs Jahre in Griechenland" glaubt daher, eine Schiffsfracht deutscher Mädchen würde in Nauplia nicht allein äußerst willkommen sein, sondern auch den raschesten Abgang finden. Vor einem Vergleiche griechischer mit abendländischer Schönheit brauchen sich unsere Damen nicht zu fürchten. Die Griechinnen altern nicht allein schnell, sondern es fehlt ihnen auch im Allgemeinen an schlankem Wuchse und edler Haltung.

— Ein amerikanischer Arzt, ein sehr eifriges Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaften, hat eine merkwürdige Monographie über die Trinksucht herausgegeben, der drei colorirte Platten beigefügt sind, welche die Veränderungen, die mit dem Magen der Trunkenbolde vorgehen, darstellt. Die Mäßigkeitsgesellschaft hat Abdrücke dieser Platten machen und in der Nähe der Wirthshäuser anschlagen lassen, mit der Inschrift: „Säufer, seht, was aus eurem Magen wird, wenn ihr zu trinken fortfahrt."

— Die Bereitung ächten Champagners gelingt in Deutschland immer besser und die Champagner-Fabriken mehren sich täglich. In Eßlingen, Dresden, Naumburg wird viel fabricirt: die Handlung Döring in Würzburg setzt ihre moussirenden Weine nach Rußland und Amerika ab, und was wir davon gekostet haben, war, wie die Weinhändler sagen, „preiswürdig."

— Es ist wahr, was deutsche Blätter verkündigen: Die Größe Deutschlands wird immer mehr erkannt, sein Ruhm geht von Land zu Land. Auch in Spanien steht man bewundernd vor deutscher Größe. Auf jedem Kaffeehause findet man bayrisches Bier, und das cerveza alemana schmeckt den Spaniern besser, als ihr feuriger Wein. Vielleicht, daß, wenn die Spanier es erst zu einiger Fertigkeit im Biertrinken gebracht haben, auch die vortreffliche deutsche Ruhe bei ihnen einkehrt.

(Dorfztg.)

— In Calcutta (Indien) gibt es außerordentlich reiche Hindukaufleute, und diese geben von Zeit zu Zeit Gastmahle, von denen auch der größte Verschwender unter uns keinen Begriff hat. Bisweilen kostet ein solches 100,000 Thaler. Wie ist dies möglich? Es geht ein Schmaus wohl drei Nächte hindurch. Der Wein fließt in Strömen. Man trinkt aber vom theuern Champagner nur ein Glas und wirft dann die Bouteille sogleich durch das krystallene Fenster auf die Straße hinaus. Zugleich aber stehen Tausende von Armen unten in Reihe und Glied und bekommen Almosen, mindestens ½ Thaler, häufig aber 15 bis 20 Thaler, so daß auf diese Art allein vielleicht 50,000 Thaler vertheilt werden.

— Auf Sable-Island (oder Sandinsel, einer einsamen, zur englisch-amerikanischen Kolonie Neu-Schottland gehörigen Insel südlich von Cap Breton) verwehte kürzlich ein heftiger Sturmwind die Sanddünen des Ufers. Da sah man aus dem Flugsande Häuser oder vielmehr Hütten aufragen, die augenscheinlich aus Schiffstrümmern errichtet waren. Man untersuchte sie näher und fand darin Geräthe und Montourstücke in Kisten aufbewahrt, die mit den Worten „43. Regiment" bezeichnet waren. Das Holz der Kisten war so vermorscht, daß man sie nicht von der Stelle bringen konnte. Ueberdies fand man ein kupfernes Hundehalsband mit der Bezeichnung: „Major Eliot, 43. Regiment," eine Menge Bleikugeln und eine große Zahl Soldatenschuhe, Leinwand- und Tuchballen, kupferne Beschläge von Degenscheiden, Kupfermünzen vom Prägungsjahre 1749, sehr viele Gebeine, einige ganz, einige zerbrochen, und — das schöne Lockenhaar und den Kopfputz eines Mädchens. Durch eine fürchterliche Katastrophe, von der man nichts Näheres weiß, muß hier eine Menge Schiffbrüchiger im äußersten Elende umgekommen sein.

(Pariser Mode.) Seit einiger Zeit sieht man eine große Anzahl Pariser Incroyables mit verbundenen Köpfen auf den Boulevards des großen Paris erscheinen. Wenn man solch einen Stutzer fragt: „Haben Sie ein Malheur gehabt?" antwortet er mit gleichgültiger Miene: „Nichts Bedeutendes! ich bin nur aus dem Cabriolet gestürzt." Seit dem unglücklichen Sturze des Herzogs von Orleans machen sich einige Lions dadurch interessant, daß sie vorgeben — sie haben auch einen Sturz aus dem Wagen erlitten! Nächstens hören wir vielleicht von einer Pariser Mode unter jungen Leuten, sich aus dem Wagen auf das Straßenpflaster schleudern zu lassen — nur um Alles mitzumachen! Vielen dieser Pariser Elegants dürfte es übrigens auch, ohne daß sie aus dem Wagen stürzen, geglaubt werden können, daß sie auf den Kopf gefallen sind.

(Rheinland.)

(Tragisch-komisch.) In Lausanne spricht man seit einiger Zeit von einem Abenteuer, das man fast spaßhaft nennen

kann, ob es gleich einen tragischen Ausgang nahm. Ein dicker, dummer, sehr lächerlicher Engländer, der nichts Höheres kannte, als eine gut besetzte Tafel, wohnte seit mehreren Monaten dort; seine junge Frau aber war reizend und Niemand wußte dies besser als sie selbst und ein italienischer Maler. Eines Tages wurde die schöne Dame träumerisch, melancholisch; später sprach sie viel von Selbstmord, so daß es dem edlen Lord unheimlich wurde und er des Tages wohl dreißig Cigarren rauchte und sechs Flaschen Rheinwein trank. Wieder eines Tages begab sich die Dame auf den Geinbelwaldgletscher — und verschwand. Der arme Lord rauchte wie eine Locomotive und trank wie sechs Schweizer; in Verzweiflung reiste er nach Basel, um nach London zurückzukehren und seiner schönen jungen blonden Frau ein Mausoleum erbauen zu lassen. Da sah er auf der Eisenbahn seine verlorne Frau lächelnd neben dem jungen Maler sitzen und dahin fliegen. Man sagt, er habe ein sehr kräftiges Goddam ausgestoßen; dann eilte er athemlos nach dem Rheine zu und stürzte sich in die Fluthen, um seiner Verzweiflung ein Ende zu machen.

(Englisches Gefängnißwesen.) Das Gefängnißwesen in England scheint grausamer zu sein als in manchem minder freien Lande. Zwei Schauspieler, die für einige Stunden in Dover in Haft kamen, weil sie ihren Direktor thätlich zu beleidigen gedroht hatten, und dann gegen Bürgschaft losgegeben wurden, verklagten den Gefängnißwärter, weil er ihnen das Singen verboten, sie zum Wergeupfen angehalten und sie sogar ihrer Haare beraubt hatte. Das Gericht billigte jedoch das Verfahren des Gefängnißwärters und fand selbst das Haarabschneiden in völliger Ordnung.

(Historische Miscelle.) Ludwig XIV. erschien im Jahre 1672 so unerwartet vor den Thoren von Amsterdam, daß diese Stadt in den höchsten Schrecken gerieth und die Bewohner anfangs nicht widerstehen zu können glaubten. Der Magistrat berathschlagte und kam ohne Widerspruch überein, die Schlüssel der Stadt dem großen Könige zu übergeben. Bei der Stimmenzählung jedoch ward man gewahr, daß doch eine Stimme noch fehle, weil ein alter Rathsherr — fest schlief. Man weckt ihn, er fragt nach dem Beschluß und hört, man will dem König die Schlüssel überbringen. — „Hat er sie denn schon verlangt?" erwiedert der alte Schläfer. — „Nein," heißt es. — „Nun denn, so laßt uns warten, bis er sie verlangt." — Dies Wort, sagt man, rettete die Stadt. Der erste Schrecken ging vorüber, man öffnete die Schleusen, überschwemmte das Land und Ludwig mußte sich zurückziehen.

(Eine wahre Geschichte.) Vor vielen Jahren hielten es die Engländer für nöthig, das Fort Budge-Budge zu belagern, das einige Meilen von Calcutta am Flusse lag und von den Eingeborenen mit Hilfe der Holländer und Franzosen behauptet wurde. Es wurden zwei Fregatten und einige bewaffnete Böte gegen das Fort gesandt, aber man forderte die Besatzung von 600 Mann vergebens auf, sich zu ergeben. Ein Matrose von einer der Fregatten, James Bunting, der an einem Abende viel getrunken hatte, erwachte in der Nacht mit brennendem Durste; er stand auf, um etwas Trinkbares zu suchen, fand aber nichts und entschloß sich endlich, das Schiff zu verlassen und sein Heil an dem Ufer zu suchen. Trotz allen Wachen gelangte er schwimmend glücklich an das Ufer, aber auch da erblickte er kein Haus, wo geistiges Getränk zu haben war. Sein Durst nahm immer mehr zu und Bunting entschloß sich endlich, lieber sein Leben zu verlieren, als durstig zu bleiben. Ohne vieles Besinnen fing er an die Mauern des Forts zu ersteigen. Dies war bald geschehen und er befand sich nach kurzer Zeit auf dem Glacis. Hier begann er so laut, als es ihm möglich war, zu schreien, zum großen Entsetzen der Besatzung, die angegriffen zu werden glaubte und sogleich an die Stelle eilte, wo sie die Feinde vermuthete. Der Matrose war aber unterdeß an die entgegengesetzte Seite des Forts gegangen und begann dort sein Geschrei von Neuem. Die Besatzung glaubte nun von zwei Seiten angegriffen zu werden, sie fürchtete sogar, der Feind sei schon in dem Fort, und erwartete in dem Dunkel der Nacht niedergemetzelt zu werden. Sie verlor den Muth, öffnete die Thore, entfloh so schnell als möglich und ließ Bunting im friedlichen, ungestörten Besitze des Forts. Dieser suchte eine Zeit lang nach Getränk, fand auch endlich das Gesuchte, trank und trank, bis er umsank, und schlief ein paar Stunden, worauf er bei Tagesanbruch völlig nüchtern erwachte. Er rieb sich die Augen und wußte nicht sogleich, wo er war. Er ging auf die Wälle und erkannte nun erst, daß er im Besitz des Forts war. Die Soldaten, die einen einzelnen Mann stolz auf dem Walle einherschreiten sahen, schossen nach ihm, Bunting aber zog die holländische Flagge herunter, die auf dem Walle wehete, und die Engländer schickten nun eine Anzahl Soldaten an das Ufer, um sich zu überzeugen, was mit dem Fort geschehen sei. Die Engländer rückten ungehindert ein und der Offizier fragte den Matrosen, der ihm stolz entgegen trat, was er hier zu schaffen habe. „Ich habe das Fort erobert," antwortete Bunting, wurde aber dessenungeachtet als Ausreißer auf das Schiff zurückgeschickt und dort vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn wegen seines Vergehens gegen die Disciplin bestrafen sollte. Das Gericht sprach das Schuldig über ihn aus und Bunting wurde gepeitscht. Erst nachdem dem Gesetze genügt war, erhielt der Matrose eine Belobung für seine tapfere That und reiche Belohnung.

(Orientalische Methode, die Zeit zu messen.) Die Völker des Ostens messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens. Wenn man also einen Menschen fragt, welche Uhr es sei, so geht er alsobald in die Sonne, stellt sich gerade aufrecht, und indem er nachsieht, wo sein Schatten aufhört, mißt er die Länge desselben mit den Füßen ab und gibt dann die Zeit ziemlich genau an. So wünschen die Arbeiter eifrig den Schatten herbei, welcher die Zeit angibt, wo sie ihre Arbeit aufgeben können. Sie sagen daher: „Wie lang es dauert, bis mein Schatten kommt." — „Warum kamst Du nicht früher?" — „Weil ich auf meinen Schatten wartete." — Im Buche Hiob, 7. Kapitel, steht geschrieben: „Wie ein Knecht sich sehnet nach seinem Schatten."

(Musterhaft höflich.) Rowland Hill, Vater des durch die englische Portoermäßigung berühmten Sohnes, ärgerte sich jedesmal, wenn in der Kapelle zu Birmingham, an welcher er dissentirender Pastor war, während des Gottesdienstes Lärm entstand oder irgend etwas sich zutrug, das die Aufmerksamkeit der Zuhörer von seiner Predigt abzog. Eines Sonntags, ohngefähr drei Jahre vor seinem Tode, war seine Kapelle gedrängt

voll und mitten in seinem Vortrage bemerkte er auf der Emporkirche eine ungewöhnliche Bewegung. Eine Zeitlang nahm er davon keine Notiz. Wie er aber die Bewegung immer größer werden sah, hielt er plötzlich inne und rief in der betreffenden Richtung: „Was giebt es denn dort? Es scheint, der Teufel ist unter Euch gerathen!“ Ein schlichter Landmann sprang augenblicklich auf, wendete sich gegen die Kanzel und sagte: „I nu ne, lieber Herr, der Teufel ist's just nicht, der uns zu schaffen macht, 's ist ein Weibsbild, das ohnmächtig geworden, und weil's ein recht fettes, liebster Herr, will sie sich gar nicht sputen, wieder zu sich zu kommen.“ — „So, so, ist's das,“ antwortete Hill und strich sich das Kinn; nun, wenn's das ist, so bitte ich das Frauenzimmer um Verzeihung und — und den Teufel auch.“

(Bann gegen Maikäfer.) Nicht nur gegen den Satan, auch gegen die Maikäfer hat man es schon mit dem Exorcismus versucht, und als im Jahre 1479 weder Bußtage noch feierliche Prozessionen den durch die Emmerlinge (Maikäferlarven) verursachten Verheerungen Einhalt zu thun vermochten, wurden dieselben sogar in einem weitläufigen Monitorium an das geistliche Gericht nach Lausanne geladen, das ihnen zwar einen Rechtsbeistand aus Freiburg bestellte, nach genauer Anhörung beider Partheien aber dennoch den Bann über sie verhängte.

(Der fehlende Nerv. In X. lebt ein Lehrer der Anatomie, der zugleich Examinator ist, welcher den Examinanden sogenannte Privatissima liest, und sich wenige Stunden mit schwerem Gelde aufwiegen läßt. Die Examinanden sind gezwungen, ihm diesen schweren Tribut zu entrichten, weil der sich Weigernde von ihm in der Prüfung auf das Tollste chikanirt wird, und wenn er nicht ausgezeichnet taktfest ist, des Durchfallens sicher sein kann. Ein Kandidat, dem es nicht am Wissen, aber an Geld fehlte, verließ sich auf Ersteres und ging zum Examen, ohne ein Privatissimum gehört zu haben. Der Examinator prüfte ihn drei Stunden lang in der Nervologie. Als der Examinande bereits sämmtliche Nerven hergezählt und demonstrirt hatte, meinte der Herr Professor; „es scheint mir doch noch ein Nerv zu fehlen, den Sie mir nicht gebracht haben!“ — Der Gepeinigte versetzte rasch: „Ja wohl, der nervus rerum gerendarum!“

(Danziger Dialekt.) Selbst Danziger aus den gebildeten Ständen sprechen gewöhnlich o wie au aus. Ein Mädchen, das in einer Gesellschaft von der Mama aufgefordert wurde, eine Probe ihrer Kunstfertigkeit zu geben, sang die bekannte Arie: „So, so, wie ich dich liebe, so liebe auch mich u. s. w.,“ auf folgende Art varirt: „Sau, Sau, wie ich dich liebe, Sau liebe auch mich,“ und keiner der anwesenden Danziger nahm daran Anstoß.

— Voltaire beklagte sich einst gegen einen Parlamentspräsidenten, daß das Parlament in einem gewissen Prozesse sehr widersinnig verfahren habe. Auch das beste Pferd stolpert einmal, erwiederte der Präsident. — Das gebe ich zu, bemerkte Voltaire, allein ein ganzer Stall voll Pferde sollte nicht stolpern.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Die neuesten Hüte für den Herbst sind von ungerissenem Sammet in schöner citrongelber Farbe und mit einer einzigen gesprenkelten Maraboutfeder ausgeputzt. Auch die von lichthellrothem Sammet mit schöner Phantasiefeder gefallen sehr, während man noch immer mehrere von reichem Gros de Naples sieht, die mit leichtem Tülle überzogen sind. Obgleich die Federn auf den Hüten vorgezogen zu werden scheinen, so tragen elegante Damen doch auch noch häufig Blumen.

Der Camail ist entschieden berufen, die Langshawls und Mäntel vom vorigen Jahre zu ersetzen. Schon im vergangenen Sommer zeigte er sich zugleich mit den Langshawls, die er denn jetzt völlig verdrängt hat. Er hat allerdings auch manche Vorzüge vor den Langshawls; er ist bequem, trägt sich gut, ist nicht schwer und doch sehr warm. Die Form ist so verblieben, wie sie schon im Sommer war. Nur die Größe hat sich etwas verändert, indem er im Winter bis auf die Knie reichen wird. Man macht die Camails von Seide, aus Sammet von Seide und Baumwolle, aus Atlas, aus Caschmir-Merino und aus Tuch. Die von schönem Seidensammet aus einem Stücke ohne Naht, wattirt und mit Atlas gefüttert und mit einer Schnur versehen, nehmen sich so schön aus, daß sie weiter keine Verzieeung vertragen und höchstens noch mit Pelz besetzt werden können. Die Atlas-Camails sind meist schwarz und eben so gefüttert. Die wohlfeilsten sind von schottischem Merino. Allein trotz dem Vorherrschen der Camails darf man nicht glauben, daß Mäntel oder Mäntelüberwürfe diesen Winter ganz verbannt sein werden. Auch dürften die ältern Damen wohlthuen, sie beizubehalten, da die Camails vielleicht den jüngern Damen am besten stehen. Sie sind von Atlas- oder Caschmir-Merinos, mit Sammtausputz oder Schnurenbesatz.

Der Pelz scheint diesen Winter sehr beliebt zu werden und man wird viele runde Pelerinen tragen. Die Müffe sind sehr klein und die beliebtesten von Hermelin oder Marder.

Die seidenen, glatten und glasirten Kleider werden meist drei Sammetstreifen vorn oder röhrenförmige Phantasieverzierungen haben. Ein neuer Stoff, der zu Kleidern und Halbputz sich recht gut eignet, ist der Caschmirsammt mit kleinen Rippen. Er ist sehr stark und fällt recht gut, auch sehen die Brandebourgs sehr gut darauf aus. Mehr als jemals wird man diesen Winter vollen Sammt tragen in Dunkelbraun, Dunkelviolett und besonders in Schwarz. Man hat übeigens sehr viel Sammt von Seide und Baumwolle, der ganz so aussieht wie seidener und sich vielleicht noch besser trägt. Die Tunikas werden in diesem Winter noch allgemeiner und beliebter werden, wie im vorigen Jahre und zwar immer von anderer Farbe als das Unterkleid, mit Perlen oder Spitzen verziert und nicht über das Knie hinunterreichen.

Herrenmode. Gern getragen ist noch immer der Palletot von Caoutschuk, weiß, dunkelblau oder dunkelgrün. Früh hat man Röcke von einem neuen Tuche, das ungemein dick ist und im Innern langes Haar hat, welches ein natürliches Futter bildet. Man besetzt diese Röcke mit Sammt an den Aermeln und an den Aufschlägen.

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 6. (Sonnabend, den 5. November.) **1842.**

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers **R. Büchner**.

Dritter Jahrgang. **Viertes Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Ein Opfer.
(Beschluß.)

Nach manchen vergeblichen Vorstellungen, die er ihr machte, brachte er endlich seine vormundschaftlichen Rechnungen in Ordnung, er fügte dem kleinen Vermögen seiner Mündel eine beträchtliche Mitgift hinzu, er unterzog sich der Sorge für alle Details ihrer glänzenden Ausstattung, er bat den Himmel für ein geliebtes Wesen, das in's Verderben ging; er begrub seine Liebe in den fernsten Winkel seines Gedächtnisses, inmitten der schönen Erinnerungen aus seiner frühesten Jugendzeit, endlich legte er die zarte Hand der Miß Karoline Derby in die eines früheren wilden Korsaren.

Nach der Hochzeit reisten die beiden Neuvermählten nach Edinburg, wo die Familie des Sir Edward Banister wohnte; der Oberst O'Dalit blieb zurück auf seinem Schlosse Brandsford bei seiner Schwester, der Mrs. Lowe, deren Einfluß auf die unerklärliche Handlungsweise der Miß Karoline er nie geahnt hatte. Einige Monate später verbreitete sich zu London das seltsame Gerücht: man sprach in den Salons des Hofes und der Stadt von dem plötzlichen Entschluß, den der Oberst George gefaßt hatte; er sei, sagte man, aus den Reihen der Krieger ausgetreten, um sich ganz dem Studium der Gesetze und den gefahrvollen Kämpfen der öffentlichen Beredtsamkeit zu widmen; auch vertauschte wirklich der junge Offizier gar bald seine prachtvolle Uniform mit einem langen schwarzen Gewande; er erinnerte sich seiner Arbeiten und glänzenden Erfolge auf der Universität. Nachdem er mit dem Degen sich ausgezeichnet hatte, beschloß er, nun mit der Gewalt der Rede zu kämpfen, er bestand im Jahre 1813 siegreich die schwere Probe, die einst dem Lord Erskine gelingen sollte, und der Oberst ward Advokat.

Wahrlich! man hätte sagen mögen, daß er schon eine Vorahnung davon gehabt habe, wie er einst, in dieser neuen Laufbahn, der von ihm heißgeliebten Frau würde nützen können.

Im Jahre 1818 war O'Dalit einer der ausgezeichnetsten Redner des englischen Advokatenstandes, in gleichem Maße geistreich, erhaben und anziehend, machte er sich außerdem durch eine lebhafte Einbildungskraft bemerklich.

Wie einst Demosthenes das Volk der Athener, so erschütterte er seine Zuhörer durch die Blitze und Donnerkeile seiner allgewaltigen Rede; doch opferte er bei mehr denn einer Gelegenheit die gesunde Logik den Versuchungen eines reichbegabten Geistes, die Wahrheit dem Zorn, das bessere Bewußtsein der Leidenschaft auf.

Eines Tages, als O'Dalit in der Stille seines Kabinets ganz der Bewunderung eines Aufsatzes des Advokaten Brougham zu Gunsten einer Clientin hingegeben



war, wagte sein Kammerdiener ihn zu stören, indem er ihm einen Brief aus Schottland übergab. Dieser Brief war von Karoline Banister geschrieben, und die einzige Nachricht, das einzige Zeichen der Erinnerung, welches er seit 5 Jahren von der Freundschaft seiner Schutzbefohlenen erhalten hatte. Mit zitternder Hand und sichtbarer Freude erbrach er das Siegel, und bald entschlüpfte seinen Augen eine Thräne, als er folgende erschreckende Worte las:

„Ich bedarf Deiner, Georges, um mich vom Tode zu retten, und vorzüglich von der Schande ... Komm denn!"

Schnell! Schnell! einen Wagen, Postillon, Geld und Pferde! Karoline bedarf seiner; Karoline ruft ihn flehend zu sich... Es gilt ihr Leben und ihre Ehre... Auf den Weg nach Schottland!... Und möge der Himmel ihn schützend geleiten!

Endlich ist er in Edinburg! Wo ist die Wohnung der Lady Banister? Hier, Mylord... Gut... Warum erscheint das Haus so voll Trauer?... Was bedeuten die Trauergewänder?... Es scheint, daß Ihr Alle weint, indem Ihr mich seht... Warum denn diese Thränen?...

Ist die Gebieterin zu sprechen? — Ach! — Wo ist Lady Banister? Im Gefängniß vielleicht... Karoline, und warum? — „Gott allein weiß es!" — Ich aber will es auch wissen... Man führe mich schnell vor die Thore des Gefängnisses!... Kerkermeister, ich bin der Advokat der Lady Banister!... Treten Sie ein! — Mein Gott! erblicke ich Dich, Karoline, so bleich, erschöpft und fast dem Tode nahe?.. — Ja, ich bin es... Haben Deine Augen mich nicht wieder erkannt? So muß denn Dein Herz es errathen haben!

Mylord, fuhr Karoline fort, indem sie die Hände Desjenigen küßte, den sie schon jetzt ihren Lebensretter nannte; das Verbrechen, das ich in den Augen der Welt begangen habe, ist furchtbar; hören Sie, der glühendste Haß hat sich gegen mich erhoben; Sie sehen vor sich, Georges, eine unglückliche Frau, die beschuldigt wird, ihren Gatten ermordet zu haben!...

Was, Sir Edward Banister!...

Er ist todt! Gegen eine Beschuldigung der Art, welche die heftigsten, verzweifeltsten und anstößigsten Verhandlungen mit sich bringt, bedarf ich eines Vertheidigers, der zugleich mein Freund, eines Advokaten, der mein erster Richter ist. Ihre Karoline, Ihre Schutzbefohlene ist bereit, Ihnen auf alle Fragen zu antworten, um in Ihren Augen in der Dunkelheit des Gefängnisses die helle Strahlenkrone ihrer Unschuld erglänzen zu lassen! Halten Sie die Tochter eines würdigen Mannes, die Tochter Ihres Lehrers John Derby, einer solchen That fähig? Ich bin unschuldig, Georges,... retten Sie mich!

Ich werde Sie retten! — antwortete O'Dalit. — Gott und mein Vater mögen Sie erhören! — antwortete die junge Frau.

Georges nahm seine Wohnung in einem Hotel, um daselbst das Resultat einer Anklage zu erwarten, deren traurige Berühmtheit an einen berüchtigten Proceß der neuesten Zeit in Frankreich erinnert. Die ganze Welt befand sich jetzt für den Lord O'Dalit innerhalb der Ringmauern von Edinburg; die zartesten Neigungen seines Herzens bargen sich in der Zelle eines schimpflichen Gefängnisses; das Schlachtfeld der Beredtsamkeit war das blutbefleckte Prätorium eines Gerichtshofes; die Feinde, welche er bekämpfen wollte, waren die Richter, die Zeugen und Geschworenen eines Assisengerichtes.

Die Instruktion des Processes dauerte ganze Monate... Jahrhunderte für den Kummer Karolinens und die edle Ungeduld des Lord O'Dalit. Bei der ersten Scene dieses geheimnißvollen Processes kam es, wie man vorausgesehen hatte; dramaartige Episoden, die ergreifendsten Entwickelungen drängten einander und O'Dalit bemühte sich mit der schönen Verzweiflung, welche der Enthusiasmus im Unglück ist, in den Gang dieser schrecklichen Tragödie einzugreifen.

Es ward Zeugniß abgelegt gegen das seltsame Wesen Karolinens, der Vertheidiger sprach laut von Verleumdung; man beschuldigte das Privatleben seiner Clientin, er klagte über Ungerechtigkeit; man schwur ihm vor Gott und Menschen, daß Lady Banister eines Tages ihrem Gatten ein Glas mit Sherry angeboten, auf dessen Boden man nach Anstellung wissenschaftlicher Untersuchungen, Gift entdeckt habe; er erklärte das für boshafte Lügen, ja, er vertheidigte kaum die Angeklagte mehr, sondern griff ihre Ankläger an; er brüllte wie ein verwundeter Leopard, er deklamirte, wandte sich wie besessen an Jedermann, und ging in seiner unvorsichtigen Entrüstung endlich so weit, statt der Lady Banister, die Zeugen, die Gelehrten, die Richter, alle Unschuldigen, welche die Unschuld Karolinen's nicht glauben wollten, auf die Anklagebank zu verweisen.

Die Ermattung, die Aufregung bei diesen Kämpfen kamen der Hingebung O'Dalits für seine Clientin zu Hilfe; es hätte vielleicht noch eines Verhörs bedurft und es wäre um die Ehrenkrone der jungen Frau geschehen gewesen... aber plötzlich, in dem Augenblick, wo er endlich ohne Zögern eine systematische Vertheidigung, die unmöglich erschien, beginnen wollte, fiel er keuchend, erschöpft, ohnmächtig nieder, Aerzte eilten schnell in die

Schranken, man fürchtete für seine Gesundheit, und der Proceß der Lady Banister ward auf die folgende Session verschoben. Dieser Aufschub erschien als ein Glück für den Advokaten und die Clientin.

Man hat häufig gesagt, daß die öffentlichen Gerichtssitzungen etwas dem Schauspiel Aehnliches hätten; man könnte mit größerem Rechte sagen, daß in der Person eines Advokaten Vieles von einem Schauspieler liegt.

Bisweilen faßt der Schauspieler eine Vorliebe für eine schlechte Rolle, die ihm schön erscheint. Der Advokat wird leicht begeistert für eine schlechte Sache, die ihm gut däucht; in seiner Bewunderung für ein erbärmliches Stück scheint der Schauspieler, wenn er spielt, dem Geschmack des Parterres zu imponiren; in seinem Enthusiasmus für eine schlechte Sache verspricht sich der Advokat, mit der Meinung des Publikums und der Richter nach seinem Gutdünken zu schalten; der Schauspieler übernimmt eine Sache, die ihm gefällt, er wird daher auch dem Publikum gefallen; der Advokat hat eine Vertheidigung auf sich genommen, die ihn verführt und interessirt, sie muß daher auch Andern gefallen und er wird den Sieg davon tragen.

So ging es vielleicht dem Advokaten O'Dalit bei dem Proceß der Lady Banister; überzeugt von der Ungerechtigkeit der Anklage, und ganz erfüllt von einer erloschenen Liebe für die Beschuldigte, hatte Georges alle seine Kräfte aufgeboten; er hätte seinen letzten Blutstropfen dafür gegeben, mit den Tönen seiner gewaltigen Stimme, die Gegner und Verläumder seiner schönen Clientin zum Schweigen zu bringen! — Der Enthusiasmus des Advokaten in dem Drama ging so weit, daß er sich endlich die neueste, seltsamste und kühnste Peroration von der Welt ausgedacht hatte. Man stelle sich das Wunderbarste, Unerhörteste vor; man ersinne das verzweifeltste schrecklichste Mittel; man denke sich den unglaublichsten Entschluß aus, dennoch wird es Niemand errathen!... Nun! Georges wollte seine Vertheidigungsrede mit der Anzeige seiner Heirath mit der Witwe des hingeopferten Banister schließen!

Ja, Georges scheute sich nicht, sie zu bitten, zu flehen, seinen Namen statt ihres bisherigen anzunehmen, und die Clientin willigte ein, ihr Witwenthum in den Adelsmantel des Grafen O'Dalit zu begraben.

Ein Geistlicher, zwei Zeugen, ein Rechtsgelehrter waren zugegen; Georges heirathete sie in dem Winkel des Edinburger Gefängnisses.

Von diesem Augenblicke an hatte die Sache, wenn auch nicht vor Gott, so doch vor den Menschen gewonnen; die Gerechtigkeit hätte vielleicht eine Unglückliche verdammt, welche sich Karoline Banister nannte; konnte sie aber eine Angeklagte treffen, welche von den Händen ihres Vertheidigers den Adelstitel und einen der angesehensten Namen in drei Königreichen empfangen hatte?

Dem Vertheidiger ward die Sache jetzt leicht; seine Rede verdiente Bewunderung, das Vorurtheil des Publikums verschwand bei seinen beredten Worten und selbst Beifallsklatschen ließ sich hören, als der glänzende Redner mit bewegter Stimme so schloß:

— Es gibt keine Karoline Banister mehr in diesen Schranken; ich sehe auf der Anklagebank nur Lady O'Dalit, meine Gemahlin, und ich fordere von Ihnen die Ehre derselben und zugleich die meinige!

Zwei bis drei Stunden nach der Freisprechung Karolinens befand sich Georges allein in einer Stube des kleinen Hauses, das er für seine Gemahlin gemiethet; er sah nicht mehr vor seinen Augen die Personen und Zwischenredner des gerichtlichen Dramas, das so eben beendet war; er war nicht mehr entflammt durch die Gluth einer geheimen Hoffnung, nicht mehr fortgerissen von polemischem Eifer, nicht mehr verblendet durch innere Begeisterung; er war ruhig, kalt, unempfänglich, an die Stelle des Advokaten war bei ihm der Richter getreten, er rief sich alle Umstände zurück, alle Zeugnisse, die geringsten Details, welche gegen die Unschuld Karolinens gezeugt hatten; die kleinsten Nebenumstände in diesem geheimnißvollen Proceß lasteten schwer auf seinem Gemüth; er dachte daran, welches die öffentliche Meinung über den Charakter und das Privatleben der Lady Banister gewesen sei; er empfand Furcht, ... ward bleich... begann zu zittern... der Name Sir Edward entschlüpfte seinem Munde... er glaubte in das Glas das Gift, welches ihn getödtet, fallen zu sehen... und in demselben Augenblick trat vor ihn hin Lady O'Dalit, Freude in den Augen, ein Lächeln auf den Lippen, so elegant, schön, strahlend, zu neuem Leben erwacht durch den Urtheilsspruch der Menschen!

Ohne auf seine Bewegung, seine Blässe zu achten, stürzte Karoline zu den Füßen ihres ruhmvollen Vertheidigers nieder, glücklich, ihm Lobeserhebungen, dankbare Blicke, Zärtlichkeiten schenken zu können. Aber endlich bemerkte sie, daß Georges bleich sei, schwach, und in ihren Armen beinahe einer Ohnmacht nahe... Erschreckt durch eine solche Schwäche, welche sie ohne Zweifel einer Art von Siegesrausch zuschrieb, eilte sie an's Ende des Zimmers, nahm ein auf dem Tische stehendes Glas Sherry und bot dies eilig den zitternden Lippen ihres Gatten dar...

Der bloße Anblick dieses unschuldigen Getränkes er-



schreckte den Lord O'Dalit, es schauderte ihn, wie einen Menschen, der während eines bösen Traumes plötzlich erwacht; convulsivisch ergreift er mit der Hand das ihm dargebotene Glas, er gießt es tropfenweis auf den Fußboden von Marmor aus, als suche er etwas darin...

Georges, fragte Karoline, ihrerseits erbleichend, was suchst du auf dem Boden dieses Glases?

Gift, antwortete O'Dalit.

Karoline stieß einen gräßlichen Schrei aus; die Augen fest auf ihren neuen Ankläger heftend, sagte sie, ihm zu Füßen fallend:

Georges! Georges! Es wäre besser gewesen, ich wäre unter den Händen des Henkers gestorben...

Da ist das Gift, murmelt Lord O'Dalit, indem er den letzten Tropfen ausgießt.

Nun! ruft Karoline in namenloser Verzweiflung, nun ja, ich habe Edward Banister vergiftet... Und Du bist mein Mitschuldiger!... Ich liebte Dich seit 5 Jahren... Ich habe Dich immer geliebt... Ich liebe Dich noch, Georges!... Die Erinnerung an meine erste Liebe hat mich in's Verderben gelockt... Ich wollte für Dich allein leben... und ich habe den Mann getödtet, den Du mir gegeben hast...

Lord O'Dalit warf das unglückliche Glas auf den Fußboden, so daß es klirrend zersprang; er sprach einige unverständliche Worte — von diesem Augenblick an war es geschehen um den Geist und die Beredtsamkeit des berühmten Londoner Advokaten: Lord O'Dalit hatte den Verstand verloren!

Karoline leerte den bittern Kelch des Leidens vollkommen aus; sie ging hin und klagte sich ihres Verbrechens an ihrem ersten Gatten an. Ich darf nicht mehr leben, ich muß leben, um die Gesetze und die Welt mit mir zu versöhnen.

Sie wurde verurtheilt. Sie hörte den Todesspruch wie eine Schwärmerin an. Sie beharrte in jener romantischen Spannung bis zu dem Augenblick, wo sie den Tod durch Henkershand erlitt, und ihre Träume bezogen sich nur auf die Sühnung eines schrecklichen Verbrechens.

Monsel.

Genrebild aus den letzten Feldzügen in Algier*).

Der Mond übersilberte des Mittelmeeres Woge, der Sterne endlose Zahl spiegelte sich in der Gewässer Silberfläche, hie und da hüpfte ein Fischchen auf und fiel, ringend die goldenen Schuppenglieder, plätschernd in die ruhige Fluth zurück, deren Spiegel das entschwundene Thierchen in hundert großen und kleinen Ringen kreisend, sich wieder glättet. — Ein Zug der den Egyptern heiligen Störche bewegt sich wandernd von Nord nach Süd wie eine dunkle Wolke durch die Lüfte, den treuen Führer an der Spitze, sich stützend auf ihres eigenen Leibes weiche Dunnen, ziehen sie, gestaltet wie ein Keil, in regelmäßigem Fluge den Pyramiden zu.

Die Göttin der Nacht war heraufgezogen mit ihrem Gefolge, dem ahnenden Dunkel, der schweigsamen Stille!

Auf der Plattform des verfallenen Tempels der Isis, erbaut auf dem höchsten Punkte Algiers, lag der alte Hamid, die Arme über die Brust gekreuzt, in tiefem Gebete. — Thränen rannen über seine gefurchten Wangen und befeuchteten dessen Barthaare, weiß wie Schnee.

Er richtete sich auf, sein Antlitz erhob sich, die Arme ausstreckend, beschrieb er mit mystischen Geberden einen weiten Kreis, und die zitternde Rechte zeichnete mit dem Dolche der Osiris Hieroglyphen in den weißen Kiessand, der die Terrasse bedeckte.

Sein Auge starrte empor, und tief ergriffen von der Glorie, mit der des Schöpfers Allmacht den azurblauen Himmelsthron umgab, fiel der Sterbliche in den Traum süßer Verzückung und las in den Sternenbildern.

Sein Blick durchspät forschend das goldene Feld, er sah das Bild der Jungfrau, und wankte erschreckend, als der Schimmer ihres Sternendiadems in blutrother Färbung Unheil kündend auf den Seher niederschaute; — er sah das Bild des Skorpions, dessen Giftstachel ihm unglückbringend drohte; — er sah das Bild des Bären trotzig und wüst, die milchweiße Straße am Sternenmeer heute trüber, düsterer als sonst, den Schützen zielend mit seinem Geschosse nach des Vaters Brust. — Er sah es und demuthsvoll ehrend an des Himmels Zeichen den Willen des Höchsten, beugte er sein graues Haupt in den Staub.

Meine Tochter, mein einziges, theures Kind, rief er in überirdischer Begeisterung. Gefahr drohet dir, sie wird dich erreichen, wie der fürchterliche Samum den Wanderer in der Wüste, sie wird dich ereilen wie der Tiger, der lechzend nach Blut sich auf die gewisse Beute wirft, — und zerknickt wird sein dein Blüthenleben, wie des Sturmes eisiger Hauch vom Atlas her der Herbstrose Blätter bricht und sie treibt in alle vier Winde!

Hamid stand als Sterndeuter im Geruche geheiligten Ansehens im Gouvernement Algerien, der profane Glaube der Einwohner des Mutterlandes ehrte demüthig

*) Aus: Mimosen, von J. C. Pelzlederer.

seinen Ausspruch — und selbst ein großer Theil der europäischen Fremdlinge schenkte Vertrauen seinem Blicke in den Spiegel der Zukunft, und dem hierin sich zeigenden Bilde der Ahnung.

Alme! Alme! mein vielgeliebtes Kind, verhülle dein Lockenhaupt in dreifachen Schleier, senke deine Augenlieder thränennaß, daß sie bedecken die Sterne, die auf deinem Antlitz leuchten wie Lichtflimmer im Dunkel der Nacht, in Unschuld und Liebe!

Er rief's! erhob aus dem faltigen Gewande die knöchrige Rechte und wies gegen das Meer.

Hier aber brauste auf der Seestraße von Toulon nach Algier das Kriegsdampfboot, welches der neuen Kolonie aus Frankreichs Mutterlande das zweite leichte Regiment zuführte.

Seine Schaufelräder durchfurchten, getrieben von des Alles besiegenden Dampfes Kraft, die schäumende Woge, und so steuerte der königliche Sphynx pfeilschnell Afrika's Gestade zu.

Auf seinem Vorderdeck an der Fokfegelstange lehnte ein Mann, die Arme gekreuzt, in tiefen Gedanken, und blickte hinaus in die Ferne, auftauchen zu sehen aus der Horizontale der Gewässer, Algerien, die terrassenförmig gebaute Barbareskenstadt mit ihren maurischen Pallästen, den altergrauen Moscheen, den Minarets, geziert mit dem übergoldeten Halbmond.

Eine Kriegergestalt, schlank wie die Ceder des Libanon, kräftig wie der Leu, der im Bewußtsein seiner Kraft, wenn er nicht gefordert wird zum Kampfe, ziehen läßt die Jäger der Wüste. — Wilder Trotz blitzte aus seinem Auge, und die Züge seines männlichen Antlitzes erhielten durch das Dunkel des Schnurr- und Knebelbartes, den er trug, ein düsteres Ansehen.

Er blickte hinaus in das Meer, und während seine Lippen krampfhaft zuckten und die geballte Faust sich gegen die Stirne bewegte, schlug er manchmal eine bittere Lache auf.

Er schien mit Gott, dem Schicksal und sich selbst zerfallen!

Es war Monsel, der Sergeant des zweiten Regiments. Vermöge der Helle seines Geistes zu etwas Großem ausersehen, hatte der Jähzorn seines Charakters ihm schon manchmal übel mitgespielt.

Im Elsaß geboren, vom Sohne der Musen, dem Gott der Schlachten, Mars, huldigend, hätten seine Achsel schon die Epauletts geziert — wäre nicht sein wildes, jedem militärischen Gehorsam widerstrebendes Gemüth störend dazwischen getreten.

Seine Thatenlust, seinen tapfern Muth sollte er nun an dem Blute der arabischen Stämme kühlen, und die Erfahrung im mühevollen Kriegerleben zähmen den ungebändigten Geist, absondern den Kern seiner Geisteskraft von der rauhen Schale seines Aeußern.

Eben verglommen die Sterne am Firmament, nur Lucifer funkelte noch wie ein Demant im Azurblau, das Morgenroth zog herauf, da tönte auf dem Quai Algeriens die Lärmkanone und der wachthabende Offizier des Hafenkastells meldete dem Marschall Frankreichs, daß ein Schiff sich zeige, auf dessen Masten flaggt das heimathliche blau, weiß und roth.

Das Signal wurde mit 21 Salutschüssen an Bord der Dampf-Fregatte erwiedert. — Die schrillernde Schiffspfeife des Oberbootsmannes rief das Matrosenvolk, und des Fregattenlieutenants Kommando erscholl: „Aufgehißt die Festtagswimpel — zu dem Ankerwinden, Bursche!"

Jeder eilte an seinen Posten, der Seekadet am Steuerbord drehte, das Auge fest auf den vor sich stehenden Kompaß geheftet, das Kreisrad am Steuer, und der königliche Sphynx lief schön und feierlich geputzt wie ein Sonntagskind, mit flaggenden Wimpeln unter dem Donner des Geschützes im Hafen ein.

Zwei Tage darnach stand das neu angekommene Regiment in großer Parade auf dem Hafendamm, die Offiziere durchschritten die Reihen der schönen Kompagnien, die trefflich adjustirt und armirt in ihren rothen Pantalons und blauen Röcken mit den glänzenden Waffen einen herrlichen Anblick gewährten, — der Obrist sprengte vor die Fronte, der Generalmarsch wirbelte, die Regimentsmusik spielte die Parisienne und rechts abschwenkend zog die Truppe divisionsweise in die Stadt ein.

Hier hielt der Statthalter der neu okkuppirten Provinz mit seinem glänzenden Stabe, an seiner Seite der Chef des Generalstabs, der Obrist der Chasseurs d'Afrique, der Kommandant der Spahis in seiner malerischen Tracht, der Führer der Koluglis, der feurige Jussuf, auf stampfendem arabischen Vollbluthengste mit ihren Adjutanten und Ordonnanzen, eine buntbewegte Menge von militärischer Haltung und Geist.

Unter dem Rufe vive le roi! defilirte das schöne Regiment mit geschlossenen Gliedern. — Nach geschehener Musterung stellten die Soldaten, deren jugendliche Gesichter nun bald gebräunt werden sollten durch der afrikanischen Sonne Gluth, die Gewehre in Pyramiden und es erfolgte jetzt eine Scene voll Schmerz, voll Wehmuth, voll trauernder Ahnung. Die Kameraden, in einem Lande geboren, mit einem Bande der Freundschaft umschlungen, sollten, mußten sich nun vielleicht für immer trennen.

Jeder Division des Regiments hatte nach dem Kommando der Dienst des Kriegs eine andere Bestimmung zugewiesen.

Die Feldflaschen kreuzten, der Freund lag dem Freunde im Arm, all' alter Groll war entschwunden, vergessen; sie sahen sich ja vielleicht zum letzten Mal heute im Erdenleben.

Jeder suchte durch aufgeweckten Humor die trübe Stimmung zu unterdrücken, die seine Brust bewegte, nur Monsei saß mit gekreuzten Armen versunken in düsteres Dahinbrüten auf einer Trommel, sein Blick schweifte unstät umher, und sein Nachdenken schien an einem Plan fest zu haften, dessen Grundlage ferne und fremd war den Ideen der Waffenbrüder.

Die Trommel rief, Lippe brannte an Lippe im Bruderkuß, manch Thräne floß vom Scheidenden dem Scheidenden geweiht, — die Gewehre klirrten, und jed' Häuflein folgte seiner Pflicht, sie gingen zu kämpfen, zu siegen oder — zu sterben!

Die Division, in welcher Monsei stand, marschirte südwärts nach der Postirung an der neu angelegten Heeresstraße gegen Constantine, wo, umschattet von den grünen Zweigen des Olivenbaumes, und der breitblätterigen Palme die Meierhöfe der Kolonisten standen. — In der Nähe der weitläufigen Gärten der Moslims, welche hier inmitten von Floras Blumenbeeten in starkbewachten Pallästen der Schöpfung Perle, die weiblichen Schönheiten für eignen Genuß verwahrten, damit der fremden Giaurs Blick sie nicht entweihe.

Angekommen, vollzogen nun die jungen Krieger mit vaterländischer Treue den Vorposten-Dienst und trugen die Beschwernisse, die Strapatzen desselben mit einem ausdauernden Muthe, der den echten Soldaten ziemt. — Viele siechten gerüttelt vom Fieberschauer dahin, viele unterlagen dem Einfluß des Klima, viele verbluteten ihr junges Leben, getroffen von feindlicher Waffe, in den Scharmützeln und Tirailleur-Gefechten, mit welchen die arabischen Nomaden bald kommend, bald verschwindend, die Taktik der europäischen Kriegskunst stets im Schach halten.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe macht listig.

Unter Friedrichs des großen Garde in Potsdam befand sich auch ein junger Soldat, der neben einer ausgezeichneten Körperschöne zugleich auch vorzügliche Talente in der Musik besaß und durch Musikunterricht in mehreren vornehmen Häusern der Stadt Zutritt erhalten hatte. Hier lernte er unter seinen Schülerinnen ein Mädchen kennen, die ihm bald Geliebte, und der er statt Lehrmeister selbst der treueste Liebhaber wurde. Unter diesen Verhältnissen floß den beiden Liebenden ein halbes Jahr unter den süßesten Hoffnungen dahin und traurig trennten sie sich, als der Soldat ein anderes Standquartier einige Meilen von Potsdam erhielt. Schriftliche Versicherung ihrer fortdauernden Liebe war der einzige Ersatz ihrer Trennung. Immer blieb der Soldat heiter und seinem Posten getreu, bis er endlich die unerwartete und traurige Nachricht erhielt, daß seine Geliebte gezwungen sei, einen Prediger der Stadt zu heirathen. Der Soldat verfiel über diese Nachricht in eine Melancholie, die selbst dem Könige, der ihn liebte, zu Ohren gebracht wurde. Dieser gab demnach darauf Befehl, daß man sich nach der Ursache erkundigen sollte. Der Liebeskranke gestand sie sogleich und sagte, daß sein Mädchen in drei Wochen wider ihre Neignng einen Prediger heirathen müsse. Der König ließ ihm sagen, daß, wenn er sich's getraute, das Mädchen durch eine List zu bekommen, so sollte er sofort zum Rittmeister avanciren, doch dürfte er nicht früher nach Potsdam abreisen als am Hochzeitstage seiner Geliebten. Der gefährliche Tag kam heran, und als neuernannter Rittmeister mit der gehörigen Equipage versehen, reiste er nach Potsdam ab, wo er eben ankam, als sich die Gäste in's Hochzeitshaus verfügten. Er ging sogleich zu einem guten Freunde, von dem er wußte, daß er mit bei der Hochzeit sein würde, und bat diesen, daß er ihn als einen Gast mitnehmen möchte. Wie gewünscht, so geschehen. Der Freund nebst dem Rittmeister war der ganzen Gesellschaft willkommen und Niemand erkannte ihn als seine Geliebte, die aber ihre Verlegenheit so viel als möglich zu verbergen suchte. Nach geendeter Mahlzeit wünschte der Rittmeister dem jungen Bräutigam nochmals Glück, sprach viel mit ihm von der Beschwerlichkeit seines Dienstes und fing zuletzt an ihn zu fragen, ob er wohl im Stande sei, ein Kind mit dem gehörigen Taufformale auch ohne Buch zu taufen, im Fall nicht gleich ein Buch bei der Hand sei? — „O ja!“ sagte der Prediger, „das muß man auswendig können.“ Der Herr Rittmeister wollte es nicht glauben und stellte darauf eine ansehnliche Wette mit dem Prediger an. Der Prediger ging die Wette ein und verrichtete seine Scheintaufe so gut, als ob er das Buch in den Händen gehabt hätte, und gewann also die Wette. „Ja,“ fing der Rittmeister wieder an, „das will ich wohl glauben, daß Sie eine Taufe ohne Buch verrichten können, weil Sie diese Handlung schon so oft in Ihrem Amte verrichtet

haben; aber wenn Sie z. B. eine Trauung, die doch nicht so oft vorfällt, auch ohne Buch verrichten sollten, dies wären Sie gewiß nicht im Stande?" — „Ei ja," erwiederte der an seinem Hochzeitstage heiter gestimmte Prediger, „auch das will ich thun, wenn's darauf ankommt." — „Gut," antwortete der Rittmeister, „ich wette mit Ihnen um doppelten Preis." Der Prediger, da er gar nichts Arges ahnete und seiner Sache gewiß war, ging die Wette abermals ein. Darauf stellte sich der Rittmeister neben seine Geliebte, um die Sache recht förmlich zu machen, und der Prediger verrichtete seine Trauung so richtig, daß er auch nicht eine dazu gehörige Formel wegließ. Der Rittmeister bezahlte sogleich nach geendigter Handlung den Preis der angestellten Wette, dankte dem Herrn Pfarrer sehr höflich, daß er ihn auf so eine Art mit seiner Geliebten verbunden hätte, wies ihm darauf die königliche Erlaubniß, nahm fröhlich seine junge, ihm nun priesterlich angetraute Frau unterm Arm und reiste mit ihr nach seinem Standquartier zurück.

Miscellen und Anekdoten.

— In London wurde kürzlich eine große Versammlung von — Frauen und Mädchen gehalten und mehrere derselben hielten kräftige Reden über den gegenwärtigen Zustand der Frauen, so wie über die „gerechten Ansprüche" des schönen Geschlechts auf die Ausübung aller politischen Rechte gleich den Männern. Ein Herr Cohen hatte den seltenen Muth, so vielen Frauen zu widersprechen und keck zu behaupten, die Frau gehöre in das Haus, nicht auf die politische Schaubühne. Trotz dem Unwillensturme, den er dadurch erregte, fuhr er fort, er sei überzeugt, wenn eine junge Dame z. B. im Parlamente säße und ihr Geliebter befände sich auch darin, so würde sie nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung, sondern so abstimmen, wie der Geliebte es wünschte. Eine Rednerin antwortete ihm jedoch auf der Stelle, daß sie selbst ihren Geliebten für einen „verachtungswürdigen Schurken" ansehen würde, wenn er versuche, durch ihr Herz auf ihre Abstimmung einzuwirken. Die ganze Versammlung ist jedenfalls ein neuer Beweis, daß England noch immer das Land der — männlichen und weiblichen Sonderlinge ist.

— Wie die Frömmigkeit zu allen Dingen nütze ist, selbst zur Erleuchtung der Straßen einer Stadt während der Nacht, hat man in Neapel erlebt. Man wollte dort die Straßenbeleuchtung einführen, wußte aber nicht, wie man den Plan ausführen sollte, denn die ganze Bevölkerung sprach sich dagegen aus. Die Helle würde Racheplane hindern, meinten Einige; sie würde zärtliche Stelldichein unmöglich machen, bemerkten Andere; kurz, Niemand wollte aus der süßen Gewohnheit des Herkommens heraustreten. Die Regierung wußte nicht, was sie thun sollte; endlich half ihr ein kluger Geistlicher aus der Verlegenheit. „Vermehrt die Madonnenbilder," sagte er, „stellt aus kluger Frömmigkeit wenigstens an jeder Straßenecke eins auf. Die nichts Arges ahnende Verehrung gegen die Heiligen wird diese Bilder bald mit Kerzen umgeben, die ihr zu Ehren die ganze Nacht hindurch brennen." Man befolgte diesen Rath und so bewirkte die Religion ganz im Stillen, was die Regierung nicht zu unternehmen gewagt hatte; Neapel erhielt eine heilige Beleuchtung, die durch den frommen Eifer jeden Abend heller gemacht wurde, ohne daß es Jemand einfiel, sich darüber zu beklagen.

— Ein bei König in Hanau erschienenes Schriftchen, „das Unglücksjahr 1842" betitelt, enthält eine sehr trostreiche Prophezeiung von der im kommenden Winter zu erwartenden Witterung, welche die Besorgnisse einer bevorstehenden Theuerung zerstreuen und die ängstlichen Gemüther beruhigen wird. Nach der in dem Schriftchen angestellten Berechnung würden nämlich die Monate Oktober, November, December und Januar sehr gelind sein, im Monat Februar erst Kälte eintreten und die Monate März und April mit einer der Jahreszeit entsprechenden Temperatur einen schönen Frühling einleiten.

(Der Konversations-Strickstrumpf.) Von allen Gewohnheiten, welche wir einer Periode des verderbten Geschmacks und weiblicher Koketterie zuzuschreiben haben, scheint sich keine dauernder bewährt zu haben, als die Gewohnheit der Damen, in öffentlicher Gesellschaft zu stricken. Das Stricken ist eine häusliche Arbeit, so gut, wie das Waschen, Plätten, Nähen und dergleichen und der Strumpf ist ein Theil unserer Leibwäsche, so gut, wie das Hemd. Wenn wir nun selbst fühlen, daß es unschicklich sein würde, vor fremden Zeugen unsere Hemden zu verfertigen, so müßte uns unser Gefühl auch dasselbe in Betreff der Strümpfe sagen; allein die Mode, diese launenvolle Herrscherin, die in ihrem wechselsüchtigen Wandel bisweilen zu Extremen überschreitet, hat hier, wie es schon oft geschehen, gerade das Unschickliche in's Schickliche verwandelt. Da indessen das scheinbar Schickliche sich niemals in das wahrhaft Schickliche verwandeln wird, so kann auch von dem reinen Zartsinne jene Mode der Damen, sich in öffentlicher Gesellschaft mit Strickarbeiten zu beschäftigen, durchaus nicht gebilligt werden. Forschen wir nun einer Ursache nach, warum man diese Mode eingeführt hat. Ist es der Trieb, die lange Weile zu verscheuchen? — Unmöglich! — Wie wenig Kunstsinn würden wir verrathen, wenn wir von einem Concert, von einer Abendunterhaltung nur lange Weile voraussetzen wollten; und gesetzt auch, die Zerstreuung entspräche nicht unseren Wünschen, wird sie jemals durch Strumpfstricken angenehmer werden? — Oder soll dieses Exerciren einer weiblichen Handarbeit in öffentlicher Gesellschaft den häuslichen Fleiß der Damen bekunden, dieses Stricken, was oft nur zum Schein geschieht und zu Hause wieder aufgetroselt wird? — Wir wollen doch von ihrer Bescheidenheit hoffen, daß es nicht ihre Absicht sei, damit überhaupt zu prunken; nehmen wir aber an, daß diese Absicht vorwalte, so müssen wir auch zugleich bedauern, daß sie schwerlich erreicht werden möchte, denn das bischen Stricknadel-Manöver giebt uns noch keine leise Ahnung von den Tugenden einer Hausfrau oder einer Tochter. Solche Tugenden sollen aber, wie gesagt, nicht zur öffentlichen Schau ausgestellt werden, sondern ihr Wirkungskreis ist allein im Hause. Wir finden also keinen Grund, der das Stricken in

Gesellschaft weder rechtfertigte, noch entschuldigte. Es ist und bleibt unpassend, unschön, langweilig und endlich beleidigend für Diejenigen, welche sich bemühen, eine Gesellschaft zu zerstreuen. Alles hat seine Zeit, seinen Ort! — Es heißt nicht: „Stricket mit den Fröhlichen!" sondern: „Freuet Euch mit den Fröhlichen!" Wie kann man sich aber freuen, wenn unsere Aufmerksamkeit auf einen Strickstrumpf gerichtet ist? — Und wie sieht das aus? Eine ganze Reihe von geputzten Damen, die in pleno versammelt sind, um zu stricken! Wahrlich, wie ein großartiges National-Strumpf-Fabrikations-Institut! — Und in welcher peinlichen Lage muß sich unter ihnen eine so vorurtheilsfreie Person befinden, die da ausnahmsweise nicht strickt? — Ein nicht geringes Verdienst würde sich daher unsere Damenwelt um den guten gesellschaftlichen Ton erwerben, wenn sie der gerügten Mode endlich Valet sagte. Sollte es indeß einer oder der anderen Schönen durchaus darum zu thun sein, vor ihrem seligen Ende so viel Strümpfe als möglich zu strikken, so habe man dawider nichts, aber es geschehe das Strikken dort, wo das Stopfen und Flicken geschieht!

(Kränkung der türkischen Literatur.) Ein Artikel des Professors von Rosas im Julihefte der Wiener medicinischen Jahrbücher, betreffend den Andrang der Israeliten zum Studium der Medicin, ward in No. 40 der „Pannonia" für eine Uebersetzung aus dem Türkischen erklärt. Allein die türkische Literatur bedankt sich für derartige Complimente und protestirt im Angesichte der civilisirten Welt feierlichst gegen die von der Pannonia ausgesprochene Behauptung. Nie ist es uns Türken eingefallen, erwiedert darauf ein türkischer Privatgelehrter, bei dem Arzte nach seinem Glaubensbekenntniß zu fragen. Wer die zahlreichsten und glücklichsten Kuren zu Stande bringt, der ist uns ein willkommener Arzt, gleichviel ob er Schalit, Pilau oder Schweinefleisch mit Sauerkraut esse. Wir würden den Juden nur dann verbieten, Moslems zu behandeln, wenn wir glaubten, die Körperstructur eines Moslems sei eine andre, als die des Juden, und es gälten für sie eigene, dem jüdischen Arzte unbekannte Naturgesetze. Da jedoch zwischen einer rechtgläubigen und einer jüdischen Kolik kein Unterschied besteht, und z. B. die Rhabarber auf die Gedärme aller Konfessionen gleichen Einfluß äußert; da es ferner im Vortheile des jüdischen Arztes selber liegt, jede Kur ohne Ausnahme dem erwünschten Erfolge zuzuführen; da endlich von einer Zudringlichkeit jüdischer Aerzte zur muhamedanischen Praxis nichts zu besorgen ist, weil ja der moslemitische Patient doch immer die freie Wahl hat, ob er einen jüdischen oder moslemitischen Arzt zu Rathe ziehen wolle: so wird bei uns zu Lande auf des Arztes Glaubensbekenntniß gar keine Rücksicht genommen, und wir sind der Meinung, jener Arzt habe die beste Religion, der bei der größten Praxis die wenigsten Todtenzettel schreibt. Um konsequent zu sein, müßten wir auch (wenn wir den Grundsatz aufstellen: Jeder Kranke solle von Aerzten seines Glaubens behandelt werden) den türkischen Aerzten untersagen, die reichen Juden zu behandeln. Wir würden aber dann den Wünschen der meisten türkischen Heilkünstler geradezu entgegentreten; denn wie eine hinlängliche Erfahrung lehrt, haben sich die muhamedanischen Aerzte bisher bei den goldenen Füchsen der Hebräer recht gut befunden, gewöhnlich weit besser, als die Hebräer bei den langen Recepten der rechtgläubigen Aeskulape. Nein, beim Barte des Propheten, der Aufsatz des Prof. Rosas ist keine Uebersetzung aus dem Türkischen!

Ali Kara Mustapha,
Derwisch und türkischer Privatgelehrter.

Pariser Modenbericht.

Den bevorstehenden Winter hindurch wird jedenfalls das Schwarz sehr beliebt sein. Schon trägt man viele Kleider von schwarzem Cashmir und Tuch. Auch die Ueberröcke von schwarzem Atlas mit Spitzen oder Pelz garnirt, so wie die Crispinen von schwarzem Sammet gelten für sehr ausgezeichnet.

Zu Staatsvisiten wird man auch Kleidern von vollem Sammet tragen, die ein glattes gesteiftes Leibchen und enge Aermel mit einer verzierten Achselgarnitur haben und deren Rock eine kleine Schleppe bildet. Dazu paßt vollkommen eine Mantelcrispine von Sammet mit Marderbesatz und ein Sammethut mit einer Reiherfeder.

Visitenanzug. Kleid von violettem Gros de Sicile mit einer staffelförmigen Bordenbesetzung vorn herauf und einer Pelerine, die auf der Brust ein V bildet, hinten rund geschnitten ist und nicht über die Schultern hinunterreicht. Hut von goldgelbem Sammet mit Federn in derselben Farbe.

Zur Morgen-Promenade. Ueberrock von zartgrauer Seide, vorn herauf mit Schnuren und Zickzack besetzt; Crispine von lilas Königsatlas, unten herum mit Bauschbesatz von gleichem Stoffe oder von Schnuren; Capote von weißem Atlas ohne Ausputz, darunter ein kleines Häubchen mit kirschrothem oder Lilas Bande. Auch trägt man des Vormittags Ueberröcke von staubfarbigem Casimir, deren Leibchen geradefallende Falten hat und deren Aermel halbweit und ohne alle Verzierung sind.

Negligeeanzug. Häubchen von gesticktem Muslin à la Lyonerin mit schillernden Bändern zwischen einem doppelten Spitzenstreifen; Ueberrockkleid mit gefälteltem Rücken und gezogenem Leibchen von rosenfarbigem Cashmir; Fichu von Jaconet mit Cavalierkragen; kleine Cravate von Cashmirgaze.

Für das Theater. Kleid von ungerissenem Sammet mit kleinen satinirten Säulen, das ein griechisches Leibchen und kurze Aermel hat. Der Rock steht vorn offen über einem Unterkleide von weißem Atlas und auf den Aermeln so wie unten auf dem Rocke sieht man Bandschleifen von passender Farbe; langes Mäntelchen von Alençonner Spitzen. Bei dem Fortgehen aus dem Theater tragen die eleganten Damen eine wattirte Crispine von weißem Cashmir mit Aermeln und umgeschlagenem Kragen. Die Crispine ist kirschroth gefüttert und hat unten Cashmirpalmen.

Herren-Mode. Auf den Hüften rundausgeschnittene Fracks, auf der Brust zugeknöpft mit guillochirten goldenen Knöpfen. Rock etwas länger als seither und ebenfalls auf der Brust zugeköpft. Zahlreich sind die Cashmirwesten. Wattirte und ganz mit Sammet gefütterte Ueberziehröcke.

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 7. (Sonnabend, den 12. November.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers N. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr **drei** prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Monsel.

Genrebild aus den letzten Feldzügen in Algier.

(Fortsetzung.)

In einer jener herrlichen Nächte, wie sie der tropische Himmel nur gibt, kampirte Monsel als Führer eines Aviso-Pikets am äußersten Ende des Palmwaldes, der des Astrologen von Algerien, Abdel Hamids, Sommergärten begränzt. — Die ausgestellte Wache schritt, die Muskete mit gespanntem Hahn im Arm, vorsichtig umherblickend auf und ab, die Korporalschaft lag ausgestreckt um das helllodernde Bivouakfeuer, in deren Gluth sie afrikanischen Mais und Oliven röstete, und gedachte im leisen Gespräche der Heimath, der fernen Lieben, des Waffenruhms ihrer gefallenen Brüder, die der große Mann von der Brücke d'Arcole nach den Pyramiden des Nils, von Sieg zu Sieg geführt; der Sergeant aber lehnte etwas entfernt von ihnen an dem Stamme einer Palme, verloren in sich selbst, und das, was sein wüster Geist im Innern brütete.

Da trug Zephyr auf seinen Schwingen melodische Töne durch die grünen Blätterkronen, und der Mandoline leises Silbergetön rauscht durch die sanftbewegten Lüfte.

Monsels gesenkter Blick erhob sich, er lauschte nach den holden Tönen.

Der Piketmann rief die Stunde, der Sergeant forderte und gab die Losung, der abgelöste Posten präsentirt das Gewehr, und wieder herrscht ringsum Schweigen, nur der Sphärenklang der leise bewegten Saiten lispelte wie Geistermusik durch das Dunkel der Nacht.

Das Feldfeuer erlosch, die Krieger ruhten im Schlummer, überlassend die Sorge den wachenden Kameraden; — Monsel aber folgte dem lockenden Sang durch den Blüthenhain, näher und näher rauschte das Lied. — Er bog vorsichtig die grünenden Zweige auseinander, durchirrte die Gebüsche, und stand an einer langen Mauer, deren lockeres Gestein zwei Thürme umgab, welche wie treue Wächter, auf das altmaurische Gebäude niedersahen, dessen Zierde sie waren.

Lauter tönten die Saiten, lauter der bezaubernde Sirenengesang.

Still stand der nächtliche Wanderer, nach rascher Ueberlegung wurzelte sein Fuß in einer Fuge des zerbröckelten Mauerwerks, und den schlanken Leib mit kräftigem Schwunge über die Brüstung biegend, drückte sich sein Schritt ab in dem feinen Kiessand, mit welchem die labyrinthischen Gänge des orientalischen Parks bestreut waren, in welchem sich der Kühne befand.

Er hielt den Athem inne und leise verfolgend die Spur der Houris, die im tönenden Liede die Macht der Liebe pries, schritt er weiter.

Plötzlich hielt er inne.

In einem Kiosk mit vergoldetem Schnitzwerk, um

rankt von duftendem Jasmin, saß auf purpurseidner Otomane eine Gestalt, zart und sanft wie die Gazelle, die auf des Atlas Höhen graset, eine Frauengestalt, voll Schönheit und Liebreiz, wie ein Engel, den der Himmel auf die Erde sendet als Idol seiner schöpferischen Macht.

Die Knospen blühender Frühlingsrosen hatten den Wangen ihr sanftes Roth entlehnt, des Himmels Azurblau ihrem Auge die Farbe, der Teint ihres Nackens war weiß wie neugefallener Schnee, auf welchem sich der Morgensonne Purpur ergießt, die Form ihres zarten Arms voll und üppig, um ihr Antlitz wallte ein goldburchwirkter Schleier und dem schwellenden Busen entquoll das Liebeslied.

Alles war stille wie im Paradiese der Venus, der Mond allein goß seinen Schimmer auf ein herrliches Bild, und einzelne Johanniswürmchen, auf farbigen Blumenkelchen sich wiegend, leuchteten wie kleine Sterne rings um der Schönheit Thron, auf welchem Alme, des Astronomen wunderliebliche Tochter, die Mandoline spielte.

Ihre Mutter, unter den Cypressen der von den Wogen des Bosporus bespülten Bucht Stambuls schlummernd den ewigen Schlaf, war entsprossen aus Circassiens edelstem Geschlechte, und noch als zartes Kind mit dem Vater aus der Stadt des Propheten übersiedelnd auf afrikanischen Boden, hatte Alme all' die Schönheit, den Liebreiz geerbt, den die Mutter besaß, und ein Herz voll Sanftmuth, voll Gefühl, voll reiner Unschuld, sie blühte nun wie ein Veilchen in neugeborner Frühlingsnacht, bescheiden inner den Mauern, wo der Vater verschloß sein höchstes Erdengut.

Monsel, der schlanke, der kräftige Krieger, mit dem rabenschwarzen Lockenhaupt, mit dem Adlerblick, mit dem kühnen ungebändigten Muth im Busen, war nicht der Mann, Zaum anzulegen der Leidenschaft; hatte die Gewaltige ihn einmal erfaßt, so war er ihr verfallen und stürzte fort wie der Waldstrom, der nach einem Wolkenbruch, geschwängert von hundert Bächlein, in unaufhaltsamen Tosen Alles mit sich fortreißt, und unbekümmert um die Folgen, unbesorgt um Gegenwart und Zukunft. — Er sah Alme wie eine verklärte Gottheit, und hin stürzte der schöne Mann zu ihren Füßen.

Beider Blicke fanden sich, und in demselben Augenblicke auch ihre Herzen. — Die Allgewalt der Liebe berührte siegend in demselben Moment der Jungfrau unentweihte Brust.

Alme sprang empor, sie wollte rufen, die Stimme, die vor Sekunden noch sich löste in den herrlichsten Akkorden, versagte ihr den Dienst, sie wollte fliehen, doch der niedliche Fuß, auf welchem sie sonst wie eine Sylphide dahingeschwebt, war fest gebannt an den Boden, der vor ihr kreiste; fürchtend und sorgend flogen ihre Blicke umher, als sie aber sah, daß ringsum herrschte heilige Stille und Einsamkeit, gebot sie in den von der Mutter erlernten, in den Fremdlingslanden heimischen Worten, dem Franken, sich zu erheben.

Monsel ließ nicht unbenützt des Glückes Augenblick, er sprach von heißer unbegränzter Liebe, und diese blieb nicht unerwiedert, zog ja doch das Gefühl, das hohe, das unbeschreibbare, welche Alles erhebt, beseliget und eng verknüpft, was lebt und schwebt, zum erstenmal ein in ein Menschenherz, voll Unverdorbenheit, voll reiner Unschuld.

Der Zeitlauf zweier glücklicher Stunden entschwand wie ein Sonnenblick, der die Wolke schwarzen Gewitters durchbrechend, mit zaubrischem Licht die Landschaft umgoldet und, verschwindend sie wieder in neblichtes Dunkel hüllt.

Francois! Alme! waren die letzten Worte, welche der leise Zephyr von ihren Lippen durch die Lüfte trug.

Wenn der Mond sich rundet, und sein Silberantlitz auf uns niederschaut, sehe ich Dich wieder!

Der Krieger schied, das Lächeln, welches seinen Mund umzog, war seiner Seele Konterfei, zeigte das Bewußtsein eines gewissen Sieges.

Alme aber war nicht mehr das stille Kind der Houris, eine Unruhe bemächtigte sich ihrer Seele, der Garten des Vaters, wo sie in glücklicher Verborgenheit die Tage der Kindheit, der Jugend verlebt, war ihr zu eng, hinaus in's weite Erdenthal strebte ihr Sinn, und gewiß hätte der greise Ben-Hamid bemerkt, welche Veränderung vorgegangen in der Tochter Herzen, hätte ihn nicht der Freunde Ruf, der Geschäfte Unverschiebbarkeit, ferne gehalten in Algier.

Oefter sahen sich Monsel und Alme in der Stille der Mitternacht und um ihre Herzen schlang sich ein eisernes Band, von Seite der Orientalin geschmiedet in der Gluth heiliger Liebe; von Seite des Franken in dem Feuer niedriger Leidenschaft.

Des Astrologen Tochter war sein, ganz sein, kannte keinen Willen mehr als den des ewig Geliebten.

Da verbreitete sich das Gerücht von der Dislokation der Division.

Jetzt mußte der Franke unverzüglich den Plan ausführen, den er schon lange im Innern hegte.

Abschütteln wollte er das Soldatenjoch, nicht dienen, herrschen wollte er, und rächen mit böser That an

den Waffenbrüdern den Zwang und die erlittenen Strafen für verletzte Pflicht. Fliehen wollte er, und das arme Kind der Liebe sollte ihm Mittel zum Zwecke sein.

Eines Tages bezog das Piket wieder den Vorposten am Palmenwäldchen.

Monsel war heute viel heiterer gestimmt als gewöhnlich, die Düsterkeit seiner Züge war verschwunden, er sang und spielte mit den Kriegsgefährten, und brachte, als es Abend wurde, sogar ein Fäßchen Rum, welches er aus Algier erhalten zu haben vorgab, an das Bivouakfeuer und kredenzte voll sarkastischer Laune den stärkenden Geist, die Soldaten froh überrascht, solche Veränderung an dem Elsasser, den sie nur den bösen Dämon nannten, zu merken, ließen sich's wohl geschehen.

Die Posten wurden abgelöset, als aber der Tag graute und das kleine Häuflein sich zum Morgenapell stellte, war der Sergeant verschwunden.

Da wußten sich die Kriegsgefährten plötzlich zu deuten den wohldurchdachten Plan seines Benehmens.

Der älteste Zugführer übernahm das Kommando, und ein reitender Spahi brachte dem Chef der Division die dienstliche Meldung von Monsels Desertion zum nächst gelegenen Blockhaus.

Patrouillen durchstreiften in demselben Augenblicke die Gegend, Chasseurs d'Afrique wurden zur Verfolgung des Deserteurs ausgesandt, alles vergebens.

Während dies im Lager der französischen Division vorging, wanderte Monsel an den schilfbewachsenen Ufern der Mina den Duars der kabylischen Stämme zu.

Eilenden Fußes die Furth des Wassers durchschreitend, trug sein männlicher Arm eine theuere Bürde, Alme, das zarte Mädchen.

Die Kruste der niedern Leidenschaft, die sein Herz umschloß, war aufgethaut von dem Sonnenblick der reinsten wahrsten Liebe, indem er überdachte, welche Opfer Alme ihm gebracht; und vielleicht zum erstenmal im irdischen Dasein entrollte eine Thräne tiefer aufrichtiger Empfindung seinem Auge.

Die Liebe siegte im Kampf gegen die Pflicht, Alme hatte den Vater verlassen, um dem Geliebten zu folgen.

Die Sonne stand hoch am Himmel und versengte mit ihren Gluthstrahlen den Teint des lieblichen Kindes, das Mädchen aber umschlang mit zarter Hand des Trägers Nacken, wie der grünende Epheu sich um den Stamm der kräftigen Eiche schlingt, während ihre Rechte das Kästchen mit den Kleinodien und Geschmeiden hielt, die in besserer Zeit Vaterhuld ihr geschenkt. — Des Bodens heißer Sand hatte ihren zarten Fuß verbrannt und verletzt, die Furcht, die Angst, in stundenlanger Flucht, der Wechsel der Gefühle, sie ermüdet.

Sie schwieg, die Augenlieder halb geschlossen, ruhte ihr Engelsköpfchen auf seinen Schläfen, keine Klage kam über ihre Rosenlippen, nur manchmal entstieg ein leiser Seufzer ihrer beklommenen Brust.

Rastlos wie das aufgescheuchte Reh, fürchtend des Jägers Geschoß, durch das Dicklicht bricht, eilte Monsel vorwärts.

Endlich erblickte er in der Ferne ein Duar der Kabylen. — Riesenkraft entwickelnd, steuerte er muthig darauf los, große Schweißtropfen rannen von seiner Stirn.

Jetzt erreichte er die schützenden Zelte. Die Kabylen, Alt und Jung, umringten die Fremdlinge unter lautem Geschrei, Monsel aber legte seine Bürde sanft auf den grünenden Rasen unter eine schattige Palme, vertheilte Gold unter die staunende Menge und verlangte den Scheikh zu sprechen.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich der Ruf des Geschehenen unter den Wüstenbewohnern, und bald sah man einen Greis sich nahen, von dem die Menge, sich ehrfurchtsvoll beugend, zurückwich, an dessen Anzug und wallenden Burnus man des Stammes Oberhaupt erkennen konnte.

Der Sergeant kreuzte zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit die Arme über die Brust, und zeigte auf das Mädchen, diese bat um Schutz und Schirm, und erklärte in begeisterter Rede, wie nur Arabiens blumenreiche Sprache es zuläßt, wie ihr Schicksal an jenes des Geliebten gekettet, der da gekommen sei, zu huldigen der Lehre des großen Propheten, zu dienen den Waffen des mächtigen Emirs Abd-el-Kader, zu kämpfen gegen die Franken, die nun auch seine bittersten Feinde geworden, zu rächen die gefallenen Glieder seines neuen Glaubens.

Der Scheikh bot Monsel die Stirne zum Bruderkuß, freudiges Gejauchze erschallte im Duar, reiche Dienerschaft, Pferde und Heerden wurden ihm zugewiesen, und so war der Renegat bald nicht mehr fremd in den Stämmen, die da stritten gegen das Frankenthum.

Seit seiner Ankunft hatte das Kriegerwesen der Stämme eine ganz andere Richtung genommen.

Bei Sonnenaufgang sah man die bärtigen Reiter sich üben im Gebrauche des Speeres, des schneidigen Yatagan, sich schwenken und wenden nach einer ihnen früher unbekannten Taktik, — das Fußvolk versehen mit gleichen Waffen, in Reih' und Gliedern jene Kunstgriffe und Vortheile sich eigen machen, deren Mangel sie ihren kriegserfahrnen Feinden stets unterliegen machte. — Ueberall der Renegat an der Spitze, ordnend und befehlend,

und wenn er dann Abends, umgeben von Sklaven, harrend auf den Wink des Gebieters, auf seidenem Teppich mit seiner Alme vor dem Zelte saß, mit Alme, dessen Liebesblick auf ihm ruhte, deren zarte Hand schmeichelnd seine Wangen strich, die mit süßer Liebe ihn zu erheitern strebte, hätte man denken sollen, das Bild eines wahrhaft Glücklichen vor sich zu sehen; wenn nicht in seinem unstäten Blick, dem bittern Lächeln seiner Züge sich die Düsterkeit seiner Seele gespiegelt, und das öfters rasche Aufwallen seines Blutes nicht verrathen hätte, das Vorhaben, zuerst zu vertilgen Frankreichs Macht auf afrikanischem Boden, dann den Emir zu stürzen und selbst zu herrschen im fremden Welttheil.

(Beschluß folgt.)

Merkwürdiger Brief eines Berliner Studenten.

Herzens-Brüderchen!

Glück vollauf! Die Weiber waren mir immer hold und Fortuna machte keine Ausnahme! Tausend Thaler liegen vor mir, die ich in der Lotterie gewonnen habe, und da bin ich nun unsers Vertrags eingedenk, Alles, Freud' und Leid, Gewinn und Verlust mit einander zu theilen. Du erhälst Deine Hälfte des Gewinnes in beikommenden 500 Thalern, schlage sie todt auf lustige Weise. In vierzehn Tagen besuch ich Dich in Berlin, da soll's wieder einen Jux geben, wenn wir nach der alten Melodie gröhlen:

> In den Zeiten, Brüder, gelten
> Wir als Herr'n beim Hopfentrank;
> Von Vernunft uns zu erlösen,
> Jagen wir die Philiströsen
> Auf die Arme-Sünder-Bank!

Vivant, fröhliche Musen und gefällige Mädchen: pereant Mumien von Philosophen und alte Weiber! — Dein fideler Bruder Julius W*.

Postscript. Verdammt! — Man muß jetzt so viel im Hirn eintornistern, daß unmöglich Alles Quartier findet! Da habe ich vor Jahr und Tag einen Ball veranstaltet, um einmal die rechten Burschen und die echten Burschen-Mädchen beisammen zu sehen, und bin zufällig mit der Bezahlung hängen geblieben. Die Geschichte verkonsumirt übrigens nur 180 Thaler, und der Kommersch, den wir hatten, war seine 2000 Thaler unter Brüdern werth. Der Wirth vom Café loyal, der uns beherbergte und die Halssachen bei der Geschichte besorgte, hat aber eine feine Nase gehabt; ich mußte ihm vor einiger Zeit einen Wechsel geben, und der ist vierundzwanzig Stunden nach meinem Lotterie-Gewinnst fällig, ohne daß ich nur von ferne daran gedacht hatte. Indeß, wollt' ich mich nicht einstecken lassen, mußt' ich ausbeuteln! — Notabene. Ich will doch nicht noch einen solchen Gedächtnißfehler machen! Eben fällt mir das gerichtliche Erkenntniß in die Hände wegen des Götterspuks, wie wir dem Juden S*, der den Studiosen nicht mehr pumpen wollte, alle Fenster einwarfen auf mein Kommando und nachher den Pedell à la Sancho Pansa prellten. Ich soll Exekution haben wegen der lumpigen 130 Thaler, die muß ich noch blechen. Es kommen also in der Theilung auf Dich 345 Thaler; immer noch ein reelles Sümmchen, denk' ich!

Poststript. Liebe geht vor Freundschaft! Eben wollt' ich Brief und Geld an Dich spediren, da schreibt mir mein Mädchen — eine göttliche Berlinerin, eine wahre Juno! — diesen Brief, den ich Dir beilege: „Lieber Junge! Du hast mich doch versprochen, Du wolltest mir auf meinen Geburtstag neu kleiden und derowegen habe ich mich ein Tillikleid, einen Italienischen, einen Schall und ein Paar Ohrringe ausgenommen, ich habe dieses gethan, weil mein Herz Ehre und Reputation von Dich haben will, und Alles liegt bei dem Putzhändler. Der hat's mich aufgehoben, bis Du dieses eine und die alte Schuld, was den Sammt-Mantel betrifft, welches zusammen 300 Thaler macht. Ich schicke Dich gleich den Ladendiener, damit Du diese etliche Geschichte los wirst, denn der Putzhändler ist eine spinöse Figur und gar kein Vertrauen mehr unter die Menschheit. Um sechs Uhr erwartet Dir in ihren Armen — Aurelia Kreuzholz. Poststript. Alles dieses ist sehr billig und mein Geburtstag fällt auch erst in vierzehn Tagen, aber darauf wird es Dich nicht ankommen, daß ich Dich vierzehn Tage noch vor die Zeit besser gefalle, weil dieses Alles gerade sehr billig ist." — Dem war nicht zu widerstehen; ich hätte mich blamirt, wenn ich nicht herausrückte. Es gilt nun halbpart von 390 Thalern; Du erhälst Deine 195 richtig gezählt; verbrauche sie zu meinem Andenken!

Poststript. Der Mensch addirt und der Teufel subtrahirt! Der Wirth vom Café loyal hat geplaudert und stört mir die staubigsten Schuldforderungen auf! Die Hölle bombardirt mich mit Schneidern und Schustern; ich mußte Alles hergeben und nun murrt noch der Pferde-Philister, dem ich vor fünf Monaten ein Pferd zu Tode geritten habe. Es ist Pech! Herzensbrüderchen, Du bekommst diesmal nichts! aber sehr dringend bitte ich Dich, mir mit erster Post 200 Thaler zu schicken; mein Ehrenwort, bei dem nächsten Glücksfalle zahle ich Dir die Lumperei zu Heller und Pfennig. Ich bin von

Deiner Brüderlichkeit überzeugt, daß Du mir aus der Patsche helfen wirst, denn der Pferde-Philister ist ein Vieh und will sich nicht abtrumpfen lassen. In Erwartung Deiner gespickten Antwort salutirt

Julius W**.

Der Walzer.

Wenn die Leser diese Ueberschrift zu Gesicht bekommen, so wird ohne Zweifel die Neugierde den einen zu dieser, den andern zu jener Vermuthung über den Inhalt folgender Zeilen verleiten und wahrscheinlich wird keiner das rechte treffen. Denn wir beabsichtigen weder eine Kapuzinerpredigt gegen den Walzer zu halten, wie die Feinde desselben erwarten könnten, noch die Erzählung eines Liebeshändelchens daran zu knüpfen, wie sich etwa solche versprechen mögen, welche aus Erfahrung wissen, daß Gelegenheit Diebe und der Tanz Gelegenheit macht. Von alle dem wird der Leser nichts finden. Wir wollen den Walzer weder schelten noch loben; wir wollen nicht untersuchen, ob er so anstößig und ärgerlich sei, wie bei seiner Einführung in England die Geistlichkeit glaubte, welche sich verpflichtet fühlte, von der Kanzel herab gegen ihn wie gegen eine Erfindung des leidigen Gott sei bei uns zu eifern: oder ob er verdiene, daß ihn die Franzosen, die Lenker der Mode, diese Gesetzgeber des guten Tons, diese geborenen Cavaliere, durch Einführung in ihre höheren Gesellschaften gleichsam in den Adelstand erhoben. Eben so fern liegt es von unserem Zwecke, zu entscheiden, ob er alle die Todesfälle unter jungen Leuten zu verantworten habe, die ihm von Menschen Schuld gegeben werden, welche sich keine raschere Bewegung zumuthen zu dürfen glauben, als höchstens eine Menuette oder einen Ländler. Diese und ähnliche Fragen überlassen wir andern und beschränken uns blos darauf, ein paar Worte über den Walzer als deutschen Nationaltanz zu sagen.

Jedes Volk hat, wie seine eigenthümliche Sprache, so auch seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. Aus ihnen zieht eine geschickte Hand immer einen richtigen Schluß auf das Wesen, den Geist, den Charakter des Volkes, denn daraus sind sie hervorgegangen; so wie man sich umgekehrt aus dem Charakter eines Volkes seine Sitten und Gebräuche erklären kann. Dies gilt namentlich von den Belustigungen, die jedem Volke eigen sind und von dem Zuschnitt, von der Farbe, welche diese Belustigungen bei dem einen oder andern Volke erhalten und angenommen haben. An der Vorliebe für Stiergefechte erkennt man den grausamen blutdürstigen Spanier, am Boxen den trotzigen, rauflustigen Sinn des Engländers, an der Neigung zu Trinkgelagen den träumerischen Geist des phlegmatischen Deutschen, der sich gern aus der Stimmung des trockenen Alltaglebens in das Reich schöner Phantasien hinaufschraubt, sollt' er auch zehnmal im Katzenjammer das Glas verwünscht haben. Besonders scharf aber scheint sich im Tanze die Eigenthümlichkeit eines Volkes ausgeprägt zu haben, und seine eigenthümlichen Tänze besitzt wie bekannt jedes Volk. Der deutsche Tanz nun ist der Walzer. Kein Deutscher, der, wenn er überhaupt zum Tanze nicht ganz und gar unfähig ist, diesen Tanz nicht wenigstens in seinen rohen Grundzügen ausführen könnte; kein Kind unter uns, das nicht gerade den Walzer zuerst nachahmte, auch wenn es manchen andern Tanz oft gesehen hat; und wer sonst in unserm Vaterlande eben kein Hexenmeister in der Tanzkunst ist, den Walzer dreht er doch ganz leidlich mit.

Woher kommt das? Gewiß nicht daher, daß der Walzer unter allen bekannten Tänzen vielleicht der einfachste ist. Denn wenn die Menschen überhaupt nach dem einfachsten immer am ersten griffen; warum sind denn nicht mehrere Völker, warum nicht alle auf die Erfindung des Walzers gefallen? warum allein die Deutschen? Vielleicht — könnte man antworten, vielleicht eben wegen der Einfachheit, die ein Grundzug ihres Wesens ist. Dies ließe sich schon eher hören. Denn allerdings ist wenigstens unter den europäischen Völkern keines, das an Einfachheit des Gemüthes, der Sitten dem deutschen gleich käme. Aber eine Menge roher Völker hat diese Eigenschaft mit dem deutschen gemein, und doch finden wir bei ihnen sehr mannigfaltige und verschlungene Tänze. Wir müssen also wohl den Grund dafür, daß sich gerade beim deutschen Volke der Walzer zur Würde des Nationaltanzes erhoben hat, in etwas anderem suchen. Man lache aber nicht, wenn wir eine so unscheinbare Sache mit so viel Ernst zu behandeln uns anschicken. Alles hat seine Bedeutung, und es ist immer unterhaltend, dieser Bedeutung nachzuspüren, besonders wenn sie, wie dies bei dem Walzer in der That der Fall zu sein scheint, mit wichtigen Dingen zusammenhängen sollte. Wir wollen also immer auf die Gefahr hin ausgelacht zu werden, einen Versuch machen, ob wir dieses zu beweisen vermögen, und der geneigte Leser mag dann beurtheilen, ob es uns gelungen ist oder ob wir eine Windmühle für einen Riesen angesehen haben. Um aber desto besser verstanden zu werden, müssen wir unsere Nachbarn, die Franzosen, zu Hilfe nehmen; wir müssen ihre

Eigenthümlichkeit an die unsrige halten, um dadurch ein schlagenderes Licht auf den Gegenstand unserer Untersuchung zu werfen.

Bei allen Völkern stehen die Tänze entweder in Verbindung mit der Religion, oder sie haben Bezug auf das Verhältniß beider Geschlechter, oder sie sind der Wiederschein des kriegerischen Geistes, der unter dem Volke herrscht. Ersteres war der Fall bei vielen Völkern der alten Welt, das zweite sehen wir noch jetzt bei Spaniern, Italienern und Polen, das dritte hatte namentlich bei den Spartanern und den alten Deutschen statt, welche am liebsten Waffentänze aufführten. Jetzt haben sich die Zeiten geändert. Der Deutsche macht aus dem Kriege kein Handwerk mehr, und so ist auch der Schwerttanz aus der Zahl seiner Spiele verschwunden. Dafür hat sich die friedliche Seite seines Charakters geltend gemacht, sein Sinn für Häuslichkeit, für eheliches Glück; und als Spiegelbild dieser Neigungen und der Richtung seines Gemüthes erscheint uns nun der Walzer. Wir wollen uns näher erklären.

Der Deutsche hält, so lange die Geschichte ihn kennt, große Stücke auf eheliches Leben und eheliche Treue. Die Familie ist ihm heilig, sie ist der Kreis, worin er sich bewegt; das Gut, welches ihm über alle Güter theuer ist. Zu Hause fühlt er sich am wohlsten. Alles, was er an liebenswürdigen Eigenschaften besitzt, entwickelt und entfaltet er am unverholensten unter den Seinigen; hier ist er gesprächig, gemüthlich, heiter, in seinem Gott vergnügt. Das öffentliche Leben ist nicht so recht seine Sache. So wie er Hut und Stock ergreift, um unter fremde Menschen, an öffentliche Orte zu gehen, wird er feierlich, ernst, steif, unbehülflich; er fühlt sich nicht recht heimisch: seine Unterhaltung hinkt schwerfällig dahin, auf sein Benehmen lagert sich eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung; er sehnt sich zurück an seinen Heerd und denkt: es ist doch nirgends schöner, nirgends behaglicher als daheim bei Weib und Kindern. — Dem Deutschen ist es mit der Ehe ein Ernst. Der Gang zum Traualtar ist ihm der wichtigste Schritt des ganzen Lebens. Ist er's noch nicht, so macht ihn die Ehe zum Manne, zum ernsten, gesetzten, bedachtsamen, sorglichen Manne. Freiwillig legt er sich Fesseln an, nicht um sich darin beengt, sondern wahrhaft frei zu fühlen, sein Gemüth wird ruhiger, sein Streben stetiger, denn er hat gleichsam sein Ziel erreicht; er weiß nun erst klar, wonach er zu streben habe, weil er nun erst weiß, für wen er zu streben hat. Dies gibt seinem Thun und Lassen Haltung, Besonnenheit, Ausdauer. Und so lebhaft, so tief ist jenes Bewußtsein von der Wichtigkeit der Ehe in ihm, daß er sie nicht ohne religiöse Weihe eingeht; sie ist ihm kein bloßer bürgerlicher Vertrag, sondern eine göttliche Ordnung; die Ehen werden im Himmel geschlossen, lautet sein Glaubensbekenntniß.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Neueste Statistik von London.) London, heißt es in Knights Reisebeschreibung, ist die größte und reichste Stadt der Welt; sie nimmt einen Raum von 42 (engl.) Quadratmeilen ein, und ist mit drei, vier und selbst fünf Stock hohen Häusern besäet. Dieselbe besteht aus der Londoner City, der Westminster City, dann aus den Bezirken von Finsbury, Marylebone, Tower Hamlets, Southwork und Lambeth. Die gesammte Hauptstadt enthält 300 Kirchen und Kapellen der Landesreligion, 364 Dissenters- und 22 fremde Kapellen; 250 öffentliche und 1500 Privatschulen; 136 Spitäler, 156 Almosenhäuser, 205 andere Armenhäuser ungerechnet; 550 öffentliche Aemter; 14 Gefängnisse; 22 Schauspielhäuser, 24 Marktplätze. — In London werden jährlich 110,000 Ochsen, 776,000 Schafe, 250,000 Lämmer, 250,000 Kälber und 270,000 Ferkel, dann 220,000 Ctr. Schmalz, 260,000 Ctnr. Käse, 10 Millionen Gallonen Milch, 1 Million Quarter Getreide, oder 64 Millionen Quarter Brod, 65,000 Pipen Wein, 2 Millionen Gallonen Branntewein und 2 Millionen Fässer Porter und Ale consumirt. — Daselbst sind 18, 502 Schuhmacher, 14,552 Schneider, 2391 Grobschmiede, 2013 Schlosser, 5030 Zimmermaler, 1076 Fischhändler, 2662 Hutmacher und Strumpfwirker, 13,208 Zimmerleute, 6822 Maurer u. s. w. — 5416 Kunsttischler, 1005 Wagner, 2190 Holzsäger, 2807 Juwelire, 1178 Kleidertrödler (meistens Juden), 3628 Setzer, 700 Drucker, 1393 Papierhändler, 2633 Klein- und Großuhrmacher, 4227 Spetereihändler, 1430 Milchhändler, 5655 Bäcker, 2091 Barbiere, 1040 Krämer, 4322 Metzger, 1586 Käshändler, 1052 Chemiker, 4199 Tuch- und Leinwandhändler, 2167 Sattler, 1367 Kohlenhändler, 2133 Kupferschmiede, 1381 Färber, 2319 Bleiarbeiter, 907 Pastetenbäcker, 869 Riemer, 1246 Zinngießer, 803 Tabakhändler, 1470 Drechsler und 556 Leichenbesorger beschäftigt. Sämmtliche obbenannte Gewerbsleute haben das zwanzigste Lebensjahr überschritten. Ueberdies befinden sich in London 10,000 Privatfamilien, welche Modewaaren verfertigen, über 77,000 Handels- und Industrie-Anstalten, 4400 Wirthshäuser, 330 große Einkehrhäuser (Hotels), 470 Bier- und 960 Branntwein- und Weinhäuser. Die Themse bei und um London zählt gewöhnlich bei 5000 Schiffe und 3090 Bote, wobei 8000 Seeleute und 4000 Arbeiter beschäftigt sind. London bezahlt ungefähr den dritten Theil der gesammten Fenstersteuer Englands, nachdem seine 120,000 Häuser, mit mehr als 5 Millionen Pf. St. (bei 50,000,000 fl. C.-M.) besteuert sind, die übrige Grundsteuer in London wirft 7—8 Millionen Pfund Sterling ab.

(Drolliger Irrthum.) Ein reicher Bauer hatte in der Stadt die Oper „Lodoiska" gesehen. Am besten gefiel ihm der gefesselte Tyrann, der am Ende niedergeschossen wird. Als er

nach Hause kam, erzählte er den staunenden Nachbarn in der Schenke, was in der Stadt vorgegangen sei, und alle bedauerten, die Exekution nicht mit angesehen zu haben.

Nach einigen Wochen kamen zwei dieser Zuhörer in die Stadt.

„Schau mal, was es heut gibt in der Komödie!" sagte einer.

Der andere las: „Lodoiska! Ach! — Das ist die Historie von dem Polen, von dem uns der Nachbar letzthin erzählt hat."

„Was fällt Dir ein?" erwiederte jener; „der ist ja todt! hast's denn nicht gehört?"

„Was schadt das!" fällt dieser ein, „sie nehmen halt einen andern; was ist denn an einem solchen Kerl gelegen?"

Der gute Mann meinte wirklich, man schösse ihm für sein Eintrittsgeld allzeit einen Schauspieler im Ernste todt.

(Aus dem Tagebuch einer Neuvermählten.)

Am 5. Oktober. Gustav ist sehr liebenswürdig. Seine Sanftmuth, seine Gefälligkeit während diesen acht Tagen meiner Ehe sichern mir das Glück der Zukunft. Wie ist mir das Leben so leicht! Mein Zutrauen auf ihn ist ohne Gränzen. Ja, das wahre Glück besteht in dieser Mischung von Liebe und Freundschaft; von Sicherheit und Zärtlichkeit. Ich habe eine Novelle vom trefflichsten Geschmack.

Am 12. Oktober. Noch eine Woche des Glückes und der Einsamkeit. Welch' köstliches Leben, wenn ich nur kein Kopfweh hätte. Ich erwarte meinen Gustav, welcher heute seit sechs Uhr Morgens auf der Jagd ist. — Ha, da ist er ja!

Am 15. Oktober. Mein guter Gustav ist doch der Liebenswürdigste unter allen Ehemännern. Man kann nicht sanfter, nicht aufmerksamer, nicht zuvorkommender sein, wie er. Er schaut ein wenig zu oft in den Spiegel. Das ist ohne Zweifel eine kleine Albernheit. Die Männer überhaupt scheinen vor allen an sich zu denken. Das ist kein persönlicher Fehler des Einzelnen.

Am 16. Oktober. Gustav legte sich ehedem mit bloßem Kopfe schlafen; die schwarze Nachthaube steht ihm so übel.

Am 17. Oktober. Wie ich merke, kann Gustav auch von Zeit zu Zeit predigen. Das werde ich ihm abgewöhnen.

Am 18. Oktober. Er liest, gähnt und antwortet nicht.

Am 20. Oktober. Ich zanke und er geht seiner Wege.

Am 21. Oktober. Ich weine, er dreht sich auf einem Fuße herum.

Am 22. Oktober. Wir sind böse gegeneinander geworden, aber recht sehr. Ich will doch sehen, ob er seine Tyrannei begründet.

Am 2. December. Das Ungeheuer! Er ist in der Residenz. Er hat mich verlassen. Ich bin das unglücklichste unter den Weibern. Ich werde ihn nie wiedersehen. Eine Scheidung in aller Form.

Am 5. December. Jetzt kenne ich ihn ganz. Ein gemeiner Geist mit vielen Ansprüchen, mit dem Kopfe eines Kaufmannes und dem Herzen eines Gecken. Ueberdies, er ist aber mein Mann.

Am 10. December. Er ist zurückgekommen mit meinem kleinen Vetter. Das laß ich mir gefallen.

Am 11. December. Man hat sich ausgesöhnt. Wir haben eine Fahrt auf dem Wasser gemacht, der auch mein Vetter beiwohnte. Er wohnt im linken Flügel des Hauses, das ist nun ausgemacht.

Am 15. December. Gustav ist immer auf der Jagd.

Am 18. December. Ich fange an, mich an den Ehestand zu gewöhnen.

— Eine Schauspielerin hatte auf der Bühne die Worte zu sagen: „Ich höre ihn kommen; besser ist es, ich gehe, als mit ihm in Collision zu kommen." Sie versprach sich aber, indem sie sagte: „Ich höre ihn kommen; besser ist es, ich gehe, als mit ihm in Convulsion zu kommen."

— Der Bürgermeister in S* forderte unlängst in öffentlichen Blättern lusttragende Aerzte auf, sich in seinem Wohnorte niederzulassen, „denn," fügte er hinzu — „das Bedürfniß hier keinen Arzt zu haben, wird mit jedem Tag allgemeiner."

— Als eines Tages ein Theaterdirektor seine Schauspieler nicht bezahlen konnte, und Alle mit einer natürlichen Anwandlung von Verzweiflung ihm ankündigten, daß sie nicht mehr auftreten würden, gab des Direktors Freund, der Komiker der Truppe, der Scene plötzlich eine andere Wendung. Er steckte seine Finger in den Mund, nahm seine falschen Zähne heraus und legte sie gravitätisch auf den Schreibtisch des Direktors.

„Da ich doch nichts mehr zu essen habe — hier sind meine Zähne — ich brauche sie nicht mehr!"

Alles mußte lachen und der drohende Ausbruch war für den Augenblick noch beschwichtigt.

— Eine Dame weigerte sich, etwas in den dargereichten Klingelbeutel zu werfen; als sie nach Hause kam, sah sie, daß ihre Börse ihr entwendet war. „Gott," sprach sie hierauf zu sich selbst, „konnte nicht den Weg zu meinem Herzen finden, dafür fand der Teufel den Weg zu meiner Tasche."

— Ein Soldat kommt etwas angetrunken in die Kaserne. — „Wo hast Du Deinen Säbel gelassen?" fragt ihn der Hauptmann.

„Ach, Herr Hauptmann, — —"

„Nun, was?"

„Ich war so verdrießlich, so giftig —"

„Wirst Du endlich —"

„Na, Herr Hauptmann, wenn ich's denn sagen soll — ich war so giftig und unzufrieden mit mir selbst, daß ich mir den Säbel durch den Leib gejagt habe!" —

Er hatte ihn verkauft und das Geld vertrunken.

— Die Gesundheit des Königs von Hannover ist von der Krankheit, die sich derselbe durch Erkältung am Rheine zugezogen, sehr angegriffen worden und noch immer nicht ganz hergestellt. Das Land flehe zum Himmel, er möge ihm seine kräftige Constitution wieder zurückgeben.

— Auf dem Markte zu Wigan (England) wurde am 6. Oktober eine Frau aus einem benachbarten Orte von ihrem Manne öffentlich feil geboten. Es fand sich ein (wahrscheinlich früherer) Liebhaber, der sie mit 26 Schillingen bezahlte.

Stadt-Theater zu Leipzig.

Montag, den 31. Oktober 1842:
„Richelieu; oder: Die Tage der Geäfften." Schauspiel in 5 Aufzügen von Bulwer, in deutscher Bearbeitung von Braunfels. — Herr Döring vom Hoftheater zu Stuttgart — Richelieu als Gast.

Es giebt Erzeugnisse in der dramatischen Literatur, deren Anschauung von der Bühne herab dem Publikum oft nur zu Theil wird, wenn ein renommirter Gast erscheint. Ehe dies geschieht, lesen wir aber vielfach von der großartigen Auffassung und Durchführung der Titelrolle und der Gast selbst versäumt nicht, das Stück als ein Meisterwerk anzupreisen. Hier wirft der prüfende Verstand die Frage auf: Warum, wenn das Stück so ausgezeichnet ist, fühlen sich die Direktionen nicht veranlaßt, es dem Repertoir einzuverleiben? Hier liegt der Hase im Pfeffer. Die Manier, Stücke zu schreiben, wo sich eine oder zwei Rollen vorfinden, die der Individualität berühmter oder wenigstens tüchtiger Schauspieler angemessen sind, nimmt jetzt immer mehr überhand. Nicht allein im Auslande ist dies zur Mode geworden, nein! auch bei uns, und der befähigte Raupach thut dies fast durchgängig. Der Einwurf: mir schwebten die Schauspieler meiner Bühne bei Entfaltung der Charaktere vor und ich sah sie im Geiste schon die Rolle spielen, ist null und nichtig. Die Eitelkeit der Darsteller tritt hier zu Tage, denn diese sind es vorzüglich, die den Dichtern um den Bart gehen, sogenannte Force-Rollen oder Paradepferde für sie zu schreiben, das heißt zu deutsch ein Stück, wo ich ganz allein glänzen kann, wo nur eine Hauptrolle ist und das Andere nichts wie Episoden. Ein leeres flaches Land mit einem einzigen veritablen Schlosse, welches mein gehört, wo ich ganz allein residire und mich dem Bauernvolke, den Leibeignen bemerkbar mache. Ein Bild, worauf mehre Figuren; die Eine mit prächtigen glänzenden Farben, die Andern mit Bleistift, damit ich hervorsteche und die Andern in den Hintergrund treten. Ein solches Stück ist „Richelieu," und Herr Döring weiß nur zu gut, daß man mit solchen Dingen den Sieg erringt, da er keinen Nebenbuhler um sich hat, der mit ihm um die Palme kämpfen könnte. Döring ist ein Künstler, wie es wenige gibt, obgleich er nicht verschmäht, hier und da Mätzchen zu machen, die man an der Bühne, wo er eigentlich engagirt und eingebürgert ist, nicht gut heißen möchte. Damit verblüfft er die Menge, nicht aber Denjenigen, der Jahre lang hinter den Coulissen des Theaters und der Kritik gestanden und recht wohl weiß, wie man Donner und Blitz macht. Abgesehen von dem Allen war die Anlage und Durchführung des Kardinal Richelieu ein Meisterwerk und der Zenith seiner Größe war der vierte Akt, der eigentlich aller Handlung entbehrt und nur Worte, nichts als Worte hat. Am Schluß dieses und des fünften Aktes erzeugte man dem Gaste die Ehre des Hervorrufens. Herr Düringer hatte, wie dies bei ihm sehr oft der Fall, wiederum sehr schlecht memorirt und verhaspelte sich an einigen Stellen sehr bedeutend, was wir diesmal dem schnellen Einstudiren des Stückes beimessen wollen, welches nach zweijähriger Ruhe durch Herrn Döring wieder aufgeweckt wurde. Am Schlusse wurde Madame Dessoir gerufen und — Herr Düringer kam auch mit. Dies scheint er nicht zu vergessen!

Pariser Modenbericht.

Die Staatskleider haben enge Aermel mit mehreren Reihen von Querstreifen, die mit kleinen Knöpfen in derselben Farbe besetzt sind. An den Negligekleidern dagegen sind die Aermel weit.

Die Leibchen sind garbenförmig in Falten gelegt, welche von dem Aermelloche ausgehen und haben zum Neglige eine rundliche, zum Staate eine sehr lange und spitze Schneppe.

Bei den Abendkleidern mit kleinen engen und sehr kurzen Aermeln befindet sich eine viereckige tief ausgeschnittene Pelerine, die sich vorn in der Gestalt eines umgekehrten V (Λ) öffnet.

Die Röcke sind entweder mit zwei nicht sehr breiten Volants oder mit drei Mal Querstreifen besetzt. Kleider für jugendliche Mädchen haben nur drei Falten, oder ganz glatte Röcke.

Die leichten Kleider haben drei Röcke, die an jeder Seite durch ein Bouquet kleiner Blümchen aufgenommen sind. Zwei kleine ganz ähnliche Bouquets auf den Achseln scheinen die Falten des Leibchens zu halten. Ein Tarlatankleid hat eine gestickte Guirlande über jeder Falte; dieselbe Stickerei findet sich kleiner an dem Bündchen des Leibchens, das à la vierge geschnitten ist, und unten an den kurzen Aermeln à la Ninette.

Von Hüten sah ich einen weißen Hut von Sammet-Plüsch, der mit Blättern von Band ausgeputzt war; ferner einen weißfarbigen Hut von Orau-Sammet mit Blonden und Veilchen garnirt; dann ein Blondenhäubchen mit einer Haidguirlande von wilden Rosen und zierlichen kleinen Palmenblättern, und endlich ein Spitzenhäubchen mit apfelgrünen Bändern und Haideblümchen. Camails sind von indischem Gros mit Schnürenstickerei und von Sammet mit Posamentirarbeit in Sammet garnirt. Ferner sehen wir einen allerliebsten Ueberwurf von blauem Atlas, mit rosa Atlas gefüttert und mit Schwan besetzt; so wie eine Pelerine von Marder, die so schön fällt wie eine Pelerine von leichtem Stoff.

Alle Damen, denen man begegnet, tragen sehr große Camails von schwarzem Sammet, die mit Pelz, Posamentirarbeit, Stickerei ꝛc. besetzt sind und Casamaicas von Sammet oder Atlas mit ähnlichem Ausputz, und dazu ein Capote von schwarzem, penseefarbigem oder dunkelgrünem Sammet mit einer glattaufliegenden Feder in derselben Farbe oder einem Bouquet von Sammetblumen, einen kleinen Kragen ganz von Spitzen, einen Muff, der an den beiden Enden durch zwei lange Sammetschleifen zugemacht ist, Handschuhe mit Aufschlägen von Sammet mit Knöpfen und besonders einen Schleier von schwarzen Spitzen, wenn der Hut von Sammet ist; oder von weißen Spitzen, wenn er von weißem oder blaßblauem Atlas ist.

So kleiden sich jetzt die Damen, welche der neuesten Mode folgen.

Wie es scheint, werden die Spitzen in unsern Wintermoden so vorherrschen, daß man selbst zwei bis drei Volants von Spitzen auf die Sammetkleider sehen will.

Herrenmode. Zwischen den diesjährigen Fracks und jenen vom letzten Jahre besteht ein in die Augen fallender Unterschied; die Schöße sind nämlich wieder lang und viereckig geschnitten, aber eben so breit wie sonst. Die Revers sind breit, liegen glatt und haben gar keine Garnitur; die Aermel sind eng, der Kragen ist niedrig und die Taillenknöpfe stehen weit auseinander. Die Farben, welchen man allgemein den Vorzug gibt, sind englische Bronze, Blau und Schwarz.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 7. (4. Jahrgang. IV. Quartal).

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 8. (Sonnabend, den 19. November.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ⅓ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Monsel.

Genrebild aus den letzten Feldzügen in Algier.

(Beschluß.)

Immer waren die französischen Detachements gegen die Wüstensöhne fechtend glücklich im Kampfe gewesen, ein Duar wurde nach dem andern verheert, die ärmlichen Hütten gingen in Flammen auf, und die Bewohner wurden mehr und mehr zurückgedrängt in das Innere des Mutterlandes, und mußten den heimathlichen Boden dem sieggewohnten Feinde überlassen, um auf die, reichen Keim der Erträgniß in sich tragende Erde, europäische Civilisation zu verpflanzen.

In letzterer Zeit war es aber anders; oft mußten die französischen Kolonnen den Sieg den Arabern überlassen, und wenn die europäische Waffe siegte, war dieser Sieg meist mit vielem Blute erkauft.

Die Araber zeigten sich kampfgeübter als sonst, die Stämme fochten geschlossen, ihre Angriffe waren planmäßig organisirt, und aus dem Ganzen ging hervor, daß ein fremder Geist ihre physischen Kräfte lenkte.

In Algier erregte die Kühnheit der Feinde, die Frechheit ihrer Angriffe und ihres tollen Vordringens bis an die Mauern der Hauptstadt Sensation, verstärkte Detaschements wurden vorgeschoben, und der kleine Krieg nahm einen rascheren Gang.

Des Renegaten Ansehen unter den arabischen Stämmen wurde indeß immer größer, sie sahen ein, daß sie die über ihre Glaubensfeinde in der letzten Zeit errungenen Vortheile, nur ihm zu danken hatten, deshalb sendete ihm Abd-el-Kader einen Ehren-Burnus, aber je festere Wurzel sein Ansehen bei den Stämmen faßte, desto ungebändigter trat auch sein Egoismus, sein leidenschaftlicher Haß, seine fürchterliche Rachgier hervor.

Wenn er bespritzt mit Blut auf schäumendem Berberrosse zurückgekehrt aus dem Kampfgewühl, wenn er, um den neuen Glaubensgenossen seine unauslöschbare Feindschaft gegen die Franken zu beweisen, und so seinen Einfluß mit dem Leben der Heimathsbrüder zu kräftigen, arme Gefangene hinschlachten, und ihre triefenden Häupter als Siegestrophäen vor seinem Zelte aufpflanzen ließ, konnte Alme allein den grinsenden Tiger bändigen. Sie allein hatte eine magische Gewalt über ihn. — War es gleich nicht die Allgewalt der Liebe, die ihn zu fesseln vermochte, so hatte doch die reine Unschuld, die hingebende ungeschmälerte Treue, mit welcher ihm Alme stets zugethan war, die schweren Opfer, die sie ihm gebracht, noch einen Keim des Guten in seinem Herzen wach gehalten; darum war er sanft wie ein gezähmter Löwe, wenn Alme den gerundeten Arm um seinen Nacken schlang, wenn ihr liebend Auge auf seinem Antlitz ruhte, wenn ihr heißer Kuß auf seiner Lippe brannte.

Alles dies sah Affra, die Tochter eines Negerfürsten, welche ein befreundeter Scheikh als Siegesbeute ei-

nes Raubzuges nach dem Innern Afrikas mit sich gebracht.

Affra, deren Haut so schwarz wie Ebenholz, deren Zähne so weiß wie Meeresschaum, deren Augenpaar so feurig wie der Sonnenstrahl des Landes, welches sie geboren, deren Lippen so roth wie Cochenille, deren Formen so üppig wie die der mediceischen Venus, Affra, die jugendliche Negerin, sah den schönen Franken und — liebte ihn, sie liebte ihn mit südlichem Feuer, zugleich aber mit dieser Liebe bemächtigte sich ihrer das Gefühl der Eifersucht, der unaustilgbaren, die immer Verderben brütet.

Unter dem Scheine der Freundschaft gewann die Negerin die Zuneigung der harmlosen Alme; mit all' den Künsten, welche den Reizen eines schönen Weibes zu Gebote stehen, suchte sie sich wie eine Viper in Monsels Herz zu schleichen, um die Blüthen der Freundschaft, Liebe und Treue mit einemmal zu zerknicken durch ihren Gifthauch.

Mochte der Renegat zu beschäftiget sein mit den Entwürfen seines Geistes, oder bewahrte der Genius des Guten ihn von dem bösen Omen, Afra's Schmeicheleien blieben unbeachtet, desto höher stieg die Leidenschaft des gereizten Weibes. Sie erspähte jeden Schritt des Mannes, den sie sich eigen machen wollte um jeden Preis. Oft wandelte dieser, wenn es Abend wurde, südwärts an den Ufern des Bächleins, welches nahe am Duar dahinfloß, und gedachte da der wichtigsten Momente seines Lebens, seiner Hoffnungen, seiner Pläne.

Als er einstmal wieder sich nahte der Quelle der silberhellen Mina, deren kühlendes Naß sich sammelte in einem romantischen Felsenbecken, das, geheiligt dem großen Propheten, den arabischen Frauen zum Bade diente, vernahm er ein leises Plätschern, und sah durch die grünenden Zweige in magischer Mondbeleuchtung eine zarte Mädchengestalt, der Schöpfung Meisterstück, tändeln mit der krystallenen Fluth.

Er stand festgewurzelt, die Wassernixe schien ihn schon erwartet zu haben, ihr schmachtender Blick fiel auf ihn, und die Arme streckte sie ihm entgegen, ihn zu umfangen in Liebe und Lust, es war die schöne Negerin!

Schon wankte des Mannes Treue, schon wollte er huldigen der schwarzen Brunnennymphe, da umschlang von rückwärts der Gattin Hand den Gatten und lispelte ihm zu mit begeisterter Stimme: „Verachte dieses Weib, die wie ein böser Dämon Dich umschleicht, zu morden Deine und meine Ruhe, mir zu rauben das theuerste Kleinod, den Geliebten und Vater meines Kindes! Schon lange sah ich ihren lüsternen Blick auf der auserlesenen Beute schweben, komm! wohl, daß es ihr nicht geglückt, ich kannte ihre Verführung und folgte Dir."

Monsel warf einen Blick der Verachtung auf die Vernichtete und folgte seiner lieben Alme, das Gefühl der Scham in seiner Brust, daß er fast zu wanken begonnen in dem Kampf für die Treue eines solchen Weibes.

Wie sie eben Arm in Arm, Aug in Aug eintreten wollten in das heimische Zelt, da schoß die Negerin vorüber wie ein Pfeil, gespannt von rächender Hand auf die elastische Sehne, Rache und Wuth in den verzehrten Zügen, einen blinkenden Dolch in der Rechten, laut rufend: „Alme! diesem fällst Du — er meiner Rache anheim."

Des andern Tags war Affra aus dem Duar verschwunden.

Zu gleicher Zeit sprengten arabische Reiter vor das Zelt des Renegaten und brachten die Nachricht von dem Anrücken feindlicher Kohorten. Heute war der Scheikh, in seiner durch die letzten Begebenheiten aufgereizten Phantasie, gerade gestimmt zum fürchterlichen Kampfesspiel. Auf sprang er von der seidenen Ottomane, ertheilte rasch die nöthigen Befehle; im ganzen Duar herrschte Geschrei und Verwirrung, einzelne Reiter jagten auf schäumenden Pferden nach Süden, zu rufen die verbrüderten Stämme zum gemeinsamen Kampf, und während Weiber und Kinder die Heerden zusammentrieben, die Greise das Beste an Hab und Gut auf dem Rücken langhälsiger Dromedare luden, um gerüstet zu sein zur traurigen Flucht, wenn Gatten und Väter sterbend fallen sollten; schaarten sich die Männer und die kräftige Jugend Mann an Mann.

Das lange, weithin todtsendende Feuerrohr auf dem Rücken, die türkische Pistole in dem Gürtel, harrten sie auf edlen Rossen des Führers.

Jetzt sprengte er heran; der sich bäumende Araber kaute an dem Gebisse der mit Edelsteinen besetzten Zäumung, und der Sonne Licht spiegelte sich in der langgeschweiften golddurchwirkten Satteldecke, auf welcher mit racheglühenden blitzenden Augen der Renegat saß, den Damascener-Säbel schwingend. Er theilte die Streiter in kleine Häuflein, gab Befehl, daß im heutigen Kampfe das Leben jedes Feindes verfallen und kein Pardon zu gewähren sei, versprach Lob und Beute. — Ein alter Marabout, des Stammes Priester, trat hervor mit des Halbmonds Panier und stimmte an einen ergreifenden Schlachtensang, und dahin flogen in gestrecktem Carriere die Reiter, sich in den weiten Ebenen in eine lange Kette auflösend, zu erspähen der Feinde Bewegung, um sie durch stete Angriffe zu beunruhigen.

Nun rückten die benachbarten Stämme zusammen, die unerbittlichen Kabylen, die fürchterlichen Hatschutten, die Reiter der Beni=Mussa; die Scheikhs lagerten sich auf farbigem Teppich, und schlanke Negersklavinnen und Diener reichten ihnen dampfenden Mokkasaft und die rauchenden Chibouks, während sie sich mit Monsel beriethen.

Die Hatschutten, die Grausamen, welche sogar die Todten noch verstümmeln, brachen zuerst auf, und bargen sich im Hinterhalt eines tiefgelegenen Moorgrundes, bewachsen mit dichtem Schilfe und Mimosen. Schon hörte man in der Ferne einzelne Schüsse und sah den Rauch der brennenden Erndten der armen Araber aufsteigen. Die übrigen Stämme rückten in die Ebene vor, während die Beni=Mussa=Reiter die Wellen der Mina durchritten, und so unvermerkt des Feindes Flügel zu umgehen suchten.

Nun wurde das Gefecht allgemein, die vorausgerückten Reiter brachen überall hervor, hinter diesen in Massa die Kabylen und das Fußvolk, geführt von dem Renegaten. Nicht lange währte das Kleingewehrfeuer, bald focht Mann gegen Mann, die Franken sich ihrer Bajonette, die Araber ihres Yatagans bedienend.

Die Kabylen wichen weiter und weiter, die Chasseurs d'Afrique, die Spahis und ein Bataillon der Fremdenlegion verfolgten sie hitzig, da brachen die Hadschuten, die Menschenwürger hervor und Ströme Blutes flossen.

So währte der Kampf bis zum Abenddunkel. Die Franken siegten zwar, die Feinde flohen, doch dieser Sieg war theuer erkauft, denn hundert entseelte Brüder beleuchtete der emportauchende Mond, geplündert, ausgezogen waren die Gefallenen, das Haupt vom Rumpfe getrennt hing am Sattelknopf der Fliehenden, und auf den nackten Rücken der Leichen stand mit schneidendem Dolch in Blut geätzt: Monsel! Gräßlicher Anblick! der Stempel von des Renegaten Macht und seiner rächenden Gewalt.

Nun war den Franzosen wohl klar die Kühnheit, womit sich die Araber schlugen, die Regelmäßigkeit und der Erfolg ihrer Angriffe.

Des andern Tages haftete an den Thoren von Algier, an den Häusern der Kolonisten, an den Kasernen, eine Proklamation, die Jedem tausend Zechinen Belohnung versprach, welcher den Frevler todt oder lebend dem Arm der strafenden Gerechtigkeit überliefern würde.

Der Renegat, nicht gewarnt hierdurch, sondern erfreut über die Bestürzung der Algierer, setzte desto unerschrockener seine Rachezüge fort, bald fliehend, bald siegend, war er der Schrecken des Landes. —

Noch war sein Aufenthalt unerforscht und unentdeckt.

So war er einst wieder ausgezogen in den Kampf Alme wartete seiner Rückkehr voll Liebe, voll Sehnsucht Schon dunkelte es und am heitern Abendhimmel leuchteten die blinkenden Sterne, und noch weilte er ferne.

Der Allahruf der Moslims ertönte dumpf und hohl, die Hüter trieben die Kameele und Schafe ein, und rings ward alles ruhig und stille, noch immer kam er nicht, weder er noch seine Reiter.

Da nahm Alme ihre Mandoline zur Hand und setzte sich vor das Zelt hin, eine düstere Ahnung umwölkte ihr Herz, sie war so traurig, so wehmuthsvoll gestimmt wie noch nie.

Auf hob sie das Auge, auf den Blick, und träumte in die Vergangenheit, sie sah den greisen Vater, jenseits liebend die Arme ausbreiten nach dem theuern verlornen Kind und winkte den Sklavinnen, um allein zu sein in dieser ahnungsvollen Stunde.

Wie diese sich zurückgezogen, schlich zwischen den Zelten eine dunkle Gestalt heran, von der man nichts gewahr ward als das Feuer zweier blitzenden Augen, und einen blinkenden Dolch, welcher glänzte wie Abendgold; unbemerkt kam sie näher und näher.

Jetzt berührte Alme die Saiten, sie sang, ohne es zu wissen, ihr Schwanenlied.

Die Negerin sprang herbei und tauchte den Dolch tief in die Brust der Armen.

In Algier war es bewegt und lebhaft. Die Allarm-Trommel wirbelte, die Garnison zog über den Platz nach der Haide außer dem Hafen=Quai.

In der Mitte des Zuges schritt ein Mann, blassen Antlitzes, das Auge gesenkt und fahl. An dessen Seite der Pater des Regiments. — Es war sein letzter Gang.

Das Regiment machte Halt und bildete auf das Kommando des Chefs ein Quarré. Am Sandhügel kniete ein Krieger, unerschrocken wie im Leben auch im Todeskampfe. Fünf Schützen des Bataillons von Valenciennes treten vor, lautlose Stille! der die Exekution führende Offizier schwenkt den Degen, fünf Schüsse knallen und Monsel, zollend den Tribut der strafenden Gerechtigkeit, hat ausgelitten.

Aus dem Gouvernementspallaste aber schreitet denselben Moment Affra, die Negerin, in der Hand den Blutlohn, den Beutel mit tausend Zechinen.

Der Walzer.
(Beschluß.)

Der Deutsche nimmt sich ein Weib, um ihm treu zu bleiben, bis der Tod das Band löst; und dies Weib ist nicht seine Sklavin noch seine Gebieterin, er nennt sie seine Hausehre, seine Liebste, seinen Schatz. Als Genossin aller seiner Freuden, Leiden und Pläne, als seine unzertrennliche Lebensgefährtin, als Theilnehmerin seiner Würden und Ehren, als Mutter und Erzieherin seiner Kinder, weiß sie seine innersten Gedanken, theilt sie seine geheimsten Sorgen, ist sie die Vertraute seines Herzens! Im Verkehr mit andern Frauen über das nothwendige Maß der Artigkeit hinauszugehen sieht er für einen Verrath, sie für einen Raub an; seine Frau blos als seine Haushälterin zu betrachten, blos als eine Gehilfin, ohne die nun einmal der Mann nicht gut zurechtkommen könne, ist ein Gedanke, den der Deutsche Gott sei Dank auch jetzt nur noch in seltenen Beispielen bei seinen Landsleuten durchschimmern sieht.

Dies die Umrisse des Gemäldes, welches in der Regel, denn Ausnahmen bestehen überall — das häusliche, das eheliche Leben des Deutschen darbietet. Lasset uns nun ihm gegenüber in kurzen Zügen das Bild hinzeichnen, das uns der Nachbar jenseit des Rheins im Schooße seiner Familie vorführet.

Alle Diejenigen, welche bei einem längeren Aufenthalt in Frankreich das Volk, welches dies gesegnete Land bewohnt, in der Nähe betrachtet haben, stimmen in der Erklärung überein, daß das dortige Familienleben nicht der Schatten des unsrigen sei, daß Gleichgültigkeit und glänzender Anstrich auf hohlem Grunde alles beherrschen. Der Franzose ist im Ganzen zu Hause am wenigsten heimisch, die Gesellschaft und das öffentliche Leben sind sein Element. Hier ist er liebenswürdig, beredt, witzig; hier schimmert sein Geist in voller Farbenpracht, wie ein Schmetterling in den Strahlen der Sonne. Dieser Schimmer genügt ihm und läßt ihn das warme Herz nicht vermissen, nach dem der Deutsche überall zuerst sucht, das man aber bei dem geselligen Franzosen selten findet. Sehr selten kann man daher auch diesem das Lob häuslicher Tugenden spenden, während man ihm in geselligen Talenten unbedingt den Preis zuerkennt. — Der Franzose erblickt in der Ehe etwas Nothwendiges, einen sauern Apfel, in den man nicht umhin könne, einmal zu beißen; aber er geht nicht gern daran, er erwartet von diesem Schritte nichts weniger als sein Lebensglück; denn — sagt sein Sprüchwort — der Mann hat in seinem Leben zwei gute Tage: der eine ist sein Hochzeitstag, der andere der Tag, an dem er seine Frau begraben läßt. Darum heirathet er gewöhnlich nicht eher, als bis er das Leben genossen oder, wie man es leichtfertiger ausdrückt, die Hörner abgestoßen hat. Sein Weib ist ihm nicht alles; er liebt sie eine Zeitlang, dann geht seine Liebe in Achtung über, d. h. er wird und bleibt galant; aber sie ist gewöhnlich nur Theilnehmerin seines äußern Lebens, nicht seines innern. Nach den Honigmonaten tritt zwischen Mann und Frau meist ein gleichgültiges Verhältniß ein; sie leben friedlich beisammen, aber nicht innig; jeder Theil geht seinen eigenen Weg, jeder läßt den andern gewähren, sehr oft sogar — wenn nur die Sache kein Aufsehen macht — in einem Punkte, wo der ruhige Deutsche gerade am empfindlichsten verletzt und bis zur Wuth, bis zum Morde entflammt wird. Daher ist es in Frankreich nicht allein in den höheren, sondern selbst in den niedern Klassen der Gesellschaft fast Regel, daß der Mann seine Gebieterinnen (Maitressen), die Frau ihre Anbeter hat; daher gibt es in Frankreich im Durchschnitt vielmehr sogenannte glückliche, d. h. äußerlich friedfertige Ehen, als in Deutschland, weil, wo Gleichgültigkeit herrscht, auch Friede zu herrschen scheint und größere Zärtlichkeit auch größere Empfindlichkeit im Gefolge zu haben pflegt. Dies alles wirkt denn auch auf die Kindererziehung zurück. Weder Vater noch Mutter kümmern sich viel darum; Ammen, Gouvernanten, Hauslehrer und Pensionsanstalten übernehmen das lästige Geschäft; die Eltern sind glücklich, wenn es die Kinder nur in der geselligen Bildung weit genug bringen. „Es gibt keine Kinder mehr,“ sagt bezeichnend in dieser Hinsicht abermals ein französisches Sprüchwort. — Die Ehe ist in Frankreich wesentlich ein bloßer bürgerlicher Vertrag; aus alter Gewohnheit läßt man wohl die Kirche den Segen darüber sprechen, aber ein Herzensbedürfniß der künftigen Gatten ist dies nicht. Daher denn — nicht etwa häufigere Ehescheidungen als bei uns — Ehescheidungen machen Aufsehen, und das Aufsehen scheut der Franzose wie ein gebranntes Kind das Feuer; — wohl aber eben jenes schon berührte gleichgültige Verhältniß, das man um des Anstandes und der bürgerlichen Ordnung willen so lange unterhält, wie sich's ertragen läßt. —

So sieht es im Allgemeinen mit dem häuslichen Leben in Frankreich aus. — Aber, werden unsere Leser fragen, was haben denn alle diese ernsten Dinge mit einem Spiele, mit dem Tanze, dem Walzer zu schaffen? — Die Antwort mag Schiller für uns geben, wenn er sagt; „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.“ Denn man halte nur an die eben gegebene Charakterschilderung der beiden Völker den Gegenstand, um dessentwillen wir

dieselbe entwarfen: so scheint uns auf den ersten Blick nichts klarer zu sein, als daß man im Familienleben der Franzosen und der Deutschen Grund- und Urbild ihrer Nationaltänze zu suchen habe. Wir wollen mit dem deutschen Walzer beginnen. Der Tänzer wählt sich eine Tänzerin und, wenn sich in seinem Herzen bereits eine Neigung regt, sicher das Mädchen zur Tänzerin, die im Besitze seiner Neigung ist. Die Arme verschlungen, Herz an Herz, Aug in Auge fliegt er durch die Reihen dahin. Die andern Paare, die übrigen Frauen sind nicht für ihn da; er lebt jetzt nur für die eine, die er sich zur Tänzerin erkoren. Einfach und immer sich gleich sind die Bewegungen des Walzers; wie das häusliche Leben selten in seiner Eintönigkeit unterbrochen wird, so dreht sich das walzende Paar immer in demselben Kreise herum; wie Mann und Weib im Leben alles gemeinschaftlich haben, thun und dulden, so führt im Walzer kein Theil des tanzenden Paares seine Wendungen allein aus, sondern beide vollenden immer vereint dieselbe Bahn. So lange der Tanz dauert, hält der Tänzer die Tänzerin fest umschlungen, erst, wenn der letzte Ton der Musik erstirbt, läßt er sie los. Dieses treue, unzertrennliche Zusammenhalten tritt noch schärfer hervor unter dem Volke. Hier genügt es dem Tänzer nicht, seine Tänzerin blos während eines und desselben Reigens zu besitzen, sondern gewöhnlich bindet er sich für die ganze Dauer des Festes an sie und überläßt sie nur selten an einen andern, gern höchstens an einen Freund, mit Widerstreben an einen, der ihm ferner steht, und einem Nebenbuhler gegenüber besiegelt er seine frühern Ansprüche oft sogar mit seinem Blute. In der vornehmen Welt ist das freilich anders geworden. Hier verbietet die gute Lebensart dem Manne mehr als einmal an einem Abend mit demselben Mädchen zu tanzen. Aber diese Kreise haben schon dem fremdländischen Einflusse Thür und Thor geöffnet und können daher auch nie einen Maßstab für die Beurtheilung von Volkseigenthümlichkeiten abgeben.

Vergleicht man nun mit dem Walzer den französischen Tanz, so wird die Bedeutung des ersteren nur noch deutlicher in die Augen springen. Auch hier verläugnet der Franzose seinen Charakter nicht. Der Tänzer wählt sich eine Tänzerin, wie der Mann eine Frau: aber weder er fühlt sich an sie gebunden, noch sie an ihn; er theilt ihren Besitz mit andern, und andere theilen ihren Besitz mit ihm, wie z. B. beim Contre und Cotillon.

Galant wie im Leben sein Verhältniß zu seiner Frau ist im Tanze sein Verhältniß zur Tänzerin. Beide gehören zusammen, ohne sich Zwang aufzuerlegen. Der Tänzer beginnt stets mit einer artigen Verbeugung, aber nicht etwa blos gegen seine Tänzerin, sondern gegen die ganze tanzende Gesellschaft; er würde sich's zur Sünde anrechnen, wenn er über der einen die übrigen vernachlässigen wollte. Darum tanzt er nicht allein mit der, welche er aufgefordert hat, sondern mit allen der Reihe nach. Gesellig wie sein ganzes Wesen ist sein Tanz, während man den Walzer einen häuslichen Tanz nennen möchte. Jenen hat die Galanterie erfunden, diesen die Liebe, die Treue. Dies scheint uns die Bedeutung des deutschen Walzers. Ob andere die Sache ebenso ansehen werden, müssen wir dahingestellt sein lassen. Niemand wird jedoch wenigstens dem Gedanken seine Anerkennung versagen, daß alle Eigenthümlichkeiten eines Volkes in Sitten und Gebräuchen ihren Grund im Charakter derselben haben; daß sie niemals zufällig entstanden, sondern nothwendig aus dem ganzen Wesen des Volks hervorgegangen sind, so nothwendig wie an einem Rosenstocke Rosen und keine Veilchen sprießen; und daß endlich der Versuch, sich solche eigenthümliche Erscheinungen des Volkslebens, wie die Nationaltänze sind, aus dem ganzen Charakter des Volkes zu erklären, wohl einer kleinen Mühe werth sei. Gebe es besser, wer es besser weiß.

Aus der Cholerazeit.

Der Doktor Konstantinus erzählte eines Abends unserer Frau Gräfin folgende Geschichte:

Ich hatte bereits seit mehreren Jahren den Doktorhut erworben, als die morgenländische Brechruhr Paris erreichte und seine Bewohner würgte. Man muß die entsetzliche Seuche in der Nähe gesehen haben, um sich von ihren Schrecknissen einen Begriff machen zu können, und so lang ich lebe, werd' ich das unerhörte Grausen jener Zeit nicht vergessen. Ermessen Sie das aus einem Umstand: die Todten wurden nur des Nachts in aller Stille fortgeschafft, und uns Aerzten war verboten, die Zahl der Opfer zu veröffentlichen, um nicht Furcht und Schrecken der Lebenden zu vermehren, deren eben so viele der Furcht vor der Krankheit, als der Krankheit selbst unterlagen.

Ich war dem Grenir d'Abondance, welches man in ein Choleraspital umgeschaffen hatte, zugetheilt. Die Anzahl der Kranken, die man zu uns brachte, war so groß, daß das kolossale Gebäude nicht Raum genug hatte für Alle, denn jeden Augenblick brachte man einen, so, daß sie genöthigt waren, wie bei den Theatern Queu zu machen, harret, bis der Tod einige Betten leer machte.

Als ich eines Morgens die Visite in dem meiner Behandlung zugetheilten Saale beendigt hatte, hörte ich, daß ein Krankenwärter nach einem disponiblen Arzte für auswärts frage. Ich bot mich an, und erhielt eine Karte mit der Adresse eines Herrn Dumiège, wohnhaft in der Rue Culture St. Catherine. Ich stieg in ein Kabriolet, welches am Thore wartete, und befand mich nach 12 Minuten in einem großen Salon im ersten Stock eines der schönsten Häuser der bezeichneten Straße.

Als ich in den Salon trat, fand ich daselbst fünfzehn Personen, welche wie Besessene herumrannten, die Hände rangen, schrien — es war ein so schrecklicher Lärm, daß ich, betäubt davon, ganz den Zweck vergaß, welcher mich inmitten dieses höllischen Getöses führte. Abgesehen von diesem entsetzlichen Tumulte war noch sonst etwas Seltsames an den Personen, welche ich da fand. Wenn mir der Kabrioletführer nicht gesagt hätte, er bringe mich zu einem Rentier, würde ich geglaubt haben, in einem Pensionate zu sein, denn ich zählte zwölf Mädchen, alle gleich gekleidet in grünem Alapine, und Alle die Haare à la Chinoise hinaufgekämmt.

Als man endlich meine Anwesenheit im Salon bemerkte, trat eine Ruhe ein auf die frühere Bewegung. Herr Dumiège und seine Frau traten auf mich zu, nahmen mich bei der Hand und führten mich zu einem andern Mädchen, welches ich Anfangs gar nicht gesehen hatte. Sie lag ausgestreckt auf einem Sopha, ihre Arme und Beine waren ganz steif, wie es bei heftigen Konvulsionen der Fall ist, ihr Gesicht war blau, der Mund abscheulich verzogen und der Blick ganz stier. Den Symptomen zufolge, glaubte ich bereits zu spät gekommen zu sein, und daß hier nichts mehr sich thun ließe. Um jedoch meiner Gewissenhaftigkeit vollständig zu genügen, wendete ich einen starken Aderlaß an, und derselbe hatte, zu meinem größten Erstaunen ein glückliches Resultat; die Glieder der Kranken fingen an sich zu dehnen, die Flecken im Gesichte verschwanden zum Theil, der Puls wurde regelmäßiger, und das Bewußtsein schien zurückzukehren.

„Jetzt," sagte ich zur Mutter, „bringen Sie das Mädchen in's Bett, geben Sie Acht, daß sie nicht zu stark zugedeckt werde, und lassen Sie mir schnell Schreibzeug geben, damit ich etwas verschreibe. Es ist vielleicht noch Hoffnung da."

„Aber, Herr Doktor," sagte die Mutter, „ist das wohl die Cholera?"

„Ja wohl; haben Sie es denn nicht errathen?"

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Nachträgliches über Leinberger's in Nürnberg Luftschiffmaschine.) Durch die nun nicht mehr gestörte Ablieferung des dünnen Messingblechs ist der Mechanikus Leinberger in Nürnberg seit mehreren Wochen sehr thätig mit dem Bau seines Ballonkolosses beschäftigt. Um die Größe und Kraft des Ballons selbst anschaulicher zu machen, ist genügend, daß der nun gebaut werdende Cylinder 40 Fuß Durchmesser, 120 Fuß Länge, 125⁵/₇ Fuß Umkreis, 88,809¹¹/₂₁ Kubikfuß Inhalt hat; der Ballon wiegt 15 Centner Material, hat 52 Centner Steigkraft, die Gondel wiegt mit Allem 38 Centner, folglich bleibt 14 Centner Steig- und Tragkraft für mitfahrende Personen. Und nach dieser Berechnung können progressiv Luftschiffe bis zu 500 Centner Ladung hergestellt werden. Unter Allem, was dieser herrlichen Erfindung den glänzendsten Erfolg sichert, ist es das für neu in der Aeronautik angewendete Gas ganz allein, was die Ausführbarkeit der Leinberger'schen Erfindung möglich macht. Dieses Gas, leicht und selbst während der Luftfahrt unausgesetzt in jedem Bedarfe zu erzeugen, mit geringen Kosten anzuschaffen (die Füllung von 84,000 Kubikfuß kostet weit unter 400 Fl., während eben so viel Wasserstoffgas 4000 Fl. kosten würde), welches, eine willkührlich zu bestimmende Tragkraft entwickelnd, dennoch zu keiner Explosion geneigt ist, — dieses Gas, das die Hälfte und expansirt ein Drittel der atmosphärischen Luft wiegt, — dieses Gas ist allein die Seele der ganzen Erfindung. Bei ruhigem Winde wird der Widerstand der Luft als Null betrachtet; dieser Widerstand ist jedoch sehr verschieden; bei der Windstille kann die Archimedische Luftschraube (das Ruderrad), jede beliebige Richtung mit Dampfkraft erzwingend, durch dieselbe binnen 24 Stunden circa 100 Meilen zurücklegen; bei günstigem Winde (oft legt die Geschwindigkeit des Windes 50 Fuß und mehr in einer Sekunde zurück) ergibt sich ganz leicht eine doppelte und mehrfache Geschwindigkeit, also selbst über 200 Meilen in einem Tage. Bei contrairem Winde wird lavirt oder sogleich durch starke Gaseinströmungen ein besserer Luftstrom gesucht. Hierbei soll sich die Gaskraft auf das Glänzendste erproben und durch die Dampfkraft der Ballon sich im Luftkreis einen neuen, noch unberechenbaren Schnelllauf bilden.

(Gaunerkniffe.) In Rheims ist jetzt ein Vorfall Tagesgespräch, der zwar schon aus den Jahren 1836 und 1837 stammt, aber durch die neueste Wendung wieder interessant geworden ist. Larulle nämlich, der zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden, und Langlais, der eines Diebstahls unter höchst erschwerenden Umständen angeklagt war, gingen unter Gensd'armescorte nebst zwei andern Gefangenen von Rheims ab. Larulle sollte zum Bagno, Langlais nach Versailles vor die Assisen gebracht werden. Während der Fahrt entwischten die andern beiden Gefangenen; die erstern beiden waren nicht so glücklich, trafen jedoch das Uebereinkommen, die Verwirrung zur Verwechselung ihrer Rollen zu benutzen. Langlais, der als rückfälliger Missethäter auf zwanzig Jahre Zwangsarbeit von Seiten der Versailler Assisen gefaßt sein durfte, übernahm es, unter Larulle's Namen im Bagno dessen fünf Jahre auszuhalten, wogegen Larulle sich verpflichtete, den Langlais vor den Assisen zu spielen und sein Glück als solcher zu versuchen. Der Plan gelang. Larulle wurde von keinem Zeugen erkannt, freigesprochen und in Frei-

heit gesetzt, indeß Langlais im Bagno seine Strafzeit antrat. Leider machte Larulle aber den dummen Streich, daß er ein Weib mißhandelte, welches in den Kniff eingeweiht war und ihn darauf denuncirte; er wurde zum Bagno nach Brest und Langlais aus demselben nach Versailles vor die Assisen gebracht, wo er zehn Jahre Zwangsarbeit bekam. Larulle hat jetzt seine Strafzeit abgemacht, wurde aber schon am 15. September dieses Jahres wieder in's Arresthaus von Rheims gebracht, weil er sich wegen einer Menge verdächtiger Gegenstände nicht auszuweisen vermag. Wahrscheinlich wird die Polizei die Eigenthümer entdecken und so steht dem schlauen Gesellen eine neue Strafzeit bevor.

(Die Entkleidung einer dreitausendjährigen ägyptischen Mumie.) Am 22. September fand in der naturhistorischen Gesellschaft von Shrewsbury die Entkleidung einer ägyptischen Mumie statt, wobei viele Gentlemen und Ladys zugegen waren. Auf dem Sarge der Mumie stand zu lesen, daß dieselbe eine Osirispriesterin Namens Tennor-en-Rhious gewesen. Herr Birch vom englischen Museum wickelte zuerst von den Füßen die hundertfachen Binden, die sich sehr gut, sogar der Farbe nach erhalten hatten. Auf der einen Binde wurde gemeldet, daß die Mumie im 21. Lebensjahre gestorben sei. Als die Halsbinden gelöst, fiel der Kopf vom Rumpfe ab. Der Kopf war gut erhalten, so daß sogar im Munde noch die Zähne saßen und die Ohrknorpel noch vollkommen waren; das Fleisch sah wie trockenes Schwarzbrod aus. Desto schwerer war die Entkleidung des Rumpfes, weil sich die Haut mit der Leinwand durch die vielen Harztheile ganz verbunden hatte. Indeß gelang auch dies und man fand mit Ausnahme der Nägel Alles wohl erhalten. Die außerordentlich kleinen Füße waren eingeschrumpft; die Hände lagen gekreuzt über dem Unterleib. Nach und nach kam ein Bein und ein Oberarm nach dem andern zum Vorschein, bis die Zuschauer endlich die ganze 3000 Jahre alte Leiche vor Augen hatten. Die Operation dauerte drei Stunden lang.

— Der Geschichtsschreiber Philipp de Commines (gest. 1509) erzählt, ein italienischer Mönch habe dem Johann Galeazzo, Herzog von Mailand, einem schlimm gearteten Fürsten, der aber die Geistlichkeit durch Geschenke bereicherte, den Beinamen des Heiligen gegeben. Als darüber ihm Jemand seine Verwunderung bezeigte, habe der Mönch geantwortet: „In unserer Sprache heißt Jeder heilig, der uns mit Wohlthaten überhäuft."

— Ein Cantor in einer Dorfgemeinde führte eine Leichenmusik auf. Der Sohn des Pfarrers wurde begraben und kurz zuvor war des Cantors liebes Söhnlein, Hans Tobias, im Tode vorangegangen. Dieses veranlaßte den Cantor, ein Recitativ zu singen, welches nur diese Worte enthielt:

Wenn Du kommst in's Paradies,
Grüß' mir meinen Hans Tobies!

(Französische Prellerei.) In dem reichen Laden der Cachemirehandlung des Herrn ** in der Rue Richelieu erschien vor einigen Tagen eine reichgekleidete Dame nebst einer comfortablen Amme, die ein Kind trug. Beiden werden Stühle gebracht und nun läßt sich die Dame die kostbarsten indischen Shawls vorlegen. Nach langer Wahl entscheidet sie sich für zwei, die das Stück 1400 Fr. kosten. Während dieselben sorgsich eingewickelt werden, greift die Dame in die Tasche und sagt: „Ach, ich habe mein Portefeuille vergessen! — Dies ist der Schlüssel zu meinem Sekretär; Marie, im ersten Fache rechter Hand liegen zwei Portefeuilles! das kleinste bringen Sie mir. Nehmen Sie die Shawls mit und beeilen Sie sich, ich bleibe so lange hier." — Die Amme eilt mit Shawls und Schlüssel fort, aber eine Stunde vergeht und sie kommt nicht zurück. Die Dame wird ungeduldig und ruft zuletzt: „Ach Gott, die Gans kann den Sekretär nicht aufmachen. Haben Sie die Güte, meine Herren, mein Kind einen Augenblick hier zu behalten; in zehn Minuten bin ich wieder da." — Die Dame geht und giebt ihr Kind dem ersten Commis, der aus Artigkeit nicht nein sagen mag, auf den Arm. Alsbald wacht das Kind auf, blickt um sich und fängt entsetzlich an zu schreien. Jemehr der erste Commis singt, desto lauter schreit das Kind. Jetzt werden die Commis bedenklich und eilen der angeblichen Mutter nach allen Seiten nach. Plötzlich kommt eine Frau athemlos an den Laden, hört das Geschrei und stürzt herein. „Mein Kind, mein Kind! Gott Lob, daß ich es wieder habe!" ruft sie und reißt den kleinen Schreier dem Commis aus dem Arme. Plötzlich wird das Kind still und die Sache klärt sich auf. Der geängsteten Mutter wurde das Kind vor etwa zwei Stunden in den Tuilerien gestohlen. Die beiden Shawls sind fort, aber weder von der angeblichen Mutter noch von der Amme hat die Polizei bis jetzt die Spur gefunden.

(Fürchterlicher Selbstmord.) In Boynes (Frankreich) soll sich ein Weingärtner auf folgende eigenthümliche Weise entleibt haben. Er schirrte ein Pferd mittelst eines Strickes an die beiden Enden einer Sense, nämlich die Handhabe und die Spitze des Eisens, band sich selbst an einen Pfosten mit der Sense dahinter und trieb das Pferd mit der Peitsche an. Dieses zog nun heftig an der Sense und schnitt ihm so den Kopf ab. (!)

— „In der Ferne gleichen die Frauenzimmer den Brillanten, in der Nähe höchstens den Rosetten!" sagte ein fader Herr zu einer geistreichen Dame. — „Uns," antwortete die Dame, „geht es mit manchen Herren nicht besser. Von Weitem kommen sie uns so fein wie Saffian vor und in der Nähe sind sie ungegerbtes Schafleder."

(Der Buchtitel.)

Da man auf Büchertitel jetzt
Auch Blumennamen setzt,
Und doch noch manche Blumennamen fehlen,
Sprich: Welche Blume soll ich mir
Zu meinen Geisteswerken wählen? —
„Schafgarben rath ich Dir!"

(Auf einen Kaufmann.)

Herr X. liegt unter diesem Stein,
Ein Handelsmann von schöpferischen Gaben:
Er würde, wär' er nicht schon längst gemein,
Den Bankerott erfunden haben.

Stadt-Theater zu Leipzig.

Mittwoch, den 2. November:

„Oskar, oder: So betrügt man seine Frau." Lustspiel in 3 Akten, von Scribe, übersetzt von Bocai.

Dies Lustspiel hat sich in Paris ungemeinen Beifall erworben, was in Deutschland Mehrere anregte, es zu übertragen und hier seinen Mann in dem Pseudonymus Bocai gefunden. Es ist ein Stück, das sich auf dem glattgeschliffenen Boden des Salons bewegt und sogar entsetzlich schlüpferig für uns Deutsche erscheinen dürfte, wenn nicht manche hübsche Situation uns ein heiteres Lächeln abzwänge. Vorzüglich amüsant ist die von dem Neffen veranlaßte geheime Ankunft des Onkels, die ergötzlichen Verlegenheiten Beider Angesichts der Gemahlin des Ersteren u. s. w. Herr Lorzing war bei ganz besonderer Laune und eine Fröhlichkeit in Aller Blicken bewieß, in welchen guten Händen die Parthie des Oskar war. Herr Reger, so wie Madame Dessoir und Fräulein Günther trugen nicht minder zum Gelingen des Ganzen bei.

Hierauf: „Das Porträt der Geliebten," Originallustspiel in 3 Akten von Feldmann.

Hut ab! vor Herrn Feldmann, der sich schon früher durch zwei gelungene Lustspiele auf dem deutschen Theater bemerkbar gemacht. Wahrlich! wenn solche niedliche Früchte noch auf dem deutschen Parnaß gedeihen, so ist es höchst ungerecht, wenn wir über den totalen Mangel an vaterländischen Lustspieldichtern klagen. Nur muthig fortgeschritten und den leeren Uebersetzern wird das Handwerk auf diese Art am Besten gelegt werden. Da ist noch wahre, reine Lust, wie sie in den ächt deutschen Lustspielen unserer Altvordern zu finden. Auch hier war es, wo sich Herr Lorzing wieder glänzend in seiner Sphäre zeigte. Es ist wahr, Lorzing ist ein ewiger G-dur-Accord, der immer rein bleibt bei allen Dissonanzen des Lebens und dies ist's vorzüglich, was ihn auch außer der Bühne bei Alt und Jung beliebt macht. Den immer mit Widerwärtigkeiten kämpfenden „Unfall" spielte er süperb. Nichts Steifes, nichts Gezwungenes, alles Natur, über die sich ein Humor ergießt, der aus reiner Quelle stammt und nicht gepumpt ist, obgleich er manchmal hier und da so zu sagen über die Schnur haut, was ihm aber Niemand verargt, da das Leipziger Publikum es öfters gern sieht, wenn der Becher überschäumt. Wahrhaft groß im Kleinen war auch diesmal Herr Baudius. Ja! der Mysantrop muß bei einem solchen Anblick die Falten seiner Stirn glätten und in das allgemeine Gelächter mit einstimmen, das schon beim Erscheinen des Herrn von Rothnagel losbrach. Wie herrlich war sein ganzer Habitus und wie passend die Sprache zu dieser pensionirten Figur, die noch Liebesqualen empfindet und Alles aufbietet, um das Herz der Frau von Falten zu erobern. Gleiches Lob verdient Herr Heese, als Assessor Reh. Außen eine herrliche Toilette und innen Gluth und Leben, griff er schöpferisch mit in das Ganze ein und das Publikum erkannte mit Freuden seine Leistung, die sich schon öfters im Lustspiel bewährt. Wenn wir nur ein Gleiches von Fräulein von Tennecker behaupten könnten, aber die will durchaus nicht vom Cothurn herab. Peinzessin oder Bauermädchen, es gilt ihr Alles gleich, deklamirt wird und wenn sich alle neun Musen, ja, wenn sich der Hauptmann von Capernaum in den Weg stellte. Fräulein von Tennecker ist auf der Bühne eine so liebliche Erscheinung; wenn sie nur einmal mit sich zu Rathe ginge, den widerlichen Pathos verbannte und sich an das rein Natürliche anschmiegen wollte, sie würde sehr gewinnen.

Nach der ersten und letzten Vorstellung erwarben sich Herr Gasperini und Demoiſ. Polin, Solotänzer vom Königl. Theater zu Berlin, ungetheilten Beifall.

Ueber das Gastspiel des Herrn Döring als „König Lear" in der nächsten Nummer.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Alles ist geschäftig, den neuen Schmuck für den Winter zu schaffen, und das, was man von diesen Vorbereitungen sieht, verspricht, daß der bevorstehende Winter keinem der früheren an Glanz und Luxus nachstehen wird.

Unter den schönsten Neuigkeiten habe ich mehrere Mäntel in violettem und granatfarbigem Sammet bemerkt, die rund herum mit Hermelin besetzt waren und einen breiten Hermelinkragen hatten, der durch eine seidene Schnur festgehalten wird.

Auch die Caschmirshawls finden unter unseren modischen Damen von Neuem den größten Beifall und werden von allen Schönen getragen, welche in einem kostbaren Shawl einen ebenso nützlichen als prächtigen Gegenstand erkennen.

Auch einige prachtvolle Kopfputze sind bereits erschienen und wir erwähnen unter denselben vor Allem die Marie-Antoinette-Toque von grünem und rothem Sammet. Sie wird etwas weit nach der Stirn vor getragen, so daß man das Haar hinten sieht. Eine kostbare weiße Feder fällt spiralförmig an der Seite herab. Auch ein Kopfputz von Sammet in verschiedenen Farben wird getragen, dessen Ausputz in einem langen Spitzenstreifen oder in einer langen seidenen Schnur besteht, wenn der Sammet schwarz ist, oder auch in einer Perlenschnur in der Farbe des Sammets. Diese Schnuren haben Troddeln, die tief auf die Schultern fallen.

Herrenmode. Die Röcke sind sehr kurz und sehr eng in der Taille, die Revers und der Kragen sehr breit, der Letztere aber ist etwas höher als der an den Fracks. Zum Ausgehen macht man die Röcke etwas länger und mit zwei Knopfreihen. Man trägt sie zugeknöpft. Auch Ueberziehröcke hat man bereits gesehen, die im Schnitte diesen Röcken ziemlich ähnlich sind, aber noch länger in der Taille und in den Schößen; die Revers, die Aufschläge und der Kragen sind breiter und meist von Sammet in der Farbe des Tuches. Was die Palletots betrifft, so ist über den Schnitt noch nichts bestimmt, den ihnen diesen Winter die Mode geben wird; soviel nur läßt sich annehmen, daß die Sack-Palletots nur mit reichen Schnuren besetzt getragen werden. Die Westen haben noch immer ziemlich denselben Schnitt. Westen von Caschmir mit kleinen Carreaux und über einander gehenden Klappen. Die Piquéwesten sind sehr weit offen mit und ohne Shawlkragen und meist mit ganz kleinen und sehr nahe an einander stehenden Knöpfen.

Beinkleider sieht man weit, ohne Fußriemen und bisweilen mit Falten auf den Hüften.

Die Ballhüte werden dieses Jahr Sammetkrämpen haben.

Beiliegt ein **Modenkupfer**, und Portrait des **Redakteurs** der Leipzig-Dresdner Eisenbahn und des Gutenberg, also diesmal keine Carricatur. Was die Biographie anlangt, so ist sie ausführlich in der Leipzig-Dresdner Eisenbahn No. 8 und folgende zu lesen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 8. (4. Jahrgang. IV. Quartal).

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 9. (Sonnabend, den 26. November.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart.
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Opfer der Untreue,

Erzählung nach einer wahren Begebenheit
von
Fr. Herrmann Langguth.

I.

Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen.
Schiller.

Helene, die achtzehnjährige Tochter des Legationsrathes Huldreich zu B., eine Blondine von schlankem Wuchse, war eins der schönsten Mädchen, welches B. aufzuweisen hatte. Die junge Männerwelt wußte dies und wetteiferte, ihr zu gefallen; jeder suchte sich bei ihr durch irgend eine Artigkeit oder Aufmerksamkeit einzuschmeicheln, aber — vergeblich. Sie war und blieb stets ernst, niedergeschlagen und traurig, so daß selbst ihren Eltern um sie bange wurde. Von Jugend auf war sie durch Leiden hart geprüft worden und daher kam dieser den Jahren gar nicht angemessener Ernst. Höchst selten und nur, um ihren Eltern keinen Anlaß zum Zürnen zu geben, begleitete sie dieselben in größere Cirkel. Noch nie war ein Fünkchen Liebe zu einem jungen Mann in ihre Brust gekommen, sie mied sogar, wo nur möglich, alle jungen Dandys.

Eines Tags wurde sie mit ihren Eltern von dem Geheimrathe Eisenhardt zu einem Familienfeste geladen. Dort trafen sie eine ausgesuchte Gesellschaft beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters. Nachdem sie in das Gesellschaftszimmer eingetreten, stellte ihnen der Legationsrath einen fremden jungen Mann als den Sohn eines seiner Jugendfreunde vor, welcher zu seiner vollständigen Ausbildung — er war Mediziner — die Universität B. gewählt habe. Wer vermag aber die Empfindungen zu beschreiben, welche bei dem Anblicke dieses edlen, ebenfalls schön gewachsenen Jünglings Helenens Brust bewegten? Ihr zartes Antlitz überflog eine augenblickliche Röthe und aus Verlegenheit schlug sie die Augen nieder. Justus — so hieß dieser Jüngling — bemerkte sogleich Helenens Verlegenheit, war aber zu bescheiden und gebildet, dieselbe augenblicklich zu seinen Gunsten zu benutzen. Er wartete einen günstigeren Zeitpunkt ab.

Dieser erschien und nicht wenig erstaunt war er über den Geist und die edle Sanftmuth und Bescheidenheit, welche Helene besaß. Letztere selbst war entzückt über die biedere, treuherzige Sprache, welche der junge Mann führte und fühlte sich wie durch eine unsichtbare Gewalt zu ihm hingezogen. Ihr Vater bemerkte dies, knüpfte eine Unterhaltung mit dem jungen Manne an, fand Talente und ein hervorstechendes Genie in ihm und lobte im Stillen die scheinbare Wahl seiner Tochter.

Was war nun wohl natürlicher, als daß der Legationsrath, um die jetzt erst im Entstehen begriffene Knospe vielleicht zur schönen, fruchtbringenden Blüthe zu treiben, den jungen Mediziner einlud, ihn, so oft es seine Zeit

erlaube, zu besuchen. Davon machte denn auch Justus mit Vergnügen Gebrauch.

Diesen Abend waren die beiden jungen Leute fast stets beisammen und erregten dadurch den Neid und Haß der übrigen anwesenden Herren- und Damenwelt. Als es zur Tafel ging, lieh Helene willig dem jungen Mediziner ihren Arm, und wünschte nichts sehnlicher, als daß sich die Dauer des Souper so viel als möglich verlängern möge, damit sie nur nicht in ihrer geistreichen Unterhaltung mit Justus gestört werde. Letzterer, ein vielseitig gebildeter junger Mann, verstand es, Helenens bescheidener Wißbegierde in jeder Hinsicht die gehörige Nahrung zu reichen.

Nach aufgehobener Tafel begab man sich zu einem fröhlichen Tänzchen. Justus und Helene schwebten wie von leichten Zephyren gehoben, pfeilschnell auf dem getäfelten Boden dahin. Nie hatte man Helene so lustig gesehen, darum waren Aller Augen nur auf sie und ihren Tänzer gerichtet. Viele der Anwesenden, welche Antheil an dem Glücke des Legationsrathes nahmen, drückten ihre Freude darüber aus; andere machten spöttische Bemerkungen. Am größten war die Freude des Legationsrathes und seiner Gemahlin über die natürliche Heiterkeit ihrer Tochter. Als Justus einen dritten Tanz von Helenen erbat, schlug sie es ihm ab mit folgenden Worten:

„So viel Freude mir es auch gewähren würde, ferner mit Ihnen tanzen zu können, so darf ich es dennoch nicht, wegen der einmal hergebrachten Sitte. Oefter, als zweimal, darf nämlich schicklicher Weise keine Dame mit einem und demselben Herrn tanzen."

„O die Thoren!" entgegnete Justus darauf — „auf Außendinge legen sie einen Werth, während ihr eignes Herz voll Falschheit ist. Aeußerlich gehen sie mit scheinheiligen Blicken einher, inwendig aber sind sie gleich übertünchten Gräbern. Doch, wir können es nicht ändern! Ist es mir aber nicht vergönnt, mit Ihnen tanzen zu dürfen, so will ich auch gar nicht tanzen. Das werden mir wohl jene Sittenrichter erlauben?"

Helene schlug die Augen nieder und machte mit ihrem Madonnenköpfchen eine bejahende Bewegung. Beide unterhielten sich nun mit einander, bis die Zeit der Trennung nahete. Man wünschte sich gute Nacht und schied fröhlich von einander. Diesmal begleitete ihre Eltern nicht die sonst in sich gekehrte, schwermüthige Helene; ihr ganzes Wesen verrieth eine innere Umwandlung, welche von ihren Eltern als eine glückliche Vorbedeutung angesehen wurde.

Seit dieser Zeit sah und sprach Helene Justus öfter und war nach jeder Unterhaltung mit ihm froh bewegt. Doch konnte selbst das gehässigste Auge auch noch nach Monden zwischen Beiden nichts weiter entdecken, als das Band ächter, inniger Freundschaft. Keines von ihnen wagte die Grenzen derselben zu überschreiten. Helene aber wurde in dem Umgange mit Justus gesund an Körper und Geist und entfaltete täglich neue Reize.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Cholerazeit.

(Beschluß.)

Kaum hatte ich die Worte gesagt, erhob Madame Dumiège ein fürchterliches Geschrei, und geberdete sich gleich einer wüthenden Löwin.

„Die Cholera! die Cholera!" heulte sie. „Man bringe sie fort aus meinem Hause! — Meine Töchter, geht in Euer Schlafgemach — der Salon ist angesteckt — die Cholera! Die Unglückselige wird mir meine Kinder tödten! Man trage sie fort, man bringe sie hinweg!"

— „Das Mädchen befindet sich in einem Zustande, welcher nicht gestattet, daß sie fortgetragen werde, man würde sie damit einem gewissen Tode aussetzen: sie muß gleich in ein Bett gebracht werden."

„Man trage sie fort, sie tödtet mir meine Kinder!"

Ich fragte hierauf, wohin sie gebracht werden solle.

„Wohin man will," sagte sie, „ins Spital."

— „Ins Spital?... Hat denn dieses Mädchen keine Eltern in Paris... Was ist sie denn Ihnen?"

„Was sie mir ist?" sagte Madame Dumiège mit einem unwiedergeblichen Ausdrucke von bitterem Hasse, „sie ist auch meine Tochter zu unser Aller Unglück!"

Ich sah nun ein, daß das arme Mädchen in einem Spitale viel bessere und menschlichere Pflege zu erwarten habe, als bei einer so niederträchtigen Mutter, ließ zwei Träger mit einem Tragebette kommen, wickelte die Kranke mit aller nur möglichen Sorgfalt ein, und ging mit ihr fort. In dem Momente aber, als ich aus dem Salon trat, konnte ich mich nicht enthalten, Madame Dumiège einen verachtungsvollen Blick zuzuwerfen, und ihr zu sagen: „Gott wird sie strafen, Madame." Die Kranke ließ ich in meinem Saale im Grénir d'Abondance unterbringen.

Herr Dumiège war in dem Staatshauptbuche mit einer jährlichen Rente von 14,700 Franks eingetragen, und die Register der Mairie des Bezirkes, in welchem er wohnte, wiesen aus, daß er Vater von dreizehn Töch-

tern sei, welche ihm seine Frau in sieben Geburten brachte. Die zwölf blonden Mädchen, welche ich bereits erwähnte, waren paarweise auf die Welt gekommen. Ein einziges Kind dieser Familie erschien ohne Eskorte einer Zwillingsschwester; es war Esther, jene, welche von der Cholera befallen wurde, und von ihrer Mutter in einem Momente aus dem Hause gejagt wurde, wo es schien, daß sie bald ausgeathmet haben werde.

Esther zählte damals siebzehn Jahre, und war, ganz im Gegensatze von ihren Schwestern, braun wie eine Spanierin, und von einer charakteristischen Schönheit, welche ganz verschieden war von der geleckten Nettigkeit der Uebrigen; sie schien gar nicht jener schwächlichen, untersetzten Race anzugehören, deren Stamm Herr und Madame Dumiège waren. Sie war schlank aufgeschossen und überragte ihre Schwestern um einen ganzen Kopf. Ihre Mutter hatte eine Abneigung für sie, welche sie gar nicht verheimlichte. Anstatt eines Alepine-Kleides trug Esther ein schlechtes aus grauer Leinwand, und dieses wurde selten durch ein neues ersetzt, sie war die Magd ihrer Schwestern; sie bürstete ihnen die Kleider aus, wusch ihnen ihre Chemisettes, fegte ihr Zimmer aus, putzte die Lampen und beschäftigte sich mit tausend Details des Innern, an welche selbst Dienstboten nur mit Widerwillen gehen. Wurde eine Visite, eine Promenade, eine Landpartie gemacht, mußte Esther zurückbleiben, und das Haus hüten, und frug Jemand die Mutter nach der dreizehnten Tochter, so sagte sie jedes Mal, Esther sei dumm, schlimm, schmutzig, daß ihr selbe nur Schande machen würde, nehme sie sie irgendwo mit.

Den Schwestern wurden Musik- und Zeichnenlehrer gehalten, an deren Unterricht die arme Esther anfänglich ebenfalls Theil nehmen durfte. Jedoch schon nach einem Monate verbot ihr Mad. Dumiège, sehend, daß sie die andern Töchter übertreffe, mit lernen zu dürfen, indem sie sie als unfähig, etwas zu begreifen, erklärte.

Esther vergab ihrer Mutter dieses Unrecht, und da man ihr nicht verbot, während des Unterrichtes im Zimmer bleiben zu dürfen, widmete sie demselben ihre ganze Aufmerksamkeit, und studirte, wenn sie allein war. Sie besaß so ausgezeichnete Anlagen und so viel beharrlichen Fleiß, daß es ihr auch bald gelang, besser zu zeichnen als ihre Schwestern, und auf dem Piano Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Andern entmuthigten: aber Niemand wußte von dieser stillen Freude, von ihrem Talente, welches dem Mädchen in ihren Kränkungen, die sie täglich von ihrer Mutter erdulden mußte, zum Troste gereichte.

Das empörende Benehmen der Mad. Dumiège ließ mich einen Theil jenes traurigen Looses der armen Esther muthmaßen, und ich empfand eine Theilnahme für das Mädchen, wie ich niemals eine in mir verspürt hatte. Obschon ich wenig Hoffnung hatte, sie retten zu können, beschloß ich dennoch, mit aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit über sie zu wachen, und Alles aufzubieten, was die Kunst nur immer vermag: ich brachte ganze Nächte an ihrem Krankenlager zu, ich konsulirte alle Tage mit einem der geistvollsten Aerzte der Gegenwart; endlich hatte ich das Glück, Esther außer Gefahr zu sehen.

Als sie in die Reconvalescenz trat, hielt ich es für rathsam, sie den schädlichen Miasmen des Spitales zu entziehen, und führte sie zu ihren Eltern. Zwei Särge standen vor dem Hausthore. Im Salon fanden wir Hrn. Dumiège allein, traurig auf einem niederen Stuhle sitzend, und den Kopf fast auf die Knie gestützt. Er warf einen trüben, dummen Blick auf uns, und bezeigte gar keine Freude darüber, seine Tochter wieder zu sehen, welche ihn mit Liebkosungen überschüttete.

— „Wo ist meine Mutter... wo sind meine Schwestern?" frug Esther, „welch Glück für mich, sie wieder umarmen zu können!"

„Deine Schwestern!" antwortete der Vater, „weißt Du nicht, daß zehn von ihnen gestorben sind. Bist Du es nicht, welche sie vergiftet hat? wie meine Frau sagt! — Hast Du nicht zwei Särge am Thore gesehen?"

Sie hörte nichts mehr, stürzte wie eine Wahnsinnige aus dem Salon, und lief in das Schlafgemach, wohin ich ihr folgte.

Eilf Betten waren leer: in zweien lagen noch die zwei letzten Töchter, welche mit Esther am Leben waren. Mad. Dumiège stand pflegend an ihrer Seite. Das unglückliche Weib war um zwanzig Jahre älter geworden, seitdem die Cholera in ihr Haus drang. In fünf Tagen sah sie zehn Töchter dahinsterben, welche gingen, wie sie kamen, paarweise. Als sie Esther erkannte, sprang sie auf dieselbe los gleich einer Hyäne, und grub ihr die Nägel ins Gesicht, sie die Mörderin ihrer Kinder nennend. Ich faßte das arme Mädchen, welches das Bewußtsein verloren hatte, in meine Arme, sie schützend, sonst würde sie von ihrer Mutter zerfleischt worden sein. Ich brachte sie zu meiner Schwester, wo sie in eine neue Krankheit verfiel, die zwei Monate dauerte und eben so gefährlich war, als die erste.

Unterdessen hatte die Epidemie in ein und derselben Stunde auch die letzten zwei Schwestern Esthers hinweggerafft, und acht Tage später unterlag die Mutter selbst.

Herr Dumiège blieb von der Seuche verschont, aber als er sich allein, ganz allein sah in der großen Woh-

nung, welche vor Kurzem noch so belebt war, verfiel er in eine Blödsinnigkeit, und schleppte sich noch zwei Jahr in einem elenden Leben herum.

Meine Prophezeihung war geschwinder eingetroffen, als ich glaubte: Die böse Mutter wurde von Gott gestraft.

— „Da haben Sie meine Geschichte von den Dreizehn," sagte der Doktor, nahm seinen Hut und wollte gehen.]

„Nun, und Esther?" fragte die Gräfin.

„Esther? Esther ist jetzt meine Frau."

Die Heirath durch Häringe.

(Wahre Anekdote, mitgetheilt von J. F. Castelli.)

Es war am 20. Januar 1795. Die Franzosen zogen in Amsterdam ein, die Gewehre waren auf den Plätzen in Pyramiden gestellt und die Soldaten, um ihre Waffen gruppirt, erwarteten die Anweisungen ihrer Quartiere.

Ungeachtet der Strenge der Jahreszeit waren die Einwohner der Stadt doch aus ihren Häusern getreten, um die Truppen zu sehen, und Lichter brannten an allen Fenstern. Doch erhob sich nicht weit vom Thore hart an der Admiralität ein kleines Haus, dessen düsteres Aeußere mit jenem der Nachbargebäude seltsam contrastirte. Ein schmaler, aber gut verwahrter und von der Gassenseite durch eine Mauer geschlossener Hof befand sich vor dem eigentlichen Wohngebäude. Es war das Haus des Kaufmanns Woerden.

Woerden war ein bekannter und geachteter holländischer Kaufmann; ausschließlich mit seinen Handelsangelegenheiten beschäftigt, hatte er keinen Antheil an den politischen Ereignissen seines Landes genommen, andern Theils war er ein zu genauer und sparsamer Mann, als daß er den Luxus einer Beleuchtung seiner Fenster hätte mitmachen wollen.

Auf einem Tische, der neben ihm stand, befand sich eine glänzende Lampe von Kupfer, ein großer Krug Bier und eine weiße thönerne Tabakspfeife, welche noch nicht gebraucht zu sein schien. Beim Kamine saß auf einem Schemel eine alte Magd, deren Körperfülle und Kleidung die flammändische Abkunft verriethen, und die sich unter ehrfurchtsvollem Stillschweigen damit beschäftigte, die kleinen Kohlen, welche auf den Fußboden herausgefallen waren, mit der Zange aufzulesen und wieder in den Kamin zurück zu werfen.

Plötzlich ertönte der Schall einer Glocke und die Magd stand auf. „Wer kann zu dieser Stunde noch läuten?" sagte der Kaufmann. „Geh' und sieh' zu." Die Magd ging und einige Augenblicke nachher trat ein großer junger Mann in das Zimmer, er warf seinen Mantel auf einen Stuhl und trat zu dem Alten.

„Guten Abend, Vater!" sprach er ihn an.

„Wie, Du bist's, Wilhelm? Ich erwartete Dich nicht."

„Ich verließ Broek schon diesen Morgen, allein die Straßen sind so voll Truppen, daß wir den ganzen Tag auf der Reise zubrachten."

„Hast Du van Elburg gesehen?"

Der Jüngling trank ein Glas Bier und setzte sich dann neben seinen Vater zum Kamine. „Ja, Vater, gesehen und gesprochen. Van Elburg verweigerte mir die Hand seiner Tochter nicht, aber er beharrt darauf, ihr nicht mehr als 4000 Dukaten Heirathsgut mitgeben zu wollen."

„So?" sagte Woerden, indem er seine buschigen weißen Brauen zusammenzog, „dann mag er seine Tochter und sein Heirathsgut behalten."

„Ach, mein Vater!"

„Schweige, Wilhelm! In Deinem Alter opfert man der Liebe Alles und fragt nicht nach Geld, aber die Liebe vergeht und das Geld bleibt."

„Aber, bedenken Sie, lieber Vater, van Elburg ist einer der reichsten Kaufherren Hollands, und was er während seiner Lebenszeit nicht geben will, muß er ja doch nach seinem Tode zurücklassen."

„Nun — Mordelement!" antwortete Woerden, indem er seine Fischotterkappe auf den Tisch warf, „bin ich nicht auch reich?"

„Ja wohl, aber eben deswegen —"

„Höre mich, mein Sohn! Du wirst mir bald in meinem Geschäfte nachfolgen, rufe Dir dann oft zwei Grundsätze ins Gedächtniß zurück. Ein Kaufmann muß nie mehr geben, als er empfängt, und nie Geschäfte zum Profit Anderer machen. Mit diesen Grundsätzen wirst Du Dein Glück im Handel machen und auch im Ehestande."

„Aber —"

„Kein Wort mehr. — Ueber diesen Gegenstand ist nichts mehr zu sprechen."

Wilhelm kannte die Festigkeit seines Vaters zu gut, um länger dagegen zu sprechen, indessen vermochte er es doch nicht, seine üble Laune zu verbergen. Der Alte nahm aber darauf keinen Bedacht, er stopfte ganz ruhig seine Pfeife und zündete sie an.

Da ließ sich die Hausthorglocke zum zweiten Male

vernehmen, gleich darauf hörte man ein Pferd in den Hof traben und die Haushunde fingen zu bellen an.

„Ach!" sagte Woerden, „das muß ein Fremder sein, den meine Hunde noch nicht kennen. Geh', Wilhelm, und sieh zum Fenster hinaus."

Wilhelm that, wie ihm befohlen, und sagte: „Vater, ein Officier der Miliz."

„Ein Officier der Miliz? Was will man von mir?" In diesem Augenblicke trat die Magd ein und reichte Herrn Woerden einen großen Brief, der, kaum das Siegel beschauend, ausrief: „Provisorisches Gouvernement!" und sein Gesicht verfinsterte sich, er riß den Ueberschlag heftig auf, entfaltete das Schreiben und las. Wilhelm folgte ängstlich mit den Augen allen Bewegungen seines Vaters, allein er beruhigte sich gleich wieder, denn das Antlitz des Alten hatte schnell die vorige Heiterkeit angenommen und er sagte zum Officier:

„Es ist gut, ich übernehme das Geschäft," er gab das Schreiben seinem Sohne und dieser las, daß es sich um die Lieferung von 400,000 Stück Häringen an das Gouvernement binnen einem Monate handle.

„Wilhelm," rief plötzlich der Alte! „Wilhelm, da kommt mir ein guter Gedanke. Du sollst die Tochter van Elburgs mit einer reichen Mitgift heirathen."

„Wie das, mein Vater?"

„Laß nur mich machen. Laß morgen mit Tagesanbruch zwei Pferde satteln und halte Dich bereit, mir zu folgen."

„O, mit Freuden, — Vater, lieber Vater, meinen Dank."

„Schon gut, schon gut."

Am andern Morgen fand die aufgehende Sonne die beiden Reisenden schon auf der Straße von Amsterdam nach Broek, wo sie Mittags anlangten. Sie begaben sich alsbald zu van Elburg, der ihnen entgegenrief: „Ei! schön willkommen, Meister Woerden. Sie haben wohl vor den Franzosen die Flucht ergriffen?"

„Es handelt sich nicht darum, Meister van Elburg, Sie wissen wohl, ich bekümmere mich nicht um die Politik. Prinz von Oranien oder die Franzosen, mir einerlei. Ich komme, werther Herr, um Ihnen ein gutes Geschäft anzubieten."

„Erklären Sie sich, ich bin bereit."

„Ich habe binnen einem Monat eine Lieferung von 400,000 Häringen zu machen, können Sie mir diese binnen drei Wochen verschaffen?"

„Zu welchem Preise?"

„Zu zehn Gulden das Tausend."

„Zehn Gulden? — Hm! — Ja, das könnte geschehen."

„Nun wohl. So schlagen Sie ein und somit wäre der Handel abgemacht. Jetzt lassen Sie uns zu Tische gehen, denn ich bin sehr hungrig. Während des Essens wollen wir dann noch von einem zweiten Geschäfte sprechen."

Wirklich lenkte Woerden während des Mahles das Gespräch auf die Heirath seines Sohnes mit van Elburg's Tochter und zog ihn wegen des unbedeutenden Heirathsgutes auf. Allein van Elburg erklärte fest, daß er es auch nicht um einen Gulden vergrößern wolle. Endlich gab Woerden nach und der Vermählungstag wurde festgesetzt.

Am folgenden Morgen begaben sich Woerden und sein Sohn auf den Rückweg. Kaum hatten sie Broek verlassen, als der Jüngling die Frage wagte:

„Vater! Sie haben also Ihren Entschluß geändert?"

„Wie so?"

„Nun, Sie haben ja das geringe Heirathsgut van Elburg's acceptirt."

„Wilhelm! Was denkst Du von mir? Laß mich gewähren und frage nicht, denn Du erfährst nichts. Das Geschäft ist wichtig, zehn Gulden das Tausend Häringe ist theuer, 40,000 Gulden sind eine bedeutende Summe, ich muß jetzt meine fünf Sinne beisammen behalten."

Als der Vermählungstag ankam, eilten Woerden und sein Sohn nach Broek. Eine große Anzahl Verwandte und Bekannte waren im Saale versammelt. Der Hausherr trat den Angekommenen entgegen, aber sein Gesicht war so blaß und bekümmert, daß Wilhelm besorgte, er habe ihnen etwas Schlimmes zu verkünden. Woerden aber theilte diese Besorgnisse seines Sohnes nicht, denn der pfiffige Alte wußte nur zu gut, welchem Umstande diese Bekümmerniß zuzuschreiben sei.

„Meister van Elburg," sprach er mit einem Lächeln, „was haben Sie denn? Sie sind ja ganz verändert!"

„Ach, werther Herr und Freund, ich bin in fürchterlicher Verlegenheit, ich muß sogleich mit Ihnen sprechen."

„Was ist's denn? Wäre Ihnen die Heirath vielleicht nicht mehr genehm? Sie dürfen es nur sagen, Herr Bruder, und können sich noch zurückziehen.

„O nein, nein! das ist es nicht."

„Wenn das nicht ist, so gehen wir vorerst zur Trauung, denn ich weiche nicht von meiner Ordnung ab. Ich bin gekommen, um der Vermählung meines Sohnes beizuwohnen, das sei das Erste, dann stehe ich zu allem Uebrigen zu Diensten."

Man begab sich in die Kirche und eine halbe Stunde nachher waren die jungen Leute vereinigt. Kaum waren

sie zu Hause angekommen, so nöthigte van Elburg Woerden in sein Kabinet. „Herr Bruder!“ sprach er, nachdem er die Thüre sorgsam abgeschlossen hatte, „ich muß Ihnen meinem Versprechen gemäß 400,000 Häringe binnen vierzehn Tagen liefern und ich konnte mir auch noch nicht einen einzigen verschaffen, sie sind Alle verkauft.“

„Das glaub' ich gern,“ antwortete Woerden, in ein lautes Lachen ausplatzend, „ich habe sie ja selbst alle gekauft.“

Elburg stand erstaunt. „Wie soll ich also mein Versprechen halten?“ fragte er dann schüchtern.

„Muß gehalten werden,“ erwiederte Woerden. „Hören Sie mich, Sie werden einst Ihrer Tochter ein großes Vermögen hinterlassen, ich weiß es, allein auch ich werde meinem Sohne nicht weniger hinterlassen. In dieser Hinsicht gleicht sich Alles aus. Aber was die Gegenwart betrifft, da ist es anders. Ich trete mein Geschäft in Kurzem meinem Sohne ab. Sie geben Ihrer Tochter nur 4000 Dukaten zur Mitgift. Das steht nun zu weit hinter dem, was ich thue. Ich wollte aber deswegen den Neigungen unserer Kinder nicht entgegen sein und beschloß daher, das Gleichgewicht herzustellen und Sie, verehrter Herr Bruder, zu zwingen, sich Ihrem Range und Ihrem Rufe gemäß zu benehmen.“

Als Woerden so sprach, machte van Elburg immer größere Augen.

„Hören Sie also, was ich that,“ fuhr der Kaufmann von Amsterdam fort. „Sie haben sich also verpflichtet, mir 400,000 Stück Häringe, das Tausend für zehn Gulden zu liefern, aber ich bin bereits im Besitz aller vorhandenen. Wollen Sie also Ihr Wort halten, welches einem Kaufmann heilig sein muß, so müssen Sie mir die Häringe abkaufen, um sie mir liefern zu können. Ich gebe Ihnen das Tausend für funfzig Gulden. Sie haben mir also nur die Differenz von 16,000 Gulden zu bezahlen und das ganze Geschäft ist abgethan.“

Während dieser Auseinandersetzung hatte van Elburg sein kaltes Blut wieder gewonnen. „Was Ihr da vorschlagt, Meister Woerden,“ sagte er, „ist stark, aber in der Ordnung. Ihr seid ein feiner Kaufmann und ich muß in den sauren Apfel beißen.“

Nun ging man wieder zum Vermählungsfest zurück und Alles war froh und heiter.

Acht Tage nachher war van Elburg nach Amsterdam gefahren, um seine Tochter zu besuchen, die jetzt mit ihrem Manne daselbst lebte. Diesmal hatten die beiden Väter die Rollen gewechselt, jetzt war Woerden sehr bekümmert.

„Ach, werther Herr Bruder,“ rief er dem eintretenden Elburg entgegen, „Sie sehen mich in Verzweiflung, die Fischer kommen mit meinen Häringen und ich fand nicht eine einzige Tonne auf dem Platze, um sie einzulegen. Die ganze Waare geht mir zu Grunde.“

„Ja, lieber Herr Bruder,“ antwortete lachend van Elburg, „Sie haben alle Häringe mir vorgekauft, ich habe mit den Tonnen dasselbe gethan. Ich könnte sie Ihnen sehr theuer verkaufen, denn Sie müssen sie haben, allein da mir nur daran liegt, meiner Tochter nicht mehr zum Heirathsgut mitzugeben als die einmal bestimmten 4000 Dukaten, so mögen sie selbe um denselben Preis bekommen, den Sie von mir herauszupressen versucht haben. Ihr Herren habt viel Feinheit in Amsterdam, aber wir in Broek sind auch nicht auf den Kopf gefallen.“

„Ja,“ antwortete Woerden, mit einer süßsauren Miene, nachmachen ist leicht, aber erfinden, — erfinden! — “

Miscellen und Anekdoten.

(Aus dem Histrionen-Leben. — So wurden ehedem Theater-Engagements abgeschlossen!) Wie die Handwerker, so hatten auch die Schauspieler in Wien einstmals ihre — Schauspieler-Herberge, welche allen Bühnenhelden, die auf ihrer Wanderung nach Wien kamen, nicht blos zum persönlichen Aufenthaltsorte diente, sondern wo auch die Theater-Direktoren der kleinen Bühnen zusammenkamen, um Mannschaft bei einem Glas fabricirten Weins zu rekrutiren.

Scherzer, der viele kleine Städte Oesterreichs mit seinem wandernden Thespiskarren beglückte, war in Bezug auf das Originelle seiner Engagements-Abschlüsse in ganz Oesterreich bekannt, und wir geben hier eine flüchtige Skizze seines in der That einzigen Verfahrens. Nach gewöhnlicher Manier wandte sich Scherzer an den Herbergs-Vater, Namens Riedel, mit den Worten: „Grüß' Dich Gott, Bruder Riedel! Wie geh'n die G'schäft? Sein Leut' da? ich könnt' welche brauchen!“ — und als ihm derselbe den Schutzbefohlenen vorgestellt, ging er einige Mal prüfend um ihn herum, wo er dann nach befundener Tauglichkeit folgendes Gespräch anknüpfte:

Scherzer: Schön' guten Morgen wünsch' i! Wie schaut's aus mit'n Fruhstuck? — I hör', der Herr sucht an Engagement? — I könnt' just grad so einen brauchen, wie der Herr is. — Sepperl, bring' a Seidel Wein!

Schauspieler. Ja, Herr Scherzer, ich suche allerdings ein vortheilhaftes Engagement, und können wir über die Bedingungen einig werden, bin ich nicht abgeneigt, ein solches bei Ihnen anzunehmen.

Scherzer. Schon Recht. — Sepperl, leg a Bratwürstl ein! Wie viel Gage verlangt denn der Herr monatlich?

Schauspieler. Sechzig Gulden.

Scherzer. Sechzig Gulden? — Sepperl, kannst a den Wein fortlassen sammt die Bratwürst. — Weiß der Herr was? I will Ihm vierzig Gulden geben.

Schauspieler. Nein, Herr Scherzer, doch soll's mir auf zehn Gulden weniger nicht ankommen. Geben Sie also funfzig Gulden, so mag der Kontrakt geschlossen sein.

Scherzer. Funfzig Gulden? — Nu 's soll sein. Sepperl, den Wein kannst halt bringen, aber die Bratwürst no nit. — Wie steht's denn mit dem Herrn seiner Garderob? Hat der Herr was, was a Liebhaber haben soll? A Paar kurze schwarze und a Paar weiße Höserln?

Schauspieler. Nein, damit bin ich gegenwärtig nicht versehen. Ich mußte aus Noth Alles verkaufen.

Scherzer. Nit? — Sepperl, kannst den Wein noch weglassen. Wenn der Herr die Garderob nit hat, da kann aus der ganzen Pasteten nix werd'n.

Schauspieler. Nun, was ich nicht habe, läßt sich ja anschaffen. Geben Sie mir so viel Vorschuß, als ich zur Anschaffung der nöthigen Garderobestücke bedarf, und ziehen sie mir monatlich fünf Gulden von der Gage ab.

Scherzer. Vor gib i nit gern, weil i den Herrn nit kenn' und weil i grad kein Geld hab'. Indessen weil mei Tochter mir g'sagt hat, i sollt und müßt an Liebhhaber mitbringen, so will i den Vorschuß geben. Hat der Herr sonst nix eing'wenden.

Schauspieler. Nein, vor der Hand wüßte ich sonst weiter gar nichts.

Scherzer. Nu Sepperl, so bring' zwei Seidl Wein und a Paar Bratwürst. I will a fruhstucken, denn i bin beim Engagement völli hungrig word'n.

Auf diese und ähnliche Weise schloß man die Engagements-Kontrakte.

Solche Scherzers giebt es auch jetzt noch, die Schauspieler-Spelunken fehlen auch nicht — aber derartige Bühnenkünstler kennt zum Glück die Gegenwart nicht mehr.

(Rheinland.)

— Als man im Jahre 1815 dem General Travt den Prozeß machte, sprachen seine Vertheidiger vor dem Revisionsrath in Rennes fünf Tage und fünf Nächte hintereinander. Wenn nämlich das Urtheil eines Kriegsgerichts durch einen Kriegsrath bestätigt ist, so darf die Vollziehung des Urtheils auch nicht für einen Augenblick verschoben werden. Nun war der General zum Tode verurtheilt worden und es handelte sich darum, seiner Gemahlin die Zeit zur Reise nach Paris zu verschaffen, wo sie die königliche Gnade anflehen wollte. Die Advokaten lösten also einander von 3 zu 3 Stunden ab; zuletzt begann Herr Bernhard von Rennes, der Hauptvertheidiger, jetzt Rath am Cassationshofe, das berühmte Memoire des Herrn von Lally-Tollendal für seinen Vater zu lesen, denn er selbst wußte nicht mehr, was er sagen sollte. — „Mein Gott, wo wollen Sie denn damit hinaus?" fragte ihn der Präsident. — „Warten Sie nur, Herr Präsident," antwortete er, „das werden Sie sehen, wenn ich fertig bin." Aber er wurde nie fertig. Es kam zuletzt so weit, daß die Richter bei den Vertheidigern sich eine Stunde Ruhe ausbaten. Und so hatten diese ihren Zweck erreicht, denn sie erlaubten dem Conseil nicht eher, seine Berathung zu beginnen, als sie erfahren hatten, daß die Begnadigung bewilligt worden.

— Im chinesischen Königreiche Boutan sind die Wege so schmal und beschwerlich, daß man kaum Platz hat, die Füße zu setzen. Die Abgründe, welche man auf beiden Seiten sieht, machen die Reisen sehr gefährlich. Eine höchst sonderbare Gewohnheit besteht in diesem gebirgigen Lande darin, daß man die Weiber zu der fast grausamen Arbeit, die Reisenden zu tragen, anhält. Der Sitz, auf welchem der Reisende Platz nimmt, ist mit Riemen an ihren Schultern befestigt und die Bagage wird von andern in Tragkörben getragen. Die Weiber sind in gewissen Entfernungen aufgestellt, wo sie sich ablösen. Ihr Verdienst beträgt ungefähr eine Rupie alle fünf Tage und eben so viel wird für die Bagage bezahlt. Welche Idee von dem Kulturzustande dieses Volkes liefert eine solche Thatsache, die jedoch glücklicher Weise nirgend anderswo sich wieder findet.

— In der Dorfzeitung heißt es: Zweiter Akt. Die Auswanderungen nehmen zu, aber jetzt nicht mehr von Europa nach Amerika, sondern umgekehrt. Die ausgeflogenen Vögel kehren wieder heim. In England kommen täglich Schiffe mit Menschen an, die aus den Vereinigten Staaten zurückkehren. Die Rückfracht ist wohlfeiler, da sie ohne Gepäck wiederkommen und die schweren Erfahrungen nicht angerechnet werden. Manchem Leser wird auch noch die Freude des Wiedersehens bevorstehen.

— In der Stadtvogtei zu Berlin kommt zuweilen der Fall vor, daß für die zur Haft verurtheilten Personen sich andere stellen, doch war dieser Betrug noch immer bei dem mit ihnen angestellten Examen entdeckt worden. Kürzlich gelang es indeß einem Arbeitsmann, mehrere Tage auf diese Weise seinen Brotherrn zu repräsentiren, der ihm dafür wöchentlich drei Thaler und ein neues Bett versprochen hatte. Die Zeit wurde ihm indeß zu lang, er sehnte sich nach Freiheit und zeigte den Betrug selbst an. Sein Wunsch ist jedoch nicht erfüllt worden und er wird nun selbst für eigene Rechnung wegen Beilegung falschen Namens eine Freiheitsstrafe zu erwarten haben.

Stadt-Theater zu Leipzig.

Montag, den 7. November:

„Der Jude." Schauspiel in 4 Aufzügen, von Richard Cumberland. — Herr Döring vom Hoftheater zu Stuttgart — Schewa — als Gast.

Der innere Gehalt dieses Schauspiels ist nicht hoch anzuschlagen, indem es an einem scharfen Gepräge derjenigen Rollen mangelt, die außer dem Schewa das Ganze mit bilden helfen. Der Schewa jedoch ist, um mit den Schauspielern zu reden, eine Parthie comme il faut, ein Paradepferd, ein glänzender Stern im Repertoir der Charakterdarsteller. Herr Döring, ein Künstler im wahren Sinne des Wortes, ein Schauspieler, der, erfüllt mit Ehrgeiz, die Kunst als das Heiligste betrachtet und in ihrem Wirken die Wollust und Seligkeit empfindet, die nur einem so wahrhaft Begeisterten zu Theil wird, führte uns einen Schewa vor, der der strengsten Kritik Beifall abzwingt. Gang, Manieren und Haltung, vereint mit einer überaus täuschenden Maske, ließen auf den ersten Blick den Hebräer erkennen. Nicht minder entfaltete er aber den Geist der Rolle, das edle Herz, das in der Brust dieses Juden schlägt und vom Dichter mit herrlichen Zügen gezeichnet worden ist. Gäbe es in der Welt lauter solche Juden wie der Schewa und solche Schauspieler wie Döring, so wäre der Menschheit und der Kunst für immer geholfen. — In der darauf folgenden Posse von Kotzebue:

„Der Verschwiegene wider Willen
oder
Die Reise von Berlin nach Potsdam"

zeigte Herr Döring als Kommissionsrath Frosch, welche Kräfte ihm zu Gebote stehen, seine Individualität so ganz und gar wegzuläugnen. Wahrlich! im Parterre haben zwei Zuschauer gewettet, daß diese Person unmöglich Döring sei, indem der Eine der Streiter in dem Wahne gestanden, der Gast sei unterdessen erkrankt und ein anderer Schauspieler habe die Rolle für ihn übernommen. Das hier Erzählte ist kein milesisches Mährlein, gründet sich auf Wahrheit und die Streiter sind keineswegs Männer, denen man Mangel an Bildung vorwerfen könnte.

Donnerstag, den 10. November. Am Vorabend von Schillers Geburtstage. Zur Vorfeier des Schillerfestes:

Wallensteins Lager,

Dramatisches Gedicht in 1 Akt, von Schiller.

Wallensteins Lager. Welch ein herrliches dramatisches Bild, ausgeführt von Deutschlands größtem dramatischen Dichter. Mitten hinein in das Kriegsgetümmel führt uns der Genius des Gewaltigen. Unwillkürlich werden wir hineingerissen auf den Schauplatz dreißigjähriger Thaten, wo einst der eroberungssüchtige Mann sein Schwert geschwungen, dessen Gehör es nicht vertragen konnte, wenn der Hahn krähte und die Katze miaute. — Herr Reger, als Wachmeister war ganz an seinem Platze und mit Wohlgefallen hing das Ohr an den Reden dieses alten Haudegen, der die Hauptfigur im ersten Theil der Trilogie abgiebt. Wahrlich, Herr Reger war der Einzige, der Verse vortragen konnte, nämlich so, daß man es nicht merkte, daß es Verse sind. Die Andern leierten oft ganz jämmerlich. Verdient aber Einer, daß ihm die Kritik einmal unverholen die Wahrheit sagt, so ist dies Herr Baudius. Mit diesem haben wir heute besonders ein Ei zu schälen, denn solch einen Pfaffen dem Leipziger Publikum, einem akademischen Parterre vorzuführen, ist ein Verbrechen, das ihn ex officio verurtheilt, in allen Spalten der Journale wohlverdient Spießruthen laufen zu lassen. Bei Schillers Geist! es ist ein Räthsel, wie sich ein Schauspieler, ein so denkender Schauspieler wie Herr Baudius, so ganz und gar verirren konnte. Ist dies Komik? ist eine solche Sprache dem Soldatenfeinde angemessen? — Steht in der Rolle, daß er immer schnupft und während der erbosten Rede Schnaps säuft? Jeder Zoll der Verständigen erfüllte sich mit der Blausäure des Ingrimms bei Hörung und Anschauung des Geistlichen und es war nahe daran, daß ein Tumult losbrach, wie ihn Herr Baudius vielleicht noch nicht vernommen. Die Würde der Feier hielt davon ab, sonst hätte das Recht gesiegt und gezeigt, daß auch der Hochstehende nicht verschont werden darf, wenn er sich Sachen erlaubt, die nicht im Katechismus der Kunst stehen. Warum sollen sogenannte Routiniers verschont werden, die doch eher einen Puff vertragen konnen, als die kleinen Geister, die Episodenspieler, auf die überdies schon genug hineingehackt wird und wenn sie wie ein Gott spielen.

Nach Beendigung des Lagers wurde die Rütli-Scene aus

Wilhelm Tell

vorgeführt. Erwünschter und vortheilhafter wäre unstreitig die ergreifende Schlußscene gewesen, eine Scene so reich an dramatischem Leben und der wahre Höhepunkt des überaus schönen Gedichtes. Auch hier war es wieder Herr Reger, der als Stauffacher markig eingriff und so eigentlich der Träger des Ganzen war. Andere der Mitspielenden ließen Gedächtnißsünden erkennen. Schämen sich denn solche Geister nicht? Lernt lieber die Rollen in Schillers Stücken, so ehrt ihr den Künstler mehr als durch Feste und Schmaußereien.

Den Schluß bildete Schillers Gedicht:

Die Glocke,

zur Darstellung für die Bühne eingerichtet von Göthe, an welches sich ein „Epilog" von Carl Herloßsohn anreihte. Herloßsohn will sich jetzt immer bemerkbar machen, um ein Lebenszeichen von sich zu geben. Das Schillerfest reichte ihm die Hand und ein guter oder böser Geist flüsterte ihm zu: „Herr Doctor! nicht gewichen, frisch!" heraus mit einem Verse. Der gute gemüthliche Doktor bestieg den Pegasus, der Erfolg hat aber gelehrt, daß er mehr Gottliebs alten Klepper geritten, denn der Epilog war sehr frostig und wässerig; ein Gemeinplatz, worauf sich Reime finden, die nach Recht und Pflicht arretirt und in das Loch gesteckt werden müssen. Z. B. Schöne und Thräne, küßt und sprießt ꝛc.

Der Wahrheit die Ehre, darum nichts für ungut, Kritik ist nur ein leidlicher Dünger, Gottes Sonne gebiert ohnedies genug.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Hauptsächlich sind die Montpensierhüte zu erwähnen, ebenfalls ein schöner Kopfputz von Sammet, der besonders mit einem Schleier sehr gut sieht.

Capoten stehn in hoher Gunst und wir haben einige von Sammet gesehen, die einen Federbusch in derselben Farbe hatten. Die von Atlas, mit citronengelbem oder rosa Tülle überzogen und mit Federn in derselben Farbe geschmückt, gefallen allgemein. Vielleicht aber ist keine Mode schöner und eleganter, als ein kleiner Kardinalhut, den ich unter die glücklichsten Erfindungen der Saison zähle. Er besteht aus schwarzem Sammet oder aus schwarzen Spitzen, hat eine einzige rosa Feder an jeder Seite und kleidet vortrefflich.

Allmählich zeigt sich das Pelzwerk und es scheint, als würde es in dem bevorstehenden Winter sehr viel getragen werden, man sieht bereits viele Pelzbesetzungen, einfache oder doppelte, auf Kleidern, auf Ueberröcken, ganze Camails von Pelz, durchaus mit Pelz gefütterte Mäntel und namentlich viele schöne kleine Müffe.

Auf den Straßen sieht man nichts häufiger als große Camails, die bald mit Pelz besetzt, bald mit Franzen und häufig auch mit Schnuren besetzt und gestickt sind. Sehr hübsche Camails haben wir auch von staubfarbigem sehr feinem Merino gesehen, die mit rosa, himmelblauer oder citrongelber Seide gefüttert sind und kleine Stickereien in gleicher Farbe oder Auspuz von Schnuren ꝛc. am Rande haben. Diese Camails stehen besonders jungen Mädchen sehr gut.

Auch Mantelröcke werden ziemlich häufig getragen von zartblauem Caschmir mit weißer Schnürenstickerei, mit weißem Atlas gefüttert, von dunkelgrünem Atlas mit weißen Schnürchen und ebenfalls weiß gefüttert. Viele sind auch von schwarzem Atlas, unter denen man ein Kleid in himmelblauer, citrongelber, violetter ꝛc. Farbe trägt. Damen von reiferem Alter tragen diese Mantelröcke ziemlich lang. Viel Schwarz wird getragen.

Bei Visiten wird man sehr viele Crispinen von dunkelviolettem Sammet mit Marderbesatz, grüne Crispinen mit schwarzen Spitzen und rosa mit Hermelin sehen. Ein schöner Halsschmuck ist ein einfaches schwarzes Band, das vorn durch eine einzige große Perle oder einen guten Stein befestigt ist.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 9. (4. Jahrgang. IV. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 10. (Sonnabend, den 3. December.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers N. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Opfer der Untreue,

Erzählung nach einer wahren Begebenheit
von
Fr. Herrmann Langguth.
(Fortsetzung.)

II.

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab aus Millionen Dich umwunden
Und auf ewig bist Du mein!
Schiller.

Den nächstfolgenden Sommer machte der Legationsrath nebst seiner Gemahlin und Tochter eine Vergnügungsreise durch einen Theil Schlesiens, und beschloß, um daselbst mehrere Freunde zu besuchen, sich einige Zeit in Breslau aufzuhalten. Justus wurde natürlich sogleich von dem Entschlusse des Legationsrathes benachrichtigt und wählte, da er die eintretenden Ferien ebenfalls zu einer Erholungsreise zu benutzen beabsichtigte, die ihm noch fremde Gegend unweit Breslau, wo ein Jugendfreund seines Vaters Forstmeister war, den er längst hatte besuchen sollen. Die eigentliche Absicht, warum Justus gerade jetzt diese Gegend wählte — wer möchte sie wohl verkennen? Doch ihm gelang auch sein eifriges Bestreben, die Familie des Legationsrathes mit der des Forstmeisters zu befreunden und es wurden nun von beiden Familien häufige Besuche und Gegenbesuche gemacht. Helenen ganz besonders gefiel es am besten bei dem Forstmeister und sie hätte lieber die ganze Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes dort, als in der Stadt verlebt.

Als die zur Abreise des Legationsrathes festgesetzte Zeit heranrückte, veranstaltete der Forstmeister demselben und seiner Familie zu Ehren einen glänzenden Ball. Der Tag desselben war bestimmt, alle Gäste, theils höhere königliche Beamtete, theils Rittergutsbesitzer dazu eingeladen. Da erhält einige Tage vorher der Legationsrath Briefe von höchster Wichtigkeit, welche ihm seine sofortige Rückreise nach B. zur Pflicht machen. Er unternimmt nun, um seine Gemahlin und Tochter dieses Vergnügen noch genießen zu lassen, die Rückreise allein. Nach Beendigung jenes Festes wollten seine Gemahlin und Helene sofort folgen.

Der Empfang, welcher der Legationsräthin und ihrer liebenswürdigen Tochter zu Theil wurde, war sowohl von Seiten des Wirthes, als seiner schon zahlreich versammelten Gäste überaus glänzend. Alles war heute Freude und Lust und man bedauerte nur allgemein, daß der Legationsrath nicht auch habe Theil nehmen können. Das Souper war unter fröhlichen Scherzen und Trinksprüchen vergangen und man begab sich nun in den prachtvoll dekorirten Ballsaal. Der Forstmeister eröffnete mit der Legationsräthin den Ball.

Helene und Justus flogen mit Blitzesschnelle den Saal auf und ab und beiden schien jeder neue Tanz auch neue Kräfte zu verleihen. Da, — nach einem

raschen Walzer fällt Helene ohnmächtig in Justus Arme. Man bringt sie schnell und so geräuschlos als möglich in ein anderes Zimmer, wo sie nach vieler vergeblicher Anstrengung endlich wieder nach und nach zu sich kommt. Vergebens sucht aber nun ihr noch immer halb gebrochenes Auge den ihr theuern Justus unter den sie Umstehenden; mit matter Stimme ruft sie nach ihm, aber — Niemand kann ihr Kunde von ihm bringen. In der allgemeinen Bestürzung hatte man nicht auf ihn geachtet und alle jetzt nach ihm angestellten Nachforschungen blieben erfolglos. Niemand vermochte sich sein sonderbares Benehmen zu erklären; auch die Legationsräthin schien mit demselben unzufrieden zu sein. Doch, als sich Helene wieder insoweit erholt hatte, daß man nach dem Ausspruche eines zufällig noch anwesendes Arztes ohne Gefahr den Rückweg antreten könne, befahl die Legationsräthin, um das Vergnügen nicht länger zu stören, den Wagen vorzufahren, und fuhr, ohne Justus gesehen zu haben, nach Breslau zurück.

Am Morgen des Festtags hatte Justus auf einem Spaziergange im nahen Walde einige Kräuter gefunden, welche als Theeaufguß belebend und nervenstärkend wirken. Er verbarg dieselben, um sie vielleicht einmal in der Abendkühle abzuholen, in ein leichtkenntliches Gebüsch. Als man nun Helene aus seinen Armen genommen, fährt ihm plötzlich der Gedanke an jene Kräuter durch den Kopf und er eilt, da seine Gegenwart wegen der Anwesenheit noch eines Arztes nicht unbedingt nöthig war, ohne in der Bestürzung Jemand davon zu benachrichtigen, dem nahen Forste zu, kann aber, gleichsam von der Angst geblendet, jene Stelle nicht gleich wieder finden. Während er nun ängstlich hin und her sucht, vernimmt er in nicht zu weiter Ferne mehrere Männerstimmen und hört, daß sich jene Männer mit einander streiten. Er schleicht nun so leise und geräuschlos, als es ihm möglich, nach jener Gegend hin und entnimmt aus ihrem Gespräche, daß es drei Straßenräuber sind, welche der Equipage der Legationsräthin, welche den durch den Wald führenden Weg passiren mußte, auflauern und den darin sitzenden Damen alle Sachen von Werth abnehmen wollten. Er wagte kaum, Athem zu holen, doch entfernt er sich wieder in aller Stille, eilt pfeilschnell der Wohnung des Forstmeisters zu und kommt dort athemlos und leichenblaß, aber wie wir wissen, leider schon zu spät an.

Nachdem er das Gespräch jener drei Räuber dem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt, beschlossen sogleich mehrere junge Leute und einige Jägerbursche mit geladenen Gewehren zu Pferde dem Wagen der Legationsräthin nachzueilen, um vielleicht das Schlimmste noch abzuwenden. Bald hatten sie die Equipage so weit erreicht, daß sie schon ziemlich deutlich die Gräuelscene überschauen konnten. Mehrere saßen nun ab, ließen Einige in nicht zu weiter Ferne bei den Pferden zurück und schlichen leise heran. Beide Damen waren schon von den Räubern aus dem Wagen geschleudert worden — da kommen die Retter herbei. Zwei jener Räuber entkamen, indem sie Alles im Stiche ließen, der dritte aber, welcher bei dem Kutscher auf dem Bocke gesessen, blieb im Herabspringen hängen und wurde, von den Jägerburschen gefangen, sofort den nächsten Gerichten überliefert.

Justus brachte nebst einem Bekannten die beiden Damen, wenn auch nicht in bestem, doch in ziemlichem Wohlsein nach Breslau und blieb bei seinem Freunde. Den folgenden Morgen erhielt er in aller Frühe von der Legationsräthin ein Billet, worin sie ihm meldete, Helene sei diese Nacht sehr unwohl geworden, und ihn bat, so bald als nur irgend möglich einen geschickten Arzt zu besorgen und selbst schleunigst sich zu ihr zu bemühen. Er besorgt den Auftrag auf das Pünktlichste, begiebt sich zur Legationsräthin und findet Helenens Zustand noch bedenklicher, als ihn die Mutter selbst halten mochte. Nach mehrwöchentlichem, sehr schwerem Leiden aber ward denn Helene doch so weit wieder hergestellt, daß sie, obgleich noch matt, dennoch die Rückreise nach B. ohne Gefahr antreten konnte.

Durch seine unermüdliche Thätigkeit und Aufopferung während Helenens Krankheit, da er fast Tage und Nächte hindurch nicht von ihrem Bette gewichen, hatte sich Justus nicht nur die vollkommenste Gegenliebe seiner Angebeteten, sondern auch die Achtung und Liebe ihrer Mutter erworben, welche ihn von dieser Zeit überaus hochschätzte. Bei den nun der Halbgenesenen verordneten, zur Stärkung erforderlichen Spaziergängen durfte sie nur Justus begleiten. Dadurch verschmolzen beider Herzen inniger in einander und der kleine, vielleicht unbedeutende Funken Liebe, welcher in Helenens Brust glimmte, wurde nur zu bald zu einer unauslöschlichen Flamme angefacht. Auf einem jener Spaziergänge, an einem heitern Augustabende, besiegelte ein Kuß von den reinsten Lippen den Bund zweier sich wahrhaft liebender Herzen. Justus bat nun Helenens Eltern um ihren Segen, den ihm dieselben auch bereitwillig gaben.

Er machte sein Doktorexamen, wollte aber, um als allseitig gebildeter Arzt auftreten zu können, noch ein Jahr nach Paris gehen, dann aber nach seiner Rückkehr sich entweder in B. oder in einer andern größern Stadt häuslich einrichten, sich dann durch Priestershand auf ewig mit seiner geliebten Helene verbinden lassen. Die-

ser Entschluß gefiel dem Legationsrath, weil er Durst nach Wissen verrieth, sehr wohl, Helenens Beifall aber erhielt er nicht; ihr Herz war mit bangen Ahnungen erfüllt.

Der Tag der Abreise rückte heran; die Trennung war schwer, doch fühlte Helene das Schmerzliche derselben nicht, sie lag in Ohnmacht, mit Gewalt mußte man Justus von ihrer Seite reißen. Als sie erwachte, war ihr Geliebter verschwunden. Thränen des Schmerzes und der Wehmuth begleiteten ihn in das Land über den Rhein, aber keine einzige vermochte ihn auf eine Minute nur in die Arme der G.liebten zurückzubringen. Helene verschloß sich wiederum, wie ehedem, mit ihrem Kummer und duldete in der Einsamkeit gleich einer Märtyrin der Liebe. — Justus, mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, kam wohlbehalten in Paris an, von wo aus er sogleich der Geliebten seines Herzens die glückliche Ankunft meldete und versprach, baldmöglichst, so wie er sich nur einigermaßen erholt habe, wieder zu schreiben, was er übrigens sehr oft thun werde. Dieser Brief träufelte zwar lindernden Balsam in das schwer verwundete Herz, aber zu heilen vermochte er es noch nicht. Helene beantwortete diesen Brief, den sie als ein Kleinod stets bei sich trug, auf der Stelle, und bat dringend, Justus möge ja sein Versprechen halten und so oft als möglich schreiben.

(Beschluß folgt.)

Der gewaltige Geist der Neuzeit von seiner unangenehmen Seite.

Immer zu, ohne Ruh!

Der Geist der Neuzeit liebt die Bewegung, die Veränderung, darum hat Niemand vor ihm Ruhe; ihm steht nichts mehr an dem alten Platze recht, Alles soll neu und anders sich gestalten, und es ist daher mit Recht zu befürchten, daß, wenn man den jugendlichen Sprüngen desselben nicht in Zeiten Einhalt thut, die Bewegung in Beweglichkeit, die Veränderung in Veränderlichkeit ausarte. Wie ist auch in unserm Sachsenlande in wenigen Jahren und seit das Allons enfans aus fernem Lande zu uns herübertönte, Alles so ganz anders geworden! Hat doch das jetzige Geschlecht in dem letzten Jahrzehnt mehr erlebt und mehr erfahren, als manches frühere in einem halben Jahrhunderte. Wohl hat der Geist der neuen Zeit des Guten mancherlei geweckt und n rascher Folge in's Leben gerufen, wer möchte aber auch in Abrede stellen, daß er bei seinen Kreuz- und Quersprüngen links und rechts und nach hinten und vorn, gewaltige Püffe ausgetheilt hat, die von Vielen, Höchsten, Hohen und Niedrigen, mehr oder weniger schmerzlich empfunden worden sind. Man braucht nicht weit um sich zu schauen, um, bald hier, bald da, Einen zu finden, der von des Geistes Faust getroffen, schmerzerfüllt sich krümmt und windet, oder mit eingestutztem Flügel kleinlaut am Boden umherflattert. Selbst alte ehrwürdige Namen, Redensarten und Sprüchwörter sind durch ihn in ihrem ferneren Bestehen gefährdet worden. Das Tröstliche hierbei ist, daß der Geist nach einem richtigern Grundsatze hierbei zu Werke ging, als die Menschen, wenn bei ihnen von Verschneiden und Verkürzen die Rede ist. Diese fangen in der Regel, wie bei dem Papierbogen, von unten an, während der Geist der Neuzeit weislich von oben begann. Denn Engel und Heilige waren es, die er zuerst angriff. Der Erzengel Michael und St. Johannes wurden von ihren uralten Sitzen vertrieben, und denselben ein Plätzchen an der Seite eines gewöhnlichen Sonntags angewiesen, zum Leidwesen für Alle, welche, treu anhangend dem durch hohes Alter geheiligten Brauche, jetzt noch den Festen derselben besondere Tage so gern widmen möchten. Auch von den dreien Tagen der hohen Kirchenfeste mußte einer fallen, und selbst der heilige Gregorius ward um seine schöne Feier gebracht, die ihm beim Erwachen des Lenzes die muntere lebensfrische Jugend weihte. Mit ihm trauert die junge Schulwelt, die nun um eine Freude ärmer geworden ist; mit ihm trauern aber auch die Zünfte alle, die den Schmuck zum Feste lieferten, und in deren Gewerbe dasselbe alljährlich ein reges Leben brachte. Vor Allen aber fühlen um die Osterzeit die Schneider und Schneiderinnen einen schneidenden Kontrast zwischen sonst und jetzt, der ihnen tief in die weichgeschaffenen Seelen schneidet. Ja sie sind dahin die alten schönen Feste und alle in der neuern Zeit hervorgerufene Kirsch-, Most-, frische Wurst und andere weltliche Feste zusammengenommen, können keinen Ersatz dafür geben, und selbst das erst im vorigen Jahr auf dem Schusterhause bei Dresden jung gewordene Zimmermann'sche Pflaumenkuchenfest wird nicht im Stande sein, für den erlittenen Verlust Entschädigung zu bringen.

Vom Geiste der Neuzeit ergriffen, mochten selbst die höchsten Gewalten sich nicht entbrechen, eines Theiles ihrer alten, Jahrhunderte hindurch festbegründeten, Macht sich zu entäußern. Was Wunder, wenn hierauf auch die einst so mächtige patriarchalische Vasallenschaft an die Reihe kam, wenn auch ihre, eben-

falls Jahrhunderte lang, glücklich behaupteten Vorrechte vom Zeitgeist unter die Scheere genommen wurden?

„Aufmarschirt!" hieß es noch vor wenigen Jahren, wenn um Michaelis der Richter der Gemeinde die junge Mann- und Frauschaft des Dorfes auf den Edelhof geleitet hatte; und musternd ruhte das Auge des Gutsherrn, prüfend der Blick der Herrin auf der bunten Reihe, die in banger Erwartung vor Hochdenselben sich aufgestellt hatte. Da wurde nun ganz nach Belieben bestimmt, welche von diesen ein Jahr lang um wenige meißnische Gülden die junge Kraft dem Gutsherrn dienend widmen sollten. Ein Groschen baar ward abschläglich den Betroffenen behändigt, und schweigend — höchstens inwendig ein wenig räsonnirend — zogen sie mit den Uebrigen von dannen. — Das war eine herrliche Sache. Eine herrliche Sache war es, da zu ernten, wo ein Anderer mit seinen Gaulen und Stieren, im Schweiße seines Angesichts, geackert und gepflügt hatte — eine herrliche Sache war es, seine Heerden auf fremdem Eigenthum zu weiden. Doch der Zeitgeist rief rücksichtslos sein „Abgelöst!" und wie hat nun all dies Herrliche in Unherrliches sich verwandelt! Wohl mag mancher Gutsherr, sehnsüchtig nach dem schönen Einst zurückschauend und sich nachdenklich hinter'm Ohre krauend, im Stillen für sich summen:

„Ich denk' an euch, ihr himmlisch-schönen Tage!"

aber der Geist summt tückisch dazwischen:

„Freund, Du bist umsonst bemüht,
Diese Rosen sind verblüht."

Ja nicht genug, daß er der Ritterschaft so manches theure Vorrecht entzog, er machte sich ihr auch dadurch in hohem Grade unangenehm, daß er die Freiheiten derselben hart anfocht. — Mochte sonst Kirche, Pfarre und Schule im Dorfe an einem Tage über den Haufen fallen, wenn's zum Bauen kam, ging der Herr Patronus frei aus. Dies hat nun der Zeitgeist neuerdings ganz anders arrangirt. Jetzt darf nur in einem solchen Gebäude eine Treppenstufe etwas ruinös werden und Alles, was im Dorfe wohnt, von A. bis Z., Alles, ohne Ausnahme, wird contribuabel. Böses Ding! — Auch dem freien Tischtrunke ist bereits unwiderruflich sein Aufhör-Ziel gesteckt, und die angenehme Steuerfreiheit im Hinbrüten begriffen; kurz die Ritterschaft ist in Allem der Mitleidenheit verfallen und zwar, was das Unangenehmste ist, ohne bei Jemandem Mitleid zu finden.

Auch die Städte, die bis dahin mit stiller Schadenfreude dem Treiben des Geistes der Neuzeit zugesehen hatten, wurden nun selbst von der Gewalt desselben in mancherlei Weise unangenehm berührt. So ehrwürdig durch ihr hohes Alter die städtische Verfassung war, der junge Springinsfeld, unbekümmert um die alte spartanische Verordnung, mochte keinen Respect vor dem Greisenalter derselben haben, und hatte er bei den Rittergütern „Abgelöst" gerufen, so rief er hier gebieterisch sein „Aufgelöst!" und die alten Stadträthe lösten sich auf und — waren gewesen. Alles ist neu worden. — Von einem amtführenden Bürgermeister weiß man nichts mehr; der Consul regens, einst so erhaben und ehrfurchtgebietend, ist aus der Reihe politischer Personen gestrichen, und an einen ruhenden Bürgermeister ist gleich gar nicht mehr zu denken, wenn man sieht, wie Alles, was jetzt Bürgermeister heißt, bald von oben her, bald von unten herauf dermaßen in Trab und Schweiß gesetzt wird, daß man die Ruhe wohl überall, nur nicht bei ihm zu suchen sich versucht fühlen darf. Jeder ehrsame Bürgersmann konnte es sonst bis zum Stadtrichter bringen, ob er auch vom Richten gar nichts, höchstens etwas vom Zurichten, Vorrichten und Abrichten verstand; jetzt ist dies Glück nur Auserwählten vorbehalten; nur wer mit Gesetz und Recht gehörig umzuspringen weiß, darf es gesetzlich und mit Recht in Anspruch nehmen. Auch die Viertelsmeister, die alten für die Stadträthe so äußerst bequemen schüchternen Jaherrn sind nirgend mehr zu finden. An ihre Stelle sind andere Herrn getreten, die wohl auch Ja sagen — seiner Zeit aber auch das Nein ohne Schüchternheit auszusprechen wissen, ja dasselbige mitunter fast allzuherzhaft von sich geben zu müssen glauben, je nachdem sie vom Geiste der Zeit mehr oder minder stark angehaucht worden sind.

Mochten nun auch die Bürgerschaften über den Wegfall aller dieser Ehrenstellen allenfalls sich zu trösten insofern Ursache haben, als ja die neue Zeit dafür neue Ehrenämter in Fülle herbeibrachte, gehaltvolle und gehaltlose, civilistische und halb-militärische, so wollte der Trost doch nicht verfangen, als es in noch anderer Weise über die Städte hergehen sollte. Doch es ging leider ganz natürlich her. Sollte nun einmal allem Zwange Zwang angethan werden, und hatten die Rittergüter somit den Dienstzwang aufgeben müssen, so mußten nun die Städte ihren Bierzwang fahren lassen; wurde die goldne Steuerfreiheit der Rittergüter bedroht, so mußte auch die Steuerfreiheit des stadtkommunlichen Grundeigenthums bedroht sein.

(Beschluß folgt.)

Proceß Lesurques.

In diesen Tagen wurde in Paris eine Frau begraben, deren Tod den Journalen Veranlassung gab, an einen Kriminalproceß zu erinnern, der eine traurige Berühmtheit dadurch erlangt hat, weil er, wie man jetzt mit voller Gewißheit behaupten kann, die Verurtheilung eines völlig schuldlosen redlichen Bürgers zur Folge hatte. Die kürzlich verstorbene Lesurques ist die Witwe dieses Opfers der Kurzsichtigkeit irdischen Gerichtes gewesen; seit beinahe funfzig Jahren war es Aufgabe ihres Lebens, das Andenken ihres Mannes von der Schmach seiner Verurtheilung durch einen förmlichen Richterspruch reinigen zu lassen — sie ist gestorben, ohne das Ziel ihres höchsten Wunsches, eine Revision des Processes, erreicht zu haben.

Wir geben im Folgenden die Darstellung des Processes nach dem Berichte der Gazette des Tribunaux:

Am 4. Floreal, im 4. Jahre der Republik, saßen vier nach dem damaligen Geschmacke elegant gekleidete junge Männer bei einem reichlichen Frühstück, welches einer von ihnen, Guesno, Besitzer eines Speditionsgeschäftes zu Douai, seinem Landsmanne Joseph Lesurques zu Ehren in dem Hause Nro. 27 der Straße Boucheries zu Paris veranstaltet hatte. Lesurques war nämlich kurz zuvor in der Hauptstadt angekommen, um daselbst mit seiner Familie künftig zu wohnen.

— „Ja, mein lieber Guesno,“ sagte Lesurques, „ich habe unsere gute Vaterstadt für immer verlassen, wenigstens habe ich mir vorgenommen, so lange in Paris zu bleiben, bis meine Kinder erzogen sein werden. Ich bin jetzt dreißig Jahre alt, habe meine Pflichten gegen mein Vaterland erfüllt, denn ich habe mit Auszeichnung in dem Regimente Auvergne gedient und war so glücklich, nach meinem Austritt aus der Armee unentgeldlich, und wie ich mir schmeichle, mit Nutzen, den Dienst des Bureauchefs im Distrikte Douai versehen zu haben; ich habe jetzt an eignem Vermögen und mit dem Eingebrachten meiner Frau ein jährliches Einkommen von 15,000 Livres, bin ohne Ehrgeiz und sonstige Wünsche, und habe drei liebe Kinder, deren Erziehung meine einzige Beschäftigung künftig sein wird. In den wenigen Tagen meines Aufenthaltes dahier ist es mir gelungen, eine hübsche bequeme Wohnung zu miethen, welche ich eben jetzt einrichten lasse, und in Kurzem werde ich die Freude haben, Euch dort empfangen und meinerseits anständig bewirthen zu können.“

— „Was Sie da sagen ist recht hübsch ausgedacht,“ unterbrach einer der Gäste, der bis dahin wie in tiefem Nachdenken verloren, schweigend dagesessen hatte; „aber wer kann in unserer Zeit heute wissen, wie es morgen sein wird! Ich wünsche von Herzen, mein Herr, daß Ihre Aussichten auf ein ruhiges glückliches Leben sich verwirklichen möchten, Sie würden alsdann der glücklichste Mensch in der ganzen Republik sein, denn seit fünf, sechs Jahren gibt es keinen Bürger, so hoch oder niedrig er auch stehen möge, der im Voraus sagen könnte, was die nächste Woche über ihn verhängen wird!“

Der, welcher diese bittern, niederschlagenden und mit seinem reichen Anzuge und dem von ihm beim Frühstück gezeigten Appetit contrastirenden Worte gesprochen hatte, war ein junger Mann von etwa 25 Jahren, groß, und von guter Haltung; sein Gesicht würde schön zu nennen gewesen sein, hätten seine schwarzen von dichten Augenbraunen beschatteten Augen seiner Physiognomie nicht einen Ausdruck von Härte und Verstecktheit verliehen, den er vergebens dadurch zu verbergen strebte, daß er Niemandem offen in's Auge sah. Dieser junge Mann, Namens Couriol, war bei dem Frühstücke Guesnos nur ein zufälliger Gast. Als man sich eben zu Tisch setzen wollte, war er erschienen, um einen der geladenen Gäste, einen gewissen Richard, zu besuchen und war von Guesno zum Dableiben genöthigt worden. Nachdem das Frühstück eingenommen war, begaben sich die vier jungen Leute gegen Mitternacht in's Palais-Royal, wo der Kaffee getrunken wurde; hierauf trennten sie sich.

Vier Tage später, am 8. Floreal (27. April 1796), verließen bei Anbruch des Tages vier Reiter Paris bei der Barriere von Charenton. Sie schwatzten und lachten, ließen ihre Miethpferde um die Wette laufen und schienen überhaupt weiter keine Sorge zu tragen, als wie sie auf ihrem Ausfluge den Tag so vergnüglich als möglich zubringen sollten.

Indessen würde es einem aufmerksameren Beobachter nicht entgangen sein, daß jeder von ihnen unter dem langem Mantel, welche damals Mode waren, einen um den Leib geschnallten Säbel trug, der dann und wann durch die Bewegungen des Pferdes sichtbar wurde; auch hätte er in dem Gesichte und den tiefliegenden Augen des einen Reiters den Ausdruck eines finstern unheimlichen Brütens bemerken können. Dieser Reisende, welcher nur mit Widerwillen an dem ausgelassenen Treiben seiner Gefährten Theil zu nehmen schien, war Couriol, einer der Gäste bei dem erwähnten Frühstück, welches Guesno seinem Landmanne Joseph Lesurques gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Die Tabaksverfälschungen nehmen in England sehr überhand. 12 Centner, welche bei Mr. Lost in Peckham kürzlich weggenommen wurden, bestanden aus Rhabarber-, Hopfen- und Rosenblättern, Moos, wildem Ampfer und dergleichen. Tags darauf wurden in Yorkshire Massen verfälschter Schnupftabake confiscirt.

— In Frankreich ist ein guter Fortschritt geschehen. Sämmtliche Schullehrer sind zu Sekretärs erhoben worden. Es war nämlich etwas laut geklagt worden, die Schullehrer und ihre Kinder hätten Hunger, was wohl denkbar ist, da in der Regel ein französischer Schulmeister das Jahr gegen 50 Thaler Besoldung hat, was selbst für seine französischen Mägen nicht zureichen will. Da aber das Erhöhen der Besoldungen Geld gekostet hätte, so wurde beschlossen, sie zu Sekretären der Schulzen zu erheben, wodurch ihre Einnahme und ihr Ansehen ohne Zulage, blos auf Kosten der Schulen, außerordentlich erhöht worden sein soll. Man glaubt, daß sie mit der Zeit es selbst noch zu Maires, d. h. zu französischen Schulzen, bringen können.

— Der erste Anblick Athens — sagt ein neuer Reisender — ist eher seltsam als angenehm; doch fühlt man, daß Leben und Zukunft da ist. Die Sitten des Orientes haben sich mit denen des Occidentes noch nicht verschmolzen, sie bestehen getrennt neben einander. Durch gegenseitige Opfer wird diese Verschmelzung später erfolgen. Jetzt, da der Geschmack und die Mode die griechische Gesellschaft noch nicht unter ihr Maaß genommen haben, geht und trägt sich Jeder, wie es ihm beliebt; neben einem türkischen Laden, in welchem der Kaufmann mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzt und melancholisch die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger laufen läßt, steht ein französisches Kaffeehaus mit einem Mahagoni-Billard. Hier warten zwanzig Malteser, welche in der Straße kauern, auf Beschäftigung; dort rauchen Griechen in weißer Fustanelle und goldgesticktem Jäckchen aus langen Tabakspfeifen, während andere Griechen in Frankentracht, Cigarren rauchend, neben dem Bierkruge sitzen und französisch über europäische Politik ꝛc. sprechen. Der Eine trägt das griechische Kostüm, aber lange Stiefeln über den weiten Beinkleidern, der Andere einen Frankenrock mit der Fustanelle und den griechischen Gamaschen. Ueberall hört man gleichzeitig Griechisch, Französisch, Italienisch, Deutsch u. s. w. sprechen.

— Bei dem großen Brande von Kasan ist auch eine Fabrik eingeäschert worden, deren Verlust in Rußland nur von Wenigen bedauert werden dürfte. Es ist dies nämlich die größte russische Knutenfabrik, welche jährlich Millionen Stöcke und Riemen zu den Knuten lieferte.

(Die Ueberraschung.) Unter den zahllosen Abenteuern, welche in den amerikanischen Blättern figuriren, ist besonders folgendes, welches als wahr verbürgt wird, höchst ergötzlich. Ein junger Kentuckier, Namens Tom Sleek, und Miß Julia Manly, eine junge Lady aus dem Staate Maine, welche beide einander völlig unbekannt waren, wurden durch ihre Freunde auf einen glänzenden Ball geführt. Die Dame war nichts weniger als schön; und da sie unter so vielen lieblichen Blumen, welche das Fest schmückten, nicht in ihrer eigenen Person erscheinen wollte, so beschloß sie, männliche Kleidung anzulegen: eine Täuschung, welche durch ihre keineswegs zarte Stimme und durch ihre groben Gesichtszüge begünstigt wurde. Tom Sleek dagegen, welcher kaum zwanzig Jahre alt war, hatte ein Gesicht wie Milch und Blut; dabei ringelten sich seine blonden Locken so schön um Hals und Stirn, sein Wuchs war so schlank und sein Fuß so zart, daß er, als Dame verkleidet, die Aufmerksamkeit aller Gentlemen auf sich zog. Der neue Don Juan hatte bereits mit mehreren Kavalieren getanzt, unter denen Jeder seinen Vorgänger an Galanterie zu übertreffen suchte, als einer dieser Getäuschten, welcher der Pseudo-Tänzerin am eifrigsten den Hof gemacht hatte, von einem der eingeweihten Freunde Toms einen leisen Wink über die Mystifikation erhielt. Kapitän O'Slasher's Eigenliebe war empfindlich verwundet und er sann auf Rache. Er war ein naher Verwandter der Miß Manly und Beide schmiedeten einen Plan, in dessen Details wir nicht weiter eingehen. Genug, ehe eine Stunde verflossen war, bewilligte Sleek, welcher den Scherz auf's Aeußerste zu treiben entschlossen war, der Miß Manly ein Rendez-vous. Letztere machte ihrer angenommenen Rolle getreu, eine förmliche Liebeserklärung, und wollte den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit auf der Stelle entführen. Die verschämte Schöne willigt nach einigem Zögern ein. Der Wagen hält links an der Gartenthür. A damned good joke! denkt Sleek. Kaum sitzt das Pärchen im Wagen, als Kapitän O'Slasher mit einer Donnerstimme halt! ruft. In verstellter Wuth gegen den vermeinten Entführer losbrechend und die Ehre seiner schönen Tänzerin scheinbar vertheidigend, befiehlt er dem Kutscher, zu einem in dem nahen Dorfe wohnenden Geistlichen zu fahren, welcher auf der Stelle das Paar kopuliren soll. Sleek, welcher durch bedeutende Champagner-Libationen in die süperbeste Laune von der Welt versetzt worden war, hielt den Spaß für unübertrefflich und dachte gar nicht an den seltsamen Zufall, welcher den Geistlichen um 3 Uhr Morgens zur Vollziehung der Trauung in Bereitschaft gehalten hatte. Die nöthigen Zeugen waren da, der Akt wurde mit den wenigen in Amerika vorgeschriebenen Formalitäten vollzogen, und die Gesellschaft kehrte nach New-York zurück. Noch ehe sie die Stadt erreichten, brach Sleek, der nicht länger den Ernsthaften spielen konnte, in ein unmäßiges Gelächter aus, und erklärte die Entführung und Trauung für einen bloßen Scherz. Aber wer vermöchte sein Entsetzen zu schildern, als Miß Manly ihn mit dem möglichsten Ernste von ihrer Verkleidung in Kenntniß setzte! Mit einem vergeblichen Versuche, seinen schmerzlich verzerrten Zügen ein Lächeln aufzudringen, stammelte er: „Nein! nein! — Sie scherzen nur!“ — Miß Manly nahm den Militärhut ab, welchen sie die Nacht hindurch getragen, und ihr langes braungelocktes Haar fiel auf die Schultern herab. In Ihrer eigenen Schlinge gefangen! rief Kapitän O'Slasher; die Ehe ist gesetzlich gültig. Sleek ergriff nun die Hand seiner nunmehrigen Frau, welche ihm die naive Frage stellte, wie ihm diese Komödie mit einem ernsten Schlusse gefalle? — O herrlich! vortrefflich! erwiederte Sleek, und am folgenden Tage reiste, wie der Berichterstatter erzählt, das glückliche Paar nach dem Gute der Familie Manly.

— Am 22. Oktober fand die feierliche Einweihung der

Eisenbahn zwischen Berlin und Frankfurt a. d. Oder statt und Tages darauf ist sie schon dem Publiko eröffnet worden. Man fährt die Strecke zwischen beiden Städten in etwa drei Stunden. — In einer „Begrüßung," welche der Hofrath Dr. Förster bei dem Festmahle auf dem Bahnhofe bei Frankfurt sprach, kommt folgende Stelle vor:

Nun aber wirkt ein neues Element,
Dampf, Aether, Geisterhauch — wie Ihr es nennt;
Nicht ein vorüberfliegender Gedankenträger,
Nicht ein aufblitzender Sternschnuppen-Jäger,
Vielmehr der Raum- und Zeiten-Ueberwinder,
Der Tausend Meilen weit Entfernungen-Verbinder,
Und wer sich ihm vertraut, als schönsten Lohn,
Er nimmt Euch mit in eigenster Person.
Der Wunderkräfte Lob sei heut gesungen,
Zu ihrem Ruhme freudig angeklungen,
Vorwärts, wir lassen uns nicht mahnen,
„Gedanken! Licht! und Eisenbahnen!"

Unter fröhlichem Gläserklang stimmte die Versammlung in diesen der guten Sache geltenden Toast ein.

— Bekannt ist die Sitte der Studenten, Bierstaaten zu gründen; beiläufig bemerkt, bei weitem noch nicht die unglücklichsten Staatenschöpfungen, welche die neueste Zeit kennt. Der berühmteste dieser Bierstaaten war wol das Fürstenthum Lichtenhain bei Jena, dessen Fürsten Tus XXXVII. der edle Karl August von Weimar sogar in freundlicher Laune als einen regierenden Fürsten anerkannte. Dieser Fürst von Lichtenhain wurde nämlich einmal auf Wilddieberei ertappt und ihm von dem Revierjäger die Büchse genommen. „Wie kann Er sich das unterstehen!" fuhr er denselben an: „weiß Er wer ich bin?" — „Nein." — „Ich bin der Fürst Tus XXXVII. von Lichtenhain." — Verdutzt gab ihm der Jäger die Büchse wieder, in der Meinung, irgend einen wirklichen kleinen Fürsten vor sich zu haben, meldete aber doch die Begebenheit pflichtschuldigst höhern Ortes. Da sendete der selige Großherzog von Weimar, dem der kecke Streich gefallen hatte, einen Leibhusaren an jenen Studenten und Fürsten, und ließ ihm sagen: „Eine Empfehlung vom Herrn Großherzog an Seine Liebden, den Fürsten Tus XXXVII. von Lichtenhain; Serenissimus hätten beschlossen, künftig nur auf ihrem Revier zu birschen und hätten, daß der Herr Fürst auch auf dem Ihnen eigenthümlichen Revier blieben, wenn Sie wieder zu jagen geruhten."

(Deutschsein.) Glasbrenner erklärt in seinem so eben erschienenen neuen Opus: „Herr Buffey in der Zarück- (Zurück-) Gesellschaft das Deutschsein auf eben so witzige, wie für uns bittere Weise. — „Unjeheuer Deutsch, sagt Buffey, wissen Sie, was das heeßt? Das will ick Ihnen sagen. Neulich, es sind noch kaum vierzehn Dage her, da war ick in einer sehr respektabeln Jesellschaft, wo zufällig von Krebsen die Rede war, weil welche jejessen wurden, zum Suppé nennt man das. So fragt ein sehr lustijer junger Mensch einen Andern: „Hör'n Se mal, rathen Se mal, warum die Krebse nich dumm sind." So sagt der: „Das weeß ick nich." So sagt der Andere: „Das will ick Ihnen sagen. Sehen Se mal, wenn die Köchin die Krebse in einen jroßen Topp schmeißt un jeht weg und verjißt, eine Stürze über den Topp zu decken, so krauchen die Krebse oben raus. Das is nich dumm von die Krebse!" Alles lachte, blos der Herr nich, dem das Räthsel ufjejeben war; der sagte mit einem ernsten Jesicht: „Ne, Lieber, die deutschen Krebse nich, die krauchen nie gleich raus. Die deutschen Krebse, die würden erst eine Deputation an die Köchin schicken un jehorsamst anfragen lassen, ob sie vielleicht rauskriegen dürften. — Sehen Sie, meine Herren, das is es, was ich un meine Collejen unter unjeheuer deutsch verstehn."

(Schillerfest.) Unter den ausgebrachten Toasten dürfte der von Glaß besonders hervorzuheben sein. Er lautete:

Ich dachte oft schon drüber nach:
Woher es doch wohl kommen mag,
Daß selten nur ein deutscher Mann
Einen vollen Becher leiden kann.
Und daß es ihm so lieblich dünkt,
Wenn hoch der Pfropf zur Decke springt.
Ich simulirte hin und her,
Bis ich am End' von ungefähr
Den kühnen Satz herausgekriegt:
Daß es die Lust zum Trinken nicht,
Nein, daß der Hang zur Becherei
Nichts, als der Haß zum Stöpsel sei.
Und daß es so, beweis ich gleich,
Zwar kurz, doch psychologisch Euch.
Ihr wisset: daß kein braver Mann
Den Druck so recht vertragen kann;
Daß seinem Ohre jeder Zwang
Und jedes Joch ein schlechter Klang,
Daß ihm zum Beispiel: die Censur
— Natürlich — gegen die Natur,
Und Alles, was den Geist verschließt:
Gar greulich und zuwider ist.
In dieses Satzes kühnem Schwung
Liegt nun die klare Folgerung:
Daß nie ein freier deutscher Mann
Den Flaschenstöpsel leiden kann,
Weil er des Geistes Feuerkraft
Gefangen hält in enger Haft
Und ihn, der frei geboren ist,
In ungewohnte Fesseln schließt.
Doch Gott sei Dank! daß der Tyrann
Gar leicht beseitigt werden kann.
Wär' jeder Alp so leicht besiegt,
Der auf der Brust der Freiheit liegt,
Es würde heut' noch — träf es ein —
Das Wort der Fesseln ledig sein.
Doch da dies, wie Ihr leider wißt,
So weit noch nicht gekommen ist,
So laßt uns, um uns zu versteh'n
Zum Stöpsel in die Lehre geh'n,
Er zeigt uns: wie der Genius
Der Haft entbunden werden muß,
Damit er frei von seinem Bann'
Empor zur Sonne fliegen kann.

(zur Champagnerflasche)

Drum hoff auch Du im engen Haus,
O Geist! Dein Drücker muß heraus!

(nach dem Springen des Pfropfs)

Glück auf! Ström' aus! Du bist befreit:
Der Freiheit sei dies Glas geweiht!

— In ganz Europa rechnet man auf 28 Einwohner eine Geburt, es werden somit gegen 9 Millionen Menschen in einem Jahre, 24,600 in einem Tage und 1025 in einer Stunde geboren.

— Niemand weiß seine Heiligen besser auszuputzen, als der Portugiese. Das Christuskind hat in den meisten Kirchen eine wohlgepuderte Perücke mit einem Zopfe von ungeheurer Länge und mit unzähligen Bandschleifen. Der ganze Anzug ist dem eines Hofmannes vor 100 Jahren ähnlich. Kurze Höschen, seidne Zwickelstrümpfe, Knie- und Schuhschnallen von falschen Steinen. Auf der Perücke prangt eine Strahlenkrone und im Knopfloch der Christus-Ritterorden. — So berichtet die Dresdner Abendzeitung.

— Der junge Herr von L*, ein Stutzer der ersten Klasse, aber dumm wie eine Auster, gefällt sich außerordentlich darin, gegen Damen den Ungalanten zu spielen. Unlängst wandte er sich in einer Gesellschaft zu seiner Nachbarin, und sagte: „Es ist doch sehr zu bedauern, daß es in allen Gesellschaften Gänse gibt." „Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte die Angeredete, „aber noch mehr ist zu bedauern, daß sich zuweilen auch ein Schöps einfindet."

— In München, so erzählte man unlängst in einer Gesellschaft, soll ein feinwollender Gelehrter leben, der in einem ziemlich dicken Manuscripte den Untergang der Welt, und zwar am Tage der Sonnenfinsterniß (8ten Juli 1842) prophezeiht hatte. Die Censur verweigerte den Druck, der König aber schrieb eigenhändig auf das Manuscript: „Kann gedruckt werden, jedoch erst im Jahre 1843."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Es ist ganz natürlich, daß die Frage der Mäntel, Crispinen, Halb-Mäntel und dergl. in der Modewelt jetzt sehr in Anregung gekommen ist. Man hat den Versuch gemacht, den langen und weiten Mantel zu rehabilitiren, doch ist es noch zu keiner Entscheidung gekommen. Unterdessen fertigen unsere Künstlerinnen Crispinen mit Siamesen-Aermeln oder mit Elephantenohren. Auch scheint man im Innern dieser Crispinen eine Coulisse in drei Branchen, außen nicht sichtbar, anbringen zu wollen, theils um die Taille marquiren zu können — und dies ist wohl der Hauptgrund — theils auch nur durch das engere Anschließen an den Körper größere Wärme zu erzielen. Eine Art dieser Crispinen heißt die Griechische, doch wird sie schon wieder von der Glockencrispine verdrängt, welche eine Kragen-Pelerine hat und ganz aus Sammet mit Einfassung besteht. Auch hat sie nur Armlöcher, nicht Aermel selbst, mit einem einzigen Knopf, der sie schließt, wenn man sich in die Crispine hüllen und sie auf der Brust mit den Händen zusammen halten will, zu welchem Zwecke inwendig kleine Täschchen für die Fingerspitzen angebracht sind.

Man geht damit um, die glatten Aermel und ihre Länge beizubehalten, nur mit dem Unterschiede, daß sie oben etwas weiter werden sollen, um der Parthie um die Schultern mehr Fülle zu verleihen. Was die Falten des Rockes, die Spitzengalerien und die Posamentierverzierungen betrifft, so kann man die Zahl drei als eine geweihte annehmen.

Die Form der Hüte ist etwas anders geworden; sie liegen glatter auf dem Scheitel und erweitern sich ein wenig nach dem Ohre zu; doch ist diese Mode erst im Entstehen und noch nicht allgemein angenommen. Die neuesten Mützen sind sehr klein, mit kleinen Bandrollen, Spitzenbärten und Blumen, beliebig mit oder ohne Blätterwerk verziert.

Sehr beliebt sind die Halb-Cannezous von Tüll mit kurzen Aermeln. Aeußerst geschmackvoll ist der Fichu, von indischem Mousselin mit Spitzenausputz.

Der Streifen, welcher das Haar trennt, geht jetzt nicht mehr so hoch hinauf wie bisher; die Locken sind noch immer lang; die Haarschalen trägt man glatt oder etwas hohl aufgebauscht und bisweilen endigen sie sich in einer Locke, welche hinter dem Ohre herabfällt. Das Haar am Hinterkopf wird so geordnet, daß es das Gesicht schmückt; deshalb knüpft man es nicht in einen Knoten, sondern dreht es helmartig; dieser Helm garnirt die Mitte des Kopfes und das Haar wird dann in der Nähe des Gesichtes festgemacht. Was die Blumen betrifft, die man diesen Winter in Gesellschaften tragen wird, so scheinen die Guirlanden von weißen Rosen mit Diamanten im Herzen, aber ohne Blätter, den größten Beifall zu finden; ferner Guirlanden von Blumen aus Gaze oder Krepp mit Blättern von Sammet. Als erstere Kopfputze wird man kleinschirmige Hütchen in verschiedener Form von Sammet mit Federn, offener Coiffüre von schwarzen Spitzen und farbigen Blumen tragen.

Spitzen sind sehr beliebt; man macht daher daraus Pelerinen von jeder Größe, Berthen, Langshawls, Volants von jeder Größe, Ferronière-Aermel, Halbärmel à la Ludwig XIV., Manschetten in jeder Form und Handschuhärmel in mannichfaltiger Gestalt, die leicht einen kurzen Aermel in einen langen umändern können. Man trägt auch Kleider von Spitzen ohne Naht, oder Kleider von Spitzenstreifen und Einsatzstreifen von gesticktem indischen Muslin, Langshawls und Montespan-Pelerinen haben auf einem Tüllgrunde drei Reihen Spitzen über einander, während sie auf dem Rücken rund und in Röhrenfalten gelegt sind.

Man gedenkt diesen Winter Camails, die ganz mit Pelz gefüttert sind, in die Mode zu bringen; besser scheinen jedoch die Camails von Sammet, die mit Pelz blos garnirt sind, zu gefallen. Besonders giebt man dem blauen Fuchs den Vorzug. Viele Langshawls, Mäntel und Camails von Sammet werden gepreßte Muster haben. Man macht bereits Shawls mit Capuchon, die beim abendlichen Zuhausegehen sehr bequem sind. Die Capoten von gesteppten Atlas sind sehr modisch geworden, zahlreich und doch nicht gemein. Wir haben schwarze Sammethüte mit umgelegten rosa Rändern gesehen und müssen gestehen, daß ein solcher Kopfputz zu einem Camail von schwarzem Atlas sehr gut aussieht.

Ein russischer Damen-Palletot hat in der eleganten Welt großes Aufsehen gemacht.

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 11. (Sonnabend, den 10. December.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart
Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Opfer der Untreue.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit
von
Fr. Herrmann Langguth.
(Beschluß.)

III.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes ist die Schuld.
Schiller.

Unter andern Empfehlungsschreiben hatte Justus besonders eins von dem römischen Gesandten an eine junge Witwe, die Gräfin Léon. Er ward von dieser Dame nicht nur huldreich aufgenommen, sondern sie trug ihm auch auf sehr zarte Weise, da er sich noch nicht darüber entschieden, ein Logis in ihrem Hotel an. Als er sich von der Reise erholt hatte und mit seiner häuslichen Einrichtung zu Stande war, schrieb er folgenden kurzen Brief nach B.

Innigstgeliebte Helene!

„Kaum mit den zu meinem hiesigen Aufenthalte nöthigen Anordnungen zu Stande gekommen, eile ich, Dir mein Engel, etwas von meiner jetzigen Existenz und Einrichtung mitzutheilen, nächstens ein Mehreres. Die Gräfin Léon hatte die Güte, mir ein Logis in ihrem Hotel anzutragen, und, wie gern ich es auch gethan haben würde, so war es dennoch, um sie nicht zu beleidigen, nicht möglich, es auszuschlagen. Es ist Alles auf das Bequemste eingerichtet. Die Gräfin ist eine sehr gebildete, Achtung einflößende Dame, in deren Umgang jeder junge Mann nur gewinnen kann. Zu meinem vollständigen Glücke fehlst Du nur noch, geliebte Seele! Niemand vermag Dich zu ersetzen; doch ich muß ausharren! Sei Du nur auch ruhig und gräme Dich nicht so sehr, verbittere Dir das Leben nicht durch Kummer, der zu nichts führt. In einem Jahre sind wir ja auf ewig mit einander verbunden. Je bitterer der Schmerz der Trennung war, desto süßer wird dann die Freude des Wiedersehens sein. Viele Grüße an alle die Deinigen. Es küßt Dich in der Ferne

Paris, d. 2. Okt. 183.. Dein
Dich ewig liebender
Justus."

Helenens Freude über diesen Brief war ohne Grenzen. Sie antwortete sogleich wieder in einem ziemlich langen Briefe und bat, er möge ihr doch recht bald das versprochene Mehrere schreiben. Aber dieser Brief, so wie noch drei andere blieben ohne Antwort. Anfangs beschwichtigte sie der Vater immer und meinte, Justus müsse sparsam mit seiner Zeit umgehen und könne dieselbe nicht unnöthigen Schreibereien widmen. Doch als gar keine Antwort ankam, entschloß er sich, an die Gräfin zu schreiben, um sich nach Justus bei ihr zu erkundigen. Endlich im Januar des nächstfolgenden Jahres kam ein Brief von Paris an Helene an. Diese hüpfte hoch auf

vor Freuden, um bald desto tiefer zu Boden gedrückt zu werden. Als sie ihn erbricht, sinkt sie ohnmächtig zusammen. Der Inhalt war geeignet, selbst den härtesten Mann zu zermalmen; er lautete ohngefähr also:

Geehrtes Fräulein!

„Mit schmerzerfülltem Herzen ergreife ich die Feder, Ihnen, da ich sie nun nicht länger verschweigen kann, eine Trauernachricht zu melden. Justus ist nicht mehr! Ein unheilbares Nervenfieber zerstörte seine jugendlichen Kräfte, er hat viel und schwer gelitten! Ihm ist nun wohl! Ihren letzten Brief las er auf dem Krankenbette. „Helene!" war sein letztes Wort. Ertragen Sie gleich mir, der dieser Jüngling während seines kurzen Hierseins ebenfalls theuer geworden war, diesen herben Verlust mit der Standhaftigkeit einer Christin.

Paris, d. 28. Dec. 183.. Ihre
Gräfin Léon.

Helenens Ruhe war nun verschwunden; sie erwachte aus ihrer Ohnmacht, aber keine Thräne drang in ihr düsteres Auge. Sie verfiel in ein hitziges Fieber, welches eine fast völlige Verstandeszerrüttung zur Folge hatte. Kein Arzt vermochte sie gänzlich wieder herzustellen. Da gerieth sie auf den Gedanken, das Grab ihres geliebten Justus zu besuchen, davon hoffte sie Hilfe und Rettung. Ihr Vater theilte diesen Entschluß dem Arzte mit, der ihn billigte. Der Legationsrath beschloß also, im Mai die Reise nach Paris mit Frau und Tochter anzutreten.

Von der Zeit an, wo der Legationsrath ihr seinen Entschluß mittheilte, änderte sich ihre Gemüthsstimmung und sie wurde heiterer und froher. Schon Wochen lang vor dem zur Reise festgesetzten Tage packte sie ihren Reisekoffer ein und aus und war ganz froh gestimmt. Heiter und vergnügt, als wolle sie ihrem Bräutigam entgegen fahren, bestieg sie den Reisewagen.

Gesund und wohlbehalten kam man in Paris an. Helene schrieb der Gräfin sogleich den Zweck ihres Hierseins und bat sie, ihr, wenn es ihre Zeit erlaube, Justus Grab zu zeigen. Der Abend kam heran und der Legationsrath beschloß, das Théatre de Renaissance zu besuchen, wo König Lear gegeben wurde.

In einer Loge angekommen, schrickt Helene plötzlich todtenbleich zusammen, auch ihre Eltern erschraken sehr. Ihnen gegenüber saß ein Herr nebst einer eleganten Dame in einer Loge, welcher dem verstorbenen Justus bis auf das Haar glich. Auch der Fremde schien betroffen zu sein und verrieth durch seine Bewegungen eine innere Angst und Unruhe. Nach Beendigung des zweiten Aktes verließ er mit der Dame die Loge. Helene hatte nun für nichts mehr Augen und Ohren; sie weinte unaufhörlich und als die Scene kam, wo König Lear in Wahnsinn verfällt, da brach auch ihre Geisteszerrüttung aus. Man mußte das Theater verlassen.

Den andern Morgen schickte die Gräfin ein Billet folgenden Inhaltes an Helene:

Fräulein!

„Es thut mir leid, daß Sie diese weite Reise gemacht haben; ich glaubte nicht, daß Sie Herrn Justus wahrhaft liebten; er wenigstens hat Sie nie geliebt und wäre daher auch nie Ihr Gemahl geworden. Ich bin mit ihm ehelich verbunden; seinen Tod habe ich erdichtet. Leben Sie wohl.

Dr. Cölestine Justus,
verwitw. gewesene Gräfin Léon.

Zerknirscht stand der Legationsrath da und sah, mit wem er es zu thun hatte. Er machte sofort Anstalt zur Rückreise; was sollte er auch in Paris? Eine still Leidende hatte er hierher gebracht und eine unheilbare Kranke nahm er wieder mit nach Hause!

Die Gräfin Léon, eine Witwe in den besten Jahren, war eine jener vornehmen Buhlerinnen, deren wohl jede größere Stadt mehr oder weniger aufzuweisen hat. Ihren gemeinen Absichten hatte sie hinter Scheinheiligkeit und erheuchelte Tugend zu verbergen gewußt, alle Briefe von Helenen aufgefangen, die des Justus unterschlagen und so allmählig den Samen des Argwohns und des Hasses in die unschuldige Brust des biederen deutschen Jünglings gestreut. Da er natürlich auf keinen seiner Briefe eine Antwort erhielt, so glaubte er nun an die Treulosigkeit seiner geliebten Helene und lieh willig den verlockenden Worten der falschen Gräfin sein Ohr, so daß er zuletzt in die Heirath mit ihr einwilligte, aber, als Helene zu Paris ankam, noch nicht ehelich verbunden war.

Justus, welcher sogleich seine Geliebte und deren Eltern erkannt, und wahrgenommen hatte, daß Helene traure, ahnete etwas Schreckliches und machte, in seinem Hotel angekommen, der Gräfin bittere Vorwürfe, daß sie ihn von seiner ersten Geliebten gerissen. Die Gräfin betheuerte anfangs ihre Unschuld bei dieser Geschichte, aber als Justus Nachforschungen nach Helenen anzustellen vorgab, erzählte sie ihm mit lachender Miene ihre niedrigen Pfiffe und beschwor ihn, nur ihr allein angehören zu wollen. Justus war außer sich vor Schmerz, Haß und Wuth und verließ diese Nacht noch das Hotel der Gräfin. Diese hatte aber Leute nachgesendet, um zu erfahren, wohin Justus gegangen; den andern Morgen in aller Frühe begab sie sich zu ihm und beschwor ihn

nochmals, auf den Knien vor ihm liegend, sie nicht zu verlassen. Aber alles Bitten und Flehen war umsonst; Justus verabscheute sie. Er begab sich nun, da er Katholik war, zum Erzbischof von Paris, ihn um Rath zu fragen, was er beginnen solle.

Dieser hielt natürlich diesen Bruch mit einer Ketzerin zwar für keine Sünde, rieth ihm aber, da die Verwandtschaft der Gräfin angesehen sei, und sie jedenfalls Rache nehmen würde, Paris so schleunig als möglich zu verlassen. Diesen Rath befolgte Justus und wendete sich nach Oberitalien, wo er einsam lebte und als geschickter Arzt viel Gutes wirkte.

Der Legationsrath wendete alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an und scheute keine Ausgaben, den zerrütteten Verstand seiner Tochter wieder herzustellen, aber Alles war umsonst. Da rieth ihm ein Arzt, seine geisteskranke Helene in eine berühmte Anstalt nach Oberitalien, in der Nähe von Pisa, zu senden. Theils würde das Klima, theils aber auch die Geschicklichkeit des jene Anstalt dirigirenden Arztes vortheilhaft auf sie einwirken und sie könne vielleicht bald gesund an Körper und Geist den heimathlichen Boden wieder betreten. Auch dieses große Opfer brachte der Legationsrath mit Freuden und sandte sein einziges Kind in jene Anstalt.

Justus war im Laufe der Zeit mit dem dirigirenden Arzte der ziemlich in seiner Nähe sich befindenden Irrenanstalt, so wie mit dessen Familie bekannt geworden und besuchte letztere öfters. Von des Arztes zwei Töchtern hatte vorzüglich die ältere, Giulietta, ihre Augen auf ihn geworfen und ihn durch ihre Sanftmuth und ihr einnehmendes Wesen gefesselt. Aus dem freundschaftlichen Umgange wurde zuletzt ein Liebesverhältniß und Giulietta's Eltern gaben willig ihr Jawort zur Heirath. Oft hatte Giulietta's Vater Justus gebeten, das Irrenhaus zu besuchen, allein Letzterer, dessen Gemüth sich dagegen sträubte, hatte es immer unter einem geschickten Vorwande abgelehnt. Jetzt, als zukünftiger Schwiegersohn und als dereinstiger Gehilfe und wohl gar Direktor der Anstalt, mußte er den Bitten seines Schwiegervaters nachgeben.

Es wurde ein Nachmittag dazu festgesetzt. Der Arzt fing, wie dies zuweilen wohl geschehen mag, seine Besuche bei den minder Kranken an und ging dann zu den schweren Kranken und Unheilbaren über. Ziemlich am Ende des Saales, in welchem Letztere sich befanden, sagte er zu Justus: „In diesem Zimmer befindet sich eine Deutsche; ihre Eltern hoffen von Italiens Klima und meiner Kunst Hilfe, allein, sie wird wohl als „ein Opfer der Untreue" sterben. Ihr Geliebter, dessen Namen sie unaufhörlich nennt, wie Sie gleich selbst hören werden, hat sie nämlich treulos verlassen." — Nach diesen Worten schloß er das Zimmer auf. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Helene — denn sie war jene Deutsche — von ihrem Lager auf, zersprengte die sie haltende Fessel, fiel mit den Worten: „Justus! mein Geliebter, nun hab' ich Dich wieder, nichts soll uns mehr trennen," — dem todtenbleichen Justus um den Hals und stürzte todt zur Erde nieder.

Nachdem sich Justus von seiner Betäubung erholt, sagt er, voll Verzweiflung die Hände ringend, zu dem Arzte: „Ich bin der Mörder dieses Engels, ich war ihr treuloser Geliebter! Verfluchen Sie mich! nicht bin ich würdig, Ihr Sohn zu werden" — und ehe sich der Arzt von seinem Schreck erholt hatte, war er verschwunden. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist.

Der gewaltige Geist der Neuzeit von seiner unangenehmen Seite.

(Fortsetzung.)

Wenn die Herren Städter sich in ihrem innersten Gemüthe mehr als sehr freuten, als sie sahen, wie den Herren Vasallen von ihrer Gewalt über ihre „Unterthanen" ein Stückchen nach dem andern vereitelt wurde, so machten hinwiederum die Herren Vasallen es sich zur ganz besondern Freude, die Herren Städter von ihrer Macht über die Dörfer ein Wenig zu entkleiden, indem sie den Zeitgeist wider die Städte aufriefen und von demselben unterstützt und in Verbindung mit ihren Dorfschaften und deren Vertretern auf dem Landtage darauf hinwirkten, daß der Zunftzwang der Städte beschnitten, und hinführo auch auf dem Lande ein freierer Gewerbstrieb eingeführt wurde. So rächt sich die Schadenfreude!

Auch der geistliche Stand und die Rechtsgelahrtheit blieb nicht verschont, auch sie fühlten sich vom Geiste der Neuzeit unangenehm berührt. Laut klagen die Pastoren, daß die neue Welt in Abentrichtung geistlicher Gebühren immer schwieriger werden zu wollen, allen Anschein habe; ihr Decemgetraide wird bedroht, und die ohne Weiteres beschlossene Auflösung ihrer Witwenkassen erfüllt insonderheit die älteren Kontribuenten mit sehr schmerzlichen Gefühlen. Im Stillen duldend, klagen die Ephoren; ist doch ihr Wirkungskreis, der sonst so gewinnbringend auf das juristische Feld sich hinüberzog, neuerdings gar sehr beschränkt, auch die Schulvisitationsgebühr in nicht völlig zusagender Weise fixirt worden, und hat doch so manche Ephoralstelle, sonst das letzte Ziel geistlichen Män-

schens, dadurch, daß das jetzt so beliebte Parcellirungssystem auch in Bezug auf die Ephorien in Anwendung gekommen, in ihrer Einträglichkeit so unerfreuliche Veränderungen erfahren, daß in vorkommenden Erledigungsfällen ein sonderlichheftiger Drang zum Adspiriren nicht eben zu verspüren ist.

Von der Qual der Neuzeit angerührt, läßt der Juristen Schaar in Seufzern unwirsch sich vernehmen. Selbst die Größten und Stärksten unter ihnen, denen man nichts weniger als Beschränktheit des Kopfes nachsagen kann, bekennen ohne Hehl, daß sie kaum mehr wissen, wie sie noch alle Gesetze, Verordnungen, Erläuterungen und Erläuterungen zu Erläuterungen im Kopfe behalten sollen; — und wieviel schöne, dehnbare, fette Processe sind durch mehre dieser vom Zeitgeist hervorgerufenen gesetzlichen Verfügungen abgeschnitten worden! und welche Noth machen den Gerichtsdirektoren die von Jahr zu Jahr im Schooße der jungen Zeit immer üppiger gedeihenden EO's? Etwas wollen sie sich schon gefallen lassen, aber heute e. o. und morgen e. o. und alle Tage e. o. — o Zeitgeist, Zeitgeist, das ist allzuhart!

Allen diesen Unzufriedenen reihen sich noch Hunderte an, die das Gebaren und Gebieten des Geistes der Neuzeit eben nicht so außerordentlich angenehm finden wollen. — Man höre die Armen, die in ihrem weiland so ersprießlichen Nebengewerbe, den in der Kartoffel schlummernden Geist zu entbinden und sich dienstbar zu machen, gehemmt worden sind, und in deren bescheidenem Zuchtviehstalle daher seit dieser Zeit jeder freudig-grunzende, das Ohr derselben hochergötzende Ton für immer verklungen ist; man sehe die Bedauernswerthen alle, deren Betriebsamkeit an Böheims nördlicher Grenze in neuerer Zeit gebrochen wurde; man höre die Guten, denen es nicht zusagen will, daß sie ihre Lehrer besser besolden, nach Befinden vermehren, die alten Schulhäuser erweitern oder neue erbauen sollen; man höre die Klagen der Beamteten, die genöthigt wurden, das alte bequeme breitausgefahrne Gleis ihrer vieljährigen Gewohnheit zu verlassen, und die mit ihren im Laufe der alten Zeit steifgewordenen Füßen kaum im Stande sind, nach dem rührigeren und lebendigeren Takte, den der Geist der Neuzeit schlägt, sich zu bewegen. Wie höchst unangenehm hat sich vollends dieser Geist dadurch, daß er die Eisenbahnen auf's Tapet brachte, für sehr viele Bewohner der Städte und Dörfer gemacht, in deren Nähe dieser große Civilisationsbeweis geführt worden ist?

Die Pferdekraft hat der Dampfkraft weichen müssen, zum Leidwesen der betroffenen Postmeister und Journalieristen. Ihre Ställe stehen nun leer und die großen Haferschuttböden sind wie abgekehrt. Des Posthorns muntere Töne sind verstummt, das weithin schallende Rasseln großer stattlicher Wagen ist verhallt, ja es sind Städte vorhanden, wo ein ein einziges kleines, komisches, schmuckloses, der Pferdekraft unbedürftiges, von nur 2 Rädern getragenes und von einem emeritirten Postillon gezogenes Fuhrwerk — eine ambulante Satyre auf das früherhin so rege Postleben daselbst — ausreichend ist, den Dienst vollkommen zu versehen.

Mürrisch und verdrießlich, gleich einem Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind, steht jetzt so mancher Gasthäusler müßig am Wege. Gern, recht gern möchte er Hungrige speisen, Durstige tränken, müde Wanderer erquicken; — doch, ob rechts, ob links er schaue, kein Hungriger, kein Durstiger, kein Müder läßt sich erspähen; — düstere zornige Blicke schleudert er gemeinschaftlich mit dem Hausknechte der nahen Eisenbahn zu, und grollend zieht er sich in sein verödetes Gasthaus zurück.

Der Gewerbtreibenden Viele bemerken wehgemuth eine traurige Stille in ihrer vor Kurzem noch so belebten Werkstatt; Viele schauen ärgervoll auf ihre Herrn Kollegen in den beiden Hauptstädten des Landes, die ihnen nun die Nahrung mehr und mehr verdünnen; ihnen Allen erscheint die Eisenbahn als ein langer schwarzer Doppelstrich, den ihnen das Dampfwesen durch die Rechnung gemacht hat.

So zieht sich die einstutzende, verschneidende, zersetzende und vernichtende Gewalt des Geistes der Neuzeit in der mannichfachsten Weise nach allen Seiten hin, und, wie gesagt, selbst Namen, Redensarten und Sprüchwörter mag er nicht ungeschoren lassen. Als Beleg nur Einiges:

„Schocke und Quatember“ — zwei uralte dauerhafte Steuer-Namen, deren Gewicht von vielen Tausenden schon im Laufe der Jahrhunderte mehr oder minder schmerzlich empfunden worden ist, deren geheimnißvoller Sinn aber nur von wenig Eingeweihten zur Zeit noch begriffen werden mag — wer weiß es nicht, daß schon die Axt an ihre Wurzel gelegt ist? Nur kurze Zeit noch und kein Mund spricht sie mehr aus. Die Steuer wird bleiben, doch der Name, vom Geiste der Zeit verworfen, wird untergehen.

(Beschluß folgt.)

Proceß Lesurques.
(Fortsetzung.)

Zwischen zwölf und ein Uhr Mittags kamen die vier Reiter in dem hübschen Städtchen Mongeron, auf dem Wege nach Melun und Burgund gelegen, an. Einer von ihnen war vorausgeritten, um in dem Gasthofe zur Post, welches einem gewissen Evrard gehörte, das Mittagessen zu bestellen. Nach Tisch, bei welchem Alle einen guten Appetit gezeigt hatten, und nachdem die Zeche bezahlt und in dem Casino des Ortes der Kaffee getrunken worden war, setzten sie ihre Reise fort.

In Lieursaint, wo sie gegen drei Uhr ankamen, wurde auf's Neue Halt gemacht. Das Pferd des einen Reiters hatte ein Hufeisen verloren, einem andern Reiter war das Spornkettchen zerrissen, womit man damals die Sporen über dem Fuße anschnallte. Dieser hielt am Eingange des Ortes bei einer Limonadenschenke an, ließ sich Kaffee geben und bat zugleich um starken Zwirn, womit er seine Sporenkette wieder befestigen wollte, wobei ihm auf Geheiß der Wirthin Châtelain deren Magd behülflich war. Während dieser Zeit waren die andern Reiter bei einem Wirthe, Namens Champeaux, abgestiegen, welcher, während die übrigen tranken, den einen Reiter zu dem Hufschmiede des Ortes führte, wo das Pferd desselben neu beschlagen wurde. Hierauf fanden sich alle vier wieder bei der Wirthin Châtelain zusammen und setzten, nachdem sie einige Parthien Billard gespielt hatten, um halb acht Uhr Abends ihre Reise in der Richtung von Melun weiter fort.

Als der Wirth Champeaux wieder in die Wirthsstube trat, bemerkte er, daß ein Säbel auf einem Tische zurückgelassen worden war. Anfangs wollte er diesen den Reitern durch seinen Stallknecht nachschicken, aber schon waren jene zu weit. Nach einer halben Stunde kam jener Reisende, welcher seinen Sporn hatte wieder befestigen lassen, im Galopp angesprengt, um seinen Säbel wieder zu holen. Er trank noch ein Glas Branntwein und ritt dann wieder mit verhängten Zügeln seinen Kameraden nach. In diesem Augenblick kam die Lyoner Mallepost von Paris an und spannte um. Es mochte halb neun Uhr sein; schon längere Zeit war es völlig dunkel geworden.

Nachdem der Courier die Pferde gewechselt und einen neuen Postillon bekommen hatte, setzte er seinen Weg durch den langen Wald von Sénart weiter fort. Die Malle glich damals noch nicht den herrlichen bequemen Wagen, wie man sie jetzt hat; sie bestand aus einem bedeckten Sitze, hinter welchem ein hoher Kasten für die Briefe und Packete angebracht war. Neben dem Courier war nur noch ein Platz für einen Reisenden frei, welchen an diesem Tage ein Mann, etwa dreißig Jahre alt, einnahm, der sich erst am Morgen unter dem Namen Laborde, Seidenhändler, nach Lyon hatte einschreiben lassen; sein wahrer Name war Durochat.

Um neun Uhr war der Wagen mit großer Schnelligkeit von einem Abhange heruntergeeilt, an dessen Fuß sich ein kleines Gehölz ausbreitet. Er fuhr eben langsamer an einer Anhöhe hinauf, als plötzlich zwei Männer den Pferden in die Zügel fallen, während zwei andere den Postillon angreifen, der sogleich leblos mit durch einen Säbelhieb gespaltenem Kopfe zu Boden fällt; die rechte Hand war ihm abgehauen und die Brust an drei Stellen durchbohrt. In demselben Augenblick stieß der im Wagen sitzende Reisende mit kräftiger sicherer Faust dem Courier einen Dolch in's Herz, ehe dieser nur ein Wort reden oder sich bewegen konnte, darauf stürzte sich der Elende noch auf den Leichnam und schnitt ihm die Kehle dermaßen durch, daß der Kopf fast ganz vom Rumpfe getrennt war.

Nach Verübung dieser verbrecherischen That bemächtigten sich die Mörder, jetzt fünf an der Zahl, einer Summe von 75,000 Livres, die sich theils in baarem Gelde, theils in Assignaten und Bankbillets in dem Felleisen befunden hatte; einer von ihnen, derselbe, welcher den Postillon zuerst angehalten und zusammengehauen hatte, gab sein Pferd an Durochat, den Mörder des Couriers ab, nahm sich eins der Postpferde und nun sprengten alle wieder nach Paris zurück, wo sie des Morgens zwischen vier und fünf Uhr an der Barriere von Rambouillet einzogen.

Dieser zwiefache mit unerhörter Verwegenheit auf der belebtesten Straße von Frankreich verübte Mord erregte das größte Aufsehen, selbst zu jener Zeit, wo Raub und Plünderung an der Tagesordnung waren und das Volk durch die Gräuel der Chouans und Brandstifter beständig in Schrecken versetzt wurde.

Die Justiz, welche alsbald von dem Verbrechen in Kenntniß gesetzt wurde, kam auch sofort den Thätern auf die Spur. Das Postpferd, von seinem Reiter auf den Boulevards zurückgelassen, wurde in der Nähe des Königsplatzes eingefangen. Man erfuhr, daß gegen fünf Uhr Morgens vier Pferde in das Haus eines gewissen Muiron von zwei Individuen, die sie daselbst am vorigen Tage gemiethet hatten, keuchend und mit Schaum bedeckt, zurückgebracht worden seien. Diese Individuen waren Couriol und einer Namens Bernard; letzterer wurde

sogleich arretirt, jener, so wie die andern Thäter, hatten die Flucht ergriffen.

Sowohl in Paris, als auf dem Schauplatze des Verbrechens und auf dem Wege, welchen die Mörder zweimal passirt hatten, wurden die sorgfältigsten Unter- suchungen angeordnet. Aus allen Erkundigungen, die man einzezogen hatte, ging hervor, daß das Verbrechen von fünf Individuen begangen worden war. Von den vier Reitern, welche, von Paris gekommen, sich in Mongeron und Lieursaint aufgehalten hatten, waren durch die zahl- reichen Zeugen, die sie gesehen und mit ihnen gesprochen hatten, die genauesten und übereinstimmendsten Signale- ments gegeben worden; ebenso wurde der Reisende, wel- cher unter dem Namen Laborde neben dem Courier in der Malle gesessen, von den Postbeamten, bei denen er seinen Platz bestellt hatte und von denen, die ihn einstei- gen sahen, auf's Genaueste beschrieben.

Couriol, von dem es hieß, daß er mit Bernard nach dem Verbrechen die Pferde wieder zurückgebracht habe, hatte Paris verlassen. Er war nach Château-Thierry ge- gangen, wo er sich bei dem Bürger Bruer eingemiethet, zu welchem auch Guesno Geschäfte halber gekommen war. Die Polizei begab sich dorthin. Couriol wurde verhaftet; es befand sich bei ihm eine Summe in Geld, Assigna- ten und Wechseln, die ungefähr den fünften Theil der dem Courier entwendeten Summe ausmachte. Guesno und Bruer wurden gleichfalls in Verhaft und ihre Pa- piere in Beschlag genommen; es gelang ihnen aber ihr Alibi so vollständig zu beweisen, daß sie bei ihrer An- kunft zu Paris alsbald wieder auf freien Fuß gesetzt wurden.

Zu jener Zeit fand noch ein von dem des Napole- on'schen Gesetzbuches verschiedenes Gerichtsverfahren statt. Die Voruntersuchung wurde von der Centralbehörde dem Friedensrichter und Gerichtspolizeibeamten Dauban- ton übertragen. Dieser hatte dem Bürger Guesno nach seiner Freilassung angedeutet, er könne seine zu Château- Thierry in Beschlag genommenen Papiere am andern Tage wieder bei ihm abholen; zugleich hatte er einen Beamten, Namens Steudon, nach Mongeron und Lieur- saint geschickt, um die in der Sache zu vernehmenden Zeugen auf den folgenden Tag zum Verhör auf das Centralbureau vorzuladen.

Guesno war am andern Morgen eben im Begriffe, seine Papiere abzuholen, als er in der Nähe des Central- bureaus seinem Landsmanne Lesurques begegnete.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

(Die Instanzen-Nase *). Ein Beitrag zur Naturge- schichte der Nasen überhaupt.) Das Geschlecht der Nasen ist ohne Zweifel das zahlreichste in der ganzen Naturgeschichte. Es giebt nicht allein physische, sondern auch moralische Nasen. Ei- nes der merkwürdigsten Individuen dieser letztern Gattung ist die Instanzen-Nase, und was unter einer solchen zu ver- stehen, wird Dir, lieber Leser, klar werden, wenn Du aufmerk- sam zuhörst:

Denke Dir, es ist den Truppen große Revue angesagt. Geputzt, polirt und mit einigen Donnerwettern aus dem Munde der resp. Obersten, Majors, Kapitäns, Lieutenants, Feldwebels und Korporals übergossen, stehen die Regimenter auf dem Platz. Der General kommt: es wird das Gewehr präsentirt, wobei einige Ungeschickte nachklappern, und hierauf vor Sr. Excellenz vorbei defilirt, wobei wieder einige Ungeschickte aus der Rich- tung kommen. Dies ist schrecklich; und da Se. Excellenz der General ohnehin heut Nacht schlecht geschlafen haben und also in übler Laune aufgestanden sind, so geruhen dieselben, nach der Revue „die Herren Regiments-Kommandeurs!" zu- sammen zu rufen, und also zu ihnen zu sprechen:

„Meine Herren, ich muß Ihnen mein äußerstes Mißfal- len über die heutige schlechte Haltung zu erkennen geben."

Der General berührt seinen Hut, die Regiments-Komman- deurs thun ein Gleiches, drehen sich um, gehen zu ihren Regi- mentern und rufen „die Herren Bataillons-Komman- deurs!" zu welchen jeder also spricht:

„Meine Herren, ich muß Ihnen mein äußerstes Mißfal- len über die heutige sehr schlechte Haltung Ihrer Bataillone zu erkennen gaben."

Der Oberst grüßt militärisch, die Majors thun ein Glei- ches, drehen sich um, gehen zu ihren Bataillonen und rufen „die Herren Kompagnie-Chefs!" zu welchen jeder also spricht:

„Meine Herren, ich muß Ihnen meine äußerste Unzufrie- denheit über die heutige außerordentlich schlechte Hal- tung Ihrer Kompagnien zu erkennen geben."

Der Major grüßt militärisch, die Kapitäns thun ein Gleiches, drehen sich um, gehen zu ihren Kompagnien und ru- fen „die Herren Officiere und Unterofficiere!" zu denen jeder also spricht:

„Meine Herren, ich muß Ihnen einen ernstlichen Ver- weis geben über die beispiellos schlechte Haltung, welche Ihre Mannschaften heut bewiesen haben. Sie werden dieselben daher heut Nachmittag nachexerciren lassen."

Der Kapitän grüßt militärisch, die Lieutenants thun ein Gleiches, indem sie die Nase bereits vergessen haben; die Un- terofficiere aber machen Kehrt, gehen zu ihren Korporalschaften, zu denen jeder also spricht:

„Kerls, Ihr habt heut wie die Schweine exercirt! Euch sollen zehntausend Donnerwetter auf den Kopf fahren! acht Tage hintereinander steht Ihr mit Sack und Pack zum Nach- exerciren vor meinem Quartier."

Siehst Du, lieber Leser, das ist die Instanzen-Nase.

*) Leipziger Locomotive.

(Was ist denn die Staatskunst?) In einem neuen Trauerspiele: Luines, von J. L. Klein, Berlin 1842, schildert der Dichter die Staatskunst des 17. Jahrhunderts, wie sie sich auch wohl noch jetzt darstellt, folgendermaßen:

Die Staatskunst? 's braucht nicht viel! Ganz einfach; mehr
Nicht, wen'ger nicht, als systematischer,
Von Priesterschlauheit sanctionirter Trug!
Wer lügen kann, wer täuschen, äffen; wer
Am längsten, besten weiß in dumpfem Wahn
Die Menge hinzuhalten, wer die Fromm-
Gesinnten, die Treuherzigen versteht
Durch Worte und Versprechungen zu thören,
Wer Kluge narrt, Gewitzte überwitzt,
Die Auserwählten, die Durchtriebensten,
Durch abgefeimt're Büberei, und ist
Er Meister, durch harmlose Einfalt weiß
Zu überlisten, mit der Wahrheit Licht
Die Kund'gen selber hinter's Licht zu führen;
Wer darauf sich versteht, der kennt das Wort
Der Politik; der hat auf Hermes Flöt'
Die Griffe weg, wie man in blöden Schlaf
Der Einsicht Augen eins ums and're spielt!

(Steckbriefe.) In Nr. 1154 der „Laterne" (eine Zeitschrift, die in Novazembla erscheint) waren folgende 2 Steckbriefe zu lesen:

In der Nacht vom 5ten auf den 6ten ist ein Rezensentchen bei Nacht und Nebel durchgegangen.

Signalement:

Augen: Eins schwarz, das andere blau geschlagen.
Nase: Sehr lang.
Mund: Zwei Fuß groß.
Zähne: Bissig.
Gesichtsfarbe: Hyppokratisch.
Charakter: Nie einen gehabt.
Besondere Kennzeichen: Er hört auf den Namen Fripon.

In derselben Nacht, und wahrscheinlich mit ihm zugleich, ist die Sängerin Mad. Bockstriller heimlich durchgegangen.

Signalement:

Augen: Wie die Juno.
Nase: Spitzig.
Mund: So groß wie ein Thalerstück.
Zähne: Eingesetzt.
Gesichtsfarbe: Weiß und roth, je nachdem sie geschminkt ist.
Charakter: Wankelmüthig.
Besondere Kennzeichen: Sie wird sehr oft heiser.

Unter jedem dieser Steckbriefe steht die Bitte, sie ungehindert laufen zu lassen.

(Industrie-Ausstehlung.) Aus der Mainzer Industrie-Ausstellung ist ein werthvoller Schmuck und eine goldene Dose entwendet worden. Der Humorist meint: „Das ist Industrie-Ausstehlung."

— Der Graf von Paris, drei Jahr alt, hat drei Adjutanten mit Generalsrang, zwei Ordonnanzoffiziere (sie holen den Milchbrei), einen Stallmeister (zum Wiegenpferde), einen Privatsekretär (der seine Correspondenz besorgt) und drei Leibärzte, deren Schuldigkeit ist, ihren Gehalt zu verzehren. Manche Menschen haben es doch recht schlimm! — In der Dorfzeitung hat sich Einer erboten, diese sämmtlichen Dienste allein für die Hälfte des Gehaltes zu versehen.

(Wie man Kinder erzieht.) Wir wollen ein wenig von der Erziehung der Kinder sprechen (sagt Alphons Karr). Man schließt etwa sechzig Knaben in einem Zimmer ein; man hält sie ab, Ball ꝛc. zu spielen, was ihrem Alter angemessene Spiele sind, damit sie sich eine classische Bildung erwerben, etwas, was dem reifen Mannesalter zur Erholung dient.

So läßt man sie acht Jahre in Langeweile, Verdruß, Thränen und Entbehrungen, damit sie eine Sprache lernen, die kein Mensch auf Gottes weiter Erde spricht. Der Zweck dieser Erziehung und das Resultat dieser acht traurigen Arbeitsjahre ist, daß man in einem Alter von zwanzig Jahren eine geringere Geschicklichkeit in dieser Sprache besitzt als ein junger Römerknabe von sechs Jahren. Man hat es sonderbar gefunden, das Cato im vorgerückteren Lebensalter sich einfallen ließ, griechisch zu lernen. — Ich halte es für viel sonderbarer, daß man die arme Jugend zwingt, lateinisch zu lernen, — und übrigens gab es damals noch Griechen. Die Erziehung beruht gänzlich in der Sprache; man wird den Knaben belohnen, der die Ausschweifung in einem schönen Style schildern wird; derjenige dagegen, der in barbarischer Schreibart die edelsten und reinsten Gesinnungen ausdrücken würde, erhielt sicherlich eine Strafarbeit oder Arrest.

Man läßt die Jugend nichts als Schilderungen republikanischer Sitten und Tugenden übersetzen; man spricht ihnen acht Jahre lang nur von der Republik, man lehrt sie Brutus bewundern. Andererseits — lehrt man sie nur schöne Prosa und Verse schreiben. Nachher sterben die Dichter vor Hunger in einer Dachkammer und diejenigen, welche allzutief in den Geist der Römer eingedrungen sind, erwartet ein noch traurigeres Loos.

(Ueber die Ehe.)

„Die Ehe ist ein Paradies auf Erden,
Doch kann sie auch zur Hölle werden."

Dies Motto enthält (heißt es heute im Danz. Dampfboot) eine Erfahrung, welche schon Tausende und aber Tausende in ihrem Leben gemacht haben und noch machen werden. Kürzlich veröffentlichte die hiesige Zeitung einen Gesetzentwurf, nach welchem die Ehescheidungen auf eine furchtbare Art erschwert würden, sobald derselbe erst sanctionirt ist. Die meisten gesetzlichen Gründe der Ehescheidung würden hierdurch aufgehoben werden, z. B. mangelnder Nachweis des unbescholtenen Wandels einer von ihrem Manne getrennt gewesenen Frau; körperliche Gebrechen; Beleidigungen und solche Thätlichkeiten, die nicht gleich das Leben und die Gesundheit gefährden (täglich eine Portion Ruthen- oder Peitschenhiebe darf also der Mann der Frau oder umgekehrt zukommen lassen); Unverträglichkeit und Zanksucht; unordentliche Lebensart und Verschwendung mit Ausnahme beharrlicher Trunksucht; Mangel an Unterhalt der Frau; gegenseitige Abneigung ꝛc. Die Ehe soll ein Band der Freundschaft, der Liebe und gegenseitigen Vertrauens sein und auf diese Art unter solchen Bedingungen das Glück des Lebens begründen; ruht sie nicht auf dieser Basis, so ist ihr Zweck verfehlt und die Trennung einer unglücklichen Ehe ist die größte Wohlthat, welche eine weise Regierung denen gewähren kann, die unter einem solchen Loose seufzen. Wie viel-

Beispiele giebt die Erfahrung, daß getrennte Eheleute bei anderweitiger Verheirathung erst das wahre Glück der Ehe erkannten, die ihnen in ihrem frühern Bunde eine Hölle war! Wie manches Verbrechen ist dadurch entstanden, daß der Mann von seiner Frau, die Frau vom Manne nicht gerichtlich getrennt wurde und deshalb der leidende Theil zur Selbsthilfe schritt, um sich vom Elende zu befreien! — Wer also eine böse Sieben zur Ehehälfte hat, wie sie der Humorist Abraham a St. Clara in seinen Predigten so treffend beschreibt, oder die Frau, welche einen Haustyrannen und unnützen Tagedieb zum Gatten hat, gehe noch bei Zeiten vor Gericht und lasse sich scheiden, ehe das Gesetz die eherne Pforte zuschlägt und nur den Tod als Erlöser hoffen läßt. — Die schwierige und langwierige Anstellung der jungen Leute in Staatsämtern und das oft so kärgliche Einkommen, das ihnen nach langem Harren endlich zu Theil wird, befördern das Coelibat jetzt schon auf eine bemerkbare Weise; wird aber nun noch gar die Unauflöslichkeit der Ehe selbst in den evangelischen Staaten zum Gesetz, so wird dies die Zahl der Heirathskandidaten noch um Vieles vermindern und die Sittenlosigkeit nicht beschränken, sondern vermehren.

— Ueber den Diebssinn bei den Arabern erzählt Obrist Scott, der bekanntlich seinen Aufenthalt bei Abd-el-Kader beschrieben, Folgendes: Einst stand die Frau, die wir in Dienst genommen hatten, am Strome und wusch. Ein kleines Mädchen machte sich in ihrer Nähe zu thun und stahl zwei Hemden, doch sie verbarg dieselben so schlecht, daß ein Hund (Hund und Christen sind identische Begriffe) sie bemerkte und wegnahm. Sie ließ sich hierdurch nicht abschrecken, sondern eilte zu der Wäscherin zurück, manövrirte auf's Neue, erfaßte ein Paar Strümpfe und verbarg sie in ihrem Kleide, doch sah leider ein Zipfel aus dem Versteck hervor, der Hund bemerkte diesen wiederum und belohnte sie diesmal mit einer herzhaften Ohrfeige. „Das arme Kind," sagte die Wäscherin darauf zu der Mutter des Mädchens, „sie ist noch zu jung, mit der Zeit kann noch etwas aus ihr werden, nur müßt ihr sie tüchtig schlagen, sobald sie sich fangen läßt; dies ist das einzige Mittel, sie klug und gewandt zu machen." — „Das würde ich gethan haben," erwiederte die Mutter, „wenn sie ihre Ungeschicklichkeit nicht einigermaßen gut gemacht hätte, denn sie hat Euch während des Trocknens mit vortrefflichen Zähnen alle Hemdenknöpfe abgebissen."

— Vom Herzog von Orleans wird die Anekdote erzählt, daß ein Gastwirth ihm einmal für eine Tasse Bouillon 500 Francs abgefordert. Der Herzog habe den Maire des Ortes zu sich bitten lassen und ihm 1000 Francs für die Armen übermacht mit der Bitte, daß der Maire für ihn die Bouillon bezahlen möge. Der Maire zahlte dafür 5 Francs und gab den Rest den Armen.

Pariser Modenbericht.

Ich habe heute eine sehr hübsche neue Erfindung mitzutheilen. Es handelt sich um ein gefüttertes und mit Pelz garnirtes Camisol, das die Damen im Hause tragen und welches das reizendste Negligee gibt. Man macht diese Camisols von Caschmir, Merino, Wollen-Pekin; ein breiter Hermelinstreifen umgibt diese Jäckchen, die etwas über die Hüften reichen. Die Aermel sind weit und ebenso mit Pelz besetzt. Wir sehen es auf den Portraits der Margarethe von Burgund, Isabella von Baiern, Agnes Sorel rc. unter dem Namen Surcot.

Die neuen Kleider haben meist zwei Volants, die zwei Drittel des ganzen Rockes einnehmen; die Aermel sind nach oben zu etwas weiter und haben unten ein kleines Bündchen mit zwei Knöpfen, wozu man Spitzenmanschetten trägt, in deren Mitte sich ein blaues oder rosa Band befindet. Die Leibchen sind meist glatt.

Die Camails trägt man sehr lang. An manchen sieht man sehr kleine und halbweite Aermel.

Die meisten Mäntel und Alles, was die Stelle derselben vertritt, sind mit Pelz besetzt.

Die Hüte, deren Schirm ziemlich lang ist, werden fast gerade, nur ein wenig geneigt getragen; die Seiten sind sehr lang und fassen das Gesicht vollkommen ein. Unter dem Schirm putzt man sie mit Maneinis oder mit Bandschalen aus; das Haar, welches man noch immer in sehr dicken langen englischen Locken trägt, läßt für den Ausputz wenig Raum. Am gesuchtesten sind die Sammethüte, die man meist mit Federn ausputzt. Die Capoten haben häufig zwei Farben; der eigentliche Hut nämlich ist weiß, das Futter dagegen ist blau und rosa und die Bänder zum Ausputze haben dann dieselben beiden Farben.

Herrenmode. Es ist offenbar, daß Jedermann über die Aermlichkeit des Herrenanzugs klagt, daß man denselben verbessern', d. h. verschönern, daß man irgend etwas dafür thun möchte; aber Niemand wagt einen Anfang zu machen, obgleich dieser Anfang von Jedermann gewünscht wird. Man ist zwar mit einem Frack von Sammet, dessen Schöße mit weißem Atlas gefüttert waren, und der ciselirte goldene Knöpfe hatte, und mit anliegenden Beinkleidern von weißem Casimir hervorgetreten, aber Niemand hält diesen Versuch für ernstlich gemeint.

Die weißen Cravatten scheinen diesen Winter wieder sehr beliebt werden zu wollen, und wenn wir uns nicht sehr irren, wird man nur in einer solchen einen Ball besuchen können.

Die Herrenmoden zeichnen sich diesmal durch die Länge der Taille aus, die um so auffallender ist, als man eine so schnelle Veränderung in dieser Art nicht erwartete. Wahrscheinlich wird sich auch die Taille in den Damenzügen verlängern, da die Moden der beiden Geschlechter fast immer ähnlich sind.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 10. (4. Jahrgang. IV. Quartal).

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 12. (Sonnabend, den 17. December.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Der gewaltige Geist der Neuzeit von seiner unangenehmen Seite.

(Beschluß.)

„Das Bier hat Visitatoraugen." — Jedermann kennt wohl zur Zeit noch den Sinn dieser Redensart; Jedermann weiß es jetzt noch, daß damit allzujugendliches Bier mit leichtem Schaum voll großer dünner Blasen bezeichnet werden soll. — Doch die neue Zeit hat keinen Gefallen mehr an den Visitatoren; auch sie sind beseitigt worden. Die Visitatoren gehören, wie so vieles Andere, nur noch der Geschichte an. Wie lange wird es daher währen, so weiß unter Hunderten kaum Einer noch, was ein Visitator war, und was mit den Visitatoraugen gesagt werden soll; und es ist darum wohl anzurathen, uns schon jetzt um ein anderes den gedachten Bierzustand bezeichnendes Bild umzuthun, um auf alle Fälle gewiß zu sein, daß der Herr Wirth uns auch wirklich verstehe, wenn wir uns vielleicht dann und wann veranlaßt sehen sollten, ihm über die Beschaffenheit seines Malzgetränkes ein euphemistisches Compliment bescheidentlich ins Gesicht zu sagen.

„Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. — Ein altes Wort, ein wahres Wort. Aber fürwahr, wenn die Sonntagsschulen — die jüngsten Kinder der Neuzeit — in dem Grade fortgedeihen, wie bisher, so muß das Sprüchwort zur Lüge werden, und in Kurzem flöten gehen. Denn was Hänschen in der Elementarschule nicht gelernt, das wird Hans künftig in der Sonntagsschule oder auch in der militärischen Unterhaltungsstunde lernen.

In welcher Gefahr schwebte vor fünf Jahren das Sprüchwort: „Ein Sperling in der Hand ist besser als rc." Ein Glück für dasselbe, daß die kuriose Petition eines bäuerlichen Abgeordneten ohne Erfolg blieb, mit welcher es auf nichts Geringeres abgesehen war, als das ganze unschuldige, allzeit muntere und fidele Volk der Sperlinge aus dem großen Reiche der Schöpfung zu vertilgen.

Gewiß, nur Wenige giebt es, die so glücklich sind, von der Ungunst der Neuzeit verschont geblieben zu sein, und zu diesen Wenigen gehören unleugbar und vor Allen — die Papiermüller. Ja, wenn man sieht und erwägt, wieviel heutzutage geschrieben und gedruckt wird, von wem und was Alles in Stadt und Dorf zur Zeit protokollirt, registrirt, controlirt, defectirt, katastrirt und tabellirt werden muß, so tritt es klar an den Tag, daß für sie das goldene Zeitalter vom Geiste der Neuzeit heraufgeführt worden ist, und wenn wir denselben jetzt von seiner unangenehmen Seite darzustellen gesucht haben, so möge es den Papiermüllern überlassen bleiben, ihren hohen Gönner und Schutzherrn dankerfüllt nun auch von seiner angenehmen Seite zu schildern!

Gleichnisse und Vergleichungen.

Die Allmacht zeigt sich vorzüglich darin, daß man aus Nichts Etwas macht; in diesem Sinne sind aber heutzutage die meisten Menschen allmächtig; denn sie sind Nichts, und machen aus sich ungeheuer viel. Auch die Verliebten sind allmächtig, denn sie machen aus der Liebe, dem gefühlten Nichts, eine Welt, die Welt aber macht sich wieder Nichts daraus.

Liebe ein Wahnsinn? Nein, sie ist blos ein theatralischer Wahnsinn; wenn einmal die Kortine der Ehe vors Jugendleben hinabgesunken, ist man wieder rasend vernünftig.

Ein Mathematiker kann nicht verliebt sein, schon bei dem ersten Grundsatze der Liebe: Ich und Du sind Eins — würde er stutzen.

Warum hat fast jede alte Jungfer einen Hund? Um zu zeigen, daß ihre Liebe auf den Hund gekommen ist.

Unter den Menschen geht es, wie unter den Magneten: Gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an; zwei schöne Frauenzimmer stoßen sich ab, ein schönes Frauenzimmer und ein schöner Mann ziehen sich gegenseitig an.

Häßliche Mädchen sind wie Unschlittkerzen, sie müssen geputzt werden, wenn sie leuchten sollen.

Im ersten Stadium der Liebe trägt das Herz tiefe Freude, später Halbfreude, am Vermählungstage Freude, später Trauer, dann Halbtrauer, noch später tiefe Trauer. Am glücklichsten ist das Herz, wenn es im Grabe die Aschenfarbe als Halbtrauer trägt.

Viele Frauen unterscheiden sich von Ritterburgen darin, daß in ihnen die Treue nicht wohnt, während sie in diesen wohnte; doch sind sie sich auch in einem Punkte ähnlich, denn beide haben immer einen geheimen Ausgang.

Bei den Mädchen ist die Treue der bloße Aufputz der Liebe, den sie verschieden abändern; ja manche sind so wenig eitel, daß sie eine Liebe tragen ganz ohne allen Aufputz.

Eine schöne, kräftige, ausgewachsene Liebe werden wir noch lange nicht zu sehen bekommen, werden uns noch lange mit jungem Taubenfleisch, mit Lämmernem und Kälbernem begnügen müssen; denn so lange Kindheit in der Liebe ist, ist auch die Liebe noch in der Kindheit.

Kein Wesen auf der Erde ist so anziehend, als eine Kammerjungfer; sie zieht ihre Gebieterin des Tages wohl zehn Mal an.

Unser Herz ist ein Bienenstock, die Gefühle sind die Bienen, welche aus den Blumen der Freude und des Schmerzes Säfte ziehen. Ist eine Königin darin entstanden, dann schwärmen sie.

Mögen andere die jungen Mädchen und alten Frauen mit Prachtgebäuden und Ruinen vergleichen: mir erscheinen alte Fräulein wie — Warthürme.

Die Ewigkeit in der Liebe ist so lang, als der Weg, den Jemand von einem schönen zu einem schönern Gesichte durchläuft.

Wahre Schönheit verschwindet nicht so leicht, als man glaubt, denn manche alte Dame eröffnet uns in ihrem Gesichte noch eine sehr malerische Ansicht.

Schminke ist falsche Scham wegen des Alters; sie ist auch ein fruchtloses, abergläubisches Mittel gegen die Hexe: „Häßlichkeit."

Wenn man blos Eine Mädchenform liebt, ist das Leben einförmig, wenn man Alle liebt, ist es allerliebst.

Die Liebe ist keine Zezerei, wo man größtentheils nur Süßigkeiten bekömmt, sondern eine gemischte Waaren-Handlung. Man erhält daselbst auch grobe Körbe, sehr feine Narrenkappen, ungeheure Hörner u. dgl. Daselbst ist auch die Treue-Niederlage, d. h. die Treue erhält daselbst immer eine Niederlage.

Wenn man von den Sonnengipfeln der Liebe, wo man dem Himmel näher ist, als der Erde, endlich herabgestiegen ist an das Flachland der Ehe, geht es Einem wie einem Schweizer in der Fremde — man bekömmt das Heimweh.

Amor ist deßhalb blind, damit er nie den rechten Fleck trifft, sondern den linken, wo das Herz sitzt. Das Herz hat zwei Kammern, in der einen wohnt die Liebe, in der andern die Treue; warum? Heutzutage vertragen sie sich nicht mehr. Das Licht ist bekanntlich schneller als der Schall, die Liebe schneller als die Treue; letztere ist ohnedies ein bloßer Schall und kömmt erst an, wenn jene schon verflogen ist.

Die Harmonie zarter Gefühle im Herzen — wollen Sie sie hören? Wenn man mit einem Mädchen Bekanntschaft macht, spielen Liebe und Treue ein fröhliches Allegretto, das in eine gefühlvolle Phantasie übergeht. Später spielt die Liebe verschiedene Variationen, bei denen die Treue Tacet hat; sie schreit aber immer jämmerlich auf, so oft die Liebe falsch greift. In der Ehe spielen Liebe und Treue ein herrliches Concert, das einige Wochen (Flitterwochen genannt) dauert, voll sanfter Melodien, voll himmlischer Fantasien, voll göttlicher Gedanken, mit aller Bravour des Vertrags, wäh-

rend alle übrigen Gefühle der Freude accompagniren; Liebe und Treue ertönen in immer leiseren Accorden, bis sie endlich ganz verstummen. Da fällt con furore die Eifersucht ein, die Melodie wird zur Sturmeswoge, man wähnt einen donnernden Himmel zu hören, das Concert endet furios und mit einer Disharmonie. Die Gefühle gehen auseinander und das Herz wird — leer.

Wenn die Liebe ausgeht, geht die Treue wie eine vertrocknete Pflanze ein, und dies ist der Eingang zur ehelichen Hölle. Die Treue ist das Herz der Liebe, die leiseste Verwundung bringt unvermeidlichen Tod.

Das menschliche Herz ist ein Vogelheerd; Geist, Schönheit, Reichthum u. s. w. sind Lockvögel. Wer keine Lockvögel hat, kann das ganze Leben hindurch sitzen und fängt doch nichts. In der Ehe, nachdem schon der ersehnte Paradiesvogel eingefallen ist, soll der Heerd geschlossen sein. Indessen haben manche Frauen diese Beschäftigung so lieb gewonnen, daß sie dieselbe auch in der Ehe fortsetzen, und neue Liebhaber fangen, das ist aber bloße Liebhaberei.

Ich wollte gern der Welt einige Mittel gegen die Untreue vorschlagen, aber mit diesen Mitteln verhält es sich, wie mit den Mitteln gegen die Hühneraugen: sie sind alle gut, aber helfen nichts. Gegen unglückliche Ehen weiß ich ein probates Mittel, es lautet: Heirathet nicht. Im ledigen Stande hat man einen bequemen Sitz, im Ehestande eine gedrückte Lage, einen trägen Alltagsgang und einen kummervollen Lebenslauf.

Man beklagt sich heutzutage häufig darüber, daß so viele Mädchen unverheirathet, so viele Männer Hagestolze bleiben, die Mädchen tragen selbst alle Schuld. Wenn ein Mann seinen Gehalt mit dem Aufwand seiner Zukünftigen vergleicht, so muß er ja nothwendig an den Untergang der Welt denken, und bei solchen Gedanken vergeht Einem die Heirathslust. Wenn die Mädchen lieber statt Aufwand Leinewand machten und trügen, wenn sie statt nach Putz nach Nutz, statt nach der Mode nach dem Brote trachteten, würde sich bald eine größere Anzahl unter dem friedlichen Panier der Haube sammeln. Die jetzige Mode erschwert auch das Studium der Mädchen; denn um ein solches allseitig kennen zu lernen, muß man erst einen großen Umweg um selbes machen. Ein modern gekleidetes Frauenzimmer ist ein getreues Modell zur Moskauer Glocke. Wie viel verliert durch die Steifheit der Mode eine Schöne von ihrer poetischen Anmuth! wenn sie uns entgegenwandelt, geschieht es nicht mit Zephyrtritten, sondern mit dem Rauschen eines Bergstromes oder eines nahenden Hagelwetters, sie kann die Arme nicht frei bewegen und hält sie steif und an sich gepreßt, wie ein Möpschen, wenn es aufwartet. Der Charakter weiblicher Moden ist Weitschweifigkeit, männlicher Moden — Ueberspanntheit. Die betrügerischsten Leute sind jedenfalls jene, die, wie früher gesagt, die anziehendsten sind, nämlich die Kammerjungfern, denn sie — schnüren gewaltig.

Die Zeit bringt Rosen. Wehe dem Manne, dem sie ein wilde Rose, eine Flatterrose, eine Klatschrose, oder eine Pfundrose bringt! Die meisten Frauenzimmer sind Centifolien oder hundertblättrige Rosen. Ihr glaubt es nicht? Zählt nur ihre — Unterröcke.

Spanische Eifersucht.

In einer großen Stadt Castiliens lebte eine junge schöne Dame, die Frau eines Dragonerofficiers, der um etwa dreißig Jahre älter war als sie. Obwohl er schon den ganzen Krieg gegen Napoleon mitgemacht, hatte er es doch nicht weiter als bis zum Kapitän bringen können. Seine Schwadron gehörte zu dem Armeekorps, das in Navarra stand, und er hatte seine junge Frau der Sicherheit wegen in Castilien zurückgelassen. Die Schönheit der Donna Euphrasia erwarb ihr bald zahlreiche Anbeter, aber keiner vermochte Eindruck auf ihr Herz zu machen, wenn auch die böse Welt versicherte, ein gewisser Oberst P. werde von ihr gern gesehen. Das Gerücht davon wurde dem Kapitän überbracht, er bat sogleich um Urlaub auf einige Tage, konnte ihn aber nicht erhalten, da sein Corps gegen die Carlisten rücken sollte. Seine Eifersucht war indeß stärker noch als sein Gehorsam und er verließ heimlich sein Regiment. Es war schon spät in der Nacht, als er am Ziele seiner Reise ankam. Die Wohnung seiner Frau bestand in drei aneinanderstoßenden Zimmern, welche nur einen Ausgang hatten. Der alte Dragoner fand die Thür verschlossen und verriegelt; er klopfte und es dauerte ziemlich lange, ehe man ihm öffnete. Endlich erschien seine Frau, die blaß und sehr bewegt aussah, sich ihm aber liebevoll in die Arme warf. Der Officier entwand sich ihren Armen und ging langsam durch das erste und zweite Zimmer bis in das dritte, wo er sich niedersetzte. Vergebens fragte ihn Donna Euphrasia über die Veranlassung zu seiner plötzlichen Rückkehr, sie erhielt keine Antwort; er schien ausschließlich mit seinen Gedanken beschäftiget zu sein und blickte fortwährend in dem Zimmer umher. Mit einem Male richtete sich seine Aufmerksamkeit auf einen alten Teppich, der gewöhnlich mitten im Zimmer lag, jetzt aber zusammen-

gerollt sich in einem Alcoven befand. „Was zum Teufel! hast Du diesen alten Teppich noch immer? Ich bin es überdrüssig, ihn hier zu sehen.“ In demselben Augenblicke und ehe Donna Euphrasia ihn zurückhalten oder seine Absicht errathen konnte, zog er seinen Säbel und stieß denselben blitzschnell drei Mal in den zusammengerollten Teppich. Man hörte ein Wimmern und es drang Blut heraus.

Donna Euphrasia hatte ihren Bruder, der im Heere der Carlisten gedient, einem Streifcorps der Christinos in die Hände gefallen, aber entflohen war, bei sich versteckt, um ihm das Leben zu retten. Er war es, den ihr eifersüchtiger Mann jetzt erstach. Drei Stunden später ging der alte Dragoner zu den Carlisten über, nachdem er die Leiche seines Schwagers bei nächtlicher Weil begraben hatte, und Donna Euphrasia flüchtete sich in ein Kloster.

Boy = Scene.

Einem englischen Blatte nach, boxten kürzlich ein Irländer und ein Schotte in London, vor einer großen Zuschauermenge. Als sie sich auf zwei Schritte gegenüber standen, herrschte eine allgemeine Stille in der Versammlung. Der Blick des Irländers, der bis dahin trüb und eisig auf seinem Gegner ruhte, belebte sich plötzlich; der Andere stand kräftig und doch zugleich nicht ohne Zierlichkeit da; er war augenscheinlich aus einer klassischen Schule hervorgegangen. Allein schien ihm der Schottländer hierin überlegen, so war man doch geneigt dem Irländer mehr List und Verschmitztheit zuzutrauen. Er war ein Zögling der Natur, den nur die Erfahrung zum Meister hatte reifen lassen. —

Nach einigen Finten und falschen Stößen wurde endlich Ernst gemacht. Der Irländer suchte immer nach unten zu schlagen; der Schotte zielte nach oben, in der Höhe der Schultern, Fuß und Arm machten stets die gleiche Bewegung mit gymnastischer Präcision und in dieser ungestümen Beweglichkeit, trieb der ganze Körper die Schulter nach vorwärts, und verlieh dem Arme eine unwiderstehliche Gewalt. Fünf Male wurde der Irländer zu Boden geworfen. Seine Freunde eilten dann immer sogleich herzu, wischten ihm den Schweiß ab, zischelten ihm leidenschaftliche Worte in die Ohren. Ihre Züge athmeten nur Kampf; ihre Blicke ruhten nur auf ihm. Die Zuschauer schienen wie an ihre Plätze genagelt; sie schauten einem Morde zu, den sie nicht verhindern konnten, stumm vor Entsetzen gegen einen schmerzlichen Eindruck vergebens ankämpfend.

Als der Irländer zum fünften Male darniederlag, brauchte er eine Viertelstunde, um wieder zu Sinnen zu kommen. Er war zwischen die Räder der Wagen gefallen und Jeder hielt ihn für zerschmettert.

Der Schotte athmete mit einer wilden Freude, und schon begann die Menge sich zu bewegen, als Derjenige, der dem Irländer ganz besonders seinen Beistand schenkte, mit der Hand ein Zeichen gab, daß Alles noch nicht vorbei wäre; sogleich brachte man den Irländer in eine sitzende Stellung; seine Freunde unterstützten ihn; ihre bleichen, von einem nicht zu schildernden Ausdruck belebten Gesichter hefteten sich auf ihn, man hauchte geheimnißvolle Worte ihm ins Ohr, denen er zuhorchte, wie der zum Tode Verurtheilte den Worten des Priesters.

Alles richtete die Blicke auf diesen Menschen, der nur noch zwischen dem sichern Tode und dem Wunsche nach Rache zu kämpfen schien. So blieb er lange Zeit unbeweglich sitzen, dann richtete er einige Worte an den, der ihn hielt, indem er dabei nach dem Schotten sah. Hierauf faßte er sich den Kopf mit beiden Händen, und schien sich sammeln zu wollen. Eine halbe Stunde nachher blickte er frei empor und kreuzte seine Arme über die Brust; seine Züge hatten den Ausdruck eines finstern Entschlusses angenommen. Man half ihm aufstehen. Er blickte lange und forschend um sich; seine Freunde umstanden ihn noch immer und sprachen zu ihm so heftig und warm, wie nie, dann ließen sie ihn los, und der Kampf begann aufs Neue.

Der Schotte war nicht mehr derselbe. Er hatte einige Stöße in die Seite bekommen und die Blässe seines Gesichts beurkundete, daß dieses Folgen habe. Niemand aber konnte dennoch den Ausgang vorhersagen. Nachdem der irische Boxer einigen Angriffen ausgewichen war, näherte er sich plötzlich seinem Gegner mit einer verzweifelten Bewegung; die Fäuste hoch erhoben, als ziele er nach dem Gesichte, und die rechte Schulter zurückgeworfen, gab er dem Schotten einen so fürchterlichen Schlag in die Weiche, daß dieser hinstürzte, um nicht wieder aufzustehen.

Die Aerzte eilten hinzu; ein Gedränge entstand um den am Boden Liegenden; dann begann man sich zu entfernen. Das Wort: „todt!“ war das einzige, was man hörte.

Proceß Lesurques.

(Fortsetzung.)

Sie begrüßten sich und nachdem Guesno den Grund erzählt hatte, aus welchem er zu dem Friedensrichter gehe, schlug er Lesurques vor, ihn zu begleiten. Daubanton war noch nicht da, sie setzten sich deshalb ins Vorzimmer, um ihn daselbst zu erwarten.

Der Friedensrichter hatte sich indessen durch eine hintere Thüre in sein Cabinet begeben und war eben mit dem Durchlesen einiger auf das vorzunehmende Verhör bezüglicher Acten beschäftigt, als Steudon eintrat, um ihm eine Mittheilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen.

Diese bestand aber darin, daß zwei von den vorgeladenen und im Zimmer befindlichen Zeugen ihn versicherten, daß zwei von den Mördern sich ebenfalls in dem Vorzimmer befänden; die Zeugen behaupteten, sich nicht zu täuschen, da die eine, die Magd der Wirthsleute Everard, Namens Santon, damals die Reisenden zu Mongeron bei Tisch bedient, die andere, Namens Grosse-Tète, Aufwärterin bei der Limonadeschenkin Châtelain, zu Lieursaint mit demselben gesprochen und sich über eine Stunde in dem Billardzimmer bei ihnen aufgehalten habe.

Der Friedensrichter äußerte zwar sein Bedenken, daß zwei Mörder sich freiwillig der Justiz in die Hand liefern würden, er vernahm indessen die Zeugen einzeln über ihre Aussage, machte sie aber, als sie fest auf ihrer Behauptung stehen blieben, auf die Bedeutung derselben aufmerksam, da vielleicht das Leben der von ihnen Bezeichneten von ihren Aussagen abhänge. Hierauf ließ er zuerst Guesno, dann Lesurques eintreten und unterredete sich mit ihnen, wobei ihm Guesno bemerkte, daß er seine Papiere wieder abholen wolle, und daß Lesurques ein Landsmann von ihm sei, welcher, nach ihrem zufälligen Begegnen, ihn begleitet habe.

Der Richter bat sie hierauf, sich in ein anstoßendes Cabinet zu begeben, wo Guesno seine Papiere erhalten werde. Die beiden Frauen, sofort abermals vernommen, beharrten, ohne im Mindesten zu schwanken, auf ihren Angaben, worauf Guesno und Lesurques festgenommen wurden.

Von diesem Augenblicke an ging die Untersuchung rasch ihrem Ende entgegen. Guesno und Lesurques werden in den Confrontationen mit den Zeugen von Mongeron und Lieursaint fast von Allen wieder erkannt. Die Magd Santon versichert, daß Lesurques das Mittagsessen zu Mongeron in Assignaten habe bezahlen wollen, der große Schwarze aber (Couriol) habe in baarem Gelde bezahlt. Champeaux und seine Frau von Lieursaint bezeichnen Lesurques als denselben, welcher seinen Sporn wieder befestigt und den von ihm zurückgelassenen Säbel abgeholt habe; Lafolie, Stallknecht zu Mongeron, die Gärtnerin Alfroy von Lieursaint erkennen ihn wieder; der Bauer Laurent Charbaut, welcher mit den vier Reitern in einem und demselben Zimmer zu Mittag gegessen, erinnert sich seiner genau, er habe silberne Sporen mit Sporenkettchen getragen.

Am Tage seiner Verhaftung schrieb Lesurques an einen Freund folgenden Brief, der aufgefangen und zu den Acten genommen wurde:

„Seit meiner Ankunft in Paris habe ich Nichts als Unannehmlichkeiten gehabt, aber niemals hätte ich das Unglück geahnt, was mich jetzt betroffen hat. Du kennst mich und weißt, daß ich unfähig bin, mich mit irgend einem Verbrechen zu besudeln; o Gott, man bürdet mir das allerschrecklichste auf. Schon bei dem bloßen Gedanken überfällt mich ein Schaudern. Ich bin in den Proceß über die Ermordung des Lyoner Couriers hineingezogen. Drei Frauen und zwei Männer, die mir eben so unbekannt sind, wie die Orte, wo sie wohnen (denn Du weißt es ja, daß ich Paris noch nicht verlassen habe), haben die Unverschämtheit, zu erklären, daß sie mich wieder erkennen, und daß ich vor den übrigen Reitern zuerst in ihren Ort hineingeritten sei. Du weißt auch, daß ich kein Pferd bestiegen habe, so lange ich in Paris bin. Du kannst Dir das Schreckliche meiner Lage denken, deren mögliche Folge ist, daß ich das Opfer eines Justizmordes werde. Komm mir mit Deinem Gedächtniß zu Hilfe, und suche Dich zu erinnern, wo ich zu der Zeit war, wo ich außerhalb der Stadt gesehen worden sein soll (ich glaube, es soll am 7. oder 8. vorigen Monats gewesen sein) und von welchen Personen ich damals zu Paris gesehen worden bin, damit ich diese infamen Verleumder entlarven und sie nach dem Gesetz bestrafen lassen kann."

Am Ende dieses Briefes bezeichnete er die Personen, welche er an jenem Tage gesehen: den Bürger Tirier, den General Cambeai, Demoiselle Eugenie, den Bürger Hilaire Ledru, den Friseur seiner Frau, die Arbeiter in seiner Wohnung, den Portier des Hauses, „Du wirst mich sehr verbinden," sagte er zum Schlusse, „wenn Du meine Frau häufig besuchen und ihr Trost zusprechen wirst."

Die hier kurz angeführten Thatsachen fanden sich später durch die Untersuchung bestätigt. Lesurques, Guesno, Couriol, Bernard, Richard, und Bruer wurden vor das Criminalgericht gestellt, die drei erstgenannten als Urhe-

der oder Gehilfen des Raubmordes, Bernard, weil er die Pferde geliefert, Richard, weil er Couriol und dessen Maitresse, Madeleine Breban, verborgen gehalten und die gestohlenen Gegenstände ganz oder zum Theil verwahrt, und Bruer, weil er Couriol und Guesno in seinem Hause zu Château-Thierry einen Zufluchtsort gewährt habe.

Bei den Gerichtsverhandlungen beharrten die Zeugen, welche Guesno und Lesurques wieder zu erkennen behaupteten, bei ihren Erklärungen. Guesno und Bruer wußten alle Beschuldigungen, die sie betrafen, zu widerlegen. Ersterer bewies sein Alibi bis zur Evidenz, so daß seine Freisprechung nicht mehr zweifelhaft bleiben konnte. Lesurques hatte funfzehn Zeugen vorladen lassen, alle angesehene und in öffentlicher Achtung stehende Personen.

Die Jury mußte das Alibi Lesurques gelten lassen, wenn durch diese gewichtigen Zeugen seine Unschuld hergestellt wurde, auch bezeigte der Angeklagte vor den Schranken die größte Ruhe und Sicherheit.

Der erste Entlastungszeuge war der Bürger Legrand, ein Landsmann Lesurques, ein reicher Goldarbeiter und Juwelier. Er begann mit einer langen Reihe von Depositionen, welche den Angeklagten vor dem Irrthume der Belastungszeugen in Schutz nehmen sollten. Er versicherte, daß Lesurques einen Theil des Morgens am 8. Floreal, dem Tage des Verbrechens, bei ihm zugebracht habe; ihm schloß sich der Juwelier Aldenof an; Hilaire Ledru und Chausser behaupteten, an jenem Tage mit dem Angeklagten bei einem Verwandten desselben zu Mittag gespeis't zu haben; sie erklären, daß sie nach Tisch mit ihm in ein Kaffeehaus gegangen seien und ihn hierauf nach Hause begleitet hätten. Der Maler Beudart fügt hinzu, daß auch er mit Lesurques und seinen Freunden habe speisen sollen, daß er aber als Nationalgardist Dienst bekommen, und deshalb der Einladung nicht habe Folge leisten können; er sei aber an jenem Abend noch bei Lesurques gewesen, als sich dieser in seinem Beisein zu Bette gelegt habe. Zur Unterstützung seiner Aussage legt dieser Zeuge sein Wachebillet vom 8. datirt vor. Die Arbeiter endlich, welche in der Wohnung Lesurques beschäftigt waren, bestätigten, ihn am 8. und 9. mehrmals gesehen zu haben.

Diese Masse von Zeugnissen für das Alibi Lesurques konnten den erwünschten Eindruck auf die Jury nicht verfehlen, als ein unerklärlicher unseliger Umstand der Sache plötzlich eine andere Wendung gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Zu Orleans ist ein furchtbares Verbrechen begangen worden. Vor etwa 14 Tagen kam François Montely, geboren zu Limoges, der seinen Wohnort zu St.-Germain hatte, nach Orleans, einen guten Freund zu begrüßen, den Andreas Boisselier, Beschließer und Auslaufer bei der Bank von Orleans. Montelet und Boisselier hatten zusammen und in demselben Regiment in Afrika gedient; sie waren Bettkameraden gewesen. Die Bekanntschaft war später zu Orleans erneuert worden. Boisselier lud den Montely zu Tisch, und als sich dieser entfernte, nach St.-Germain zurückzukehren, versprach er, bald wieder zu kommen. Wirklich traf Montely am 21. Nov. in der Frühe abermals zu Orleans ein und stieg im Hotel de l'Europe ab. Um 8 Uhr Vormittags ließ er dem Boisselier sagen, er möge zum Frühstück zu ihm kommen. Dieser nahm die Einladung an, nahm aber, um nach dem Frühstück seinem Geschäfte nachzugehen, seine Brieftasche mit, worin sich 6000 Fr. in Wechseln befanden, die er einkassiren sollte. Um halb 9 Uhr waren Montely und Boisselier beisammen; sie gingen in mehre Wirthshäuser, um zu trinken; um 9 Uhr kamen sie ins Hotel de l'Europe, man sah sie zusammen hinaufgehen nach Montely's Stube; eine halbe Stunde später war der unglückliche Boisselier eine Leiche. Wie ist das Verbrechen vollbracht worden? Man weiß es noch nicht. Unmittelbar nach dem Morde kam Montely herunter, verzehrte in größter Ruhe die bestellte Suppe und machte sich dann auf den Weg, die seinem Opfer geraubten Wechsel einzukassiren. Wirklich erhob er von 10 Uhr bis Mittag eine Summe von circa 5000 Fr. Um 1 Uhr kommt er ins Gasthaus zurück, läßt sich auftragen und zeigt nicht die mindeste Unruhe. Nach dem Essen begibt er sich auf sein Zimmer und packt den noch blutenden Körper in einen Koffer, emballirt diesen, zeichnet das Packstück als Passagiergut, singt während der ganzen Operation, um die Leute irre zu führen, trägt den Koffer herunter, und bringt ihn nach dem Bureau der Fahrpost, wo er ihn unter dem Namen Morel nach Toulouse einschreiben läßt. Jetzt mit seinem Raube in der Tasche nimmt er ein Platz-Cabriolet und läßt sich auf die Straße nach Paris bringen. Am Abend hatte er in einem Wirthshaus zu Artenay gegessen. Inzwischen war man in der Bank durch das Verschwinden des Boisselier aufmerksam geworden. Nach mancherlei Nachforschungen wird der Zusammenhang des Verbrechens entdeckt. Der Eigenthümer des Hotels de l'Europe läßt das Zimmer aufbrechen, worin Montely, der nicht zurückgekommen war, logirt hat; man findet blutiges Linnen; der Director der Fahrpost hatte seinerseits den Koffer, der 160 Pfd. wog, nicht ohne Mißtrauen angenommen; ein Polizeicommissair läßt ihn öffnen und erkennt die Leiche des Boisselier; sie war verstümmelt, indem der Mörder sie nur so in den Koffer zwängen konnte. Am 24. Nov. gegen Abend wurde Montely in seinem Wohnorte zu St. Germain-en-Laye verhaftet.

(Der Brückenzoll.) Ein bekannter Börsenspeculant in Paris, der lange viel Glück gehabt und großen Credit hatte, sah sich endlich dem Bankerotte nahe, wenn er alle seine Schulden bezahlen sollte, und er beschloß demnach, sich mit seiner Beute aus dem Staube zu machen. Er bestellte deshalb einen Postwagen, realisirte alle seine Fonds und füllte sein Porte-

feuille damit; indeß verging darüber die Zeit und der Abend überraschte ihn. Er war an dem Tage nicht an der Börse erschienen, dies hatte Verdacht erregt; seine Gläubiger eilten in sein Haus und er hatte kaum Zeit, auf einer Hintertreppe zu entfliehen. Man verfolgte ihn, aber er hatte einen Vorsprung und überdies wußte man nicht, welchen Weg er eingeschlagen. Der Ausreißer eilte indeß, weil er keinen Wagen fand, zu Fuße fort, wurde aber nach einiger Zeit von Jemandem gerufen. Er erkannte eine feindliche Stimme, wendete, damit man von seiner Spur abkäme, sich rechts, gelangte an eine Brücke, pont des arts, und war sicher, wenn er über diese hinüber sei, in dem Gewirr der engen Straßen auf der andern Seite zu entkommen. Kaum hatte er den Fuß auf die Brücke gesetzt, als die Schildwache ihn anhielt, da er den Brückenzoll nicht bezahlte. Der Flüchtling suchte nun in seinen Taschen nach einigem Gelde, fand aber nichts, da er seine Börse in der Eile vergessen hatte. Der Einnehmer wollte auf alle seine Betheuerungen und Versprechungen, am andern Tage das Hundertfache zu erstatten, nicht hören und so sah der Speculant sich endlich genöthigt, ein Billet von tausend Francs aus seinem Portefeuille zu nehmen und es dem Erheber zum Wechseln hinzureichen. Dieser hatte aber nicht Geld genug und zumal nichts als Kupfermünze und so erklärte denn der Flüchtling, dem der Boden unter den Füßen brannte, das Tausendfrancsbillet als Brückenzoll bezahlen zu wollen. Hierdurch machte er das Mißtrauen der Schildwache rege, die der Meinung war, daß ein Mensch, der tausend Francs statt eines Sou hingebe, jedenfalls ein Uebelthäter sein müsse, und diesem nun ihrerseits mit Fragen zu Leibe ging. Mittlerweile kamen die, welche den Flüchtling verfolgten, bei der Brücke an und nahmen ihn fest. So war der Brückenzoll die Ursache, daß einige ehrliche Leute nicht an den Bettelstab gebracht wurden, und so wurde ein Mann, der eine Million im Portefeuille hatte, verhaftet, weil er einen Sou nicht bezahlen konnte.

(Die Kathedrale in Sevilla.) Die Kathedrale in Sevilla ist eines der merkwürdigsten und großartigsten Gebäude in der Welt, „ein ausgehöhlter Berg, ein umgekehrtes Thal," wie ein Reisender sagt; die Notre-Dame in Paris könnte mit ihren Thürmen, ohne sich zu beugen, durch das große Mittelschiff gehen; die Säulen, welche sie tragen, sind dicker wie Thürme und sehen bei der ungeheuren Höhe doch wie schwaches Rohr aus. In den vier Seitenschiffen könnten, obwohl sie nicht ganz so hoch sind, wie das Mittelschiff, dennoch ebenfalls ganze Kirchen mit ihren Thürmen stehen. Der Hauptaltar, retablo, mit seinen Treppen, seinen Statuen und Verzierungen ist an sich ein ungeheures Gebäude, das fast bis an die Deckenwölbung der Kirche hinaufreicht. Die große Kerze, die einem Schiffsmaste gleicht, wiegt 2500 Pfund; der Bronzeleuchter, der sie trägt, läßt sich der Größe nach nur mit der Vendomesäule in Paris vergleichen und ist nach dem Leuchter im Tempel zu Jerusalem gearbeitet, den man in Basreliefs auf dem Triumphbogen des Titus sieht. In diesen grandiosen Verhältnissen ist Alles. Man verbrennt in dieser Kirche jährlich 20,000 Pfund Wachs und eben so viel Pfund Oel; die Menge des Weins, den man bei dem heiligen Meßopfer gebraucht, beträgt jährlich 18,750 Kannen; es werden aber auch täglich an den 80 Altären 500 Messen gelesen. Die Pfeifen der ungeheuren Orgel gleichen Basaltsäulen.

(Charles Dickens in dem Gefängnisse in Philadelphia.) Vor der Stadt Philadelphia steht ein großes Gefängniß, genannt Eastern Penitentiary, das nach einem dem Staate Pensylvanien eigenthümlichen Plane verwaltet wird. Das System, das sogenannte Schweigsystem, ist die streng durchgeführte hoffnungslose einsame Haft, die, wie ich glaube, in ihren Wirkungen grausam und falsch ist, wenn ich auch die Ueberzeugung habe, daß die Absicht, welche man dabei hat, menschlich und auf Besserung der Gefangenen berechnet ist. Wenige Menschen aber scheinen die unermeßliche Pein und Qual recht würdigen zu können, welche diese schreckliche Strafe, Jahre lang fortgesetzt, den Unglücklichen bringt; nach dem, was ich mir vorstellen kann, nach dem, was auf den Gesichtern der Gefangenen geschrieben steht, und was sie wirklich fühlen, bin ich überzeugt, daß die einsame Haft eine entsetzliche Pein ist, welche nur die ermessen können, welche sie erdulden müssen, und die der Mensch kein Recht hat, seinen Mitmenschen aufzuerlegen. Ich halte dieses langsame und tägliche Spielen mit den Geheimnissen des Gehirns (daher häufiger Wahnsinn) für unsäglich schlimmer als irgend eine Folterung des Körpers, und weil die geisterhaften Zeichen und Spuren davon dem Auge und Gefühle nicht so erkennbar sind, als Wunden im Fleische, weil die Wunden nicht an der Oberfläche liegen, und weil das System nur wenige Schmerzenstöne erpreßt, welche das menschliche Ohr hören kann, klage ich es um so mehr an. Ueber den Kopf und das Gesicht eines jeden Gefangenen, der in dieses melancholische Haus kommt, wird eine schwarze Kappe gezogen und in dieser schwarzen Vermummung, dem Sinnbilde des Vorhanges, der zwischen ihm und der lebenden Welt herabgelassen wird, wird er in die Zelle geführet, welche er nicht wieder verläßt, bis die Dauer seiner Haft abgelaufen ist. Er hört nie von Weib und Kindern, von Heimath und Freunden, von dem Leben oder Tode irgend eines Geschöpfes etwas. Er sieht die Gefängnißbeamten und sonst kein menschliches Antlitz, wie er keine menschliche Stimme hört. Er ist ein Lebendigbegrabener, der in dem langsamen Verlaufe der Jahre allmählig wieder ausgegraben wird, in der Zwischenzeit aber todt für Alles, außer für die peinigende Angst und die gräßliche Verzweiflung.

Sein Name, sein Verbrechen und die Zeit seiner Haft sind unbekannt, selbst dem Manne, der ihm täglich seine Nahrung bringt. Ueber der Thür seiner Zelle steht eine Zahl und in einem Buche, von welchem der Director des Gefängnisses eine Abschrift, der Geistliche eine andere hat, ist seine Geschichte verzeichnet. Außer diesen Zeilen hat das Gefängniß keine Kunde von seiner Existenz und wenn er 10 Jahre in einer und derselben Zelle verbringen muß, es ist ihm nicht einmal möglich, zu erfahren, in welchem Theile des Gebäudes er sich befindet, was für Menschen um ihn sind, ob in den langen Winternächten Lebendige neben ihm wohnen oder ob er in einem einsamen Winkel des großen Gefängnisses lebt, durch Mauern, Gänge und eiserne Thüren von dem nächsten gesondert, der seine einsame Qual theilt.

(Wie kann man so einfältig sein?) Ein im Faubourg St. Antoine zu Paris wohnhafter reicher Manufacturier begab sich kürzlich mit den Seinigen nach dem Wäldchen von Vincennes, um da im Grünen zu tafeln. Eben hatte sich die aufgeräumte Gesellschaft um den wohlbesetzten Tisch gereiht, als plötzlich ein Schuß krachte, gleich darauf ein zweiter und

ein dritter, bei welchem zwei junge Leute aus dem Gebüsche hervorgestürzt kamen, welche riefen: „Sie schlagen sich, ums Himmelswillen, rettet Euch, die Kugeln pfeifen dicht um Euch!“ Alles machte sich im ersten Schrecken auf und davon, um zu sehen, was es gebe. Als jedoch eben so plötzlich Alles still geworden, und Einer nach dem Andern zurückkehrte, war die Tafel bereits von unsichtbarer Gaunerhand wie abgefegt, und Silbergeräthe, Tafelzeug, Speisen, kurz, Alles verschwunden.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Häubchen bestehen meist aus Blonden und grünem Band mit einem Kranze von Geraniumsblüthen darüber. Andere à la Marie Antoinette sind blos aus Spitzen gemacht, rund herum mit sehr leichten Spitzen garnirt und mit einer Bandrolle von grünem Taffet verziert, die sich um das Gesicht herumlegt und an der einen Seite mit einer grünen Bandschleife mit langen Enden festgehalten wird. Englische lange Locken stehen zu diesem niedlichen Häubchen ganz vortrefflich.

Die Röcke der Kleider werden länger und weiter als je gemacht, und man garnirt sie vorzugsweise mit drei Falbeln. In der Länge der Taille hat sich nichts geändert, die Verlängerung der Röcke scheint aber eine Rückkehr zu den kurzen Schneppen anzukündigen, was der gute Geschmack verhüten möge.

Die Aermel à la Ludwig XIV. und à la Richelieu erhalten sich in der Gunst. In Bezug auf Mäntel ist der nachstehende der eleganteste und beliebteste; er besteht aus grauem Sammet und hat unten herum eine Stickerei in derselben Farbe, aber in verschiedenen Schattirungen und ist überdies mit einer breiten Spitzengarnitur versehen. Atlasmäntel sind meist mit feiner Schnürchenstickerei in verschiedener Farbe geschmückt, was sehr gut aussieht. Marderbesatz und Hermelin wird sehr viel getragen. Camails, namentlich solche ganz von Hermelin oder von Sammet und mit Hermelinbesatz, stehen in großer Gunst. Auch Muffs gelten für unentbehrlich. Der Form nach scheinen sie etwas kleiner zu sein als im vorigen Winter und an jedem Ende haben sie ein breites weißes Atlasband. Auch Cashmir-Mäntel sieht man, mit Hermelinbesatz, und die bis in die Gegend der Knie reichen.

Fashionable Farben in diesem Monate sind verschiedene Schattirungen von grün, violett und fahl.

Herren-Mode. Etwas ganz Neues und Elegantes ist ein brauner Burnuß mit Kapuze, die mit rothem Sammet gefüttert ist und auf dem Rücken in einer goldenen Troddel endigt, vorn und an den Aermeln mit Goldschnurrenbesatz. Dazu schwarze enge Beinkleider und Stiefeln mit hohen Absätzen.

An unsere geehrten Abonnenten.

Mit Nr. 13 schließt das IV. Quartal dieses Jahres, mit welchem der **dritte Jahrgang** unserer Zeitschrift beendigt ist. Ich ersuche demnach ein geehrtes Publikum, welches für das neue Jahr auf den **Gutenberg** zu abonniren wünscht, ja bei Zeiten die Bestellungen zu machen, um die Auflage darnach bestimmen zu können.

Wir haben seither der Novelle den Vorzug vor dem Humor gegeben, doch werden wir vom neuen Jahr an mit Novellen, humoristischen und geschichtlichen Artikeln die unterhaltendste Abwechslung treffen, und dürfte diese Zeitschrift wegen der **Modenkupfer** und dem wöchentlichen **pariser Modenberichte** namentlich töchterreichen Familien zu empfehlen sein, denen daran gelegen sein muß, mit dem Geschmacke der Zeit und den veränderlichen Gesetzen der Mode steten gleichen Schritt zu halten. Preis vierteljährlich 15 Ngr.

Die zweite in der Expedition dieses Blattes erscheinende Zeitschrift

Leipzig-Dresdner Eisenbahn

beginnt mit dem neuen Jahr ihren **fünften Jahrgang**. Da Alles in der neuesten Zeit eine politische Färbung annimmt, so ist der Herausgeber politisch genug, um diesen Wink der Zeit nicht unberücksichtigt zu lassen. Unsere **Eisenbahn** ist der getreueste Zeit- und Sittenspiegel, wo alle bunten Gestaltungen der Gegenwart in humoristischer Auffassung phantasmagorisch vor den Blicken der Leser vorüberschweben. Gleich in den ersten Nummern erfolgt eine politische Carricatur: Das befreite Deutschland, oder Deutschland als einige, untheilbare Republik, mit Artikel. Ein fortlaufender Artikel, unter dem Titel Leipziger Allerlei, wird zugleich eine Generalschau über alle öffentlichen Etablissements enthalten, und ein von Zeit zu Zeit vorgeführter Artikel: Der europäische Guckkästner manches Piquante, namentlich in lokaler Färbung, zu Tage fördern. Preis hier vierteljährig 10 Ngr., auswärts 11½ Ngr.

Doch haben wir für Hiesige und solche Auswärtige, welche ihre Bestellungen in der Expedition machen und wöchentlich die Blätter abholen lassen, wenn sie **Gutenberg** und **Eisenbahn zusammen** halten, für beide Zeitschriften den vierteljährlich billigern Preis von 20 Ngr. gesetzt.

Expedition, Petersstraße Nr. 31/58 1. Etage.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 12. (4. Jahrgang. IV. Quartal).

Werth der Schulden. — Papiere eines Lebendigen oder Selbstbiographie des Redakteurs (Fortsetzung). — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anekdoten. — Erwiederung und nothwendige Erklärung.

Expedition: Petersstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 13. (Sonnabend, den 24. December.) 1842.

Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers R. Büchner.

Dritter Jahrgang. Viertes Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen. Jedes Vierteljahr drei prachtvolle Modekupfer und extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich.

Dänische Schiffs-Justiz.

Der Krieg zwischen England und Frankreich war erklärt. — Bonaparte hatte den Vertrag von Amiens gebrochen. Die größte Bestürzung herrschte in der Handelswelt, vorzüglich unter denen, welche noch volle Schiffsladungen auf dem Meere hatten, oder sich selbst auf der Reise nach Europa befanden. Ich gehörte zu der letztern Classe; glücklicher Weise aber war die Nachricht von dem Ausbruche des Krieges noch vor meiner Abreise aus Indien eingetroffen, so daß ich Zeit genug hatte, die Abfahrt eines dänischen Handelsschiffes abzuwarten, unter dessen neutraler Flagge ich hoffen konnte, ungehindert meine Heimath zu erreichen. Das Schiff war, wenn auch an Eleganz der innern Einrichtung den englischen Ostindienfahrern nachstehend, ein vorzüglicher Segler, und in Hinsicht der Disciplin war die Mannschaft eben so wohl organisirt und eben so streng befehligt, wie auf einem englischen Linienschiffe. Ich hate es nie für möglich gehalten, daß auf einem Kauffahrteischiffe solche Ordnung und Mannszucht gehandhabt werden könnte. Der erste Lieutenant war einer der schönsten jungen Männer, die ich je gesehen. Er verdankte seinen gegenwärtigen Posten, zu dem er erst vor Kurzem befördert worden war, nicht sowohl dem Umstande, daß er der Sohn des Rheders war, als vielmehr seinen wirklichen Verdiensten; von der Schiffsmannschaft, unter welcher er, nach dem im dänischen Seedienste herrschenden Gebrauche, fünf Jahre gedient hatte, wurde er beinahe vergöttert und bei den Passagieren war er ebenfalls in hohem Grade beliebt. Der einzige Ruhestörer an Bord war der Schiffskoch, ein kecker, hämischer Portugiese, welcher fast täglich auf die eine oder andere Art das gute Vernehmen unter der Mannschaft trübte. Schon öfters hatte er von dem Capitain und den übrigen Officieren derbe Zurechtweisungen erhalten, und an dem Abende, wo diese Skizze beginnt, war er eben erst aus der strengen Haft entlassen worden, wohin ihn der erste Schiffslieutenant geschickt hatte, weil nicht ohne Grund vermuthet ward, daß er einen Matrosen, der ihn beleidigt, habe vergiften wollen. Für diese ihm auferlegte Strafe schwur der aufgebrachte Portugiese dem Lieutenant blutige Rache. — Es war gegen Sonnenuntergang. Der Schiffslieutenant ging auf dem Mittelverdeck Arm in Arm mit einer jungen liebenswürdigen Engländerin, seiner verlobten Braut, spazieren. Von Zeit zu Zeit blieben die beiden Liebenden stehen, um dem Spiel der fliegenden Fische zuzusehen, welche, von ihrem gierigen Verfolger aufgescheucht, über den Wasserspiegel hinflatterten. Beide träumten und sprachen von ihrem bevorstehenden Glück, als plötzlich der Schiffskoch mit einer Behendigkeit, welche jedes Dazwischentreten Anderer unmöglich machte, auf den Lieutenant zusprang und ihm ein Messer in die Brust stieß. Der Unglückliche sank mit einem Schrei zu Boden und der Portugiese brach in ein

höllisches Triumphgelächter aus. Die Braut neigte sich jammernd, obwohl keineswegs die ganze Größe ihres Verlustes ahnend, über ihren Geliebten; ein Matrose eilte herbei, um ihn zu halten, und als er ihm das Messer aus der Brust zog, wurde das weiße Spitzengewand der Engländerin mit Blut bespritzt: der Stich war gerade ins Herz gedrungen. Mit der letzten Kraftanstrengung wandte sich der Sterbende zu ihr, blickte sie noch einmal zärtlich an, und sank dann als Leiche in die Arme des Matrosen. Unterdessen war der Capitain auf das Verdeck geeilt. Er weinte wie ein Kind, denn er liebte den Lieutenant wie seinen eigenen Sohn, und nur seine persönliche Gegenwart konnte die wüthende Schiffsmannschaft verhindern, auf der Stelle an dem Mörder des Lieutenants Rache zu nehmen. Der Schiffskoch wurde sogleich festgenommen und in Ketten gelegt. Der Leichnam des Ermordeten ward in den Schiffsraum gebracht und die völlig bewußtlose Braut in der Kajütte der Sorge anderer Frauen übergeben. — — Am folgenden Abend um 8 Uhr erhielt ich eine Einladung, auf dem Verdeck zu erscheinen; ich leistete derselben sogleich Folge, und fand die ganze Schiffsmanschaft, in Sonntagskleidern, nebst den Schiffsoffizieren und den männlichen Passagieren, versammelt. Der dienstthuende Theil der Mannschaft bildete Spalier zu beiden Seiten des Verdeckes; der Capitain stand mit den übrigen Offizieren am äußersten Ende des Hinterdeckes, in der Mitte lag — der Leichnam des ermordeten Lieutenants auf einem niedrigen Trauergerüste, über welches die dänische Nationalflagge ausgebreitet war. Ich überzeugte mich sogleich, daß ich zur Bestattung des Lieutenants eingeladen sei. — Es war beinahe völlige Windstille. Wir waren bereits außer dem Bereich der Passatwinde und hatten die Linie beinahe erreicht. Die Sonne, obgleich ihrem Untergange nahe, brannte noch heiß. Die Segel hingen schlaff an den Masten herunter, und nur das Hauptsegel war aufgezogen, um jedes sich etwa erhebende Lüftchen aufzufangen. Ein noch sichereres Zeichen unserer Annäherung an die heiße Zone hatte ich bereits am Morgen beobachtet. In dem blauen durchsichtigen Meerwasser hatte ich zwei Haifische bemerkt, welche in Begleitung ihrer gewöhnlichen Gefährten, der Pilotenfische, dem Schiffe unablässig folgten. Die Matrosen glauben, daß diese Ungeheuer der Tiefe immer der Spur eines jeden Schiffes folgen, worin ein Todter liegt; ich dagegen sah in dem Erscheinen derselben nur das gewöhnliche Zeichen unserer Annäherung an die Linie. — Die feierliche Stille in der Natur und auf dem Schiffe, welches auf dem weiten Ocean die ganze Welt zu sein schien; das Rauschen des Wassers, welches dem dahingeschiedenen geliebten Mitbruder zum kühlen Grabe werden sollte; das feierliche Gebet des Schiffsgeistlichen — dies Alles erfüllte das Herz mit tiefer Ehrfurcht vor der Größe Gottes, und mit einem lebendigen Gefühl der eigenen Ohnmacht, welche nur auf einer langen Seereise recht tief empfunden wird. — Ich trat unter die übrigen Passagiere. Eine feierliche Stille herrschte auf dem Verdeck, denn wir Alle glaubten, es sollte dem Todten auf gewöhnliche Weise die letzte Ehre erwiesen werden. Auf einmal jedoch hörten wir das Geräusch fester, abgemessener Tritte, welche sich langsam näherten: die Backbord-Wache führte mit gezogenen Säbeln den Mörder her bis an das Lager des Ermordeten, trat dann einige Schritte zurück und schloß so die bisher offen gebliebene vierte Seite des Vierecks. — Wir Passagiere sahen einander verwundert an. Der Mörder war doch gewiß nicht hierher geführt, um bei dem Begräbnisse seines Schlachtopfers zugegen zu sein; und doch — wozu sonst diese seltsamen Vorbereitungen? Von der Schnelligkeit und Strenge der dänischen Schiffs-Justiz hatten wir Manches gehört; aber wenn dem Inculpaten der Proceß hätte gemacht werden sollen, so würden wir ohne Zweifel bereits Vorkehrungen zum Hängen gesehen haben. Dies war indessen nicht der Fall, und wir wußten nicht, was wir denken sollten. Unser Zweifel dauerte nicht lange. Der zweite Schiffslieutenant zog eine Pergamentrolle hervor, und las ein von der Admiralität ausgefertigtes Document ab, worin dem Capitain die Vollmacht ertheilt ward, Kriegsgericht zu halten und die nach dem bestehenden Gesetze gefällten Urtheile desselben sofort zu vollziehen. Darauf fragte er den Gefangenen, ob er damit zufrieden sei, daß die Verhandlungen in dänischer Sprache gepflogen würden. Der Inculpat willigte ein und das Kriegsgericht ward für eröffnet erklärt. — Die Flagge wurde plötzlich von dem Antlitz des Todten weggenommen, und sogar der Elende, welcher den Todesstreich geführt hatte, schauderte bei dem Anblick der ruhigen, gleichsam verklärten Züge seines Schlachtopfers. — Die Verhandlungen waren kurz und feierlich. Die vollbrachte Unthat ward auf das evidenteste erwiesen. Das Blut erstarrte mir in den Adern, als ich das vom Blute des Ermordeten geröthete Messer und das teuflische Lächeln des Gefangenen sah, welcher bei dem Anblick des Mordinstruments eine wahrhaft höllische Freude zu erkennen gab. — Nach beendigter Untersuchung sammelte der Capitain die Stimmen, und das „Schuldig" ward einstimmig über den Gefangenen ausgesprochen. Die Officiere setzten die Hüte auf und der Capitain schritt zum Urtheilsspruch. Ich verstand kein Wort davon, und war

daher nicht wenig verwundert, als der vorher so freche und übermüthige Inculpat dem Capitain zu Füßen fiel und um Gnade bat. Diese plötzliche Zerknirschung war bei seiner bisherigen Verstocktheit und Gefühllosigkeit ganz unerklärbar; denn daß er weder den Tod fürchtete, noch seine That berute, lag am Tage. — Vier Matrosen traten nun vor und hoben die Leiche auf; vier andere ergriffen den Gefangenen, während noch zehn andere mit starken Stricken sich ihm näherten. Jetzt ward mir mit einem Male das Ganze klar und ich wunderte mich gar nicht mehr über die Seelenangst des Mörders, als er Rücken gegen Rücken so fest an den Leichnam gebunden wurde, daß er sich nicht im Geringsten bewegen konnte. Seinem Geschrei ward Einhalt gethan durch ein Tuch, welches ihm in den Mund gesteckt wurde. Beide, der Lebende und der Todte, wurden so zusammen auf das Trauergerüst gelegt. Der Schiffskaplan las einige kurze Gebete aus dem dänischen Rituale ab, und dann wurde der Mörder mit seinem Schlachtopfer zusammen ins Meer hinabgelassen! — Kaum hatte die Fluth sie aufgenommen, so blitzte ein hellglänzender silbergrauer Gegenstand durch das grünliche Meerwasser; ein tiefer Schauder ergriff alle Anwesenden — es war der lauernde Haifisch, der auf seine Beute zuilte. Schweigend blickten Alle mehrere Minuten lang hinunter in die Tiefe: Einige wollten Blut auf dem Wasser gesehen haben. Endlich wendeten sich sämmtliche Passagiere schaudernd ab und suchten die gerechte, aber grausenerregende Strafe, von deren Vollziehung sie Zeugen gewesen waren, zu vergessen. — Die Schiffswache machte, wie zu erwarten stand, am folgenden Morgen allerlei seltsame Berichte über nächtliche Erscheinungen auf dem Wasser; ich selbst muß bekennen, daß ich froh war, als ein plötzlich sich erhebender frischer Wind uns von diesem tragischen Schauplatze wegtrieb.

Entführung und Hochzeit.

Vor drei Viertel Jahren ungefähr ließ sich ein reicher nordamerikanischer Kaufmann, Namens Brook, welcher sich kurz vorher von den Geschäften zurückgezogen hatte, nebst den Seinigen, einer Gattin und zwei Töchtern, in dem reizenden, ächt ländlichen Dörfchen Mirfield nieder, welches seine Heimath ist.

Das älteste von den Mädchen, 23 Jahr alt, faßte eine heftige Neigung zu einem jungen Menschen, Namens Ben Hall, welcher sich als Bedienter im Hause befand, und zuweilen auch als Reitknecht und dergleichen fungirte.

Fast jedesmal, wenn Ben etwas im Hofraume zu verrichten hatte, erschien sie an einem von den Fenstern, und wich nicht davon, bis auch er sich entfernte. Oefter hatte man den hübschen Lümmel sich darob beschweren gehört, daß er nichts thun könne, ohne beobachtet zu werden.

Als unsere Heldin sah, daß die Augensprache für den Burschen reines Spanisch sei, beschloß sie, sich ihm verständlicher zu machen.

Nach einer Reihe heimlicher Zusammenkünfte wird endlich, nicht ohne ängstliches Sträuben von seiner Seite, eine geheime Trauung verabredet, welche denn auch, einige Tage darauf, in aller Frühe in einer, mehrere Meilen davon entfernten Dorfkirche vollzogen ward.

Ein an ihre Mutter gerichtetes Billet, welches vom Stubenmädchen, das sie zum gemeinschaftlichen Frühstücke abholen sollte, auf ihrem Toilete-Tischchen gefunden und der versammelten Familie überbracht wurde, lautete naiv-lakonisch wie folgt: „Liebe Mama! Bitte, gerathen Sie nicht in Unruhe, ich bin nur ausgefahren, um mich zu verehelichen.“

Das ganze Haus geräth, wie sich denken läßt, in fieberhafte Bewegung; alle Nachbarn werden zur Verfolgung der Flüchtlinge aufgeboten, und Einer davon, dem das Dörfchen Birstal, welches vermuthlich so eine Art von Gretnagreen sein muß, sogleich einfiel, sprengte dahin. Bei seinem Eintritt in den Gasthof, worin sich das so eben von der Trauung zurückgekehrte Paar befand, sagte der Bräutigam ganz unbefangen zu ihm: „Guten Tag! Wären Sie eine halbe Stunde eher gekommen, so hätten Sie der Trauung beiwohnen können.“

Dieser stürzt aus dem Zimmer, und rennt zum Vicar, um sich von der Wahrheit des Vorgefallenen zu überzeugen. Auf die Versicherung desselben, daß die Trauung allerdings vorüber sei, ruft der Mann: „Und können Ew. Ehrwürden das, was sie gethan haben, nicht wieder annulliren?“ — „Ach, lieber Mann,“ erwiederte der Vicar, „wenn ich das könnte, würde ich die Hände vollauf zu thun haben!“ —

Mittlerweile waren die Eltern ebenfalls angekommen, welche die „trauernde, sich sträubende Braut“ ohne Umstände ergreifen, in den Wagen setzen ließen und mit ihr nach Hause fuhren.

Der Proceß, wer die junge Lady, welche erst kürzlich einen reichen Oheim in Amerika mit 20,000 Pfund beerbt hat, besitzen soll, schwebt vor den Gerichten.

Ein Genie im Gefängniß.

Das Genie bricht sich Bahn trotz Fesseln und Kerkermauern. — In einem Berliner Blatte wird folgende Geschichte erzählt, welche diesen Erfahrungssatz neuerdings bestätigt: „Vor ungefähr einem Jahre wurde in Helmstedt, auf die briefliche Anzeige eines auf der Wanderschaft begriffenen Handwerkers, ein junger Grobschmied als Mitglied einer Diebesbande und als Verfertiger der seit einiger Zeit in Helmstedt in Umlauf gekommenen falschen Münzen gefänglich eingezogen. Zwar läugnete er die Wahrheit dieser Beschuldigungen fortwährend, wurde dennoch aber, auf den Grund indirekter Anzeichen, nicht freigelassen. Er war schon früher als ein bedeutendes mechanisches Talent bekannt geworden, indem er sowohl zu seinem Gesellenstücke, statt der eigentlichen Gegenstände eines solchen, aus gewöhnlichem Schmiede-Eisen, das er selbst zu dem besten Stahl veredelte, eine Reihe ganz vortrefflich gearbeiteter chirurgischer Instrumente verfertigte und außerdem noch viele mechanische Künsteleien der auffallendsten Art herstellte. Die Langeweile seiner gefänglichen Haft zu mildern, benutzte er jenes Talent, und arbeitete zuerst in dem Innern des einen Fußes seiner alten, aus dem härtesten Eichenholze bestehenden Bank durch zwei, an dessen Seite gebrachte schmale Schnitte mit einem Messer drei, in einer Höhlung ganz frei liegende Kugeln aus, die viel größer waren, als jene Schnitte, welche in das Innere des Holzes führten. Den Gefangenen von solchen Unterhaltungen abzuhalten, entzog man ihm sein Instrument; es gelang ihm aber, sich eines Nagels zu bemächtigen, und nun begann er sein Meisterstück, welches wohl eine günstige Wendung seiner Verhältnisse veranlassen wird. Er nahm zuerst seine Bank und begann die untere rauhe Fläche derselben an den Ecken und Kanten des Ofens zu ebnen, zu glätten und so zu seiner beabsichtigten Arbeit vorzubereiten. Nachdem dieses geschehen war, gravirte er mit seinem geschärften, zugespitzten Nagel mehrere Scenen in jene Fläche ein. Einmal das Innere seines Gefängnisses mit allen seinen Einzelheiten, wobei er auch seine eigene Person darzustellen nicht vergaß; — dann die Verhörsscene; darin wieder sich selbst, den Verhörsrichter, in dessen Zügen und Stellung man die Wichtigkeit des Augenblickes erkennt, und über dessen Haupte ein aus Wolken ragender Arm eine Waage hält, den Aktuar, der auf das vorliegende Protokoll eben die Worte geschrieben hat: „Er leugnet!“ und den Gefangenwärter; die Portraitähnlichkeit der dargestellten Personen soll überraschend groß sein; und endlich ein Schaffot, von zahlreichen Menschengruppen umgeben und darauf sich selbst; im Hintergrunde die auf- oder untergehende Sonne, welche ihre Strahlen über das ganze Bild wirft. Sorgfältigkeit der Arbeit und Richtigkeit der Zeichnung sollen unübertrefflich sein. Jede dieser Gruppen ist überdem noch von einigen Versen begleitet, welche sich auf das Schicksal ihres Verfertigers beziehen und für seinen Geist ein sehr günstiges Zeugniß geben. Diese Arbeit war es, von welcher Se. Durchl. der Herzog von Braunschweig kürzlich bei Gelegenheit einer Jagd in der Umgegend von Helmstedt Nachricht erhielt. Er ließ sich dieselbe zeigen und war aufs Höchste davon überrascht. Dem Verfertiger ließ er ein Geschenk übergeben, bestimmte die Bank für das Braunschweiger Museum und ließ dieselbe sofort dahin führen, wo sie am 14. November eintraf. Das Ministerium mußte an das Kreisgericht den Befehl zu möglichster Beschleunigung der Untersuchung des Angeklagten ergehen lassen, und dieses wurde befehligt, den Erfolg nach Beendigung derselben Sr. Durchl. sofort mitzutheilen und, falls sich eine Schuld herausstellte, das Urtheil Sr. Durchl. vorzulegen.“ Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Herzog die künstlerische Ausbildung jenes reich begabten Talents bezweckt.

Ein englisches Testament.

In dem letzten Willen eines Hrn. James Sarjeant, welcher vor Kurzem zu Licester in England verstorben ist, kommt folgende merkwürdige Klausel vor, welche zwar in das Gebiet der unzähligen britischen Sonderlingslaunen gehört, nichts desto weniger aber häufige Nachahmung verdiente: „Da meine Neffen bis in den späten Morgen hinein im Bette zu faullenzen gewohnt sind, mein Wunsch aber dahin geht, daß sie sothane Bärenhäuterei ablegen und hinführo zur Zufriedenheit meiner Vermächtnißvollstrecker darthun mögen, daß sie Tag für Tag bei Zeiten aufgestanden, und sich entweder daheim beschäftigt oder im Freien ergangen haben, so bestimme ich hiermit Folgendes: Vom 5. April bis 10. October haben dieselben spätestens um fünf Uhr früh aufzustehen, und, wie eben erwähnt, eines oder das andere vorzunehmen und damit drei Stunden hindurch bis acht Uhr fortzufahren; vom 10. October bis zum 5. April hat dasselbe von sieben bis neun Uhr Morgens, also zwei Stunden hindurch zu geschehen. Geschieht dies, mit Ausnahme etwaigen Unwohlseins, durch die nächsten sieben Jahre nach meinem Hintritt nicht zur vollkommenen Zufriedenheit meiner Vermächtnißvollstrecker, so sollen besagte Neffen keinen Theil von meinem Nachlaß erhalten.“

Process Lesurques.
(Fortsetzung.)

Der Juwelier Legrand hatte, um die Wahrheit seiner Aussage so sehr als möglich zu bekräftigen, angegeben, daß er an dem fraglichen Tage, am 8. Floreal, vor dem Mittagsessen mit dem Zeugen Aldenof einen Juwelentausch vorgenommen habe; er erbot sich, sein Handlungsbuch kommen zu lassen, in welchem jener Tausch eingetragen sein müsse.

Das Buch wurde auf Befehl des Präsidenten herbeigeschafft, aber schon beim ersten Blick zeigte es sich, daß das Datum des von Legrand erwähnten Geschäftes verfälscht war. Ursprünglich war der 9. eingeschrieben, und an die Stelle der Zahl 9, welche ungeschickt wegradirt war, hatte man die Zahl 8 eingeschrieben. Dieser Entdeckung folgte eine Regung des Erstaunens, ja des Unwillens. Der Präsident drängte Legrand mit Fragen, und da dieser keine genügende Auskunft zu ertheilen vermochte, befahl er seine Verhaftung. Darüber erschrocken, verwirrt, stotternd, außer sich, nahm er seine erste Angabe zurück, erklärte, daß er nicht mit Sicherheit behaupten könne, Lesurques am 8. Floreal gesehen zu haben, daß er sein Buch abgeändert habe, um seiner Aussage zu Gunsten des Angeklagten mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, endlich, daß er von der Unschuld seines unglücklichen Landsmannes, der nur durch einen Irrthum des Gerichtes auf der Bank der Angeschuldigten sitze, so fest überzeugt sei, daß er entschlossen gewesen, ihn selbst durch einen Meineid vom Tode zu erretten.

Von diesem Augenblick an waren Richter und Geschworne aufs Stärkste gegen Lesurques eingenommen, alle schon für ihn abgelegten Zeugnisse erschienen als verabredete Erdichtungen, die übrigen Zeugen wurden kaum angehört, die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten hatte sich festgestellt.

Lesurques bemühte sich mit allen Kräften, den falschen Schein, der auf ihn gefallen war, und die vielen Umstände, die gegen ihn sprachen, aufzuklären. Die Verhandlungen wurden geschlossen, der öffentliche Ankläger stellte seine Anträge, die Geschwornen zogen sich in ihr Berathungszimmer zurück.

Da, im letzten Augenblicke, verlangt ein Weib in der größten Aufregung, der Präsident möge ihr ein kurzes Gehör verstatten. Sie könne, sagte sie, der Stimme ihres Gewissens nicht länger widerstehen, und wolle das Tribunal vor einem furchtbaren Irrthume bewahren. Vor den Präsident geführt, erklärte sie, sie wisse ganz genau, daß Lesurques unschuldig sei, und daß die Zeugen, durch eine auffallende Aehnlichkeit getäuscht, ihn mit dem wahrhaft Schuldigen, einem gewissen Dubosc, verwechselt hätten.

Das Tribunal, noch beherrscht von dem Eindrucke der Verhandlungen, ließ dieses Weib unberücksichtigt, welches Niemand anders war, als die Maitresse Couriol's, die Vertraute seiner geheimsten Gedanken, Madeleine Breban, die in dem Moment, wo das Urtheil gesprochen werden sollte, Couriol im Stiche ließ und seine Schuld verrieth, um Lesurques zu retten.

Madeleine Breban wurde nicht gehört.

Die Sitzung wurde wieder eröffnet und die Jury gab ihren Ausspruch: in Folge dessen Couriol, Lesurques und Bernard zum Tode, Richard zu 24jähriger Eisenstrafe verurtheilt, Guesno und Bruer aber freigesprochen wurden.

Kaum war das Urtheil verkündigt, so erhob sich Lesurques mit Ruhe und zu den Richtern gewendet, sagte er, „ich bin unschuldig an dem Verbrechen, für welches ich büßen soll. O Bürger, es ist schrecklich auf offener Straße zu morden, aber nicht weniger schrecklich ist es, einen Unschuldigen zu verdammen.“

Hierauf nahm auch Couriol das Wort und sagte: „Ja, ich bin schuldig und gestehe meine That ein; Lesurques aber ist unschuldig und Bernard hat keinen Theil an dem Morde.“

Diese Erklärung wiederholte er viermal und schrieb noch aus seinem Gefängnisse in einem Brief voll Schmerz und Reue an die Richter: „Ich habe Lesurques nie gekannt, meine Mitschuldigen sind Vidal, Rossi, Durochat und Dubosc. Die Aehnlichkeit Dubosc's mit Lesurques hat die Zeugen irre geleitet.“

Auch Madeleine Breban beeilte sich nach gefälltem Urtheile, ihre Erklärung nochmals vorzubringen und zwei Individuen bekräftigten, daß sie schon vor der Verurtheilung Lesurques gesagt habe, dieser habe nie mit den Schuldigen in Verbindung gestanden und sei das traurige Opfer seiner Aehnlichkeit mit Dubosc.

Die Erklärung Couriol's, welcher, indem er zugab, daß seine Verurtheilung gerecht sei, um einen Aufschub zu Gunsten Lesurques nachsuchte, klärte die Richter zuerst auf oder machte sie wenigstens schwankend. Man beeilte sich, vom Directorium einen Aufschub zu erlangen, und dieses, erschreckt über die fürchterliche Gefahr, welche über dem Haupte eines möglicherweise Unschuldigen schwebte, wandte sich an den gesetzgebenden Körper.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Im Laufe dieses Jahres sind in New-York nicht weniger als 66,086 Auswanderer angekommen. Der bedeutend größte Theil gehörte Großbritannien an, denn von dort wanderten allein 30,838 männliche Individuen ein; die zweite Stelle nimmt Deutschland mit 5069 männlichen Auswanderern ein, dann folgt Preußen (1127), andere Theile der Bundesstaaten (1072), Frankreich (668), die Schweiz (271) und Norwegen (286). Bei den Frauen findet beinahe dasselbe Verhältniß statt. Von den eingewanderten Männern konnten nur etwa 2 Drittheile irgend einen Stand oder Beschäftigung angeben. Es ist bereits öfter erwähnt, daß die Rückwanderung aus den Vereinigten Staaten nach England in diesem Jahre höchst bedeutend war.

(Signalement einer orientalischen Schönheit.) Haupt: wie der Berg Karmel. Haare: wie eine Heerde Ziegen, die auf dem Gilead geschoren sind. Augen: wie die Teiche zu Hesbon am Thore Bethrabbim. Wangen: wie ein Ritz am Granatapfel. Nase: wie der Thurm auf Libanon, der gegen Damaskus schaut. Lippen: wie Rosen, die mit fließenden Myrrhen triefen. Zähne: wie eine Heerde Schafe, die aus der Schwemme kommen und allzumal Zwillinge tragen. Hals: wie ein elfenbeinerner Thurm. Hände: wie goldene Ringe voll Turkissen. Länge: gleich einer Palme. Alter: Ewige Jugend. Besondere Kennzeichen: ist lieblich wie Jerusalem, schrecklich wie Heeresspitzen; ihrer Nase Geruch wie die Aepfel und ihre Kehle wie guter Wein.

— Als neulich die berliner Sing-Akademie Schneiders „Weltgericht“ aufführte, fragte ein Eckensteher seinen Collegen: „Na, Lude, jehst Du man heut in das Weltgericht von Schneider?“ — „Wie kommst Du man mich vor?“ entgegnete Lude; ich habe mit det Stadtgericht von wegen meines Schneiders so viel zu schaffen, daß ich für ein Weltgericht von einem fremden Schneider jar keinen Appetit verspüre.“

(Die drei verbündeten Fürsten in Paris.) Die nachstehende Anecdote wurde häufig von dem Kaiser Alexander erzählt. Im Jahre 1814, als die verbündeten Heere in Paris waren, pflegte der Kaiser von Rußland, der in dem Palaste Talleyrands wohnte, jeden Tag im strengsten Incognito früh einen Spaziergang in dem Garten der Tuilerien und von da nach dem Palais Royal zu machen. Eines Tages nun traf er mit seinen beiden Verbündeten zusammen und sie gingen mit einander nach der Rue St. Florentin, als ihnen ein Mann aus der Provinz begegnete, der wahrscheinlich erst vor Kurzem in der Hauptstadt angekommen war und sich da verirrt hatte. „Meine Herren,“ redete er die Fürsten an, „können Sie mir wohl sagen, wo die Tuilerien sind?“ — „Ja,“ antwortete Alexander, „folgen Sie uns, wir gehen auch dahin!“ Der Mann dankte und das Gespräch wurde fortgesetzt. Nach wenigen Minuten kamen sie an dem Palast an und da ihre Wege sich da schieden, nahmen sie von einander Abschied. „Noch etwas,“ setzte endlich der Mann aus der Provinz hinzu; „es würde mir sehr angenehm sein, wenn ich die Namen der Herren kennte, die so freundlich gegen mich gewesen sind.“ — „Sie haben gewiß von mir schon gehört,“ antwortete der Kaiser von Rußland, „ich bin der Kaiser von Rußland.“ — „Ein prächtiger Spaß,“ rief der Gascogner aus; „ein Kaiser! Und Sie?“ fragte er den zweiten, „wer sind Sie?“ — „Ich bin Ihnen wahrscheinlich auch nicht ganz unbekannt, denn ich bin der König von Preußen.“ — „Immer besser!“ antwortete der Mann; „und Sie?“ fragte er den Dritten. — „Ich bin der Kaiser von Oesterreich.“ — Der Mann lachte laut auf, bis Alexander zu ihm sagte: „Sie werden uns nun wohl auch sagen, mit wem wir die Ehre haben zu sprechen!“ — „Gewiß,“ antwortete der Mann, der sich stolz in die Höhe richtete und majestätisch davon ging „ich bin der große Mogul.“

(Launen des Zufalles.) Der Zufall, dieser närrische Geselle, hat doch manchmal die seltsamsten Einfälle. Dies zeigt sich namentlich bei seiner Vertheilung der Glücksgüter durch die Lotterie. Das große Loos ist schon mehrmals, so weit dies bekannt worden, unter einer Verkettung der sonderbarsten Umstände und Zufälligkeiten gewonnen worden. Diesen reiht sich wohl ebenbürtig die Art und Weise an, wie in jetziger letzter Ziehung der Berliner Lotterie ein Viertel des letzten „großen Looses“ (von 200,000 Thalern Gold) gewonnen worden ist. — Ein armer Candidat der Theologie in Cöln hatte seit einiger Zeit alle seine Hoffnungen auf die Lotterie gestellt. Mit Aufopferung war von ihm das Geld für die Loose geschafft, und darüber seine anderen dringendsten Zahlungen aufgeschoben worden. Etwa 14 Tage nach der vorigen Ziehung, in welcher er wieder — wie immer — durchgefallen war, ging ihm sein Stiefelputzer und Faktotum stark mit seiner Rechnung zu Leibe. Er hatte nicht allein schon mehrere Monate keine Bezahlung für die Aufwartung bekommen, sondern auch während dieser Zeit eine Menge von kleinen Auslagen gethan, wofür er trotz aller Erinnerung noch keine Wiederbezahlung erhalten hatte. Diesmal ging der Wichsier seinem Herrn nicht vom Leibe; er wollte sich nicht zum hundertsten Male vertrösten lassen; er sprach von seiner kranken Frau und seinen sieben hungrigen Kindern so rührend, daß dem Candidaten ganz weich ums Herz wurde. Aber mit dieser Rührung konnte er seine Schulden nicht bezahlen und alle seine Hilfsquellen waren erschöpft. Da fiel des Candidaten Blick auf das Loos zur letzten Ziehung. Es ist doch weggeworfenes Geld, ich gewinne doch nichts, dachte er, und mit raschem Entschlusse gab er dem Stiefelputzer das Loos und sagte: „Geld habe ich nicht, aber da verkaufe das, und mache Dich davon bezahlt, was noch fehlt, gebe ich Dir in bessern Zeiten.“ — Der Stiefelputzer ging in tiefem Sinnen fort — es war ein bedeutsamer Wink des Schicksals und er folgte ihm. Seine Frau und seine sieben Kinder mußten weiter darben und er behielt das Loos. Die Ziehung kam und bald anfänglich auch das große Loos, und es fiel ... auf die Nummer des Stiefelputzers. — Dieser hat aus Dankbarkeit seinen früheren Herrn, den Candidaten der Theologie, nun zum Hofmeister seiner Kinder genommen. (Freikugeln.)

— Daß die Gewohnheit eine Tyrannin ist, bewies der Maire eines französischen Dorfes neulich auf eklatante Art. Ein Kind von drei Jahren, dessen Eintragung in die Civilliste vergessen worden, wurde demselben vorgestellt. Treu seiner Gewohnheit schrieb der alte Praktikus: „Heute u. s. w. von dem und der wurde in gesetzlicher Ehe ein Kind von drei Jahren geboren.“

— In dem im Jahr 1705 von dem würtembergischen Kanzlei-Registrator Kirchgeßner herausgegebenen „tribunali Nemesis juste judicantis“ findet sich folgende Stelle, die auf die uralte zu jeder Zeit dagewesene Klage, daß die Jugend vorlaut sei und sogar alte erfahrene Leute belehren wolle, Bezug hat:

Fides ist geschlagen todt;
Justitia liegt in großer Noth;
Pietas die liegt in Stroh;
Humilitas schreit Mordio;
Superbia ist auserkoren;
Patientia hat den Streit verloren;
Veritas ist zum Himmel geflogen;
Treu und Ehr über Meer gezogen;
Frömmigkeit läßt man betteln schon;
Ehrlichkeit hat Spott zum Lohn;
Invidia ist wieder los;
Charitas erkalt und blos;
Tugend ist des Land's vertrieben;
Bosheit und Untreu drinnen blieben.
Kinder wollen die Alten lehren,
Heißt das nicht: die Welt verkehren?

— Als im vorigen Jahre in Berlin freier Eintritt in das Theater war, und die Vorstellung mit einem Chore endigte, schrie ein Hökerweib im Olymp: „Oh die Schlingel! jetzt singen sie uns zum Possen jar alle uf eenmal, det se eher fertich werden!“

Pariser Modenbericht.

Ein Band auf diese oder jene Art zu tragen, den Fichu zu knüpfen, eine Kette um den Hals zu werfen, oder sie an dem Gürtel zu befestigen, ist wenig und unbedeutend, möchte man meinen, aber doch erkennt man die vornehme Dame nicht an dem Cashmir-Schawl, der sie schmückt, nicht an ihrem Sammetkleide, sondern an unbedeutenden Kleinigkeiten, an sogenannten Phantasien.

An die Spitze dieser Phantasien stellen wir den Camail und Ueberwurf. Der erstere muß sehr groß, von Levantin, von Atlas, von Casimir oder Sammet, bisweilen mit Pelz, gewöhnlich mit Posamentiearbeit besetzt sein. Auf schwarzer Levantine sieht die matte Posamentirarbeit sehr hübsch aus, wie auch auf Casimir. Zu Atlas und Sammet paßt der Pelz besser, doch sieht eine Borte auf dem einfach schönen Sammet auch recht gut aus. Die kleinen Mäntel von rosa, gelbem oder violettem Atlas, mit Pelz besetzt, werden meist zu Abendtoiletten getragen. Der Casimir erfordert ziemlichen Putz, wird er nicht zu einem sehr frischen Kleide getragen, nicht zu einem etwas koketten Hute, so sieht er gemein aus.

Die Langshawls, die eine sehr schöne Herrschaft gehabt haben, sind verschwunden, nur die von Sammet und Cashmir haben sich noch erhalten. Als Cravatten hat man englische Foulards, gestreifte Seide, die entweder sehr hellfarbig oder sehr matt sind. Eine solche Cravatte mit ponceaurothen und weißlichen Streifen sieht gut zu Gesicht, auch trägt man welche mit sehr kleiner Schleife; sie sind von schwarzem Taffet, von blauem, orange oder weißem Foulard. Bisweilen steckt man diese Cravatte mit einer Doppelnadel fest.

Die Bänder nehmen einen nur sehr geringen Raum in der Toilette ein, als Gürtel nämlich mit langen Enden an den Abendkleidern und als Fontange-Schleifen am Schneppenleibchen oder auf der Mantille. Doch trägt man sie auch gern auf Häubchen, wo sie meist in zwei Farben sind.

Die Täschchen sind wieder Mode geworden; sie sind von Cashmir, von Sammet, von Band, klein und durch Schnuren zusammengezogen, an denen längliche Troddeln hängen.

Den geehrten Lesern des **Gutenberg**, welche erst in diesem abgelaufenen IV. Quartale dem Abonnement beigetreten sind, diene hiermit zur Nachricht, daß von diesem Jahre 1842 von den drei vorhergehenden Quartalen, dem I., II. und III., nur noch **neun** Exemplare übrig sind, daher nur noch 9 von den Abonnenten des letzten IV. Quartals Gelegenheit geboten ist, sich einen **ganzen Jahrgang** zu verschaffen. Die drei Quartale werden etwas billiger abgelassen. Das IV. Quartal und die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Expedition, Petersstraße Nr. 31/58 I. Etage.

Inhalt.

Zweites Quartal.

Drittes Quartal.

Viertes Quartal.

Expedition: Peterstraße Nr. 31/58. H. Franke, Commissionair. Man abonnirt bei allen Postämtern u. soliden Buchhandlungen.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

K. Schuchard 1839



Österreichische Nationalbibliothek
+Z175661909

